Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/globusillustrie1218unse_0

Globus.

XII. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

Zwölfter Band.

Deutsche Kolonialgesellschaft BERLIN

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1867.

THE GETTY CENTER

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Die drei großen Volkergruppen in Europa. Von Karl Andree. Die Slaven 10; die Romanen 43; die Germanen 73.

Das Reisen in Deutschland vor hundert Jahren von E. Boll. 142.

Die Handelsflotte Deutschlands. 252.

Die Insel Rügen von E. Boll. 308.

Die oldenburgischen Ziegelbrennereien von Fr. Ewald. 246.

Das obere Kremsthal von Fr. Brinkmann. 52.

Aus dem obern Steyerthal von Fr. Brinkmann. 174.

Franken in Pommern. 61.

Rockengänge, Lichtenabende und der Andreasabend in Schlesien von Rud. Drescher. 281.

Großbritannien. Steinkohlenförderung. 95. 381. — Häringsfang an der schottischen Küste. 256.

Das Eisteddfod in Wales. 152.

Abnahme der Bevölkerung in Irland. 285.

Kirchen und religiöse Secten. 223. — Die Quäker. 159.

Skandinavien. Die Lappmarken Schwedens von C. J. Frisch. 107. — Nordische Runen. 188.

Frankreich. Die Finanzlage. 63. — Fluß- und Canalsystem. 160. — Centralisationssystem. 160.

Spanien. Der andalusische Tabulettenkrämer. 341.

Italien. Zur Civilisation des Landes. 94.

Die Verwirrung in Italien. Von Karl Andree. 269. 299. 336.

Corruption der Beamten. 224.

Die Ausfahrten des Papstes. 351. — Zur Statistik von Rom. 381.

Streifzüge in Sicilien. 194.

Skizzen aus Siebenbürgen von Alb. v. d. Gabelentz. 209. 234. — Die Turopolyer in Croatien. 124.

Zustände in Griechenland. 64. — Das Volk auf Candia. 83. — Ein Urtheil über Candia. 158.

Consul von Hahn's neue Reise in Albanien. 191.

Eine Fahrt nach der Walachei. 19. — In der Walachei. 289. 322. — Aberglauben und Sprüchwörter bei den Walachen. 382.

Die Haiducken in Bulgarien. 284.

Aus dem serbischen Volksleben von A. Leist. 147. 181.

Rußland. Verrussung der polnischen Bauern. 285. — Die Altmoskowiter. 221. — Zur Sittengeschichte. 222. — Sectenwesen. 285. — Die Selbstverbrennersecte. 32.

Aus Volhynien. 221. — Seebad Dubbeln in Livland. Volkszahl in den Städten Livlands. 96.

Jahresmesse von Irbit. 128. — Nichtrussische Bevölkerung des Gouvernements Archangel. 192.

Die slavischen Sprachen von Rudolf Rost. 80. 105.

Asien.

Einblicke in den osmanischen Orient (Bagdad). 111. 211. 368.

Reise im Libanon von J. W. 311. 329.

Seefahrten der Mekkapilger. 217.

In Persien und Turkestan. 161.

Hermann Vambery's Wanderungen und Erlebnisse in Persien. 374.

Indien. Europäische Einflüsse. 63.

Geographische Schilderung des Himalaya von Rob. v. Schlagintweit. 1.

Calcutta von Rob. v. Schlagintweit. 150. 179.

Die indischen Kulis auf Ceylon. 287.

Die Zinninsel Billiton im Archipelagus von D. Herklotz. 303.

Verfall von Birma. 93. — Project einer Eisenbahn vom Irawaddy nach Yunnan in China. 220.

Ein Besuch beim Könige von Siam. 93.

Verkehr von Bangkok in Siam. 31.

Das französische Cochinchina. 30. 127.

China. Mausoleen der Kaiser aus der Ming-Dynastie. 339.

Die Mohammedaner in China. 223. 269. — Der Geheimbund der Ko lau huei. 351. — Die Fingerverbrenner. 93.

Europäische Wissenschaft in China. 28.

Statistik der chinesischen Schriftzeichen. 57.

Leihebibliotheken. 287.

Aus dem chinesischen Leben. 114. — Eine Bauernfehde. 382.

Verbesserung des Münzsystems. 128.

Der große Kaisercanal im Verfall. 381.

Expeditionen auf Formosa. 365.

Formosa und die Nordamerikaner. 255.

Beiträge zur Kunde von Japan. 226. 257.

Aus dem Inselreiche des Sonnenaufgangs. 49.

Eine japanische Zeitung. 64.

Gastrollen japanischer Gaukler. 94. — Volksschulen. 128. — Missionswirren. 224.

Russisches Asien. Aus der Provinz Turkestan. 145. 284.

Periodisches Verschwinden des Aralsees. 279.

Bildungsanstalten in Sibirien. 286. — Mammuthelfenbein. 256. — Goldausbeute. 95.

Ein deutscher Kaufmann auf Sachalin. 213. 272. 279.

Aus dem Kaukasus von Adolf Bastian. 363.

Eisenbahn von Poti nach Tiflis. 288.

Afrika.

Ein ägyptisches Dorf am Nil. 49. 78.
Ein Koptendorf. 205.
Suezcanal. 128.
Auf dem Marktplatze zu Yamina am Niger. 89.
Gerhard Rohlfs Reise von Kuka nach Lagos. 26.
Lukodscha am Niger. 26.
Die Eidechse als Fetisch im Nigerdelta. 256.
Anthropophagie im Nigerdelta. 380.
Der Investigator auf dem Niger. 380.
Karl Mauch's Reisen in Südafrika. 156.
Die Nama-Hottentoten von Theophilus Hahn. 238. 275. 304. 332.
Liberia. 128. — Präsident Boyce. 160.
Algier, der Hafen. 384.
Die christlichen Gefangenen in Abyssinien. 60.

Nordamerika.

Whymper's Erforschung des Innern von Grönland. 27. 377.
Die Conföderation der britischen Colonien. 349.
Goldgruben in Canada. 31.
Beinamen verschiedener Staaten in der Union. 159.
Das Territorium Alaska. 254. 319.
Territorium Arizona. 62.
Das Aufblühen von San Francisco, 319.
Dampfer von San Francisco nach Honolulu. 253.
Die Zeitungspresse an der Westküste. 159.
Skandinavier in den Vereinigten Staaten. 95.
Einwanderung. 29. — Auswanderung nach Honduras. 160.
Volksmenge zu Ende 1866. 29.
Staatsschulden. 128.
Schulden der Stadt Neuyork. 63.
Abnahme der Rhederei. 30.
Brandschäden. 128.
Das Postamt in Neuyork. 288.
Hängebrücke über den Castriver. 96.
Der Indianerkrieg. 121.
Zigeuner in Ohio. 160.
Ein Vehmgericht in Montana. 185.
Memphis in Tennessee. 191.
Armuth in Georgien. 192.
Das chinesische Votum in Californien. 253.
Die Nordamerikaner und die Insel Formosa. 225.
Zinnlager in Missouri. 128.
Seidenbau in Californien. 128.
Corruption und Verschwendung der Congreßmitglieder. 192. 287.
Negeranbeter im Yankeelande. 94.
Negerstimmrecht in Washington. 32. — Das Negerstimmrecht. 288.
Vernegerung der Südstaaten. 127.
Tyrannische Behandlung der Südstaaten. 352.
Soldatenwillkür gegen den Süden. 252.
Adventisten und Geisterseher. 160. 251.
Die Fanatiker des Wassertrinkens. 252.
Sonntagsgesetze. 32.
Sabbathgesetze in Californien. 252.
Strafen für Sabbathübertretung. 288.
Ein Preiskampf. 157.
Blutige Zeiten in Neuyork. 64.
Zeitungsstil. 160.

Central- und Südamerika.

Unruhen und Revolutionen. 378.
Ein Rückblick auf Mexico. 24.
Auf der mexicanischen Halbinsel Yucatan. 317.
Religiöse Erweckungen in San Salvador. 192.
Die Insel St. Thomas. 347.
Die Sklavenemancipation auf St. Croix und die Abolitionisten. 93.
Auf dem Isthmus von Panama, von Theodor Kirchhoff. 370.
Die Küstenregion von Guyana. 97. 130.
Buschneger und Galibis in Guyana. 14.
Venezuela, Goering's Reise in. 155. — Handel. 155. — Aus Caracas. 192.
Quito, die Hauptstadt von Ecuador. 353.
Peru. Petroleum bei Tumbez. 128. — Aufreizungen des Clerus. 192. — Revolution in Arequipa. 378. — Die Quecksilbergruben von Huanca velica. 352.
Bolivia, Straßenbau in 96.
Argentinische Länder. Wollausfuhr und Zahl der Schafe. 320. — Handelsbewegung am La Plata. 221. — Cannelkohle in Mendoza. 352. — Fleischextract in Fray Bentos. 352.

Australien und Oceanien.

Fortschritte der australischen Colonien. 159. 236.
Fortschritte von Victoria. 29. 320.
Zur Grubenstatistik von Victoria. 62.
Der Mount Gambier vulcanisch. 320.
Neuseeland und dessen Zustände. 85.
Ein improvisirter König auf den Pelew-Inseln. 59.
Zustände auf Otaheiti. 60.
Menschendiebstahl in der Südsee. 94.
Besteigung des Vulcans Kilauea auf Hawaii. 249.
Brooks Island im nördlichen Stillen Ocean. 284.

Zur Völkerkunde.

Völkerpsychologie und Literatur. 120.
Ueber den Ursprung der Civilisation. 186.
Entwickelung der Civilisationsstufen. 361.
Der Mensch kein unbedingter Kosmopolit. 382.
Mythologische Vorstellungen bei uncivilisirten Völkern. 243.
Aberglauben und Sprüchwörter bei den Walachen. 382.
Die slavischen Sprachen von Rudolf Nost. 80. 105.
Nordische Runen. 188.
Skandinavische Runen am Potomac. 125.
Ein Keltencongreß. 192.
Das Eidsteddfod der Waliser. 152.
Zigeuner in Ohio. 160.
Die schwedischen Ansiedler in Lappmarken. 107.
Aus dem serbischen Volksleben von A. Leist. 147.
Die Waldgräber bei Unterlunkhofen im Canton Aargau. 251.

Weltverkehr.

Die Dampferlinie zwischen Californien, Japan und China. 17. 62.
Dampfer von San Francisco nach Honolulu. 192. 253.
Postdampfer zwischen Australien und Europa. 236.
Dampfschifffahrt durch die Magellansstraße. 380.
Postamt in der Magellansstraße. 31.
Seefahrten der Mekkapilger. 217.
Zeichensprache auf dem Ocean. 84.
Kohlenstationen für Dampfer in der Südsee. 62.
Die Messageries imperiales. 95.
Der Suezcanal. Kosten. 128. — Die Compagnie. 254.
Schifffahrt auf dem Amazonenstrome. 380.
Schifffahrt auf dem La Plata. 380.
Der Colorado als Handelsstraße. 380.
Der Kaisercanal in China. 381.
Korallenfischerei im Mittelländischen Meer. 96.
Perlenaustern im Golfe von Panama. 96.
Die nordische Großfischjägerei von Dr. Mehwald. 139. 172. 203.
Telegraphenhäringe in Norwegen. 127.
Häringsfang an der schottischen Küste. 256.
Die nordamerikanische Weltbahn. 30. 320. 346.
Brasilianische Bahnen. 219.
Verkehr auf der Panamabahn. 30. 381.
Project zu einer Bahn aus Birma nach dem südwestlichen China. 220.
Bahn von Candy nach Colombo auf Ceylon. 63.
Bahn von Poti am Schwarzen Meere nach Tiflis in Georgien. 288.
Handelsbewegung in den La-Plata-Staaten. 220.
Verkehr von Bangkok in Siam. 31.
Abnahme der Rhederei Nordamerikas. 31.
Die Handelsflotte Deutschlands. 252.
Rettungsanstalten an der schwedischen Küste. 91.
Silberabzug aus Europa nach Ostasien. 58.
Abzug der Edelmetalle nach Asien. 207.
Neue Gold- und Silberfunde. 62.
Die Silbergruben in Nevada. 381.
Zinn in Missouri. 38.
Privatgoldausbeute in Sibirien. 95.
Die Steinkohlenproduction 1866. 285.
Kohlen in Großbritannien. 95. 381.
Die australische Kohle im Welthandel. 381.
Zur Statistik der Auswanderung. 255.

Vermischte Mittheilungen.

Auffallende Entdeckung an ägyptischen Mumien. 28.
Ein Ungeheuer im Meere. 56.
Der Epiornis auf Madagaskar. 192.
Die Eidechse als Fetisch im Nigerdelta. 256.
Alligatoren auf der Eisenbahn. 28.
Die Geistlichkeit in Rom. 381.
Praxis der italienischen Briganten. 224.
Das Zeitalter der Kugelspritze. 224.
Wie das Skalpiren thut. 287.
Zunahme des religiösen Wahnsinns in Californien. 288.
Wie die freien Neger das Stimmrecht verstehen. 288.
Die Kaiserin von Marokko und die Blutmischung. 222.
John Bull und die farbigen Leute. 384.
Ein Prairiefeuer in Nordamerika. 351.
Die Herbststürme 1867. 383.
Ein Tornado am Rio Grande. 345.
Unterseeischer Vulcan bei den Azoren. 160.
Das gelbe Fieber in Nordamerika. 285.
Das Fieber auf Mauritius. 31.
Wildes Zuckerrohr in Nevada. 351.
Grasschwämme bei den Bahama-Inseln. 224.
Nachtheile der Entwaldungen. 256.
Ameisen in Brasilien. 315.
Petroleum an der Petschora. 320.
Pferdekrankheit auf der Insel Marajo. 383.
Zur Statistik der Selbstmorde. 224.
Chinesische Leichen als Frachtgut über See. 64.
Umwandelung in den chinesischen Mundarten. 379.
Eine Bauernfehde in China. 382.
Europäische Wissenschaft in China. 28.
Die Sturmsignale des Admirals Fitz Roy. 31.
Zeichensprache auf dem Ocean. 84.
Ein Postamt in der Magellansstraße. 31.
Zur Statistik der Auswanderung. 255.
Eine Indianerlady. 288.
Spaziergang von Vera Cruz nach Memphis. 288.

Gerhard Rohlfs. 26. 380. — Dr. Robins auf dem Niger. 27. — Whymper. 27. 377. — Richard Burton. 62. — Lagrée in Cochinchina. 127. — Anton Goering in Venezuela. 155. — Karl Mauch in Südafrika. 156. — Agassiz. 160. — Von Hahn in Albanien. 190. — Der Fuchsjäger Richardson. 192. — Hall, der Polarreisende. 284. — Livingstone. 319.

Illustrationen.

Europa.

Krater des Monte Frumento. 194.
Basis des Frumento-Kraters. 195.
Der Kastanienbaum de la Nave am Aetna. 197.
Amphitheater in Syracus. 199.
Tempel des Castor und Pollux in Agrigent. 200.
Theater in Syracus. 201.
Papyrus auf Sicilien. 202.
Donauufer; bulgarisches Dorf. 20.
Walachisches Dorf. 21.
Am walachischen Ufer. 22.
Ein Birdsch. 22.
Wie man in einen Birdsch steigt. 22.
Ein walachischer Gasthof mit Kirche. 23.
Bauer in der Walachei. 23.
Die Hora, walachischer Tanz. 290.
Die Landschaft zwischen Dschurdschewo und Bucharest. 292.
Ansicht von Bucharest. 293.
Kirche in Bucharest. 295.
Hotel Manuk, ein Chan in Bucharest. 296.
Jude in Bucharest. Butikenhalter in Bucharest. 298.
Ein Brunnen bei Bucharest. 321.
Ein Postrelais in der Walachei. 322.
Walachischer Postillon. 323.
Schmiede eines Zigeuners. 324.
Eine Bojarin. 325.
Walachischer Bauer im Staat. 326.
Walachische Bäuerin im Putz. 327.

Asien.

Der Kandschin dschinga im östlichen Himalaya. 1.
Hängebrücke im Tarai. 3.
Rastplatz auf einer Hochebene im Himalaya im westlichen Tibet. 5.
Der See von Srinaggar in Kaschmir, von Norden her gesehen. 7.
Der See von Srinaggar in Kaschmir, von Süden her gesehen. 8.
Chinesische Flüchtlinge in Schanghai. 115.
Der Reiterfeldherr San ko lin sin. 116.
Kaiser Hien fung, gestorben 1861. 117.
Hinrichtung des Mandarinen Su tschuen in Peking 1861. 119.
Rattenverkäufer in Peking. 120.
Die Gräbertempel der Mingdynastie in China. 340.
Japanischer Seiler. Ein Goldarbeiter. 225.
Verfertiger von Visitenkarten. Fächermacherinnen. Verfertiger lackirter Hüte. Spiegelpolirer. 226.
Japanischer Handwerker in Winterkleidung. 227.
Offizier und Kriegsleute in Japan im dreizehnten Jahrhundert. 228.
Ein Lanzenträger des Siogun. 229.
Ein Bogenschütze des Siogun. 230.
Feldlager auf einem Berge. 231.

Eine Glocke in Kioto. Heiliger Schlüssel und Hammer. 232.
Japanische Gräber. 257.
Ein buddhistischer Tempel in Nangasaki. 258.
Leichenacker in Nangasaki. 259.
Trauerfeier im Tempel. 260.
Leichenfeierlichkeiten im Hause. 261.
Der Höllenrichter. 263.
Bonze höhern Grades. 264.
Betende Bonzen. 265.
Das Refectorium in einem Bonzenkloster. 266.
Verehrung eines buddhistischen Oberpriesters. 267.
Thurm auf den Ruinen des alten Rhages. 162.
Begräbniß eines Parsi. 163.
Die Begräbnißstätte der Parsis bei Teheran. 164.
Laskerd, das Thurmdorf. 165.
Zeltlager der Turkomanen. 167.
Turkomanische Musikanten. 168.
Turkomanische Gefangene auf dem Wege nach Teheran. 170.
Schlucht und Festung Arderbend. 171.
Ein Chaldäer. Eine Chaldäerin. 370.

Afrika.

Aegyptisches Dorf am Nil. Segelboote. 50.
Eine Nilbarke für Reisende. Ballas. Gädns. Dorf im mittlern Aegypten. 51.
Schechengrab. Gräber ägyptischer Fellahs. 78.
Aegyptisches Kornmaß. Aegyptische Löffel. Aegyptische Thongefäße. 79.
Das Koptendorf auf Gebel-el-Teir in Aegypten. 205.
Auf dem Marktplatze in Jamina am obern Niger. 89.
Ein Ungeheuer im Meere. 56.

Amerika.

Hütten der Galibis-Indianer. 14.
Der Große Mann, Häuptling der Bonis. 15.
Ansicht von Cayenne, vom Fort St. Michel aufgenommen. 98.
Die Rhede von Cayenne. 99.
Der Palmenplatz in Cayenne. 101.
Mulattin in Cayenne. 102.
Einwohner von Cayenne. 103.
Hütten der freigelassenen Sträflinge in Cayenne. 130.
Kaimans auf der Insel Casfesoca. 132.
Trigonocephalus atrox in Guyana. 133.
Die Krabbenspinne. 134.
Skolopender in Guyana. Der Riesenskorpion in Guyana. Ein Yule in Guyana. 135.
Der Surinamfluß. 136.
Negerinnen in Surinam. Negerinnen bei einer Prozession. 137.
Ein schwarzar Musikant in Surinam. 138.
Yahuas-Indianer am obern Amazonas. 34.
Der Bayente-Tanz bei den Yahuas. 35.
Bereitung des Pfeilgiftes bei den Yahuas. 36.
Indianer auf dem Anstande. 37.
Schlafzimmer in der Mission San José. 38.
Cochiquinas am rechten Ufer des Amazonas. 39.
Mayorunas-Indianer. 40. 41.
Marahua-Indianer. 42.
Nuestra Senora de Loreto. 66.
Piroge der Ticunas auf dem Atacoari. 67.
Ticuna-Indianer. 68.
Geißeltanz bei den Ticunas-Frauen. 69.
Maskentanz der Ticunas. 70.
Der Amazonenstrom reißt die Insel Jahuma fort. 72.
Auf der mexicanischen Halbinsel Yucatan. 317.
Ansicht von Quito. 354.
Eine Vorstadt in Quito. 355.
In Quito. 356.
Verschiedene Volkstypen in Quito. 358.
Eine Vorstadt in Quito. 360.

Der Kandschin dschinga im östlichen Himalaya.

Geographische Schilderung des Himalaya.

Von Prof. **Robert v. Schlagintweit.**

Die Wohnung des Schnees. — Geschichtliche Angaben über den Himalaya und dessen Erforschung. — Die Schneegrenze. — Mangel an Vorbergen. — Das Sumpfland Tarai, dessen Pflanzenwuchs und Thierleben. — Ansichten des Hochgebirges. — Sommerdörfer. — Das Thal von Kaschmir und der See von Srinaggar. — Das Bhagirathithal als Fels- und Bergwildniß. — Riesenfichten. — Klima; Gesundheitsstationen. — Bedeutung des Himalaya für die Cultur.

Der Versuch, eine geographische Schilderung des Himalaya, eines der mächtigsten bis jetzt bekannten Gebirge unserer Erde, zu entwerfen, dürfte durch den Umstand gerechtfertigt erscheinen, daß mir das Glück und die seltene Gelegenheit zu Theil ward, im Vereine mit zwei Brüdern, von denen der eine leider seinem wissenschaftlichen Drange zum Opfer fiel, den Himalaya nicht nur nach den verschiedensten Richtungen zu durchziehen, sondern auch wiederholt zu übersteigen, und zwar mehr als einmal auf Wegen, die vor uns nie ein Europäer betreten hatte.

Der Himalaya, wörtlich übersetzt „die Wohnung des Schnees“, der im Süden an ein schon seit den ältesten Zeiten berühmt gewordenes und vielfach besuchtes Ländergebiet anstößt, nämlich an Indien, war theilweise schon den Bewohnern des letztgenannten Landes, den Hindus, bekannt. Bereits in Menu's Gesetzbuch, dessen Abfassung etwa um das Jahr 1280 vor Christus fällt, wird des Himalaya Erwähnung gethan; wiederholt wird er in anderen alten indischen Schriften als Kailasa besungen. Sei es nun, daß das kolossale Gebirge mit seinen zahlreichen, himmelanstrebenden Gipfeln eine mächtige Wirkung auf die für großartige Natureindrücke leicht empfänglichen Hindus ausübte, sei es, daß sie nicht wußten, auf welche Weise sie ihren Dank für die segenspendenden Gewässer bethätigen sollten, die in unendlicher Menge von den Höhen herabströmten und über Indiens ausgedehnte Ebenen sichtbarlich Fruchtbarkeit ausgossen: genug, so viel steht fest, daß die reichhaltige indische Mythologie in des Himalaya erhabene, schneebedeckte Gipfel, in seine wildtosenden Flüsse, in seine heißen Quellen den Wohnsitz einer Unzahl von Gottheiten verlegt hat. Die erfinderische, erregbare und leichtbewegliche Phantasie der frommgläubigen Hindus trug wesentlich dazu bei, daß nur wenige es wagten, die dunkeln, tiefen Geheimnisse des göttlich verehrten, schwer zugänglichen Gebirges enthüllen zu wollen.

Der Himalaya blieb daher Jahrhunderte hindurch wie für Europäer so auch für die Hindus verschlossen. Europäische Völkerschaften lernen ihn theilweise kennen durch Alexander des Großen Feldzug im Jahre 327 vor Christus. Die Schriftsteller Alexander's beschreiben dieses Gebirgsland und bezeichnen es als Imaos, Emodus oder Paropamisus. Des Himalaya Kenntniß erweitert sich durch die Einfälle der Mohammedaner nach Indien, die ebenfalls der von Alexander früher gegangenen Straße nachzogen, was von manchen neueren Geschichtsschreibern als etwas höchst

Merkwürdiges betrachtet wird, aber gewiß mit Unrecht. Denn wir müssen berücksichtigen, daß schon zu Alexander's Zeiten indische Producte nach Persien und Griechenland kamen, und daß von jeher der Handel nicht nur die kürzesten, sondern auch die für Karawanen und eben deshalb auch für Heere zugänglichsten Wege wählte.

Erst der neuern christlichen Zeit verdanken wir eine nähere eingehendere Kenntniß des Himalaya. Die ersten Versuche, in das Gebirge einzudringen, gingen von Missionairen aus und zwar zunächst von Jesuiten, denen mehrere höchst glückliche Umstände das auch noch zu jener Zeit so schwer zugängliche Gebirgsland eröffneten. Der lehrbegierige, tolerante Moghulkaiser Akbar der Große (regierte von 1605 bis 1627) unterstützte nach Kräften das Bestreben der Missionaire, in den Himalaya vorzudringen. Seinem mächtigen Einflusse ist es zu danken, daß der Portugiese Pater Antonio de Andrada, ein kenntnißreiches Mitglied der Gesellschaft Jesu in Indien, im Jahre 1624 eine Anzahl Hindupilger begleiten durfte, deren Absicht es war, von Delhi aus einige der im Quellengebiete des Ganges gelegenen, ungemein heilig betrachteten Orte zu besuchen.

Außer Andrada ist noch der Missionair Pater Tieffenthaler aus Tirol zu nennen, der aus fünfjähriger, eigener Bereisung einzelne Landschaften des Himalaya kennen lernte und diese im Jahre 1766 beschrieb.

Im Anfange unsers Jahrhunderts traten an die Stelle der Missionaire wissenschaftlich gebildete Männer, unter denen ich Colebrook, Hamilton, Raper, Hodgson und Webb hervorhebe. Die Aufgabe, welche sie lösen wollten, war eine äußerst schwierige; denn in der damaligen Zeit war der Himalaya eine so vernachlässigte, so wenig bekannte Gegend, daß er, wie Ritter mit Recht bemerkt, im vollen Sinne des Wortes gleichsam neu zu entdecken war.

Den soeben genannten Himalaya-Reisenden widerfuhr übrigens das traurige, beklagenswerthe Schicksal, daß manche ihrer Berichte — deren Richtigkeit jetzt allgemein anerkannt ist —, daß manche ihrer Beobachtungen und Messungen anfangs sowohl in Indien als auch in Europa ebensowenig Glaubwürdigkeit fanden, wie ihre Entdeckung des eigenthümlichen, sonst nirgends nördlich vom Aequator beobachteten Phänomens, daß die Schneegrenze an dem nördlichen Abhange des Himalaya höher hinaufreicht, als an dem südlichen. Es entstanden heftige, wissenschaftliche Controversen, die sich, beiderseits mit gleichem Eifer geführt, längere Zeit fortsetzten. Als nun in neuerer Zeit durch die von Jacquemont, Hügel, Hooker, Cunningham, die Brüder Strachey, Vigne und Thomson während der Jahre 1830 bis 1848 gemachten Reisen der Himalaya wiederholt überstiegen wurde, als sich nördlich von ihm auch noch Gebirge vorfanden, statt Ebenen, wie man erwartet hatte, da erkannte man zwar einerseits, daß der Himalaya als solcher, so ausgedehnt er auch ist, das große Gebirge von Hochasien nicht bilden könne, allein andererseits schien es fast unmöglich, das scheinbare Gewirre von Gipfeln, Kämmen, Thälern, Pässen, Ausläufern und Verzweigungen eines Gebirgslandes in ein übersichtliches System zu bringen, welches sich so mächtig, so ausgedehnt zeigte, daß es kein Ende nahm, wie tief auch in dasselbe eingedrungen wurde. Die kolossalen Eis-, Schnee- und Firnmassen und die zahllosen mit blendend weißem Schnee bedeckten Gipfel, an deren Fuße reißende Flüsse, gewundene, oft schluchtenartig sich verengende Thäler rauschend und brausend mit donnerartigem Getöse hindurchzogen, erschienen als ein unentwirrbares Chaos.

Wir drei Brüder nun, denen — wenn es mir gestattet ist, Humboldt's Worte zu citiren — die Kühnheit geglückt ist, das Hochasien bildende Gebirge als die ersten Europäer seiner ganzen Breite nach zu übersteigen, haben uns davon überzeugt, daß Hochasien aus folgenden drei großen Hauptgebirgsketten besteht, nämlich:

1) Aus dem Himalaya.
2) Aus dem Karakorum.
3) Aus dem Künlün.

In der vorliegenden Schilderung habe ich mich ausschließlich mit dem Himalaya zu beschäftigen, also mit der südlichsten Kette des hochasiatischen Gebirgslandes. Auf Karten, die im Anfange dieses Jahrhunderts erschienen sind, findet sich statt Himalaya theils Himaleh, theils Hemalea aufgeführt. Bei älteren indischen Geographen wird das Gebirge auch Himatschal, Himadri, Himavat und Himavant genannt. Die richtige Aussprache lautet Himálaya und nicht Himaláya. Aber nicht uns Brüdern, sondern dem Baron Hügel, der insbesondere Kaschmir bereiste, gebührt das Verdienst, zuerst auf die richtige Aussprache dieses Namens aufmerksam gemacht zu haben, die sich jetzt immer mehr und mehr verbreitet.

Betrachten wir die allgemeine Lage und Richtung des Himalaya. Im Ganzen und Großen streicht er von Osten nach Nordnordwesten. Im Süden des Gebirges breiten sich Indiens ausgedehnte, fruchtbare Ebenen aus; im Norden liegt Tibet. An den Endpunkten seiner Längenausdehnung ist der Himalaya im Osten von dem Brahmaputra-, im Westen von dem Indusflusse begrenzt. Wenn auch dann der Charakter eines Hochgebirges endet, wenn sich auch dann der Himalaya mit dem Karakorum und dem Künlün so innig verbindet, daß die einzelnen Ketten ebensowenig mehr unterschieden werden können, wie in einem ausgebreiteten, vielverzweigten Flußdelta der eigentliche, ursprüngliche Hauptstrom, so ist trotzdem das Gebirge keineswegs verschwunden, denn noch setzen sich Ausläufer fort mit Gipfeln, von denen einige wenige selbst die Höhe von 15,000 Fuß erreichen. Diese Ausläufer erstrecken sich sowohl in östlicher als auch in westlicher Richtung. Im Osten ziehen sie sich bis tief in das Innere von China hinein; allein weder über ihre allgemeine Richtung, noch über ihre Höhe ist bis jetzt irgend etwas Bestimmtes bekannt. Wir wissen nur, daß sich in ihnen der Gri-Gipfel befindet *), welcher sich etwa 15,000 englische Fuß hoch erhebt.

---

*) Die geographische Configuration des Himalaya ist durchaus verschieden von jener Tibets, des Karakorum und des Kuen lun (Künlün); auch hat er kein Plateau und nur wenige Seen. Herr R. v. Schlagintweit hat in E. Behm's ganz vortrefflichem geographischen Jahrbuche für 1866 (Gotha, bei Perthes) die in der Himalayakette bis jetzt gemessenen Gipfel zusammengestellt (S. 272 bis 280). Es sind deren nicht weniger als 216. Unter diesen Gipfeln befinden sich 17, welche über 25,000 engl. Fuß sich erheben; 40 von mehr als 23,000 und 120 von mehr als 20,000 Fuß Höhe über dem Meere. Wir wollen hier einige derselben anführen.

Im östlichen Himalaya erhebt sich, in der Provinz Bhutan, der Tschamalhari, 23,944 engl. Fuß = 22,467 Pariser Fuß, der Pauhänri oder Donkia III. 23,186 engl. Fuß = 21,755 Pariser Fuß. — In der Provinz Sikkim: der Kantschindschinga, der an seiner Ostgrenze 27,815 engl. Fuß = 26,099 Pariser Fuß hat; an seiner Westgrenze 28,156 engl. = 26,419 Pariser Fuß.

Im centralen Himalaya. In der Provinz Nepal der Gaurisankar oder Mount Everest, unter 27° 59′ 3″ nördl. Breite, 86° 54′ 7″ westl. Länge von Greenwich, 29,002 engl. = 27,212 Pariser Fuß. Er ist der höchste bis jetzt bekannte Gipfel auf Erden; die Tibetaner bezeichnen ihn als Tschingo pamari; er ist 1620 Meter höher als der Aconcagua in Chile, welcher der höchste Berg Amerikas ist, und 4030 Meter höher als der Montblanc. — Der Sibsur in Nepal, 27,799 engl. = 26,083 Pariser Fuß, der Gipfel von 20- bis 26,000 Fuß liegen in Nepal mehr als drei Dutzend.

Im westlichen Himalaya. In der Provinz Kamaon: der Nanda Devi, an seiner Westgrenze, 25,661 engl. = 24,078 Pariser Fuß. — In der Provinz Garvhal: der Ibi-Gamin, Centralgruppe, 25,373 engl. = 23,807 Pariser Fuß. — In der Provinz Kánaur: der Raldang, Südgrenze, 21,250 engl. = 19,939

Hängebrücke im Tarai.

Im Westen sind die weiteren Verzweigungen des Himalaya im Hindu Kusch, in den Gebirgen Kabuls und im weitern Sinne sogar in der von Norden nach Süden streichenden Solimankette zu suchen, die sich längs des rechten Ufers des Indus vom Pandschab bis nach Sindh herab erstreckt, oft dicht an den Fluß herantretend, oft wieder weit von demselben zurückweichend. Einer der höchsten und bekanntesten Berge in dieser Verzweigung ist der 14,839 englische Fuß hohe Sufed Koh, d. i. der weiße Berg; doch beträgt die mittlere Höhe aller übrigen Berge nur zwischen 5000 und 6000 Fuß.

Während die Längenentwickelung des Himalaya eine sehr bedeutende ist — sie entspricht einer Linie, welche der Entfernung zwischen Griechenland und Spanien gleichkommt —, ist die Breite eine ungleich geringere; vom Südfuße des Himalaya bis zur Hauptkammhöhe beträgt sie etwa 14 bis 16 Tagemärsche.

Diese verhältnißmäßig geringe Breite hat ihren Hauptgrund darin, daß der Himalaya steil, plötzlich, fast ohne alle Vorberge über die Ebenen Indiens sich erhebt. Auf diesen Mangel an Vorbergen mache ich ganz besonders aufmerksam; denn hierin unterscheidet sich der Himalaya sehr wesentlich von den Alpen, die nicht plötzlich, sondern allmälig aufsteigen, die überhaupt von Vorbergen umgeben und umlagert sind. Allein bei dem Himalaya verhält sich dies anders; mit einem Male ragt er sofort 7000 bis 8000 Fuß hoch empor; er kann nicht unpassend mit einer Mauer verglichen werden, die auf einer Ebene erbaut, aber stark geneigt ist. Bei der Steilheit, mit der sich der Himalaya über Indiens Ebenen erhebt, ist es nicht zu verwundern, daß er, gerade im Gegensatze zu den Alpen, mehr enge Thäler und Schluchten in seinen äußeren Theilen zeigt, als im Innern. Thäler von der Breite und der sanften Neigung wie das untere Inuthal in Tirol giebt es in den äußeren Theilen des asiatischen Hochgebirges fast nirgends. Wenn sich aber der Himalaya durch den Mangel an Vorbergen wesentlich von unseren Alpen unterscheidet, so gleicht er ihnen doch darin, daß bis jetzt in ihm nirgends eine Spur eines Vulcanes, weder eines thätigen noch eines erloschenen, gefunden wurde, obwohl Schwefel und schwefelhaltige Quellen in eben so zahlreicher Menge vorhanden sind, wie überhaupt heiße Quellen aller Art.

Die Stelle der Vorberge vertritt gleichsam im Himalaya eine der merkwürdigsten Zonen unserer Erde. Er bietet seinem ganzen südlichen Fuß entlang einen eigenthümlichen Anblick. Plötzlich, mit einem Male, verwandeln sich Indiens reichbebaute, fruchtbare Ebenen in ein Sumpfland, im Indischen Tarai genannt, das an einigen Stellen einen nur schmalen Gürtel bildet, an anderen aber, wie besonders in Nepal, eine Breite von 15 bis 20 Stunden einnimmt. Dieses Sumpfland, diese Tarai, ist mit einer außerordentlich üppigen, echt tropischen Vegetation bedeckt. Wo ich nur immer die Tarai überschritt, da fand ich die prachtvollsten Palmen, wie die langblättrigen Plectocomias, eine Varietät der Dattelpalme (Phoenix acaulis), mehrere Arten von Calamus, baumartige Farrenkräuter, besonders Asophila gigantea, mächtige Bambus, gigantische Bäume, wie Magnolien, Cedrelen, Tiks (Tectonia grandis) und Sals (Shorea robusta), riesige Feigen- und Gummiarten und zwischen ihnen hindurch Schlinggewächse der verschiedensten Art, die sich in den mannigfaltigsten Formen an der Bäume zahllose Aeste und Zweige hinaufrankten. Alles ist hier von der wuchernden Vegetation überdeckt. Hier und da liegen abgefallene Aeste oder entwurzelte und abgestorbene Baumstämme, welche ihrerseits wieder mit Schlinggewächsen aller Art überzogen sind. Die Rinnsale der Bäche, welche träg, trüb und schlammig diese Regionen durchziehen, sind zuweilen mit einer solchen Unzahl von Wasserpflanzen oder Röhricht bedeckt, daß sie nur schwierig erkannt werden. Die Mannigfaltigkeit der Formen ist unermeßlich, die Pracht der Blüthen und die Zahl der herrlichsten Pflanzen unbeschreiblich. Gleichwie in den Urwäldern Südamerikas ist auch hier die tiefe Himmelsbläue, durch die vielgestalteten und verschiedenartig gefärbten Blätter hindurchschimmernd, von überaus malerischem Effecte. Selbst das eigentliche Indien hat kaum schönere Formen solch üppiger, echt tropischer Vegetation aufzuweisen, wenngleich der Teppich, welchen die blüthenreiche Flora über Indiens Ebenen ausgebreitet hat, ein außerordentlich ungleich gewobener ist.

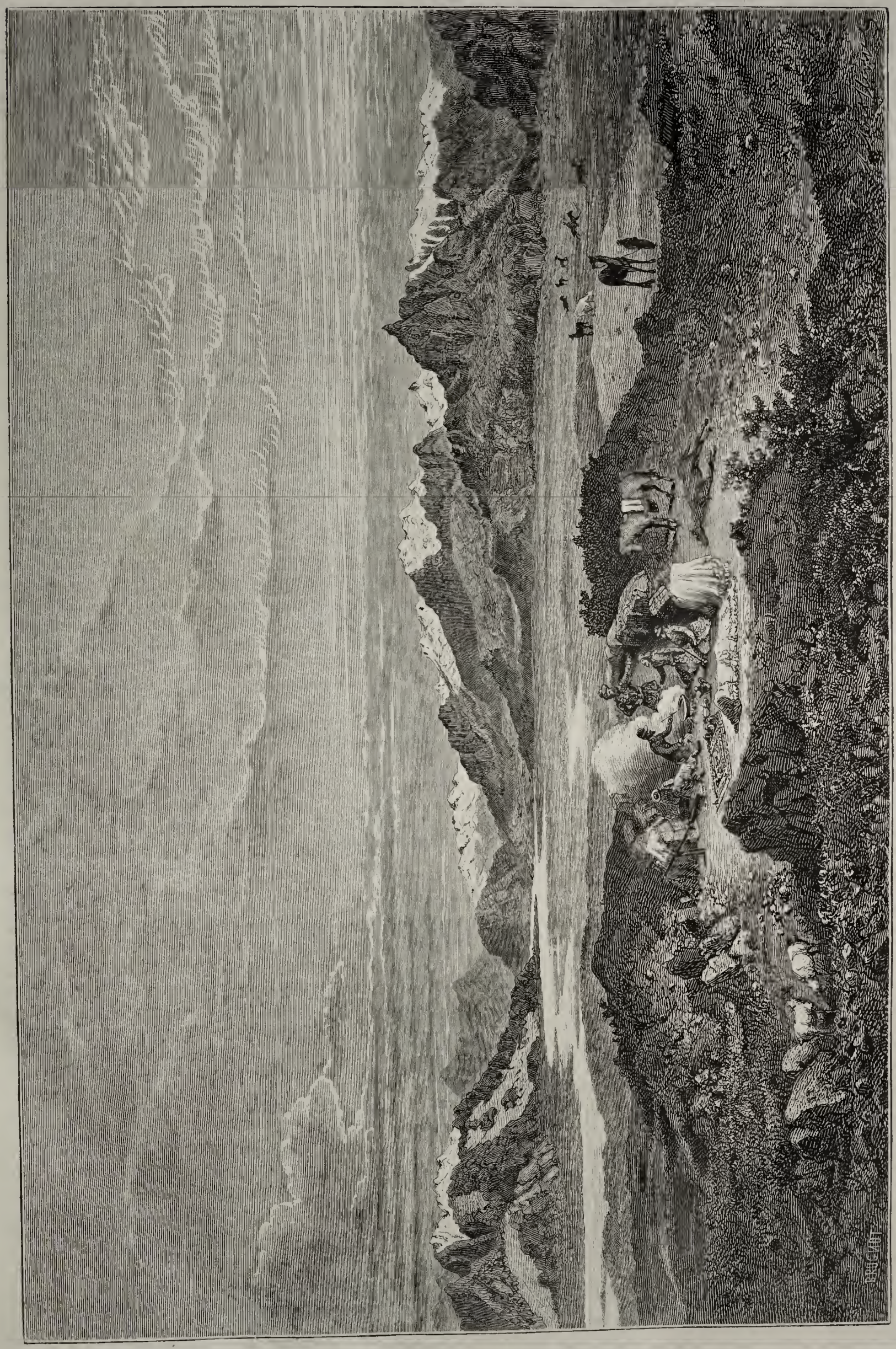
Aber nur mit geheimem Schauer weilt der europäische Reisende in diesem vegetabilischen scheinbaren Paradiese, dessen Begehung mit Gefahren verschiedenster Art verbunden ist. Denn einerseits paart sich mit dieser prachtvollen Vegetation ein dem Menschen verderbenbringendes Thiergeschlecht. Nicht nur mit den blutgierigsten Katzenarten, Tigern und Leoparden, ist die Tarai reichlich bevölkert, sondern auch mit Herden wilder Elephanten — sie sind besonders zahlreich in der Tarai von Nepal — und mit einer Anzahl giftiger, äußerst gefährlicher Reptilien. Selbst die Beobachtung der äußersten Vorsicht gewährt nicht immer hinreichenden Schutz gegen die eben so kühnen wie oft unerwarteten Angriffe dieser Thiere, deren jeweiligen Aufenthalt in Mitte des mächtigen Laubes und dichten Buschwerkes sofort zu erkennen selbst dem geübtesten Auge unmöglich ist. Andererseits lauern auf den Reisenden in der Tarai noch manche Gefahren so ernster Natur, daß er ihnen unbedingt zum Opfer fällt, wenn er eine Anzahl während des Durchzuges nöthiger Vorsichtsmaßregeln verabsäumt.

Aehnlich wie in anderen Theilen unserer Erde, sind auch in der Tarai jene Verhältnisse, die sich der Entfaltung und Entwickelung des pflanzlichen Lebens und einer Menge wilder, reißender Thiere so günstig erweisen, dem menschlichen Organismus in hohem Grade nachtheilig. Zu jeder Jahreszeit lagert am frühen Morgen über der Tarai ausgedehnten Wäldern und dichten Dschangals schleierartig eine hohe Schicht feinen, fast durchsichtigen Nebels, wogenartig erzitternd bei der leisesten Bewegung der Luft. Wenn nun im Laufe des Tages die Sonne ihre directen glühenden Strahlen herabsendet, deren Kraft nur vorübergehend, nur während der Regenzeit und selbst da häufig nur während kurzer Momente geschwächt wird, Strahlen, die sandige oder schwarzerdige Oberflächen und nackte Felswände bis zu 50°, ja selbst 55° Celsius erhitzen: dann scheint der Boden der Tarai zu dampfen, dann entsteigen ihm überall in hohen, schon aus weiter Ferne sichtbaren Säulen Dünste, geschwängert mit einer Unmasse von verwesten organischen Stoffen, welche die gefährlichsten Krankheiten, die hitzigsten todtbringenden Fieber erzeugen. Für den Europäer nicht allein, auch für den Bewohner des eigentlichen Himalaya ist die Tarai vollkommen unbewohnbar. Nur einige wenige Stämme, wie die Bokfas, die Ravats oder Radschis und die Tharus, die wir als Ureinwohner zu betrachten haben, deren armselige aus Laub und Holz gefertigte Hütten an einzelnen Lichtungen zerstreut umherliegen, haben sich im Laufe der Zeit an das jedem Andern Verderben bringende Klima der Tarai gewöhnt. Allein

---

Pariser Fuß. — In der Provinz Kulu: der Ratang, 21,365 engl. = 20,047 Pariser Fuß.

Im nordwestlichen Himalaya. In der Provinz Lahol: der Kunzum oder Kulzum, 20,581 engl. = 19,311 Pariser Fuß. — In der Provinz Tschamba: der Tschero, 20,044 engl. = 18,807 Pariser Fuß. — In der Provinz Kischtvar: der Gurdhar, 21,142 engl. = 19,837 Pariser Fuß. — In der Provinz Radschauri: der Ratan, pir b.[3], 15,593 engl. = 14,631 Pariser Fuß. — In Kaschmir: der Matschaboi, 17,904 engl. = 16,799 Pariser Fuß.



Rastplatz auf einer Hochebene im Himalaya im westlichen Tibet.

sogar diese, auf der untersten Stufe der Cultur stehenden, äußerst rückständigen Völkerschaften haben, wahrscheinlich im Laufe der Zeit durch Erfahrung belehrt, richtig erkannt, daß auch sie unrettbar dem Sumpf- und Taraifieber erliegen müßten, würden sie gegen dasselbe nicht wenigstens einige Vorsichtsmaßregeln ergreifen. Nicht sowohl um vor den Angriffen reißender Thiere geschützt zu sein, als um insbesondere die directe Berührung mit dem gefährlichen, giftige Dünste aushauchenden Boden zu vermeiden, haben sie ihre ärmlichen Hütten stets mehrere Fuß hoch über der Erde erbaut. Wenn je auf irgend eine Landschaft, so paßt auf die Tarai Humboldt's Ausspruch: „Man wandelt nicht ungestraft unter den Palmen."

Haben wir nun die Tarai glücklich überschritten, dann erst betreten wir den eigentlichen Himalaya, der sich, wie bereits erwähnt, steil und plötzlich über Indiens Ebenen erhebt. Der Mangel an Vorbergen ist auch die wesentlichste Ursache, daß der Eintritt aus den Ebenen in das Gebirge so ungemein überraschend ist. Da scheint sich mit einem Male Alles zu verändern, die Temperatur, die Vegetation, der Lauf und das Gefälle der Flüsse, ja selbst die Bevölkerung mit ihren von den indischen Anzügen gänzlich verschiedenen Trachten. Es ist ein großartiger, prachtvoller Contrast!

Wir schätzen uns glücklich, die dumpfe, eben so dunstige wie heiße Luft, die wir bisher in Indiens Ebenen und in der Tarai einathmeten, mit der reinen, klaren, belebenden Atmosphäre des Himalaya zu vertauschen; wir jubeln laut auf bei dem Anblick eines Baumes, der uns durch seine Formen an unsere heimatlichen Waldungen erinnert. Wir eilen rasch vorwärts, sichtlich kommen wir immer höher und höher. Aber die einbrechende Nacht, die uns nach Untergang der Sonne überrascht — denn eine Dämmerung ist in diesen Breiten fast gar nicht vorhanden —, setzt unserer Wanderung ein Ziel, da es Tollkühnheit wäre, im Finstern die steilen, oft nur mit schlechten Wegen versehenen Abhänge des Gebirges hinanzusteigen. Der Anblick, der sich uns dann am nächsten Morgen beim Erwachen darbietet, ist unvergleichlich großartig. Trefflich hat ihn Baron Hügel geschildert, dessen Ausführungen ich hier folgen lasse.

„Es ist am frühen Morgen, vor Aufgang der Sonne; wir befinden uns in den äußeren Theilen des Himalaya, in einer Höhe von 3500 bis 4000 Fuß über der Meeresfläche. Ein paar freistehende wilde Dattelbäume, eine große, undurchsichtige Baumgruppe bilden den Vordergrund, der noch belebt ist durch unser zahlreiches Gefolge, das aus Leuten der verschiedensten Farbe besteht und die mit den mannigfaltigsten Anzügen bekleidet sind. Im Hintergrunde zeigt das Hochgebirge in noch nicht ganz klar bestimmten Umrissen seine Formen auf dem dämmernden dunkelblauen Morgenhimmel. Das ganze Bild umschwebt der warme Hauch der indischen Atmosphäre und hoch empor am Firmamente strahlen bereits die glühenden Farben der noch verborgenen, der noch nicht aufgegangenen Sonne. Schon ist die ganze Natur mit allem Lebendigen erwacht, nicht wie bei uns im hohen Norden langsam in der langen Dämmerung sich ermunternd. Nein, wie mit einem Zauberschlage wird aus finsterer Nacht glänzender Tag, aus tiefem Schlafe helles Erwachen." Auf der einen Seite, im Süden liegt die unübersehbare Ebene Indiens mit ihren grünen Gefilden und endlosen Saaten, zwischen denen — kleinen, weißen Flecken ähnlich — Dorfschaften und größere religiöse Gebäude zerstreut umherliegen; langsam winden sich zwischen ihnen eine Anzahl von Flüssen. Auf der andern Seite, im Norden, ragen die herrlichsten Gebirge der Erde mit ihren zahllosen, blendend weißen Schneekoppen hoch empor in die klare, reine, wolkenlose Luft.

Je weiter wir in das Innere des Himalaya eindringen, um so mehr erstaunen wir über die tiefeingeschnittenen engen Thäler, in denen reißende Flüsse brausend und schäumend hindurcheilen. Wer unsere europäischen Alpen aus eigener Anschauung kennt, wird sich nun unwillkürlich der Tamina, oder der finstern Aarschlucht bei Meiringen, oder des bekannten Finstermünzpasses in Tirol erinnern. Aber im Vergleiche zum Himalaya gewähren diese Thäler nur ein schwaches Bild, theils wegen der verhältnißmäßigen Kürze der sie durchziehenden Flüsse, theils wegen der im Himalaya herrschenden ungeheuern Kraft der Erosion, welche Flüsse nicht auf einige Hunderte, sondern auf mehrere Tausende von Fußen im Laufe der Zeit ausgehöhlt hat.

Wenn sich im Himalaya die engen Thalsohlen nicht mehr als 3000 bis 4000 Fuß über dem Meere erheben, so herrscht in ihnen eine Temperatur fast eben so glühend, wie in Indiens Ebenen auch. Bei Tage erwärmen sich die Felsmassen gewaltig, und Nachts strahlen sie die Hitze wieder aus. Wiederholt weht in solchen Thälern ein Wind, der dem berüchtigten indischen heißen Winde nahezu analog ist.

In diesen verhältnißmäßig geringen Höhen ist noch immer die Thierwelt eine dem Menschen unangenehme. Denn an den kahlen Felsen, im erwärmten Granit- und Gneißsande, der an den Ufern der Flüsse in großen Massen angehäuft liegt, sonnen sich Schlangen, darunter mehrere giftige; des Wanderers Schritten folgt der Leopard und der Tiger; wir stoßen auf Scorpione von einer Größe, wie sie sogar in Indien selten ist; schwer hält es, der unglaublichen Schwärme von Fliegen sich zu erwehren und die wilden Bienen abzuhalten, denen die Eingeborenen nur des Wachses wegen nachstellen, da sie häufig einen dem Menschen giftigen Honig bereiten.

Während in den äußeren Theilen des Himalaya Ortschaften nur spärlich vorhanden sind, da ihr Vorhandensein theils durch die Tarai beschränkt wird, theils durch die große Steilheit, die Culturen unmöglich macht, treten sie um so zahlreicher im Innern des Gebirges auf. Höchst eigenthümlich ist jedoch ihre Lage. Denn sie sind fast niemals, wie man eigentlich a priori erwarten sollte, in der Thalsohle selbst erbaut, weil diese hierzu nur selten die gehörige Breite besitzt, sondern stets hoch über dem Spiegel des Wassers, auf Terrassen, die vor Jahrhunderten der Fluß selbst gebildet hat oder welche künstlich von den Eingeborenen gemacht oder erweitert wurden.

Im ganzen Himalaya ist die Bevölkerung am dichtesten zwischen 3000 und 8000 Fuß über dem Meere; bei 10,000 Fuß und noch höher nehmen die Dörfer sehr rasch ab. Aber die äußerste obere Grenze der menschlichen Wohnungen erscheint häufig in einer Form, die es nicht möglich macht, sie in unmittelbare Verbindung mit dem Klima zu bringen; denn in einigen Provinzen des Himalaya, insbesondere in Kamaon und Garhval, werden im Winter viele Dörfer verlassen, die bei der festen Bauart der Häuser, ungeachtet ihrer Erhebung über der Meeresfläche, recht gut das ganze Jahr hindurch bewohnt sein könnten. Die Einwohner ziehen es aber vor, in die niedrigeren Dörfer hinabzugehen, um dort bei etwas geringerer Kälte den Winter zuzubringen. Auch in den Alpen Europas haben wir Beispiele ähnlicher Art; Findelen (7192 Fuß), Breuil (6594 Fuß) und andere selbst niedriger gelegene Orte in den französischen Theilen der Alpen sind regelmäßige Sommerdörfer.

Hütten für Alpen — die bekannten Sennhütten — sind im Himalaya ebensowenig im Gebrauch, wie Zelte in unseren Alpen. Ueberhaupt ist es charakteristisch für den Himalaya, daß, so reich entwickelt und mannigfaltig auch sonst seine Vegetation ist, dennoch die schönen grünen Matten, die unsere Alpen nahezu das ganze Jahr hindurch zieren, so gut

Der See von Srinagar in Kaschmir, von Norden her gesehen.

wie unbekannt sind; ihr Nichtvorhandensein hängt wesentlich mit der allgemeinen Steilheit des Gebirges zusammen. Unter solchen Umständen ist es daher nicht zu verwundern, daß die Viehzucht bei den Bewohnern des Himalaya unbedeutend ist und daß Einrichtungen für eine geregelte, rationelle Alpenwirthschaft, wie wir sie in unseren Alpen in so großartiger und nutzbringender Weise antreffen, nirgends auch nur im entferntesten vorhanden sind. Ja, sonderbar genug, die bei uns in Europa so lohnende Alpenwirthschaft hat selbst in jenen Theilen des Himalaya sich bis jetzt durchaus keinen Eingang zu verschaffen gewußt, welche, wie die Landschaften von Kulu, Kaschmir und Nepal, alle zu ihrem Gedeihen günstigen Bedingungen enthalten.

Wie ganz anders würden sich in kürzester Zeit diese Verhältnisse gestalten, wenn sich Europäer in großer Anzahl im Himalaya niederlassen könnten! Besonders Kaschmir, eines der wenigen, wirklich breiten Thäler, die wir im Himalaya finden, würde, wenn von Europäern colonisirt, die herrlichsten landwirthschaftlichen Producte erzeugen. Nur mit wenigen Worten will ich es versuchen, das reizende, schon seit den ältesten Zeiten mit Recht berühmte und vielfach besungene Thal von Kaschmir zu schildern, über welches die Natur in so verschwenderischer Weise eine Fülle von Gaben und Reizen ausgegossen hat, wie wohl schwerlich über irgend eine andere Landschaft der Welt. Denn Alles, was für das Auge des Menschen entzückend und überhaupt für seine Sinne wohlthuend und dieselben anregend ist, findet sich hier in schönster Harmonie vereinigt. Sanft geneigte, ewig grüne Hügelreihen wechseln ab mit mächtigen Schneebergen, die das mit der schönsten Vegetation geschmückte Thal in der Ferne einschließen und umgeben, mit ruhig fließenden, vielgewundenen Strömen und mit einer Anzahl von Seen, die, wenn auch nicht tief, dennoch durch ihre Lage und reizende Umgebung unübertroffen dastehen. Mit einer unglaublichen Klarheit und Schärfe spiegeln sich in diesen reinen, fast immer spiegelglatten Seen die Spitzen der höchsten Berge ab. Diese großen Wasserflächen haben um so mehr dazu beigetragen, den Ruf der Schönheit des Thales zu erhöhen, da Seen überhaupt im ganzen Himalaya zu den größten Seltenheiten gehören; das asiatische Gebirge entbehrt demnach fast gänzlich des Schmuckes, mit welchem unsere europäischen Alpen an ihrem Fuße geziert sind.

Auf einem in unmittelbarer Nähe von Srinaggar, der Hauptstadt von Kaschmir, gelegenen See hat man künstliche Inseln errichtet, auf denen die prachtvollsten Gärten angelegt sind. Hier stoßen wir auch auf die bekannten schwimmenden Gärten, die übrigens den Ruf der Berühmtheit, der ihnen ganz allgemein zugeschrieben wird, keineswegs verdienen. Diese schwimmenden Gärten, welche allerdings mit ihrem saftigen Grün einen angenehmen Contrast gegen das intensiv blau gefärbte Wasser des Sees bilden, bestehen nur aus Balken, die in ziemlich unregelmäßiger Form, ähnlich wie Flöße mit Weiden zusammengebunden und mittelst Pfosten am seichten Grunde des Sees befestigt sind. An der Oberfläche werden sie einige Zoll hoch mit Erde bedeckt und zum Anbau von Wasserpflanzen benutzt.

Einer der reizendsten Punkte, den das Thal von Kaschmir aufzuweisen hat, ist der in der Nähe der

Der See von Srinaggar in Kaschmir, von Süden her gesehen.

Hauptstadt befindliche Berg Takht-i-Suleiman, der eine Höhe von 6266 engl. Fuß erreicht und ungemein leicht zu besteigen ist. Vom Takht-i-Suleiman ist die Aussicht auf das Thal von Kaschmir einzig und großartig in jeder Weise. Während sich zu unseren Füßen die große Stadt Srinaggar ausbreitet, und zwar so, daß wir mit einem mäßig guten Fernrohre bei der in Kaschmir herrschenden Klarheit und Reinheit der Atmosphäre alle ihre größeren Straßen und die von Booten belebten zahlreichen Canäle und Flüsse sehen können, während wir ferner in der weiten, fruchtbaren Thalebene eine Reihe spiegelglatter, bewegungsloser Wasserflächen und Seen überblicken, sowie eine Anzahl der schönsten Culturen und herrlichsten Baumgruppen gewahren, während das Auge wohlgefällig auf den Abhängen der Berge ruht, die von prachtvollen Deodaras, wilden Kastanien, Platanen und Linden strotzen, während sich bis in die weiteste Ferne der Dschilum-Fluß — wenn von der Sonne beschienen, einer glänzenden Schlange ähnlich — durch die grünen Saaten des Thales windet: umschließen dies liebliche Panorama zahllose Schneeberge, umlagert von Gletschern, Eis- und Firnmeeren von nie geahnter Größe und Ausdehnung, aber der ziemlich bedeutenden Entfernung wegen in der Art, daß sie das reizende Bild nicht im geringsten beengen. Unter diesen Gipfeln erkannte ich nicht nur manche alte liebe Bekannte und Freunde, sondern unwillkürlich stiegen im Geiste Erinnerungen an alle jene Stunden wieder auf, die ich vor wenigen Monaten in unmittelbarster Nähe der Schneeberge verlebt hatte.

Einen grellern Contrast, als das ganze Gebiet der Gangesquellen zu dem Thale von Kaschmir bietet, kann man sich kaum vorstellen. Besonders eigenthümlich nimmt sich das Bhagirathi-Thal aus. Mit kaum nennenswerthen Ausnahmen ist nämlich die Thalsohle so eng, daß der Bhagirathi-Fluß dieselbe vollständig ausfüllt. Steile Abhänge, wie die bekannte Martinswand zu Innsbruck, kommen im Bhagirathi-Thale hundertfach vor, aber dem ganzen Charakter des Gebirges entsprechend, in weit größerem Maßstabe.

Von der Beschaffenheit der Wege, welche längs den steilen Abhängen, gewöhnlich mehr als tausend Fuß über dem Spiegel des Flusses gelegen, das Bhagirathi-Thal durchziehen, ist es unmöglich, auch nur annähernd eine richtige Schilderung zu entwerfen. Wer diese Wege ohne Gefahr für sein Leben betreten will, der muß sicher sein, daß kein Schwindel ihn anwandelt. Denn nicht etwa während weniger Meilen, nein, während ganzer Tagereisen ziehen sich Pfade von kaum zwei bis drei Fuß Breite längs verticalen Felsmauern hin; ein einziger Fehltritt würde einen Sturz in furchtbare Abgründe nach sich ziehen. Wiederholt müssen, ähnlich wie dies beim Besteigen hoher Gipfel geschieht, in die dicht bis zum Strome vorspringenden Felszinken künstlich Staffeln und Stufen eingehauen werden, oder man hat sie mit Hülfe von Stricken, Leitern und ästigen, dazu eigens hergerichteten Baumstämmen auf Händen und Füßen zu überklettern.

Das ganze Bhagirathi-Thal ist nichts als eine der ungeheuersten Fels- und Bergwildnisse. Alle Oberflächen der Felswände sind auf das Grauenvollste in ihren unteren und mittleren Theilen zer-

klüftet und zersplittert, bis nach oben hin die ewige Schneeregion alles in ihren blendenden Silbermantel hüllt. Das Thal ist für Pferde vollkommen unpassirbar; für Hunderte seiner Bewohner ist der Anblick eines Pferdes etwas so Ungewohntes, wie bei uns jener eines Elephanten oder Nilpferdes.

Aber dieses eigenthümlich romantisch-grausige Thal ist dennoch mit Reizen geschmückt, die wir in anderen Theilen des Himalaya vergebens suchen. So sind die steilen Abhänge, welche das enge, oft vielgewundene Thal einschließen, nicht kahl und nackt; denn überall, selbst zwischen den Ritzen der Steine, wuchern Gräser hervor und Pflanzen aller Art, und mächtige, stämmige Nadelbäume wachsen überall an Felsen empor, von einer Pracht, einer Schönheit, einer Höhe, wie nur selten in anderen Theilen des ausgedehnten Himalaya. Da steht in kurzem Abstande von Pinus longifolia, einer Fichte, die mit zwei Zoll langen Nadeln geschmückt ist, eine ihr nahe verwandte riesige Ceder; aber diese beiden prächtigen Baumarten werden wieder von einer uralten Deodara überragt, des Himalaya schönster und größter Fichte, die besonders zur Zeit, in der sie in Blüthe steht, wundervoll anzusehen ist. Die Bäume, gleichsam in richtiger Ahnung fürchtend, daß des Menschen gewaltige, eben so viel zerstörende wie erschaffende Hand auch sie angriffe, daß auch sie unter wuchtigen Axtschlägen ihr Leben verlieren möchten, wachsen häufig genug an Stellen, die so steil, so unzugänglich sind, daß des Menschen Fuß sie wohl niemals wird betreten können. Eine balsamische Luft, die der Reisende mit unbeschreiblichem Wohlbehagen einathmet, durchsäuselt diese herrlichen Wälder.

Unter den verschiedenartigen Umständen, welche dazu beitragen, die Schönheit der Vegetation im Himalaya zu erhöhen, will ich hier nur eines erwähnen. Das Klima ist herrlich, kein Wölkchen bedeckt den tiefblauen Himmel, zwischen Bäumen, Blumen und dem üppigsten Grün schreiten wir in dem engen Thale einher; da mit einem Male, uns selbst unerwartet, macht das Thal eine Krümmung und plötzlich steht vor uns, Tausende von Fußen mit dem glänzendsten, blendend weißen Schnee, einen grellen Contrast zu dem uns von allen Seiten umgebenden Grün bildend, einer jener erhabenen Gipfel, deren der Himalaya unzählige besitzt. Unsere Hindus werfen sich auf den Boden und wir hören sie halblaute Gebete zur Verehrung des Gipfels, der vermeintlichen Gottheit, murmeln; wir selbst stehen wie gefesselt und bezaubert in sprachloser Verwunderung da; denn die Erscheinung ist so unerwartet, so imposant, daß sie einen tiefen, mächtigen Eindruck hervorruft. Noch heute erinnere ich mich lebhaft solcher Bilder, wie ich deren viele im Quellengebiete des Ganges sah; sie sind es, welche dasselbe zu einem der schönsten Theile des Himalaya machen, welche der Landschaft einen nie geahnten Reiz verleihen, welche den Reisenden alle Mühen und Beschwerden vergessen lassen, denen er sich unterziehen muß, ehe er sich einen solchen Genuß verschaffen kann.

Wenn es auch heute nicht in meiner Absicht liegt, eine Schilderung der im Himalaya lebenden Völkerschaften zu entwerfen, so möchte ich doch auf die Wichtigkeit hinweisen, welche dieses Gebirge schon jetzt für Europäer hat, und welche es später, meiner festen Ueberzeugung nach, in erhöhtem Maße besitzen wird.

Die Zeit wird nicht mehr fern sein, da in diesem riesenhaften Gebirge Tausende von Europäern nicht etwa Erholung, Zerstreuung und Belehrung, sondern wo auch Tausende von Leidenden ihre Gesundheit und Genesung finden werden. Denn der klimatologischen Medicin, einer Wissenschaft, die neuerdings anfängt, sich auf rationellen Bahnen zu bewegen und deren Wichtigkeit und Werth von Tage zu Tage immer deutlicher hervortritt, ist gerade im Himalaya ein weites Feld ihrer segenspendenden Thätigkeit eröffnet. Die Gesundheitsstationen im Himalaya, Sanitarien von den Engländern genannt, die sich gegenwärtig in Höhen zwischen 4000 und 7000 Fuß über dem Meere befinden, haben sich als unschätzbar für jene Europäer erwiesen, deren Gesundheit durch einen längern Aufenthalt in dem heißen Klima des tropischen Indiens geschwächt ist. Die Zahl dieser Gesundheitsstationen ist gegenwärtig eine geringe; sie kann jedoch später nach Bedürfniß beliebig erweitert werden.

Aber auch in commercieller und handelspolitischer Hinsicht wird der Himalaya eine gegenwärtig kaum zu schätzende Wichtigkeit erlangen, sobald nur seine Communicationsmittel vermehrt und erleichtert sind, wenn nur erst Schritte geschehen, seine unermeßlichen Hülfsquellen zu erschließen. Vor Allem nöthig ist es, Handels- und Unternehmungsgeist in den Bewohnern des Himalaya zu erwecken, von denen manche auf einer nicht geringen Stufe der Cultur stehen, und ihnen Capitalien zu verschaffen. Welch weites Feld lohnender und beglückender Thätigkeit steht in dieser Hinsicht späteren europäischen Colonisten offen! Haben sich diese in größerer Anzahl niedergelassen, so wird es keine Schwierigkeiten bieten, die Theeplantagen auszudehnen, Weinberge anzulegen, Tabacksfabriken und industrielle Anlagen zu errichten, und die unermeßlichen Waldungen, die zur Zeit vermodern, nutzbringend zu verwenden. Gegenwärtig gehen jährlich im Himalaya ungezählte Tausende der werthvollsten schönsten Stämme zu Grunde, selbst solche, die auf leicht zugänglichen Stellen wachsen, denn es fehlen die Mittel, sie fortzuschaffen. Nirgends bestehen Vorrichtungen, um die Bäume, wenn gefällt, aus den höheren Theilen in die niederen zu bringen. An Bau- und Nutzholz hat dieses Gebirgsland unermeßliche, zur Zeit fast gar nicht ausgebeutete Schätze.

Die hier nur in großen Zügen angedeutete Wichtigkeit des Himalaya für Europäer wird der englischen Regierung um so weniger entgehen, je mehr sie Theile dieses mächtigen Gebirgslandes unter ihre directe Herrschaft bringt. Wir wollen hoffen, daß sie dann alle Hindernisse entfernt und alle Schranken beseitigt, die sich bis jetzt noch immer der Einwanderung und Niederlassung von Europäern im Himalaya theils aus politischen, theils aus anderen Gründen entgegenstellen.

Die drei großen Völkergruppen in Europa.

Von **Karl Andree.**

I.

Augescunt aliae gentes, aliae minuuntur.
Lucretius.

Unser Erdtheil zählt etwa 285 Millionen Menschen. Diese bilden heute mehr als je zuvor eine Gesellschaft in Waffen starrender Völker, und die verschiedenen Staaten und Nationalitätengruppen stehen in scharfem und schneidendem Gegensatz einander gegenüber. Fünf Millionen Soldaten, Menschen im kräftigsten Lebensalter, sind der productiven Arbeit entzogen, und die Summen, welche für „Zwecke der Landesvertheidigung“ Jahr für Jahr in erhöhetem Maße gefordert werden, fressen wie ein nagender Krebs an den Finanzen. Auch ist auf lange Zeit hinaus keine Aussicht vorhanden, daß die Dinge sich günstiger gestalten werden.

Ueberblicken wir die Karte Europas vom Bottnischen Meerbusen bis zum Bosporus und von den Säulen des Herkules bis zum Ural. Auf diesem weiten Raume von 178,000 Geviertmeilen finden wir mehr oder weniger in allen Ländern unfertige Zustände, Gährungen, innere Gegensätze, Zwietracht und politische Hintergedanken. Einer liegt mißgünstig auf der Lauer gegen die anderen, und Jeder rüstet, weil er weiß, daß über Nacht der Zeitpunkt zum Zuschlagen oder zum Abwehren eintreten kann.

Die Gegensätze sind nicht bloß von äußerer, von politischer Beschaffenheit, sie liegen wesentlich auch in der ethnischen Anlage der drei großen Nationalitätengruppen, welche unsern Erdtheil innehaben. Wir wollen in einer Reihenfolge von Aufsätzen die Eigenthümlichkeiten erörtern, durch die sich jede einzelne derselben kennzeichnet und in welchen Wechselbeziehungen sie zu den übrigen steht. Dadurch gewinnen wir einen tiefern Einblick in die Verhältnisse und begreifen, weshalb der Gang der Entwickelung und der Geschichte ein anderer hat sein müssen bei den Slaven im Osten, den Germanen in der Mitte und den Romanen im Süden. Die geographische Lage und die durch sie bedingte Weltstellung ist in dieser Beziehung allerdings von großem Belange, aber viel wichtiger erscheint die eigenthümliche, scharf ausgeprägte Naturanlage der einzelnen Völker und Stammgruppen, ihre innere Begabung, ihr angeborenes ethnisches Naturell, mit anderen Worten: ihr Racenverhältniß.

Das innere Wesen der Stammgruppen bleibt sich im Verlaufe der Jahrhunderte so ziemlich gleich; in der Hauptsache wird an demselben weder bei höher civilisirten, noch bei weniger entwickelten Völkern etwas geändert. Allerdings wirken die Einflüsse unserer bis zum Raffinirten gesteigerten Civilisation äußerlich ein und gestalten auf der Oberfläche Vieles um, aber das Grundwesen wird von ihnen nur schwach berührt, über das Naturell haben sie keine Macht und den völkerpsychologischen Individualitäten gegenüber vermögen sie wenig oder nichts. Diese letzteren reagiren von ihrem innersten Grund heraus gegen den Zwang, welcher ihnen im Laufe der Geschichte etwa auferlegt worden ist; sie trachten, theils instinctmäßig, theils mit Bewußtsein, ihre Eigenthümlichkeiten wieder zu ihrem guten Rechte zu bringen, und auszuscheiden, was mit ihrem ethnischen Naturell nicht verträglich erscheint oder sich demselben nicht anpassen oder einfügen läßt.

Damit rückt sich die Frage der Nationalitäten in den Vordergrund und sie thut es in unseren Tagen mit ihrer schärfsten Ecke, nicht bloß in Europa, sondern auch auf der andern Seite des Oceans. Ueberall ein gewaltiges Gähren und Treiben, ein Drängen nach Neugestaltung, ein Ringen nach Zielen, von denen manche noch nicht deutlich hingestellt worden sind. Wir sehen die Auflehnung des ethnischen Naturells und der Völkerindividualitäten gegen das Nivellirungssystem eines staatlichen Mechanismus, der vor länger als zwei Jahrhunderten zu wirthschaften begann. In dieser Beziehung bildet das Regiment Ludwig's des Vierzehnten den verhängnißvollen Ausgangspunkt. Von da ab wurden die Menschen, sagen wir die Bürger, als Objecte eines mehr oder weniger absolutistischen Polizei- und Actenstaates zu „administrirten“ Leuten. Das Beispiel des Pariser Königs fand auf dem europäischen Festlande eine nur allzu bereitwillige Nachahmung. Die verschiedenen Regierungen borgten Einrichtungen von einander, zumeist ohne richtige Auswahl; sie nahmen an oder pfropften auf, was ihnen passend oder für „die Stabilirung der Souveraineté auf einem rocher von Bronze“ bequem erschien; sie begründeten den modernen Absolutismus.

Dieser hat eine unendliche Menge von Störungen und Wirren in das öffentliche Leben gebracht; ihm verdanken wir, daß Europa sich in einem Labyrinthe befindet, aus welchem der Ausgang nur mit Mühe gefunden werden kann. Die Fehler und Sünden haben angefangen sich empfindlich zu rächen. Man hätte dem heimischen Wesen treu bleiben und dasselbe fortentwickeln sollen, aber man ahmte zumeist schablonenartig nach, agirte nach allgemeinen Formeln und öffnete dem ausländischen, fremdartigen Wesen die Thore sperrweit. So kam ein tiefer Bruch in die Völker, ein Gegensatz zwischen einer Staatsleitung, die sich als omnipotent hinstellte und gewissermaßen eine irdische Vorsehung sein wollte, und den „administrirten“ Leuten; man verwandelte den Staat in einen Mechanismus, in eine Maschine. Aber eben deshalb war im Leben kein richtiges Verhältniß zwischen Bedürfniß und Befriedigung. Nun haben in unserm Menschenalter die Völker angefangen, sich gegen einen solchen Mechanismus aufzulehnen; sie wollen ihn beseitigen, wollen zu staatlichen Gebilden und Ordnungen gelangen, welche ihrem innern Wesen angemessener sind.

Es ist der absolutistische Polizei- und Schreiberstaat, welcher vorzugsweise die Revolutionen erzeugte, von denen unser Erdtheil seit nun beinahe achtzig Jahren in Zuckungen versetzt worden ist. Für intelligente Staatsmänner liegt sicherlich eine wichtige Lehre in der Thatsache, daß von Aufständen und Umwälzungen vorzugsweise solche Länder am wenigsten berührt worden sind, welche sich ablehnend gegen den Absolutismus verhielten, welche das böse Pariser Beispiel nicht nachahmten, sondern an ihren nationalen Staatsgrundlagen im Wesentlichen festhielten, dieselben in verständiger Weise fortbildeten und sich, im Gegensatze zum Mechanismus, als Organismen behaupteten. Das gilt namentlich von Großbritannien, dem Staate der Reformen.

Bevor wir darauf eingehen, die drei großen Völkergruppen und deren einzelne Bestandtheile vom Standpunkte der

ethnologischen Politik speciell zu erörtern, wollen wir einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken und die Stellung charakterisiren, welche jene drei Gruppen einnehmen.

Den Osten und theilweise den Südosten haben die Slaven inne. Sie haben sich in einen schroffen Gegensatz zu den germanischen Völkern gestellt und sind in einer gewaltigen Gährung begriffen. Diese wird andauern, bis für die einzelnen slavischen Völker eine neue staatliche Ordnung gefunden und eingeführt worden ist; die Unruhe wird bleiben, bis die Dinge in der Türkei zum Austrage gekommen sind. Die Verhältnisse mancher slavischen Völker sind, wie Jedermann weiß und fühlt, von abnormer Art, aber ganz Europa ist im Ungewissen darüber, wie man aus dem Dilemma herauskommen solle. Die Großmächte haben dem Sultan seinen Länderbesitz gewährleistet; man hat vor zwölf Jahren einen blutigen Krieg geführt, damit der russische Czar denselben nicht verkürze. Aber gerade an der untern Donau und auf der Balkanhalbinsel kann die moskowitische Politik am bequemsten ihre Hebel ansetzen; sie thut es auch in vielfacher Weise und mit einer Ausdauer und Folgerichtigkeit, die sich durch nichts beirren läßt, sondern immer das Eine Ziel im Auge behält. Die Verhältnisse selber arbeiten ihr in die Hände, denn im osmanischen Reiche liegt die Verneinung, liegt die Auflehnung gegen die Herrschaft der Türken in dem nicht zu beseitigenden Contraste zwischen dem slavischen und dem osmanischen Wesen, zwischen dem Halbmond und dem Kreuze. Das kirchlich-dogmatische Element hat im Völkerleben ein um so größeres Gewicht, je weniger eine Nation geistig entwickelt ist; die Geschichte lehrt, daß unter solchen Verhältnissen die Geistlichkeit eine politische Rolle spielt. Die Slaven in der Türkei gehören zum weit überwiegenden Theil der griechisch-orthodoxen Kirche an. Diese starrt, um J. Ph. Fallmerayer's drastischen Ausdruck zu gebrauchen, „vom Schorf orthodoxer Barbarei“. Wer aber den Ausspruch gar zu stark findet, wird doch zugeben müssen, daß das gesammte byzantinische Kirchenthum starr geworden und geblieben ist, und daß es auf die Völker, welche demselben angehören, eine verknöchernde Wirkung übt. Es schließt Fortschritt und Entwickelung aus, es hat mit seinen vielen Festen und Fasten in wirthschaftlicher Hinsicht ungemein nachtheilige Wirkungen, es thut wenig oder gar nichts für die geistige Bildung seiner Angehörigen und hat der Wissenschaft den Rücken gekehrt. Was in den byzantinisch-orthodoxen Ländern intellectuell frei wird, wendet sich völlig von der Kirche ab, weil zwischen ihr und dem forschenden Geiste keine Vermittelung zu finden und kein Compromiß einzugehen ist. Vielfach drängen dann auch die Geister aus Rand und Band, und der Nihilismus der Jungrussen, welcher neulich im „Globus“ geschildert wurde (Band XI, S. 362), findet seine Erklärung nicht bloß in den Sprüngen, welche das finnisch-moskowitische Naturell macht, sondern wesentlich auch in dem Gegensatze zur Kirche. Er ist gleichsam eine Analogie zur französischen Revolution, welche ihrerseits das katholische Dogma sammt allen kirchlichen Einrichtungen über Bord warf.

Die byzantinische oder „griechisch-orthodoxe“ Kirche kann wesentlich als eine slavische betrachtet werden. Von der Gesammtzahl der Slaven, die auf nahe an 80 Millionen Köpfe zu veranschlagen ist, bekennen sich etwa 55 Millionen zu derselben, und rechnet man die „Unirten“ hinzu, mindestens 60 Millionen. Der katholischen Kirche gehören nur etwa 20, dem Protestantismus nicht viel über anderthalb Millionen an, und 800,000 sind für den Islam gewonnen worden. Jene orthodoxe Kirche mit ihrem Cultus entspricht den Anlagen der Moskowiter, der Bulgaren und der Völkerschaften serbischen Stammes. Die Slaven sind ihr überall zugethan, wo fremde Einflüsse nicht überwiegend werden konnten. Und geschah das irgendwo, z. B. im westlichen und südlichen Rußland, wo von Seiten der Polen der Katholicismus mit Gewalt eingeführt wurde, dann sind solche Einflüsse im Fortgange der Zeit von selbst abgestorben oder durch blutigen Zwang wieder ausgerottet worden. Auch gewannen die anderen Kirchen nur Boden am Rande der slavischen Welt und zumeist in Folge unablässiger Berührung mit den Deutschen, bei den Polen, Tschechen, Slovaken, einem Theile der Croaten, den Slovenen und den Wenden. Diese aber bilden doch nur ein Drittheil der slavischen Gruppe, und die russische Politik weiß wohl, was sie thut, wenn sie bei ihren Bestrebungen und Anschlägen im Südosten ein großes Gewicht auf „die heilige Mutter Kirche“ legt. Wir haben schon angedeutet, daß die Massen gerade bei Völkern, die auf einer niedern Stufe geistiger Entwickelung stehen, entschieden am Dogma hängen. Dasselbe kann bei politischen Berechnungen einen erheblichen Factor abgeben, namentlich wenn der mächtigste Beherrscher unter den Slaven zugleich das Oberhaupt der Kirche ist, was beim Czar zutrifft.

Die Slaven haben keinen Dynasten, welcher ihrem Blut und ihrem Stamm angehört. Kaiser Alexander hat die Männer, welche sich jüngst aus allen Strichen der Windrose in Moskau und Petersburg versammelt hatten — angeblich um die ethnographische Ausstellung zu besuchen, in der That und Wahrheit aber, um eine panslavistische Verbrüderung anzubahnen und Propaganda für Rußlands Hegemonie zu machen — als „slavische Brüder“ angeredet. Hierbei erinnern wir uns an etwas, das einst Muffin Puschkin gethan hat.

In einer Gesellschaft angesehener Männer wurde des Kaisers Nikolaus als eines Herrschers „aus dem russischen Hause Romanoff“ erwähnt. Der Dichter sprach: „Ich bitte, seid einmal still und paßt auf.“ Er stellte einige Wassergläser vor sich hin. In das erste goß er einen Tropfen Rothwein und füllte es dann mit Wasser, das er in die übrigen Gläser schüttete und dann in einen großen Napf that. Von dem Tropfen rothen Weines war natürlich keine Spur zu bemerken. Puschkin sprach: „So viel Wein in diesem Wasser, so viel russisch-slavischen Blutes fließt in den Adern dieses Hauses Holstein, das ihr als Romanoff bezeichnet.“ Die Thatsache ist ganz richtig, und jeder genealogische Kalender weist sie nach, aber Kaiser Nikolaus gerieth in heftigen Zorn, als der Vorfall ihm hinterbracht wurde. Jetzt liegt es im Interesse der Politik des Hauses Holstein in St. Petersburg, die slavische Brüderschaft und Verbrüderung in den Vordergrund zu stellen und eine slavische Spitze gegen die Häuser Habsburg, Hohenzollern und gegen den Sultan zu kehren. In diesem Bestreben und in dem demonstrativen Auftreten liegt eine tiefe Feindseligkeit gegen Deutschland. Ueber den Panslavismus und die Stellung Rußlands haben wir später mehr zu sagen.

Die Slaven rütteln an Europa und ringen nach einer höhern Geltung. Sie nehmen in unserm Erdtheil einen ungeheuern Raum ein, vom Ural und dem Eismeere bis zur Adria und dem Pontus; nach Westen sind sie auch bis zum bayerischen Walde seßhaft, und einst reichten sie bis nach Holstein, Thüringen und Franken hinein. Jahrhunderte lang sind sie nach Westen vorgedrungen und bildeten eine große Menge von patriarchalisch eingerichteten Gemeinwesen, aus welchen im Laufe der Jahrhunderte einige größere Staaten erwuchsen. In Südosteuropa drangen sie bis in den Peloponnesus vor, und die Länder an der untern Donau und im Süden des Balkan erhielten eine zahlreiche slavische Bevölkerung. Sie blieben allezeit mit byzantinischen Griechen, Rumänen, Germanen, Magyaren, Türken und Italienern in Berührung und reiben sich an und mit denselben seit länger als einem Jahrtausend.

Aber sie hatten sich zu sehr in die Breite und Weite ausgedehnt, als ihnen die Völkerwanderung, in welcher die Germanen in Masse die romanischen Länder überflutheten, freien Spielraum gab. Sie schoben sich zu weit vor und verloren nach und nach die Vorländer im Osten der Elbe durch dieselben Mittel, durch welche sie dieselben erworben hatten, durch Pflug und Schwert. Als das deutsche Reich in sich Festigkeit gewann, ging es sofort an die Arbeit, den früher germanischen Osten wieder zu erwerben. In Folge dieser geschichtlichen Rückströmung sind in jenen Gegenden die slavischen Völkerschaften bis auf einzelne Bruchtheile germanisirt worden, und in Westpreußen und Posen nimmt heute dieser Proceß der Verdeutschung unablässig seinen Fortgang.

Passive Ausdauer und große Zähigkeit ist ein Merkmal der slavischen Völker, aber in geistiger Regsamkeit und Originalität sind sie bis auf den heutigen Tag hinter Germanen und Romanen weit zurückgeblieben. Ich habe vor Jahren irgendwo betont gefunden, daß bei ihnen die Form der Dreiheit so gut wie gar nicht entwickelt, oder wo dieselbe etwa vorkomme, den Deutschen entlehnt worden sei, wie z. B. bei den Tschechen in Böhmen alles das, was dieselben an Bürgerthum etwa haben. Wer die Geschichte der Slaven und ihre gesellschaftlichen Verhältnisse in nähere Betrachtung zieht, überzeugt sich in der That, daß sie von der Natur nicht dazu angelegt sind, Gegensätze zu vermitteln, zu binden oder zu überwinden. Bis auf den heutigen Tag ist auch ihr Staatsleben wesentlich stecken geblieben im Gegensatze zwischen Edelmann und Bauer. Nicht weniger als acht Zehntel aller Slaven sind Bauern; das ur- und naturwüchsige bürgerliche Element, der dritte Stand, mangelt ihnen, und deshalb auch die Mannichfaltigkeit, die Fülle und die gediegene Culturentwickelung der Germanen. Die europäische Culturströmung hat diese bäuerlichen Massen kaum berührt, und sie empfinden noch nicht einmal das Bedürfniß nach geistigem Aufschwung; intellectuelle Regsamkeit ist ihnen ohnehin fremd und die griechisch-orthodoxe Kirche wenigstens hat nichts gethan, um sie zu wecken.

Auch fehlt den Slaven vielfach jene Art der Individualität und der persönlichen Selbständigkeit, welche bei den Romanen und noch weit mehr bei den Germanen hervortritt. Da man gerade in unseren Tagen das russische Volk als einen „Hort slavischer Civilisation und Träger einer großen und glänzenden Zukunft“ hingestellt, so wollen wir näher zusehen, wie es sich eigentlich mit dem Wesen dieses Volkes verhält. Wir geben das Wort einem unverdächtigen Zeugen, einem echten Altrussen, der zugleich ein in der Wolle gefärbter Panslavist ist und unter die hervorragenden Geister seines Vaterlandes gerechnet wird. Wir meinen Herrn Aksakoff, von dem wir, nebenbei gesagt, auch manche interessante Mittheilung über die volkswirthschaftlichen Zustände Rußlands gelesen haben.

Herr Aksakoff schrieb im Jahre 1862, daß schon bei den alten Slaven keine eigentliche Individualität vorhanden gewesen sei. „Sie waren aus demselben Grunde frei, aus welchem sie unmittelbar darauf so hart versklavt wurden, denn der Einzelne kannte dem Ganzen gegenüber keine selbständigen Interessen und fügte sich mit angeborener Leichtigkeit eben sowohl den freien Beschlüssen seiner Genossen wie späterhin dem Zwange seiner Gebieter. Das altslavische Gemeinwesen kennt keine Beschlußfassung nach der Mehrheit, sondern verlangt zur Gültigkeit eines Beschlusses, nach vorhergegangener Berathung, Einstimmigkeit. Ein solcher Brauch wäre unmöglich, wenn nicht von Haus aus der Slave eine ungeheure Fähigkeit besäße, seiner individuellen Meinung zu entsagen. Da ist der Schlüssel zu seiner Freiheit und zu seiner Unterwürfigkeit, zu seiner politischen Unfähigkeit und Ohnmacht.“

Aksakoff, der Moskauer, sagt weiter: „Das gesellschaftliche Leben des gemeinen russischen Volkes ist das Leben des Ameisenhaufens oder des Bienenstocks; sein Hauptzweck besteht in rein materieller Selbsterhaltung, im Schutze des Einzelnen durch das Ganze, in welchem er aufgeht. Interessen, welche außer diesem Kreise liegen, kennt er nicht. Wenn die Einstimmigkeit im Beschlusse nicht erreicht werden kann, dann hört die Function der Gemeinde vollkommen auf, weil eben diese Gemeinde verloren gegangen ist.“

Man sieht, jenes politische Monstrum, das bei den Polen als das „ich will nicht“, nie pozwalam, liberum veto, so großes Unheil angerichtet hat, ist nicht etwa specifisch-polnisch.

„Wenn die Russen einen Staat brauchen, so holen sie ihn aus der Fremde. Die vielgerühmte altslavische Freiheit war lediglich primitives Patriarchenthum.“ Ueber den Artell, eine eigenthümliche russische Einrichtung, bemerkt Aksakoff, sie sei eine bewegliche Gemeinde, eine Genossenschaft, die demjenigen, welcher seine Gemeinde verlassen hat, Ersatz für die verlorenen heimathlichen Gemeindevortheile bietet. So bildet auch unter den Soldaten jede Compagnie einen solchen Artell für sich; an seiner Spitze steht ein Artelltschick, der etwa dasselbe bedeutet, was in der Gemeinde der Aelteste (Starost oder Golowa) ist, also das Haupt. Kein Soldat der Compagnie besitzt Eigenthum für sich; was jeder einzelne an Löhnung erhält oder durch Nebenarbeit verdient, oder im Kriege erbeutet, das hat er an den Artelltschick abzuliefern und dieser verwaltet Alles, was Allen gemeinsam gehört. Aehnliche Verhältnisse findet man bei den Handwerkern.

Es liegt auf der Hand, wie rudimentär diese Einrichtungen sind, und wie sehr sie sich von dem reichen und mannichfaltigen Leben der Völker im mittlern und im südlichen Europa unterscheiden. Hier hat sich, namentlich bei den Germanen, die Dreigliederung geltend gemacht; so drei Stände: Bauer, Bürger, Adel; im Handwerk: Lehrling, Gesell, Meister; und selbst in der Landwirthschaft. Ein Städtewesen und Städteleben im Sinne der europäischen Culturstaaten haben die Slaven nie gehabt, weil sie nicht vermochten, ein frisches Bürgerthum, einen eigentlichen Bürgerstamm aus sich selber herauszuarbeiten. Auch bei den Tschechen in Böhmen fehlt viel, daß das, was sie als ihren Bürgerstand betrachten, einen Vergleich aushalten könnte mit den deutschen, niederländischen, französischen, englischen und italienischen Städten, und es ist obendrein nur eine Nachahmung. Was Polen im Mittelalter an Städtewesen besaß, war deutsch und selbst die Hauptstadt Krakau eine Art von Hansestadt, in welcher kein Handwerker einen Nichtdeutschen in die Zunft einschrieb, so wenig wie einst in den niedersächsischen Städten ein Meister einen Lehrling wendischer Abkunft nehmen durfte.

Die Slaven sind wesentlich receptiv geblieben bis auf diesen Tag; sie verdanken ihre Anregungen zu Cultur und Civilisation dem Westen. Gern wird man ihnen Gewandtheit, Anstelligkeit zu allerlei Dingen und gewisse Fertigkeiten zugestehen, auch fehlt es manchen ihrer Stämme nicht an geistiger Beweglichkeit. Aber wo wäre denn das, was sie in Landbau, Gewerben, Künsten und Wissenschaften jemals Großes geleistet hätten, und wo wäre das, was sie darin Originales aufweisen könnten, zu finden? Auch Seefahrer sind sie nicht, und Rußland würde keine Flotte unterhalten können ohne die baltischen Seeleute. Sie sind wesentlich binnenländische Leute; die slavischen Seefahrer am Adriatischen Meere verdanken ihre Tüchtigkeit der Beimischung altillyrischen, liburnischen Blutes. Die kecken liburnischen Korsaren, deren schnellsegelnde Schiffe von den Römern gerühmt wurden, waren iberischer Abstammung. Der echte, unvermischte Slave und der Finno-Slave ist dem Meere nicht geneigt.

Das Alles wird hier betont, weil jüngst der russische Unterrichtsminister Tolstoi dem „slavischen Genius“ eine überschwengliche Lobrede gehalten, die slavischen Tschechenbrüder als ein hervorragendes Culturvolk gerühmt und seinem moskowitischen Ingrimme gegen die germanische Cultur und gegen unsere Wissenschaft den Zügel hat schießen lassen.

„Wenn die Russen einen Staat brauchen, holen sie ihn sich vom Auslande,“ sagt Aksakoff, und ihre ersten Herrscher waren normannische Waräger, germanische Männer, welche über See kamen. Als sie europäisch werden wollten, holte ihnen Czar Peter Culturelemente aus Deutschland und den Niederlanden. Diese hätten den Russen zur Wohlthat werden können, wenn nicht ein dem absolutistischen Staate Frankreichs abgeborgter Mechanismus im Regierungs- und Verwaltungswesen den halborientalischen Moskowitern aufgehalst worden wäre. In Rußland wirkte derselbe weit verderblicher als in anderen Ländern, wo Städtewesen und allgemeinere Bildung im Volke seine schlimmen Einwirkungen zum Theil abschwächten. Aber die Moskowiter sind durch ihn, der für sie durchaus künstlich und unverständlich war, in ihrer Volksthümlichkeit schwer geschädigt, in ihrer eigenartigen Entwickelung sehr empfindlich gestört worden. Er hatte eine raffinirte Verderbtheit im Gefolge, schuf künstliche Rangclassen, stellte Alles auf Schrauben, und bis jetzt hat er nur gehemmt statt zu fördern. Das Volk versteht ihn auch heute noch nicht, und er trägt zum Theil die Schuld an so vielen unfertigen und beklagenswerthen Zuständen in Rußland. Die altmoskowitische Partei ist in ihrer vollen Berechtigung, wenn sie gegen die meisten einst vielgepriesenen Schöpfungen Czar Peter's Sturm läuft; die „Civilisation“, welche dadurch gefördert werden sollte, hat durch die Entlehnung unpassender abendländischer Mechanismen rein nichts gewonnen, und man thut wohl daran, anstatt derselben nach Einführung von Einrichtungen zu streben, welche dem russischen Volke verständlich und angemessen sind. Aber jene Partei ist im Unrecht und geht von ganz irrigen Voraussetzungen aus, wenn sie für alle Uebelstände, welche der Polizeistaat nach französischer Schablone im Gefolge hat, den „deutschen Geist“ verantwortlich machen will. Sie könnte wissen, daß auch bei uns in Deutschland die Reaction gegen denselben und das Streben nach Selbstverwaltung sehr lebendig ist.

Man wird in Rußland große Mühe haben, man wird lange tasten und versuchen müssen, bevor man die richtigen Grundlagen für ein normales, den volksthümlichen Bedürfnissen entsprechendes Staatsleben gewinnt. Das absolutistische Polizeiregiment, wie es in Czar Nikolaus verkörpert war, ist im Innern und nach außen hin bankbrüchig geworden. Es hatte im Laufe von anderthalbhundert Jahren so grundverderblich gewirkt, daß alle Zustände rottefaul wurden. Seit dem Tode jenes Autokrators, der mit eiserner Ruthe herrschte, ist der Ruf nach Reformen allgemein, und einzelne, welche eine große Tragweite haben, sind von oben herab durchgeführt worden, z. B. die Beseitigung der Leibeigenschaft. Aber die Schwierigkeit liegt darin, Neues zu schaffen, das befriedigt und dauerhaft ist. Die Zustände sind durchaus unfertig, man befindet sich in Uebergängen und hat dazu im Lande selber die schroffsten Contraste. Der Adel ringt nach politischer Geltung, der Czar will „Selbstherrscher“ bleiben, ein Mittelstand fehlt und die Mehrzahl der Bauern wurde erst vor ein paar Jahren dem Zustande der Halbsklaverei entrückt. Damit war eine Revolution auch in den wirthschaftlichen Verhältnissen gegeben, und es werden manche Jahre verfließen, bevor dieselben sich einigermaßen normal gestalten.

Man geht viel zu weit, wenn man von polnischer Seite den Russen das Slaventhum abspricht. Gewiß haben sie viel mongolisches, finnisches und tatarisches Blut in ihren Adern, aber das slavische waltet doch entschieden vor und die Sprache ist slavisch. Es ist richtig, daß Selbstgefühl, Selbstbestimmung und freie Thätigkeit in Rußland keinen Spielraum finden konnten; wir haben weiter oben gezeigt, daß die Individualität in einem Staate fehlte, der vorzugsweis ein Bauernland ist und wo der Landmann Leibeigener, oder wo er das nicht war, keinen Begriff von individuellem Eigenthum hatte. Damit fehlte eine Hauptunterlage für den wirthschaftlichen Fortschritt und überhaupt für die Culturentwickelung. Noch heute bietet das großrussische Volk den Anblick einer Einförmigkeit dar, dergleichen man nur in diesem „Steppenerdtheil neben Europa“, nicht in irgend einem andern Lande findet. Jeder kleidet sich wie der andere, die Sprache hat keine Mundarten, und nach Volksliedern, an denen andere Slaven großen Reichthum haben, wird man vergeblich suchen. Diese Großrussen bilden den Mittelpunkt, um welchen sich nicht weniger als siebenunddreißig verschiedene andere Völkerschaften herumlagern oder in welche diese eingesprengt sind. Kein anderes Reich bildet eine so bunte Völkermosaik.

Der vielgerühmte „russische Genius“ hat nun zu zeigen, ob er staatliche Einrichtungen schaffen kann, die lebens- und entwickelungsfähig sind. Wenn die altmoskowitische Partei sich gegen alles Nichtslavische aufbäumt, so ist damit wenig gethan. In vergangene Jahrhunderte *kann* man doch nicht zurück, und die Tage der Mongolenherrschaft, Iwan's des Schrecklichen oder des Boris Godunoff haben nichts Anziehendes oder Wünschenswerthes für Menschen des neunzehnten Jahrhunderts. Schon ein Blick auf die geographischen Verhältnisse des Landes könnte den „Erzrussen“ zeigen, daß sie die Einseitigkeit ihrer Weltstellung durch Erweckung der Culturelemente, so viel deren in den Völkerschaften des Reichs etwa vorhanden sind, zu entwickeln haben. Aber dazu bedürfen sie mit Nothwendigkeit sowohl materieller wie geistiger Hülfe aus der Fremde, und es zeugt von kurzsichtiger Befangenheit, wenn gerade die „nationalen Wortführer“ in diesem Steppenreiche der Völkermosaik, gegenüber den halbfertigen, vielfach ganz uneuropäischen Zuständen, sich nicht bloß ablehnend, sondern vielfach sogar feindselig verhalten. Sind doch Deutsche, Engländer, Franzosen ꝛc. willig, von einander auf- und anzunehmen, ohne daß sie, die freilich alle gegenseitig zu *geben* haben, durch das Entlehnen ihren Stolz gekränkt fühlen.

Rußland verdankt das, was an Cultur in ihm ist, reichlich zu vier Fünftheilen den *Deutschen*, welche ihm sogar einen großen Theil seiner asiatischen Besitzungen entdeckt und Wissenschaften an die Newa und an die Wolga gebracht haben. Dafür werden sie nun systematisch geschmäht und gehaßt. Verwundern kann das nicht, aber es giebt Zeugniß von einem Mangel an Sittlichkeits- und Gerechtigkeitsgefühl und beweist, daß viele stimmführende „Reformatoren“ Rußlands sich in Irrthümern, Verneinungen und Extremen bewegen. Sie thäten besser, dahin zu wirken, daß die höheren Culturelemente, welche die Deutschen bringen, organisch mit dem russischen Wesen verbunden und demselben assimilirt würden. Dann würde eine gedeihliche Entwickelung möglich werden.

Buschneger und Galibis-Indianer in Guyana.

Man bezeichnet die Küstenregion des südamerikanischen Festlandes zwischen den Mündungen des Orinoko und des Amazonenstroms mit dem Namen Guyana. Der westliche Theil bis zum Essequibo gehört zum größten Theile der Republik Venezuela, der östliche, vom Oyapok bis zum Amazonas, zum großen Kaiserreich Brasilien; mitten inne liegen das englische, niederländische und das französische Guyana. Mindestens acht Zehntel dieser weit ausgedehnten Landschaften sind mit Wald bedeckt; Anbau und Städte findet man nur an der See, Dörfer und Pflanzungen nur in der Alluvialebene an der Küste und etwas landeinwärts an den Flußläufen; alles Uebrige ist Wildniß, in welcher vereinzelte Indianerhorden umherschweifen und in der nur einzelne Wohnorte von sogenannten Buschnegern zerstreut liegen.

Wir werden demnächst einige Schilderungen über das französische Guyana, das übelberufene Cayenne, mittheilen, wollen aber hier gleich bemerken, daß dasselbe an Entwickelung weit hinter den Colonien der beiden anderen genannten

Hütten der Galibis-Indianer.

Völker zurückgeblieben ist. Georgetown, die Hauptstadt des englischen Guyana, hat einen lebhaften Handelsverkehr, ist sauber, so weit das erwartet werden kann in einer Ortschaft, deren Einwohner in überwiegender Menge aus Schwarzen bestehen, und die Plantagen liefern so viele Producte, wie bei den beschränkten Arbeitskräften irgend möglich ist. Ein Gleiches gilt von dem niederländischen Guyana; die Holländer, in ihrer europäischen Heimath Meister im Wasserbau, haben auch in dem Land am Surinam, Commewyne, Matapicca, Warappa und Maroni Dämme aufgeworfen, Canäle gezogen, Schleusen gebaut und mit Geschick und Ausdauer den Boden trockengelegt. Ihre Hauptstadt Paramaribo, d. h. Feld der Blumen, oberhalb der Mündung des Surinam, ist beinahe so sauber wie die Ortschaften in Holland selber; sie zählt mehr als 16,000 Einwohner, aber die Ziffer der Gesammtbevölkerung beträgt in der ganzen Colonie, so weit die Ortschaften und Plantagen in Rechnung kommen, noch keine 60,000 Seelen.

Alle diese Colonien befinden sich in einer schwierigen Lage, seitdem die Negersklaverei aufgehoben worden ist; sie leiden unter dem Mangel an Arbeitskräften, weil die freien Neger sich theils zu gar keiner Arbeit herbeilassen, theils eine solche nur unregelmäßig verrichten; es wiederholt sich also auch hier dieselbe Erfahrung, wie in allen tropischen Ländern, und man muß Arbeiter aus Indien und China herbeischaffen, wenn nicht alles früher angebauete Land verwildern soll. Die deutschen Herrnhuter haben sich bis auf den heutigen Tag abgemüht, den Negern Gesittung beizubringen, doch sind ihre Erfolge im Allgemeinen nur gering gewesen. In Surinam ist die holländische Regierung bei der Emancipation mit Umsicht und großem Wohlwollen verfahren, doch klagt

der Gouverneur in jedem seiner Jahresberichte, daß von Seiten der Schwarzen wenig zu hoffen sei; sie ziehen das Nichtsthun vor und können das auch in einem Lande, wo ihnen der nöthige Lebensbedarf gleichsam in den Mund wächst.

In früheren Zeiten war die Behandlung träger oder widerspenstiger Sklaven manchmal sehr hart. Es hielt indeß für solche nicht eben schwer, sich der Strafe oder überhaupt der Arbeit zu entziehen. Sie entliefen in die Wälder, in denen sich nach und nach Tausende zusammenfanden. Dort bildeten diese „Buschneger“, oder wie die entlaufenen Sklaven in Westindien genannt werden, Marrons, mehrere kleine Gemeinwesen, wenn man so sagen darf, Duodezrepubliken, deren Unabhängigkeit, z. B. schon 1761, von der niederländischen Colonialregierung anerkannt wurde. In denselben führen sie ein wesentlich afrikanisches Leben, doch so, daß sie daneben einige europäische Formen nachahmen. Von irgend welcher Entwickelung ist aber in den etwa vierzig Oertern dieser Buschneger-Republiken nichts zu verspüren. Sowohl die 16 Dörfer der Aukas wie die 21 der Saramakkas und die 6 Wohnplätze der Bekas oder Mussiugas (auch Cotticas oder Matuaris genannt) sind im Wesentlichen wieder afrikanisch-heidnisch geworden; nur bei den Saramakkas haben die Herrnhuter einige wenige Schulen.

Vor uns liegt ein Bericht des französischen Fregattencapitains F. Bouyer („Le Tour du Monde“ Nr. 334), welcher im Jahre 1862 mit einer Anzahl von Buschnegern in Berührung kam. Der Maroni, welcher die Grenze zwischen dem französischen und dem niederländischen Guyana

Der Große Mann, Häuptling der Bonis.

bildet, erhält aus dem letztern einen bedeutenden Zufluß, den Tapanoni; weiter aufwärts bekommt er dann den Namen Awa und verliert sich in dichten, noch unerforschten Urwäldern, in welche die Sage den Parimasee verlegt, dessen Grund aus Diamanten besteht, und wohin man den goldenen König, El Dorado, und dessen von edelen Metallen und Rubinen erglänzende Stadt versetzte. Am obern Maroni nun haben die Buschneger eine Anzahl von Dörfern; sie hausen am Tapanoni und Awa und werden als Aukas, Polygoudoux und Bonis bezeichnet; ihre Anzahl soll dort etwa 4000 Köpfe betragen.

In jedem Dorfe steht ein Obmann oder Häuptling an der Spitze, und solche Ortschaften, welche sich zu einer Art von Bund vereinigt haben, wählen einen Oberhäuptling, der als Grand Mann, Groote Mann, bezeichnet wird. Der Neger, welcher 1863 diese Würde inne hatte, wohnte auf den „drei Inseln“, Dryn Tabetlye; er war ein in seiner Art intelligenter und schlauer Mann. Der Dorfhäuptling wird Capitain titulirt und übt die Strafpolizei; er kann auspeitschen, oder wie man es nach altholländischem Brauche bezeichnet, den „Bastian“ geben lassen. Größere Verbrechen, auf welche Todesstrafe gesetzt ist, kommen an den Grand Mann, der ein aus Capitainen bestehendes Gericht für jeden betreffenden Fall einberuft. Jeder Capitain hat einen Rohrstock mit silbernem Knopf, auf welchem das niederländische Wappen eingegraben ist; dieser Stab ist Zeichen des Amts und der Würde.

Der Indianer in Guyana liebt das Leben und Treiben in freier Luft; seine Hütten sind zu beiden Seiten offen; unsere Abbildung zeigt, in welcher Weise die Galibis am

Maroni sich ihre Wohnungen bauen. In diesen knüpft der braune Fischer- und Jagdnomade seine Hangmatte auf; unter dem gewölbten Dache, das aus Palmblättern besteht, birgt er seine geringen Habseligkeiten, und seinen leichten, zierlich gearbeiteten Nachen läßt er entweder am Ufer liegen oder zieht ihn mit leichter Mühe hinauf in das Gebüsch. Ein Bedürfniß, den Körper zu bekleiden, ist bei ihm nicht vorhanden, eben so wenig hat er jenen Hang nach phantastischem und grellem Ausputz, welcher den Neger kennzeichnet.

Der Bund der Bonis besteht aus etwa 800 Köpfen; ihre sieben Dörfer liegen am Awa und gewähren einen durchaus afrikanischen Anblick. Der Neger ist kein Nomade, er hängt sehr an seiner Hütte und liegt gern in oder dicht bei derselben, ganz im Gegensatze zum Indianer, der, wie eben bemerkt wurde, das Umherschweifen vorzieht.

Das Hauptdorf der Bonis heißt Providence, der Grand Mann führt den biblischen Namen Adam. Dieser entschloß sich, mit Capitain Bouyer auf dem Dampfer „Alecto“ eine Fahrt nach Cayenne zu machen und den Gouverneur zu besuchen, welcher dann auch den halbwilden Sohn der Wälder sehr freundlich aufnahm. Adam war vor Erstaunen außer sich, als er auf einem Balle weiße Frauen tanzen sah; er ließ sich Speisen und Wein vortrefflich schmecken, und als er eine Compagnie Soldaten vor sich exerciren sah, meinte er, daß man mit denselben wohl die ganze Welt werde erobern können. Besonders aber gelüstete es ihn nach einer Offiziersuniform, und er war glückselig über alle Maßen, als er eine solche erhalten und sich dann im Spiegel betrachtet hatte. Seine Begleiter gaben sich mit alten Infanterietschakos zufrieden, waren aber darum doch nicht minder stolz. Unsere Illustration ist an Ort und Stelle gezeichnet worden.

Da sitzt nun der Große Mann der Bonis, ähnlich gekleidet wie ein großer Häuptling der Weißen. Er hat einen Hut mit einem superlativen Federbusche, weiße Beinkleider und sogar Schuhe, die ihm aber offenbar eine große Qual sind. Indessen, was hilft das? Sie gehören ja zum Anputze. Und nun sein Hofstaat! Die alten Blech- und Zinnbüchsen, welche zum Aufbewahren von Sardinen, trockenen Gemüsen und dergleichen mehr gedient haben, spielten seiner Zeit in der Armee des großmächtigen Kaisers Faustin Soulouque eine nicht geringe Rolle. Ein Gleiches ist bei dem Gefolge des Großen Mannes der Fall. Die schwarzen Stutzer haben an ihre Strohhüte auch dergleichen Blech- und Zinnplatten befestigt, und der Mann, welcher eine verkupferte Platte mit der Aufschrift: „Boeuf à la mode“ trägt, ist darüber sehr vergnügt.

Der Große Mann sammt seinem Hofstaate wurde auf dem Dampfer „Alecto“ von Cayenne nach dem Maroni zurückgebracht. Unterwegs waren Alle sehr schweigsam und nachdenklich; sie konnten sich in und mit dem, was sie gesehen und erlebt hatten, noch nicht zurecht finden; sie waren wie von einem Opiumrausch umnebelt. Die kleine Stadt Cayenne mit ihren paar Tausend Einwohnern galt ihnen offenbar für ein Weltwunder, denn das ungleich größere und volkreichere Paramaribo hatten sie nie gesehen, und nun sollten sie wieder heimkehren in die Einsamkeit ihrer Wälder und ihre armseligen Dorfhütten!

Man beabsichtigte, zwischen diesen Buschnegern und der französischen Sträflingsniederlassung St. Louis einen Handelsverkehr anzuknüpfen; aber was haben diese Buschneger, welche das Leben im süßesten Nichtsthun verbringen, anders zu geben, als dann und wann getrocknete Fische oder einige werthlose Schnurrpfeifereien? Die Bedürfnisse, welche durch die Civilisation hervorgerufen werden, fehlen ihnen. Der Wilde, sei er Neger oder Indianer, lebt nur von einem Tage zum andern; darüber hinaus denkt er nicht, und was er etwa arbeitet, falls diese Bezeichnung hier paßt, das geschieht nur, damit die allernächsten physischen Bedürfnisse befriedigt werden. Sobald das geschehen ist, ruhet er wieder aus. Und wenn die Civilisation ihn berührt, so bringt sie ihm nicht etwa das, was sie an Segnungen und Wohlthaten in sich hat, sondern Leidenschaften, Fehler, Laster, und namentlich den Hang nach Branntwein. Freilich hat er selber berauschende Getränke, Kaschiri und Pinori, welche aus gekaueter Kassawa und sauren Orangen bereitet werden, und aus der Frucht der Kumupalme; sie verursachen einen schweren, betäubenden Rausch und sind schlimmer als der Tafia, junger Zuckerbranntwein.

Aus den Tagen der Sklaverei haben die Buschneger keine andere Erinnerung, als jene, an die ihrer Meinung nach glücklichen Tage, an denen sie sich in Tafia oder in Wachholderbranntwein einen Rausch tranken. Um sich einen solchen Genuß zu verschaffen, namentlich um Genevre zu bekommen, scheuen sie eine Kahnfahrt von hundert Stunden nicht. Dann werden auch Weiber und Kinder in den Nachen gepackt und der Jubel ist groß, wenn es ihnen gelingt, sich in europäischem Feuerwasser zu berauschen.

Noch ein Wort über die Galibis. Diese Indianer wohnen auf der französischen Seite des Maroni; sie verschmähen den Ackerbau und pflanzen zum Nothbedarf einige Maniokwurzeln. Das erfordert nur geringe Mühe, und ohnehin muß diese leichte Arbeit von den Frauen verrichtet werden. Der Mann verträgt platterdings keinerlei Art von Zwang. Der Strom liefert ihm Fische, der Wald verschiedene Arten von Wildpret; er weiß von Jugend auf, wo er beides findet; wozu soll er sich also die, wie ihm scheint, entsetzlich schwere Mühe aufbürden, Hausthiere abzuwarten?

Ein französischer Beamter wollte einem Galibi einen Stier nebst einigen Kühen schenken und setzte ihm weitläufig auseinander, welchen Nutzen diese Thiere dem Indianer bringen könnten. Der Wilde verschmähete das Angebotene: „Ich bin ein freier Mann und will nicht Sklav eines Ochsen werden. Soll ich ihm zu fressen und zu trinken geben und hinter ihm hergehen? Das thue ich nimmermehr.“ —

Diese Aeußerung erinnert uns an jene eines Negers auf der Landenge von Panama, welche Berthold Seemann mitgetheilt hat. Jener bettelte unsern Landsmann an, und dieser fragte: Weshalb arbeitet ihr nicht, da ihr doch am Tag einen Dollar verdienen könnt? Der schwarze Faullenzer entgegnete: „Ich bin ein Mensch; zur Arbeit hat Gott die Ochsen und Maulthiere geschaffen.“ —

Sobald der Galibi sich irgendwo beengt glaubt, packt er Weib und Kinder in seinen Nachen und bauet sich an einem beliebigen andern Orte seine Hütte. Das thut er manchmal auch, wenn gar kein Grund vorliegt, die bisherige Wohnung zu verlassen; es treibt ihn eben fort, und die eine Stelle ist ihm so genehm wie die andere. Wenn die Maniokwurzeln gepflanzt sind, bekümmert er sich nicht weiter um sie und überläßt sie dem Himmel, bis die Zeit der Ernte kommt. Die wilden Thiere haben inzwischen einen Theil weggefressen, aber was schadet das? Für den Galibi und seine Familie bleibt doch genug übrig. Er fühlt sich in seiner Art glücklich, sobald er einen Kahn, einen Kessel und eine Hangmatte besitzt; Bogen und Pfeile hat er ohnehin. Er fürchtet nur den bösen Geist, welchen er durch Opfer zu besänftigen sucht; der gute Geist ist ihm von selbst gewogen. Die Tracht oder Bekleidung, wenn von einer solchen die Rede sein könnte, ist einfach und besteht in dem Calimbe, einem schmalen Stücke Zeuges, das er, zwischen den Beinen hindurch, um die Hüften schlägt; die Frau trägt nur eine ganz kleine Schürze. Das ist

dürftig genug, der Mangel soll aber durch Hals-, Arm- und Beinbänder unter den Knien ersetzt werden. Jede Frau trägt in der durchbohrten Unterlippe mehrere Nadeln, um damit dem Manne die Sandflöhe aus dem Fleische der Füße zu entfernen. Vielweiberei ist erlaubt und die sogenannte „Couvade", deren Vorkommen bei verschiedenen Völkern wir früher einmal im „Globus" nachgewiesen haben, ist bei den Galibis eine von Alters her überkommene Sitte. Sobald die Frau eines Kindes genesen ist und mit demselben zum nächsten Bache geht, um es zu baden, legt sich der Mann auf acht oder zehn Tage in die Hangmatte, spielt den Kranken und erheuchelt Schmerzen, als ob er Mutter geworden sei.

Die Dampferlinie zwischen Californien, Japan und China.

Ein Banket in San Francisco.

Eine mächtige Verkehrsbewegung pulsirt in der Südsee, welche in unseren Tagen ein Tummelplatz für die Schifffahrt aller großen Handelsvölker geworden ist. Von den Tagen Ferdinand Magellan's, der 1520 das ungeheure Wasserbecken von Südost gen Nordwest bis zu den Philippinen durchsteuerte, bis auf Cook blieb der „Große Ocean" zumeist unbekannt und wenig benutzt. Die Spanier boten Alles auf, um andere Völker aus Regionen fern zu halten, aus denen doch sie selber keinen Vortheil zu ziehen vermochten und welche unter einem starren Monopolsystem sehr schwer zu leiden hatten. Dieses System wurde gebrochen, die Südsee wurde frei, den kühnen Entdeckern folgten die Walfischfahrer, die Missionaire und die Kaufleute. Heute ist die ganze pacifische Welt ihrer frühern Einsamkeit und Verödung entrückt und gleichsam in die Mitte des Weltverkehrs gebracht worden. Die Unabhängigkeit der spanischen Colonien, die Besiedelung Australiens und die Golddeckungen hier, auf Neuseeland und in Nordwestamerika, die Eröffnung von China und Japan für den Handel, — diese wichtigen Momente fallen zusammen oder traten nach einander in rascher Folge hervor. Das europäische Element ist auch dort überall zur Vorherrschaft gelangt und wirkt bestimmend auf das Leben ein; ihm gehören Gegenwart und Zukunft der ganzen Südsee, deren Gestadeländer in unseren Tagen nicht mehr einseitig gestellt sind, sondern als Nebenstücke einander gegenseitig ergänzen. Durch Europäer und Nordamerikaner ist jener weite Meeresraum, der sich zwischen der Westküste der neuen Welt, Australien und Ostasien ausbreitet, zu einem, man kann wohl sagen, mediterraneischen Ocean, zu einem amerikanisch-asiatischen Golfe geworden. Seine Wogenschläge branden in allen Zonen.

Auch in diesem Großen Ocean hat die Dampfschifffahrt in ganz hervorragender Weise zur Entwickelung des Verkehrs beigetragen. An den Gestadeländern übt sie schon seit längerer Zeit ihren belebenden Einfluß; sie reichte einerseits von Puerto Montt im südlichen Chile nach Norden hin bis New Westminster in Britisch Columbia, und auf der asiatischen Seite gen Norden bis nach Yokohama in Japan und nach Süden hin bis in die Häfen Australiens und Neuseelands. Aber in ost-westlicher Richtung und umgekehrt fehlten Dampfer. Merkwürdig genug, daß ein mit japanischem Schiffsvolk bemanntes „Rauchschiff", das von Kanagawa nach San Francisco steuerte, hier als der wahre Bahnbrecher zu betrachten ist. Der Versuch, den nördlichen Stillen Ocean mit einem Dampfer zu durchschneiden, war entschieden gelungen. Aber es kam darauf an, regelmäßige Linien herzustellen. Das ist nun im Laufe der letztverflossenen zwölf Monate geschehen. Die Linie zwischen Panama und Neuseeland-Australien wurde am 24. Juni 1866 eröffnet; jene zwischen San Francisco und Japan-China am 2. Januar 1867 *).

*) Vergleiche die Aufsätze: Dampferfahrten rund um den Erdball, „Globus" XI, S. 10, und Bedeutung der Landenge von Panama, XI, S. 314. Hier ist die Fahrt des Dampfers „Rakaia", welcher die Linie zwischen Panama und Australien eröffnete, eingehend geschildert worden.

Das „Pionierschiff" dieser Linie war die „Colorado", welche der Pacific Mail Steamship Company gehört. Sie hatte auf der Fahrt nach Yokohama fast immer günstiges Wetter, und auf dieser Strecke von 5250 Seemiles arbeiteten die Maschinen ohne jede Unterbrechung. Sie erreichte den japanischen Hafen am 24. Januar um 11 Uhr Morgens und hatte eine Fahrzeit von 21 Tagen 23 Stunden gehabt. In Yokohama blieb sie 24 Stunden, lichtete die Anker am 25. Januar 11 Uhr Mittags und warf sie wieder aus bei Victoria auf Hongkong in der Nacht des 30. Januar. Zur Fahrt nach diesem südchinesischen Hafen, welcher bekanntlich im Besitze der Engländer sich befindet, hatte sie nur 5 Tage 13 Stunden gebraucht, d. h. etwa 300 Seemiles an jedem Tage zurückgelegt.

Am 17. Februar trat sie die Rückfahrt an. Jetzt aber hatte sie Gegenwind, den Nordostmonsun, und erreichte Yokohama erst am 25. um $11\frac{3}{4}$ Uhr Mittags. Am 27. Februar $10\frac{1}{2}$ Uhr Morgens stach sie wieder in See und legte die Strecke bis San Francisco in 20 Tagen 21 Stunden zurück. Am 8. März hatte sie einen starken Orkan zu bestehen, der volle 24 Stunden anhielt.

Die „Colorado" hat 12,700 Seemiles in 79 Tagen gemacht, eingerechnet den Aufenthalt von 17 bis 18 Tagen in Hongkong und 3 Tagen in Yokohama; ihre mittlere Geschwindigkeit stellt sich auf 219 Seemiles für den Tag. Sie brachte 30 Kajütenpassagiere und 180 chinesische Einwanderer im Zwischendecke mit, und wurde bei der Einfahrt in die „Goldene Pforte" bei San Francisco mit lautem Jubel empfangen. Der Kohlenbedarf für jede Fahrt stellte sich auf etwa 800 Tonnen, jede 20 Centner schwer.

Diese Linie ist von ganz hervorragender Bedeutung, weil sie eine maritime Fortsetzung der großen nordamerikanischen Weltbahn zwischen Neuyork und San Francisco bildet. Vom Jahre 1870 an wird man von Europa nach Japan mit Dampfgelegenheit gelangen können, ohne das heiße Klima zu berühren; man wird die Reise rascher machen, als über Suez und durch den indischen Ocean, oder gar als um das Vorgebirge der Guten Hoffnung. Ohne alle Frage wird ein Theil des großen Weltverkehrs diese neuen Bahnen einschlagen, und es kann nicht fehlen, daß San Francisco als Weltemporium eine Stellung gewinnt, wie Neuyork sie auf der atlantischen Seite einnimmt.

Davon ist man in jener pacifischen Hauptstadt vollkommen überzeugt und man hatte ganz recht, die Eröffnung jener Fahrten als ein Ereigniß anzusehen, das Epoche macht. Man veranstaltete zur Einweihung der Linie ein großes Banket, ein „grand China mail dinner" im „Occidental hôtel". Californien war vor zwanzig Jahren noch eine Ein-

öde; China und Japan sind Staaten, deren Ursprung weit über die christliche Zeitrechnung hinausreicht. Aber welch ein regsames Leben herrscht nun dort, wo vor einem Menschenalter kaum ein Hammer auf einen Nagel fiel!

Das wurde bei jenem „China-Banket“ mit gerechtem Stolze betont. Das Festmahl war überhaupt charakteristisch für die Verhältnisse, und wir sagen dem uns unbekannten Leser des „Globus“, welcher uns von San Francisco aus einige Berichte über dasselbe zugeschickt hat, namentlich für die betreffende Nummer der „Alta California“, unsern besten Dank.

In den Tischreden, die nicht weniger als vier bis fünf Stunden füllten, wurde hervorgehoben, daß die Dampferlinie den Handel und überhaupt den Einfluß Nordamerikas in Asien steigern müsse; fortan komme man in Berührung mit 400 Millionen arbeitsamer Menschen in China und Japan. Nun sei San Francisco schon jetzt Mittelpunkt für den Handel, für das Capital und die Industrie der gesammten Westküste, sei ihr Haupthafen, ihre Maschinenwerkstätte. Die Dampfer würden Fahrgäste, Silber, Quecksilber, Getreide, Wein, Obst, Waffen, Geräthe, Maschinen und Fabrikate aller Art nach Asien bringen und als Rückladung Reis, Zucker, Thee, Seide und eine Menge asiatischer Fabrikate einnehmen. „Unsere Stadt trachtet mit aller Energie dahin, auch ihrerseits eine Königin der Meere zu werden; sie will auf unsern Ocean einen großen Theil des Verkehrs ziehen, der einst das Mittelländische Meer belebte und nun die Länder am nordatlantischen Ocean bereichert. Seit zweitausend Jahren und länger strömt das Silber in gewaltiger Menge aus Europa nach Süd- und Ostasien ab, und seit der Eroberung Mexicos und Perus hat es auf seinem Zug aus Amerika nach Osten hin seinen Weg beinahe rund um den Erdball nehmen müssen (— die spanischen Silbergaleonen von Acapulco nach Manila —). Jetzt wollen wir vermittelst dieser Dampferlinie versuchen, diesen Silberstrom ganz nach Westen zu lenken. Wenn uns das gelingt, dann wird San Francisco eines der größesten Centra auch für den Geldmarkt.“

Im Banketsaale hatte man zu beiden Seiten der nordamerikanischen Flagge die beiden Reichsbanner von China und Japan angebracht. Das war in der Ordnung; wozu aber nicht weniger als funfzig Stück Käfiche mit Kanarienvögeln, von immergrünen Laubgewinden umgeben, an Seilen schwebten, welche man durch den Saal gezogen hatte, das wird ein Europäer schwerlich begreifen. Aber den Amerikanern gefiel das sehr, denn „die anmuthigen Sänger zwitscherten ihre lieblichen Töne in das Klappern der Teller, Messer und Gabeln, in den Klingklang der Gläser, in den Knall der Champagnerpfropfen, in die Unterhaltung und das Gelächter der Gäste und selbst in die Tischreden hinein.“

In diesen war natürlich kein Mangel an Selbsterhebung und jenen aufgebauschten Redensarten über Ruhm, Größe, Macht, hohe Bestimmung der „angelsächsischen“ Race, dergleichen die Amerikaner selbst als spread eagle bezeichnen. Diese lassen wir bei Seite, um Besseres aus den Reden auszuheben und Charakteristisches mitzutheilen.

Gouverneur Low betonte, daß nun ein kühner und scheinbar phantastischer Traum zur schönen Wirklichkeit geworden sei. China ist bis vor Kurzem gleichsam ein versiegeltes Buch für uns gewesen und auch jetzt haben wir von dem Inhalte desselben noch unvollständige Kenntniß; aber der gesteigerte Verkehr wird auch auf die Chinesen einwirken. Seien wir unsererseits nur rechtschaffen, betriebsam, nüchtern, beharrlich und dem Fortschritt ergeben, und vergessen wir nicht einen Ausspruch Sir Walter Raleighs: „Wer das Meer beherrscht, beherrscht auch den Handel der Welt, diese selbst und ihre Reichthümer.“

Ein Herr Hall Mc Allister erwähnte, daß der Congreß am 3. März 1847 seine Ermächtigung zu einer Dampferlinie zwischen Panama und Oregon ertheilt habe. Im April 1848 gründete Aspinwall die Pacific Mail Steamship Company; Capital 500,000 Dollars; drei Dampfer, jeder von 1000 Tonnen. Heute beträgt ihr Capital 20 Millionen Dollars; sie besitzt 20 Dampfer, und die meisten derselben haben mehr als 2500 Tonnen, einige sogar 5000. Jetzt eröffnet sie die transpacifische Linie und fortan sind Neuyork und San Francisco die beiden großen Portale für Nordamerikas Weltverkehr. Jeder Dampfer der transpacifischen Linie hat 5000 Tonnen und kostet eine Million Dollars; die Zahl derselben ist zunächst auf sechs bestimmt. Sie hat daneben mehrere kleinere Hülfsdampfer, legt in Japan und China Depots an und bauete in San Francisco Werften und Speicher, die einen Kostenaufwand von mehr als einer halben Million erfordern. Europa hat sein Uebergewicht im Verkehr durch künstliche Mittel, durch Gewalt und Betrug erworben, es ist gierig und monopolsüchtig (— und wie uneigennützig sind die Yankees! —); das muß anders werden. Man blicke auf die Karte. Die Westküste Nordamerikas steht zu den Ostgestaden Asiens in einem ähnlichen Verhältnisse, wie die Ostküste der Vereinigten Staaten zu Amerika. Wir werden nun den ostasiatischen Handel nach uns, nach der Westküste, nach Nordamerika abzuleiten haben; dieses muß und wird der Verbindungscanal zwischen Europa und dem Osten werden.

Diesen Satz führte Exgouverneur Stanford weiter aus. Er sprach über die große Ost-Westbahn, welche vom Ocean her nun schon den Gipfel der Sierra Nevada erreicht habe; man dürfe mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß sie 1870 in ihrer ganzen Länge dem Verkehr übergeben werden könne.

Ein Kaufmann Sneath hob hervor, daß San Francisco schon in den nächsten Jahren ein unabhängiger Geldmarkt werden müsse, der größte Wechselplatz an der pacifischen Küste. Bis 1856 hatte Californien lediglich Gold als Ausfuhrartikel; jetzt schicke es Getreide nach Neuyork und England; es habe 1866 mehr als 12 Millionen Buschels Weizen geerntet, und noch sei im Staate kaum der fünfundzwanzigste Theil urbaren Bodens unter den Pflug gebracht worden. Künftig werde Californien eine der Kornkammern für den Erdball sein.

Etwa ein Dutzend chinesischer Kaufleute waren zugegen und nicht weniger als drei derselben hielten Reden in fließendem Englisch. Man brachte einen Trinkspruch zu Ehren dieser betriebsamen Handelsmänner aus, und Herr Fong tang dankte. Es sind, sprach er, wenigstens 60,000 Chinesen an der pacifischen Küste als fleißige Leute in sehr verschiedenen Gewerbszweigen beschäftigt. Ich lebe hier seit zehn Jahren als Kaufmann. Bei einem Geistlichen, Herrn Speer, habe ich Englisch gelernt; er war früher Missionair in China und ich hege große Hochachtung vor ihm. Ich stehe mit vielen Geschäftshäusern hier in Verbindung und kann sagen, daß die chinesischen Kaufleute von ihnen immer mit großer Freundlichkeit behandelt worden sind. Hoffentlich ist der Verkehr mit uns den Amerikanern so angenehm gewesen, wie der Verkehr mit ihnen uns angenehm erschien.

Herr Kuan Yuen: „Gentlemen! Ich kann dem, was wir schon gehört haben, nicht viel hinzufügen. Ich fand, daß mir die englische Sprache für meinen Geschäftsbetrieb nöthig sei und habe sie erlernt. Ich nehme aber auch lebhaftes Interesse an Wissenschaften und Künsten, die mir früher wie ein versiegeltes Buch waren. Ich treibe Musik und kann den „John Brown“ und „Sweet Home“ singen, spiele auch auf dem Fortepiano. Im Deutschen und im Französischen habe ich es wenigstens so weit gebracht, daß ich fra-

gen kann: „Bon jour, Monsieur; comment vous portez-vous?“ oder: „Wie geht's, mein Herr; was giebt's Neues?“ Aber Redenhalten ist nicht meine starke Seite. Ich will nur danken für die Ehre, welche Sie mir erweisen und dafür, daß sie so gütig und freundlich sind.“

Noch ein anderer Chinese, Herr Tschoy kom tschu, ließ sich hören. Er hob auch seinerseits die guten Beziehungen zwischen den chinesischen und den übrigen Kaufleuten hervor, und erkannte dankend an, daß eine Freischule gegründet worden sei, in welcher chinesische Kinder im Englischen unterrichtet werden.

Der vierzehnte Trinkspruch galt „der Presse“. Herr Samuel Williams, Hauptredacteur des „Evening Bulletin“, hob hervor, daß durch sie das große Unternehmen wesentlich gefördert worden sei; ohne ihre Mitwirkung und Beihülfe könne in unseren Tagen Bedeutendes nicht ins Leben geführt werden. Sie belehre, kläre auf durch eine umfassende Erörterung und sei der Gesellschaft unentbehrlich. Da liegt, sprach er, das gute Schiff „Colorado“ an unserm Werft; das Wunder, die ganze Erde mit Dampf zu umgürten, wird nun zur Wirklichkeit; die Civilisation des jüngsten Weltreiches wird mit jener des ältesten in Verbindung gebracht. Wir können unserer „offenbaren Bestimmung“, dem manifest destiny, platterdings nicht entgehen. Als ich vor etwa funfzehn Jahren in Syrien war, sagte mir der englische Consul Moore in Beyrut: „Ihr Yankees begreift noch nicht die großen Vortheile eurer geographischen Lage, es kann indeß gar nicht fehlen, daß ihr groß werden müßt; die Vorsehung hat euch das Glück geradezu in den Schooß geworfen, aber ich sage: binnen heute und funfzehn Jahren werdet ihr eine Dampferlinie zwischen Californien und China haben und von da an werdet ihr im Welthandel die hervorragende Stellung einnehmen.“ — Consul Moore hatte Recht; die goldenen Aepfel der Hesperiden hängen vor uns, wir brauchen sie nur abzupflücken.

Im weitern Verlauf der Rede brachte Herr Williams manche pikante Dinge vor. „Mir gehen hier im Saal allerlei wunderliche Gedanken im Kopf herum. Die Chinesen sind fortan unsere Nachbaren; wir können beinahe den Klang ihrer Gongs und das Gekreisch ihrer Fiedeln hören, und wir werden auch gesellschaftlich mit ihnen in Berührung kommen. Mein College von der „Alta California“ will den nächsten Sommer einen kleinen Ausflug nach dem himmlischen Reiche machen und dem Herausgeber der „Canton Gazette“ einen Besuch abstatten. Mein College von der „Times“, der stark im Versemachen ist, wird wohl demnächst bei irgend einer Ackerbauausstellung in Cochinchina eins seiner Gedichte zum Besten geben, und mein Freund von der „Call“ gedenkt eine Fischfangexcursion an den Amur zu machen und Berichte, die vom frischen Luftzuge der mongolischen Steppen durchweht sind, nach Hause zu schicken. Vielleicht ist es mir vorbehalten, unserm „Evening Bulletin“ Mittheilungen über die erste constituirende constitutionelle Reichsversammlung Chinas einzusenden. Wenn ich nach Hongkong komme und aus dem Schiffe steige, wird man mir entgegenrufen: Have a cab, Sir? Eine Deputation chinesischer Gentlemen von der Presse wird mich empfangen und mit Sang und Klang in ein Hotel geleiten. Ich werde in einem chinesischen Omnibus nach einem chinesischen Bahnhofe fahren und eine Schenke an der chinesischen Mauer besuchen, an welcher mit Mammuthbuchstaben geschrieben steht: Plantation bitters.“

„Aber auch unsere chinesischen Collegen werden uns hier besuchen. Ich sehe schon den sehr talentvollen Hauptredacteur der amtlichen chinesischen „Staatszeitung“ Arm in Arm mit dem Hauptredacteur der „Alta“; er wird Ponnpunsch trinken mit jenem der „Sacramento Union“. Der Herausgeber des Nankinger „Zeitgeist“ wird unser Opernhaus besuchen und gepfefferte Berichte über unser Leben und Treiben nach seiner Stadt am Yang tse kiang schicken. Es versteht sich von selbst, daß er sich auch die Tanzvergnügungen unserer Feuerleute ansieht, die namentlich auch im Löschen des — Durstes ganz Ausgezeichnetes leisten.“

„Wir werden mit unseren himmlischen Freunden in eine Gegenseitigkeit treten, die nichts zu wünschen übrig läßt. Ob wir uns in einem erheblichen Grade orientalisiren und verchinesen, weiß ich noch nicht, aber es kann gar nicht fehlen, daß unsere chinesischen Freunde sich stark yankeesiren. Wir, das steht fest, werden die Zöpfe nicht annehmen, aber sie lassen sich ohne Zweifel ihr Haar kräuseln und Backenbärte in Coteletteform wachsen. Eßbare Schwalbennester werden schwerlich bei uns ein Nationalleckerbissen, aber unsere Nachbaren werden Melonenpasteten und frappirten Champagner würdigen lernen. Sie zeigen uns, wie man Thee nach wissenschaftlicher Methode bereiten müsse; wir zeigen ihnen, wie man gute Bowlen mit stärkenden Getränken macht, welche selbst Göttern den Gaumen kitzeln können. Wir werden eingeweiht in die Mysterien des Opiumgenusses und lehren sie dagegen, wie man sich, natürlich mit Grazie, einen Rausch antrinkt. Sie unterweisen uns im Ackerbau und dafür bezeigen wir uns dankbar, indem wir sie mit neuen Pfiffen der Stockjobberei bekannt machen. Wenn sie uns sagen, ein großes Reich bestehe seit Jahrtausenden, ohne daß irgend eine Revolution dasselbe aus den Angeln gehoben habe, dann erzählen wir ihnen, wie man Conventionen zusammenbringt, wie es zu machen ist, daß Halunken und Schufte zu Amt und Würden gelangen, und wie man die gesetzgebenden Versammlungen bestechen müsse. Doch genug davon, denn das Unternehmen, welches die besten Erfolge verspricht, ist großartig, ist gewaltig und wird die abendländische Civilisation mächtig fördern.“

Eine Fahrt nach der Wallachei.

Die österreichischen Dampfer auf der untern Donau fahren gut und rasch und ihre Einrichtung ist vortrefflich. Aber die Ufer des Stromes ermüden uns unterhalb Orsova durch ihre trostlose Einförmigkeit. Die Culturlandschaften hören auf, Alles zeigt, daß wir zu beiden Seiten Gegenden haben, die sich noch in mehr oder weniger halbbarbarischen Zuständen befinden, und daß wir dem Oriente näher kommen. Zur rechten Seite liegt uns Bulgarien, zur linken des Flusses dehnt sich die Wallachei hin. In Widdin hält der Dampfer eine Stunde. Man steigt ans Land, besucht den Bazar und läßt sich von Schaaren zudringlicher Kinder anbetteln; sie sind auf künstliches Jammern und Weinen eingeübt; sobald sie einige kleine Münzen bekommen haben, schlagen sie meisterhaft das Rad und lachen dabei hell auf.

Der Schmutz entfaltet sich in wunderbarer Fülle und schon in Widdin kann man studiren, was mit den Bezeich-

nungen Verfall und Verkommensein ganz richtig bezeichnet wird. Man sieht eingestürzte oder dem Einstürzen nahe Häuser in Menge, und Niemand denkt daran, sie auszubessern. Die Söller haben das Gleichgewicht verloren, die Fensterläden hängen oft windschief an einer einzigen Hespe; die Wände haben Risse, durch welche man von der engen, schmutzigen Gasse ins Haus blicken kann; in der Mitte der Straße läuft eine übelriechende Gosse. Die meisten Einwohner tragen Kleider, die wohl vom Trödelmarkte stammen. Man begreift, daß ein Reisender ausrufen konnte: „Diese Leute hier kleiden sich in Lumpen und nähren sich von Unrath.“

Man athmet freier, sobald man wieder auf dem Dampfer ist. Unterhalb Widdins wird das wallachische Ufer ganz flach, während sich an der bulgarischen Seite eine Erscheinung zeigt, die man auch bei vielen anderen Flüssen beobachten kann: das rechte Ufer ist steil und hoch. An manchen Stellen führt vom Wasser zur nackten Anhöhe hinauf eine Art von breitem Wege zu armseligen Hütten, aus welchen hier die bulgarischen Dörfer bestehen. Dann und wann sieht man Ziegen, welche das dürre Gras abnagen, und Frauen, die oft bis an das Knie im Wasser stehen und nach Fischen angeln.

Die wallachischen Dörfer haben eine etwas bessere Lage; gewöhnlich liegen vor denselben einige zerstreute Häuser, dann folgt eine Reihe derselben, welche eine Straße bilden und häufig von Bäumen beschattet sind. Ganz anmuthig nimmt sich das bulgarische Rachova aus; es dehnt sich auf einem langen Hügel hin und das schlanke Minaret steigt hoch empor. Der Dampfer fährt dann nach dem wallachischen Ufer hinüber, wo er vor Turna anhält. Hier mündet die Aluta, welche aus Siebenbürgen herabkommt und auf der ganzen Länge ihres Laufes die Grenze zwischen der kleinen und der großen Wallachei bildet. Turna gegenüber, in Bulgarien,

Donauufer; bulgarisches Dorf.

liegt Nikopoli, wo Sultan Bajasid den eisengepanzerten Rittern des Abendlandes 1395 eine entscheidende Niederlage beibrachte und ganz Europa mit Furcht und Schrecken vor den Waffen der Türken erfüllte.

Unterhalb Sistova und noch mehr von Ruschtschuck an wird die Donau immer breiter und majestätischer; man könnte sich auf das Meer versetzt glauben. Die Ufer sind in Nebel gehüllt; man sitzt auf dem Verdeck und verliert sich in träumerischen Phantasien; man fängt an geistig zu dämmern, wie ein Orientale, und die Luftspiegelung, welche allerlei phantastische Gebilde heraufzaubert, erinnert uns an die Wüste. Die Atmosphäre zittert, Umrisse und Gestalten wechseln oder verschwimmen, manchmal in einem goldigen Schein. Wir gerathen in eine seltsame Stimmung, dergleichen wir zuvor niemals empfunden haben. Dazu kommt, daß zufällig in unserer Nähe lauter Türken sitzen, deren tief verschleierte Frauen wie eingewickelte Mumien aussehen. Man könnte sie für leblos halten, wenn nicht das dunkle, stechende Auge sich bewegte.

Aber wie mit einem Schlage werden wir unseren orientalischen Träumereien entrückt und an die nackte europäische Wirklichkeit gemahnt. Da liegen auf einem kahlen, fast von allem Pflanzenwuchs entblößten Vorsprunge einige überaus armselige, mit Stroh bedeckte Hütten und vor ihnen gehen Grenzsoldaten auf und ab. Auf einer Anzahl hoher Balken steht ein Schuppen, der einen Wartthurm vorstellt, und weiter landein mag wohl hinter oder unter verkrüppelten Bäumen ein Dorf liegen. In der Nähe eines Ziehbrunnens sieht man graue Kühe und schwarze Büffel.

Endlich legen wir bei Dschinrdschewo (Giurgewo) an, welches für dies Mal das Ziel unserer Donaufahrt bildet. Hier sind wir nun auf einmal wieder mitten in europäischer Civilisation. Daran war kein Zweifel, denn als wir ans Land getreten waren, trieben uns tapfere Soldaten sofort in

einen von Pfählen und Brettern umschlossenen Raum, der einem großen Schafstall ähnlich sah. Im Hintergrunde befand sich eine elende Bude und in dieser das Zollbureau. Für gewöhnlich sind diese Wallachen langsam in ihren Bewegungen, jetzt aber zeigten sie eine fast ungebührliche Lebhaftigkeit. Mit großem Ungestüm stürzten sie sich über unsere Koffer her, rissen den ganzen Inhalt heraus, warfen Alles durch einander und gemahnten mich eher an eine Bande von Straßenräubern, welche über einen Postwagen hergefallen sind, als an Staatsbeamte, die nicht einmal für ihren Privatvortheil arbeiten. Nachdem sie wohl zehn Minuten lang Alles untersucht und die einzelnen Stücke gezählt hatten, brachte man mich zu einer Schildwache, welche mit vorgehaltenem Bayonnet am Ausgange stand, und dort vernahm ich das mir sehr wohllautend klingende Wort: Slobod, d. h. frei.

Ohne weitere Anstände gelangten wir in die Stadt und in einen Gasthof von so großer Räumlichkeit, daß eine ganze Armee in ihm hätte untergebracht werden können. Wir waren aber die einzigen Gäste und konnten uns ganz gemächlich einrichten. Bei Dschiurdschewo bildet die Donau eine Anzahl kleiner Inseln; die Stadt selber liegt auf einer dürren Fläche; den Mittelpunkt derselben bildet eine Kirche, deren Bauart nichts Bemerkenswerthes darbietet; ein Gleiches gilt von den niedrigen Häusern in den engen und krummen Gassen. An diesen alten Theil schließen sich neuere Bauwerke, welche zerstreut umher liegen und von Gärten umgeben sind. In Handel und Wandel herrscht ein ziemlich reges Treiben, die Läden sind mit allerlei Waaren reichlich versehen, an Schänk- und Kaffeehäusern ist kein Mangel, und fast eben so groß ist jene der Barbierstuben. Da es gerade Sonnabend war, konnten wir uns in aller Muße die Menge von Bauern betrachten, welche zu Markte gekommen waren. Die Frauen kauerten vor den hohen Haufen von Gemüsen und Früchten,

Wallachisches Dorf.

welche sie feilboten, die Männer lagen neben oder unter den Ochsenkarren und schliefen oder saßen in den Wirthshäusern beim Glase; es fiel uns auf, daß sie im Allgemeinen sich sehr schweigsam verhielten; dagegen waren die Frauen beweglicher. Ein eigentlicher Bürgerstand in unserm Sinne fehlt in den unteren Donauländern; die Leute, welche denselben hier repräsentiren, waren in nur spärlicher Zahl auf Markt und Straße zu erblicken; sie trugen europäische Kleidung, die aber sehr dürftig war.

Vor der Stadt sahen wir weit und breit eine ausgedörrte Steppe, die nach Westen hin etwas wellenförmig wird; nach Süden hin reicht sie bis an die morastigen Stromufer, an denen Weidengebüsch wuchert. Wir fanden dort draußen nicht den mindesten Schutz gegen die brennenden Strahlen der Sonne; wohl aber bemerkten wir, daß die Grenzwächter einen solchen unter einer Brücke genossen; ihrer vier hatten sich ganz gemüthlich hingelegt und erfreuten sich eines süßen Schlafes; ihre Gewehre hatten sie mitten auf der Brücke zusammengestellt; wahrscheinlich sollten diese inzwischen das Land bewachen. Von abendländischer Ordnung, Genauigkeit und von Pflichtbewußtsein weiß man in diesen Gegenden nichts.

Wir besuchten auch die Slobodie, die „Insel der Freiheit“, wo die 1829 geschleifte Citadelle stand. Etwas Anziehendes fanden wir nirgends in diesem für die Wallachei immerhin wichtigen Handelshafen, in welchen die Dampfer einiges Leben bringen. Von der alten Burg, die einst durch genuesische Kaufleute gebaut wurde, ist keine Spur mehr vorhanden. Sie nannten die Stadt Sainto Giorgio; die Wallachen machten daraus Djiurdschio und die Türken Dschiurdschewo.

Als wir wieder in der Stadt waren, sahen wir die Ochsen und Karren nicht mehr auf dem Markte, aber alle Trinkstuben waren gefüllt und vor den Buden der Barbiere stan-

den Bauern in ganzen Gruppen. Es ist hergebracht, daß sie sich am Sonnabend den Bart scheeren und den Kopf waschen lassen, und der Barbier ist ein wichtiger Mann. Obwohl ein guter griechisch-orthodoxer Christ, kleidet er sich doch wie ein Türke, dessen Haltung und Manieren er nachzunahmen sucht. Er ist nicht etwa lebhaft oder geschwätzig, sondern seift methodisch wohl ein Dutzend Bärte und Köpfe gleichzeitig ein. Der Bauer, mit weißem Schaum überdeckt, bleibt ruhig sitzen, guckt vor sich hin, hat seine Hände auf die Knie gelegt und wartet mit preiswürdiger Geduld und Ausdauer

Am wallachischen Ufer.

eine halbe oder auch wohl eine ganze Stunde, bis die Reihe an ihn kommt. Sie kommt ja an ihn, das weiß er, und zuletzt nimmt er das wohlthuende Bewußtsein mit sich, daß er am Sonntage mit glattem Kinn in die Kirche gehen kann; die Heiligen werden ihm also nicht zürnen.

Nachdem wir der Ruhe gepflogen, hatten wir weiter nichts zu suchen in diesem Dschiurdschewo. Wir hätten von dort nach Bucharest (Bukuresçht) in einer Kutsche und mit Postpferden fahren können; wir wollten aber Studien über Land und Leute machen, selbst auf die Gefahr von größeren oder geringeren Unbequemlichkeiten, und waren dreist genug, ein echt wallachisches Fahrzeug, einen Birdsch, zu besteigen. Unsere Abbildung giebt ein getreues Conterfei dieses höchst urthümlichen und anspruchslosen Marterwerkzeuges, in welchem sechs bis zehn Personen sich zusammenquetschen lassen. Der Wagenkasten steht auf zwei Paar Rädern, wie bei unseren Bauerwagen, und von Federn ist natürlich keine Rede. Die gewölbte Lederplane hat zwei Oeffnungen an der Seite, welche vermittelst lederner Vorhänge geschlossen werden können. Durch diese Seitenöffnungen muß man vermittelst einer Leiter oder eines Trittes sehr mühsam sich hineinzwängen. Allerdings wäre es bequemer, hinten eine Thür anzubringen und gemächlich einzusteigen; aber hinten ist eine Raufe mit Heu angebracht, damit die Pferde an den Haltestellen gefüttert werden können, und die Bequemlichkeit des Rosses wird höher in Anschlag gebracht, als jene der Fahrgäste.

Ein Birdsch.

Der Schaffner wirft Gepäck und Koffer in den Birdsch, die Reisenden klettern durch die Seitenöffnungen hinein, so gut es eben gehen will, und wenn dann gerade, was nicht selten geschieht, die Pferde unruhig werden und anziehen, weil sie von Fliegen oder Bremsen geplagt werden, dann geht es ohne Beulen am Kopfe nicht ab und man wird auf dem Stroh zwischen Kisten und Koffern umhergeworfen. Der Schaffner setzt sich vorn auf eine Art von Bock oder Bank, läßt sich von der lieben Sonne bescheinen, schluckt den Staub ein, welcher in dichten Wolken von Rädern und Rossen aufgewirbelt wird und bekümmert sich nur um die letzteren; die Menschen sind für ihn so gut wie gar nicht da.

Wie man in einen Birdsch steigt.

Nun wird man sagen, solch ein Birdsch sei ein höchst primitives, widersinnig gebautes und unbequemes Fuhrwerk und obendrein sehr gefährlich; man könne Hals und Beine brechen, wenn es umstürze. Ganz richtig. Wer aber ins Innere der Wallachei kommt und gezwungen ist, sich dort der landesüblichen Fuhrwerke zu bedienen, wird nach den großen Vorzügen des Birdsch seufzen; dieser kommt ihm dann vor wie ein Phaethon oder ein Eisenbahncoupé; er gilt ihm gleichsam für ein Ideal der Bequemlichkeit. Der Wallache, oder wie er jetzt vornehm genannt wird, Rumäne, legt ein Brett von

höchstens einer Elle Breite auf ein niedriges Rädergestell, legt Stroh oder ein Schaffell darauf, stellt zu jeder Seite eine Leiter hin, und der Reisende klammert sich auf dem Brett an, das ihn bald auf- bald niederwirft. Die Wege sind abscheulich. Schlaglöcher überall und die Pferde laufen Galop. Solcher Reisegelegenheit müssen sich auch die Regierungsbeamten bedienen, wenn sie auf dem platten Lande Geschäfte zu besorgen haben. Daß sie damit ungemein rasch aus der Stelle kommen, ist keine Frage; aber wie viele Rippenstöße tragen sie davon, und wie viele Schläge haben sie

Ein wallachischer Gasthof mit Kirche.

von den beiden Leitern auszustehen! Indeß ländlich, sittlich; das „große Culturvolk“ der Rumänen, dessen Bojaren zu verstehen geben, daß sie eine wichtige Rolle in Europa zu spielen berufen seien, — dieses Culturvolk begnügt sich auch unter dem Scepter eines „von der Vorsehung“ ihnen geschenkten Hohenzollern mit solchen Fuhrwerken und mit Wegen, die einem Wallachen gewiß zusagen.

Da hat man von Dschimdschewo aus eine wirkliche Landstraße gebaut und mit Steinen beschottert; an einer Seite derselben erheben sich die Telegraphenstangen und damit wird die Richtung des Weges bezeichnet. Aber Niemand will auf der Straße fahren, weil sie steinig ist, und so kommt es, daß neben derselben wohl Dutzende von Geleisen in der Steppe herlaufen, und wenn diese zu tief ausgefahren sind, neue Geleise entstehen. Die Sache erinnert an manche Stellen in der Lüneburger Heide, wo man freilich Nebenwege solcher Art nur hat, wo keine Chaussee vorhanden ist.

Bauer in der Wallachei.

Unterwegs begegneten uns viele Frachtfuhrwerke, die schwer mit Gütern beladen waren; sie kamen aus Siebenbürgen und brachten die Waaren zur Verschiffung auf der Donau. Sie sind ungemein stark gebaut, und das ist bei dem abscheulichen Zustande der Wege unbedingt nöthig; solch ein Frachtwagen gleicht einem Hause; die Vorderräder haben fünf, die Hinterräder sechs Fuß Durchmesser, und vorne befindet sich eine Abtheilung, in welcher der Fuhrmann, zuweilen mit Weib und Kind, sich eine Art von Wohnung eingerichtet hat. Die Bespannung besteht durchgängig aus acht bis zehn oder gar zwölf kleinen aber knochigen Gäulen mit langer Mähne. Sie sehen nach nichts aus, thun aber ihre Schuldigkeit.

Da sind wir endlich bei einem wallachischen Dorfe! Es ist in völliger Harmonie mit der landschaftlichen Umgebung, liegt auf einem grünbewachsenen Hügel, ist baumlos und die menschlichen Wohnungen bestehen aus geflochtenen Zweigen. Unser Schaffner hielt an, wir kletterten aus dem Birdsch heraus, besahen uns die Dinge näher und entdeckten etwa zwanzig längliche Erdhügel von etwa drei Ellen Höhe. Was mochten sie wohl vorstellen? Unsere Nachforschung ergab, daß wir es hier mit Troglodyten vom Culturvolke der Rumänen zu thun hatten. Diese industriösen Höhlenbewohner machen sich Erdlöcher, legen Stangen und Baumzweige darüber hin, decken Rasen darauf und bekommen somit auf wohlfeile Art ein Dach, obendrein ein grünes. Die Schenke, sagen wir das rumänische Hotel, war schon viel sinnreicher gebaut, und erfüllte gleichzeitig mehr als einen Zweck, denn sie war auch Kirche mit einem Altar, vor welchem eine Wachskerze brannte. Der Pope fehlte nicht und an den Tischen saßen Zecher. Man ist sehr unbefangen in der Wallachei; es war gerade Sonntag.

Weiter landein bleibt die Landschaft immer noch trostlos, aber die Dörfer liegen nicht mehr so weit aus einander und manche werden von Bäumen beschattet. Junge Bursche und schmucke Mädchen prangten im Sonntagsstaat und führten Rundtänze auf. Bald treten auch Gebüsche und Eichenhaine auf, ein munterer Fluß rieselt durch einen lieblichen Thalgrund, da und dort liegen Weingärten und an Zelten, in denen die für das Land so charakteristischen Zigeuner Obdach finden, fehlt es auch nicht.

Doch von diesen fiedelnden und schmiedenden Asiaten, von den Rumänen und ihrer Hauptstadt Bucharest unterhalten wir die Leser ein anderes Mal.

Ein Rückblick auf Mexico.

Ein Unterthan Kaiser Karl's des Fünften, der Flibustier Ferdinand Cortez, der Aztekenwürger, ermordete den eingeborenen Kaiser der Mexicaner. Viertehalbhundert Jahre später, im Juni 1867, ist ein Nachkomme jenes Habsburgers, welcher den Kaiserthron auf der Ebene von Anahuac einnahm, von einem Indianer ermordet worden. In beiden Fällen hat das blutige Schicksal Männer betroffen, die eines glücklicheren Schicksals würdig gewesen wären. Die sogenannten Republikaner in Mexico sehen in den grauenhaften Vorgängen zu Queretaro nur eine geschichtliche Vergeltung.

Uns hat diese schaudervolle Episode nicht überrascht; sie wird Keinen befremdet haben, der die mexicanischen Verhältnisse kennt. Wir haben dieselben im vorigen Bande des „Globus" eingehend geschildert und gezeigt, wie von Grund aus zerrüttet und wie hoffnungslos die Zustände jenes Landes sind. Nun waren die Franzosen längst aus dem Lande fort, ihr Schützling, den sie so schmachvoll im Stiche ließen, athmet nicht mehr und die „Liberalen" oder „Republikaner", wie sie sich bezeichnen, haben heute wieder freiesten Spielraum, unter einander zu wüthen und den Krieg Aller gegen Alle in früherer Weise fortzusetzen. Die wildeste Anarchie hat triumphirt und sie wird fortfahren, ihre blutigen Orgien zu feiern, bis die Yankees kommen und mit eiserner Ruthe jenes verkommene mexicanische Gesindel, das auf den Namen eines Volkes keinen Anspruch hat, zu Boden peitschen. Solch ein Schicksal wird wenigstens ein verdientes sein.

Die Sache des Kaisers Maximilian war, das zeigte sich bald, zu einer hoffnungslosen geworden. Die Franzosen, deren Werkzeug er sein sollte, förderten ihn nicht und ließen ihn hinterher im Stiche; die Nordamerikaner arbeiteten gegen ihn, weil sie eine Monarchie nicht aufkommen lassen wollten; von ihnen erhielten die Republikaner Beihülfe mancher Art, und den letzteren lag daran, daß die höchste Gewalt im Staate nicht dauernd auf einen und denselben Mann übergehe. Denn wenn ein Kaiser vorhanden war, wo blieb dann die Aussicht auf den Präsidentenstuhl?

Es ist nicht ohne ein allerdings peinliches Interesse, die Umstände kennen zu lernen, unter denen Maximilian vor drei Jahren nach Mexico kam. In dieser Beziehung ist das anspruchlose Buch, welches eine Hofdame der unglücklichen Kaiserin, Gräfin Paula Kollonitz, veröffentlicht hat, nicht ohne Belang*). Wir wollen aus demselben Einiges zusammenstellen, das geeignet ist, die Dinge zu kennzeichnen und einen Einblick in die chaotischen Verhältnisse zu geben.

Am 28. Mai 1864 erreichte Maximilian den Hafen von Vera Cruz. „Ruhig und heiter blickte der Kaiser in die Ferne, und wenn Bangen und Sorgen in diesem Augenblicke sein Herz ergriffen, so verrieth doch keine Miene, was in seiner Brust verging."

Sein erster Blick fiel sofort auf die Gräber der Tausende von Franzosen, welche in Vera Cruz dem gelben Fieber erlegen waren. Das Volk hielt sich verborgen; Niemand empfing den neuen Herrscher. „Es war ein unheimliches Gefühl für Alle, aber der Kaiser bewahrte eine sarkastische Ruhe. Es schien, als ob er Lust hätte, seinen beißenden Witz gegen sich selber zu kehren." General Almonte war, aus Furcht vor dem gelben Fieber, nicht nach Vera Cruz gekommen, wo er den Kaiser empfangen sollte. Der französische Contreadmiral Bosse „trat mit einer Rucksichtslosigkeit und Ungezogenheit auf, die ihres Gleichen suchte, und machte seinem Zorne Luft, indem er uns in grellen Farben alle Gefahren und Unannehmlichkeiten schilderte, denen wir hier ausgesetzt seien." General Bazaine, der sich überhaupt als ein höchst roher Gesell benommen hat, ließ sagen, er habe keine Zeit gehabt, für die Sicherheit des Kaisers zu sorgen und die am Wege lagernden Banden zu zerstreuen.

Das war der Empfang. Die Umgegend von Vera Cruz hauchte mephitische Dünste aus; die zu Palastdamen bestimmten Mexicanerinnen ließen sich gar nicht blicken. Am Lande war der Empfang äußerst kühl. Man fuhr rasch landein und fand in La Soledad zur Aufnahme eine hölzerne Baracke. Die kaiserliche Reisegesellschaft bestand aus 85 Personen und hatte mehr als 500 Colli; ein großer Theil der Gegend, durch welche man fuhr, machte den Eindruck einer Oede; nur in weiten Abständen sah man eine Indianerhütte; die Bewohner waren wenig bekleidet und äußerst schmutzig. Der französische Oberst Vicomte de la Pierre hatte sich zum Reisemarschall aufgedrungen, und stellte sich als einen „sehr unangenehmen Gefährten" heraus. Die Wege abscheulich, an den Rastorten keine Vorkehrungen zum Empfang; weiterhin waren allerdings dergleichen getroffen worden. In Orizaba Triumphbögen, Blumen, Reden und für den Kaiser ein mit rosenrother Seide überzogenes Bett. Ueberall Haß gegen die Franzosen, von welchen die Mexicaner nur Schmähungen und Herabsetzungen hörten. „Sie nahmen dieselben anscheinend mit großer Demuth hin, aber im Innern kochten Haß und Erbitterung."

Der in den letzten Monaten so oft erwähnte Guerillaführer Porfirio Diaz lauerte jenseits Orizaba, um den Kaiser zu überfallen; man mußte demselben bewaffneten Schutz mitgeben. Hinter Palmar eine trostlos häßliche Gegend. Puebla de los Angeles, eine Stadt von 70,000 Einwohnern, zeigte Trümmer. Sie war vom französischen General Forey nach einer dreimonatlichen Belagerung eingenommen worden. „Er stand in dem Rufe, die Eroberung geflissentlich erschwert zu haben, um glänzendere Bulletins nach Paris senden zu können." Festlicher Empfang; Besuch der von Gold und Silber strotzenden Kirchen; Betheuerungen des Dankes dafür, daß man komme, ein völlig zerrüttetes Land zu ordnen, „das durch eine lange Reihe von Unglücksjahren, durch Bürgerkrieg, Betrug und Habsucht in das tiefste Verderben gestürzt worden sei, dessen Bewohner jede sittliche Kraft und zumeist auch jeden sittlichen Begriff verloren hätten, und mit einer wahrhaft erschreckenden Demuth sprachen sie das Selbsturtheil über sich: Hier giebt es nur Schurken und Diebe!" Dieses Selbstbekenntniß hat eine tiefbegründete Wahrheit. „Aber was sich einem darbietet, ist so freundlich, so einnehmend, so wohlthuend, daß man beinahe über die Härte dieses Urtheils empört ist. Es sind eben kraft- und energielose Naturen, die keiner Versuchung, keiner Verführung widerstehen und daher der allertiefsten Demoralisation verfallen, ohne doch einer Zartheit und Feinheit der Empfindung zu entbehren, durch welche sie äußerst liebenswürdig erscheinen."

Der Weg führte weiter über Cholula, das einst 160,000 Einwohner zählte; jetzt ein armseliges Dorf; Blumensträuße, Bettler, halbnackte Indianerkinder. Hier sah der Kaiser zuerst den General Mejia, welcher mit ihm erschossen wurde. „Er ist ein noch junger Mann von großer Gestalt, beinahe bronzefarbiger Haut, dunklen, funkelnden Augen, glattem, schwarzem Haar, mit energischen Zügen, aber von jenem kindlich einfachen (!!) Wesen, das den indianischen Abkömmling kennzeichnet." Wir wollen zur Erläuterung beifügen, daß dieser ehemalige Räuber-

*) Eine Reise nach Mexico im Jahre 1864, von Gräfin Paula Kollonitz. Wien, 1867, bei Karl Gerold, 244 Seiten. Die Dame hat vielfach ein sehr verständiges Urtheil.

hauptmann „von kindlich-einfachem Wesen“ in seinem indianischen Grimme schon viele Weiße abgeschlachtet hatte.

Abscheuliche Wege bis zur Hauptstadt. Dort im Palaste die größte Unordnung, weil man bis zum letzten Augenblick an der Ankunft des Kaisers noch gezweifelt hatte. Durch Meinungsverschiedenheiten und Rangstreitigkeiten war Alles gehemmt worden und in den Zimmern wurde noch gehämmert und geklopft.

Der Kaiser ist nun endlich da. Die Gräfin fragt: „Ob das Werk gelingt? Von Außen her hat sich Alles gegen dasselbe verschworen; und von Innen? — Des Kaisers unermüdliche Thätigkeit schafft weise Gesetze, bahnt die segensreichsten Unternehmungen an; aber wo sind die Menschen, um jene zu handhaben, diese auszuführen? Wo die Opferwilligen, die ihre Zeit, ihr persönliches Wohl, ihre Bequemlichkeit, ihr Interesse dem großen Zwecke unterordnen?“

Bemerkenswerth sind die Aeußerungen der Hofdame über die heute vom Wahnsinn umnachtete Kaiserin. „Sie war entzückt und in einer Begeisterung, deren ich die sonst ruhige Frau nicht für fähig gehalten hätte. Sie fand Alles vortrefflich, selbst ihre oft elende Unterkunft in kleinen Orten, und schwelgte in dem naiven Glauben an die Liebe und Anhänglichkeit des Volkes.“ Nach dem Einzug in der Hauptstadt, der am 12. Juni erfolgte, war sie über Alles entzückt, während die aus Europa mitgebrachte Begleitung „blaß und verstört durcheinanderlief; manche wollten in dumpfer Verzweiflung gleich nach Europa zurückkehren.“ Bald mußte sie ihre Spazierritte einschränken; wenn sie zu Pferde stieg, mußten französische Truppen die Wege von Guerillas säubern, „was der hohen Frau, die sich gern in der Illusion idyllischer Verhältnisse gewiegt hätte und in gänzlicher Furchtlosigkeit sich am besten durch die Liebe des Volkes beschützt wähnte, großen Kummer verursachte. Aber die schönsten Pläne wurden trotz der zunehmenden Unsicherheit geschmiedet.“ Sie unterstützte ihren Gatten nach Kräften, nahm Theil an den Geschäften und wenn der Kaiser ihre optimistischen Anschauungen auch nicht theilte, so war ihr Einfluß doch ein günstiger. Er benutzte ihre gewandte Feder, ihr Wissen und ihre feine Bildung, besaß an ihr eine thätige Mitarbeiterin und als er seine erste Rundreise machte, ernannte er sie zur Regentin. „Sie vereinigte mit der Naivetät und Unerfahrenheit eines jungen Mädchens die Energie und Furchtlosigkeit eines Mannes und die ganze Schwärmerei der Jugend. Sie wollte einst in der Geschichte als große Frau neben einem großen Manne stehen. In ihren Zimmern blieb sie stets ganz allein, versunken in Beschäftigungen, in Lectüre, oft auch in schriftstellerischen Versuchen. Die große Offenheit und Zuverlässigkeit ihres Charakters, die Natürlichkeit ihres Wesens, die edle Richtung ihres Geistes, der keinen Argwohn kennt, weil ihm alles Gemeine fernsteht, die Liebe zum Rechten und Guten sind Züge, welche die größte Hochachtung bei Allen erwecken müssen, welche ihr jemals nahe standen.“

Das ganze Benehmen der Franzosen stellt sich als unverantwortlich heraus; die Gräfin sagt, was auch vielfach von anderer Seite hervorgehoben worden ist, daß Maximilian's Verhältniß zu ihnen viele Schwierigkeiten und große Unannehmlichkeiten hatte; es war schief und unklar; nur Wenige von denen, welche die finanziellen, militairischen und diplomatischen Angelegenheiten leiteten, hatten den Takt und das Zartgefühl, dem Kaiser die Abhängigkeit von der französischen Hülfe zu erleichtern. „Dieser Umstand mag für ihn wohl bitterer gewesen sein, als alle die anderen Schwierigkeiten.“

Marschall Bazaine scheint etwas in rohem und widerwärtigem Benehmen gesucht zu haben. Er veranstaltete zu Ehren des kaiserlichen Paares ein Ballfest in seinem Hofraume, den er mit Leinwand hatte überspannen lassen; er hatte die Einladungskarten in wenig verbindlicher Weise abgefaßt; Viele erschienen gar nicht, die Empörung war ganz allgemein. „Er befliß sich überhaupt einer Anmaßung und Ungezogenheit, die ihres Gleichen suchen, und leider folgten viele seiner Offiziere diesem Beispiel. Als sich der Hof zurückgezogen hatte, schloß die übriggebliebene französische Gesellschaft den Ball mit — einem Cancan!“

„Die Franzosen, welche, bei aller nationellen Tüchtigkeit, im Allgemeinen kosmopolitisch sehr ungebildet sind, verdammten und verhöhnten Alles; bei den Mexicanern dagegen war der Parteistandpunkt ein zu ausgesprochener; bei ihnen waren Leidenschaftlichkeit, Gehässigkeit und Rachsucht ganz allein maßgebend. Der Kaiser selber mußte sondern und klären. Unzählige Male hörte ich von Mexicanern aussprechen: daß nur Europäer die Reorganisation des Landes anbahnen könnten; dennoch, trotz dieser aus gegenseitigem Haß und eigener Bequemlichkeit hervorgegangenen Selbsterkenntniß, betrachteten sie jeden Fremden, der des Kaisers Vertrauen genoß und seine Arbeiten theilte, mit dem größten Mißtrauen.“

Die Gräfin Kollonitz betont scharf zu wiederholten Malen, daß jeder Mexicaner seine Landsleute auf das Härteste beurtheilte. „Jeder wird von dem Dritten als Räuber und Verräther bezeichnet. Gestohlen wird überall, und nicht bloß von dem Räuber, welcher den Postwagen plündert oder die Haciendas überfällt. Der Präsident der Republik gab meistens das Beispiel. Trägheit liegt in der Natur und den Gewohnheiten der Mexicaner. Sie versprechen immer, aber das Wort einzulösen scheint ihnen keine Nothwendigkeit; Unzuverlässigkeit in großen und kleinen Dingen ist ein Grundzug ihres Charakters und die Begriffe strenger Ehrenhaftigkeit sind längst verloren gegangen. Wenn ich die Mexicaner über ihre eigene Nation urtheilen hörte, dann stieg mir die Schamröthe ins Gesicht; solch eine Selbstbeschimpfung war mir äußerst peinlich.“

Als die Dinge für Maximilian sich immer bedenklicher gestalteten, und ein Postwagen dicht vor den Thoren der Hauptstadt ausgeraubt wurde, legte Bazaine erst recht die Hände in den Schooß. Nach der Ermordung des Kaisers sind in Europa Briefe dieses französischen „Beschützers“ veröffentlicht worden, aus denen hervorgeht, daß er dem widerstrebenden Kaiser die Decrete, welche die Hinrichtung gefangener republikanischer Offiziere befahlen, durch Drohungen förmlich abzwang. Nicht bloß von den Franzosen, auch von der Geistlichkeit wurde der unglückliche Herrscher verrathen. Sie forderte von ihm die Zurückgabe der theilweise von früheren Regierungen eingezogenen Kirchengüter, und doch hätte sie sehr wohl wissen können, daß dieselbe ein Ding der Unmöglichkeit war. Als Maximilian sich weigerte, spann sie unablässig arge Ränke gegen ihn und trat „mit maßlosem Hochmuth“ auf. „Die hohe Geistlichkeit war es, die zuerst Hand daran legte, den Thron zu untergraben.“ Nun haben die Republikaner gesiegt und von ihnen wird der Clerus jene Kirchengüter ganz gewiß nicht zurückerhalten.

Maximilian's Name ist fleckenlos, und wird in Ehren gehalten werden. Aus seinem Blute aber kann jenen tief herabgekommenen Menschen, welche sich als mexicanisches Volk bezeichnen, kein Segen erwachsen. Ganz richtig ist folgendes Urtheil der Gräfin Kollonitz:

„Die Geschichte der mexicanischen Republik ist nichts als die Aufzählung immerwährender Revolutionen, Bürgerkriege und Pronunciamientos gegen die Präsidenten; die Sucht nach Reichthümern und Macht bei den Einzelnen auf Kosten des Ganzen, — die Geschichte des Untergangs alles materiellen Wohlstandes, alles geregelten Lebens, aller Sicherheit, aller sittlichen Grundlagen, — eine Geschichte der größten Corruption in allen Zweigen der Verwaltung und der Rechtspflege. Bei diesen Zuständen konnten nur zwei Dinge gedeihen: der öffentliche Straßenraub und der geheime Betrug.“

* * *

Wir wollen hier eine Uebersicht der Regierungswechsel

beifügen, welche Mexico seit 1821, da es von Spanien unabhängig erklärt wurde, erlitten hat:

Regierungswechsel in Mexico seit der Unabhängigkeit 1821. Iturbide, Obergeneral. — Iturbide, Kaiser, 1823. — Guerrero, Bravo und Negrete, Dictatoren, 1824. — Victoria, Präsident, 1827. — Guerrero, Dictator, 1829 — Bustamante, Präsident, 1830. — Pedraza, Präsident, 1832. — Santa Anna, Präsident, 1835. — Bustamante, Präsident, 1837. — Gomez Farias, Präsident, 1840. — Bustamante, Präsident, 1841. — Santa Anna, Präsident, 1842. — Santa Anna abgesetzt, 1843. — Lange Anarchie; während derselben machen mehr als ein Dutzend Generäle Anspruch auf die Präsidentschaft oder Dictatur, bis 1845 Santa Anna Dictator wird. Man verjagt ihn. 1847 General Canalizo, Präsident. Jos. Justo Caro, Präsident. 1847 Paredes, Präsident. 1848 Peña y Peña, Präsident. Santa Anna, Präsident. 1850 Herrera, Präsident. 1852 Arista, Präsident. 1852 Celianos, Präsident. 1853 Lombardini, Präsident. 1853 Santa Anna, Präsident. 20. April 1853 Santa Anna, Dictator. 1855 der Indianer Alvarez, Dictator. 1856 Comonfort, Präsident. 1858 „der Löwe von Anahuac", Miramon, Vicepräsident; — Juarez, der Indianer aus Oaraca, Gegenpräsident. 1866 Ortega, dessen republikanischer Gegenpräsident. 1864 Maximilian, Kaiser. 1867 Juarez, illegaler Präsident. Also in 46 Jahren fast eben so viele Regenten, bei unablässiger Anarchie, Hunderten von Revolutionen und Aufständen, zwei Kaiserregierungen, einem halben Dutzend Dictaturen, bald Föderativ-, bald Centralverfassungen und bei immer fortschreitender Verwilderung. Eine höchst widerwärtige Erscheinung ist, daß, von allen anderen Abscheulichkeiten abgesehen, stets der Verrath eine Hauptrolle in Mexico spielt.

Aus allen Erdtheilen.

Gerhard Rohlfs heimgekehrt. — Valentin Robins über die Niederlassung Lukodscha am Niger.

Gerhard Rohlfs ist glücklich nach Europa zurückgekehrt. In den ersten Tagen des Julimonats meldete ein Telegramm seine Ankunft in Liverpool, wohin er auf dem westafrikanischen Postdampfer kam; dieser hatte ihn zu Lagos an Bord genommen.

Es überraschte uns nicht wenig, diesen kühnen Reisenden an der Westküste auftauchen zu sehen, denn bekanntlich ging sein Zweck dahin, Waday zu besuchen und Eduard Vogel's Spuren zu verfolgen. Im April 1866 verließ er Bilma, eine Oase im Lande der Tebus (Tibbos), wohin er von Mursuk in Fessan vorgedrungen war, und zog durch die Wüste, welche durch die Tuaregs höchst unsicher gemacht wurde, gen Süden nach Kuka, der Hauptstadt des Sultanates Bornu. Dort wurde er freundlich aufgenommen, zog die bremische Flagge auf und schickte einen Brief an den Sultan von Waday, in welchem er um Erlaubniß bat, das Land besuchen zu dürfen. Sein letztes Schreiben, das nach Europa gelangte, war datirt aus Kuka, 20. August 1866. Er mußte dort eine Zeitlang sich aufhalten, weil die Wege in der Landschaft Baghirmi, welche er nach Waday durchwandern mußte, in Folge andauernden Regens grundlos waren. Er hob hervor, daß man in Kuka seinen Reiseplänen sich förderlich zeige, bemerkte aber auch, daß „manche Höflinge gegen ihn intrigirten". Wir unsererseits gaben unseren Bedenklichkeiten dadurch Ausdruck, daß wir („Globus" XI, S. 61) hinzufügten: „Die Folgezeit wird lehren, ob man ihm die wohlwollende Aufmerksamkeit ehrlich und aufrichtig, oder nur zum Schein bezeigt."

Rohlfs sprach die Hoffnung aus, daß er gegen Ende des Jahres 1866 in Wara, der Hauptstadt von Waday, oder in Befche eintreffen und zur Reise dorthin, von Kuka aus, etwa 35 Tage gebrauchen werde. Das ist ihm nicht gelungen. Er muß geradezu der Unmöglichkeit gegenüber gestanden haben, sonst hätte ein Mann von seinem Unternehmungsgeiste, seiner zähen Ausdauer und Energie, bestimmt nicht darauf verzichtet, seinen Plan durchzuführen; er war auf jede Gefahr hin entschlossen, sein Ziel zu erreichen. Er hat nun aber statt jener Richtung nach Nordosten eine entgegengesetzte, nach Südwesten hin, einschlagen müssen. Ohne Zweifel erfahren wir bald Näheres und verzichten deshalb darauf, zu vermuthen, welche Landschaften im Süden und Südwesten des Tschadsees er durchzog, um an den Binue zu gelangen. Diesen schwamm er auf einem gebrechlichen Fahrzeug herab und tauchte plötzlich zu Lukoja (Lukodscha) auf, der englischen Niederlassung an der Mündung des Binue in den Niger. Er wird von dort wohl durch Yoruba nach Lagos zu Lande gegangen sein, weil die Engländer zwischen beiden Punkten eine Art von Postverkehr hergestellt haben.

* * *

Ueber jenes Lukodscha erhielten wir durch T. Valentin Robins einige nähere Nachrichten. Dieser fuhr im September 1865 mit dem Dampfer „Investigator", über dessen Reise wir in unserer Zeitschrift mehrfach berichtet haben, den Nun, also den Hauptarm im Nigerdelta hinauf, an der Missionsstation Onitscha vorüber, bis Bebe, von wo man einen Ausblick auf Lukodscha hat. Dort wollte man Dr. Baikie abholen, welcher die Niederlassung gegründet und in ihr, als der einzige weiße Mann, volle sieben Jahre verweilt hatte. Nun sollte Lieutenant Bourchier ihn ablösen, und Robins entschloß sich, bis auf Weiteres bei demselben zu bleiben. Wir finden aus seiner Feder im fünften Bande der „Transactions of the Ethnological Society", 1866, S. 82 ff. einen Bericht, welchem wir die nachfolgenden Notizen entlehnen.

Lukodscha liegt an der Westseite des Nigers, am Zusammenflusse des Kuara (Quorra, Niger) und des Binue; ein Dampfer kann von der Mündung aus die Fahrt in acht Reisetagen zurücklegen. Dr. Baikie war dann und wann von einem Europäer besucht worden; er starb bekanntlich auf seiner Rückreise in Lagos. Ein gleiches Schicksal erlitt in Lukodscha selber am 22. Februar 1864 Lieutenant Bedford, welcher etwa fünf Monate lang bei seinem Landsmanne verweilt hatte.

Die Stelle für die Niederlassung ist sehr zweckmäßig ausgewählt worden, etwa 250 Yards vom Strom entfernt auf einer grünen Fläche am Fuße des „Berges Patte". Der Ausdruck ist aber unpassend, weil Patte in der Nupisprache schon Berg bedeutet. In den runden Hütten wohnen etwa 200 Menschen von allerlei schwarzen Völkern: Fulbe, Haussa, Nupi, Berun, Ganagana, Quoto, Guari, Giwäri, Gandi, Birra, Yoruba, Woro, Koha, Magi, Gugotsi, Numi, Kukuruku, Bassa, Kakanda und Igbirra. Die Fulbe sind gleichsam die vornehmste, die Quoto die niedrigste Kaste unter diesen centralafrikanischen Völkern, doch stehen sie allesammt weit über den rohen und abscheulichen Kannibalen des Nigerdeltas. Die Nupi sind in jener Gegend das herrschende Volk, und ihnen haben sich die Haussas, welche unter ihnen wohnen, angeschlossen. Das Hauffa bildet in jenen Gegenden die Verkehrssprache; es zerfällt in sieben Mundarten.

Lukodscha selber producirt nichts, ist aber Marktplatz, wohin

Elfenbein, Baumwolle, Salpeter, Bleierz, Schibutter und auch ein wenig Palmöl gebracht werden. Die heidnischen Bewohner bestellen das Feld (durch ihre Frauen), fischen und gehen auf die Jagd. Die Mohammedaner sind sonst in Afrika überall viel besser als diejenigen Neger, welche noch dem Fetischdienst anhängen; in der Umgegend von Lukodscha aber machen sie eine Ausnahme. Robins schildert sie als ein höchst träges Gesindel; die Männer halten jede Arbeit für herabwürdigend; sie betteln, stehlen oder lassen sich von ihren Frauen ernähren, plündern die Dörfer der Heiden aus, und wenn diese sich etwa zur Wehr setzen, schleppt man sie vor den Häuptling Massaba und sie müssen noch obendrein Strafe bezahlen. Aber Mäßigkeit und Gastfreundschaft sind diesen Mohammedanern nicht abzusprechen.

Die Frauen der Niederlassung tragen weiter nichts, als einen Schurz um die Hüfte. Das ist in seiner Art zweckmäßig, denn bei weniger dürftiger Bekleidung würde man die Stammeszeichen, welche auf Gesicht, Armen und Brust eingeschnitten sind, nicht sehen können. Dazu kommen dann Stränge von Glasperlen und ein lederner Talisman, der über den Hüften befestigt wird. Unter diesen Stammeszeichen besteht das, welches man als Bönn bezeichnet, aus drei tiefen Schnitten, die oben vom Kopfe durch das Gesicht und dann ausgeschweift bis in den Mund reichen, und zwar so, daß sie ihrer ganzen Länge nach Auswüchse bilden etwa von der Dicke eines Federkiels. Nachdem die Wunde eingeschnitten ist, reibt man Ruß und Palmöl hinein, und manche Frauen haben Einschnitte, manchmal von recht zierlichen Figuren, an allen Körpertheilen. Die Operationen sind nicht schmerzhaft, da man, nach Art unserer Schröpfköpfe, Hörner aufsetzt und so die Haut emporzieht. Zu diesem Schmucke kommen dann Ringe an Fingern, Zehen, Arm- und Beinknöcheln. Manche Männer haben bis zu vier Frauen und jede derselben ist zufrieden damit.

Von dem Stirlinghügel auf dem Patte sah Robins zugleich das Sternbild des Großen Bären und das südliche Kreuz. Der Berg läuft geleisig mit dem Niger und ist etwa eine halbe Stunde Weges lang. Früher stand ein Negerdorf auf demselben, dasselbe ist aber vom Könige Massaba dem Boden gleich gemacht worden. Die Negerortschaft Bebe in der Nähe von Lukodscha ist ein entsetzlich schmutziges, übelriechendes Nest; die Einwohner essen Elephanten- und Hippopotamusfleisch und kochen aus der Haut dieser Thiere eine Suppe. Auftritte der abscheulichsten Barbarei sind bei ihnen an der Tagesordnung. Robins, der ihr nächster Nachbar ist, berichtet, daß allemal Jemand der Hexerei angeklagt wird, sobald ein Mensch gestorben ist, und daß er sich der Giftprobe unterwerfen muß. Vor einiger Zeit waren zwei Frauen beschuldigt, am Tode einer dritten schuldig zu sein. Die eine trank drei Kürbisschalen voll Gift aus; als sie dann unter fürchterlichen Zuckungen niedersank, wurde sie von den Umstehenden mit Füßen getreten und mit Knütteln geschlagen. Als die andere Frau dreimal das Giftgefäß geleert hatte und dennoch nicht starb, verlangte sie, für unschuldig erklärt zu werden. Aber das Volk rief: ein Weib sei gestorben und das andere müsse auch sterben! Die Unglückliche trank die vierte Kalebasse aus und lebte noch; man zwang sie, den Inhalt der fünften zu verschlucken, und dann erst fiel sie zu Boden. Nun wurde sie unter infernalischem Geschrei über und über bespien, man band ihr ein Seil um die Füße, schleifte beide Leichen durch den Morast und warf sie dann in den Niger.

Nicht weit von Bebe liegt Gandia. Robins fand dort in dem „König" einen dicken, höchst unsaubern Mann, der in jedem Ohrlappen einen Schweinszahn trug; über den Armknöcheln hatte er fünf Stränge Glas- und Porzellanperlen, auf jedem Daumen einen Messingring und an jedem Elbogen eine kleine Glocke. Sein Thron bestand aus einem sehr groben englischen Teppich, der auf einer Kuhhaut ausgebreitet war; an der Hüttenwand hingen allerlei Fetische.

Der Afrikareisende Treille.

Während Lieutenant Le Saint das Wagestück versucht, bis in die Quellenregion des Nils vorzudringen, und dann Afrika von Osten nach Westen zu durchwandern, hofft ein anderer Franzose eine nicht minder beschwerliche und gefahrvolle Wanderung glücklich zu vollenden. Die Pariser Regierung trachtet seit Jahren danach, von dem sudanesischen Handelsverkehr so viel als möglich theils nach ihren Besitzungen am Senegal, theils nach Algerien hinzulenken. Auf diesen Zweck bezog sich die Forschungsreise Duveyrier's in der Sahara und sein Aufenthalt unter den Tuareks ebensowohl, wie jene des Capitains Mage nach dem obern Senegal und in die Gegenden am obern Niger. Man hat für den Reisenden, welcher von Senegambien aus über Timbuktu und von dort durch die Sahara bis nach Algerien gelangte, einen Preis ausgesetzt, und diesen gedenkt Georg Treille zu verdienen. Er befand sich am 20. Mai im Fort Daya, Senegambien, wo eine Karawane eingetroffen war, die Schafwolle gegen Getreide vertauscht hatte und demnächst in ihre Heimath, „eine Oase, die auf halbem Wege nach Timbuktu liegt," zurückkehrte, der er sich als Tubib, d. h. als Arzt anschloß. Leider finden wir in dem vor uns liegenden Berichte den Namen dieser Oase nicht. Treille hoffte dieselbe in der Mitte des Juli zu erreichen. An Zuversicht und an vielleicht zu sanguinischer Hoffnung fehlt es ihm nicht; er schreibt: „Ich habe festen Willen, bin wohl ausgerüstet und gut bewaffnet und kann mich im Nothfalle allein schützen. Die Dinge haben sich vortrefflich gestaltet und es mag wohl sein, daß ich meine Reise nach einem Jahre, vielleicht auch nach anderthalb Jahren beendigt habe. Das hängt von den mehr oder weniger günstigen Umständen ab."

Whymper's Erforschung des Innern von Grönland.

Im Juli hat ein Engländer, Herr Whymper, eine Reise nach Grönland angetreten, um das zum großen Theil noch unbekannte Innere desselben zu erforschen. Als ein kühner Bergwanderer, der manchen Alpengipfel erstiegen hat, eignet er sich vollkommen zu einem Unternehmen, bei welchem Muth, Körperkraft, Ausdauer und Umsicht in hohem Grade erforderlich sind. Im Juni hat er von Kopenhagen aus dem „Athenäum" seinen Reiseplan entwickelt.

Ich will, so schreibt er, bei der kleinen dänischen Niederlassung Jakobshavn, etwa 69° N., ans Land gehen; dort soll mein Hauptquartier sein, wo ich die nöthigen Vorräthe niederlege und von wo aus ich meine Ausflüge zu machen gedenke. Ich glaube, daß ich von diesem Punkte aus leichter ins Innere vordringen kann, als von irgend einer andern Niederlassung. Es wird übrigens große Mühe und Anstrengung kosten, bevor ich mit meinem Hundeschlitten über das Gebirgsland der Küstenregion zu dem Schnee im Innern gelange; sobald das letztere geschehen ist, wird meiner Meinung nach das Reisen fernerhin keine erhebliche Schwierigkeit haben. Depots will ich unterwegs nicht anlegen, weil ich möglichst wenig Sachen mitnehme und so rasch, wie nur irgend angeht, zu reisen gedenke. Nachdem ich von Jakobshavn aus einige Ausflüge gemacht habe, um mich zu orientiren, will ich eine Excursion von vier bis fünf Wochen unternehmen. Zuerst dringe ich in nordöstlicher, dann in südlicher Richtung vor und kehre zurück, indem ich den Strich gerade nach Westen hin nehme. Falls dieser Ausflug nicht unfruchtbar bleibt, will ich einen Monat daran wenden, nach Südosten hin vorzudringen, und auf einer mehr nördlichen Route nach Jakobshavn zurückgehen. Die Zeit, welche mir dann etwa noch übrig bleibt, werde ich zur Erforschung der Insel Disco verwenden, in deren Nachbarschaft fossile Ueberreste gefunden worden sind. Im October oder November gedenke ich wieder in England zu sein.

Bisher ist noch kein ernstlicher Versuch gemacht worden,

ins Innere von Grönland vorzudringen; die paar Ausflüge einiger Dänen in diesem Jahrhunderte wurden mit dürftigen Mitteln unternommen; die Reisenden trafen aber auf keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Dr. Hayes hat in den Polargegenden Amerikas an manchem Tage 35 bis 40 Miles gemacht. Ich glaube, daß das Innere von Grönland nicht durchaus eine Eis- und Schneewüste bilde. Die Eingeborenen wollen wissen, daß dasselbe ein fruchtbares Land sei; und als Thatsache steht wenigstens so viel fest, daß gelegentlich sehr zahlreiche Rennthierherden an der Küste sich blicken lassen und wieder ins Innere zurückgehen. Diese großen Herden müssen begreiflicherweise dort ihr Futter finden, und daraus zieht man nun den Schluß, daß das Innere, wenn auch nicht gerade fruchtbar, doch ganz gewiß keine eisige Wüste sei.

Die eingeborenen Grönländer haben eine große Abneigung, über den Schnee zu wandern. Dazu kommt die Sage von einem wilden Kannibalenvolke, das auf der andern Seite des Küstengebirges lebe, und von einem wilden Thiere, dem Amarok, das freilich noch von keinem Menschen gesehen und noch weniger gefangen worden ist. Doch mehr als Amarok und Kannibalen fürchten sie die tiefen Erd- oder Eisspalten, die mit Schnee überdeckt sind. Die Grönländer werden mir demnach wohl keine Beihülfe leisten, vielleicht aber einige Mischlinge.

Eine auffallende Entdeckung an ägyptischen Mumien.

Die Ablösung der Fußsohle. In einem der früheren Jahrgänge dieser Zeitschrift hat Herr Dr. Georg Ebers in Jena unseren Lesern in faßlicher Weise die Grundzüge des Wesens der Hieroglyphenschrift und die Möglichkeit ihrer Entzifferung auseinandergesetzt. Seit jener Zeit hat die Aegyptologie durch die Entzifferung und Analyse großer Texte, welche größtentheils noch vor dem Auszuge der Juden aus Aegypten geschrieben worden sind, unschätzbares Material theils für die älteste Geschichte der Menschheit, theils für die Reconstruction der archaistischen Lautformen der altsemitischen Idiome, theils für eine gesunde Bibelkritik herbeigebracht. Als besonders fesselnd sei hier die Chabas'sche Uebersetzung des Papyros Anastasi I. genannt, welcher die Reise eines während des Aufenthalts der Juden in Aegypten lebenden Hauptmannes des Pharao nach Syrien und Palästina schilderte und auf den wir, besonders wegen des großen geographischen Interesses, das er bietet, im „Globus" zurückzukommen gedenken. In gleicher Weise werden wir in einer spätern Nummer Einiges über die von Lepsius zu Tanis (Sau) entdeckte zweisprachige Tafel von Kanopus zu sagen haben, welche die Aegyptologen mit Recht eine Probe auf die Exempel nennen dürfen, welche sie seit des großen Champollion Tode gelöst haben. Heute beschränken wir uns darauf, unsere Leser mit eigenthümlichen Forschungen bekannt zu machen, deren Umrisse Herr Dr. Georg Ebers uns zu veröffentlichen gestattet.

Herr Professor Czermak (der Erfinder des Kehlkopfspiegels und Physiolog an der Universität Jena) fand, während er zwei in Prag befindliche Mumien mit dem Mikroskop analysirte, im Bauche einer balsamirten Aegypterin ein zusammengerolltes Etwas, das sich nach näherer Untersuchung als eine menschliche Fußsohle erwies. Weitere Forschungen ergaben, daß diese der Mumie selbst angehörte, denn die Balsamirer hatten von ihren Füßen die Sohlenhäute künstlich abgelöst. Diese Manipulation, welcher kein Classiker, der von den Mumisirungen spricht, erwähnt, muß höchst auffallend genannt werden, blieb aber allen Archäologen unbekannt, da Herr Prof. Czermak die Resultate seiner Analyse in der mathematisch-physikalischen Classe der Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften (1859) veröffentlicht hatte und gerade dieser Platz selten von einem Archäologen betreten wird.

Dr. Ebers nun, durch Prof. Czermak selbst auf den besagten Fund aufmerksam gemacht, suchte zunächst zu constatiren, ob man es mit einer vereinzelt dastehenden Seltsamkeit oder einem mehrfach geübten Brauche zu thun habe. Das letztere war der Fall, denn Herr Ebers fand zu Paris in der Sammlung des trefflichen Mariette Bey (des Ausgräbers so vieler Denkmäler und Conservators aller in Aegypten selbst befindlichen Monumente aus dem Alterthum) gleich beim ersten Anlaufe eine Mumie, die man ebenfalls ihrer Fußsohlen beraubt hatte; außerdem war ihm schon früher in einem Schriftchen des alten schlesischen Dramatikers und Gelehrten Andreas Gryphius, Mumiae Vratislavienses, welches über die Auswickelung einer dem Apotheker Crusius zu Breslau gehörenden Mumie Bericht erstattete, aufgefallen, daß des balsamirten Aegypters Fußsohle ganz eigenthümlich gezeichnet war.

Es lag nahe, hier zuerst an die zahlreichen Steinplatten zu denken, welche eingemeißelte Fußsohlen tragen und in Aegypten selbst, auf Lesbos, in Constantinopel und an anderen Orten gefunden worden sind. Dethier und Mordtmann wollten in diesen die Spuren christlicher Märtyrer sehen, Andere hielten sie für Weihgeschenke nach der Heilung von kranken Füßen, während Boekh, Letronne und Andere meinten, sie hätten anzeigen sollen, daß dieser oder jener Beter an diesem oder jenem Heiligthum gestanden.

Eine genauere Untersuchung lehrte Herrn Ebers, daß fast alle, selbst die außerägyptischen Sohlenbilder, der Isis geweiht und daß am Nil selbst gefundene mit Sohlen versehene Inscriptionen dem Anubis, d. i. dem Herrn der Unterwelt, gewidmet waren.

Die Sitte der „Fußsohlenplattenweihung" hatte also in Aegypten ihre Heimath, hing mit dem Todtencult zusammen und war höchst wahrscheinlich mit den Mysterien der Isis nach Griechenland und Rom gewandert. Das „Volk der Symbole Katerochän" hatte mit der Ablösung der Fußsohle und ihrer Weihung an die Herrscher der Unterwelt die Ablösung des Verstorbenen von der Erde, in die er durch die planta pedis gleichsam gepflanzt war, andeuten wollen, und die mit dem Mysterium der ägyptischen Seelenunsterblichkeit Vertrauten deuteten diesen Vorzug durch ein ihrem Namen beigefügtes Sohlenpaar an.

So christlich diese Sitte zu sein scheint, so ägyptisch muß sie einem jeden vorkommen, der den reich ausgebildeten Unsterblichkeitsglauben der Unterthanen der Pharaonen kennt. Uebrigens ist unser Sohlenablösen jedenfalls eine spätere Sitte und kann ihren Ursprung zunächst dem Glauben der Aegypter an eine Auferstehung des Fleisches verdanken. Man baute Pyramiden, um Leichname intact zu erhalten; man wischte die Secirbänke sorglich ab, auf denen die Cadaver geöffnet worden waren, und legte die Läppchen mit den geretteten Blut- und Fasertheilchen mit ins Grab des Todten. Die Fußsohle senkte man diesem aber vielleicht, wie Ebers vermuthet, in den Bauch, damit diese sicher verwahrt sei und der Todte durch die fehlenden Sohlen bei der Auferstehung ja nicht am Gehen behindert werde.

Europäische Wissenschaft in China.

Keine andere asiatische Regierung hat sich so ablehnend und widerspenstig gegen europäische Einrichtungen verhalten, wie die chinesische, obwohl gerade sie vorzugsweise hat erfahren müssen, wie sehr die Civilisation des Abendlandes ihre Ueberlegenheit geltend zu machen weiß. Sie war aber viel zu dünkelhaft, um dieselbe anzuerkennen, selbst nachdem Japan mit einer an Asiaten bewundernswürdigen Elasticität in neue Bahnen eingelenkt ist. Am Ende hat aber doch der Beherrscher des Blumenreiches der Mitte sammt seinem Mandarinenthum sich fügen müssen, und dem ersten Schritte werden nun wohl auch andere folgen.

Ein kaiserliches Decret verfügt, daß fortan Jeder, der auf Amt und Würden Ansprüche macht, eine Prüfung in europäischer Astronomie, Mathematik und Naturwissenschaft zu bestehen habe. Es wird die chinesischen Gelehrten sicherlich große Ueberwindung gekostet haben, einen solchen Entschluß zu fassen, denn daß chinesische Weisheit weit über alle andere Weisheit gehe, das stand bei ihnen bombenfest. Aber mit derselben konnten sie doch nicht einmal einen Dampfer bauen oder Kanonen von der Art verfertigen, mit welchen sie von den Leuten des Abendlandes aus dem Felde geschlagen wurden. Nun giebt es aber in Peking einige Männer, welche die Erfordernisse der Gegenwart begreifen und zu diesen gehört der in den letztverflossenen Jahren vielgenannte Prinz Kong. Er hat seinen Verwandten, den Kaiser, bewogen, ein Reformdecret zu erlassen, das in seiner Weise bemerkenswerth genug ist. Die Mandarinen, welche dasselbe verfaßt haben, begreifen, was fehlt und was zur Abhülfe geschehen muß; sie wollen aber nicht eingestehen, daß China hinter dem Abendlande zurückgeblieben sei; das leidet ja ihr Stolz nicht. Aber sie wissen sich zu helfen.

Das Abendland, so sagt das Decret, hat von China die „vom Himmel herabgesandte chinesische Weisheit entlehnt", und wenn die Chinesen von nun an Manches thun, was die Europäer unternehmen, so führen sie nur das, was ihr Eigenthum ist, lediglich einen Schritt weiter. China erfand, „erhielt vom Himmel", die Wissenschaft der Zahlen; die westlichen Völker borgten sie von ihm und wandten sie an, bis daraus die europäische Mathematik wurde! Wenn also ein Chinese Mathematik studirt, so nimmt er nur zurück, was ihm gehört. Er darf die Mathematik auch auf den Schiffsbau anwenden. Es ist zwar für niedrig zu erachten, den erhabenen Gedanken auf dergleichen nützliche Dinge anzuwenden, „aber im Ritualbuche des Tschun steht ein Capitel über Wagenbau und Hausbau, und dieses Buch gilt in den Schulen seit Hunderten und Tausenden von Jahren für classisch". — In der Astronomie waren die Chinesen in alten Zeiten sehr bewandert; wenn sie jetzt dieselbe studiren, nehmen sie nur wieder an sich, was ihnen schon einmal gehörte!

Das ist nun Alles recht gut, aber es bleibt doch für Chinesen demüthigend, daß sie die Wissenschaften von ausländischen Barbaren erlernen sollen. Die Pekinger Zeitung sucht in einem amtlichen Aufsatze darüber zu beruhigen. Der Weise verschmähe nicht, von Jedermann zu lernen, und Mencius sage, es gebe keine größere Schande, als hinter anderen zurückzubleiben. Nun haben aber die europäischen Völker seit etwa vierzig Jahren viel Studium und Mühe auf den Bau von Dampfern verwandt und gegenseitig von einander gelernt; täglich wenden sie dabei neue Methoden an. Japan hat Männer nach England geschickt, um dort die Sprache und die Mathematik zu erlernen. Wenn nun ein unbedeutender Staat wie Japan so eifrig sich befleißigt, seine Macht aufzubauen, dann darf doch China nicht unbeweglich in dem althergebrachten Geleise verharren und unthätig bleiben. Wir müssen danach streben, mit Anderen auf dieselbe Linie zu kommen, und es ist vielleicht möglich, daß wir in Zukunft sie alle überflügeln ꝛc.

Dieses Decret ist, vom chinesischen Standpunkte aufgefaßt, durch und durch revolutionair; es enthält einen vollständigen Bruch mit dem Hergebrachten. Für dieses ist ein so kühner Schritt geradezu verhängnißvoll, und die Möglichkeit des Fortschrittes ist damit gegeben. In Peking wurde eine „Hochschule für das Erlernen der abendländischen Wissenschaften" gegründet. Alle drei Jahre findet eine Prüfung statt, und wer den ersten Grad erhält, hat im Staatsdienst auf außerordentliche Beförderung Anspruch.

Volksmenge in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Ende des Jahres 1866. Im November und December wurde in allen Gemeinden eine Zählung in Hinblick auf die Erhebung der inneren Steuern vorgenommen. Dieselbe ergab für die 37 Staaten 34,100,255 Seelen, und mit Hinzurechnung der Territorien 34,505,882 Köpfe. In den meisten südlichen Staaten hat eine Abnahme stattgefunden, in den östlichen Staaten ist die Zunahme gering, der Zuwachs in den westlichen Staaten sehr beträchtlich. Seit 1860 hat das Land, trotz eines vierjährigen Krieges, seine Volksmenge um 3,062,561 Köpfe gesteigert, vorzugsweise in Folge der Einwanderung; 1860 betrug die Ziffer 31,443,321.

Die Einwanderung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1866. Ueber jene im Hafen von Neuyork liegen jetzt die amtlichen Angaben vor, und sie weisen nach, daß 233,418 Fremde ankamen; 51,122 mehr als im Vorjahre. Aus Deutschland waren 106,716 Köpfe. In Bezug auf die Zielpunkte der Niederlassung hatten 97,607 erklärt, zunächst im Staate Neuyork bleiben zu wollen; 32,751 gingen nach den Staaten Neuyersey und Pennsylvanien; 18,743 nach den neuengländischen Staaten; 5333 nach den Südstaaten und 71,485 nach dem Westen, namentlich nach Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin, Iowa, Minnesota und Californien; nach Kansas und Nebraska 2932. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Auswanderer wird auf Dampfern befördert. Während 1856 nur 5111 Köpfe sich dieser Reisegelegenheit bedienten, kamen in den Vereinigten Staaten an:

1860	in 109	Dampfern	34,247	Einwanderer.
1861	„ 95	„	21,110	„
1862	„ 100	„	25,843	„
1863	„ 170	„	83,931	„
1864	„ 203	„	81,794	„
1865	„ 220	„	116,579	„
1866	„ 341	„	160,653	„

Die Beförderung wird fast ausschließlich durch englische und deutsche Dampfer vermittelt; die Nordamerikaner selbst sind bei derselben fast gar nicht betheiligt.

Fortschritt der australischen Colonie Victoria. In den Jahren 1864 und 1865 kamen über See respective 36,156 und 30,976 Einwanderer an, und von den letzteren 25,872 ganz auf eigene Kosten. — Die Volksmenge zu Ende des Jahres 1865 betrug 616,375 Köpfe; davon befanden sich 260,300 Personen „in den Goldfeldern". Im Jahre 1851, kurz vor Entdeckung des Goldes, lebten in der ganzen Colonie nur 77,345 Personen. Werth der Einfuhren 1865: 13,150,748 gegen 14,974,815 Pf. St. im Jahre 1864; Werth der Ausfuhren respective 13,150,748 gegen 13,898,384 Pf. St. Davon kommen auf die Colonialproducte: Gold: resp. 6,206,237 und 6,190,317 Pf. St.; — Wolle 3,250,128 und 3,315,109 Pf. St.; — Talg 60,230 und 15,566 Pf. St.; — Häute und Felle 102,724 und 83,361 Pf. St. — Einnahme 1865: 3,058,338 Pf. St., Ausgabe: 2,229,747 Pf. St.; Zollerträgnisse 1,256,686 Pf. St.; Staatsschuld am 31. December 1865: 8,733,445 Pf. St. — Am 31. März 1866 gab es in der Colonie 20,063 Landgüter mit Ackerbaubetrieb, je von 538 Acres; der Durchschnitt für die unter Cultur genommene Bodenfläche stellte sich auf 102 Acres für jede Farm. Die gesammte Bodenfläche der Colonie umfaßt 55,571,840 Acres; davon befanden sich 6,785,225 Acres im Privatbesitz und es waren bereits 5,357,962 Acres eingezäunt. In regelrechtem Anbau befanden sich 530,196 Acres; davon mit Weizen bestellt 178,628 Acres; sie lieferten 3,514,227 Buschel, obwohl die Felder durch Dürre gelitten hatten. Weingärten 18,063 Acres gegen 13,027 im Jahre 1865; der Weinbau gewinnt also erheblich an Ausdehnung. Geherbstet wurden 49,749 Centner Trauben, die man zumeist kelterte. — Viehstand: 121,051 Pferde, 621,337 Stück Rindvieh, 8,835,380 Schafe und 75,869 Schweine.

Die nordamerikanische Eisenbahn zum Stillen Weltmeere. Der Bau derselben wird seit 1862 in der Weise unterstützt, daß die Unternehmer für jede Mile, welche sie dem Verkehr übergeben, in den ebenen Strecken 18,000 Dollars und im Gebirgslande der Rocky Mountains und der Sierra Nevada 48,000 Dollars erhalten. Von St. Louis in Missouri aus geht sie über Jefferson City bis Omaha City in Nebraska und von dort am Plattestusse hinauf bis zum Fort Laramie, das 600 Miles von Omaha entfernt ist. Dann steigt sie das Felsengebirge hinan bis zu den Laramie-Ebenen und geht weiter über das Wahsatchgebirge nach der Mormonenstadt am Großen Salzsee, den Humboldt entlang über die Sierra Nevada nach San Sacramento und San Francisco. Die Union Pacific Railroad Company baut den Theil von Missouri bis zur Mormonenstadt, die westliche Abtheilung wird von der Central Pacific Railroad Company hergestellt. Seit dem Herbst 1866 sind von Omaha City aus etwa 300 Miles nach Westen hin dem Verkehr übergeben und während des strengen Winters hat man alles erforderliche Material zur Vollendung der Strecke bis Fort Laramie an Ort und Stelle geschafft. Seitdem mildes Wetter eingetreten ist, werden im Durchschnitt täglich 2 Miles für den Betrieb vollendet und im Herbst 1867 wird man auf dem Schienenwege bis Fort Laramie gelangen können. Die Nordamerikaner zeigen bei diesem Bau eine selbst in ihrem Lande ungewöhnliche Energie; im Frühling 1866 wurden 305 Miles nivellirt, mit Schwellen und Schienen belegt und dem Verkehr übergeben. Ein großer Theil der Baustoffe wurde in Dampfern den Missouri hinaufgeschafft und dann die North Westernbahn, welche durch den Staat Iowa geht und Omaha City mit dem Mississippi verbindet, eröffnet. Von Westen her ist man bereits bis über die Paßhöhe der Sierra Nevada gekommen, und da 20,000 Chinesen fleißig arbeiten, hofft man bis zum Herbst an den östlichen Fuß dieses Gebirges hinabzugelangen. Die Nordamerikaner glauben, daß diese Weltbahn einen großen Theil des asiatisch-europäischen Verkehrs an sich ziehen und namentlich dem Suezcanale scharfe Concurrenz machen werde. Europäische Waaren wird man in Newyork auf die Eisenbahnwagen verladen; diese gehen durch bis nach San Francisco, wo sie unmittelbar von der Bahn an Bord gebracht werden und umgekehrt.

Verkehr auf der Panamabahn von 1855 bis und mit 1866. Diese Bahn ist bis jetzt der einzige Schienenweg zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Stillen Weltmeere; sie ist schon seit 1855 im Betriebe. In einem Bericht ihres Oberingenieurs Totten finden wir, daß in jenen zwölf Jahren befördert worden sind: 396,032 Fahrgäste; 501,278,748 Dollars Gold; 147,377,113 Dollars Silber; 5,130,010 Dollars Juwelen; 19,062,567 Dollars Papiergeld, 614,535 Tons Postgüter, Gepäck, Waaren verschiedener Art und Kohlen. Die höchste Ziffer der Fahrgäste, 46,976, fällt auf das Jahr 1859; im Jahr 1862 betrug sie nur 26,420.

Der Goldtransport stellte sich 1856 auf 48,017,692 Dollars und 1866 auf 48,234,463 Dollars; in den zwischenliegenden Jahren hat er kein einziges Mal diese Höhe erreicht. Die Postgüter stellten sich im Durchschnitt auf 380 Tons im Jahre; der Gütertransport hat alljährlich zugenommen; 1856 betrug er 16,658 Tons, 1866 schon 93,414 Tons; Kohlen: 8934 Tons im Jahr 1856; dagegen 13,418 Tons im Jahre 1866.

	Einnahme.	Ausgabe.	Nettoertrag.
1856	1,360,741 Dollars.	530,249 Dollars.	830,492 Dollars.
1860	1,550,875 „	702,889 „	847,986 „
1863	2,027,438 „	829,747 „	1,197,690 „
1866	2,424,977 „	1,208,364 „	1,216,613 „

Die klimatischen Verhältnisse machen unablässig kostspielige Ausbesserungen nöthig und mit dem wachsenden Verkehr steigen auch die Betriebskosten.

Atlantische Telegraphen. Die Zahl derselben wird sich vermehren. Eine französisch-englische Compagnie wird ein Kabel von Brest nach St. Pierre, der kleinen französischen Fischerinsel im St. Lorenzbusen, legen; dasselbe geht unter See bis Halifax in Neuschottland und weiter in die Vereinigten Staaten.

Die internationale Telegraphencompagnie hat von der spanischen Regierung Ermächtigung bekommen, ein unterseeisches Kabel von der Insel Cuba nach der Halbinsel Florida zu legen, also die „Perle der Antillen" mit dem nordamerikanischen Telegraphennetze und vermöge des atlantischen Kabels mit Europa in Verbindung zu bringen. Es ist ferner im Plane, Cuba mit Portorico und mit dem centralamerikanischen Festlande zu verbinden.

Abnahme der nordamerikanischen Rhederei. Wir haben früher dieses Gegenstandes erwähnt; jetzt liegen darüber amtliche Zahlen vor. Im Jahre 1860 waren 2,547,000 Tonnen im auswärtigen Handel beschäftigt; 1864 nur noch 1,581,000 und 1866 gar nur 1,103,000 Tonnen. Von den 1860 in den Vereinigten Staaten eingelaufenen Schiffen kommen auf die amerikanische Flagge 5,921,000 Tonnen, auf ausländische Flaggen 2,353,000 Tonnen; 1866 auf die erstere nur 2,353,000 und auf die letzteren 4,411,000 Tonnen. Ein ähnliches Verhältniß findet in Bezug auf die ausgelaufenen Schiffe statt. Auch die Qualität der amerikanischen Schiffe ist zurückgegangen. Während des Krieges wurden die besten an Ausländer verkauft, von den Kapern der Südstaaten genommen, oder sie sind nun alt geworden; den Abgang hat man zumeist durch kleinere Schiffe ersetzt und so erklärt sich auch, weshalb der Baumwolletransport nach Großbritannien fast ganz den englischen Fahrzeugen zugefallen ist. Die widersinnig hoch gegriffenen Eingangszölle auch auf Materialien zum Schiffsbedarf wirken höchst nachtheilig, und zur Vertheuerung derselben kommt noch die Steigerung der Arbeitslöhne. Während früher beim Bau guter amerikanischer Schiffe jede Ton für 65 bis 70 Dollars hergestellt wurde, kostet sie jetzt 110 Dollars; in Canada und Neuschottland stellt man sie für 40 bis 50 Dollars her; die Amerikaner können also in dieser Beziehung keine Concurrenz halten.

Aus dem französischen Cochinchina. Als die Franzosen 1858 den Kriegszug gegen den Kaiser von Annam unternahmen, verkündete der „Moniteur" feierlich, daß man dabei an keine Eroberung denke, weil es sich bei der Expedition um höhere Zwecke, um die Civilisation und den Schutz der Christen in Südostasien handle. Trotzdem wurden drei Provinzen im Mündungsgebiete des Mekong und Pulo Condor von ihnen in Besitz genommen und sie bilden nun die Colonie „Französisch Cochinchina". Diese hat eine vortreffliche Weltlage am chinesischen Meere und man giebt sich große Mühe, das ungemein fruchtbare Land nutzbar zu machen. In der Hauptstadt Saïgong ist nun ein Kalender für 1867 erschienen, der auch über die Handelsbewegung Angaben enthält. Die Volksmenge beträgt 502,000 Seelen. Davon sind nur 585 Europäer, die Truppen nicht mitgerechnet; 482,953 Eingeborene, 18,166 Chinesen, Malabaren und andere Asiaten. In Saïgong wohnen nur 67 Kaufleute und Handwerker, darunter auch die unvermeidlichen Photographen, 2 an der Zahl; eben so hoch beziffern sich die Bäcker und die Bankiers. Vom 1. October 1865 bis dahin 1866 waren im Hafen von Saïgong 348 europäische Schiffe mit 4520 Fahrgästen und Ladungen im Werthe von 29,635,228 Francs eingelaufen. Ausgelaufen sind 343 mit 2364 Fahrgästen und Ladungen im Werthe von 35,171,340 Francs. Dazu kamen 9553 annamitische Barken, welche eine Waarenbewegung im Werthe von 13,213,682 Francs vermittelten. Es ist erfreulich, daß die deutsche Rhederei auch dort eine große Thätigkeit zeigt; denn unter den Schiffen, welche Saïgong besuchten, waren nicht we-

niger als 83 deutsche, nämlich 42 Hamburger, 26 Preußen, 12 Bremer, 2 Hannoveraner, 1 Oesterreicher. Die Zahl der französischen Schiffe betrug 89, der englischen, die zumeist aus den asiatischen Besitzungen kamen, 119; chinesische Dschonken 13; nordamerikanische Fahrzeuge nur 17, 6 Siamesen, 3 Dänen, 2 Belgier, 2 Norweger und 1 Peruaner. Die europäische Bevölkerung ist im Anwachsen. Deutsche Fabrikate machen den französischen erfolgreiche Concurrenz. Der Reisbau gewinnt eine immer größere Ausdehnung. Jene Besitzung ist in viel günstigeren Verhältnissen als die amerikanischen Colonien, denn sie hat sowohl an den Landeseingeborenen wie an den Chinesen Leute, welche regelmäßig arbeiten und dadurch einen vortheilhaften Gegensatz zu den Negern bilden.

Der Verkehr von Bangkok in Siam. Die Handelsbewegung in diesem „Reishafen" stellte sich 1866 auf die beträchtliche Summe von 46 Millionen Francs, wovon 26 Millionen auf die Ausfuhr kommen. Vor zehn Jahren war der europäische Verkehr mit Bangkok noch sehr unbedeutend und 1865 betrugen Ein- und Ausfuhr erst 33 Millionen. Im Jahre 1866 kamen 267 europäische Schiffe mit 100,154 Tonnen an, 272 mit 103,388 Tonnen liefen aus. Auch in Bangkok nimmt die deutsche Rhederei eine hervorragende Stellung ein.

Goldgruben in Canada. Deren sind im April 1867 nicht weniger als 73 im Betrieb gewesen. Zahl der Arbeiter 700; Ertrag vom 1. Januar bis Ende März 138,191 Pf. St.

Diamanten und Steinkohlen in Californien. Wir finden in der deutschen Zeitung „California Demokrat" vom 9. Juni einen Bericht über das Vorkommen von Diamanten in jenem Staate. In der „Academy of Natural Sciences" in San Francisco legte Professor Silliman Proben von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Karat vor; sie waren gefunden in French Corrall, Forrest Hill und Fiddletown, Amador County. Außerdem hat man bis jetzt noch Diamanten gefunden in Cherokee Flat und Volcano. Die Fundorte waren stets goldführendes Gerölle. Nach Professor Whitney hat man bis jetzt an 15 bis 20 Orten Diamanten gefunden bis zum Gewicht von $7\frac{1}{2}$ Gran. Er hält jedoch Wäschereien nicht für vortheilhaft, da diese bis jetzt nur da sich bezahlten, wo Sklavenarbeit verwendet wird. Man erkennt den rohen Diamant leicht an seinem Aeußern, da er 24 leicht gewölbte Flächen hat. Selbst wo der Stein an einzelnen Stellen rauh erscheint, läßt sich die Krystallisation doch an anderen Stellen stets leicht erkennen. Die Miner haben schon manchen Diamanten auf dem Amboß zertrümmert, da sie die falsche Ansicht haben, ein echter Diamant könne in dieser Weise nicht zerstört werden.

Ueber das Alter von Kohlenformationen las Professor Whitney einen interessanten Aufsatz vor. Die Geologen hätten früher geglaubt, es gäbe keine gute Kohlen in jüngeren Formationen, als in den paläozoischen. Man habe aber in Asien, Australien und an der Pacificseite Amerikas Kohlen aus der spätern mesozoischen Periode gefunden, unter anderen in dem größten Kohlenbecken der Welt, in China. Die Kohlenlager in Monte Diablo, Nanaimo und Neuseeland gehörten der Kreideperiode an. Die fossilen Pflanzen der Bellingham-Bai-Kohle gehörten der Miocenperiode an, während die Muscheln und Thiere in derselben, die noch bezeichnendere Prüfsteine seien, der Kreideperiode angehörten. Merkwürdigerweise finde man in dem von ewigem Eis bedeckten Grönland die Reste der „Big Trees", Sequoia gigantea, unter den fossilen Pflanzen der Miocenperiode in den Kohlenbetten, einen Baum, der jetzt nur noch in Californien vorkommt. Es heißt, am Skeena River fänden sich die mächtigsten Kohlenlager auf der Pacificseite, doch bedürfe dies noch der Bestätigung. Man habe kürzlich Kohlen gefunden bei Bronces, in Sonora, Mexico. Die geologische Vermessungsexpedition, die unter Professor King ausgeschickt worden, um die Linie der Pacific-Eisenbahn zu erforschen, habe das Suchen nach Kohlen mit zu ihrem Hauptziel.

Die Sturmsignale des Admirals Fitz Roy. Auf Antrieb dieses verdienstvollen Seemannes wurde in Großbritannien die meteorologische Telegraphie zu nicht geringem Nutzen der Seefahrer eingeführt. Man stellte zwischen den verschiedenen Häfen eine telegraphische Verbindung her und die Hafenbehörden mußten jede, irgend belangreiche Veränderung in Wind und Wetter nach London an die Admiralität melden, von welcher sie dann sofort nach anderen Hafenplätzen übermittelt wurde. Das Warnungstelegramm, welches das Herannahen eines Sturmes verkündete, eilte dem Unwetter weit voraus; man zog die Sturmflagge auf, um zu melden, daß ein Auslaufen dem Schiffe Gefahr bringen könne. Der Austausch meteorologischer Thatsachen war für die Seefahrer von großem Nutzen, aber auffallenderweise wurde nach dem Tode des Admirals dieser meteorologische Telegraphendienst eingestellt, weil dann und wann die Verkündigung eines Sturmes falsch gewesen sei und man ja überhaupt die Richtung, welche der Wind nehmen werde, nicht mit Bestimmtheit voraussagen könne. Nun verlangen aber Seeleute und Tagespresse laut die Wiedereinführung der meteorologischen Telegraphie. Uebrigens weiß man jetzt, daß die meisten Stürme, welche an der Nordseeküste, im Canal und im biskayischen Meerbusen wüthen, ihren Ursprung, gleichsam ihre Brutstätte, im Norden von Irland und Schottland und westlich von Norwegen haben. Die mittlere Geschwindigkeit eines Sturmes beträgt 19 Miles = 35 Kilometer in der Stunde; manchmal steigert sie sich bis 77 Kilometer; das Maximum ist etwa 88 Kilometer. Der Durchmesser des Raumes, welchen der Sturm einnimmt, stellt sich im Durchschnitt auf mehr als 2000 Kilometer. Der englische Physiker Buchan hat in seinem jüngst erschienenen Werke über Meteorologie in dieser Beziehung eingehende Untersuchungen angestellt.

Ein Postamt in der Magellansstraße. Dasselbe befindet sich an der Südküste Patagoniens, dem Feuerlande gegenüber. Auf dem Vorsprung eines Felsens, der sich durch seine auffallende Gestalt kenntlich macht und aus weiter Entfernung zu sehen ist, hat man einen starken Balken angebracht mit der Aufschrift: „Post office." An einer starken eisernen Kette hängt ein Faß mit einem Deckel, der sich leicht öffnen läßt; es bildet den oceanischen Briefkasten. Jedes Schiff, welches durch die Straße fährt, schickt ein Boot ans Land und läßt die vorhandenen Briefe herausnehmen und die seinigen hineinlegen. Sobald dann ein Hafen erreicht wird, der eine regelmäßige Verbindung durch die Post hat, giebt er die Briefe an diese ab. Wir wollen bemerken, daß eine ähnliche Einrichtung auch auf einer Insel Nordaustraliens in der Torresstraße schon seit Jahren besteht.

Das Fieber auf Mauritius. Bisher war das gelbe Fieber von Westen her nicht in die Regionen im Osten des Caps der guten Hoffnung, also nicht in den Indischen Ocean vorgedrungen. Da ist es 1867 ganz unvermuthet auf Mauritius ausgebrochen, wo es geradezu entsetzliche Verheerungen anrichtet. Die Insel ist etwa 32 deutsche Geviertmeilen groß und zählt höchstens 250,000 Einwohner, wovon etwa 150,000 indische Kulis, 40,000 Neger, das Uebrige Mischlinge und Weiße. Nun starben vom 1. Januar bis 16. Mai 1866 nicht weniger als 26,445 Menschen am Fieber, wovon allein in der Hauptstadt St. Louis bis Ende April 11,662. Bisher war aber nur etwa die Hälfte der Insel von der Seuche heimgesucht worden, und in die Gebirgsgegend kommt das Fieber überhaupt nicht. Im Anfange des Mai brachte ein Dampfer 3500 Unzen Quinin, das gerade

zu rechter Zeit kam; vorher war die Unze mit 3 bis 7 Pf. St. bezahlt worden; dann fiel sie auf 1 Pf. St.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch auf Mauritius die Seuche großen Vorschub dadurch erhielt, weil in dem dichtbevölkerten St. Louis nicht für Sauberkeit gesorgt worden war, und der Schmutz bildet die Brutstätten des Fiebers wie der Cholera. Was soll man zu dem Unverstande sagen, daß selbst in Europa, z. B. auch in Deutschland, das Wasser der die Städte durchströmenden Flüsse, zum Behufe der Entschlammung oder der Wasserbauten, gerade in den heißen Monaten „abgelassen" wird, obwohl in Folge solcher Bloßlegung stinkenden Schlammes in dergleichen Städten schon die Cholera ausbrach?

In **Washington** hatte sich die gesammte Bürgerschaft, mit Ausnahme sehr weniger Stimmen, gegen die Verleihung des Wahlrechts an die Neger erklärt. Von diesen haben sich Tausende in die Stadt gezogen, in welcher sie ein höchst lästiges Proletariat bilden. Der radical-republikanische Rumpfcongreß hat aber den weißen Bürgern das Wahlrecht der Neger aufgezwungen, und das schwarze Proletariat, welches fast ohne Eigenthum ist, giebt nun in allen Gemeindeangelegenheiten den Ausschlag. Im Juni wurde eine neue Stadtverwaltung gewählt und zum Stadtsecretair der Neger John J. Johnson ernannt. Er hat zur Befähigung für dieses Amt allerdings einen wichtigen Umstand geltend machen können, den nämlich, daß er bis dahin — Barbier im Repräsentantenhause gewesen ist.

Sonntagsgesetze in Nordamerika. Sie sind in den Staaten, in denen es der radical-republikanischen Partei gelungen ist, dieselben durchzusetzen, sehr streng. So gilt es z. B. für „Entheiligung des Sabbaths", wenn am Sonntag ein Kind mit dem Balle spielt. Im Juni wurden in San Francisco zwei kleine Knaben von der Polizei festgenommen und vor Gericht gestellt, weil sie Ball gespielt hatten. Der Richter hätte sie deshalb eigentlich einsperren müssen, entließ sie aber nach eindringlicher Mahnung, eine solche „Sünde" nicht zu wiederholen, mit einer Geldbuße von 10 Cents. Die deutsche Zeitung bemerkt dazu ironisch: „Fünfjährige Einzelhaft bei Wasser und Brot wäre noch eine allzu geringe Strafe gewesen. Ist nicht in Deutschland in Folge sündhaften Greuels, der im Ballspiele der Knaben liegt, alles heidnisch und verderbt geworden? Solches Unheil muß von Amerika abgewandt werden; darum verfahrt ja nicht nachsichtig gegen solche Sabbathschänder, wie jene ballspielenden kleinen Jungen sind."

Eine Secte der Selbstverbrenner in Rußland. Eine solche besteht im Czarenreiche seit langer Zeit; wie denn überhaupt von der griechischen Kirche mancherlei Schismatiker sich trennen, z. B. auch die sogenannten Altgläubigen und die Selbstverstümmler. Aus dem nachfolgenden Berichte läßt sich nicht entnehmen, ob der in demselben erwähnte Mann der Secte der Selbstverbrenner angehört oder ob er lediglich einer Anwandlung von Fanatismus unterworfen war. Auf jeden Fall ist der Vorgang, welchen die „Nordische Post" aus dem Kreise Swenziani meldet, sehr charakteristisch. —

Am 19. April kehrte der dreißigjährige Bauer J. Wassilewski aus dem Dorfe Wodloki nach mehrstündiger Abwesenheit mit ganz verbranntem Körper nach Hause zurück. Auf Befragen erklärte Wassilewski, daß er, da er sich für einen Sünder gehalten und die Rettung seiner Seele zu erlangen gewünscht, beschlossen hätte, sich des Lebens durch Selbstverbrennung zu berauben. Er sei deshalb in den Wald gegangen, wo er aus Strauchwerk und Reisern einen Scheiterhaufen errichtet, diesen angezündet und sich nach Abwerfung der oberen Kleider auf denselben gelegt habe. Obgleich er wohl starke Schmerzen gespürt, habe er doch Alles mit Geduld ertragen. Bald aber seien zwei unbekannte Personen mit Kreuzen in den Händen zu ihm gekommen, die, nachdem sie ihn von dem Scheiterhaufen herabgezogen, zu ihm gesagt haben: „Gehe, stirb zu Hause; trage deine Knochen dahin." Vorher hatte Wassilewski dem Feldscherer erzählt, daß zwei Engel in weißer Kleidung ihn aus dem Feuer gezogen. Am 24. April starb er an den Brandwunden.

Aus dem Seebade Dubbeln in Livland.

Wir entnehmen dem Briefe eines Freundes, der in Dubbeln verweilt, die folgenden Mittheilungen. Das Schreiben ist vom 10. Juli datirt. —

Es klingt fabelhaft, ist aber wahr, daß 12,000, schreibe zwölftausend, Badegäste in Dubbeln und seiner Umgebung wohnen. Drei Viertel derselben sind Rigaer, ein Völkchen, das im Sommer niemals in der Stadt bleibt. Wenn es Frühling wird (Ende Juni!), schickt der Vater des Hauses Weib und Kind, Magd und Hund entweder nach Dubbeln oder „aufs Höfchen über Düna" (zu deutsch: ins Landhaus jenseit der Düna), läßt sie da im Freien hausen und kommt jeden Sonnabend, wenn er sein Geschäft geschlossen hat, heraus, um am Sonntage zu ruhen und Vater- und Gattenfreuden zu genießen. In Riga selbst ist das Miethshaus Mode geworden, in Dubbeln hat sich die niedersächsische Sitte der „eigenen vier Pfähle" erhalten und jede, selbst die kleinste Familie, haust abgeschlossen für sich. Alle Häuser, das Kur- oder Actienhaus und die Wohnung des Generalgouverneurs nicht ausgenommen, sind von Holz und mit Stroh und Moos bedeckt. Letztere hat viele Zimmer, eine Putzmacherin ihm gegenüber hat gar keine Räume, außer einer mittelgroßen Stube in ihrem Hause; ein anderer Unterschied als jener der Größe ist aber an beiden Villen nicht wahrnehmbar.

Der Herr, in dessen Hause ich mich wie daheim fühle, lebt im Stile des wohlhabenden Kaufherrn und besitzt einen Hof, der Alles enthält, was ein gutsituirter „Bader" in Dubbeln für sich und die Seinen verlangt. Das große Holzhaus steht auf einem mit Birken bepflanzten Rasenplatze und wird von drei Seiten mit überdachten Vorbauen umgeben, die bei jedem Stande der Sonne und des Windes im Freien zu sitzen gestatten. Das Innere besteht aus einem großen Aufenthaltszimmer und vielen Schlafstuben. Ein zweites kleines Haus enthält Küche und Domestikenzimmer, ein drittes fensterloses mit einem großen, den Boden berührenden Moosdache enthält den Eiskeller, und das Hüttchen hinter der Küche ist jenen Zwecken gewidmet, für die man in Holland am besten, in Paris und in Italien am schlechtesten sorgt. So einfach das Ganze von außen aussieht, so bequem ist es in der That, so raffinirt ist für alle äußeren Bedürfnisse des Lebens in den Holzhäusern gesorgt.

Pflaster giebt es nicht auf den Straßen, sondern schönen weißen Sand, durch den die kleinen Pferdchen im Dreigespann oder mit dem Krummholze über dem Halse wie die Wiesel laufen. Zur Bequemlichkeit der Fußgänger hat man Bretter gelegt, die eine Hausthür mit der andern verbinden. Wenn man im Winter nach Dubbeln kommt, dann muß man denken, diese Barackenstadt sei der „Unterschlupf" bescheidener und schlichter Leute; gehen Sie aber jetzt an den Strand des Meeres, so könnten Sie glauben in Ostende zu sein, so geschniegelt ist das Publicum; auch haben Sie mancher eleganten Equipage auszuweichen.

Es ist ein kaltes, unangenehmes Wetter bei uns, Regen und Wind. Es giebt noch keine Erdbeeren und Kirschen. Als ich den 20. Mai nach Paris kam, aß ich beide Fruchtsorten. Höchst originell sind die hellen Nächte.

Herausgegeben von Karl Andree in Braunschweig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Am obern Amazonas.

I.

An der Grenze zwischen Peru und Bolivia. — Pebas und San José. — Schilderung der Yahuas-Indianer. — Ihre Hütten und Hängematten. — Erfolglosigkeit der Missionen. — Der Bayentetanz und der Tanz des Mondes. — Das Pfeilgift und dessen Bereitung. — Religiöse Anschauungen. — Cochiquinas und die Mayorunas.-Indianer. — Die Maruhas.

Der Riesenstrom wird im September des laufenden Jahres für die Handelsflaggen aller Völker eröffnet, und es kann nicht fehlen, daß neues Leben in diese Regionen eindringt. Schon oftmals haben wir darauf hingewiesen, wie man in Brasilien eifrig bemüht ist, die großen Zuflüsse des Amazonas in Bezug auf ihre Schiffbarkeit zu untersuchen und sie als Verkehrsstraßen zu benutzen. Auch von Seiten Perus werden Anstrengungen gemacht, um den Provinzen, welche im Osten der Cordillere liegen, eine geregelte Verbindung mit dem Atlantischen Oceane zu verschaffen. Die Dampfer, welche aus dem Amazonas in den Ucayali, dann diesen hinauf, in den Pachitea und den Pozozu bis Mairo an den Fuß des Hochgebirges hinaufgefahren sind, bewiesen klar, daß der Schifffahrt keine Hindernisse entgegenstehen.

Schwerlich giebt es irgend eine andere Wasserstraße im Binnenlande, welche so lang und zugleich von allen Hindernissen so frei ist, wie jene von Pará an der Mündung des Amazonenstromes bis Mairo am Pozozu (etwa 10° südl. Br. etwas westlich vom 74. Längengrade). Bis heute liegt diese weite Region fast ungenutzt, gleichsam als eine Wildniß da, nun aber werden Handelsschiffe in Menge dieselbe beleben. Unter diesen Umständen ist es von Interesse, die Zustände am Amazonenstrome näher kennen zu lernen. In früheren Bänden schilderten wir, zumeist nach Paul Marcoy, den Ucayali und dessen Anwohner, begleiteten den Reisenden nach der Mission Sarayacu und folgten ihm bis in den Amazonenstrom. Dort verweilte er in Nauta, dem Hafen, in welchem die Dampfer anlegen; er fuhr, immer noch in der peruanischen Provinz Loreto, stromab bis Pebas und besuchte von dieser Ortschaft aus die Missionen San José und Santa Maria*). Dort fand er Gelegenheit, die Yahuas-Indianer genau zu beobachten. Vor ihm hatte der Nordamerikaner Lewis Herndon die östlichen Provinzen von Peru im Auftrage der Washingtoner Regierung erforscht; er war auf dem Huallaga herabgekommen, hatte vortrefflich beobachtet, und wir erhielten von ihm sehr werthvolle Nachrichten über Land und Leute**), durch welche wir Marcoy's Schilderungen ergänzen können.

Pebas ist in der That ein armseliges Dorf und San José, wie Alles in jener Gegend, in kläglichen Verhältnissen. Als Herndon in Begleitung des Priesters der Mission dorthin kam, wurde dieser von seinen Indianern festlich empfangen. Sie läuteten die Kirchenglocke und trommelten dazu nach Herzenslust. Diese Yahuas-Indianer bieten einen durchaus wilden Anblick dar, obwohl in ihren Gesichtszügen ein keineswegs herber Ausdruck vorherrscht; jener des Auges erscheint aber stupid und nichtssagend. Unsere von Marcoy gezeichnete Abbildung ist ganz getreu, wie aus folgenden Angaben Herndon's zu ersehen ist. „Die Tracht besteht in einem Gürtel, der aus Baumrinde verfertigt wird; man schürzt denselben um die Hüften. Vorn und hinten ist an demselben ein Büschel von einer andern Rinde befestigt, der wie ein Scheuerlappen aussieht und bis auf die Knie hinabhängt. Aehnliche aber viel kleinere Lappenbündel werden um den Hals und auch an den Armen getragen und hier mit einer Art von Bracelets befestigt. Bei festlichen Gelegenheiten wird der ganze Körper mit einer braunen Farbe bemalt; diese dient als Grund, auf welchem mit Roth und Blau phantastische Figuren angebracht werden. In den Armbüscheln stecken lange Federn, gewöhnlich vom Makaw. Auf dem Kopfe hat der Mann eine Art Kappe, die er mit den weißen Federn eines kleinern Vogels verziert. So ist die gewöhnliche Tracht, falls überhaupt von einer solchen die Rede sein kann; doch sah ich einen Stutzer, welcher sich das Gesicht dermaßen mit weißen Federn beklebt hatte, daß nur Augen, Nasenlöcher und Mund freigeblieben waren. Der Häuptling trug Hosen und Kittel, aber unter letzterm doch das Nationalcostüm." (S. S. 34.)

Trinken und Tanzen ist die Hauptbeschäftigung der Yahuas, jede Arbeit ist ihnen zuwider. Eigenthümlich sind ihre Hütten. Man treibt sehr lange Stangen in die Erde, so daß sie etwa dreißig Fuß aus einander stehen, und bringt die Spitzen zusammen. So wird eine Art von gothischem Bogen gebildet. Das Ganze füllt man mit anderen Stangen und Pfählen aus, bekleidet es dicht und läßt zwei oder drei Oeffnungen zum Ausgange. Solch eine Hütte gleicht einem

*) Vergleiche „Globus" X., S. 353 bis 363; XI., S. 170. 201. 289 ff.

**) Exploration of the valley of the Amazon. By Lieutn. Wm. Lewis Herndon. U. S. N. Washington 1854, S. 229 ff. Dazu: Apuntes sobre la provincia litoral de Loreto, por Antonio Raimondi, Lima 1862, an vielen Stellen; über die Bewohner S. 110 ff.

Yahuas-Indianer am obern Amazonas.

gigantischen Bienenkorbe. Im Innern sind an der Wand kleine aus Rohr verfertigte Abtheilungen angebracht, deren jede als Schlafgemach einer Familie benutzt wird. Gewöhnlich ist eine solche Hütte von vier oder auch fünf Familien bewohnt und der freie Raum in der Mitte ist allen gemeinschaftlich. Er wird aber nicht etwa geebnet und eben so wenig jemals gereinigt; er bildet vielmehr den Sammelplatz für allerlei abscheulichen Unrath. Vor jeder Thür steht ein Pfuhl, in welchem das Wasser vom hohen Himmel und vom Dache sich ansammelt.

Nach dem Abendgottesdienste fingen die Yahuas zu trommeln an, und das dauerte bis zum andern Morgen gegen zehn Uhr! Im Trinken hatten sie das Mögliche geleistet; es kann also nicht Wunder nehmen, daß sie in der Frühmesse nicht die Spur von Andacht zeigten.

„Es berührte mich höchst unangenehm, die Kirche in einem so überaus kläglichen Zustande zu finden. Die Kleidung des Priesters war völlig zerlumpt, das Weihwasser befand sich in einem kleinen irdenen Topfe, die Hostie lag in einem Barbierbecken und der Wein zum Abendmahle wurde in einem Essigfläschchen aufbewahrt. Nach der Messe wieder Musik, d. h. ein ohrzerreißendes Getrommel. Die Indianer brachten dann ein Frühstück in die Hütte des Missionairs, das Zechgelage begann abermals und dauerte nun wieder bis zum nächsten Morgen. Als ich nachher mehrere Hütten besuchte, schliefen die Männer in den Hängematten den Rausch aus, während die Frauen schon wieder aus Yucca oder Bananen ein gegohrenes Getränk bereiteten."

Die einzige Industrie der Yahuas besteht im Verfertigen

Der Bayonte-Tanz bei den Yahuas.

grober Hängematten. Sie benutzen dazu die Fasern von den Knospenblättern einer Palme, welche in Peru Chambira, in Brasilien Tucum genannt wird. Der Baum hat sehr hartes Holz und lange, scharfe Dornen, so daß man nur mit Mühe solch einen Cogollo (Knospenbüschel) erhält. Die Frauen haben im Drehen der Fasern eine große Fertigkeit. In der Mission San José ist das Klima besser als in Pebas, auch sind dort nicht so viele Stechmücken.

Bemerkenswerth sind Herndon's Bemerkungen über die Indianer im peruanischen Amazonasgebiete; er betont nebenher, daß die Lage der brasilianischen Eingeborenen noch viel schlimmer sei. Sie machen, sagt er, gar keinen Fortschritt in der Civilisation und man lehrt sie auch nichts. Die Padres, Geistlichen, sind im Allgemeinen ganz gute Leute, die es wohlmeinen und sich sauer werden lassen; aber sie begnügen sich damit, dem Indianer Gehorsam gegen die Kirche einzuschärfen, darauf zu halten, daß die äußeren Ceremonien beobachtet werden, und daß sie papageyenartig die „Doctrina" herleiern, ohne daß sie davon auch nur das Mindeste verstehen. Die guten Priester sagen, daran trage einzig und allein der Indianer die Schuld. In der Mission Tierra Blanca glaubte der Padre, seine Gemeinde sei wohl so weit gekommen, daß sie nun anfangen könne zu verstehen, was er ihr sage. Er rief sie zusammen und zeigte ihr ein Marienbild von Gyps, das vorher noch Keiner gesehen hatte, und sagte ihr dann, daß diese Figur die Mutter Gottes vorstelle, über welchen er ihnen so viel gesagt habe und zu dem sie beten müßten; sie stehe über allen menschlichen Wesen und wenn sie bei ihrem Sohne Fürbitte einlege, könne den Sündern vergeben werden. Die Indianer hörten ruhig zu; das Bild ging von Hand zu Hand

Bereitung des Pfeilgiftes bei den Yahuas.

und wurde so aufmerksam betrachtet, daß der gute Padre meinte, er werde nun doch wohl Eindruck gemacht haben. Aber er sah sich enttäuscht, als ein Indianer ihm mit der Frage in die Rede fiel, ob das Bild einen Mann oder eine Frau vorstelle? Man hatte seine Worte völlig überhört und sich nur mit dem Bilde beschäftigt. Seitdem gab er weitere Versuche auf und beschränkte sich auf das äußere Ceremoniell.

„Der Geist des Indianers ist wie der eines Kindes; man kann ihm durch Lehren nicht beikommen, höchstens durch das Beispiel, welches ihm gegeben wird. Dazu muß dann aber eine strenge Zucht kommen. Es giebt im Uebrigen ganz verständige Leute, welche da sagen, man könne mit dem Indianer nichts Zweckmäßigeres vornehmen, als daß man ihn aufhänge; er gebe einen schlechten Bürger und einen noch schlechtern Sklaven ab. Ich meinerseits glaube — und was in unserm Nordamerika vorgeht, bestärkt mich darin —, daß jede Berührung der Weißen mit ihm mit seiner Vernichtung endet. Er kann den Zwang des Gesetzes eben so wenig vertragen, wie die Anstrengung, welche zu einer anhaltenden Arbeit erfordert wird. Er weicht vor dem Antlitze des weißen Menschen und vor dessen Treiben zurück, bis er verschwindet. Das scheint Verhängniß zu sein“ *).

Marcoy erwarb sich in Santa Maria die Gunst der Yahuas dadurch, daß er ihnen kleine Geschenke machte. Die meisten waren Heiden. Nachdem sie sich insgeheim unter einander beredet hatten, trat ein alter Mann vor und sagte, daß man den Bayente-Tanz aufführen wolle. Der Bayente aber ist nichts geringeres als der böse Geist, wir können etwa sagen der Teufel der Yahuas. Bald nachher traten einige Männer auf, deren jeder sich in einen langen, aus Rinde verfertigten Sack gesteckt hatte. Dieser fiel bis auf die Knie hinab und war unten mit Blättern der Miritipalme verziert. Der obere Theil bildete eine Spitzkappe, hatte Löcher für Mund und Augen und als Zierrath einen Blätterbüschel. Der Sack lag eng am Körper an, so daß es den Tänzern kaum möglich war, die Arme zu bewegen; durch die Mundöffnung hatte man jedem eine Art von Rohrflöte zwischen die Zähne geschoben; sie mochte etwa dreißig Zoll lang sein und an ihrem untern Ende war eine kleine, mit trockenen Körnern gefüllte Kalebasse angebracht; an dieser hatte man auch einige Arasfedern befestigt. (S. S. 35.)

Indianer auf dem Anstande.

Von Tanz in unserm Sinne war gar keine Rede; man stampfte bald langsam und leise, bald rasch und heftiger auf die Erde. Die Tänzer suchten einander, wichen sich aus, stießen sich dann und wann und begleiteten diese verschiedenen Bewegungen mit dem Gekreisch der Rohrflöte und dem Geklapper der Körner in der Kalebasse. Das trieben sie nun so lange, bis der Schweiß an ihnen herabfloß; erst als sie matt und müde waren, knieten sie nieder und dann wurde ihnen

*) Diese Aeußerung ist richtig, wenn man sie auf die Jagd- und Fischervölker in Amerika bezieht; auf diejenigen Indianer, welche schon vor der Entdeckung seßhaft waren und Ackerbau trieben, paßt sie nicht. Diese Völker sind nicht verschwunden; sie halten sich, treiben heute noch Ackerbau und ihre Zahl vermehrt sich trotz des Druckes, welchem sie in den meisten spanischen Republiken unterworfen sind. Der wesentliche Unterschied zwischen Jagdnomaden einerseits und Ackerbauern andererseits wird selten beachtet; daher so viele windige Urtheile und das Generalisiren ins Blaue hinein.

A.

der Sack abgezogen. Für einen Europäer war das Ganze ein Schauspiel, bei welchem man sich des Lachens nicht erwehren konnte.

Den Arimaney, d. h. den Tanz des Mondes, sah Marcoy leider nicht. Die Bekehrten in der Mission San José hatten darüber einige Andeutungen gemacht, aus denen sich abnehmen ließ, daß es sich dabei um eine religiöse Feierlichkeit zu Ehren des Mondes handle. Als nun in Santa Maria der Reisende gegen den alten Mann verlauten ließ, daß er gern den Arimaney sehen möge, wurden die Yahuas sehr mißvergnügt; sie fühlten sich offenbar beleidigt. Der Mond ist eine von ihnen hochverehrte Gottheit, der sie alle ihre Anliegen mittheilen. Der Padre Rosas beruhigte sie durch gute Worte, und Marcoy erfuhr, daß der geheimnißvolle Tanz in jedem Jahre nur einmal stattfindet. Zu diesem Zwecke wird im dichtesten Wald eine große Hütte gebaut; diese benutzt man zum Tanz und gleich nachher wird sie niedergebrannt. Während der festlichen Nacht steigern die Yahuas ihre Aufregung durch starke Getränke; jeder muß in eine mächtig große, aus Bambus verfertigte Flöte oder Trompete hineinblasen, so lange sein Athem vorhält; sobald er den Mund absetzt, tritt ein anderer an seine Stelle. Auch diese Flöte wird nach beendigter Feierlichkeit, von welcher die Frauen ausgeschlossen sind, den Flammen übergeben. Die Weiber müssen im Dorfe zurückbleiben; wenn der rauhe und heulende Ton dieses Bambusinstrumentes in ihr Ohr dringt, stoßen sie die Töpfe an einander und schlagen mit Stöcken an die Wand der Hütte, um jenen Ton zu übertäuben.

Schlafzimmer in der Mission San José.

Weiter konnte Marcoy über den Arimaney nichts erfahren, dagegen erhielt er über das Pfeilgift alle Auskunft, die er nur wünschen mochte. Sie benetzen damit nicht bloß die Spitzen der Pfeile, welche sie aus ihren Blasröhren schießen, sondern auch jene der Lanzen. Es ist nicht minder wirksam, als das viel berühmtere Gift der Ticunas-Indianer; das letztere wird aber besser bezahlt, denn man giebt auf den Märkten am obern Amazonas für den Topf, welcher ungefähr ein Pfund enthält, drei Silberpiaster oder deren Werth in Waaren, während jenes schon für zwölf Realen zu haben ist. Der Grund liegt darin, daß das eine nur etwa ein Jahr, das andere aber doppelt so lange wirksam bleibt. Den Anwohnern des Stromes ersetzt das Blasrohr die Flinte, und der vergiftete Pfeil leistet ihnen die Dienste von Pulver und Blei.

Dem Wunsche Marcoy's gemäß bat Padre Rosas einen Yahua um Mittheilungen über die Bereitung des Giftes. Der Wilde gab nun einen Topf voll seiner „Giftpommade“ her, wollte jedoch über die Bestandtheile und die Art der Verfertigung nichts verlauten lassen, auch dann nicht, als ihm ein verhältnißmäßig werthvolles Geschenk, ein Klappmesser, in Aussicht gestellt wurde. Dagegen konnte ein anderer dem Reiz eines blanken Tischmessers nicht widerstehen. Er ließ einiges über den Saft eines Strauches und einer Schlingpflanze verlauten, etwas Bestimmtes war jedoch nicht aus ihm herauszubringen. Nachdem wohl eine Stunde lang hin und her verhandelt worden war, und der Wilde immer noch nicht mit der Sprache herausrücken wollte, zeigte der Padre ihm drei blanke Messer. Einer solchen Lockung widerstand der Mann nicht und gleichzeitig bot sich auch dessen Schwie-

gersohn an, das Geheimniß zu offenbaren. Der eine wollte einen Zweig von dem Strauche, der andere ein Stück von der Liane bringen. Damit war Marcoy einverstanden, er wollte aber auch Blumen oder Früchte sehen. Die Wilden entgegneten trocken, daß man in dieser Jahreszeit dergleichen nicht herbeischaffen könne.

Die beiden Yahuas zogen dann ab und ließen sich erst am dritten Tage wieder blicken. Angeblich hatten sie viele Meilen zurückgelegt, um Blüthen und Früchte zu suchen. Der eine brachte einen dünnen Zweig mit oblongen Blättern und einer Fruchttraube, jede so dick wie der Kern einer Chasselas, mit einer holzigen Schale, die aufspringt, okergelb, außen sammetartig und schwarz; im Innern liegen in den Abtheilungen vier Körner, die mit denen des Ricinus Aehnlichkeit haben. Der andere Yahua brachte einen Stummel von einer flachen, etwa zwei Centimeter dicken und zwanzig Centimeter breiten Liane, deren dünne, weiße Rinde jener der Birke glich. Sie hatte keine Blätter, wohl aber unterhalb eines abgebrochenen holzigen Gabelchens, das nur noch etwa einen Finger lang war, drei große Blumen, in der Art der schmetterlingsblüthigen Leguminosen; vielleicht ein Dolichos.

Es handelte sich nun darum, etwas Näheres über die Zubereitung zu erfahren. Die beiden Indianer wollten aber unter unseren Augen nur dann arbeiten, wenn der Padre ihnen verspräche, acht Fischhaken zu geben. Nachdem sie diese bekommen hatten, ging die Sache vor sich. Der eine nahm einen neuen irdenen Topf von mittlerer Größe und füllte ihn mit Wasser, während der andere um denselben trockenes Ge-

Cochiquinas am rechten Ufer des Amazonas.

zweig legte und dasselbe mit sogenanntem „Ameisenzunder“ in Brand steckte. Man bezeichnet als yesca de hormigas einen klebrigen Stoff von hellröthlicher Farbe, welchen eine Ameisenart absondert. Die Thiere überziehen mit dieser Feuchtigkeit die Zweige eines Baumes oder Strauches einige Ellen hoch über der Erde, füllen alsdann die lichten Stellen aus und bilden solchergestalt eine kolossale Kugel, welche ihr Nest oder ihre Wohnung bildet. Der klebrige Stoff trocknet rasch, sobald er mit der Luft in Berührung kommt, ist weich, schwammig und brennt ganz so wie unser gewöhnlicher Zunder. Der ältere Indianer warf die Zweige, nachdem er sie in kleine Stückchen zerschnitten hatte, ins Wasser, benutzte aber die Frucht nicht. Das Wasser nahm beim Aufkochen erst eine gelbe und bald nachher eine rostbraune Farbe an; nach etwa zwei Stunden langte dann der Yahua Blätter und Holz heraus und warf sie weg, raspelte aber die Liane in die Flüssigkeit und machte wieder ein sehr starkes Feuer an. Nun wallte mehrmals ein dicker Schaum auf, welchen der Yahua mit einem Spatel, den er zum Umrühren benutzte, abnahm. Bald nachher zog er aus einer Kalebasse drei kleine Päckchen, deren Inhalt er in den Topf schüttete. In dem einen waren seiner Angabe zufolge zerpulverte Stacheln von dem Dari-Dari-Rochen, welcher im Iça (Putumayo) gefangen wird; in dem andern waren die gleichfalls pulverisirten Giftdrüsen und Giftzähne von Schlangen, und in dem dritten befanden sich einige Tausend todte Feuerameisen, Tasna pira (von Tasehna, Ameise, und Pira, Feuer). Das Wort gehört der Sprache der Tupinambas in Brasilien an, wird aber von den Yahuas gebraucht. Marcoy hatte mit diesem kleinen Ungeheuer schon in Nauta

Mayorunas-Indianer.

eine sehr unliebsame Bekanntschaft gemacht; er war nämlich barfuß auf umgefallenen Baumstämmen hingegangen, über welche die Tasna pira gezogen war; sie hatte dort einen kleberigen Stoff zurückgelassen, der einen so brennenden Schmerz verursachte, wie ein spanisches Fliegenpflaster.

Die giftige Masse wurde nun wohl noch zwei gute Stunden lang im Kochen erhalten. Nachdem sie im Ganzen fünf Stunden lang auf dem Feuer gewesen war, sah sie aus wie Syrup und war auch eben so dick. Jetzt nahm der Yahua sie vom Feuer, legte sofort zwei Stäbe kreuzweis über den Topf, breitete ein Heliconiablatt darüber und bedeckte dieses mit Erde.

Am andern Tage wurde der Topf zerschlagen und das Gift bildete nun einen schwarzen, harten Klumpen von etwa vier Pfund Schwere. Wer Lanze oder Pfeil damit vergiften will, braucht es nur dem Feuer nahe zu halten, dann wird es weich und man steckt die Waffe hinein. Die Wirkung ist nicht lange andauernd; ein Jahr oder höchstens anderthalb Jahre nach der Bereitung nimmt es eine graulichе Farbe an, wird brüchig und überzieht sich mit einer Art von Schimmel. Dann taugt es zu nichts mehr. Die Indianer wissen auf den ersten Blick, wie alt das Gift und von welchem Stamme es zubereitet worden ist. Sie verfertigen es lieber im Walde als in ihrer Hütte, weil sie die Brennstoffe, welche sie benutzen, dort gleich zur Hand haben und sie nicht erst weit nach Hause zu tragen brauchen.

Mayorunas-Indianer.

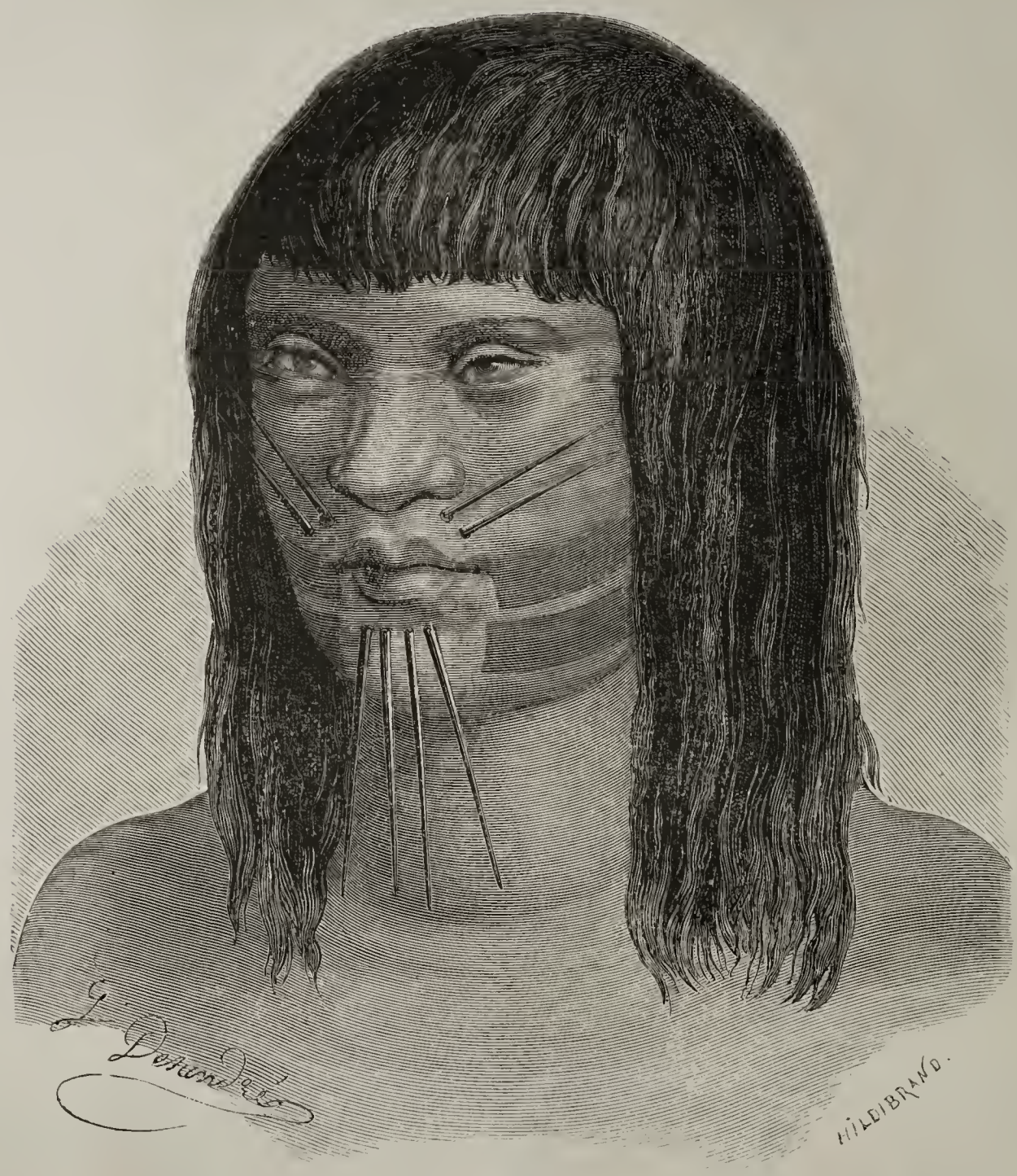
Marcoy fand das Benehmen der Yahuas im Allgemeinen ganz artig und lobt dasselbe. Ihren Angaben zufolge stammen sie von den Quechuas ab; sie seien von den Hochebenen der Andes in die Wälder hinabgekommen, weil einst ihr Stamm nach dem Tode eines Inka „großes Unglück“ gehabt habe. Einzelnheiten vermochten sie nicht anzugeben, wiesen aber auf Cocasträucher hin; den Gebrauch der Coca, welche sie Ipadu nennen, soll ein Inka sie gelehrt haben. Diese Tradition ist jedoch ganz luftig. Einmal ist die Coca in der obern Amazonasregion weit verbreitet, und wenn die Yahuas das Kauen der Blätter nicht längst gekannt haben, so ist wahrscheinlich, daß die Jesuitenmissionaire sie damit bekannt gemacht haben. Körperwuchs, Sitten und Gebräuche sind ohnehin von jenen der Quechuas der peruanischen Hochebenen und Gebirge völlig verschieden, und dasselbe gilt von der Sprache. Wir wollen aus dieser einige wenige Wörter mittheilen.

Guter Geist, Gott, tupana; böser Geist, Teufel, bayente; Himmel, arichu; Sonne, hini; Mond, arimaney; Stern, narchi; Wasser, aah; Mann, huano; Frau, huaturuna; Kind, huina; Kahn, muiñun; Blasrohr, runase; Peccarischwein, hagun; Tiger, Jaguar, nimbu; Kaiman, noroto; Gift, ramua. Für zwei ihrer Hauptnahrungspflanzen haben sie einheimische Benennungen: Maniok, chuchia; Banane, sambue. Eben so für Baumwolle, richun. Wir wollen noch die Zahlwörter bis zehn beifügen. 1, tekini; 2, na-

nojui; 3, munua; 4, nairojuiño; 5, tenaja; 6, tekinatea; 7, nanojui-natea; 8, munua-natea; 9, nairojuiño-natea; 10, huijejuiño.

Ueber ihre urſprünglichen religiöſen Anſchauungen konnte der Reiſende nichts Genaues erfahren; nur ſo viel ermittelte er, daß ſie aus ihrem alten Glauben und dem Katholicismus der Miſſionaire ein „bedauerliches Durcheinander“ gemacht haben. Die Jungfrau Maria wird als Amamaria bezeichnet; ſie gilt ihnen für die fruchtbare Mutter aller Geſtirne und als Zwillingsſchweſter Jeſu Chriſti; dieſen nennen ſie Imaycama. Der Satan der Chriſten erſcheint ihnen als ein dienender Geiſt ihres nationalen Bayeute. Man ſieht, welchen Erfolg die Bemühungen der Miſſionaire bei ſolchen Waldindianern haben. Uebrigens beträgt die Zahl der Yahuas, deren in Santa Maria neunundddreißig wohnten, mit Hinzurechnung jener am Schwarzen Fluſſe, ſchwerlich mehr als einhundert Köpfe.

Nach fünftägigem Aufenthalt in Santa Maria ging Marcoy mit dem Padre Roſas wieder durch den Wald nach San José. Unterwegs ſahen ſie einige Indianer, welche in Bäumen auf dem Anſtande faßen, um aus ihren langen Blasröhren Vögel oder Affen zu ſchießen. Nachdem der Reiſende dann noch zwei Tage in San José verweilt und ſich ausgeruht hatte, nahm er Abſchied von dem guten, gaſtlichen



Marahua-Indianer.

Padre, deſſen Schlafgenoß er manche Nacht geweſen war. In der letzten hatte er, als es Tag wurde, es ſich nicht verſagen wollen, eine Zeichnung von einem ſolchen Schlafzimmer am obern Amazonenſtrom zu entwerfen. Man ſieht, daſſelbe iſt von apoſtoliſcher Einfachheit. (S. S. 38.)

Zur Miſſion Pebas gehören vier Dörfer am rechten Ufer des Amazonas. Einige kurze Angaben werden dem Leſer zeigen, was man in dieſen Gegenden unter einem Dorfe zu verſtehen hat. Da iſt zunächſt Cochiquinas, das aus zehn Hütten und einer kleinen Capelle beſteht. Unſer Bild iſt an Ort und Stelle gezeichnet worden. Hier wohnen Mayorunas, die zwar getauft ſind und für Chriſten gelten, bei denen aber auch nicht die allermindeſte Civiliſation zu finden iſt. Man kann ſie als Wilde im eigentlichen Sinne des Wortes bezeichnen. Als der Kahn anlegte, war Alles ſtill im Dorfe; faſt alle Männer hatten ſich entfernt, um in den Wäldern umherzuſchweifen. Zwei Meilen abwärts liegt das Dorf Mahucayate; es beſteht aus ſieben höchſt armſeligen Hütten; dann folgt Peruhuate, vier Hütten, und Moromorote, — eine einzige Hütte.

In Mahucayate wohnen Marahuas. Dieſe Indianer haben ſich einſt vom Stamme der Mayorunas getrennt, mit welchen ſie übrigens in gutem Einvernehmen ſtehen. Sie ſagten ganz offen, daß ſie Chriſten geworden ſeien, um ſich

leichter Beile und Messer verschaffen zu können. Man findet sie nur selten daheim, weil sie sich fast immer in den Wäldern aufhalten. Eine ältlich aussehende Frau saß vor ihrer Hütte und zupfte Baumwolle; sie sagte dem Reisenden, er möge nur einige Stunden dableiben, dann werde ihr Mann erscheinen. Marcoy schlug sein Moskitonetz auf und schlummerte.

Beim Erwachen bot sich ihm ein sehr angenehmes Schauspiel dar. Der Marahua war nebst einigen anderen seines Stammes heimgekommen und hatte auch einen Mayoruna nebst Frau mitgebracht. Das Ganze war man kann wohl sagen eine sehr glatte Gesellschaft, denn sie hatte jegliches Kleidungsstück verschmäht, sich aber reichlich mit allerlei wunderlichen Figuren bemalt. Alle sprachen sehr laut und gesticulirten heftig, aber daran war der Reisende schon gewöhnt. Die Marahuas, welche Tupi sprachen, erkundigten sich bei den Ruderknechten nach Namen und Absicht des fremden Mannes, während die Mayorunas, welche für Menschenfresser gelten, sich damit vergnügten, ihm Arme und Beine gründlich zu betasten. Haut und Kleidung schienen ihnen auch zu gefallen. Der Europäer seinerseits betrachtete sich diese jedenfalls interessanten Kinder der Waldwildniß mit gehöriger Muße und konnte Farbenskizzen von ihnen entwerfen. Das Kopfhaar des Mannes war in der Art geschoren, wie unser Bild zeigt, daß nur auf der Mitte des Vorderkopfes ein runder Büschel stehen geblieben. Die Zeichen vor der Stirn und im Gesicht waren von schwarzer Farbe; an jedem Nasenflügel war eine Silberplatte befestigt worden und eben so auf jedem Jochbeine, während eine kleinere Scheibe auf dem Kinn angebracht war. Die Steuerfedern an beiden Seiten des Kinns waren von einem Aras und mit einem weißen Federbüschel verziert. Um die Hüften war ein Strang aus zusammengedrehten Fasern geflochten worden; er ersetzte Hemd und Beinkleider. Der Mann hielt ein Blasrohr in der Hand; an einem Strange, welchen er über die Schulter geworfen hatte, befand sich in einem Kürbis ein Büschel Seidenwolle vom Bombax; sie wird am obern Theile des Pfeiles befestigt.

Der Ausdruck des Gesichts zeigte etwas Gutmüthiges und zugleich Groteskes; man hätte darüber lachen können. Von dem wilden Aussehen, das man wohl von Menschenfressern vermuthen könnte, war hier keine Spur. Weshalb waren die Leute weither gekommen? Sie wollten sich bei ihren Stammverwandten, den Marahuas, eine Hacke borgen, um den Boden aufzuwühlen und Maniok oder Bananen pflanzen zu können. Sie blieben nicht sehr lange und zogen ganz vergnügt ab.

Die Marahuas unterscheiden sich von den Mayorunas durch Haartracht und Schmuck. Es ist herkömmlicher Brauch, daß ein Indianerstamm, welcher sich vom Hauptvolke trennt und gleichsam abzweigt, sich dann auch durch äußere Abzeichen, namentlich auch durch Figuren unterscheidet, mit welchen er sich bemalt. Die Marahuas nun scheeren das Kopfhaar nicht und machen sich keine schwarzen Figuren; sie verschmähen auch die Silberplättchen und ebenso die Arasfedern, lassen vielmehr das Haar lang wachsen und stecken durch Löcher, mit denen sie das Fleisch durchbohrt haben, sechs Zoll lange Dornen von einer Palme. Weshalb haben sie diesen Brauch eingeführt? Der Tiger ist ein starkes, kühnes und schlaues Thier; diesem wollen sie nachahmen und deshalb stecken sie die spitzen Dornen durch die Lippen; diese sollen an die Schnurrhaare erinnern. Als getaufte Leute hätten sie eigentlich die Verpflichtung, sich einigermaßen anständig zu bekleiden, sie bleiben aber als gute Conservative dem Herkommen getreu und verschmähen jegliches Gewand.

Die Marahuas leben zerstreut an mehreren kleinen Flüssen im Innern, sodann am Javary und nach Osten hin selbst bis zum Iurua, sie sind also über eine sehr ausgedehnte Landstrecke verbreitet, zählen aber trotzdem höchstens — dreihundert Köpfe. Auch die Mayorunas sind schwach an Zahl; bei ihnen wird man nur etwa fünfhundert Köpfe herausrechnen, und doch nimmt die Strecke, welche sie inne haben, am Ucayali 30 und am Amazonas 75 spanische Meilen ein. So spärlich und dünn sind diese Einöden bewohnt und so stark diese Waldindianer zusammengeschmolzen!

Die drei großen Völkergruppen in Europa.

Von **Karl Andree.**

II.

Die Slaven sind über den ungeheuern Raum von der mittlern Elbe, der Ostsee und dem Adriatischen Meere bis zur Behringsstraße hingelagert; ihre Wachtposten stehen an den Grenzen Deutschlands und der Türkei, Persiens und Turkestans, Chinas und Japans. Nie zuvor hat eine andere Stammgruppe einen so ausgedehnten Raum inne gehabt; selbst das römische Reich zur Zeit seiner Ausdehnung unter Trajan und den Antoninen erscheint klein gegen dieses slavische Ländergebiet.

Die romanische Völkergruppe nimmt ihm gegenüber nur einen geringen Raum ein, doch gehören ihr, in compactem Zusammenhange, herrliche Regionen im Süden und Westen unseres Erdtheils: Italien, Frankreich, Spanien, Portugal; dazu kommen romanische Bruchtheile in der Schweiz und Belgien und dann noch die Rumänen in der Bukowina, Siebenbürgen, der Moldau und Wallachei, so daß auf etwa 30,000 Geviertmeilen zwischen 80 bis 90 Millionen Menschen von romanischer Abstammung wohnen. Zum großen Theil stehen sie auf einer alten Cultur, haben seit den Tagen der Römer eine reichentwickelte Geschichte und sind aus sehr mannigfaltig gemischten ethnischen Elementen zusammengesetzt. Bei ihnen gehen die Blutkreuzungen ins Unendliche.

Die Frage, welche Urfassen unser Europa in vorgeschichtlichen Tagen gehabt hat, wartet noch immer auf ihre Lösung, aus den historischen Zeiten aber können wir bündige Antwort geben. Auf der pyrenäischen Halbinsel finden wir Iberer, Kelten, Phönicier und Karthager, Römer, Vandalen und Gothen, Araber und Berbern nach und durch einander; in Frankreich Iberer, Kelten, Griechen, Römer, Franken und Allemannen, Normannen und Flamingen; Italien gar, in welchem jede geschichtliche Welle einen andern Bodensatz niedergeschlagen hat, erscheint ethnisch noch viel buntscheckiger; es nahm Blut aus allen Völkern in sich auf, welche den

Römern unterthan waren, vom Euphrat bis zum Rhein, aus Iberern und Kelten, Etruskern und Latinern, aus Griechen und vorderasiatischen Semiten, aus den germanischen Völkern, welche schon in den Zeiten der Imperatoren in die Appenninenhalbinsel hineinstürmten und dieselbe ganz oder theilweise beherrschten. Die Ostgothen und Langobarden brachten in größerer Menge germanische Elemente und mit denselben erfrischende Lebenskeime und neues Blut in eine alternde Gesellschaft, die sich abgelebt hatte. Späterhin erschienen auch Normannen und dann Araber; auf den Inseln haben manches Jahrhundert hindurch Phönizier und Karthager einen Schauplatz für ihre Betriebsamkeit gefunden; andere Romanen, namentlich Franzosen und Spanier, sind massenweis ins Land gekommen, und im Neapolitanischen haben sich viele Tausende von Schkipetaren, d. h. Albanesen von der gegenüberliegenden Küste des Adriatischen Meeres, angesiedelt.

Aus so bunter Kreuzung ist das Blut der heutigen romanischen Völker entstanden, und aus dieser Mischung erklärt sich auch der ethnische Charakter, welchen sie zeigen. Sie haben eine wunderbar reiche, anziehende Geschichte, sie entwickelten eine ungemeine Regsamkeit, sie leisteten in Wissenschaften, Künsten, Gewerben und Handel Ausgezeichnetes; sie hatten allesammt Perioden, in welchen die Initiative zu großen Dingen ihnen gehörte. Diese aber haben sie schon seit langer Zeit mit den Germanen zu theilen, von welchen sie in mancher Beziehung weit überflügelt worden sind.

Ihr ganzes Wesen und insbesondere auch ihr staatliches und gesellschaftliches Leben erwuchs aus ihrem ethnischen Naturell, das man wohl in Obacht nehmen und veranschlagen muß, wenn man sie und ihre Geschichte verstehen will.

Seit nun bald einem Jahrhunderte sind alle diese romanischen Staaten von Grund aus aufgewühlt und der Zusammenhang mit dem Alten, das man durch Revolutionen abgethan hat, ist nahezu verschwunden. Der absolutistische, mechanische Staat war zu einem Zerrbilde, zu einer durch und durch pseudomonarchischen Fratze geworden; er hatte alle Berechtigung zum Dasein verwirkt. Aber was man an die Stelle gesetzt hat, befriedigt doch nicht; daher die unruhige Bewegung in den Gemüthern und die Sprünge im öffentlichen Leben. Es scheint fast, als seien die sittlichen Verbände ganz abgerissen oder doch sehr gelockert. Das romanische Europa kennt zumeist nur das Gebieten, die Gewalt, die Autorität; in Spanien wie in Frankreich wird die Staatsgesellschaft lediglich durch Zwang von oben zusammengehalten; ohne diesen ginge sofort Alles aus Rand und Band. Portugal scheint sich nun einer gewissen Stätigkeit und Ruhe zu erfreuen, doch ist für dieselbe schwerlich eine dauernde Gewähr vorhanden, so lange Spanien gründlich zerrüttet bleibt und der Gedanke eines „iberischen Staates“ sich regt. Italien hat seine staatliche Einheit errungen, ist aber in äußerst schwierigen Uebergängen und wird auf lange Zeit hinaus unfertig bleiben; die Tage der Prüfung stehen noch bevor.

Frankreich, der mächtigste unter den romanischen Staaten, möchte sich eine Hegemonie über die anderen verschaffen und ein panromanisches Programm verwirklichen. Ein solches lag dem Verfahren Ludwig Philipp's zu Grunde, als er jene spanische Heirath durchsetzte, die ihm zum Verderben wurde. Einem solchen gemäß verfuhr auch der gegenwärtige Inhaber des französischen Thrones, als er den Italienern eine Unterstützung lieh, welche diesen keine Ehre brachte und so theuer bezahlt werden mußte. Noch mehr; er wollte dieses Programm auch auf die westliche Erdhälfte ausdehnen; er erfand das „lateinische Amerika“, welchem er eine französische Oberleitung, eine Art von Protectorat zudachte. Für Länder, in denen die Leute romanischer Abstammung nur einen höchst geringen Bruchtheil bilden und sich unter Indianern, Negern und Mischlingen verschiedenster Art beinahe verlieren, war das „lateinische Amerika“ ein Unding; es erscheint als eine widersinnige Fiction. Gleich der erste Versuch, dieselbe aus dem Bereiche des Verschwommenen in die Wirklichkeit überzuführen, ist in Mexico kläglich gescheitert und damit auch die „lateinische Idee“ gründlich bankerott geworden.

Man schwankt seit achtzig Jahren zwischen Revolution und Willkürherrschaft, denn die ruhigen Tage zwischen beiden Extremen können nur als Episoden betrachtet werden. Man hat eingerissen und daran vielfach wohlgethan, aber wo wäre das neue, dauerhafte Gebäude, in welchem man sich behaglich und sicher fühlt? Vielfach mangelt die Verständigung; das Leben ist bis in seine innersten Beziehungen gestört; wer sich nicht selber täuschen will, muß sich sagen, daß er auf einem alten Vulcane stehe, dessen Wiederausbruch lediglich eine Frage der Zeit sei. Man fühlt sich nicht sicher auf solchem Boden, und die Autorität, nur auf Zwang und Soldaten gestützt, wird unablässig in Frage gestellt. Sie selber weiß, daß sie keinen festen Boden hat; wirkliche Zugeständnisse kann und will sie nicht machen, aber sie verbrämt ihr System der mühsam verhüllten Willkür mit constitutionellem Katzengolde. So hält sie sich stets argwöhnisch durch verwerfliche Mittel, so lange es eben gehen kann. Dann wird sie von einem Orkane hinweggefegt werden und hinterher kommt wieder eine wilde Sündfluth. Und was dann? Es ist ein verhexter Kreis, aus welchem bisher wenigstens die Franzosen nicht herauszufinden vermochten.

Die Franzosen haben in ihren Revolutionen nivellirt und immer viel Mißbrauch mit dem Worte „Freiheit“ getrieben. Aber sie gewannen, gleichviel welche Regierungsform sie für sich jeweilig in raschem Wechsel beliebten, niemals jene Grundlagen, ohne welche ein freiheitlicher Staat nicht gedacht werden kann. Sie ließen insbesondere die Gemeinde in drückender Abhängigkeit von der Regierungsgewalt; sie zeigen kaum ein Bedürfniß nach Selbständigkeit der einzelnen Bürger und nach Selbstverwaltung; sie waren und sind auch heute viel mehr auf das Aeußere gerichtet, und in ihrem Dichten und Trachten nach Glanz und besonders nach dem, worin sie ihrerseits „Ruhm“ finden, vergessen sie, wie nothwendig für das Gedeihen einer rechtschaffenen bürgerlichen Gesellschaft ganz andere Eigenschaften und Einrichtungen sind, als jene, auf welche sie so hohen Werth legen. Bei einer Ungebundenheit des Willens, die ruckweis alle Schranken durchbricht, fügen sie sich doch einem Centralismus, der keinerlei Gliederung gestattet oder freie Regung und Selbstbestimmung erlaubt. Sie haben sich einen wahrhaft byzantinischen Mechanismus aufgebürdet, mit willenlosen Beamten, deren Zahl eine halbe Million Köpfe übersteigt, mit einer allmächtigen, jede Bewegung mißtrauisch überwachenden Staatspolizei, mit einer äußersten Nichtachtung aller der Individualität, welche diesem Mechanismus nicht eingefügt und dadurch „unschädlich“ gemacht worden ist. Für die Mängel suchen sie sich zu trösten durch kriegerische Unternehmungen, bei welchen man sie mit „Gloire“ zu füttern versteht. Selbst Communisten wie Ludwig Blanc schwärmen für dieselbe; der gallisch-romanische Charakter glaubt ohne eine solche nicht fertig werden zu können, und deshalb bildet dieses Frankreich eine beständige Gefahr für Europa. Es läßt die übrigen Länder und Völker unseres Erdtheils nicht zur Ruhe kommen, es mag sich nicht in sich selber befriedigen, es will immer, mindestens in Europa, die erste Rolle spielen und bestimmend eingreifen. Seine Ehrsucht giebt ihm schlimme Gedanken ein, und für die unbefriedigenden Zustände im Innern sucht es eine Art von Trost und Ersatz durch Unternehmungen nach außen. Steht es doch bei den Franzosen fest, es sei ihr Privilegium „de

conduire le monde"; wer dasselbe nicht anerkennen will, gilt für einen Feind.

Ein Einblick in ihre Geschichte zeigt, daß sie die Fundamentalgesetze des europäischen Lebens in verschiedenen Zeiten und gewöhnlich unter Verneinung ihrer eigenen, von ihnen selber geschaffenen oder bei ihnen eingebürgerten Einrichtungen über den Haufen warfen. So hatte im Mittelalter kein anderes Volk das Feudalwesen glänzender ausgebildet, das Mönchswesen so weitgreifend gestaltet und an den Kreuzzügen einen so lebhaften Antheil genommen wie sie. Aber es ist das Frankreich Ludwig Capet's gewesen, welches die ersten Schläge gegen den Feudalismus geführt hat; derselbe wurde von einem König und von einem Cardinal dermaßen niedergeworfen, daß Richelieu sagen konnte, er habe aus dem Adel, der einst ein reißender Wolf gewesen sei, nun einen „wedelnden Hofhund" gemacht. Dann kam der Polizeistaat.

Frankreich hatte zum Könige seinen frommen Ludwig; aber von allen christlichen Regierungen hat die französische zu wiederholten Malen den Papst am tiefsten gedemüthigt und schon unter Franz dem Ersten mit „dem Erbfeinde der Christenheit", den Türken, diesen „ungläubigen Heiden", Bündnisse gegen christliche Staaten geschlossen. Es hatte seinen heiligen Bernhard und warf doch zuerst das Mönchswesen nieder. Aus der einst echt mittelalterlichen Monarchie wurde, wie schon angedeutet, ein moderner Absolutismus, in welchem der König Alles, das Volk nichts sein sollte; l'état c'est moi. Aber der centralisirte Polizei- und Soldatenstaat wurde durch eine Alles nivellirende Revolution der monarchischen Absolutie entkleidet, und diese, angeblich mit Freiheit und Gleichheit, durch eine demokratische Absolutie ersetzt. Eine solche hat, mit pseudodemokratischen Formen, sich fortgesetzt unter dem ersten Kaiserreiche, unter den Bourbons älterer wie jüngerer Linie, unter der ephemeren Republik von 1848 und unter dem dritten Napoleon bis auf den heutigen Tag. Normale Zustände sind nicht vorhanden; die Gemeinde ist unfreier als je, von Selbstverwaltung keine Spur vorhanden; die Franzosen, obwohl turbulent im Geiste, lassen sich behandeln wie Kinder, die nach allen Richtungen hin bevormundet werden.

In der Art und Weise, wie die Franzosen ihre Revolutionen machen, und in dem, was dabei herauskommt oder was nicht herauskommt, tritt der Gegensatz zwischen dem romanischen und germanischen Wesen scharf hervor. Halten wir die Erschütterungen und Bewegungen in den germanischen Staaten neben jene in den romanischen, so finden wir, daß die ersteren vergleichweise unerheblich genannt werden können. Hier war bei aller Aufregung eine gewisse Stätigkeit, ein Maßhalten, und das Wesen des Staates oder der Gesellschaft wurde von den germanischen Völkern nie in Frage gestellt, wie in Frankreich z. B. in den Tagen des Convents. Wo Ausschreitungen wilderer Art, die doch immer nur vereinzelt blieben, wirklich stattfanden, waren sie eine Folge ausländischer Anschauungen und Einflüsse und berührten vielfach auch nur die äußeren Formen, welche in germanischen Ländern dem französischen Polizeistaate nachgeahmt worden waren.

Ich habe mir vor Jahren aus der „Revue des deux Mondes" (1851) einen Ausspruch angemerkt, welcher seinem Urheber, einem Franzosen, zur Ehre gereicht, weil er von Selbsterkenntniß Zeugniß giebt:

„Der revolutionaire Geist ist hauptsächlich in den Völkern lateinischen Schlages zu Fleisch geworden. Sie lassen sich nicht daran genügen, die staatliche Freiheit und die bürgerliche Gleichheit erobert zu haben, vielmehr ist die Sucht nach Neuerungen bei ihnen endemisch geworden und reißt sie fortwährend zu neuen Experimenten hin, die jenseits des gesunden Menschenverstandes liegen, und dann wissen sie keinen Stillstand zu finden. In Europa sind die germanischen Völker dieser gefährlichen Bewegung entgangen."

Das gallisch-keltische Blut waltet bei der Mischung, aus welcher im Verlaufe von zweitausend Jahren die heutigen Franzosen hervorgegangen sind, entschieden vor. Wenn ich die Schilderungen im Cäsar lese, so ist es, als ob der große römische Feldherr den Gang der Geschichte Frankreichs im Voraus charakterisirt hätte. Aristokratie, Theokratie, erbliches und Wahlkönigthum, Tyrannis, Demokratie und Demagogie hat man nach einander gehabt, Alles in häufigem Wechsel. Die Gallier zeichneten sich aus durch große Lebhaftigkeit des Geistes, durch leichte Auffassung, aufgewecktes Temperament, durch Neugier, Hang zum Rhetorischen, Verzagtheit, wenn die Ungunst der Verhältnisse nicht rasch vorüberging, vor allen Dingen aber durch eine Unbeständigkeit, welche sie unfähig machte zu dauernder Anhänglichkeit an Personen oder Einrichtungen. Novarum rerum cupidi.

Pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur: rem militarem et argute loqui. So lautet ein Ausspruch des alten Cato. Also schon damals die gloire und der esprit. Auch lieferte in der Imperatorenzeit Gallien vorzugsweise solche Redner, die sich durch ungemeine Zungenfertigkeit auszeichneten. Die Krieger waren auf „Ehrenzeichen" erpicht (croix d'honneur), von denen die alten Germanen nichts wußten, und welche leider in neueren Zeiten, in der Form von „Orden", in einer Menge von Abstufungen, die man bis zum Komischen und Kleinlichen abgetheilt hat, in den Zeiten des absolutistischen Polizeistaates von Regierungen germanischer Länder den Franzosen nachgeäfft worden sind. Als in den Tagen des ja auch nur ephemeren Consulates im Staatsrathe Einwendungen gegen Wiedereinführung von Orden und Titeln erhoben wurden, entgegnete der erste Consul, Napoleon Bonaparte: „Man mag ganz Recht haben, den Rangunterschied und dergleichen Dinge als Kinderspielzeug zu bezeichnen; aber mit solchen Kinderklappern lenkt und leitet man die Menschen. Ich würde diese Worte allerdings nicht sprechen, wenn ich auf der Rednerbühne stände, aber in einer Versammlung von Staatsmännern darf ich sie wohl äußern. Ich glaube gar nicht, daß das französische Volk die Freiheit und Gleichheit liebt; die Revolution hat seinen Charakter nicht umgeändert. Die Franzosen sind noch heute, gerade wie ihre gallischen Vorfahren, eitel und leichtfertig; sie haben nur für eins Verständniß, für l'honneur, das will sagen Gefühl für Auszeichnung. Dieses muß in Anschlag gebracht werden, man muß ihm Nahrung geben und deshalb Unterschiede zulassen. Sehen Sie doch nur, wie dieses Volk sich vor den Ordenszeichen der Ausländer bückt und tief verneigt. Voltaire hat gesagt, der gemeine Soldat sei ein Alexander für täglich fünf Sous Löhnung. So ist es. Glauben Sie, man treibe die Menschen mit Raisonnements auf das Schlachtfeld? Man muß sie durch Ruhm, Auszeichnung und Belohnung bestechen."

Ich habe den Ausspruch des Consuls Bonaparte hervorgehoben, weil er den Volkscharakter der Franzosen in prägnanter Weise kennzeichnet. Der Italiener aus Corsica wußte mit demselben umzugehen und ihn für seine Zwecke zu verwenden. Ihre gallische Unbeständigkeit, welche auch ihm, der sie doch mit Gloire, aber freilich auch mit Niederlagen reichlich bedachte, eigen war, hatte er nicht hinlänglich in die Berechnung eingezogen. Man ließ ihn fallen, wie Alles was vor ihm gewesen.

Das eigenthümliche ethnische Temperament drängt die Franzosen sehr oft zu Extremen; sie schlagen leicht völlig um, von einer abstracten Republik, welche Unmöglichkeiten verwirk-

lichen soll und doch nicht kann, zum Cäsarismus mit einem Prätorianerthume, das im Heere wie in der bürgerlichen Verwaltung hervortritt. Aber sie sind tapfer, stürmisch, haben Wallungen und machen große Anläufe. Wenn sie im Unglück auch eine Zeit lang kleinmüthig werden, so wohnt ihnen doch Federkraft genug inne, um sich wieder aufzurichten und ein Extrem an die Stelle des andern treten zu lassen. Sie haben Lebenskraft. Ihr Geschichtschreiber Michelet bezeichnet dieselbe als „ein Patent auf Unsterblichkeit". Anderen Völkern wohnt eine nicht geringere Lebenskraft inne, aber bei den Franzosen äußert sie sich manchmal in einer Weise, die uns germanische Menschen in Verwunderung setzt. Ich will zwei Beispiele anführen.

„Nach einem Mazarin, Fouquet, Louvois (— Ludwig den Vierzehnten nicht zu vergessen —); nach so vielen Kriegen, Helden und Spitzbuben würde vielleicht jede andere Nation zusammengebrochen sein, aber die französische lebt bis auf diesen Tag. Wie will man diese unverwüstliche nationale Jugend erklären? Ich finde keine andere Auflösung des Räthsels, als jene, die ein Engländer giebt, welcher im achtzehnten Jahrhundert eine Reise durch Frankreich machte. Nicht ohne geheimes Grauen sah er, wie Tausende von zerlumpten, abgemagerten Bettlern tanzten. Mittags hatten sie nichts zu essen; deshalb arrangirten sie Abends einen Ball. Und diese Tänzer bildeten eins der Heere Ludwig's des Vierzehnten. Rasch vergessen, über Alles lachen, sorglos dulden, über sich selbst witzeln und mit Lachen in den Tod gehen, das war so die Art und Weise des damaligen Frankreichs" *).

Als die Franzosen Canada verloren hatten, beschlossen sie in der Colonisirung Guyanas einen Ersatz zu suchen. Dabei verfuhren sie mit einem exemplarischen Leichtsinn. Die Regierung sah in den Morästen von Cayenne eine Goldgrube und wollte die Ansiedelung, zu welcher sie doch nicht die geringste Vorkehrung getroffen hatte, sofort ins Große treiben. Mehr als 15,000 Menschen, davon viele aus Paris und für die Arbeit ungeeignet, wurden fast gleichzeitig auf den „Teufelsinseln" in der Bucht von Cayenne gelandet; unter dem dritten Napoleon bezeichnet man sie jetzt als „Inseln der Wohlfahrt"! Sie sollten sich dort „an das Klima gewöhnen". „Die Colonie Kourou", wie man sie nannte, kostete mehr als 30 Millionen Livres, die rein weggeworfen waren. Sehr bald stellten sich Krankheiten ein; nicht einmal für Frauen und Kinder war ein Obdach vorhanden; man hatte vergessen, Arbeitsgeräthe mitzubringen, die Lebensmittel wurden ungleich vertheilt. Was an Bauern, zumeist Deutschen aus Elsaß und Lothringen, mitgekommen war, konnte in den dichten Urwäldern nichts ausrichten; man ließ sie hungern, und bald riß ein allgemeines Sterben ein. Ein Mann aus Caen in der Normandie erzählte späterhin: „Ich bin dabei gewesen, als diese Wüstenei so stark besucht war, wie der Garten des Palais royal. Damen mit Robe und Schleppe, und Herren mit Federhüten lustwandelten hier; etwa vier Wochen lang war Kourou ein höchst eleganter und prächtiger Platz. Man hatte auch nicht vergessen, eine Schiffsladung Pariser Lustdirnen mitzubringen. Bald nachher fehlte es an Allem; eine Pest brach aus und nach Ablauf eines halben Jahres waren schon über 10,000 gestorben. In den Jahren 1763 und 1764 starben hier mehr als 13,000 Personen; täglich früh und Abends fuhr ein Leichenkarren mit vier Aufladern umher; voran ging ein Mann, schellte mit der Glocke und rief: Legt die Todten zum Abholen hin!"

*) Michelet, histoire de France au XVII. Siècle. Richelieu et la Fronde. Paris 1858, p. 466. Er bemerkt noch: „La chanson continue et la comédie vient. Les grands consolateurs sont nos comiques."

Mitten in diesem Jammer veranstaltete Chanvallon, Generalintendant der Colonie, theatralische Vorstellungen; er ließ Lustspiele und Harlekinaden aufführen *).

Bei Individuen findet man in Frankreich eben so oft vortreffliche Charaktere, wie unter anderen Völkern, das versteht sich und Jedermann weiß es. Wir haben es aber hier nur mit dem ethnischen Naturell und manchen charakteristischen Erscheinungen zu thun, durch welche sich die Franzosen von anderen Nationen unterscheiden. Wenn unser Lessing einmal äußerte: „Die Laster werden bei den Franzosen zu Artigkeiten", und wenn Georg Forster sagte: „Sie machen manchen ihrer Fehler durch ihren Witz verzeihlich", so trifft das allerdings vielfach zu und fordert ein nicht allzu strenges Urtheil heraus; aber schlimm ist, daß Lamartine bitter hinwarf, seine Hunde seien ihm lieber als die französischen Volksvertreter **).

In Bezug auf die französische Civilisation muß man wohl unterscheiden. Wir finden Geist, Genie, ausgezeichnetes Wissen, Erhabenheit der Gesinnung, feines Verständniß für das Schöne, Alles was dazu gehört, um einem hochbegabten Volke eine Stellung in der ersten Reihe der Nationen zu sichern. Der Tadel, daß sie allzu raffinirt geworden, in bedauerlicher Weise ausgeartet und wurmstichig sei, ist allerdings begründet, aber mehr oder weniger, wenn auch gottlob nicht in so hohem Grade, paßt derselbe auf die reichen und höheren Classen anderer Nationen. Faßt man aber das gesammte Volk ins Auge, so stellt sich ein vortheilhafter Gegensatz zu Gunsten der Germanen heraus.

Damit wir nicht ungerecht oder hart erscheinen, möge darüber ein Franzose das Wort nehmen. Graf A. de Gobineau, Diplomat und Gelehrter, hat den Gegenstand an mehr als einer Stelle seines vierbändigen Werkes: Essai sur l'inégalité des races humaines, Paris 1853 ff. erörtert. Er sagt mit dürren Worten, daß „die bei weitem überwiegende Menge der Franzosen weit zurückgeblieben ist und in tiefer Barbarei steckt." Nach amtlichen Berichten hat Frankreich 348,000 Wohnhäuser ohne eine an-

*) Voyage dans la Guyane française, par Fr. Bouyer, in Le Tour du Monde, Nr. 331, p. 280. — Aehnliche Extreme kamen auch später vor, als in der ersten Revolution das Directorium viele Deportirte nach Cayenne schickte. Den Hungerigen warf man unterwegs Seehundsfleisch vor. Collot d'Herbois, der Blutmann, zettelte in Guyana eine Verschwörung mit Negern an, um alle Weiße zu ermorden. Der Volksdeputirte Pitou war im August 1797 verhaftet worden, weil er einige Couplets gedichtet hatte, in welchen man Anspielungen auf das Directorium und die Jakobiner witterte. Als er in Rochefort an Bord des Deportationsschiffes gebracht wurde, tanzte er den Beamten unter hellem Lachen Entrechats vor. In Cayenne befanden sich neben den politischen Opfern auch fünf Diebe. Man bezeichnete diese als das Directorium, und den Winkel der großen Hütte, in welcher sie getrennt leben mußten, nannte man den Palast. — Als Collot d'Herbois von Cayenne weg nach Sinnamary transportirt wurde, hatte sich viel Volks versammelt und empfing den Schreckensmann des Wohlfahrtsausschusses mit höhnendem Jubel. Er tröstete sich damit, daß er seinen Papagei neckte, welchen er auf der Hand trug und ihm sagte: „Sieh, mein lieber Jakob, das arme Volk, es zertrümmert seine Götzen, weil man es ihm befiehlt." Als er später im Fieberwahnsinn lag und nach Cayenne ins Spital zurückgebracht werden sollte, warfen ihn die Neger, welche ihn trugen, in der ärgsten Sonnenhitze zu Boden. Als man dem Gouverneur Jeannet, der ein Neffe Danton's war, den jammervollen Tod Collot's meldete, stand dieser eben am Billard. „Man möge ihn meinetwegen begraben; er soll doch noch etwas mehr Ehre bekommen als ein Hund!" Dann spielte er weiter. Die Neger scharrten den Leichnam nur oberflächlich bei und die Raubthiere fraßen ihn auf. — Das Westland, Bremen 1852. II., S. 15.

**) Lamartine me disait hier: „Plus je vois de réprèsentants du peuple, plus j'aime mes chiens." In einem Briefe des Grafen d'Orsay an John Forster in London, 22. April 1855. Revue britannique, Juli 1858, S. 216. Er hat sich aber doch von diesen verachteten Repräsentanten eine Jahresrente zubilligen lassen.

dere Oeffnung als die Thür, und nahe an 2 Millionen mit nur einem Fenster.

„In Frankreich herrscht eine große Verschiedenheit in Wesen und Manieren; zwischen Paris und dem übrigen Lande befindet sich ein Abgrund; vor den Thoren der Hauptstadt beginnt gleichsam eine andere Nation. Wer aus der vorhandenen politischen Einheit auf Einheit in den Ideen schließen wollte, würde sich einer argen Täuschung hingeben. Auch nicht ein einziges sociales Gesetz, nicht ein einziges schaffendes Princip der Civilisation wird in allen Departements auf gleiche Weise verstanden. In manchen Ländern sind die für Aufrechthaltung der Civilisation erforderlichen Begriffe und Anschauungen mit allen Volksclassen verwachsen; bei uns ist das nicht der Fall. Der französische Bauer kann durchgängig weder lesen noch schreiben; er legt auch gar keinen Werth darauf, es zu lernen, weil er den Nutzen davon nicht begreift. In dieser Beziehung glaube ich sehr wenig an das, was die Gesetze versprechen, und eben so wenig an die aufgeputzten Einrichtungen, ich traue aber dem, was ich selber beobachtet habe, den Thatsachen. Die Eltern schicken ihre Kinder nur mit dem größten Widerwillen zur Schule; wenn der junge Landmann einmal dieselbe verlassen, hat er nichts Eiligeres zu thun, als das Erlernte möglichst rasch wieder zu vergessen. Das gilt ihm gleichsam für einen Ehrenpunkt, und die verabschiedeten Soldaten machen es eben so; in manchen Theilen des Landes wollen sie nicht einmal merken lassen, daß sie Lesen und Schreiben gelernt haben; noch mehr, sie geben sich alle Mühe, das bischen Französisch, welches sie können, nicht mehr zu reden und nur ihr Patois zu sprechen."

„Unser Landvolk verhält sich gleichgültig gegen das Höhere und in ihm liegt ein unüberwindliches inneres Widerstreben gegen unsere Civilisation. Nur in den östlichen Departements, welche einst zum deutschen Reiche gehörten und eine zumeist oder ganz germanische Bevölkerung haben, gedeiht der Unterricht."

„Unser Volk also zeigt wenig Geschmack für unsere Civilisation. Bischöfe und Pfarrer haben noch heute wie vor 500 und wie vor 1500 Jahren gegen erblich überkommene Wahnvorstellungen und Vorurtheile anzukämpfen, und diese sind um so gefährlicher, da sie fast niemals offen hervortreten und deshalb nicht angepackt und besiegt werden können. Auf Erörterungen läßt der Bauer sich nicht ein. Er ist schweigsam und verschlossen gegen den von ihm sogenannten Bourgeois, und deshalb ist die Scheidelinie zwischen ihm und dem gebildeten Gutsbesitzer nicht zu überschreiten. So verhält es sich mit der Mehrzahl dieses Volkes, welches angeblich der Civilisation vorzugsweise zugethan sein soll, und so ist seine Stellung der Civilisation gegenüber."

Graf Gobineau spricht die Ueberzeugung aus, daß in Frankreich „etwa 10 Millionen Menschen innerhalb unseres Ideen-, Gesittungs- und Gesellschaftskreises leben, daß aber 26 Millionen völlig außerhalb desselben sich befinden." Man dürfe, fährt er fort, sich nicht mit dem vulgären Troste beruhigen, daß diese rohen Massen nach und nach einer höhern Bildung zugänglich gemacht werden könnten. „Es verhält sich mit diesen französischen Massen platterdings wie mit den Wilden. — — Die Masse der Bevölkerung in Frankreich ist ein Abgrund, über welchem die Civilisation in der Luft schwebt, und die tiefen, stagnirenden Gewässer, welche auf dem Boden dieses Abgrundes schlummern, werden dermaleinst hervorbrechen und auflösend und zersetzend wirken. Der Bauer betrachtet uns gebildete Menschen der Civilisation als seine Feinde."

Aus dem Mangel an innerm organischen Gefüge, aus jener Zusammenhanglosigkeit in der Gesellschaft erklärt sich, daß die Regierungsformen so ostmals wechseln können, ohne daß eben viele Spuren zurückbleiben. Die Veränderungen berühren stets nur die Oberfläche; die straffe Centralisation mit Allem, was aus ihr folgt, und die Unselbständigkeit der Gemeinde bleiben immer dieselbe. Der Mittelstand als solcher ist ohne Energie und ruhesüchtig; er weiß, daß ein ungebildetes und turbulentes Proletariat vorhanden ist und daß eine Classe, welche absurder Weise sich vorzugsweise als „Arbeiterclasse" bezeichnet und gegen eine „Unternehmerclasse" in feindlichen Gegensatz gebracht hat, socialistische Utopien auf seine, des Mittelstandes, Kosten ins Leben zu führen trachtet. Eine Aristokratie, welche ihre Aufgabe in der Weise verstände, wie ein großer Theil der englischen, die also gegen Willkür nach oben und unten Front machen und als Wellenbrecher gegen gesellschaftliche und politische Sturmfluthen wirksam sein könnte, — eine solche Aristokratie ist in dem heutigen Frankreich nicht vorhanden. Die „Gleichheit" möchte in socialer Beziehung Alles wo möglich noch mehr zu einem Urbrei zerquirlen. Das Element, welches in Frankreich der Civilisation angehört, will Ruhe und will Ordnung, wie diese auch eben sein möge. Und wird die Krisis bedenklich und werden die Gemüther von Furcht gepackt, oder beliebt es einer in Verlegenheit gebrachten oder schlau berechnenden Gewalt, die nationalen Vorurtheile aufzustacheln, dem Hang und Drang nach „Gloire" Vorschub zu leisten, und an die Rauf- und Kriegslust zu appelliren, — dann wird auch der Mittelstand von dem Taumel ergriffen, stimmt mit ein und kehrt der Prosa des gesunden Menschenverstandes den Rücken. Von einem Kriege nach außen verspricht er sich Verminderung des Proletariats, welches die gelichteten Reihen des Heeres füllen muß, und nebenher auch „Größe und Ruhm". Bei solchen Wallungen vergißt er, daß er sich bereits mit mehr als 10 Milliarden Staatsschulden überbürdet hat, und daß seine Lasten durch weitern Länderraub nicht vermindert werden können.

In unserm ersten Aufsatze haben wir gezeigt, wie man in Rußland in der leidenschaftlichen Aufregung gegen alles Deutsche sich immer mehr steigert und wie die panslavistische Bewegung immer mehr einen gegen uns feindlichen Charakter gewinnt. Gleichzeitig wird in dem leicht entzündlichen Frankreich die Kriegs- und Eroberungslust aufgestachelt. Ein Kampf mit Rußland, Italien, England oder Spanien ist außer Frage; von Frankreich her muß jeder Stoß nach außen gegen uns gerichtet sein, und wir Deutschen haben alle Ursache, unser Pulver trocken zu halten. Gegenüber der krankhaften Eifersucht unserer Nachbaren erscheint ein Ausbruch der Krisis über kurz oder lang unausbleiblich und unvermeidlich.

Wir geben willig zu, daß Herr v. Radowitz nicht ohne romantische Auffassungen gewesen ist, aber der nachstehende Ausspruch aus dem Jahre 1852 ist ganz und gar zutreffend:

„Die reellen Gefahren für Europa liegen in Frankreich und Rußland. Das erstere wird nie seine Rolle unter Napoleon vergessen. Welche Regierungsform dort walten möge, die Inhaber derselben werden immer danach trachten müssen, die verletzte, bis zum Wahnsinn gesteigerte Eitelkeit durch neue Eroberungskriege zu versöhnen. Das linke Rheinufer und die Suprematie über Italien sind die geringsten Opfer, welche dieser gefährliche Götze verlangt. — Rußland wird durch seine welthistorische Position über seine Grenzen hinausgetrieben. Sein Verhältniß zum Orient, seine Tendenz, das Slaventhum zur Herrschaft zu bringen, Deutschland zu lenken, macht es zum natürlichen Gegner Oesterreichs und Preußens, und nur die sonderbare Constellation der letzten vierzig Jahre hat gehindert, daß diese Tendenzen sich nicht offen geltend machten."

Aus dem Inselreiche des Sonnenaufgangs.

Die Veränderungen in Japan sind durchgreifend. Aus Allem, was dort vorgeht, können wir abnehmen, daß die Bewohner des Inselreiches beflissen sind, in den neuen Verhältnissen sich zurecht zu finden; offenbar begreifen sie den Umschwung der Dinge und die Unhaltbarkeit des frühern Systems. Auch gestaltet sich der diplomatische Verkehr mit den Vertretern der auswärtigen Mächte in einer befriedigenden Weise, und die Stellung derselben ist nun eine ganz andere, als jene, welche einst das „Opperhoofd" der niederländischen Factorei in Desima, der kleinen holländischen Niederlassung bei Nagasaki, einnahm. Wenn er, allemal nach Ablauf von vier Jahren, eine Reise an den Hof zu Yeddo machen durfte, war er an sehr lästige Förmlichkeiten gebunden und wurde streng überwacht; er mußte es als eine Gnade betrachten, daß man ihn überhaupt empfing.

Das ist nun Alles anders geworden. Der japanische Kaiser (Taïkun, Sjogun) hat seine zurückhaltende Stellung aufgegeben, er verkehrt persönlich mit den Gesandten Europas und Nordamerikas und speist mit ihnen an demselben Tische. Das Abendland wird im fernen Osten, im Reiche des Sonnenaufgangs für vollkommen ebenbürtig erachtet. Fast in derselben Zeit, da der erste Padischah der Osmanen eine Rundreise durch Europa machte, hat der Beherrscher Japans den Besuch der Gesandten von England, Holland, Frankreich und Nordamerika in dem schönen Osaka empfangen, der wichtigsten Handelsstadt des Landes, der „Stätte des Wohlbehagens, des Vergnügens und der Lust", wie man sie in Japan selbst bezeichnet.

Wir finden in der „Overland China Mail" vom 30. Mai eine Schilderung der Audienz, welche der englische Gesandte Parkes am 2. Mai beim Kaiser hatte. Nach derselben musterte der Taïkun die englische Reiterei, welche dem Zug als Bedeckung diente, und sprach seinen Beifall über die Tüchtigkeit und Gewandtheit dieser Truppe aus. Dann wurden die Europäer in den Palast zur Tafel geführt; die Speisen waren von einem französischen Koche zubereitet worden, Tafelgeschirr und Gläser waren gleichfalls europäisch, und der Kaiser selbst ließ es sich nicht nehmen, die Honneurs zu machen. Er saß oben an der Tafel; Harris hatte den Platz zur Rechten Seiner Majestät. Als der Nachtisch aufgetragen wurde, erhob er sich und trank auf die Gesundheit der Königin von England. Beim Kaffee wurde der Gesandte freundlich ersucht, die Geschenke anzunehmen, welche von kaiserlichen Beamten herbeigebracht wurden.

An den folgenden Tagen wurden nach einander die Gesandten der drei anderen Mächte empfangen. Die japanischen Würdenträger waren alle in großem Hofcostüm; sie trugen lange und weite Schlepphosen und kleine schwarze Kappen; auf ihren Röcken war ihr eigenes Wappen und das des Kaisers angebracht. Als Ceremonienmeister fungirte der Minister des Auswärtigen; er führte die Gesandten vor den Taïkun, welcher sie stehend empfing und ihre Anreden mit verbindlichen Worten erwiderte. Alsdann wurden sie vom Premierminister Itakaraiga no kami in einen andern Saal geführt und dort mit prachtvollen kaiserlichen Gewändern beschenkt. Der Taïkun war in weiße Seide gekleidet; vorn auf der Brust war sein Wappen roth eingestickt; im Gürtel hatte er ein Schwert und ein anderes stand neben ihm. Die Zimmer, in welchen er die Privataudienzen gab, waren alle nach feinster europäischer Art möblirt. Ueber den japanischen Matten lagen Brüsseler Teppiche und die Wände waren tapeziert. Die öffentlichen Audienzen dagegen fanden in Sälen statt, die ganz und gar japanisch eingerichtet waren.

Der Kaiser ist ein Mann von mittlerm Wuchse; seine Gesichtszüge sind sehr intelligent und haben einen freundlichen Ausdruck; seine Stimme ist angenehm, das Auge glänzend; sein ganzes Benehmen hat viel Feines und ist dabei ohne allen Zwang, würdig und seiner hohen Stellung angemessen. Ueberhaupt waren alle Diplomaten mit Empfang und Behandlung ungemein zufrieden, auch die Unterhandlungen mit dem hohen Staatsrathe (dem Gorogio) nahmen den erwünschten Verlauf.

Bekanntlich sollen in der nächsten Zeit drei neue Häfen in Japan dem allgemeinen Verkehr eröffnet werden, zunächst Osaka und Hiogo und dann noch ein Platz an der Westküste, der noch nicht näher bestimmt ist; auch werden die Fremden, welche bis jetzt vorzugsweise in Yokohama wohnen, künftighin in Yeddo hausen und Handel treiben dürfen. Die beiden erstgenannten Häfen sind jüngst von Capitain Sutton aufgenommen worden, und in Hiogo hat man schon den Raum bezeichnet, welcher das Fremdenquartier bilden soll; derselbe ist umfangreich genug, denn er reicht vom Meeresufer wohl eine deutsche Meile weit landein bis dahin, wo das Hügelland anfängt. In Osaka wird das Fremdenquartier mitten in der Stadt liegen, am Flusse und zwischen Gärten.

Als Merkwürdigkeit wird in der „Japan Times" hervorgehoben, daß in Yeddo Frauen und Töchter hochgestellter Daïmios (Lehnfürsten und Würdenträger) europäische Amazonentracht angelegt haben und täglich spazieren reiten; sie bedienen sich, wie unsere europäischen Damen, des Seitensattels.

Ein großer Theil der Daïmios hat der Abneigung gegen die Fremden entsagt. Manche geben sich die größte Mühe, die ihnen gehörenden Provinzen für den Handel zu eröffnen und den Fremdenverkehr an sich zu ziehen. Das gilt namentlich vom Fürsten von Kanga, dessen Jahreseinkünfte sich auf etwa 5 Millionen Thaler belaufen. Er war längst das Haupt der Reformpartei; er ließ 1863 eine Schrift drucken, in welcher er nachwies, daß ein lebhafter Verkehr mit den Ausländern einer großen Anzahl von Japanern gutlohnende Arbeit verschaffen werde; hoffentlich trage derselbe auch dazu bei, die übermäßige Menge von Beamten zu vermindern. Er besitzt an der Stadt Kanasawa einen sehr guten Hafen, und hat bei der Reichsregierung darum nachgesucht, denselben eröffnen zu dürfen. Andererseits bemühet sich in gleichem Sinne der Fürst von Echizen für seinen Hafen Mikuni. Er hat dort schon im Voraus Werfte und Hafendämme gebaut. Seine Provinz liefert vortrefflichen Thee und gute Seide in Menge. Inzwischen untersuchen die Engländer mehrere Häfen an der Westküste; sie rühmen insbesondere den von Noto in der Provinz Kanga.

Früher weigerte sich die japanische Regierung, die Hauptstadt Yeddo den Fremden schrankenlos zu eröffnen. Sie machte, und wohl mit Recht, geltend, daß sie bei dem unter einem großen Theile des Volkes gegen dieselben obwaltenden Vorurtheile nicht im Stande sei, unangenehmen Verwickelungen vorzubeugen. Jetzt läßt sie diese Bedenklichkeiten fallen; demnach müssen wohl die neuen Ideen so sehr an Verbreitung gewonnen haben, daß sie keine Gefahr mehr besorgt.

Das Benehmen der Chinesen steht in schroffem Gegensatze zu dem der Japaner. Jene sträuben sich aus allen Kräften gegen alle Neuerungen und nehmen dieselben, falls

die Umstände gebieterisch dazu drängen, nur widerwillig an. Selbst dann, wenn der Nutzen ganz offenbar ist, sträuben sie sich möglichst lange, und zuletzt, wenn sie platterdings nicht mehr ablehnen können, glauben sie sich entwürdigt durch ein nothwendiges Uebel. Die Japaner haben sich gleichfalls mit allem Nachdruck gegen das Hereinbrechen fremder Elemente gestemmt und gewehrt, sich aber vom Anfang an ganz anders benommen. Als sie aber inne wurden, daß weder durch Schlauheit, Hemmungen aller Art und passiven Widerstand auf die Dauer doch nichts auszurichten sei, faßten sie das Ding beim rechten Ende an; sie fingen an zu lernen und zu begreifen, so rasch und so gründlich, wie es vor ihnen keine andere Nation gethan hat. Da man sich nun doch einmal mit dem Neuen abfinden mußte, ließ man ganz allmälig eine Schranke nach der andern fallen. Zuerst verhielt man sich ablehnend, dann prüfte man mißtrauisch das Neue, sobald man aber erkannte, daß und was Gutes in demselben enthalten sei, nahm man es willig und theilweise sogar mit Enthusiasmus auf. Seit drittehalb Jahrhunderten war das Reisen in fremde Länder auf das Allerstrengste verboten; selbst Fischer, welche durch Sturm an die Küsten eines andern Reiches verschlagen worden waren, mußten dieses Mißgeschick nach der Rückkehr in die Heimath mit dem Tode büßen. Heute ist die Reise ins Ausland jedem Japaner erlaubt und mehrere Hundert Jünglinge sind des Studirens wegen nach Europa und Nordamerika gekommen. Die japanische Armee wird in europäischer Weise eingeübt und ist mit Enfieldbüchsen bewaffnet; die Flotte zählt mehr als sechszig Dampfer. Daß dann und wann Mißgriffe vorkommen, darf uns nicht Wunder nehmen bei so neuen und noch ungewohnten Verhältnissen. Während der Chinese zögert und murrt, kann man dem Japaner nachsagen, daß er nur fast allzu sanguinisch auf das Neue und auf die Neuerungen eingeht. Aber er ist ohne Frage ein Mann des Fortschrittes.

Volk und Staat befinden sich übrigens in einer großen Krisis. Der Zug der Dinge geht offenbar darauf hin, dem Taïkun mehr Autorität zu verschaffen, als er bislang besessen hat. Die Ausländer sind einmal im Lande, ziehen nicht wieder ab und der Verkehr mit ihnen wird an Ausdehnung gewinnen. Der Herrscher, dessen Thron in Yeddo stand, war den vielen großen Lehnfürsten gegenüber nicht Souverain im vollen Sinne des Wortes, sondern mehr ein primus inter pares, mit gewissen ihm übertragenen oder angemaßten Besugnissen. Die Fremden können aber nicht mit einem halben Hundert Daïmios, dem Daïri und dem Taïkun hin und her verhandeln, und schon deshalb muß dem letztern eine größere Gewalt eingeräumt werden. Er hat aber mächtige Gegner, und es ist sehr die Frage, ob den Japanern eine Periode der Revolutionen erspart wird. Diese hätten nothwendig einen ganz andern Charakter als die elenden, wegen ihrer Niedrigkeit verächtlichen, obwohl scheußlich blutigen Rebellionen in China; die Japaner sind ganz andere Leute, und die Daïmios können den Vergleich mit den großen Feudalherren unseres Mittelalters wohl aushalten.

Uns scheint es kaum zweifelhaft, daß Japan, mit oder ohne revolutionaire Kämpfe, eine Staatsform erhalten wird, welche kein anderes asiatisches Land und Volk hat. Es wird eine constitutionelle Monarchie werden, wenn auch nicht eine solche, die in Allem der europäischen Schablone einer solchen nachgeahmt ist. Sie wird vielmehr den besonderen Bedürfnissen und der Eigenartigkeit des japanischen Naturells sich anzupassen haben. Tüchtiges Zeug zu einem Oberhause ist in den Daïmios reichlich vorhanden, mehr und besser, als in manchem europäischen Staate, wo man verschuldetes Landjunkerthum und besoldetes Bureaujunkerthum für ein aristokratisches Element ausgeben möchte, während ihm dazu das Haupterforderniß mangelt: die Unabhängigkeit in Stellung und Vermögen. Den höheren Ständen in Japan kann man wenigstens nachrühmen, daß sie durch die Erfahrung gewitzigt werden und daß sie aus den Thatsachen sich Lehren ziehen.

Man hat die Stellung der europäischen Mächte begriffen, weiß, daß sie mächtig sind und Japan gegenüber solidarisch dastehen. Die altconservative Partei, welche allem Fremden feindselig war und der Regierung so große Verlegenheit bereitete, hat aber nun ihre Opposition gegen die Fremden aufgegeben; sie begriff, daß fortgesetzter Widerstand über Japan großes Mißgeschick bringen werde; sie kennt das Schicksal der Länder, welche sich lediglich ablehnend gegen das Abendland verhielten. Gewiß wird nicht Alles glatt abgehen, es kann an Wirren nicht fehlen, in der Hauptsache ist aber in kurzer Zeit sehr viel gewonnen worden.

Ein ägyptisches Dorf am Nil.

I.

Wo man bei der Fahrt auf den gelben Fluthen des Nils die grauen Stämme und die grünen, nickenden Kronen der Dattelpalme hinter dem terrassenartig emporsteigenden Ufer sich erheben sieht, — da darf man sicher annehmen, sobald man näher herangekommen, auch die grauen Lehm- oder Ziegelwände eines Fellachendorfes, bei größeren vielleicht auch das weißgetünchte Minaret einer Moschee im Schatten der fruchtbringenden Palmhaine zu gewahren.

So ziehen sich durch ganz Aegypten auf beiden Seiten des Flusses, zwischen den Feldern und den gegen zu große Gewalt der Ueberschwemmung schützenden Dämmen, Haine und Dörfer dahin, in welchen die armen Landbewohner, die Fellachen oder Fellahs, ihr kärgliches Leben führen.

Es ist ein eigenthümlicher Anblick, diese grauen, sonnebeschienenen Wände über dem gleichfalls grauen Ufer und der gelben Fluth; über denselben die Palmwipfel, welche der Wind zerzaust, und ganz im Hintergrunde das Gelbe Schichtengebirge, worüber sich der tiefblaue, warme Himmel wölbt. Eigenthümlich wie die äußere Erscheinung der Dörfer ist aber auch das ganze Leben und Treiben seiner Bewohner, welches schon früh am Morgen seinen Anfang nimmt, sobald die Sonne strahlend hinter der Hochebene der arabischen Wüste emportaucht.

An dem bald steil bis zu einer Höhe von 12 bis 15 Fuß emporsteigenden, bald mehr flach und sandig in den Wellen verlaufenden Ufer liegen rohgearbeitete arabische Feluken und Segelboote; theils sind sie mit goldenem Schilfrohr, theils mit geschickt von einem Schnurnetz überspannten Häckselballen, theils mit Thongefäßen und anderen Waaren aus dem obern Aegypten belastet.

Da in der Nähe des Dorfes, bei welchem wir anlegen, ein altägyptischer Tempelbau in majestätischer Einsamkeit aus Schutt und Trümmern hervorragt, so hat auch eine der zierlichen „Dahabiehen“ hier gelandet. Es sind dies leicht gebaute Segelboote mit Cajüte und Schlafcabinen, mit Kücheneinrichtung und Wasserdestillirapparat, deren sich die Reisenden gewöhnlich bedienen, welche das Nilland durchfahren. Oben an der schräggestellten Segelstange fliegt eine kleine Flagge, welche die Nationalität der Bewohner anzeigt; meist sieht man die englische und amerikanische Flagge *).

Während auf der Dahabieh noch unbewegliche Ruhe herrscht, sind die Schiffsleute der kleinen Boote schon in Thätigkeit. Im Schiffsraum selbst oder an einer geschützten Stelle des Ufers haben sie offene Flammenfeuer angezündet und brauen sich einen arabischen Kaffee oder kochen einen Morgenpillau. Jetzt nahen vom Dorf her in langem Zuge, von wallenden blauen Gewändern leicht umhüllt, die Weiber und Mädchen. Eine jegliche trägt die Amphora, den sogenannten „Ballas“, frei auf dem Haupt. Mit den Wassergefäßen steigen sie nieder zum Fluß und füllen dieselben, indem sie solche tief in den Strom tauchen. Oftmals, wo das Ufer sandig ist, müssen sie wohl bis ans Knie in die Wellen schreiten, um das gewünschte Wasser zu erhalten.

Aegyptisches Dorf am Nil.

Glücklicherweise brauchen sie dabei weder von Schuhen noch von Strümpfen die Füße zu befreien, denn beides kennt die Fellachin nicht; auch einen Schleier sieht man nur selten bei ihr.

All dies, das Hinuntersteigen wie das Herausschleppen der gefüllten schweren Gefäße, geschieht mit einer unbeschreiblichen Naivetät und nicht ohne einen gewissen Zug von Grazie. Am Ufer stellen sie den Ballas ab; auch von zu Hause mitgebrachte Wäsche muß noch in den Fluthen gereinigt werden, sowie die von gewundenen Silberspangen umgebenen Hände und Füße gewaschen sein müssen. Das Gesicht wird ebenfalls mit einer Hand voll kühlen Wassers erfrischt. Dann kehren sie zu ihrem Ballas zurück, neben welchem sich indeß noch andere gesammelt haben. Hier plaudern die Weiber noch ein wenig mit einander über dies und das, sprechen von Haus und Viehstand, wohl wird auch über die Männer und die unartigen Kinder geklagt. Dann hilft eine der andern, ein kleiner Bausch wird auf den Kopf gelegt und hierauf das Gefäß mit schnellem Ruck emporgehoben, und entweder seitlich von einer Hand gestützt oder ganz frei getragen. In langem Zug geht's dann wieder dem Dorfe zu, welches entweder ganz hart am abschüssigen Ufer oder doch in nicht zu großer Entfernung vom Nil erbaut ist, so daß man immer noch bequem und in kurzer Zeit zum unentbehrlichen Wasser gelangen kann. Zu Hause wird der Ballas in die große Thonbütte, den „Sir“, geleert; diese läßt das Wasser durchschwitzen in ein darunter befindliches Thongefäß, und so wird es filtrirt und klar.

Segelboote.

Während die Frau schon zum Flusse geeilt und in voller Thätigkeit fürs Haus ist, kauert der weniger sorgliche Ehemann noch auf dem „Ankareb“, raucht vielleicht seinen ersten Morgentschibuk und überlegt sich, während er die blauen

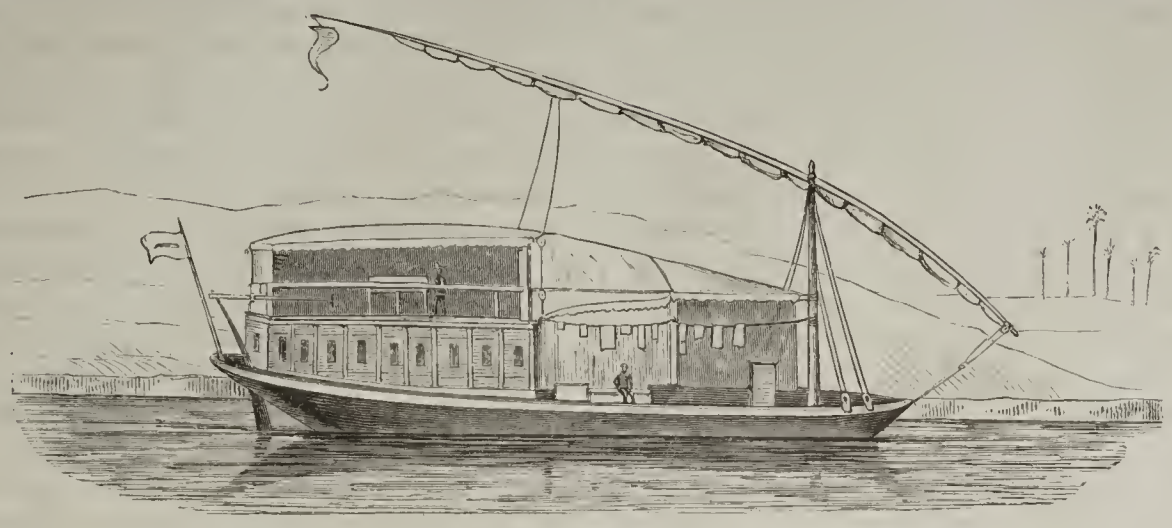
*) Die Dahabiehen sind mit aller Bequemlichkeit ausgestattet und werden mit Einrichtung, Verköstigung und allem Zugehör contractlich in der Regel auf zwei Monate — denn so lange erfordert Hin- und Rückfahrt von Kairo bis Assuan — von einem Dragoman gemiethet. Dieser ist der Reiseführer und Dolmetscher, spricht englisch oder französisch, in seltenen Fällen auch deutsch, übernimmt alle Geschäfte, läßt so schnell, als Wind und Wetter es gestatten, gen Assuan aufwärts segeln und rudern und auf der mit dem Strom gehenden Rückfahrt an allen Orten halten, wo Alterthümer, Tempel oder Felsgräber sich befinden. Der Aufwand für eine solche Reise in der Dahabieh von Kairo bis zum ersten Nilkatarakt beläuft sich in jetziger Zeit durchweg auf 400 englische Pfund und mehr. Erst seit Aegypten ein Land der Mode für Europa und Amerika geworden ist, sind die Preise für Alles so sehr gestiegen.

Rauchwolken an die Decke bläst, die Geschäfte des Tages. — Später kommt auch er zum Ufer des Flusses, den Tschibuk zwischen Gewand und Rücken wohlgeborgen, über die Schulter sieht der thönerne Pfeifenkopf hervor; er trägt den einfachen braunen oder einen braun und weiß gestreiften Burnus; den Kopf bedeckt ein Turban oder eine in der Regel weiße Filzmütze, „Takieh“ genannt; in der Hand führt er einen Stock.

Er betrachtet mit seinen inzwischen auch hier angelangten Genossen die Gäste der Dahabieh, auf welcher es jetzt gleichfalls lebendig geworden; ein Tschibuk wird angesteckt, und stumm auf dem Terrassenufer kauernd, sehen die Fellahs mit stierem Blick sich das Treiben der „Hawadschis“ an.

Dann geht es an die Arbeit; die Hausthiere, das Kameel, die breitstirnigen, schwergehörnten Büffel, die Esel, — sehr selten ein Pferd, — Schaf- und Ziegenherden werden zur Tränke ans Wasser geführt; die letzteren werden nicht, wie bei uns durch einen Hund, sondern von zwei stockbewaffneten Burschen, welche um die Herden hin- und herrennen, in Ordnung gehalten.

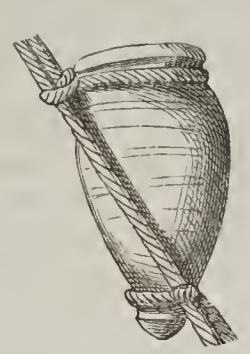
Die Männer gehen theils wieder landeinwärts, das Feld zu bestellen. Da harren die Weizenäcker des Pflügens; den



Eine Nilbarke für Reisende.

Pflug von noch sehr ursprünglicher Construction ziehen in enger aber sonderbar aussehender Gemeinschaft das langhalsige Kameel und der Büffel, dessen dicker Kopf kurz zwischen die Schulterblätter gekeilt ist. Dort treibt schon grün der Reis empor, der Bewässerung bedürftig. Der weiße

Ballas.



Gädus.

Kuhreiher, fälschlich Ibis genannt (— denn der geheiligte Ibis der alten Aegypter hat längst das Land verlassen und sich in das obere Nubien zurückgezogen —), folgt dem Pflug und treibt sich nahrungsuchend in Massen auf den Feldern umher. Hier wird Baumwolle, dort Mais gepflegt; hier das den

Dorf im mittlern Aegypten.

Besitzer bereichernde Zuckerrohr oder die grüne Staude des schönblätterigen Ricinus.

Theils aber bleiben die Männer am Ufer zurück, woselbst bis zum Nil hinab hebelartige Vorrichtungen, welche vorn an einer Stange einen dichtgeflochtenen vom Rückstande des Schlammes für das Wasser undurchdringlich gewordenen Palmkorb tragen, und welche man am Ende zur Herstellung des Gleichgewichtes mit einem Lehmklumpen beschwert hat, auf verschiedenen Uferterrassen aufgestellt sind, um vom Fluß das Wasser heraufzuschöpfen. In Canälen wird dieses auf die dürstenden Felder geleitet.

Nachdem sie sich ihrer Kleidung bis auf eine kleine Lendenschürze entledigt haben, um bei der fortwährenden Beugung beim Einschöpfen und der Erhebung beim Ausschöpfen in eine höher gelegene Grube nicht zu sehr von der Hitze zu leiden, beginnen sie die ermüdende Arbeit. Hunderte solcher Schöpfeinrichtungen, oft drei bis vier über einander, gewahrt man den Nil entlang. Wo reichere Mittel vorhanden, da ersetzt eine von verkappten Kameelen oder Büffeln getriebene „Sakieh“ die mühsame Arbeit der Menschen. Es ist diese „Sakieh“ ein Göpelwerk mit hölzernen Wellen und roh gearbeiteten Zahnrädern, ebenfalls von Holz, welche in ein-

ander greifen, und zwei flache Räder, ein unten im Wasser und ein oben befestigtes, treiben, über die an Taue gebundene thönerne Gefäße, Gädus, laufen und das Wasser aus der Tiefe schöpfen. Oben wird es zur weitern Verbreitung ausgegossen.

Schon von ferne macht das knarrende Geräusch der bewegten Räder und die gewöhnlich die Sakiehen überschattenden herrlichen und dichtbelaubten Sykomorengruppen dieselben bemerklich. — Doch wir verlassen jetzt das Ufer und nähern uns dem Eingange des Dorfes.

Ueber den grauen Wänden der Häuser sind aus eigens dazu gebrannten Thongefäßen, Gädus genannt, die man oben durchlöchert hat, oder aus Gefäßscherben der Haushaltung zahlreiche Taubenschläge aufgebaut. Auf den dünnen Stäbchen, welche vor den Eingangslöchern angebracht sind, sitzen die grauen Vögel, deren einige Hundert über einem Hause nisten. Gefüttert werden sie nicht, sondern fliegen auf Feld und Flur und suchen sich selbst ihren Unterhalt. Das Fleisch weniger als der Guano ist es, welcher ihren Besitz dem Fellachen theuer macht. Diese jede Wohnung überragenden, zinnenartig errichteten und weißgetünchten Taubenhäuser geben dem Dorf ein eigenthümliches Ansehen.

Neugierige empfangen die Fremdlinge mit dem nirgends mangelnden Gruß: „Havvi Bakschisch hawaghi!“ „Almosen, Europäer!“ (— Eigentlich heißt „hawaghi“ Kaufmann; da aber die ersten und in der Folge die meisten Europäer, welche in den Orient kamen, von Handelsinteressen getrieben waren, so erstreckte sich nach und nach der Name „hawaghi“ überhaupt auf alle Europäer und verlor seine ursprüngliche Bedeutung. Man schreibt auch Hawadschi. —) Doch treten sie scheu zurück, wenn man ihnen sich nähert, besonders die Weiber, welche gewöhnlich an einem Stück Zuckerrohr saugen und von den spielenden Kindern begleitet sind.

Die Wände der Häuser sind aus lufttrockenen Ziegelsteinen emporgeführt und mit Nilschlamm überstrichen; sie haben oft nur einen einzigen, seltener wenige neben einander liegende Räume von nur geringer Ausdehnung; bei jeder Wohnung befindet sich ein ummauerter Hofraum, in welchem gesichert die Dattelpalmen emporwachsen und welcher zugleich als Stall für das wenige Vieh dient. Die Hausthür wird von einem Palmstamm überdeckt; oft sieht man darüber eine vertrocknete Aloë hängen, welche, wie in anderen Fällen der Panzer des Nilkrokodils, bösen Geistern den Eintritt ins Haus verwehren soll. Fenster sieht man nur sehr selten. Im Innern des Raumes bemerkt man nur einen einfachen Feuerherd, dabei die Küchengefäße und die Lagerstätten; wenige unbehauene Palmstämme und dichtgeschichtetes gelbes Schilfrohr bilden die Decke. In der Regel steht jedes Haus für sich.

Die engen und winkeligen Straßen der Dörfer erweitern sich an manchen Stellen zu freien Plätzen; hier stehen stattliche Palmgruppen, in deren Schatten Markt gehalten wird. Stets sind die Palmen im Dorfe selbst oder in dessen nächster Umgebung gepflanzt; denn den Ertrag ihrer Früchte, welche theils frisch oder getrocknet als Lebensmittel, theils zur Bereitung des Dattelschnapses, des sogenannten „Araki“, dienen, bildet den Hauptreichthum seiner Bewohner. Außerdem aber liefert der Stamm ihnen das nöthige Bauholz; die Zweige werden zu Ankareb und mancherlei Hausrath verarbeitet und aus den Blättern werden Matten, Körbe und Teller geflochten. Deshalb sind sie schon besondern Schutzes werth. Nach der Zahl seiner Palmen wird ein Dorf besteuert, an ihr läßt sich der Wohlstand desselben erkennen.

Der junge Nachwuchs der Palmen wird in mauerumfriedigten Gärten sorgfältig herangezogen. Der Geier und der von den alten Aegyptern viel verewigte Sperber lieben die Kronen der Palmen und ihr stolzer Kreisflug erhebt sich von da, wenn sie beutesuchend durch die Lüfte schweben; auch der lichtscheue Kauz, der Uhu und die diebische Krähe verbergen sich im dichten Grün der Wipfel.

Das ganze Dorf wird von einer nicht sehr hohen Lehmringmauer umzogen, oft von einer Art Zaun aus dürren Palmzweigen noch gekrönt.

Das obere Kremsthal im oberösterreichischen Gebirge.

Von **Dr. Friedrich Brinkmann.**

Jedem, der das Salzkammergut besucht hat, wird sich gewiß als das Großartigste, was dieses Land aufzuweisen hat, die Scenerie der beiden Gosauseen tief und unvergeßlich in die Seele eingeprägt haben. Ganz dieselbe Bedeutung nun, welche die Gosauseen im Salzkammergut haben, und derselbe Rang, den sie unter den schönen Landschaften desselben einnehmen, kommt in dem östlichen Theile des oberösterreichischen Hochgebirges demjenigen Thale zu, in welchem die liebliche Steyer ihren Ursprung hat und das den Namen der hintere Stoder führt.

Wie nämlich die Gosauseen besucht werden, um die majestätische Schönheit des Dachsteins, an dessen Fuß sie sich hinschmiegen, zu genießen, so ist das Thal des hintern Stoder besonders gut geeignet, den hohen Priel und die ganze Kette der Berge, die um ihn als ihren Herrscher sich gruppiren, zu überschauen und zu besteigen. Und was die Dachsteingruppe im westlichen Theile der oberösterreichischen Berge ist, das ist die Gruppe des hohen Priel im östlichen. Beide sind sich an Umfang und Massenerhebung ungefähr gleich. Früher hielt man sogar den hohen Priel für höher. Neuere Messungen haben jedoch ergeben, daß dem Dachstein die Würde eines Königs aller oberösterreichischen Berge zukommt. (Er hat 8951 Fuß, dagegen der hohe Priel 7750 Fuß.)

Ich besuchte diesen Theil des Steyerthales in dem regnerischen Sommer des Jahres 1864, auf derselben Reise durch Oberösterreich, die mich auch in das Almthal und an den Almsee führte, deren Schilderung ich in einem frühern Hefte des „Globus“ gegeben habe. (Band IX., 4 und 5.) Der hintere Stoder war damals mein nächstes Hauptziel, als ich vom Almthale Abschied nahm. Zwischen beiden Thälern liegt aber das ebenso wie diese von Süden gegen Norden sich erstreckende obere Kremsthal, und wir müssen es auf unserm Wege von dem einen in das andere Thal berühren. Indem ich daher den Faden der Erzählung da aufnehme, wo ich ihn damals fallen ließ, ziehe ich zugleich das obere Kremsthal in das Bruchstück des oberösterreichischen Gebirges hinein, das im Folgenden seine Darstellung finden soll.

Der bedeutendste Ort des Kremsthales ist nächst dem schon der Ebene angehörigen Krimsmünster der alte Marktflecken Kirchdorf. Er liegt genau östlich von Scharnstein im Almthale und hat eine ganz ähnliche Lage im Kremsthale wie jenes im Almthale, da beide Orte auf der Grenze von

Gebirge und Ebene liegen, die großen Linien der Gebirge sich noch neben ihnen zu beiden Seiten der Thäler erstrecken, dann aber in Hügeln zur Ebene abfallen. Kirchdorf gehört noch dem Gebirge an, das nur zwei Stunden von da entfernte Stift Schlierbach liegt schon im Hügellande der Ebene.

Die Verbindung zwischen Kirchdorf und Scharnstein, zugleich die zwischen dem obern Kremsthale und dem Almthale, wird durch eine leidliche Fahrstraße hergestellt, die eine Stunde unterhalb Scharnstein in dieses, eine halbe oberhalb Kirchdorf in jenes einmündet. Auf ihrer ersten Hälfte zieht sie sich durch das Querthal des Steinbachs, dann aber klettert sie stark in die Höhe, um die Wasserscheide beider Thäler zu überwinden. Das Steinbachthal hat niedrigere Berge als das Almthal, ist weniger malerisch, dafür aber auch fruchtbarer, der Körnerbau ist hier bedeutend ausgedehnter und dem entsprechend treten denn jetzt auch zahlreiche einzeln liegende Bauernhäuser mit Strohdächern in der Landschaft hervor, während man solche im Almthale gar nicht findet. Viel gefälltes Holz liegt überall am Wege, die Schneidemühlen sind zahlreich und hier und da stößt man auch auf einen Kohlenmeiler.

Der Eingang dieses Thales ist auf der Seite des Almthales wegen der vielen sich dort durchkreuzenden Wege nicht leicht zu finden. Ich gerieth auf einen falschen Weg, traf aber zum Glück ein kleines in der dortigen Gegend wohnendes Mädchen von etwa zehn Jahren, das eine Strecke mit mir ging und mich zurechtwies. Als wir uns trennten, wollte ich der Kleinen etwas schenken und da sich in meiner Börse zufällig noch ein paar bayerische Silberkreuzer vorfanden, so gab ich ihr einen, indem ich voraussah, daß ihr, die nur die plumpen österreichischen Kupferkreuzer kannte, diese zierlichste und feinste Scheidemünze, die man nur finden kann, Freude machen würde. Und so war es. Neugierig und überrascht betrachtete sie das feine Gepräge des glänzenden Silberstückchens, dann aber ergriff sie mit jenem Ausdrucke herzlichen Dankes im Gesichte, der nicht erheuchelt werden kann, meine Hand und drückte einen warmen Kuß darauf.

Um dieser an sich unbedeutenden und unscheinbaren Begegnung das gehörige, für Land und Leute charakteristische Relief zu geben, kann ich nicht umhin, einer ähnlichen, aber gerade darum aufs Schärfste damit contrastirenden Scene zu gedenken, die Longfellow in seinem Hyperion (III, 2) von einer Reise durch die Schweiz erzählt. Der Reisende trifft dort auf einer Gebirgswanderung (auf der Gotthardstraße) einen Hirten an, der Tag und Nacht den ganzen Sommer über eine Herde Kühe zu hüten hat und dafür als Lohn nur einen Napoleonsd'or bekommt. Er machte ihm ein Geschenk von einem halben Napoleon und der Mann nahm es hin als eine ihm schuldige Gebühr, als wenn er einen Zoll erhoben hätte (the man received it as his due, like a tollkeeper) und ohne zu danken, ging er davon. Eine so verschiedene Wirkung kann unter Umständen ein Kreuzer und ein Goldstück machen, wenn jener in einem so wenig bereisten Lande, wie das östliche Oberösterreich ist, dieses in einem von Reisenden so überflutheten Lande wie die Schweiz ist, geschenkt wird. Und dieser Unterschied fällt bei dem echten Menschenfreunde schwer ins Gewicht, wenn er sich fragt: welchen Genuß darf ich mir von einer Reise durch dieses oder jenes Land versprechen.

Der Weg verläßt das Steinbachthal bei dem Dörfchen Steinbach am Zyberg und fängt an in ziemlich beschwerlicher Weise bergan zu steigen. Dafür entschädigt er aber durch die hübschen Blicke, die er jetzt bietet. Sie werden immer reizender, am schönsten aber, wenn wir die Höhe erreicht haben und nun in das Kremsthal hinabsteigen, in dessen rasch wechselnden Bildern der kleine Georgenberg mit seiner Capelle stets den Mittelpunkt bildet.

Das erste Dorf der breiten Ebene von Kirchdorf ist Heilig-Kreuz. Als ich gegen Mittag in die Nähe dieses Ortes kam, wurde mein Ohr von seltsamen Tönen berührt. Bald glaubte ich ein Läuten von Glocken oder ein Schreien von Unken zu hören, bald ein Bellen von Hunden, bald ein gelindes Donnern. Dabei hatten die Töne etwas Schauriges an sich. Als ich näher kam, erkannte ich, daß es menschliche Stimmen waren. Es war ein Ave-Maria-Beten, wie es vor und nach dem Mittag- und Abendessen in den katholischen Dörfern Bayerns und Oesterreichs üblich ist. Da das ganze Haus, Eltern und Kinder, Knechte und Mägde daran Theil nehmen und alle dieselben Worte sprechen, so entstehen natürlicher Weise mehrere verschiedene, drei bis vier Töne, vom höchsten Discant der Weiber und Kinder bis zum tiefen Baß der Männer, und diese Töne werden nun von den Einzelnen streng festgehalten, während des ganzen leicht fünf Minuten dauernden Gebetes. Es ergiebt sich ein eigenthümlicher Accord von mehr oder weniger Dissonanzen, der in der Monotonie, der Disharmonie und der völligen Gemüth- und Herzlosigkeit, womit die Töne ausgestoßen werden, etwas gräßlich Schauerliches in sich hat, das mich immer und immer wieder ergreift, wenn ich zufällig ein solches Gebet mitanhören muß. Es ist die äußerste Potenz von dem, was die Bibel ein Plappern wie die Heiden nennt. Es ist eine bloße Bewegung der Lippen, das Herz ist weit davon entfernt zu beten. Es giebt kaum irgend etwas, das geeigneter wäre, das Christenthum in dem unvortheilhaftesten Lichte zu zeigen als diese schrecklichen Gebete.

Kirchdorf, wohin wir von dem genannten Dorfe aus auf einem geraden, aber freilich durch den Regen fast grundlos gewordenen Fußsteige bald kommen (die Fahrstraße geht über Micheldorf) (Entfernung von Scharnstein vier starke Stunden), nimmt die Mitte einer stattlichen Ausweitung des Kremsthales ein und hat eine recht malerische Lage, ja eine schönere als Scharnstein, da die Berge hier weiter auseinandertreten, sich höher als dort erheben und von mannigfaltigeren und schwungvolleren Linien begrenzt sind. Bei heiterer Luft sind auch die nicht selten schneebedeckten Berge der großen Alpenkette im Süden zu sehen, und werden sie von der Abendsonne beleuchtet, so ist dieses eines der schönsten und erhabensten Naturschauspiele, die man in den Bergen Oberösterreichs nur finden kann. Mir wollte das Glück so wohl, daß es mir einen solchen Abend zu genießen gab. Jene Berghäupter, die im Hintergrunde hervorschauen, waren in den unmittelbar vorhergehenden Tagen, wo der Regen so reichlich in der Ebene gefallen war, ganz mit Schnee bedeckt worden, obgleich die zweite Hälfte des Augusts kaum begonnen hatte, und dieses makellos weiße Gewand wurde nun von den Strahlen der untergehenden Sonne mit jenem überaus zarten goldenen und dann immer mehr verblassenden Roth übergossen, welches man nur in den Alpen findet. Mit besonderem Glanze traten sie hervor, als schon das Thal im Dunkel lag, die großen waldigen Thalwände schwarz und schweigend dastanden und nur auf dem zierlichen Georgenberge, einem grünen Hügel, der eine halbe Stunde südlich von Kirchdorf mitten im Thale über saftige Auen und buschige Laubholzbäume sich erhebt, die weiße Capelle noch schimmerte, deren Thurm so weit aufragte, daß seine Spitze die glänzenden Schneeberge zu schneiden schien. Lautlose Stille lag rings über der Landschaft, kein Mensch war auf der großen nach Windischgarsten führenden Landstraße zu sehen, von wo ich dieses Schauspiel genoß. Nur als die letzten Sonnenstrahlen noch an den weißen Bergen hingen, kam aus dem Hintergrunde eine große Herde von Schafen hervor, die müde

ihrem nahen Ziele, Kirchdorf, zuwanderten. Voran schritt ein großes rüstiges Mädchen mit gebräuntem Gesichte, schwarzen Augen, das große, schwarze seidene Tuch malerisch um den Kopf gewunden und hinten weit über den Rücken herabwallend, eine echt oberösterreichische Erscheinung. Sie grüßte als sie vorbeizog, still folgte die müde Herde und ich folgte ihnen auch, the heart filled with bliss. —

Die Bauart von Kirchdorf ist die gewöhnliche der österreichischen Marktflecken und eignet sich sehr gut dazu, den eigenthümlichen Typus derselben zu studiren. Sie gleichen sich alle in erstaunlichem Grade und sind ihrerseits wieder treue Nachbildungen der österreichischen Städte im Kleinen, so daß sie in ihrer Mittelstellung zwischen Dorf und Stadt doch einen durchaus städtischen Anstrich haben. Insbesondere fehlt in keinem der länglich viereckige Marktplatz, und einen solchen hat daher auch Kirchdorf. An ihm liegen die stattlichsten Gebäude und darunter die größten Wirthshäuser des Ortes. Die Häuser sind massiv aus Stein gebaut und haben ganz dasselbe Aeußere wie die von Linz, Steyer, Wels und all der anderen oberösterreichischen Städte: eine bedeutende Höhe mit vier bis fünf Fensterreihen über einander, ein scheinbar flaches Dach, das nach innen sich abdacht, sehr hellen, gelben oder weißen Anstrich, grüne, meist halbgeöffnete, von unten gestützte Jalousien und hier und da einen runden ausgebauchten Thurm an der Ecke, zu dem ein Eckerker ausgewachsen ist.

Was aber dem Fremden am meisten hier auffällt, das sind die eisernen Gitter, womit alle Fenster der Erdgeschosse gegen außen geschützt sind, als lebten die Bewohner des Ortes in einem Kriege Aller gegen Alle, in Zeiten des Faustrechts und der Privatfehden, so daß man versucht wird, sie für Reste des Mittelalters zu halten. Doch hat man sich bestrebt, durch eine gefällige Form möglichst vergessen zu machen, daß es Gitter sind. Die Mannigfaltigkeit der Gestalten, worin Fenstervergitterungen hier erscheinen, ist in der That überraschend. Alle denkbaren Formen scheinen hier vertreten zu sein, von den einfach sich rechtwinkelig durchkreuzenden Stangen an bis zu den aufs Zierlichste gekräuselten, aufs Feinste zu Arabesken, Guirlanden, Blumen und anderen Figuren verarbeiteten und darin sich verschlingenden Stäben. Dazu sind sie oft ganz grün von Schlingpflanzen überwachsen, was bei offen stehenden Fenstern im Sommer, wenn die Sonnenstrahlen durch das grüne Laub sickern, dem Zimmer einen recht freundlichen Charakter giebt. Oder sie treten auch vom Fenster so weit nach der Straße vor, meistens mit einer Ausbauchung, daß sich eine hübsche Blumenbank bildet, die dann auch immer als solche benutzt ist und meist voll roth blühender Blumenstöcke steht. Indessen trotz aller Verkleidungen und Verschönerungen, das Gitter ist und bleibt da, und man kann nicht umhin sich zu fragen, ob die guten Leute sich nicht unbehaglich dahinter fühlen, und wodurch denn diese außerordentliche Vorsicht gegen Einbruch in einem großen Marktflecken nothwendig gemacht wird. Man findet diese Sonderbarkeit aber regelmäßig in ganz Oberösterreich.

Das Innere der Häuser macht den Eindruck großer Solidität und läßt sofort erkennen, daß sie vor Jahrhunderten erbaut wurden. Insbesondere sind die Mauern immer sehr dick. Zuweilen erscheint die Eigenthümlichkeit, daß die Stuben, selbst in den oberen Stockwerken, ein Kreuzgewölbe bilden, mit oder ohne stützende Mittelsäule, wie man es auch im Innviertel und in Deutschböhmen antrifft. Andere Häuser wieder zeichnen sich durch ihre sichtbare Vorliebe für gediegenes Täfelwerk aus, braun und glänzend, mit schönen Maser- und Mittelstücken, von derselben Art, wie wir es am Almsee kennen gelernt haben und wie es am schönsten im Kloster St. Florian zu sehen ist. Es findet sich an Thürbekleidungen, Thüren, Wandschränken, Tischen und Betten und an kostbaren, großen, einige Jahrhunderte alten, wie für die Ewigkeit gebauten Kleiderschränken, und trägt nicht wenig dazu bei, den alterthümlichen und ehrwürdigen Charakter des ganzen Innern zu erhöhen.

Während in diesen Beziehungen Kirchdorf mit den meisten Marktflecken Oberösterreichs übereinstimmt, unterscheidet es sich davon durch den Stil seiner Kirche. Es giebt kein Land, in welchem der sogenannte Zopfstil entschiedener durchgedrungen wäre als Oberösterreich. Die Kirchen der Städte, der vielen reichen Klöster, der Marktflecken und Dörfer gleichen sich, abgesehen von der Größe und dem Grade der Pracht, wie ein Ei dem andern. Die Kirche von Kirchdorf macht jedoch eine Ausnahme. Sie hat sich den älteren gothischen Stil erhalten, wenngleich ihr von außen der unvermeidliche oberösterreichische Kuppelthurm angefügt ist, und dies erinnert uns an ihr hohes Alter. Sie wurde im Jahre 1113 vom Abte Alram von Kremsmünster gebaut, der jetzige Kirchthurm aber erst 1470. Im Innern freute es mich eine hübsche Copie der Innsbrucker Madonna Mariahilf von Kranach zu finden, jenes lieblichen, weit durch das ganze katholische Süddeutschland, durch Tyrol, Bayern, Salzburg und Oberösterreich verbreiteten Volksbildes, dessen Bedeutung ich an einem andern Orte ausführlicher dargelegt habe (siehe meine „Studien und Bilder aus südd. L. und B.“ II, S. 101—114).

Die Geschichte von Kirchdorf läßt sich fast ebenso weit in das Alterthum hinaus verfolgen wie die des Almsees. In der ältesten Zeit hieß der Ort Olinpespurch. Er hat das eigenthümliche Schicksal gehabt, daß er stets großen geistlichen Stiften angehörte. Er wurde von Kaiser Heinrich dem Heiligen im Jahre 1007 dem Stifte Bamberg geschenkt und blieb mit geringen Unterbrechungen in dessen Besitze bis zum Jahre 1681. Dann ging er durch Kauf an das Stift Kremsmünster über und zwei Jahre nachher an das nahebei gelegene Kloster Schlierbach. Erst 1794 hörte die Abhängigkeit von Schlierbach auf, indem die Gemeinde sich loskaufte.

Die Reformation fand auch in diesem Thale denselben Anklang wie im Almthale und wurde auch hier durch dasselbe mächtige Adelsgeschlecht wie dort besonders gefördert, durch die Herren von Jörger. Das Geschick, welches im 16. und 17. Jahrhundert über die Protestanten in ganz Oberösterreich hereinbrach, vernichtete auch hier die neue Lehre (man nimmt als die Zeit ihres Bestandes die vom Jahre 1525—1600 an), und jetzt erhebt sich als Triumphzeichen der Ecclesia victrix ein Missionskreuz der Jesuiten aus dem Jahre 1857 vor der Kirche. Doch wer weiß, wie bald auch auf diesem Gebiete des geistigen Lebens eine Veränderung bevorsteht! Für den Bayer ist zwar der Protestantismus nicht gemacht, in die breiten lutherischen Köpfe der Oberösterreicher wird er aber mit der wieder erwachenden Freiheit des Gedankens schon abermals seinen Eingang finden. —

Kirchdorf war der erste größere Ort des Traunkreises, den ich auf dieser Reise berührte. Hier wurde ich daher besonders stark von jener Eigenthümlichkeit des Landes frappirt, die zu den widerwärtigsten Charakterzügen desselben gehört, und schon in meinem Aufsatze über „Stadt Steyer“ erwähnt worden ist. („Globus“ X, 11.) Ich meine das Verhalten der Landesbewohner dem Fremden gegenüber. Schwerlich kann in Krähwinkel der Fremde ein größeres Aufsehen erregt haben als ich in Kirchdorf, wenn ich durch die Straßen oder draußen in der Umgegend umherging. Sobald die Leute meiner ansichtig wurden, blieben sie, manchmal schon in weiter Ferne, stehen, stießen sich mit den Ellbogen an, um die Aufmerksamkeit auf mich hinzulenken, alte

Matronen zogen krause Mienen und finstere Gesichter, wahrscheinlich empört darüber, daß ein Fremder die Frechheit haben konnte, in Kirchdorf zu übernachten, junge Mädchen konnten ein Lachen der Verlegenheit und Verwunderung nicht unterdrücken, und Alle glotzten mich mit so gespannten, oft wie angedonnerten Gesichtern an, als wäre ich irgend ein Ungethüm einer Menagerie gewesen. Wenn ich mich aber umblickte, konnte ich die ganze Gesellschaft noch steif und fest so dastehen und mir nachschauen sehen, wie sie bei meinem Vorübergehen dagestanden. Späterhin, nachdem ich in unterschiedlichen anderen Marktflecken und Städten Oberösterreichs dies Spießruthenlaufen durchgemacht hatte, habe ich mich daran gewöhnt und es störte meinen Gleichmuth nicht mehr. Dort in Kirchdorf empörte es mich aber so, daß es in Verbindung mit einer andern Erfahrung, wovon sogleich die Rede sein wird, mich auf den Gedanken brachte, ob es nicht besser sei, die ganze weitere Reise aufzugeben und ein Land sofort zu verlassen, das dem Fremden in so unliebenswürdiger Weise entgegentritt. (N. B. ich spreche hier nicht von dem Salzkammergute.)

Wie liebenswürdig erscheint gerade im Gegensatze zu diesem unartigen Benehmen das altbayerische Volk! In dem ganzen bayerischen Gebirge ist kein Thälchen so versteckt, kein Dörfchen so abgelegen von dem Verkehre, daß der Reisende ähnliche Erfahrungen zu machen hätte. Die einzige Notiz, die hier die Leute von dem Fremden nehmen, ist die, daß sie ihn freundlich und herzlich grüßen und zwar um so freundlicher und um so herzlicher, je seltener sie Einen sehen, und dann geht ein Jeder seiner Wege. In Oberösterreich aber haben die guten Leute Maulaffen feil, stieren den Fremden mit großen Augen an und grüßen nicht.

Ebenso unerquicklich wie ein Gang durch die Straßen ist der Aufenthalt im Wirthshause selbst. Hier und da trifft man zwar Leute, mit denen man ein gescheutes Wort reden kann. Es sind das aber fast alles solche, die anderswo geboren sind oder längere Zeit anderswo gelebt haben, oder die eigentlichen Vertreter der Bildung sind, als Aerzte, Beamte und Geistliche, Leute, die nicht in, sondern über dem Volke stehen. Von solchen Ausnahmen abgesehen, muß ich gestehen, daß ich nirgendwo eine solche Zurückhaltung, ein solches Ausweichen, eine solche Scheu vor aller Berührung mit dem Fremden angetroffen habe als in Oberösterreich. Der Fremde wird durchschnittlich gemieden, als wäre er ein mit der Pest oder dem Aussatze Behafteter. Nicht selten sind es sogar gerade die Wirthsleute, die sich durch ihr widerwärtig unfreundliches Benehmen auszeichnen. In der Regel glaubt der österreichische Wirth seine Schuldigkeit gethan zu haben, wenn er die verlangten Speisen und Getränke dem Fremden gebracht hat. Dann aber macht er sich kein Gewissen daraus, ihn Stunden lang, den ganzen Abend lang, allein an einem Tische, ja allein im ganzen Zimmer sitzen zu lassen, ohne sich im Geringsten um ihn zu bekümmern. So war es auch in Kirchdorf (in der Post). Hier gingen die guten Leute (die Wirthin und ihre Familie) in ihrer Unfreundlichkeit sogar so weit, daß sie mir, als ich zu Bette ging, nicht einmal gute Nacht wünschten, und am andern Morgen, als ich in der Gaststube frühstückte, aus- und eingingen, ohne mir einen guten Morgen zu bieten.

Wie sehr durch ein derartiges Benehmen des Volkes der Genuß der Reise verkümmert wird, liegt auf der Hand. Noch empfindlicher ist es aber für denjenigen, welcher nicht zum Vergnügen, sondern zu seiner Belehrung reist. Denn aus Leuten, die so unwirsch und menschenfeindlich wie diese sind, so einsilbig und zurückstoßend auf alle Fragen antworten, ist nichts Interessantes und Charakteristisches über Land und Leute herauszubekommen. Dazu gehört, daß die Menschen, mit denen man zu thun hat, selbst einen Drang, eine Lust zum Sprechen haben, redselig und zutraulich sind, und das fehlt hier eben ganz.

Und auch jetzt kann ich wieder nicht umhin, das Lob des bayerischen Gebirges zu singen. Wie so ganz anders wird der Fremde dort im Gasthause aufgenommen! Sollte er sich wirklich aus Bescheidenheit an einen besondern Tisch allein setzen, so werden die Stammgäste aus dem Orte oder doch sicherlich der Wirth nichts Eiligeres zu thun haben, als ihn einzuladen, sich mitten unter sie zu setzen, und sie rücken gern um den traulichen Tisch etwas zusammen, um dem Gaste ein warmes Plätzchen daran anbieten zu können: natürlich alles das nur unter der Voraussetzung, daß dieser sie nicht durch stolzes, vornehmes oder anmaßendes Wesen zurückstößt, was Leute aus einem gewissen Theile Norddeutschlands sich leider nur zu häufig zu Schulden kommen lassen. Ja ich stehe nicht an, es geradezu auszusprechen, daß dieser herzliche Empfang und das ganze zuthunliche Wesen aller Leute, mit denen der Fremde in Berührung kommt, ein Hauptgrund ist, warum das bayerische Gebirge aus allen Theilen Deutschlands so stark besucht und als Sommeraufenthalt so beliebt ist, und namentlich sind es die tiefen Gemüther, welche durch die Liebenswürdigkeit des bayerischen Volkes ebenso sehr angezogen werden als durch die Schönheit des Landes.

Wenn ich den Ursachen dieses so schroffen Gegensatzes zwischen zwei so nahe verwandten Stämmen unseres Volkes, wie die Altbayern und Oberösterreicher sind, nachdenke, so scheint mir, daß jenes mürrische Wesen des Oberösterreichers zum großen Theile aus dem Ernste hergeleitet werden muß, der ihn in sehr bemerklicher Weise von dem Altbayer unterscheidet. Dieser Ernst kann bekanntlich leicht in Morosität umschlagen, und daß er hier darin umgeschlagen, braucht eben nicht Verwunderung zu erregen, womit wir denn auf einen zweiten Grund kommen. Das sind die ungünstigen Zeitumstände, die gedrückte ökonomische Lage des Landes. Wo ich nur hinhörte (NB. es handelt sich um das Jahr 1864), kamen mir Klagen zu Ohren über die schlechten Geschäfte, über Stockung der Gewerbe, besonders des so ausnehmend wichtigen der Sensenschmiede, über die nachtheiligen Folgen der neu eingeführten Gewerbefreiheit und über die schweren, seit so vielen Jahren in stetem Wachsen begriffenen Steuern.

In solch einer Lage kann Heiterkeit des Gemüthes nicht bestehen. Düsterkeit und Mißmuth müssen an die Stelle treten und der Fremde hat die Folgen davon zu tragen. Angesichts dieser mürrischen Menschen, die ihm auf Schritt und Tritt begegnen, muß sich der Fremde erstaunt fragen: Wo ist denn das heitere, joviale, lebenslustige österreichische Volk geblieben, wovon unsere Väter so viel zu erzählen wußten? Für Oberösterreich wenigstens lautet die Antwort: Es ist gewesen.

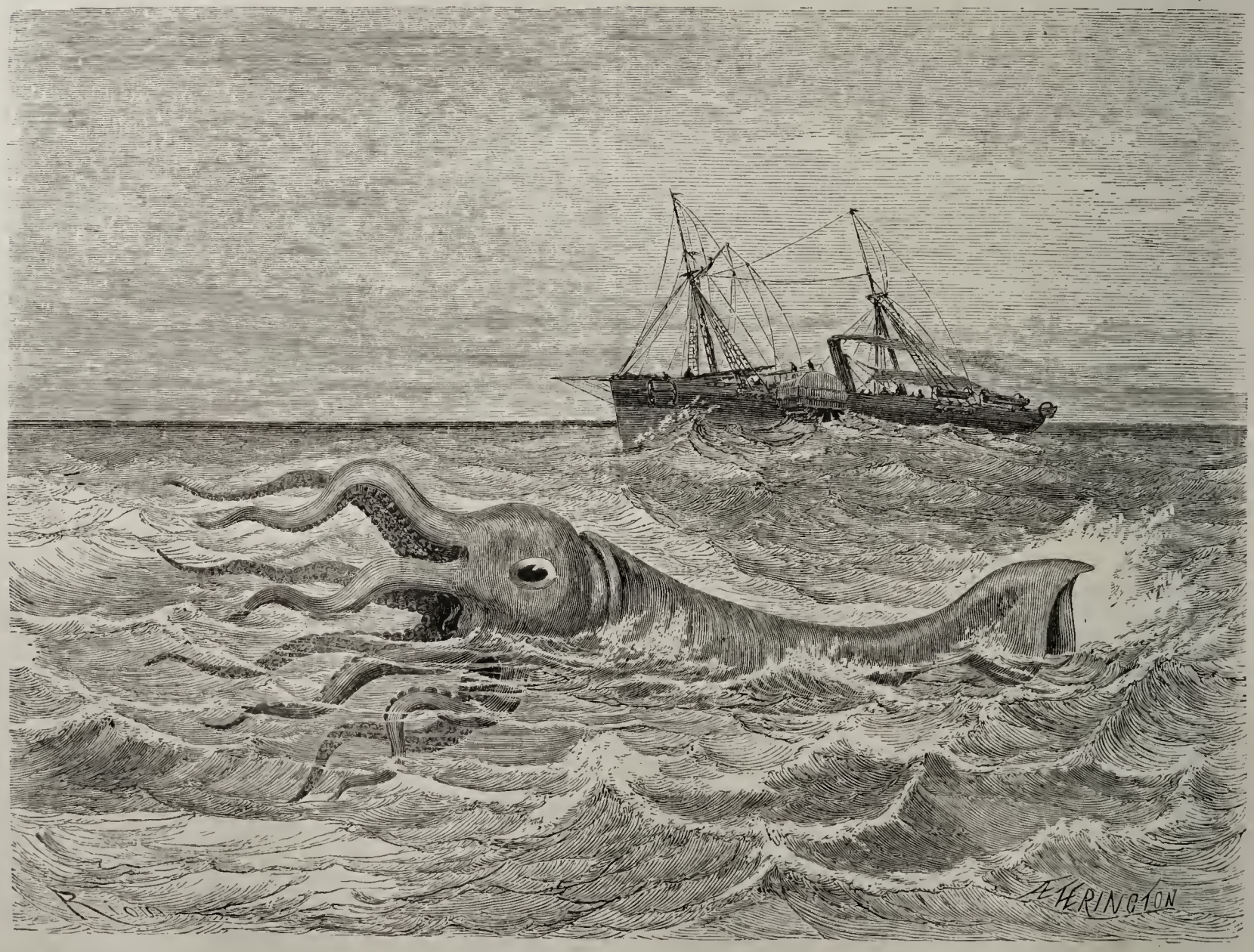
Ueberhaupt ist es betrübend, daß diese schreckliche Antwort: „Es ist gewesen“, Einem in diesem Lande so oft begegnet, wenn man sich nach einer charakteristischen Eigenthümlichkeit erkundigt. Fragt man nach der goldenen Linzer Haube, so heißt es: sie wurde früher allgemein von den Frauen in den Städten und auf dem Lande getragen, jetzt erscheint sie nur noch hier und da einmal und nur bei besonders festlichen Gelegenheiten, im Allgemeinen ist sie so gut wie verschwunden aus dem Volksleben. Fragen wir nach anderen Theilen einer etwaigen Volkstracht, so sagt man uns: Früher hatten wir auch die Pelzhaube der Altbayerinnen, unsere Mütter trugen sie im Winter statt der goldenen Hauben und unsere Großmütter trugen sogar auch die Jacke und das mit silbernen Ketten und Schnüren verzierte Mieder der Bayerinnen; jetzt ist Alles dahin. Fragen wir nach Sitten

und Gebräuchen, besonders solchen, die anderswo für die Hauptfeste der Familien, für Hochzeiten, Kindtaufen u. s. w. bestehen, so erfahren wir, daß z. B. bei der Hochzeit früher der Bräutigam und der Brautführer mit Säbeln bewaffnet gingen, daß das Rauben der Braut, der Brautsprung und das Meiste von den übrigen Bräuchen, die jetzt noch in Altbayern auf dem Lande fortblühen, auch hier im Schwange war; jetzt aber auch dies Gebiet des Volkslebens eine tabula rasa ist. Fragen wir nach dem Protestantismus, so lautet die Antwort: unsere Ur-Urgroßväter waren alle Protestanten, wir sind keine mehr. Vielleicht erhalten wir auch eine ähnliche Antwort, wenn wir nach dem früher sprüchwörtlichen Wohlstande der oberösterreichischen Bauern uns erkundigen. Und so hat diesen allgemeinen Krebsgang auch die oberösterreichische Heiterkeit mitgemacht. Auch sie ist einmal gewesen, jetzt erdrücken sie die Sorgen des Lebens.

Ein Ungeheuer im Meere.

Die Seeleute lassen sich nicht ausreden, daß im Meere Riesenthiere leben, welche von den Zoologen noch nicht beschrieben worden sind. In der norwegischen See glauben sie an den gewaltigen Kraken, im Stillen Ocean, an den Küsten von Ecuador an die Mauta, welche neuerdings Duffroy wieder gesehen haben will. Weder der eine noch die andere sind gefangen worden, und man ist geneigt, sie in das Gebiet der Fabel zu verweisen. Nun kommt noch eine Riesenmolluske aus dem Atlantischen Ocean hinzu, mit welcher 1861 ein ernsthafter Mann, der französische Fregattencapitain Bouyer, zu schaffen gehabt hat. Wir geben einfach seinen Bericht wieder, wie wir ihn finden („Le Tour du Monde" Nr. 331) und überlassen das Weitere den Naturforschern und unseren Lesern.

Der Capitain fuhr mit dem Dampfer „Alecton" von Tou-



lon nach Cayenne; am 25. November passirte er die Straße von Gibraltar und war am 30. November Nachmittags im Atlantischen Oceane 40 Lieues von Teneriffa entfernt. Ein Matrose rief: „Dort treibt ein Nachen in See." Ein anderer: „Das sieht ja roth aus und gleicht einem todten Pferde." Ein dritter: „Nein, das sind zusammengeballte Seetange." — „Bewahre, das sieht aus wie ein Stückfaß!"

Ich wurde aufmerksam, betrachtete mir das Ding näher und erkannte die Riesenqualle (le poulpe géant), deren Dasein so oft bestritten worden ist; aber ich hatte nun jenes wunderliche Geschöpf vor mir, das zuweilen aus den Tiefen des Meeres emporsteigt, um den Naturforschern ein Schnippchen zu schlagen. Sofort beschloß ich, das Ungeheuer zu fangen und es mir näher zu betrachten.

Im Nu war Alles an Bord auf den Beinen; die Gewehre werden geladen, man holt Harpunen und Stricke mit laufenden

Schlingen, die Jagd fängt an. Leider ging die See hohl und die „Aleeton" schlenkerte stark, während das Thier zwar auf der Oberfläche blieb, aber sich instinctmäßig so bewegte, als ob es die Nähe des Schiffes vermeiden wolle. Indeß gelang uns doch, ihm etwa zwanzig Kugeln beizubringen, aus welchen es sich aber gar nichts zu machen schien. Dann kam ich aber so nahe, daß ich ihm eine Harpune mit laufender Schlinge in den Leib werfen konnte. Wir waren eben damit beschäftigt, noch mehr Taue anzubringen; da bewegten sich jedoch Thier und Schiff so heftig, daß die Harpune aus der gallertartigen Masse herausging. Aber der Theil, um welchen das Seil geschlungen war, ging los und so konnten wir nur einen Stumpf des Schwanzes an Bord holen.

Das Ungeheuer war uns lange genug so nahe, daß wir eine genaue Zeichnung entwerfen konnten. Es ist ein riesiger Tintenfisch, ein „encornet gigantesque", und mißt vom Kopfe bis zum Schwanz etwa 18 Fuß. Der Kopf hat die Gestalt eines Papageyenschnabels und von ihm gehen 8 Arme, jeder von 5 bis 6 Fuß Länge, aus; die Farbe ist röthlich braun, die glänzenden Augen sind tellergroß und die ganze Gestalt dieses kolossalen Embryo ist schrecklich und abstoßend.

Offiziere und Matrosen baten mich, ein Boot auszusetzen; sie wollten versuchen, das Thier zu binden und dasselbe an das Schiff zu holen. Das wäre ihnen vielleicht auch gelungen, aber die Sache schien mir doch zu gefährlich. Das Ungeheuer konnte möglicherweise vermittelst seiner mit einer Art von Saugnäpfen versehenen Riesenarme das Boot umreißen und die Mannschaft in die See peitschen; ohnehin will man wissen, daß diese Arme ein elektrisches Fluidum ausströmen können. Ich durfte aber eines Thieres wegen das Leben meiner Leute nicht aufs Spiel setzen und befahl deshalb, von jedem weitern Versuch abzulassen. Das verstümmelte Thier schwamm jetzt fort ohne große Schnelligkeit zu entwickeln, tauchte einige Faden tief unter und war bald auf der andern Seite unseres Schiffes.

Das Stück vom Schwanze, welches wir an Bord hatten, wog 14 Kilogramm; es bildete eine weiche Substanz und roch stark nach Moschus. Der Theil, welcher dem Rückenwirbel entspricht, fing an eine gewisse relative Härte zu bekommen, brach leicht und die Bruchstellen waren so weiß wie Alabaster. Das ganze Thier kann, meiner Schätzung zufolge, wohl zwei bis drei Tonnen, also 4000 bis 6000 Pfund schwer sein. Es blies wohl stark, ich bemerkte aber nicht, daß es jene schwarze Flüssigkeit ausgespritzt hätte, mit welchem die kleinen Tintenfische bei Neufundland das Wasser trüben, um ihren Feinden zu entgehen.

Einige Matrosen erzählten mir, daß sie im Süden des Vorgebirges der Guten Hoffnung ähnliche Seethiere, aber von geringerer Größe, gesehen hätten; sie behaupteten, daß der Walfisch an denselben einen erbitterten Feind habe. Weshalb sollte dieses Thier, das ja eigentlich nur wie ein Ansatz zu einem Geschöpf erscheint, nicht bis zu riesiger Größe sich entwickeln können? Wird doch sein Wachsthum weder durch eine schalige Umhüllung noch durch Knochen gehindert, und a priori braucht man nicht anzunehmen, daß seiner Entwickelung irgend eine Grenze gezogen wäre.

Wie dem aber auch sein möge, ich konnte lange Zeit den Eindruck nicht loswerden, welchen dieses aus der Menagerie des alten Proteus aufgetauchte Monstrum auf mich gemacht hat. Sein gläsernes Auge war auf mich geheftet, die acht langen Arme bewegten sich in schlängelnden Windungen. Seitdem ich mit eigenen Augen dieses seltsame Geschöpf vor mir gesehen habe, bin ich nicht mehr so ungläubig über manche Berichte, welche uns fabelhaft erscheinen. Es ist gar wohl möglich, daß der Ocean uns noch nicht sein letztes Wort gesagt hat. Und warum sollte er nicht in seinem weiten Schoße einige Abkömmlinge sonst ausgestorbener Thierarten bergen, oder in seiner immerwährenden Thätigkeit neue Formen ins Leben rufen? —

Was ist nun eigentlich an der Sache?

Zur Statistik der chinesischen Schriftzeichen.

Es ist oftmals gesagt worden, daß die chinesische Schrift aus mehr als vierzigtausend Zeichen bestehe, und die Thatsache ist richtig. Das große Wörterbuch des Kaisers Kang-hi, ein Thesaurus in des Wortes vollkommenster Bedeutung, enthält nicht weniger als 40,919 verschiedene Wortbilder. Frühere Missionaire, Fourmont an der Spitze, wußten das auszubeuten: sie stellten die Schrift des Mittelreiches als fast unerlernbar dar, um selbst mit ihren Kenntnissen als halbe Hexenmeister zu erscheinen.

Es bedurfte nicht der klaren Auseinandersetzungen eines Abel-Remusat, sondern nur einigen Einblickes in die chinesischen Bildungsverhältnisse, um jene Auffassung zu beseitigen; die chinesischen Schriftzeichen sind keineswegs ein Labyrinth. Wenn wirklich so viel dazu gehörte, chinesisch zu lernen, wie wäre es da möglich, daß die Mehrzahl der Chinesen dieser Kunst in höherm oder niederm Grade mächtig sind? Wörterbücher der Muttersprache sind ihnen freilich ebenso unentbehrlich, wie dem Engländer sein „Johnson"; allein die Wortbilder sind lange nicht so schwer zu merken, wie es auf den ersten Blick scheint, und bei nur einiger Uebung bringt man es dahin, selbst die complicirtesten schnell aufzufassen und wieder zu Papier zu bringen. Es ist eben mit ihnen, wie mit langathmigen Vocabeln unserer Sprachen: sie zerlegen sich in einfache Grundbestandtheile. Wie das geschieht, welches die Elemente sind, wollen wir hier nicht erörtern; auch ist es das nicht allein, was die Brauchbarkeit der chinesischen Schrift, die Möglichkeit, sie zu erlernen und zu schreiben, erklärt.

Vor mir liegt ein Buch eines Herrn William Gamble (Two Lists of Selected characters etc., Shanghae 1865), das, obschon zunächst für die Buchdrucker bestimmt, doch recht eigentlich unsern Gegenstand betrifft. Bekanntlich drucken die Europäer, statt sich des landesüblichen Holzschnittes zu bedienen, chinesisch mit vortrefflichen beweglichen Typen; man denke sich nun die Mühe des Setzers, welcher mit Tausenden verschiedener Lettern hantieren muß. Um ihm seine Arbeit zu erleichtern und eine zweckmäßige Auswahl der gebräuchlichsten Schriftcharaktere treffen zu können, hat der Verfasser 4166 chinesische Octavseiten, nämlich die ganze Bibelübersetzung und 27 andere Veröffentlichungen der Shanghaier Missionsdruckerei, zusammen nahezu eine Million und dreimal hunderttausend Charaktere enthaltend, statistisch prüfen lassen, — eine Arbeit, zu welcher zwei Chinesen zwei Jahre gebraucht haben!

Es galt zu ermitteln, wie oft jedes einzelne Schriftzeichen vorkomme, welches dem Setzer mehr, welches ihm weniger zur Hand sein müsse, und folgendes war das Ergebniß:

Am häufigsten, 10,000mal und öfter, kamen 13 Charaktere vor, 1000- bis 10,000mal 224; 900- bis 1000mal 16; 800- bis 900mal 19; 700- bis 800mal 44; 600- bis 700mal 47; 500- bis 600mal 59; 400- bis 500mal 99; 300- bis 400mal 112; 200- bis 300mal 197; 100- bis 200mal 400; 75- bis

100mal 207; 50- bis 75mal 301; 25- bis 50mal 547; 1- bis 25mal 3715.

Kennt man etwa 1200 bis 2000 Charaktere, und diese sind, wie gesagt, nicht gerade schwer zu erlernen, so kann man die meisten chinesischen Texte lesen, ohne die Arbeit allzu oft mit dem Aufschlagen des Wörterbuches unterbrechen zu müssen; und setzte das Studium der chinesischen Literatur nicht, ähnlich jeder Philologie, noch andere Dinge, setzte sie nicht das Verständniß eines uralten, uns ganz fremdgearteten Culturvolkes, seiner Geschichte, seiner Anschauungen, seiner Einrichtungen ꝛc. voraus: der Schrift halber brauchte sich gewiß Niemand von der Sinologie abschrecken zu lassen. **G. v. d. Gabelentz.**

Der Silberabzug aus Europa nach Ostasien.

Wir haben über diesen wichtigen Gegenstand im „Globus" seit Jahren Mittheilungen gebracht. Er ist auch jüngst wieder auf den Pariser Münzconferenzen in Betracht gezogen worden, und man hat sich dort, was wir schon vor sechszehn Jahren gethan, und zwar mit denselben Gründen, welche unsererseits geltend gemacht wurden, für die Goldwährung erklärt. Was wir damals (namentlich im „Bremer Handelsblatt") als unvermeidlich darstellten, nämlich einen mehr und mehr gesteigerten Abfluß des Silbers, ist durchaus eingetroffen. Ein verstärkter Abzug konnte nicht ausbleiben, weil wir die gegen früher ins Kolossale angewachsene Menge von Thee, Seide, Reis ꝛc. im fernen Osten nicht mit europäischen Fabrikaten decken können; für diese fehlt noch die entsprechende Menge von Abnehmern. Der Silberabzug würde noch unendlich größer sein, wenn nicht die Engländer den Ostasiaten jährlich für etwa 50 Millionen Thaler Opium ins Land brächten. Die Opiumangelegenheit ist hauptsächlich eine Silberangelegenheit. Während in Nordamerika der Silberdollar nur noch spärlich vorhanden ist, meldet man aus Frankreich, daß der einst so allgemein beliebte Fünffrankenthaler auch nur noch spärlich im Umlauf sei. Heute finden wir in der „Overland China Mail", die zu Hongkong erscheint (Nummer vom 29. April), einen Artikel aus dem „Foochow Advertiser", welcher den amtlichen Bericht der kaiserlich chinesischen Zolldirection für das Jahr 1865 bringt. Diese wird bekanntlich von Engländern controlirt; an der Spitze steht der Generalinspector Hart. Die Denkschrift, welche er an den Tsong li yamên (Finanzdirection) unterm 24. Januar 1866 gerichtet hat, erörtert den Handelsverkehr Chinas mit auswärtigen Mächten vom 1. October 1860 an, wo das neue Zollsystem in Wirksamkeit getreten ist, bis zum 30. Juni 1865.

Demgemäß beliefen sich die Eingangszölle auf circa 12, die Ausfuhrzölle auf ungefähr 18 Millionen Taëls (je 6 Schilling 8 Pence). Sie repräsentiren etwa fünf Procent der ein- und ausgeführten Waaren. Die Einfuhren beliefen sich demnach für jenen Zeitraum auf 240,000,000 Taëls = etwa 80,000,000 Pfund Sterling, sage 550,000,000 Thaler; die Ausfuhren auf 360,000,000 Taëls = etwa 120,000,000 Pf. St., oder weit über 800,000,000 Thaler. Die Bilanz stellt sich also entschieden zu Gunsten Chinas; sein Export übersteigt die Einfuhren um 120,000,000 Taëls = 40,000,000 Pf. St. Die Einnahmen aller Art, welche die chinesische Regierung aus dem auswärtigen Handel in den eröffneten Häfen bezog, stellten sich auf 32,650,000 Taëls.

Also hat binnen 4 Jahren und 9 Monaten China für 40 Millionen Pfund Sterling mehr ausgeführt als eingeführt, und jene 40 Millionen sind mit barem Gelde gedeckt worden. Was ist aus demselben geworden? Ein großer Theil wird von den Chinesen angesammelt und kommt nicht wieder zum Vorschein; sie verbergen ihr Geld und thun ihrerseits klug daran. Denn, sagt Hart, das habgierige und kurzsichtige Verfahren der Regierung treibt sie dazu; sie erpreßt, wo sie kann, und erhebt indirect eine Art von Einkommensteuer ganz willkürlich, je nachdem sie glaubt, daß irgend Jemand mehr oder weniger besitze. Dann wird die Art und Weise der Erpressung geschildert. Hier einige Beispiele, wie man mit wohlhabenden Leuten verfährt. Die Regierung ernennt einen Mann zum Münzaufseher, obwohl er das Amt sehr widerwillig annimmt; er muß eben, und bekommt einen Jahresgehalt von 96 Taëls, sage etwa 200 Thaler. Dabei ist er aber für jeden etwaigen Schaden, Verlust und Abgang verantwortlich und geräth jedenfalls in Nachtheil. Man sucht zu einem solchen Inspector allemal einen Kaufmann aus, den man zahlungsfähig weiß und stellt nicht etwa einen Beamten an. Aehnlich verfährt man beim Salzverkauf; wer das Salzinspectorat nicht annehmen will, muß eine hohe Geldbuße zahlen; nimmt er es an, so kommt er sicherlich in Verlust; gerupft wird er auf die eine wie auf die andere Weise. Er muß die Quantität Salz, welche die Regierung ihm zuweist, in Voraus bezahlen und kann nachher auf sein Risico zusehen, wie er sie absetzt. Dafür wird er allerdings mit Titeln und wohl auch mit einem blauen Knopfe ausgezeichnet; aber der chinesische Kaufmann ist so prosaisch, daß er sich aus einem Commercienrath oder Geheimen Commercienrath und einem Orden irgend welcher Classe gar nichts macht und lieber sein Geld behält; es fehlt ihm eben noch sehr an christlich-germanischer Civilisation. —

Wir wollen hier bemerken, daß nach einer Zusammenstellung, welche im Juni 1867 der nordamerikanische Schatzsecretair Mac Culloch veranstaltete, in den Jahren 1851 bis und mit 1866 an Edelmetallen aus Europa nach Asien geschickt worden sind für 975,000,000 Dollars, wovon 175 Millionen Gold und 800 Millionen Silber; doch halten wir unsererseits die Ziffer für zu gering. Auch Aegypten, das freilich in Afrika liegt, hat große Massen an sich gezogen, und die obigen Aufstellungen Hart's zeigen, daß man höher greifen muß. Die Tabelle ist folgende.

	Von Großbritannien.		Vom Mittelmeer.	
	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.
Jahr.	Gold.	Silber.	Gold.	Silber.
1851	102,280	1,716,160	—	—
1852	921,730	2,630,330	—	—
1853	880,202	4,710,665	93,528	818,362
1854	1,171,299	3,132,903	43,456	1,451,014
1855	948,272	6,409,883	241,239	1,524,240
1856	404,749	12,118,985	74,049	1,989,916
1857	269,275	16,795,232	250,989	3,350,639
1858	168,305	4,781,932	165,230	911,043
1859	788,269	14,827,551	142,144	1,581,970
1860	1,669,746	8,638,275	765,138	2,784,054
1861	788,543	6,838,292	644,934	2,041,000
1862	1,715,963	10,138,506	1,676,089	4,161,273
1863	3,173,442	8,213,264	4,849,521	6,973,260
1864	2,041,854	6,175,270	4,928,891	10,681,428
1865	555,725	3,621,330	3,794,425	6,123,968
1866	477,275	1,374,314	2,036,458	4,676,001
Total	16,074,938	112,522,803	19,722,678	49,248,278

Wie ein europäischer Seemann auf den Pelin-Inseln König wird.

Vor zwei oder drei Jahren lief durch die deutschen Zeitungen eine Mähr, welche einiges Aufsehen erregte. Ein Schiffscapitain aus Holstein, Herr Tetens, so hieß es, sei auf einer der carolinischen Inseln gelandet, dort von den Eingeborenen sehr gut aufgenommen worden und habe sich mit des Königs Tochter vermählt. Seine braune Majestät wäre von dem weißen Schwiegersohn dermaßen entzückt gewesen, daß er ihn zum Thronfolger ernannt habe. Als Herr Tetens nach Europa zurückgekommen war, bot er, so schrieb man, dem Könige von Preußen seine Insel an, man bedankte sich jedoch in Berlin verbindlichst. Dann verlautete nichts weiter über die Angelegenheit und wir unsererseits wissen nicht, wie viel an jenen Mittheilungen Wahres gewesen sein mag.

Wohl aber wissen wir, daß es allerdings eine leichte Sache ist, auf dem Archipelagus der Carolinen König zu werden. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß derselbe sich östlich von den Philippinen, südlich von den Marianen und nördlich von Neuguinea in einer langen Reihenfolge von Inseln weit nach Osten in den Stillen Ocean hinein erstreckt. Er besteht zumeist aus kleinen Koralleneilanden; nur einige wenige Gruppen sind vulcanisch und gebirgig. Zu diesen gehören die westlichsten Carolinen, welche man als die Palaos- oder Pelin-Inseln bezeichnet (die Engländer schreiben Pelew). Sie wurden schon in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts entdeckt, seitdem aber nur selten von europäischen Schiffen besucht, weil sie wenige Producte in den Handel zu liefern haben; man wußte wenig von ihnen.

Da traf es sich, daß im Jahre 1783 der englische Capitain Wilson dort Schiffbruch litt. Sein Tagebuch über den Aufenthalt unter den „liebenswürdigen Wilden" ist, romantisch aufgeputzt, von dem Engländer Keate herausgegeben worden. Das Buch erregte allgemeines Aufsehen, und seitdem Joachim Heinrich Campe in seinen Reisebeschreibungen für die Jugend auch Wilson's resp. Keate's Tagebuch mitgetheilt hatte, schwärmten wir Knaben für den guten König Abbatulle und dessen wenig bekleidete Landsleute. Das Buch ist einige Jahrzehnte hindurch eine Lieblingslectüre auch der weiblichen Jugend gewesen.

Noch heute klingen, selbst in wissenschaftlich gearbeiteten Handbüchern der Erdkunde, Reminiscenzen aus jenem Halbroman an. So finden wir in dem vortrefflichen Werke von G. A. von Klöden (1862) die Notiz (III. S. 351), daß die Insulaner „sanft, lebhaft, gutmüthig, ehrlich und gastfreundlich" seien, demnach so, wie Keate sie schildert. Wir wissen aber aus den Berichten von Seefahrern unseres Jahrhunderts, daß sie einen weniger harmlosen Charakter haben. Sie seien, so lauten die Berichte, habgierig, argwöhnisch und voll Mißtrauen, und in den Kriegen, welche die Häuptlinge führen und zu welchen sie die Veranlassung vom Zaune brechen, äußerst grausam. Sie seien nackte Wilde; alles gehört dem Könige, kein Unterthan darf unbewegliches Eigenthum besitzen.

Wir schicken das voraus, um einen Anhaltepunkt für die nachfolgende Erzählung zu geben, die kein Phantasiegebilde, sondern ein Roman in der Wirklichkeit ist. Wir finden sie in der zu Hongkong erscheinenden „Overland China Mail" vom 30. Mai 1867, welche sie der „Presse" von Manila entlehnt hat.

Ein Kaufmann Namens Cheyne war Eigenthümer des Schiffes Asis. Seit 1840 trieb er Handel zwischen den Pelin-Inseln und China, hatte dabei eine nicht ganz unbeträchtliche Summe erworben und stand nun im Begriffe, nach Europa heimzukehren. Er war ein sehr ordentlicher Mann; er kaufte von den Insulanern Tripang (Holothurien, welche bei den Chinesen für einen Leckerbissen gelten), Perlmutter und Perlen; dagegen setzte er Manufacturwaaren, allerlei hölzerne und eiserne Geräthe, und leider auch Flinten, Pulver und Kugeln an sie ab. Auf der Insel Corror hatte er ein Stück Feld urbar gemacht und bauete Kartoffeln, Zuckerrohr und Taback.

Plötzlich wurde er ermordet. Das englische Kriegsschiff „Persens", Capitain Stevens, kam im Frühjahr 1867, um Genugthuung zu fordern. Als es vor Corror Anker warf, erschien sofort der König, welcher, wie zu Wilson's Zeiten, Abbatulle hieß, an Bord, und erfuhr sogleich, daß die Mörder zur Verantwortung gezogen werden müßten; eher werde der Dampfer nicht wieder abfahren.

Abbatulle ging sofort ans Land, um sich mit seinen Ministern zu berathen. Bald nachher erschien der Premierminister mit großem Gefolge an Bord und erklärte, daß man jenes Verlangen ganz recht und billig finde. Man werde einen der Mörder ausliefern, um den Geist Cheyne's zu sühnen. Darauf ließ Capitain Stevens sich nicht ein; er verlangte kategorisch, daß man die Mörder vor ihn bringe. Einige Stunden nachher schaffte man einen derselben an Bord, dieser wurde verhört und legte ein offenes Geständniß ab: er habe Cheyne auf Befehl des Königs Abbatulle ermordet. Der Premierminister bestätigte die Richtigkeit dieser Aussage. Der Befehl sei gegeben worden, weil Cheyne Feuerwaffen an die Leute einer benachbarten Insel verkauft habe, mit welchen die von Corror Krieg führten; letztere besorgten, von jenen überfallen und ausgerottet zu werden.

Stevens sah wohl ein, daß Cheyne besser gethan hätte, keine Mordwaffen zu verkaufen; aber die Unthat war mit kalter Ueberlegung verübt worden und deshalb glaubte er streng verfahren zu müssen. Er verlangte die Hinrichtung des Königs.

Die Minister hielten abermals Rath und kamen zu dem Beschlusse, daß König Abbatulle und einer seiner Helfershelfer, Namens Hibo, des Mordes schuldig seien. Ueber Beide wurde auch sofort das Todesurtheil gefällt. Auf die Bitte, daß die Hinrichtung durch Leute vom Dampfer vorgenommen werde, ließ Stevens sich nicht ein. Insulaner sollten das Werk thun.

Jetzt fuhr ein Schiffslieutenant mit einer Anzahl Seesoldaten ans Land, um Zeuge der Execution zu sein. Dem Könige wurde kundgethan, daß er sich zum Tode vorbereiten müsse. Er blieb dabei ganz gleichgültig und ging mit festem Tritt nach dem Punkte, an welchem er die Strafe erleiden sollte. Zu beiden Seiten wurde ein Seesoldat postirt. Die Räthe hatten beschlossen, daß es Pflicht des Premierministers sei, dem Könige das Leben zu nehmen. Er sträubte sich nicht im Mindesten dagegen, nahm eine Flinte, zielte gut und traf Abbatulle's Herz.

So weit nimmt die Geschichte einen blutigen Verlauf; von nun an gewinnt sie auch einen komischen Anstrich. Als der König blutend am Boden lag, zeigte das Volk lauten Enthusiasmus für die Seesoldaten; die Insulaner sammt ihren Häuptlingen riefen einmüthig den Schiffslieutenant zu ihrem König aus. Er nahm auch sofort die Krone an und bewies, daß er die königliche Prärogative in einer ersprießlichen Weise zu benutzen verstehe. Er befahl seinen Unterthanen, Hühner, Eier, Früchte und sonst noch mancherlei an Bord des Dampfers zu bringen und diesem Befehle wurde willig Folge gegeben. Eine Vergütung für die gelieferten Sachen blieb außer Frage, doch war Seine improvisirte Majestät so gütig, einige Geschenke, als da sind: Messer, Scheeren und dergleichen, verabfolgen zu lassen. Als dieses geschehen war, dankte er ab und überließ den Pelin-Insulanern, sich nun einen andern König nach ihrem Geschmacke zu suchen.

Aus allen Erdtheilen.

Die christlichen Gefangenen in Abyssinien.

Oberst Merewether hat von Massawa aus im Juni dem Negus Theodor ein Ultimatum gestellt und die Freilassung der Eingekerkerten verlangt. In England selber begreift man, daß endlich etwas gethan werden müsse, um dem Elende der Europäer abzuhelfen und den übermüthigen Halbbarbaren zu strafen. Das letztere würde längst geschehen sein, wenn man nur wüßte, wie man ihm mit Kanonen beikommen könnte, und wenn man sicher wäre, daß er nicht in einem jener Anfälle von Wuth, welche sich oftmals bei ihm einstellen wenn er betrunken ist, den Gefangenen das Leben nähme. Die Sache wird aber doch zu irgend einem Austrage gelangen müssen und noch viel von sich reden machen; wir gehen deshalb jetzt nicht näher darauf ein.

Dann und wann kommen Briefe von dem einen oder andern Gefangenen an; so vor Kurzem vom Dr. Blanc, der mit Herrn Nassam ausgezogen war, um Consul Cameron's und der Uebrigen Freilassung zu erwirken. Er schreibt aus Magdala vom 31. März 1867: Wir verließen Massawa am 15. October 1865 und gingen in den Sudan hinein; am 21. November erreichten wir Metemma, die Grenzstadt gegen Abyssinien, wo wir bis zum 27. Januar 1866 verweilten. Es ist die sogenannte Hauptstadt von Gallabat, einer Provinz, die von Takruri bewohnt wird; diese kamen aus Darfur und ließen sich hier nieder in dieser ungesunden Gegend. Diese Neger sind eine sehr lärmende Race; wenigstens viermal in der Woche schreien und kreischen sie die ganze Nacht hindurch; ich glaube gar, sie nennen das Gesang, und dabei springen sie nach dem Ton einer Kesselpauke, was für Tanz gelten soll. Einige haben in der ägyptischen Armee gedient und exerciren nun in jeder Woche einmal ihre Landsleute ein. Gallabat zahlt sowohl an Aegypten wie an Abyssinien Tribut. Am 27. Januar brachen wir nach dem abyssinischen Hochland auf, wanderten fast einen Monat lang durch ein zumeist verwüstetes Land, oft an Ruinen niedergebrannter Dörfer vorbei, erreichten an der Grenze von Gassat das kaiserliche Lager und wurden dort über alle Erwartung freundlich aufgenommen, mit orientalischem Pomp, und der Kaiser nahm den Brief der Königin Victoria entgegen. Ohne Weiteres gab er Befehl zur Freilassung der Gefangenen. Nachdem wir etwa acht Tage bei Theodoros verweilt hatten, brachen wir nach Kurata auf, das am Westufer des Tana-Sees liegt; dort sollten wir mit den Befreiten zusammentreffen, die auch am 12. März erschienen. Am 13. April sollten wir vom König Abschied nehmen und dann abreisen. Aber es kam anders; auch wir wurden gefangen genommen und die Befreiten wieder in Ketten gelegt. Wir Leidensgefährten alle blieben etwa sechs Wochen in Zage; inzwischen war Missionair Flad abgeschickt, um Geschenke und europäische Arbeiter zu holen. Vorerst waren wir nur leichte Gefangene und durften sogar unter Bedeckung eines angeblichen Ehrengeleites ausreiten, erhielten auch manche Effecten zurück, das Geld wurde aber zurückbehalten. Cholera, Typhus und Pocken zwangen den König, auf das Tafelland zu gehen; wir mußten ihn dorthin begleiten und kamen am 15. Juni in Gaffat an. Nach etwa zehn Tagen verbot uns der König allen Verkehr mit den dortigen Europäern und sperrte uns alle zusammen in ein großes schwarzes Zelt ein. Das war aber noch nicht genug; am 3. Juli mußten wir in ein dunkles Loch wandern, und am 5. wurden wir im Gefolge Theodor's abgeführt, — wohin, das sagte man uns nicht. Die Reise ging nach des Königs Residenz Magdala. Dort kamen wir am 12. an, am 16. wurden wir in Ketten gelegt. Der gütige Herrscher ließ uns manchmal hübsche Complimente sagen, aber zu essen bekamen wir wenig; ein paar Mal an hohen Festtagen schickte er uns eine magere Kuh. So sind wir nun seit neuntehalb Monaten Kettengefangene und unsere Aussichten für die Zukunft sind sehr schlimm. —

Aus späteren Berichten geht hervor, daß die Gefangenen sich am 1. Mai noch in derselben Lage befanden. Der König, von allen Seiten durch Rebellionen bedrängt, wurde nur noch erbitterter gegen die Europäer; alle deutschen Handwerker, Herrn Rosenthal und Frau Flad hat er aus Gaffat fortbringen und in Debra Tabor einsperren lassen. Man weiß noch nicht, ob Herr Flad, der von Matemma an der ägyptischen Grenze Arbeiter holen und auch die schon oben erwähnten Geschenke der englischen Regierung mitbringen sollte, beim König angekommen ist. Theodor hatte Befehl zur Hinrichtung von nahe an 200 Häuptlingen gegeben. Er scheint ganz toll geworden zu sein.

Die Zustände auf Otaheiti.

Wir schreiben den Namen dieser Insel eigentlich lieber so, nach Georg Förster's Vorgang, als daß wir Tahiti sagen; doch ist die Sache selbst nicht von Bedeutung. Bekanntlich haben sich die Franzosen auf eigene Faust ein „Protectorat" über die Gesellschaftsinseln angemaßt, d. h. sie sind unbeschränkt Herren derselben; sie zeigen aber auch dort, daß sie mit solchen Besitzungen nichts anzufangen wissen. Es mag bemerkt werden, daß der amtliche Verkehr zwischen Europa und Otaheiti über San Francisco in Californien stattfindet; der Dienst wird allmonatlich einmal durch ein der Regierung gehörendes Packetschiff besorgt.

Der Commandant de la Roncière hat einen amtlichen Bericht über die Lage der Dinge erstattet, dem wir Einiges entlehnen. Er bezieht sich auf den December 1866. Bisher gab die Regierung jährlich 300,000 Francs Unterstützung, fortan giebt sie nur 200,000; auch hat sie eine Compagnie Soldaten heimberufen, und nun fehlt es durchaus an Arbeitern „in einem Lande, in welchem noch so gut wie Alles erst zu thun ist, und der Handel verliert 125 Consumenten." Brücken und Wege waren schlecht gebaut und ein großer Regen hat sie völlig zerstört. Wer soll sie wieder herstellen? Der Palast der Königin, welcher zugleich Regierungsgebäude sein soll, zerfällt schon in Trümmer, bevor er noch vollendet ist. Geld zum Weiterbau hätte man wohl, aber keine Arbeiter. „Wir stoßen auf allen Seiten gegen Unmöglichkeiten an." Einige Stellen Landes sind urbar gemacht, andere dagegen wieder verlassen worden, weil die Eingeborenen träg und unbeständig sind; sie lassen sich zu keiner andauernden Arbeit anhalten, so leicht dieselbe auch sein möge. Einzelne Baumwollenpflanzungen sind in gutem Stande, das Product ist vortrefflich und hat langen Stapel; in Frankreich ist das Kilogramm bis zu 9 Fr. 50 C. bezahlt worden, während man für die peruanische nur 3 Fr. 30 C. gab. Der Kaffee gedeiht ganz vortrefflich, eben so der Zucker; von letzterem gaben 15 mit Rohr bepflanzte Hectaren eine Ernte von 21,400 Kilogrammen Rohzucker, 1440 und noch 900 Gallonen Syrup im Jahre 1865; Qualität ganz vortrefflich. Man will den Zuckerbau durch Prämien aufmuntern; jede Zuckermühle, welche 1867 im Betrieb ist, soll eine Prämie von 1000 Francs bekommen. Die Baumwolle wird von der Regierung aufgekauft; die Production beträgt im Jahre etwa 2,500,000 Francs.

Der Hafen von Papeuriri-Antimaono ist eröffnet worden. Die Umgegend liefert viele Apfelsinen. Im Jahre 1862 besuchten 2, im Jahre 1864 nur 3 und 1866 nur 7 französische Schiffe (von 2732 Tonnen) die Insel; 1864 liefen 39 englische

Schiffe ein und 15 Amerikaner. Im Ganzen kamen, die Fahrzeuge der umliegenden Inseln und Gruppen mitgerechnet, im Jahre 1866 an: 330 Schiffe mit 32,539 Tonnen; 89 mehr als 1862. Hier liegt also doch ein Fortschritt vor. — Mit der französischen Gerichtsorganisation sind die Eingeborenen sehr zufrieden. In den Schulen erhalten 1662 Kinder Unterricht, und einzelne Eingeborene haben sich „der administrativen Carriere" zugewandt; die protestantischen Lehrerinnen bemühen sich, aus ihren Schülerinnen fleißige Arbeiterinnen zu machen; „aber die meisten vergessen bald wieder, was sie gelernt haben, und die Erfahrung lehrt, daß die meisten schon nach zwei Jahren kaum noch von französischen Wörtern, vom Lesen und Schreiben etwas wissen; die Mädchen wollen auch nicht arbeiten."

Was die Inseln liefern, wird von etwa 1500 chinesischen und oceanischen Kulis producirt. Die Zahl der Franzosen beträgt 355; die Zahl der Engländer, Amerikaner, Portugiesen und Chinesen wächst, hat sich aber von 1862 bis 1866 doch nur um 158 Köpfe vermehrt. Man findet auf Otaheiti Menschen von 16 verschiedenen Nationalitäten. Der Gesundheitszustand ist immer vortrefflich.

Zuletzt spricht der Commandant über die Markesas-Inseln, welche bekanntlich auch von den Franzosen in Besitz genommen worden sind. Dort fehlt es an Europäern, welche die Leitung von Arbeiten übernehmen könnten. Hier sind die Insulaner weniger träg, als auf Otaheiti, aber sie liegen oft mit einander in Fehde, blutige Gemetzel sind häufig und hinterher folgen dann allemal Auftritte des Kannibalismus.

Chinesische Leichen als Frachtgut über See.

Die Schifffahrt zwischen San Francisco in Californien und Hongkong in China zieht einen nicht geringen Nutzen aus der Beförderung lebendiger und todter Chinesen. Der „Himmlische", welcher nach dem Goldland ausgewandert ist, legt den größten Werth darauf, in China begraben zu werden, nicht etwa aus Heimathliebe, sondern damit die Verwandten auf seinem Grabe opfern und dann und wann Geld, Speise und Kleidungsstücke dort niederlegen und Papier verbrennen, damit er in der Geisterwelt Nachricht bekomme, wie die Dinge auf Erden stehen und gehen. Die Chinesen in Australien und im Archipelagus sind darauf nicht so erpicht; sie begraben ihre Todten an Ort und Stelle, und jene in Siam haben den landesüblichen Brauch der Leichenverbrennung angenommen, beide aber nur deshalb, weil sie keine Gelegenheit finden, die Todten in die Heimath zu transportiren. Keine chinesische Dschonke nimmt eine Leiche an Bord und die europäischen Handelsschiffe befassen sich mit solcher Fracht nicht. Aber die biderben Yankees sind in die empfindliche Lücke gesprungen und helfen, gegen blanke Dollars, einem dringenden Bedürfniß ab. Sie haben es den Compagnien abgelernt, welche in jeder großen chinesischen Stadt den Leichentransport nach allen Theilen des Reiches vermitteln. Sie sammeln die Frachtwaare und befördern sie, je nachdem, einmal im Jahr oder auch öfter; in San Francisco hat sich eine ähnliche Gilde gebildet. Sie schickt ihre Agenten in ganz Californien, in Oregon und selbst in die Gegenden östlich von der Sierra Nevada, kurz überall hin, wo Chinesen leben, und läßt die Knochen sammeln. Diese werden rein gekratzt, in Papier gewickelt und mit der Adresse der Person versehen, welcher sie einst angehörten. In San Francisco verwahrt man sie in einem Magazine, bis eine Schiffsladung voll ist, zu dieser gehören auch die einbalsamirten Leichen wohlhabender Leute. In Hongkong wird die Ladung sortirt und jedes Collo wird an die Verwandten der Verstorbenen geschickt; für die Gebeine dessen, der keine Angehörigen hat, sorgen besondere Gilden und wohlthätige Gesellschaften. Bei der Bestattung finden religiöse Feierlichkeiten statt, dabei ist aber die Anwesenheit eines Geistlichen nicht erforderlich. In Honolulu auf den Sandwichsinseln sehen die Chinesen es gern, wenn ein christlicher Geistlicher beim Begräbnisse zugegen ist. Kein lebendiger Chinese mag in einem Knochen- und Leichenschiffe fahren; Getreide, Mehl, Fleisch ꝛc. giebt natürlich auch kein Kaufmann als Frachtgut auf ein solches Schiff; also führt ein solches nur den einen specifischen Artikel an Bord. Die Yankees haben übrigens die Frachtspesen billig gestellt; sie denken: die Menge muß es bringen. Ein Sarg oder eine Kiste mit einem todten Chinesen wird von den wackeren neuengländischen, puritanischen, republikanischen Temperanzyankees für $3\frac{1}{2}$ bis 5 Dollars über die ganze Breite der Südsee von einem Hafen zum andern befördert; das Ueberfahrtsgeld für einen lebendigen Chinesen beträgt etwa 25 Dollars.

Der Chinese assimilirt sich unter anderen Völkern bekanntlich gar nicht oder doch ungemein schwer und immer nur theilweise; er läßt sich nicht verschmelzen, ist „infusibel" und kann nicht gezogen werden, weil er von sich selber viel zu sehr überzeugt ist. Aber er lernt doch allerlei in fremden Ländern und lernt Vergleiche anstellen. Viele legen Aberglauben und Vorurtheile ab; jene in Californien und Australien z. B. die Scheu vor dem elektrischen Telegraphen. In China ist das Volk denselben abgeneigt, weil es wähnt, daß durch die Drähte der „Strom des Glücks" aus dem Lande vertrieben werde. Jene in Californien aber verlieren alle Furcht vor dem Ti sien san, dem Eisendrahtbuchstaben, bald ganz und gar. Auf der Fahrt aus Asien nach Amerika wird den Bildern der Götter große Reverenz bewiesen; auf der Rückreise fehlen die Statuen, und ein gemaltes Bild muß die Stelle vertreten; ein Rosinenkasten vertritt Stelle des Altars, auf welchen man einige Kerzen stellt. Gegen christliche Anschauungen verhält sich der Chinese durchgängig ablehnend, und ganz gewiß wird die Civilisation in China bis ans Ende der Tage ihren eigenthümlichen Charakter behalten.

Franken in Pommern.

Eine gute Meile westsüdwestlich von der Stadt Nörenberg liegt das Dorf Ball, in jenem Zipfel des Saatziger Kreises, Regierungsbezirks Stettin, der früher zur Neumark gehörte und der auch durch seinen Boden den Spottnamen der Mark als des heiligen Römischen Reiches Erzsandbüchse rechtfertigt. Die Scholle machte dort den Besitzer nicht reich, und das sprichwörtliche: „Du qualmst, als wenn ein armer Bauer bäckt", zu Einem, der beim Tabackrauchen allzugroße Dampfwolken ausstößt, hat in dortiger Gegend die Form: „Du qualmst, als wenn ein Ball'scher Bauer bäckt."

Die Fortschritte des landwirthschaftlichen Betriebes sind auch an diesem Dorfe nicht spurlos vorübergegangen: ein Ball'scher Bauer ist heute eine ganz respectable Person; man glaubt ihm, daß er bäckt, ohne daß er nöthig hätte, durch besonders auffallenden „Qualm" auf dies Ereigniß aufmerksam zu machen. Thatsache ist aber, daß noch heute die Bewohner der anderen Dörfer „de Ball'schen" als einen völlig fremden Menschenschlag ansehen, mit dem sie durchaus nicht sympathisiren, von dem sie sich in jeder Beziehung verschieden fühlen. Es geht das unhöfliche Wort im Schwange:

„In Ball
Dae waohnen de Schelmen all."

Ein Ballenser aber, dem ein Städter dies Sprüchlein zu hören gab, antwortete: „Se sünd jo doch nonnich totreckt!" (sie sind ja doch noch nicht eingezogen). Schlagfertigkeit mit dem Munde und wortreiche Beredtsamkeit ist überhaupt eine Eigenschaft der Bewohner dieses Dorfes, welche von der wortkargen, maulfaulen Bedächtigkeit der anderen pommerschen Bauern auffallend absticht und dem Städter zu dem besonders breiten, gequetschten ball'schen Dialect gar nicht zu passen scheint.

Einen ganz eigenthümlichen Charakter aber geben dem Dorfe die besonders zahlreichen „kleinen Leute", und machen es,

so viel wir wissen, zu einem Unicum in Pommern. Ihr Haupterwerbszweig ist nämlich heute noch, wie seit undenklicher Zeit, nicht die Landwirthschaft, sondern die Holzschnitzerei, „dat Klammernschniden" (das Klammernschneiden).

Jung und alt, männlich und weiblich ist, und nicht nur im Winter, beschäftigt mit der Verfertigung von Wäschklammern, Kellen, Quirlen, Zeugleinstützen, Rechen, auch wohl Wagenleitern, Schiebkarren u. s. w. In ganzen Wagenladungen oder auf der Karre werden die fertigen Erzeugnisse hausirend verfahren oder von Händlern aus dem Hause geholt. Stehende Kunden sind besonders die thüringischen und harzerischen Hausirerfamilien, denen dann manche pommersche Hausfrau ein Stück abkauft aus purem Mitleid, daß sie sich mit ihrem Kram so gar weit hergeschleppt haben.

Theodor Schmidt sagt in seiner Schrift über die pommerschen Städtenamen*) von Nörenberg: „Vielleicht hat die Stadt bei der Gründung nach dem fränkischen Nürnberg ihren Namen erhalten, indem Einwanderer aus Franken oder ein bei der Gründung betheiligter Mann jenen Namen in unsere Gegend verpflanzten."

Sollte diese an sich so wahrscheinliche Hypothese, für die wir jetzt alle Tage in Amerika Analogien finden, nicht durch die ballsche Industrie unterstützt werden? Für den „Nürnberger Tand" mochten die Einwanderer in dem rohen Slavenlande wenig Absatz finden, doch blieben sie wesentlich bei der gewohnten Beschäftigung, die sich nur auf Gegenstände von prosaisch-praktischer Nützlichkeit wendete, für welche sie Käufer zu finden hoffen durften.

Die Personennamen im Dorfe sprechen mindestens für deutsche Herkunft der Bewohner: Ladewig und Beier sind die beiden häufigsten darunter, auch Rathke, Heyn, Böcker kommen mehrfach vor. Sie allein können freilich nicht entscheiden. F. H—ow.

Richard Burton, der berühmte und geistvolle Reisende, ist seit zwei Jahren englischer Consul zu Santos in der brasilianischen Provinz San Paulo, welche er bereits nach allen Richtungen hin durchwandert hat. Im Juni hat er angefangen, die Provinz Minas geraes zu erforschen; er will auch den San-Francisco-Fluß befahren und die Wasserfälle von Paulo Affonso besuchen. Wir dürfen von ihm ein Werk über Brasilien erwarten, und ein Vergleich desselben mit J. J. v. Tschudi's Buch über dieses Reich wird gewiß sehr interessant sein.

Das Territorium Arizona, welches so reich an edelen Metallen und so arm an Menschen ist, hat nach der jüngsten Censusaufnahme nur 7136 Einwohner. Davon kommen auf County Pima 2776, Yuma 1156, Mohava 336, Yavapel 2327, Pah Utah 541 Seelen.

Zur Minenstatistik der australischen Colonie Victoria. Das dortige Minenministerium hat den statistischen Bericht über die verschiedenen Minenergebnisse des Jahres 1866 veröffentlicht. Nach demselben beschäftigten sich während des ganzen Jahres 73,577 Personen mit Goldgraben. Am 31. December 1866 waren 55,916 Personen bei Alluvial- und 14,878 bei Quarzarbeit beschäftigt. Von dieser Anzahl arbeiteten 20,100 Chinesen in Alluvial- und 34 in Quarzwerken. Die durchschnittliche jährliche Ausbeute belief sich, ohne Classification der verschiedenen Werke, auf 80 Pf. St. 8 Sch. 3 P. an Goldeswerth pr. Mann. Die Anzahl der Dampfmaschinen bei Alluvialarbeit ist 480 mit 9981 Pferdekraft, die Anzahl derselben bei Quarzwerken ist 510 mit 9231 Pferdekraft, welche 5437 Stampfwerke treiben. Der Totalwerth aller Maschinerien ist auf 2,068,527 Pf. St. angegeben. Die Anzahl der wirklichen Quarzriffs ist 2282, und eine Fläche von 869 Quadratmeilen goldhaltigen Bodens ist seit der ersten Goldentdeckung in der Colonie mehr oder weniger bearbeitet worden. Am Ende des Jahres waren 1982 Goldmineencompagnien mit 5,702,243 Actien und einem nominellen Capital von 19,477,911 Pf. St. registrirt. Von Silbererz wurden 2139 Tons ausgearbeitet, welche 2348 Unzen Silber lieferten; außerdem wurden gewonnen 92 Tons schwarzer Sand, 350 Tons Kupfererz, 10,400 Quadratyards und 60 Tons flache Trotteirsteinplatten, 82 Tons Schiefer und 6¼ Tons Magnesit. Der Bericht schließt mit Aufzählung des Werthes aller verschiedenen Mineralien, welche von der ersten Goldentdeckung an bis Ende des Jahres 1866 gewonnen worden sind, wie folgt: Gold 129,909,063 Pf. St., Silber 3441 Pf. St., Zinn 185,537 Pf. St., Kupfer 3494 Pf. St., Antimonium 27,978 Pf. St., Steinkohlen 2899 Pf. St., Kaolin 7028 Pf. St., flache Trottoirsteinplatten 13,938 Pf. St. und einige andere Artikel. Der Gesammtwerth ist zu 130,154,332 Pf. St. berechnet, wobei jedoch zu bemerken ist, daß manche Quantitäten Gold stets heimlich ausgeschmuggelt werden, deren Werth in obiger Statistik nicht einbegriffen ist.

Kohlenstationen für die Dampfer in der Südsee. Die Insel Opare oder Rapa liegt in der Südsee unter 29°40′ südlicher Breite und 144° westlicher Länge; sie wurde 1791 von Vancouver entdeckt, ist gebirgig, hat etwa 500 sehr friedliche Einwohner und einen guten Hafen. Da sie in dem Striche liegt, welchen die Dampfer zwischen Panama und Neuseeland zu nehmen haben, so hat die betreffende Compagnie beschlossen, dort eine Kohlenniederlage für ihre Schiffe einzurichten. Diese werden also nun auf ihrer Fahrt eine Zwischenstation haben.

Wir wollen folgende Notiz, die wir im „California Demokrat" vom 9. Juni finden, mittheilen: — In der Nähe des vierzigsten Grades nördlicher Breite und etwa 1500 Meilen von unserm Hafen ist eine Insel entdeckt worden, die ihrer mittlern Lage wegen als besonders günstig zu einem Kohlendepot für Dampfer der chinesisch-californischen Linie erscheint. Gestern wurde von einer Privatgesellschaft der Schooner Leah dahin abgeschickt, um die Insel zu erforschen, und beabsichtigt die Pacific Mail Steamship Compagnie nächste Woche den Schooner Milton, G. Badger, nach der Insel abgehen zu lassen.

Transpacifische Dampfer. Die „Colorado" legte die Rückreise von Yokohama in Japan nach San Francisco in 19 Tagen zurück. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt 5233 Seemiles, wird aber, wenn man einen südlichen Curs nehmen muß, etwas verlängert. Jetzt beträgt die Entfernung von Neuyork über Panama, San Francisco und Yokohama nach Hongkong (die beiden letzten Punkte liegen 1645 Miles aus einander) 12,139 Miles, die man in siebenthalb Wochen zurücklegt. Sobald die große pacifische Bahn vollendet sein wird, kann man 14 Tage davon abziehen und wird in 30 Tagen von Neuyork nach Hongkong gelangen. Rechnet man von Europa nach Neuyork 10 bis 12 Tage hinzu, so gelangt man aus der Elbe und Weser in 6 Wochen nach Hongkong.

Edle Metalle. In den Silbergruben zu Kongsberg ist jüngst ein Klumpen fast gediegenen Silbers gefördert worden, der vier Centner schwer ist.

Die Goldgruben in der venezuelanischen Provinz Guayana geben eine überraschend große Ausbeute. Es sind Californier dorthin gegangen.

Auch die Goldgruben in Costarica, namentlich jene von Santa Clara liefern unverhofft großen Ertrag.

*) Inbelschrift zur fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfeier der Friedrichs-Wilhelms-Schule in Stettin. Die Bedeutung der pommerschen Städtenamen. Verfaßt von Th. Schmidt, Oberlehrer und Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. 4. Stettin 1865.

In Californien ist zwischen dem Chile Camp und dem San Joaquin, in Calaveras-County, ein 15 Miles langer, 8 Miles breiter „Goldgürtel" entdeckt worden, welcher sehr ergiebig ist, doch fehlt es vorerst noch an Wasser. In der Nähe der Shasta-Buttes hat man sehr ergiebige Kohlenlager gefunden.

Gold in Neuschottland. Vor etwa sechs Jahren fand man die ersten Spuren desselben in manchen Buchten an der Meeresküste. Späterhin stellte Professor Campbell aus Halifax Nachforschungen an, die sehr günstig ausfielen, und nun begann das Goldgraben bei Oldham, Waverley, Renfrew, Montagu, Wine Harbour, Stormont und an manchen anderen Stellen. Es hat sich herausgestellt, daß der 300 Miles lange, 10 bis 40 Miles breite Streifen metamorphischen Gesteins, von Yarmouth bis zum Cap Corso, mehr oder weniger goldhaltig ist. Manche Stellen sind ungemein ergiebig, und das angelegte Capital ergiebt einen Profit von 30 bis zu 1200 Procent. In der neuesten Zeit sind mehrfach einzelne kleine „Grants", welche erst vor ein paar Monaten von einigen Arbeitern in Angriff genommen worden waren, für 20,000 bis 40,000 Dollars verkauft worden. Die Ophir-Compagnie begann ihre Operationen bei Renfrew in der Nähe von Halifax im September 1865; sie hat in ihrem ersten Jahresberichte nachgewiesen, daß sie von dem Ertrage der ersten zwölf Monate sämmtliche Gebäude, Maschinen, Stampfmühlen ꝛc. bezahlt und außerdem einen Nettoüberschuß von 137,000 Dollars hat.

Die finanzielle Lage Frankreichs 1867. Glanz und Ruhm kosten viel Geld und die Völker empfinden es. Einst galt es für klug und verständig in Betreff der Finanzen wirthschaftlich zu verfahren und unnöthige Ausgaben zu vermeiden, aber das gilt jetzt längst für einen überwundenen Standpunkt. Man spielt nicht mit Millionen, sondern mit Milliarden wie die Kinder mit Steinen. Es ist charakteristisch für die modernen Staaten, daß sie kopfüber ins Schuldenmachen hineinstürzen; bei einem Privatmanne würde man dergleichen für Wahnsinn erklären und ihn unter Curatel stellen. Italien, die Vereinigten Staaten und Frankreich stehen in vorderster Reihe; dann kommt Oesterreich, das aber mehr im Drange der Noth und nicht mit so formidabelem Leichtsinn finanziell nahezu sich ruinirte. Was für Zustände, bei welchen ein Drittel der Staatseinnahmen für Zinszahlung der öffentlichen Schuld, ein anderes Drittel für Soldaten und vom übrigen Drittel eine hohe Civilliste gezahlt werden muß! Was bleibt übrig für productive Zwecke und für Anstalten der Bildung? Kein Mensch denkt daran jemals, das Capital zurückzuzahlen, auch wäre das ein Ding der Unmöglichkeit; man amortisirt höchstens mit winzigen Summen und thut sich schon darauf etwas zu Gute, wenn man die Zinsen der Schuld nicht durch neues Schuldenmachen erzwingt. In Frankreich hat man für 1867 die Summe von 21 Millionen für den Tilgungsfonds angewiesen, während die Schuld bereits über 10,000,000,000 beträgt. Wenn man damit fortführe, würde man die kurze Frist von nur 500 Jahren gebrauchen, um die Schuld abzutragen, vorausgesetzt, daß sie nicht vermehrt würde. Sie ist aber binnen 15 Jahren um das Doppelte vermehrt worden.

Ein Aufsatz im „Siecle" erläutert die Sache. Die Zinsen für die Staatsschuld sind im Budget für 1868 angegeben auf 512,880,563 Francs; 8,948,701 Francs mehr als 1867, in Folge der schwebenden Schuld, welche zur Zeit der Feststellung des Budgets auf 886,948,100 Francs angegeben wurde. Damals waren für 106,000,000 Schatzscheine in Umlauf; diese Ziffer muß sich aber, in Folge der Rüstungen in Armee und Flotte, für 1868 verdoppeln oder gar verdreifachen, die schwebende Schuld also auf mehr als eine Milliarde kommen. Von der consolidirten Schuld erfordert allein die 3procentige Rente jährlich 303,063,186 Francs Zinsen; das Capital der Schuld übersteigt 10 Milliarden, d. h. 10,000 Millionen, beträgt also fünfmal mehr als das Jahresbudget. Die schwebende Schuld wird über kurz oder lang auch consolidirt werden müssen, denn man kann doch nicht immer eine solche Milliarde auf den Schultern hin- und herwälzen.

Ein merkwürdiges Item sind die „Annuitäten", also die Pensionen, für welche die Ziffer ungemein angewachsen ist; sie erfordern die Kleinigkeit von 88,458,539 Francs, wovon 44,050,000 auf Soldatenpensionen kommen, die Civilpensionen betragen 31,393,000 Francs. Gloiresoldaten aus der Zeit des ersten Napoleon sind außerdem angesetzt mit 2,700,000. Der Kaiser bezieht 25,000,000 an baarem Geld, alle anderen Emolumente als da sind Schlösser ꝛc. nicht gerechnet; die Prinzen und Prinzessinnen, außer sonstigen Vortheilen, 1,500,000. Der Senat kostet jährlich 5,100,000 Francs, d. h. jeder Senator bezieht täglich 83 Francs 83 Centimes persönlich; dazu kommen noch die Ausgaben für die Kammer selbst, den Präsidenten und den Palast sammt Garten. Die zweite Kammer kostet nur 4,812,000 Francs, immerhin sind 10 Millionen viel für eine derartige „Volksvertretung", wie Frankreich sie hat. Die Ritter der „Ehrenlegion" erfordern jährlich mehr als 10,000,000 Francs. Allerdings ist ihre Zahl so beträchtlich, daß sie allein ein ganzes Armeecorps bilden könnten.

Die Schulden und Abgaben im Staate Neuyork. Sie sind kolossal. Die Staatsschuld belief sich am 30. Juni 1867, inclusive 27,644,000 Dollars Bounties, mit denen man die patriotischen Freiheitskämpfer zur Einreihung in die Nordarmee veranlaßte, auf 51,753,082 Dollars. Die Schulden der einzelnen Counties und Städte stellen sich auf die Kleinigkeit von 85,675,645 Dollars, von welchen 41,927,998 Dollars auf Bounties entfallen, Gelder, welche man an die patriotischen Recruten als Handgeld beim Anwerben bezahlte oder als Loskaufssummen gab. In Summa eine Totalschuld von 137,428,727 Dollars „für die glücklichen circa 4 Millionen dieses Staates", wie der Handelsbericht des Neuyorker Handlungshauses Janssen, Schmidt und Ruperti vom 3. Juli d. J. sich ausdrückt. Derselbe Bericht meldet weiter: „Die Abgaben der Stadt Neuyork stiegen von 16,950,767 Dollars im Jahre 1866 auf 24,889,655 Dollars in 1867. Davon erhält der Staat 3,375,237 Dollars; an die Counties werden abgeführt 6,778,901 Dollars; das Uebrige geht in die Stadtcassen. Und wohlgemerkt: Alle diese Zahlen sind unabhängig von der noch weit größern Last der Schulden und Steuern für die Föderalregierung!" Die Republik der Vereinigten Staaten hat in Folge des Unterjochungskrieges gegen die Conföderirten und die in der Geschichte aller Völker beispiellose Corruption die höchsten Abgaben und die theuersten Preise für alle nothdürftigen Lebensbedürfnisse in der Welt.

Aus dem fernen Orient. Die europäischen Einflüsse machen sich in Indien mehr und mehr bemerklich, namentlich auch darin, daß das Kastenvorurtheil unter den reicheren und gebildeten Classen sehr abgeschwächt erscheint. Als im Frühjahr verlautete, daß eine Anzahl Eingeborener Europa und die Pariser Ausstellung besuchen wollten, wurde ihnen mit Bann und Ausstoßung aus der Kaste gedroht. Das hat sie aber nicht abgeschreckt, denn mit einem der letzten Dampfer gingen aus Bombay nach Suez und von dort durch Aegypten nach England: „zwei Banias, zwei Bhattias, zwei Bhonsallis, ein Pendschabi, ein Bramine aus Guzerat und drei Perbus." Dazu kamen noch vier Parsis, welche bekanntlich keinerlei Art von Kastenvorurtheil haben. Der „Times of India" zufolge war für die nächsten Dampfer abermals eine Anzahl von Eingeborenen angemeldet worden.

Auf der Insel Ceylon herrschte freudige Bewegung, weil endlich, am 5. April, die Eisenbahn von Kandy nach Colombo eröffnet worden war. Vor neun Jahren wurden die Erdarbeiten begonnen.

In Singapore hat sich ein Sandalenstreit erhoben. Ein Araber hatte in einem Civilproceß vor Gericht zu erscheinen

und sollte einen Eid leisten. Dazu war er auch bereit, wollte sich aber nicht dazu verstehen, seine Sandalen abzulegen; er werde das auf keinen Fall thun und sich lieber zur Strafe verurtheilen lassen. Nun ist es aber Brauch, daß Asiaten einen Eid nur ablegen können, wenn sie mit nackten Füßen vor den Richter treten. Der Araber wurde verurtheilt. Seine zahlreichen Landsleute haben dann eine Denkschrift beim Gouverneur eingereicht, in welcher sie nachweisen, daß jenes Gebot, die Sandalen abzulegen, aus der Zeit stamme, da Singapore noch unter der ostindischen Regierung gestanden; diese habe die betreffende Anordnung erlassen; jetzt bilde Singapore aber eine besondere Colonie und man könne den bisherigen Brauch beseitigen. Die Sache erschien wichtig genug und die Orientalen legten ihr großen Werth bei. Deshalb wurden mohammedanische Notable um ein Gutachten befragt; es lautete dahin, daß es von jeher ein strengbefolgter Brauch gewesen sei, bei einer so feierlichen Handlung, wie die Eidesleistung sei, die Schuhe oder Sandalen abzulegen. Dabei müssen nun die Araber sich beruhigen.

Eine japanische Zeitung. Wir verdanken der Freundlichkeit des Herrn Geh. Rath H. C. von der Gabelentz die Mittheilung eines japanischen Zeitungsblattes, und zwar die erste Nummer desselben, welche am 1. März 1867 in Yokohama erschienen ist. Sie führt den Titel: Ban kok 'schin bun schi (all countries news hearing paper), bringt also Nachrichten aus allen Ländern. Herausgeber ist der englische Geistliche Buckworth Bailey, seine Mitredacteure sind Japaner. Das Blatt soll zwei bis drei Mal monatlich erscheinen, hat kleines Quartformat und ist nur auf einer Seite bedruckt. Auf dem Titelblatt sehen wir einen Dampfer der Peninsular and Oriental Company und über demselben eine große aufgehende Sonne, von welcher viele Strahlen auslaufen; in der Mitte des Kreises befindet sich der Titel. Der einleitende Artikel, dessen Analyse wir in der „Japan Times Overland Mail" vom 16. März finden, bemerkt, daß die Zeitung den Zweck habe, das japanische Volk mit wichtigen Begebenheiten, die sich in fremden Ländern ereignen, bekannt zu machen. Es werde für die so intelligenten Bewohner des Inselreiches gewiß von Interesse sein, etwas über andere Gegenden zu erfahren. In einem andern Aufsatze tauschen zwei gebildete Japaner, Utschitscho und Sescho, welche einander in London begegnen, ihre Ansichten aus. Der eine ist über Suez, der andere über Panama nach Europa gereist und beide erzählen einander, was sie gesehen haben. Weiter folgt eine Schilderung der Fahrt des Dampfers „Colorado", welche eine Beschreibung des elektrischen Telegraphen enthält und der Wirkungen, welche derselbe auf den Weltverkehr übt. Die japanische Regierung will ihn auch einführen, vorerst zur Probe auf der Strecke von Yokohama nach Yeddo. Dann folgen Handelsberichte und Marktpreise der Hauptproducte, hinterher allerlei vermischte Nachrichten und dann auch Ankündigungen. Dergleichen hatte Japan bisher nicht, und sie werden ohne Zweifel von großem Nutzen sein. Ein Kaufmann van Reed z. B. warnt seine japanischen Freunde und Kunden vor seinem Commis Banto, welchen er wegen Unterschleifs aus seinem Dienst entlassen habe, und dergleichen mehr. Jene Zeitung ist für Japan ein Fortschritt mehr.

Zustände in Griechenland. Das buntscheckige Völkergemisch aus Griechen, Slaven und Arnauten, welches man als Hellenen, richtiger wohl als Gräkoslaven bezeichnet, hat eine große Abneigung, seine Staatsschulden zu bezahlen und dadurch kommen viele Engländer um das Ihrige. Sie sind bitterbös darüber und finden nun heraus, daß die Türken als viel ehrenwerther zu betrachten, die Griechen aber „in Europa ganz drunter durch seien" (the Greeks are down in Europe). Kläglich genug sind die Verhältnisse in dem Reiche des Königs Georgios des Ersten. In einem Consulatsberichte wird gesagt, daß die griechischen Unterthanen des Sultans praktisch genommen eben so behandelt würden, wie die osmanischen. Der Türkei wirft man vor, daß sie keine Straßen und Brücken baue und den Räubern das Handwerk nicht legt; genau dasselbe gilt von der christlichen Regierung in Griechenland. Diese wolle das Volk, das weniger schlecht sei als sie, von Erwägung der kläglichen Verhältnisse im Innern ablenken und mit den Dingen auf Creta, in Thessalien, Epirus und der Türkei beschäftigen. Aber das Volk muß erhöhete Steuern zahlen, der Handel liegt danieder, Leben und Eigenthum sind durchaus unsicher; dabei schwärmt man denn von einem großen Griechenreiche. Aber Anarchie ist in Patras, in Acarnanien, Aetolien und Attika, und eben so auch an der Grenze. Das Räuberwesen war in den letzten Jahren der Regierung König Otto's im Peleponnes fast ganz verschwunden, hat aber neuerdings einen neuen Aufschwung gewonnen, und die Umgegend von Athen ist nicht mehr allein der am wenigsten von Briganten heimgesuchte Theil des hellenischen Königreichs; Achaja ist eben so unsicher, und hier wird der Menschenraub schwunghaft betrieben. In Attika ist der „große Klephthe" Kitzos, der „König der Berge", endlich gefangen worden, er, der von den albanesischen Bauern des Landes in Liedern gepriesen wurde; aber Andere setzen das Geschäft fort. Eine Finanzverwaltung ist in Wirklichkeit kaum vorhanden, in der Staatscasse ist kein Geld, aber man will eine Anleihe zu machen versuchen, damit das hellenische Königreich doch seinerseits auch eisengepanzerte Schiffe ankaufen könne. „Merkwürdig, daß es christliche Griechen sind, welche der Regierung des Sultans so viel Geld vorstrecken, wie diese nur verlangt, daß sie aber sich standhaft weigern, der christlichen Regierung des Königs Georgios etwas zu leihen." Die Türken bezahlen wieder, was sie borgen, die Hellenen in Athen thun das aber nicht. So erklärt sich die Sache.

Blutige Zeiten in Neuyork. Der dortige „Herald" schreibt: „Wir haben, abgesehen von den zahlreichen Gerichtsverhandlungen über, und neuen Verhaftungen wegen Mordthaten, nicht weniger als etwa dreißig neuverübte Mordthaten und Mordanfälle zu verzeichnen, die sich binnen drei Tagen ereignet haben. Darunter sind einige Kindsmorde und ein halbes Dutzend Selbstmorde. In Cincinnati sind jüngst an einem Tage drei Selbstmorde und zwei scheußliche Mordthaten vorgekommen. Man kann das als einen Blutcarneval bezeichnen." Ein Neuyorker Berichterstatter des „Standard" sagt: In keinem andern Lande der Welt, in welchem Weiße wohnen, herrscht eine so große Nichtachtung des Menschenlebens als hier, und in keinem andern werden göttliche und menschliche Gesetze in solcher Weise mißachtet als hier. Vom vorigen Sonntag bis heute, 15. Juni, sind in dieser Stadt und in Brooklyn dreizehn Mordthaten vorgekommen. Am „Sabbath" erschoß W. A. King seine Maitresse; er war ein sehr streng puritanisch erzogener Mensch aus Massachusetts. Sein Vater hatte ihm 11,000 Dollars mitgegeben, um hier ein Geschäft anzufangen, die aber bald vergeudet waren. Nachdem er dem Mädchen Chloroform in großer Dosis gegeben, schoß er sich selber todt. „Gieb Geld aus, so lange du etwas hast, und hast du keins mehr, so mache dem Leben ein Ende;" das ist jetzt die Losung. — Henry Bundy schoß seine Frau todt und hinterher sich. Er hatte die Arme lange verfolgt und oft geprügelt, hatte ihr die Kleider gestohlen und verkauft und führte dann ein Drama öffentlich auf; er hatte sie auf die Straße gelockt. Anzeichen, welche einen Umschwung zum Bessern andeuten könnten, sind nicht vorhanden.

Herausgegeben von Karl Andree in Braunschweig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Am obern Amazonas.

II.

Der Caballo Cocha. — Der peruanische Grenzhafen Loreto. — Ausflug an den Atacoari. — Brasilianische Deserteure als Ansiedler. — Die Ticunas-Indianer; ihre religiösen Vorstellungen und Tänze. — Eine Krankenbeschwörung. — Maskentänze der Indianer in Ega. — Die Sage von den Amazonen. — Die Plage der Stechmücken. — Ein gewaltiger Orkan auf dem Strome. — Verschwinden der Insel Jahuma. — Menschenraub der Missionaire.

In der Nähe von Moromorote, am rechten Ufer, mündete ein Wasserlauf, welchen Marcoy hinauffuhr. Er gelangte dann in einen Schwarzwasser-See, der zwei kleine Gefließe aus dem Innern aufnahm. Der See wird Caballo Cocha genannt, also Pferdesee; der Name ist zweisprachig; im Quichua bedeutet Cocha See. Er bildet ein fünf Leguas langes Oval von großer Regelmäßigkeit, die ansteigenden Ufer sind bewaldet und das dunkelfarbige Wasser ist sehr fischreich. Also auch hier wird Humboldt's Behauptung, daß dunkelfarbige Flüsse arm an Fischen seien, nicht bestätigt. Stechmücken fehlen und das ist eine große Wohlthat; die ganze Landschaft macht einen feierlichen Eindruck. Ein Franziskaner aus Pebas hat am See ein Missionsdorf gegründet und in demselben einige Ticunas-Familien angesiedelt, unter welchen er ein einsames Leben verbringt. Marcoy fand acht armselige Hütten und außerdem einige, die noch unvollendet waren. Der Missionair, ein weißer Mann, schien die Ankunft eines Fremden ungern zu sehen, benahm sich äußerst zurückhaltend, gab aber doch ein Nachtlager und begleitete den Reisenden auf einem Ausflug an den Ufern des Sees. Der Pflanzenwuchs war ganz prächtig. Marcoy bemerkte namentlich eine Carolinea mit schwefelgelben Blüthen und den Zimmtlorbeer, dessen Blatt wie Citrone und dessen Rinde wie Zimmt riecht; deshalb nennt man ihn in Brasilien Canelon. Im See tummelten sich Delphine und Lamantins, aber auch Kaimans.

Der Franziskaner hielt strenge Zucht; Marcoy fand in der Capelle zwei Indianermädchen, welche knieten. Sie hatten gelacht, während der Padre betete, und dafür sollten sie nun volle zwölf Stunden auf den Knien liegen und die Wand ansehen. Als der Fremde eintrat, lag die eine im Schlafe, die andere hockte nach Indianerweise. Als die Strafe auf Fürbitte des Europäers erlassen wurde, sprangen die braunen Kinder auf und liefen laut jubelnd davon.

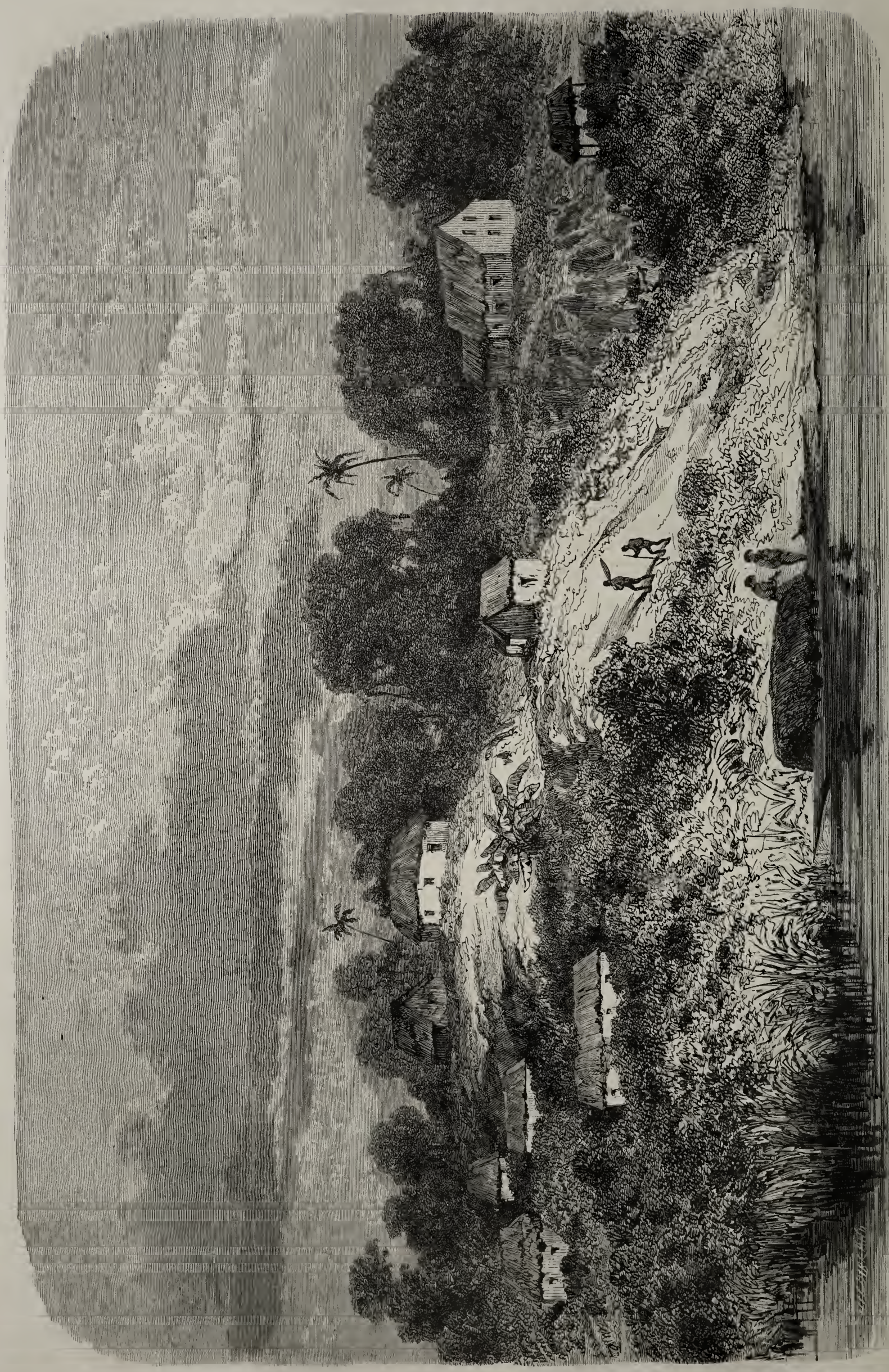
Nach einer vierstündigen Fahrt auf dem Strome wurde Loreto erreicht, die letzte Ortschaft in Peru. Unsere Abbildung zeigt, wie das Dorf aussieht, nach welchem eine Provinz benannt worden ist, deren Flächenraum dem mancher europäischen Königreiche gleichkommt. Marcoy zählte sechszehn Strohhütten; Herndon giebt an, daß die Einwohnerzahl sich auf etwa 250 Köpfe belaufe. Er fand dort den Amazonas drei Viertel einer englischen Meile breit und in der Fahrbahn 102 Fuß tief. Als er ein Boot sah, das wie ein Schooner betakelt war, sprach er zu sich: „Jetzt kommen wir der Civilisation nahe."

Die Hütten dieses armseligen Nestes stehen weit auseinander. In denselben leben mehrere Brasilianer, sodann Mulatten, Neger und Ticunasindianer. Der Handel ist in den Händen einiger Portugiesen, welche Sassaparille und getrocknete Fische einkaufen; sie haben allerlei Baumwollenzeug und Kurzwaaren auf dem Lager, doch sind die Geschäfte unbedeutend; seitdem Dampfer in Loreto anlegen, wird sich darin wohl einiges geändert haben. Aber der Aufenthalt ist unangenehm, weil man sich vor den Moskitos gar nicht retten kann, und eben so wenig vor dem Sandfloh, welcher sich unter die Fußnägel einbohrt.

Der Reisende machte mit einem jungen Portugiesen, welcher in der Schlucht von Atacoari Geschäfte hatte, einen Ausflug dorthin. Er fuhr in einer Piroge den Amazonas eine Strecke hinauf und gelangte dann an den Schwarzen Fluß, welcher durch die „Quebrada" strömt. Im Innern dieser Schlucht haben Jesuiten aus Ecuador 1710 eine Mission gegründet und dieselbe Unserer lieben Frau von Loreto geweiht; davon ist aber keine Spur übrig geblieben. Die Nachkommen der dort Bekehrten sind wieder in die Wälder gegangen und führen ein freies Leben an beiden Ufern des Atacoari. Es ist immer und immer wieder die alte Geschichte.

Der Amazonas dringt mit seinem weißen, trüben Wasser wohl eine halbe Meile weit in die Schlucht ein, welche gegen ihren Ausgang hin eng und vielfach gekrümmt ist. Die Zweige der mächtigen Bäume hängen weit über das Wasser hin und die Lianen überspannen dasselbe von einem Ufer zum andern. Seit einigen Tagen war der Fluß hoch angeschwollen, über die Ufer getreten und die Gesträuche standen tief unter Wasser. Die Fahrt im Zickzack nahm eine ganze Stunde in Anspruch und nicht selten fuhr der Nachen über grüne Gipfel hinweg bis zu einer Stelle, wo der Atacoari sich theilt. An dem einen Arme standen mehrere Hütten.

Bei den brasilianischen Soldaten kommt es nicht allzuselten vor, daß man einen Offizier umbringt, weil derselbe angeblich die Mannszucht allzustreng handhabe. Die Thäter entfliehen und derartige Deserteure, welche auf peruanischem Boden eine Freistätte finden, waren Besitzer jener Hütten. Sie hatten sich Ticunafrauen genommen, die irgend einer Mission den Rücken gekehrt. Sie pflanzen Maniok und



Nuestra Señora de Loreto.

Bananen, gehen auf die Jagd, fischen, sammeln gelegentlich Sassaparille und Cacao, für welche sie dann Bekleidungsstoffe für sich und Glasperlen für ihre Frauen einhandeln. Mit ihrer Lebensweise sind sie ungemein zufrieden und fühlen sich glücklich; die Gesellschaft stößt sie aus, aber die Natur nimmt sie mit offenen Armen auf.

Der Portugiese schloß mit dem Obmanne des Dorfes über eine Ladung Sassaparille ab, welche er nach Manaos (Barra do Rio Negro) schicken wollte. Beide Theile waren mit dem Geschäfte zufrieden und tranken Tafia. Am nächsten Morgen wurde die Fahrt auf dem Atacoari weiter fortgesetzt, bis zu einem Dorfe der Ticunas. Diese Indianer machten auf den ersten Blick einen nicht gerade unangenehmen Eindruck. Der Morgen war frisch und duftig, der Thau tröpfelte von Blättern und Blumen, das Gezweig war von munter singenden Vögeln belebt. Als die Piroge rasch durch das Wasser um einen Landvorsprung fuhr, bot sich ein anmuthiges Bild dar, ein Nachen, in welchem ein Ticuna mit seiner Frau saß; er ruderte, sie steuerte; im Schiffchen lag ein Haufen Bananenfrüchte. „Wir fuhren näher hinan und waren bald in Unterhaltung mit diesen Indianern. Ihre Hautfarbe war so dunkel wie altes Mahagonyholz und das lange Haar hing bis über die Schultern hinab. Der Mann hatte sich auf jeder Wange große und breite Streifen tättowirt; die dunkelblaue Farbe war durch Einreiben des Saftes vom Pseudoindigo (Pseudo Anil indigofera) hervorgebracht worden. Er trug als Halsband eine Anzahl von Stricken, an welchen viele Affenzähne befestigt waren und an jedem Oberarme eine Binde von Baumwollenzeuge mit einem runden Büschelknopfe, der aus gelben Federn bestand, und in demselben steckte dann eine Anzahl von Arasfedern. Aehnliche Binden, jedoch ohne alle Verzierung, befanden sich über den Fußknöcheln. Die Frau war nicht tättowirt, hatte auch keine Binde um dem Arme, dagegen trug sie um den Hals ein Band von rothen Glasperlen gelegt, über den Fußknöcheln ein baumwollenes Band und um den Hüften einen schmalen Streifen Baumwollenzeuges."

Diese Gruppe auf dem Wasser machte in dem Halbdunkel der waldigen Schlucht, in welche der blaue Himmel an einzelnen lichten Stellen gleichsam nur hineinlugte, einen

Piroge der Ticunas auf dem Atacoari.

ganz eigenthümlichen Eindruck, und die Lichtreflexe erschienen sehr seltsam; der Kahn wurde angehalten und während der Portugiese eine Unterredung mit den Ticunas anknüpfte, zeichnete Marcoy, der sich eine so günstige Gelegenheit nicht entgehen ließ. Es schien aber die Indianer sehr zu verdrießen, daß der fremde Mann sie so oft ansah; was er wollte und that begriffen sie nicht, denn woher sollten sie gewußt haben was Portraitzeichnen ist? Das Paar unterhielt sich lebhaft in einer Sprache, die viel mehr mit der Kehle als mit der Zunge geredet wurde. Alle Gutturalen des Hebräischen, alle Doppelconsonanten des Quichua, alle G, J und X des Spanischen zusammengenommen erscheinen sanft wie Flötenton gegen das abscheuliche Gegurgel dieser Ticunas.

Uebrigens verstehen diese Indianer, wie die meisten Stämme jener Gegend, etwas vom Tupi und konnten sich in diesem ausdrücken. Sie wurden von den Ruderleuten des Portugiesen gefragt, wie es komme, daß sie schon so früh hier auf dem Wasser seien, und die Antwort lautete, daß sie aus ihrer Pflanzung Bananen geholt hätten. Mit dem Vorrathe, welchen sie im Kahne hatten, konnte eine ganze Familie gewiß eine Woche lang auskommen und diese Zeit über mochten sie sich müßig in der Hängematte schaukeln; der lieben Nahrung halber brauchten sie auch nicht einen Finger zu rühren.

Der Ticunas wird schon in Berichten des siebenzehnten Jahrhunderts erwähnt. Als Pedro Texeira den Amazonas hinauffuhr, saßen sie am linken Ufer zwischen dem Ambiacu und dem Atacoari, hatten im Norden die Pehuas und Yahuas, im Osten die Yuris vom Putumayo und im Westen die Orejones vom Napo. Diese Begrenzung trifft auch heute noch zu, aber die Volkszahl hat sich wesentlich vermindert. Die Ticunas wurden katechisirt erst von portugiesischen Carmelitern und dann von spanischen Jesuiten. Zwei europäische Mächte stritten mit bewaffneter Hand um das Land dieser Wilden und um diese selbst. Dabei gingen viele derselben zu Grunde und mehr als einmal wütheten dann auch die Blattern; diese vollendeten, was durch die Missionaire und Soldaten angefangen war. Von den wilden Ticunas am Atacoari sind kaum noch 150 Köpfe übrig; in einigen Dörfern am Amazonas lebt übrigens eine An-

zahl „Bekehrter“. Der Leser weiß schon, was er unter diesem Ausdrucke zu verstehen hat.

Man kann bei den Ticunas einige eigenthümliche Bräuche beobachten. Es kommt Jemand, um in einer Hütte Besuch zu machen. Sofort greifen alle Männer, welche gerade anwesend sind, nach der Lanze, halten ihm die Spitze entgegen und stellen sich, als ob sie ihm den Eingang verwehren wollten. Er weiß jedoch, wie es damit gemeint ist, drängt die Waffen mit beiden Händen zur Seite, tritt ein und nimmt auf der ersten besten Hängematte Platz. In jeder Hütte befinden sich deren drei bis vier. Der Inhaber der Hütte fragt nun den Fremden in Gurgeltönen, welche aus dem Innern eines

Ticuna-Indianer.

Bauchredners zu kommen scheinen: „Wer bist Du, Freund oder Feind? Woher kommst Du und was führt Dich hierher?“ Die Antwort ist leicht gegeben, weil der Ankömmling keine andere Absicht hat, als Handel zu treiben. Er zeigt also ein Muster von dem vor, was er mitgebracht hat, und nun redet man hin und her über das Geschäft, wobei der Trunk nicht vergessen wird. Der Ticuna hat Maniokmehl, Blasröhre, Pfeilgift und grobgewebte Baumwolle abzulassen; über diese vier Dinge geht seine ganze Industrie nicht hinaus.

In früheren Zeiten hatten diese Wilden mehrere Häuptlinge; jetzt sind sie völlig in einzelne Familien zersplittert,

deren jede ganz unabhängig lebt und auf sich allein angewiesen ist. Sie verehrten einen Schöpfer, den sie Tupana nannten. Es ist bemerkenswerth, daß sowohl in der Sprache der Yahuas und Ticunas wie in jener der Omagnas und Tupinambas der gute Geist übereinstimmend Tupana heißt, während jedes dieser Völker für den bösen Geist eine verschiedene Benennung hat. Bei den Ticunas heißt der böse Geist, welchen sie sehr verabscheuen, Mhohoh. Sie glaubten, daß die Seele eines Verstorbenen, je nach den Thaten, welche derselbe verübt, in ein vernünftiges Wesen oder in ein unreines Geschöpf übergehe. Nach ihrer Vorstellung war der Himmel in zwei Kugeln getheilt, eine oben und eine andere unten, und beide waren durch ein transparentes Gewölbe von einander geschieden. In der oberen Kugel befand sich Tupana; die Sterne, welche wir sehen, sind Lichtstrahlen, die von seinem Antlitz ausgehen, deren Glanz aber abgeschwächt wird, indem sie durch das transparente Gewölbe und die untere Kugel gehen. Die Flüsse waren Hauptadern der Erdkugel, die Bäche Nebenadern, und den Umstand, daß die Flüsse einen Lauf haben, leiteten sie von der Bewegung der Erdkugel um die Sonne her. Man sieht, die Vorstellungen dieser südamerikanischen Wilden waren verständiger als jene der Kirchenväter.

Heute ist ihnen von diesen Vorstellungen nichts geblieben als eine völlige Gleichgültigkeit gegen den Tupana und eine entsetzliche Furcht vor Mhohoh, dem Teufel, der besonders durch den bösen Blick schädlich wirkt.

Auch Herndon kam mit den Ticunas in Berührung;

Geißeltanz bei den Ticunas-Frauen.

keiner von allen, die er sah, hatte etwas vom Barte. Die Hütten fand er hübscher und bequemer als bei vielen anderen Indianerstämmen. Der oben erwähnte Padre, bei welchem der Franzose eine kühle Aufnahme fand, wird von dem Nordamerikaner gelobt; er habe seine Indianer in guter Ordnung gehalten; sie seien bekleidet, die Männer trugen Hosen und Kittel, die Frauen außer dem Hüftenschurz ein Gewand, das die Brust bedeckte. „Padre Flores fragt eben nicht viel danach, ob sie regelmäßig die Kirche besuchen, denn als er am Sonntage Messe las, war keiner von ihnen zugegen; aber sie fürchten ihn, er hält sie zum Arbeiten an, sieht streng darauf, daß sie selber und ihre Hütten reinlich bleiben. Auch steuert er dem Uebermaß im Singen und Tanzen.

Wir hörten aus der Ferne Musik und der Padre sagte mir, daß es sich dabei um eine Beschwörung handle, durch welche man einen Kranken zu heilen wähne. Dann führte er mich bis an eine große Hütte, aus welcher die seltsamen Töne kamen, und bemerkte, daß beinahe immer ein Kranker in derselben liege. Die Thür war nicht offen und wir mußten draußen horchen. Ich vernahm einen Gesang, der mich in das größte Staunen versetzte, denn dergleichen hatte ich nie zuvor gehört und ich glaube nicht, daß irgend eine Instrumentalmusik diese wunderbaren Töne wiedergeben könnte. Oftmals habe ich mich darüber gewundert, daß die Indianer mit täuschender Genauigkeit Thierstimmen nachahmen können, aber hier wußte ich in der That nicht, was ich sagen sollte. Die Töne waren, obwohl guttural, doch so sanft, so hell und klar, ja so süß, daß ich kaum glauben konnte, sie würden durch eine menschliche Kehle hervorgebracht; sie kamen mir vor wie Geisterstimmen aus einer andern Welt. Als Je-

mand der Thür nahe trat, entfernten wir uns, kamen aber bald wieder und mein Bootsmann öffnete die Hütte. Als wir in derselben erschienen, zogen sich mehrere Gestalten eilig in den Hintergrund zurück und wir konnten sie in dem Halbdunkel nicht näher beobachten. Wir sahen nur zwei Indianer, einen alten und einen jungen Mann, welche am Boden neben einem Feuer saßen, das durch eine Art Copal unterhalten wurde; beide kaueten Taback und entleerten ihren Speichel in einen irdenen Topf. Der jüngere machte ein verdrießliches Gesicht und drehte den Kopf der Wand zu; der Alte lächelte zwar, als der Padre ihm Kopf und Schulter berührte und ihn bat, mit der Musik fortzufahren, aber man konnte auch ihm anmerken, daß die Störung ihm nicht angenehm war.

Die Hütte war groß und erschien bei der Dunkelheit noch viel geräumiger. Im Hintergrunde brannte eine Fackel. Eine Anzahl von Hängmatten waren über einander angebracht, alle zwischen den Pfosten, welche das Dach trugen, und in jeder schien ein Mensch zu liegen. In einer Ecke bemerkten wir einen Verschlag von Rohr; hinter demselben lag ein junges Mädchen, das wir aber nicht sehen konnten. Schon früher hatte ich gehört, es sei unter vielen Indianerstämmen Brauch, die Mädchen, welche mannbar werden, so lange einzusperren, bis man Mittel genug beisammen hat, um ein großes Fest zu veranstalten, bei welchem das Trinken die Hauptsache ist. Nach dem Feste kommt die Jungfrau wieder zum Vorschein und es ist erlaubt, sich um ihre Hand zu bewerben. Gedörrtes Affenfleisch ist ein Lieblingsgericht."

Wir theilen hier zwei Abbildungen nach Zeichnungen Marcoy's mit, über welche indeß der Reisende uns eine Erklärung schuldig bleibt. So wissen wir nicht, wie es sich

Maskentanz der Ticunas.

mit dem „Geißeltanze" eigentlich verhält. Auch über den „Maskentanz der Ticunas" bemerkt er nichts. Wir können also nicht sagen, ob derselbe eine religiöse Bedeutung habe, wie der Bayentetanz bei den Yahuas. So viel ist jedoch sicher, daß solche Maskentänze bei vielen anderen Stämmen am Amazonas vorkommen und mehr oder weniger mit religiösen Vorstellungen zusammenhängen. Bates in seinem inhaltreichen, schon vielfach von uns benutzten Werke*) spricht ausführlich über diese Tänze. Er verweilte fast ein Jahr lang in Ega, das am rechten Ufer des Hauptstromes unweit der Mündung des Teffé liegt; dort fand er Individuen aus nicht weniger als sechszehn verschiedenen Indianerstämmen. Diese feiern alle katholischen Feiertage mit, und bei den Lustbarkeiten kommen portugiesische und indianische Ceremonien in buntem Durcheinander vor. Daneben haben die braunen Menschen noch ihre besonderen Festlichkeiten, an welchen Leute aus allen Stämmen ohne Unterschied sich betheiligen. Maskenaufzüge spielen dabei eine große Rolle; man brennt Feuerwerk ab, hält Umzüge, trommelt und pfeift; die Tänze sind sehr einförmig, dauern aber viele Stunden lang ohne jede Unterbrechung fort, und am Ende ist Alles toll und voll betrunken. Der Indianer kann mit erstaunlicher Fertigkeit verschiedene Thiere nachäffen. Er legt diesen Festlichkeiten eine superstitiöse Bedeutung unter, aber recht lustig muß es dabei hergehen. Auch die kirchlichen Ceremonien der Weißen und der Mischlinge haben vielfach ein heidnisches Gepräge angenommen, und besonders geht es bei der Johannisfeier

*) The naturalist on the river Amazons, London 1864, S. 320 ff., 450 ff.

hoch her. Männer und Knaben vermummen sich in phantastischer Weise und namentlich dürfen einige Riesen nicht fehlen. Einer derselben stellt den Caypor vor, eine Art von Waldgott, der bei allen Tupivölkern vorkommt, von ihnen als Curupira bezeichnet wird und bei den verschiedenen Stämmen verschieden dargestellt wird. Er ist aber allemal ein Ungeheuer; in Ega erscheint er als ein mißgeschaffenes Monstrum mit rother Haut und lang herabhängender, rothhaariger Zottelmähne. Er beherrscht unterirdische Wiesen und waldige Jagdgründe, in denen er Wild in Menge findet. Gefürchtet wird er nicht, nur den Kindern jagt man Schrecken mit ihm ein. Bei den Vermummungen sind Thiergestalten sehr beliebt: Ochsen, Hirsche, Jaguars und große Vögel; man stellt sie vermittelst geflochtener Gestelle von dünnem Holz oder Rohr dar, über welches dann eine Gewandung gehängt wird. Bates bemerkt, daß er oftmals die Lebenswahrheit bei diesen Vermummungen bewundert habe. Ein brauner Bursch äffte z. B. einen Tapir vortrefflich nach. Er hatte sich eine elastische Nase verfertigt, welche den Rüsselansatz des Thieres vorstellte, und bewegte denselben beim Grasen auf allen Vieren genau so, wie der Tapir selber es thut. Ein anderer stellte einen Jabirukranich dar, und auch diese Nachahmung war meisterhaft. Auch Bates selbst mußte herhalten. Ein Indianer borgte von ihm einen Kittel und einen Strohhut, dazu noch Insectennetz, Jagdtasche und Nadelkissen; damit spielte er im festlichen Aufzuge den Engländer, und um seine Sache recht gut zu machen, hatte er auch eine Brille aufgesetzt.

Auch weiter oben am Strom, zu San Paulo, das eine Strecke weit unterhalb von Tabatinga liegt, fand Bates Maskeradentänze bei den „Tucunas“. Diese kennen als höheres Wesen nur allein den Jurupari, einen bösen Geist, der bei allen ihren Ceremonien eine wichtige Person ist. Alles Unheil und Mißgeschick, für welches man keine besondere Ursache nachweisen kann, wird durch ihn veranlaßt. Die Tucunas beantworten jede Frage über das Wesen dieses bösen Geistes ausweichend und thun dabei sehr geheimnißvoll; Bates konnte nur so viel ermitteln, daß sie von einem Schöpfer oder von einem wohlwollenden höhern Wesen gar keine Ahnung haben. Bei ihrem Mummenschanz hatten sich Manche, nach Art des Papageno, ganz mit Federn von Papageien und Macaws behängt; die Häuptlinge trugen Brustfedern vom Tukan (Pfeffervogel) und Gürtel von Federn. Andere hatten lange Röcke, die bis über das Knie hinabreichten; diese waren aus der innern Rinde eines Baumes verfertigt, und der Stoff war so sauber und hübsch geflochten, daß er einem guten Gewebe glich. Der Jurupari wird so häßlich und abschreckend wie irgend möglich dargestellt. —

Doch wir wenden uns wieder zu dem Berichte Marcoy's, den wir am Atacoari verlassen haben. Bekanntlich versetzten die früheren Reisenden ein Volk indianischer Amazonen irgend wohin an den obern Amazonenstrom; sie sollten am Flusse Rhamondas wohnen; Orellana wollte sie gesehen haben; La Condamine zog Erkundigungen über sie ein von einem brasilianischen Unteroffizier, dessen längst verstorbener Großvater allerlei von ihnen erzählte. Bis heute sind aber diese Amazonen im Bereiche der Fabel geblieben und in diesem werden sie auch wohl ewig verweilen müssen. Gewiß ist übrigens, daß indianische Weiber unter Umständen Muth und Geistesgegenwart zeigen.

Ein Ticuna war mit seiner Frau in einem Kahne bis zu einer Stelle am linken Ufer des Atacoari gefahren, von wo er Maniokwurzeln holen wollte. Als er eben ans Land steigen will, kommt ein Jaguar aus dem Ufergebüsch hervor und macht einen Sprung. Sei es, daß er denselben nicht genau berechnet hatte oder daß der weiche Boden ihm hinderlich gewesen, genug, er packt den Mann, welcher vorn im Nachen stand, nicht bei den Schultern, sondern reißt ihm mit einer Tatze die Kopfhaut derart herunter, daß der Indianer, förmlich skalpirt, von Blut überschwemmt im Kahne niederfällt. Der Tiger liegt im Wasser und macht Anstalt, in den Nachen zu klettern. Aber die Frau hat die Lanze ihres Mannes ergriffen und rennt sie dem Unthier dermaßen in den Rachen hinein, daß es völlig aufgespießt wird, in den Fluß zurückfällt und nach wenigen Minuten verendet. Die Ticunafrau nimmt dann ihren Platz wieder ein, rudert nach ihrer Hütte zurück, bringt den Verwundeten in eine Hängematte und legt Gras auf den abgehäuteten Kopf. Etwa zwei Stunden nach diesem Vorfalle kam Marcoy mit seinem portugiesischen Begleiter bei der Hütte an. Die Frau erzählte den Vorfall mit der größten Seelenruhe; der Portugiese nahm sein baumwollenes Taschentuch, goß Tasia darauf, that eine Handvoll Salz hinzu und verband damit dem Ticuna, der in heftigem Fieber lag, den blutigen Schädel.

Wir wollen einige Wörter der Ticunasprache hersetzen: Gott, tupana; Teufel, mhohoh; Himmel, nahne; Mond, tahuemajeh; Sonne, ehajeh; Banane, ppohhi; Baumwolle, Maniok, ttscha, tesch; Palme, humieh; Peccarischwein, ñunhun; Tiger, haï; Kaiman, ccoya; Dieb, mhuinta; stehlen, mcuhuina; alt, yagua; eine Alte, yague; jung, yate. Zahlwörter: 1, hueih; 2, tarepueh; 3, tomepue; 4, aguemudschi; 5, huemepueh; 6, naïmehueapueh; 7, naïmehueatareh; 8, naïmehueatameapueh; 9, gomeapueh; 10, gomeh.

Loreto ist ein höchst unangenehmer Aufenthalt. Der Reisende sagt, daß es als ein Hauptquartier aller neun Arten von Moskitos anzusehen sei, die er am Amazonas getroffen habe. Nirgends fand er sie blutgieriger, ihr Summen und Pfeifen widerwärtiger, ihr Gift so brennend, und die zahllosen Wunden, welche sie mordgierig dem Fleische beibringen, heilen nur langsam. Selbst Hühner, Enten, Tauben, Hokkos, überhaupt die Hausthiere werden von ihnen entsetzlich gemartert, und um sich einigermaßen vor den Plagegeistern zu schützen, haben sie besondere Gewohnheiten angenommen. Um schlafen zu können, suchen sie ein Versteck auf, rollen sich im Sande herum und legen sich dann so nieder, daß alle unbedeckten Theile so viel als möglich mit Erde überzogen sind. Aber trotzdem finden die Stechmücken ungeschützte Stellen, und in den Stunden der Nacht hört das Schlagen mit den Füßen und die Unruhe der gemarterten Vögel nicht auf. Die wilden Thiere in den Wäldern suchen sich, so gut sie können, zu schützen. Der Jaguar geht ins Gebüsch, rollt sich zusammen und bedeckt sowohl Nase wie Augenlider mit seinen Tatzen. Das Peccari macht sich eine Grube und bedeckt sich mit dürrem Laube; der Tapir verkriecht sich im Schlamme und steckt nur das Ende seines Nasenrüssels hervor, um athmen zu können. Der Mensch endlich hat zum Schutz ein Moskitonetz, ein Gefängniß, in welchem er eine Luft von 40 bis 45 Grad Wärme einathmet.

Mit leichtem Herzen verließ Marcoy dieses „Mückennest“ Loreto, um den Amazonas hinab, zunächst bis Barra do Rio Negro, zu fahren. Er hatte eine Montaria gemiethet, deren Bemannung aus zwei Ruderern und einem Piloten bestand. Als er eben die Grenze Perus überschritten, war er Zeuge einer großartigen Naturerscheinung.

Von zehn Uhr Morgens an war die Hitze immer drückender geworden, und die Theerbekleidung des Fahrzeuges floß an den Seiten desselben herab wie Syrup. Gegen zwei Uhr wurde die Färbung des Himmels schwefelgelb, bald nachher graulich-grün, dann bräunlich-violett mit langen, mattgelben Streifen. Dann und wann riß der Wind in das Gewölk eine Oeffnung, durch welche die röthlichen Sonnenstrahlen

auf die Wälder am linken Ufer so herabschossen, daß alles Grün wie von Lichtflammen überzogen zu sein schien; das rechte Ufer war in eine röthliche Dämmerung gehüllt. Im Osten verschwamm das Wasser mit dem Himmel.

Bis dahin war der Strom ruhig gewesen; seine bleigraue Oberfläche schien an einzelnen Stellen von silberhellen Streifen durchfurcht zu sein, welche sich kreuzten und durch einander liefen. Es waren seltsame Lichtreflexe.

Gegen Abend bilden sich zwei prachtvolle Regenbogen in der Richtung von Norden nach Süden; sie spiegeln sich im Strome wieder, auf welchem unser winziger Kahn, einem Insecte vergleichbar, sich fortbewegt.

Das Gewölk wird immer dicker, die Regenbogen verschwinden, das Wasser geräth in Bewegung und der Wind fängt an zu heulen. Dann fährt eine gewaltige Böe, gleichsam als Vorbote des Orkans, der nun losbrechen will, über den Strom und reißt in denselben eine tiefe Furche. Vor sich her jagt und treibt sie einen dichten Schwarm von Vögeln: Papageien, Aras, Kaziken und Kurukus, welche sie von den Bäumen, auf denen dieselben Schutz gesucht, hinweggerissen. Sie werden umhergewirbelt wie dürres Laub; man sieht sie nur wenige Secunden lang; dann sind sie verschwunden. Aber der Anblick, so kurz er dauerte, war herrlich, denn ein Sonnenblick fiel auf das Gefieder, und das Rosa, Blau, Roth, Grün, Silberweiß, Schwefelgelb und Ebenholzfarbig durch einander machte einen wunderbaren Eindruck.

Als der Sturm ausbrach, lag das Fahrzeug sicher in einer Bucht der Ilha da Ronda. Das Palmendach gab

Der Amazonenstrom reißt die Insel Jahuma fort.

Schutz gegen Wind und Regen und der Reisende konnte den Verlauf des Orkans ruhig abwarten. Er wüthete so gewaltig, daß er die Insel Jahuma ganz und gar hinwegriß. Sie war etwa eine spanische Meile lang und mit mächtigen Bäumen bewachsen. Die Sturmfluth rollte über das Land hinweg, fraß die Uferwände an, bohrte gleichsam tiefe und breite Risse hinein und nun wurde eine Bodenstrecke nach der andern hinweggeschwemmt und in die Wellen hineingespült. Die alten Bäume leisteten nur kurzen Widerstand, aber das Wasser raffte sie doch gleichsam spielend hinweg. Marcoy konnte den ganzen Vorgang in aller Muße beobachten und eine Skizze entwerfen. Im Verlauf einer guten halben Stunde war Alles gethan; von Jahuma ist auch nicht eine feste Scholle übrig geblieben.

Wind und Regen ließen nicht nach und der Reisende mußte bis zum andern Morgen auf der Ilha da Ronda verweilen. In der Tupisprache heißt sie Yahuarate isla, Hundeinsel. Im siebenzehnten Jahrhundert hielten Bevollmächtigte Spaniens und Portugals auf derselben mehr als einmal diplomatische Besprechungen, um die Grenze zwischen Pern und Brasilien festzustellen. Das letztere wollte dieselbe bis zu den Quellen des Napo hinaufgerückt wissen, und Spanien nahm alles Gebiet am Amazonas bis nach Ega hinab in Anspruch. Zwei Mächte, deren keine aus ihren Besitzungen in diesen Einöden etwas Rechtes zu machen verstand, lagen in ewigem Streit über dieselben! Derselbe begann schon 1638; die Besprechungen führten zu keinem Ergebniß.

Inzwischen waren spanische Jesuiten aus Ecuador herabgekommen, um Missionen anzulegen. Damals, sagt der

Katholik Marcoy, war das Regiment in den spanisch-peruanischen Missionen nicht etwa ein väterliches. Man bürdete den Bekehrten zu viel auf, gab ihnen schlechte Kost und peitschte sie recht stark. Kein Wunder, daß sie hinwegstarben wie Fliegen. Aber die Zahl der Bekehrten sollte sich nicht vermindern, und um sie auf dem vollen Bestande zu erhalten, griffen die ehrwürdigen Patres zu einem Mittel, das wohl kaum mit christlicher Moral verträglich sein dürfte. Sie rüsteten Fahrzeuge aus, welche nicht bloß von Geistlichen, sondern auch von Soldaten bemannt waren. Diese mußten Menschenraub treiben, und Indianer nicht bloß auf peruanischem Gebiete, sondern auch in den Missionen auf brasilianischem Boden einfangen. Denn gegenüber den Missionen in Brasilien hegten die Jesuiten Eifersucht und unfreundliche Stimmung. Während die Patres solchergestalt Leiber und Seelen der Indianer zu fangen suchten, wurden die Dörfer von den Soldaten gründlich ausgeplündert. Sobald die Menschenräuber mit ihrer Ladung heimkamen, wurde ein Hochamt abgehalten und man stimmte Kirchenlieder an. Dann vertheilte man die „im Namen Jesu Christi" entführten Indianer in die Dörfer, welche in Folge des oben geschilderten Verfahrens in den Jesuitenmissionen verödet waren; man ersetzte so den Abgang. Manchmal brachte man eine Anzahl auch nach den Missionen am Huallaga, wo sie festgehalten wurden, um gelegentlich dorthin vertheilt zu werden, wo sich gerade Mangel an Heiden verspüren ließ. Bekehrt sollte und mußte ja werden, und deshalb nahmen diese geistlichen Razzias lange Zeit ihren Fortgang. Endlich aber wurden die Dinge der portugiesisch-brasilianischen Regierung denn doch allzu arg; sie ließ auf der Insel eine Schanze aufwerfen und die Besatzung derselben mußte jedes aus Peru kommende Fahrzeug anrufen. Daher der Name Insel der Runde, Ilha da Ronda. Von der Schanze ist keine Spur mehr übrig.

Unser Reisender gelangte am andern Tage nach einer Fahrt von kaum einer halben Stunde nach Tabatinga, dem brasilianischen Grenzorte.

Die drei großen Völkergruppen in Europa.

Von **Karl Andree.**

III.

Zwischen Slaven und Romanen wohnen die germanischen Völker; sie bilden die Kernbevölkerung Centraleuropas und sind in eine große Menge von Staaten getheilt. Germanen wohnen vom Nordcap bis zur italienischen Grenze, vom finnischen Meerbusen bis zum Wasgau in mehr oder weniger zusammenhängenden Gebieten. Auch haben sich germanische Leute tief in das Gebiet theils der Slaven und der Romanen hineingeschoben, theils sind diese beiden gleich Keilen in deutsche Lande eingedrungen oder von Alters her in ihren Gebieten sitzen geblieben. Sodann finden wir Germanen im Osten und Südosten, z. B. in den unteren Donauländern, in größeren oder kleineren Gruppen angesiedelt; sie bilden dort überall die Culturträger.

Das germanische Element waltet entschieden vor in Großbritannien; es ist ganz compact in Norwegen, Schweden, Dänemark, Norduiederland und Deutschland; die Schweiz hat zu drei Viertheilen deutschredende Bewohner; in Belgien überwiegt der flamisch-niederdeutsche Volksbestandtheil den wallonisch-romanischen an Zahl. Unser Erdtheil zählt etwa einhundert Millionen germanischer Menschen.

Die Germanen bilden in ihrem gesellschaftlichen und staatlichen Wesen einen ganz entschiedenen Gegensatz zu den beiden anderen Gruppen. Sie verwerfen instinctmäßig und aus ihrer innern Anlage heraus das Uniformiren, das trostlose mechanische Centralisiren, welches überall grundverderblich ist für eine gesunde freiheitliche Entwickelung und für die Rechtschaffenheit des bürgerlichen Lebens. Das mechanische Centralisiren ist ein politischer Mehlthau, und gegen den Soldaten-, Polizei-, Acten- und Bureaukratenstaat, diesen auf germanischen Boden herübergeschleppten Wechselbalg, muß ein rechtschaffener germanischer Mensch unablässig ankämpfen, — wäre es nöthig, bis zum Tage des jüngsten Gerichts.

Wo das germanische Wesen unverkümmert bleiben konnte, da, wo es nicht durch fremdartige Zuthaten verderbt worden ist, zeigt es überall eine große, der freien Beweglichkeit Spielraum lassende Mannigfaltigkeit, eine reiche Gliederung im gesammten Leben und in den politischen Formen. Diese traten in früheren Jahrhunderten viel gleichartiger hervor, als seit dem dreißigjährigen Kriege der Fall ist; das gemeinschaftliche Stammesgepräge war ehemals noch viel deutlicher zu erkennen, weil nicht durch so mancherlei fremdartige, durch romanisch-absolutistische Beimischungen corrumpirt. Das römische Recht ist gewiß großartig und verdient in wissenschaftlicher Beziehung unsere volle Anerkennung; aber in Deutschlands Leben ist durch dasselbe ein nicht minder verhängnißvoller Bruch gekommen, wie durch den Absolutismus auch, der sich zu nicht geringem Theil aus demselben herleitete und auf dasselbe stützte. Die Appenzeller Bauern, welche gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts einen rabulistischen „römischen Doctor" im Bodensee ersäuften, weil er in ihren Verhältnissen durch Sophistereien und Rabulistereien großes Unheil angerichtet hatte, verübten zwar eine That die sich nicht rechtfertigen läßt, aber sie hatten den richtigen Instinct. In den Städten wollte die Bürgerschaft eben so wenig von den römischen Juristen etwas wissen, und bei den Aufständen, welche, gleichfalls gegen Ende des genannten Jahrhunderts, z. B. in Braunschweig und in Worms ausbrachen, lautete die Parole: „Der Doctor soll ab sein." So wird man auch in unseren Tagen, obschon nicht durch Aufstände und Revolutionen, gegen die ungermanische Polizei- und Einerleheitsstaatlerei unablässig wirken müssen, damit wir regelrechte und gesunde Verhältnisse gewinnen. Der Polizei- und Gensdarmenstaat muß „ab sein"!

England, die Niederlande und Skandinavien waren so glücklich, jener romanisch-absolutistischen Wirthschaft nicht preisgegeben zu werden, unter welcher Deutschland so schwer zu leiden hatte und vielfach noch leidet. Jene wußten die Grundlagen ihres alten Staatswesens mehr zu behaupten; sie ließen sich die „historische Continuität" nicht unterbrechen, welche bei uns jeder Winkeldynast, der einen Louis quatorze im Kleinen zu spielen und die Majestät

der alten römischen Kaiser sich beizulegen für angemessen hielt, völlig über Bord warf. Was man bei uns aus den schweren Tagen des dreißigjährigen Krieges an frischem Volksleben und freiheitlichen alten Einrichtungen noch etwa gerettet hatte, das wurde vom modernen Verwaltungsstaate, der nur nach einer erborgten fremden und oftmals verschlechterten Schablone hantierte, geknickt und gebrochen. Allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft wurde die alte Bedeutung, die Selbstbestimmung, die Selbstthätigkeit und die gebührende Geltung verkümmert; die politischen Körperschaften wurden abgeschwächt und verknöcherten, gleich den Verbänden der Handwerker, aus welchen das frische Leben entwich, weil der alte Geist niedergedrückt wurde. Deutschland hatte in dem unheilvollen Religionskriege mehr als die Hälfte seiner Bewohner eingebüßt, und die andere Hälfte war zum größten Theil von den Sorgen des täglichen Lebens in Anspruch genommen; viel von dem alten Stolz und der Kraft, welche einst für die Deutschen sprichwörtlich waren, hatte sich verloren. In einer solchen Zeit kamen die stehenden Heere auf, begann das bedientenhafte Nachahmen französischer Muster im Staate von Seiten der Höfe und des herabgekommenen Adels, und in der Literatur von Seiten der Gelehrten, deren viele ja „Pensionen“ aus Frankreich erhielten. Katholische und protestantische Höfe buhlten um die Wette mit Frankreich und ließen sich von einer schlauberechnenden Politik in der Art gegen einander mißbrauchen, daß alle Einzelnen geschwächt wurden und das Ganze gleichfalls zu Schaden kam.

Die politische Unzucht war sehr arg geworden. Es läuft auf eine seltsame Naivetät hinaus, wenn dann, als der revolutionaire Orkan in Paris sich erhob und die stürmischen Wogen ihre Wellen über den Rhein bis an Oder und Weichsel trugen, die Höfe darüber ganz verwundert waren. Die Sache war aber ganz in der Ordnung.

Bei uns giebt es unter den Staatsmännern intelligente Köpfe, welche wohl begreifen, daß von gesunden Verhältnissen im öffentlichen Leben Deutschlands nur dann erst die Rede sein kann, sobald man mit gründlicher Umkehr die Selbstverwaltung wieder zu Ehren und zur Geltung bringt, so weit sie nur irgend mit den vielfachen Verflechtungen der neueren Lebensverhältnisse vereinbar ist. Die lästige und in alle Lebensverhältnisse barsch eingreifende Bevormundung ist ein wahrer Krebsschaden; die öffentliche Gewalt darf nicht die ohnehin undankbare Rolle einer irdischen Vorsehung spielen, nicht überall decretiren und „bestätigen“ wollen, sondern soll Bürger und Gemeinden in guter alter deutscher Weise sich, viel mehr als jetzt „erlaubt“ ist, selber überlassen. Es ist ohnehin gar keine Logik in der Anmaßung einer fürstlichen oder Beamten-Omnipotenz; der „Staat“, d. h. „Behörden“ sind nicht allmächtig; sie können nicht einmal einen Hungrigen satt machen.

Das Alles begriff ein großer Mann, Herr v. Stein; denn er war nicht mit engem, borussificirtem, sondern mit deutschem Geist erfüllt, und von dem Bewußtsein durchdrungen, daß an die Stelle des „Rocher von Brouze-“ Polizei- und Soldatenstaates der bürgerliche Verfassungsstaat gesetzt werden müsse. In dem Lande, in welchem er wirkte, hat man ihn bis auf diesen Tag vielfach nicht verstanden; auf keinen Fall hat er einen intelligenten und ebenbürtigen Nachfolger gefunden, und heute steckt die öffentliche Gewalt in Preußen mehr in den beklagenswerthen Auffassungen des ungermanischen Polizeiregimentes und absolutistischer Rückständigkeiten als je zuvor*).

*) „Ratibor, 20. November 1852. Gestern wurde hier der Fürst Karl von Lichnowsky, welcher vom Wahlcommissair Landrath von Elsner ausdrücklich dazu empfohlen worden war, mit 106 von 257 Stimmen zum Abgeordneten gewählt. In der polnisch und deutsch gedruckten Aufforderung des Landraths heißt es: daß den Kreis Strafe treffen könne, wenn ein Abgeordneter aus einer Partei sollte gewählt werden, die sich dem Willen Sr. Majestät des Königs nicht fügen, die klüger sein und der Regierung allerhöchst desselben Schwierigkeit bereiten will.“ So stand in der „Spenerschen Zeitung“. Dieser Elsner wurde später Minister in Schwarzburg-Sondershausen. — Das war 1852. Ein französischer Unterpräfect würde sich höflicher ausgedrückt haben.

„Biedenkopf, 5. August 1867. Unser Landrathsverweser, ein Herr Meyer, hat es dem hiesigen Localblatte verboten, eine Ankündigung des hiesigen Geschäftsführers des Wahlvereins aufzunehmen, worin die Wahlberechtigten aufgefordert werden, sich davon zu überzeugen, daß ihre Namen in die Wählerlisten eingetragen worden seien.“ (Rheinische Blätter.) Das speaks volumes, wie ein Engländer sagen würde, wenn er überhaupt im Stande wäre, solcherlei von Amtswegen verübten Unfug zu begreifen.

Herr von Stein seinerseits erstrebte: einen Staat, der freiheitlich geordnet ist und jede Willkür ausschließt. — Es ist kein Scherz, daß einst in Böhmen ein Dorfvorsteher den Dorfbullen unter den „kaiserlich königlichen Beamten“ aufführte!

Es wird uns Deutschen recht schwer gemacht, bessere Grundlagen für unser Staatswesen zu gewinnen. Aber als Germanen haben wir Zähigkeit und Ausdauer; ein Volk, das zwei jammervolle Jahrhunderte in solcher Weise durchgemacht hat und doch nicht zu Grunde gegangen, vielmehr in kräftigem Aufschwunge begriffen ist, hat eine bessere Zukunft und glaubt an sich und seinen Stern. Der aber geht erst auf, sobald der Polizeistaat zu Grabe getragen worden ist. Dieser muß um so strenger beurtheilt und charakterisirt werden, wenn er als das Schwert Deutschlands hingestellt wird. Wer, so meinen wir, der Hegemonie Deutschlands würdig sein will, muß den borussischen Particularismus abthun und in alle vier Winde werfen. An die Stelle der oftmals als selbstsüchtig und verderblich getadelten habsburgischen Hauspolitik darf keine hohenzollernsche Hauspolitik treten; wir könnten nichts gewinnen, wenn der Ultramontanismus ausgeschieden wird und dagegen ein Kasernen- und Polizeiregiment obenaufkommt. Eine Dreitheilung des Vaterlandes und der Verlust Luxemburgs entspricht keineswegs dem bekannten Programme, daß auch nicht ein deutsches Dorf verloren gehen solle.

Wir wissen sehr wohl, daß dem Staate Preußen eine große geschichtliche Mission zugefallen ist und sind von ganzem Herzen darüber erfreut, wenn zunächst 30 Millionen Deutsche unter einheitliche Leitung gebracht werden. So ist man im Stande, dem Auslande vollkommen gerüstet, streitbar und ebenbürtig gegenüberzutreten. Mit den neidischen Nachbaren werden wir ohnehin über kurz oder lang sehr blutige Kämpfe zu bestehen haben; sie wollen uns unsere Kraftentwickelung nicht gönnen, wollen nicht, daß wir Herren im eigenen Hause seien. Darum gilt es, vor Allem auch unsere inneren Zustände befriedigend, also freiheitlich, zu entwickeln und dem Volksgeiste keinen Zwang anzuthun. Leider sind die inneren Zustände gerade Preußens in sehr vieler Hinsicht eben so unbefriedigend als unfertig und halten mit denen mancher Kleinstaaten keinen Vergleich aus. Ohnehin stecken in Preußen viele Leute völlig in particularistischen Ansichten, die darum nicht minder particularistisch und eng sind, weil sie in einem Großstaate hervortreten. Manche einflußreiche Leute haben noch nicht einmal eine Ahnung davon, daß zwischen einem kasernenmäßig uniformirenden und centralisirten bureaukratischen Einerleiheitsstaate und einem deutschen Einheitsstaate eine weite Kluft liegt. Der erstere ist dem deutschen Wesen platterdings nicht entsprechend und kann niemals genügen oder intelligente Menschen zufriedenstellen; die Geister werden

sich mit Nothwendigkeit allezeit gegen ihn auflehnen. Gewiß wird eine Zeit kommen, da man in Preußen, welches allerdings zu hohen Dingen berufen ist, die „deutsche Mission“ in ganz anderer Weise und in viel großartigerm Stile auffassen und erfüllen wird als der Fall gewesen. Bisher spielte man auf der Weltbühne, wenn der Vergleich erlaubt ist, die Rolle eines begabten, talentvollen Schauspielers, der stückweise Großes und Ansprechendes leistet, aber vielfach nicht im Geiste des Stückes agirt und besonders in Declamation und Betonung Fehler macht und sich stark vordrängt.

Das Einlenken aus dem Polizei- und Landrathsstaate heraus in andere, bessere Bahnen ist ein Gebot der Nothwendigkeit, die sich um so mehr aufdrängen wird, je größer die Waffenerfolge sein werden. Es ist thöricht, zu rühmen, daß man ein „Militairstaat“ sei; solch ein Ausdruck ist an sich sinnlos, weil der Staat nicht aus Militair, sondern aus Bürgern besteht; aber jener Ausdruck kennzeichnet die corrupte und rückständige Auffassung derer, welche ihn anwenden.

Den Germanen erscheint der Staatsverband mit freiheitlicher Grundlage und individueller Selbstberechtigung der Einzelnen als eine politische und als eine sittliche Nothwendigkeit; sie bedürfen desselben für Gesellschaft, Familie, Cultur und Geschäftsleben, sie sind ethnisch und organisch mit ihm verwachsen. Deshalb lassen die Germanen ihren Staat nie aus allen Fugen gehen; bei ihrem Hange zum Festen und Gediegenen kommt es nie so weit, daß Alles zumal über Bord geschwemmt würde. Bei ihnen giebt es keine politischen Mängel, Uebelstände und Unzuträglichkeiten, die bei einigermaßen gutem Willen nicht verhältnißmäßig leicht, ohne große Umwälzungen, abgestellt werden könnten. Man blicke nur auf England und dessen Reformen. Hoffen wir, daß man auch im deutschen Preußen diesen germanischen Grundzug begreife und lieber am Lande der Erbweisheit sich ein Beispiel nehme, als an irgend welchem andern Staate; oder, noch besser, daß man das Verständniß und den Muth habe, aus eigenem Antriebe und in Folge selbständiger Erkenntniß den Weg der so sehr nöthigen Reformen zu beschreiten und eine in Geist und Wahrheit deutsche Staatspraxis zu befolgen. Lebendige Organismen müssen an die Stelle des Verwaltungsmechanismus treten.

Wir wissen aus der Geschichte, daß die germanischen Völker allezeit ein Regiment bürgerlicher Ehrbarkeit und Billigkeit gewollt haben. Dem Germanen ist es nicht, wie z. B. dem Franzosen, um die Herrschaft als solche zu thun; bei ihm sind nicht, wie bei jenem, die Geister vorzugsweise auf den Erwerb der Gewalt und auf die Politik als solche gerichtet; er bezieht nicht Alles auf den Staat, geht nicht, seine Individualität preisgebend, in demselben völlig auf. Unsere germanischen Tendenzen sind gerichtet auf das Haben, auf das Sein in der Gesellschaft, auf eine befriedigende menschliche und bürgerliche Existenz, zunächst aber, mit sehr richtigem Instinct, auf Tüchtigkeit und Geltung in der Gemeinde, die selbständig sein muß, und im kleinen Verbande. In dieser Beziehung ist noch heute die Schweiz mustergültig und in hohem Grade ehrenwerth. Der Germane will eben frei sein, schaffen, mit Maß genießen, einen ehrbaren Hausstand gründen und gute Ordnung halten. Ist er damit im Reinen, dann faßt er auch das große Ganze, den Staat und das Vaterland ins Auge, und wo die Regierungen in schlimmer Zeit ihm nicht das böse Polizei- und Bureaukratenregiment aufgehalst haben, ist er ein tüchtiger und vortrefflicher Staatsbürger (Schweiz, Niederlande, England, Norwegen ꝛc.).

Die Germanen kommen, bei der großen Tüchtigkeit der vielen Einzelnen, als Massen auch dann vorwärts, wenn keine genialen oder auch nur bedeutenden Fürsten auf dem Throne sitzen. Deutschland hatte im achtzehnten Jahrhundert unter der Centurie seiner Dynasten wenig gute Köpfe, und nur spärlich mittelgute; wenn aber auch die staatlichen Verhältnisse zumeist nichts taugten, so wurde darum doch die Tüchtigkeit des Volkes nicht zu Grunde gerichtet. Großbritannien erwarb seine Weltmacht im vorigen Jahrhundert; es hatte allerdings eine große Menge wackerer Einzelkräfte, aber Könige von sehr unzulänglicher Beschaffenheit und, etwa den ältern Pitt abgerechnet, kaum einen großen Staatsmann. Aber es verstand seine Gesammtkräfte angemessen zu verwerthen und ist ein freiheitlich eingerichteter Staat.

Dort war in der That eine gewisse Erbweisheit vorhanden, und in Berlin könnte man aus der Staatsgeschichte Englands sich viele weise Lehren entnehmen; zum Beispiel diese: Ein umsichtiger Staatsmann kann und wird niemals Ultra einer Partei sein. Ein guter Bürger und ein rechtschaffener Edelmann wird und muß zu verschiedenen Zeiten Whig oder Tory sein, jenachdem Gesetz und rechtliche Freiheit des Landes von oben oder von unten her bedroht werden. Bei Beurtheilung jedes einzelnen vorkommenden Falles muß man allemal auch die einzelnen mitwirkenden Umstände in Erwägung ziehen; Schroffheit, Härte und Maßnahmen, welche den Anschein des Willkürlichen und gar des Kleinlichen an sich tragen, hat man durchaus zu vermeiden. — Das sind Sätze, die in England durchgängig befolgt werden. Sehr richtig hat Burke in seinen guten Tagen gesagt: „Die praktische Politik, welche dauernde Erfolge haben will, ist oftmals ein Compromiß zwischen dem Bessern und dem Guten und manchmal zwischen dem Guten und Schlimmen, und nicht selten bleibt ihr nur die Wahl zwischen zwei Uebelständen.“ Darin liegt eine Warnung vor einseitiger Parteiverbissenheit und vor jenem widerwärtigen Zwang und Druck, welcher von dem Streben nach Einerleiheitsstaatlerei unzertrennlich ist.

Die Staatsgeschichte Englands und Nordamerikas zeigt auf allen Seiten derartige Compromisse. So lange man auf der andern Seite des Atlantischen Oceans die bewährte Maxime festhielt, war die Republik glücklich; sobald ein fanatischer Radicalismus sie verschmähete, begann das Blutbad, der Ruin und die Verwirrung, welche heute größer ist als zuvor. Nun nehmen die Zuckungen kein Ende. Seit die Bevölkerung dort so buntscheckig und das irisch-keltische Element so zahlreich geworden ist, hat man in Nordamerika das germanische Maßhalten vergessen.

Es liegt sonst im Wesen der Germanen, daß sie, gleichviel ob aus einem gewissen Instinct oder auch aus Berechnung, bemüht sind, eine billige Ausgleichung im Staatsleben zu finden und den Extremen die Spitze abzubrechen. Sie kommen langsam aber sicher vorwärts und verlieren nicht oft eine einmal gewonnene Position; auch trachten sie stets dahin, Verlorenes wieder zu gewinnen und das gelingt ihnen in der Regel. Darin liegt wieder ein Gegensatz zu den Romanen, zumal den Franzosen, welche gern in großen, hastigen und heftigen Rucken nach dem trachten, was sie im Staatswesen für den jeweiligen Augenblick für das Beste erachten; dieses wollen sie dann wo möglich ganz absolut einführen. Aber solche Sprünge sind nicht ersprießlich; starker Druck ruft auch starken Gegendruck hervor; Revolution und Reaction und umgekehrt folgen einander.

An praktisch-politischer Einsicht stehen die Deutschen — Regierungen, Volk und Parteien — noch weit hinter Engländern, Schweizern und Norwegern, selbst hinter Belgiern und Holländern zurück, aber die strenge Schule, welche wir durchzumachen haben, wird uns sicherlich vorwärts bringen. Wir sind unter allen Völkern der Erde das am meisten durchgebildete, bei uns sind die sittlichen Grundlagen

und Verbände noch am wenigsten gelockert. Vor etwa neun Jahren schrieb ein Staatsrath Gerebtzoff eine französische Abhandlung über die Civilisation in Rußland; ich fand eine Analyse derselben in der „Westminster Review“ (Januar 1859, S. 275 ff.). Er kommt zu der Ansicht, daß die Franzosen Raisonnements anstellen, ohne den Thatsachen die gebührende Würdigung angedeihen zu lassen, und sehr oft statt ruhiger und verständiger Erwägung den Wallungen des Witzes oder glänzenden Sophismen Folge geben; als einzige moralische Potenz hätten sie sich aber den Patriotismus gerettet. Der Reviewer seinerseits bemerkt über Deutschland: „The moral element of civilization is in Germany more developed than in any other country, and the German may thus be regarded as the most advanced of the three typical nations.“ Diese drei an der Spitze stehenden typischen Völker sind die Engländer, Franzosen und Deutschen. —

Wenn nun Civilisation, in ihrer vollen Reife genommen, die höchste Entwickelung der geistigen und sittlichen Fähigkeiten bei den Individuen ist, aus welchen ein Volk besteht, so begreift jeder Unbefangene, daß politische Freiheit für ein solches geradezu als die Lebenslust erscheint, und daß es sich eine bevormundende, bureaukratische Staatsform, die ohnehin nirgends etwas taugt, keineswegs gefallen lassen kann.

Als wesentlich und scharf kennzeichnend zieht sich durch die ganze Geschichte der germanischen Völker das föderative Element. Sie haben stets vor der uniformirenden Einerleiheitsstaatlerei einen sehr verständigen Widerwillen, einen durchaus gerechtfertigten Abscheu gehabt. Sie hielten zäh an „berechtigten Eigenthümlichkeiten“ bis auf diesen Tag, und werden hoffentlich an denselben festhalten. Wir finden die föderativen Verbände gleich beim Eintritte der Germanen in die Geschichte, und sie setzen sich durch alle Jahrhunderte fort bis heute. Durch Selbstverwaltung und Bewahrung der Stammesindividualitäten haben sie sich eine große Summe von Kraft gerettet. Man erzählt, daß der unternehmende Staatsmann, welcher jetzt die preußische Standarte hoch hält, einem fremden Diplomaten gesagt habe: „Sie kennen die Deutschen nicht; jeder einzelne würde sich seinen König halten, wenn er die Mittel dazu besäße.“ Wenn diese Worte wirklich gesprochen worden sind, so geben sie Zeugniß für ein richtiges Verständniß, denn es liegt darin die Anerkennung der großen Selbständigkeit der Individualitäten, implicite aber auch das Geständniß, daß es sehr unverständig wäre, ein aus solchem Stoffe gebildetes Volk einerleiheitsstaatlich „gouverniren“ zu wollen.

England und Schottland bilden im Wesentlichen auch heute noch eine Föderation; Holland hatte seine glänzenden Tage zur Zeit der Generalstaaten und hat sich auch in unseren Tagen wohl gehütet, die Provinzen zu Präfecturen oder Oberpräsidenturen, die Kreise zu Landrathsämtern oder Unterpräfecturen zu machen. Die Gemeinde ist außerdem überall selbständig, wie in Norwegen auch; selbst Belgien, obwohl es mehr französische Einflüsse empfing als gut ist, kann dem Wesen nach als föderativ betrachtet werden. Die Schweiz ihrerseits hat den Beweis geliefert, wie die nothwendige Einheit mit der Mannigfaltigkeit und mit der Bewahrung berechtigter Eigenthümlichkeiten vortrefflich in Einklang gebracht werden könne und müsse. Auch Nordamerika ist föderativ, und eben jetzt haben die britischen Provinzen, Canada an der Spitze, einen Bundesstaat gebildet, während jene in Australien nach einem solchen trachten.

Auch für den Kern der germanischen Völker, für Deutschland, paßt lediglich ein Staatswesen, das auf föderativer Grundlage ruht; und gerade dann um so mehr, wenn es sich einheitlich zusammengefaßt hat. Was zur Einheit erforderlich ist, muß der Centralgewalt unbedingt anheimgegeben werden; was nicht, muß und soll ihr völlig entzogen bleiben. Die Mannigfaltigkeit und mit ihr die freie Entfaltung aller Kräfte darf nicht angetastet, die Selbstverwaltung nicht der Centralisationsmaschine preisgegeben werden. Zersplitterung haben wir genug gehabt; die Einheit ist uns so nothwendig wie das liebe Brot, aber sie darf und soll nur eine organisch gegliederte sein und nicht in das andere Extrem verfallen. Wer das innerste des germanischen Wesens begreift und nicht in Parteiformeln oder in klein- oder großstaatischem Partieularismus steckt, wird das begreifen.

Der germanischen Familie gehört reichlich der zwölfte Theil aller Erdenbewohner an. Ihr gehört auch das, was man wohl als Weltherrschaft bezeichnen kann; sie allein hat auf maritimem Wege erfolgreich Colonien gegründet, welche sich des Fortschrittes und gesunden Gedeihens rühmen können; sie ist seebegabter und seetüchtiger als irgend eine andere Race. Zu beiden Seiten des Atlantischen Weltmeeres wohnen germanische Völker und ihre Länder sind die Handelscentren für den Weltverkehr geworden; von ihnen gehen alle großen Antriebe aus. Während auch die Südsee und der Indische Ocean vorzugsweise Einflüsse von Germanen empfangen, ist doch der nordatlantische Ocean in eminentem Sinn ein vorzugsweise germanisches Seebecken und ein Hauptschauplatz vielseitiger Thätigkeit. Die Völker, welche an ihm wohnen, stehen in Bezug auf geistige Regsamkeit und allseitige Entwickelung, in Wissenschaften und technischen Fertigkeiten, in Handel und Schifffahrt in vorderster Reihe; sie sind vorwiegend activ und haben freies Staatswesen, Deutschland, als Ganzes gefaßt, leider noch abgerechnet, das zwar in allen anderen Dingen in erster Linie steht, wo aber in diesem wichtigsten Punkt noch Vieles nachzuholen bleibt, und das dann erst eine seiner würdige Stellung und seine Weltbedeutung haben wird, wenn es darin nicht ferner rückständig bleibt. Was man dem „norddeutschen Bunde“ gegeben hat, ist kaum der Erwähnung werth.

Norwegen, Dänemark, Deutschland, die Niederlande und Großbritannien auf der Ostseite, Nordamerika und die britischen Provinzen auf der Westseite — diese haben, zusammengenommen, in Handel und Seeschifffahrt alle anderen Länder der Welt dermaßen überflügelt und so weit hinter sich zurückgelassen, daß zwischen ihnen und sämmtlichen Völkergruppen der Erde, auch die romanische und die slavische mit eingerechnet, nicht einmal annähernd ein Vergleich angestellt werden kann. Man berechnet, daß die Rhederei aller Culturvölker, die asiatischen nicht ausgeschlossen, einen Gehalt von etwa funfzehn und eine halbe Million Tonnen zählt, jede zu zwanzig Centnern gerechnet. Davon kommen mehr als dreizehn Millionen Tonnen auf die Germanen; Großbritannien steht voran, Nordamerika in zweiter Reihe, Deutschland, obwohl ohne Colonien, nimmt in der Welt den dritten Platz ein.

Der Ocean, welcher den Erdball umfluthet, kann also in gewisser Beziehung als ein germanisches Wasser bezeichnet werden. Germanen stehen an der Spitze der oceanischen Verkehrsbewegung, gehen als Lenker und Leiter voran, sind in Europa, Asien, Australien, Polynesien, in Amerika und selbst in Afrika vorwiegend und entscheidend. Sie haben beide indische Halbinseln und den östlichen Archipelagus dem europäischen Einfluß unterworfen, China und Japan eröffnet, Australien, Californien und überhaupt die Westküste Nordamerikas besiedelt, Südafrika unter Anbau gebracht, die Inseln der Südsee mit den Wellenschlägen des Verkehrs berührt und selbst in den eisigen Wüsteneien des arktischen Labyrinthes steigen die Rauchsäulen ihrer Dampfer empor. Die Ger-

manen haben vor allen anderen Seebegabung, maritime Anlage und Tüchtigkeit; sie haben oceanische Spürkraft und einen Unternehmungsgeist, welchem sie ausdauernden Nachdruck geben.

Solche Völker, welche von der freien Luft des Oceans angeweht werden und für deren Thätigkeit alle Länder der Welt den Schauplatz bilden, können nicht verkümmern oder einer einseitigen, bornirten Culturentwickelung anheimfallen. Sie haben Ansiedelungen oder Factoreien in sämmtlichen Klimaten von Grönland bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung und dem La-Plata-Strom, von Californien und Oregon bis an die Wolga und südlich vom Kaukasus. Sie allein haben von Europa aus im laufenden Jahrhunderte mehr als acht Millionen Auswanderer über See geschickt, und diese gründeten sich in anderen Erdtheilen eine neue Heimath. Als Thatsache steht fest, daß lediglich die Colonien germanischer Völker gedeihen. Weshalb nicht jene anderer Nationen? Weil die ersteren sich, dem germanischen Naturell gemäß, der freien Beweglichkeit und der Selbstverwaltung erfreuen, die romanischen dagegen, vorzugsweise die französischen, regiert werden und zwar nach den Anschauungen des bureaukratischen Polizeistaates, welcher Alles „reglementiren“ will. Die germanische Völkerwanderung dauert auch heute fort; die Länder, aus welchen sie kommt, bilden noch immer, nur in großartigerm Maßstab als in den Zeiten des sinkenden Römerreiches, eine vagina gentium.

Das kirchliche Bekenntniß der weit überwiegenden Mehrzahl unter den Germanen ist das protestantische, und es ist bei ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Der Segen liegt darin, daß dieses Bekenntniß keine Hierarchie kennt und die freie Forschung nicht hindert. Die protestantische Theologie hat ihrerseits auch viele dogmatische Verknöcherungen, Buchstabendienst, Verfolgungen und Fanatismus aufzuweisen, aber sie kann sich, kraft ihres Princips, gegen den freien Gedanken nicht ablehnend verhalten; wo sie es doch thut, wird sie nicht beachtet; sie hat keine äußeren Mittel, die Geister zu knechten. Ein Theil der Germanen, etwa ein Fünftel, ist bei der katholischen Kirche geblieben oder ihr durch Blut und Waffengewalt zurückerobert worden; in dieser Beziehung war es entscheidend, daß Kaiser Karl der Fünfte auch Spaniens König war und sein Sohn Philipp der Blutige auch in den Niederlanden herrschte. So kam es, daß Deutschland kirchlich zerrissen blieb und sich später durch den heillosen dreißigjährigen Krieg hindurchbluten mußte. Eins aber ist unbestreitbar. Der Katholicismus, der einer argen Entartung anheimgefallen war, ist durch die Innigkeit und Tiefe des germanischen Gemüthes und durch die Reflexionen, welche der Protestantismus ihm aufdrängte, wieder gestärkt worden; er wird von den Germanen viel innerlicher und ethischer aufgefaßt, als von den Romanen. Bei diesen haften die Massen, welche ohnehin wenig oder gar nicht unterrichtet sind, viel mehr an den Aeußerlichkeiten des Cultus, und in Unteritalien sind sie theilweise sogar einem förmlichen Fetischdienste verfallen, der sich nicht weit über jenen der afrikanischen Neger erhebt. Der farbenreiche, prachtvolle Ritus, die Verehrung der Madonna und der Heiligen und die kirchlichen Auf- und Umzüge entsprechen dem romanischen Naturell, in welchem die sinnliche Auffassung der Dinge stark vorschlägt. So erklärt es sich auch, weshalb der Protestantismus, der jenen Glanz und Pomp nicht hat, in den romanischen Ländern keine Wurzeln schlagen konnte, und selbst in Frankreich nur zeitweilig Boden gewann. Hier fand er mehr germanische Elemente als in Spanien oder Italien, und der Einfluß von Deutschland her war stärker. —

Wir haben die drei großen europäischen Völkergruppen in Umrissen gekennzeichnet und die Gegensätze zwischen ihnen hervorgehoben. Romanen und Slaven, zwischen denen Deutschland mitten inne liegt, sind feindselig und neidisch gegen dasselbe; sie gönnen unserm Vaterlande kein Gedeihen, keinen Aufschwung, möchten um jeden Preis verhindern, daß wir uns consolidiren; sie wollen Deutschland in der alten Schwäche erhalten. Panslavismus und Panromanismus haben eine drohende Haltung angenommen. Schon vor dem Jahre 1848 hat der Verfasser dieser Zeilen Gewicht darauf gelegt, daß der Unverbesserlichkeit der französischen Politik und dem aus den Kinderschuhen herauswachsenden slavischen Riesen gegenüber ein Bund sämmtlicher germanischen Völker Europas zu einer unabweisbaren Nothwendigkeit werde. Heute wird diese Nothwendigkeit eines Pangermanismus viel mehr begriffen, und sie wird sich bald immer stärker aufdrängen. Wir erörtern den Gegenstand wohl ein anderes Mal.

Es war uns angenehm, Ansichten, welche wir in früheren Jahren wiederholt ausgesprochen, vor Monaten von anderer Seite und ganz unabhängig stark betont zu finden. Ein ausgezeichneter Geschichtschreiber, Ferdinand Gregorovius, äußerte („Allgemeine Zeitung“, 15. Februar 1867) die Ansicht, daß das „deutsche Imperium“ unter den Hohenzollern sich erneuern werde. Dasselbe, meint er — und wir wünschen aus den Tiefen unseres deutschen Herzens heraus, daß er das Wahre gesagt haben möge —, wird keine erobernde Cäsarenherrschaft nach altem System sein, sondern die internationale Macht, welche im Herzen Europas den Frieden, die Freiheit und die Culturarbeit des Abendlandes behüten und verwalten wird. Die Kirche darf in diesem neuen Reiche als indifferent, weil völlig frei, erscheinen. „Im Laufe der Zeit dürfte dann dieses mächtige deutsche Reich alle germanischen Elemente des Festlandes um sich versammeln, während die lateinische und die slavische Völkerfamilie in gleichen Bündnissen sich vereinigen.“

„Diese dreifache Gruppirung ist ein erkennbares Ziel der Geschichte.“

Gewiß. Für uns Germanen ist es aber nur erreichbar, wenn die vorwaltende Macht, jene, welcher die Leitung des Imperiums gebührt, Verständniß für den freien Staat mit wesentlich germanischem Gepräge zeigt, und wenn sie es versteht, dem föderativen Elemente die demselben gebührenden Rechte nicht zu verkümmern, sondern sie ihm aufrichtig und mit gutem Willen zu gönnen. Ein Einerleiheitsstaat mit bureaukratischem Zuschnitt würde unfähig sein, die hohe Aufgabe des Imperiums zu erfüllen; die übrigen Glieder der germanischen Familie würden ihm den Rücken kehren und kein Vertrauen in ihn setzen.

Ein ägyptisches Dorf am Nil.

II.

Wir gehen weiter im Dorf; vielfach liegen die wilden Hunde träg auf der Gasse und sonnen sich; ihr Geschäft beginnt erst am Abend.

Wir kommen an einer Pfütze mit Nilschlamm und Nilwasser vorüber; hier bereitet ein Ehepaar aus ersterem mit Beimischung von etwas Häcksel Luftziegel; in hölzerner Form giebt der Mann dem Steine die richtige Gestalt, das Weib legt die Steine neben einander auf, damit die heiße afrikanische Sonne sie trockne.

Hier hat auch ein Töpfer seine Werkstatt aufgeschlagen; eine Menge verschiedenartiger Gefäße, mitunter von überraschender Größe, trocknet in der Sonne etwas aus, ehe sie in den einfachen Lehmofen kommen. Auch er nimmt Häcksel unter seinen Thon; dieser wird beim Brand zerstört und die Gefäße, welche nun aus einer lockern Masse bestehen, sind um ein Gutes leichter, als wenn sie aus Thon allein geformt worden wären. —

Hier bemerken wir ein viel sorgfältiger aus abwechselnden Schichten von ungebrannten und gebrannten Ziegeln errichtetes und mit zierlichen Fenstern versehenes Gebäude; eine Nische zeigt, aus der Mauer hervorragend, gen Südosten. Es ist die Moschee des Dorfes; denn ganz Aegypten, mit

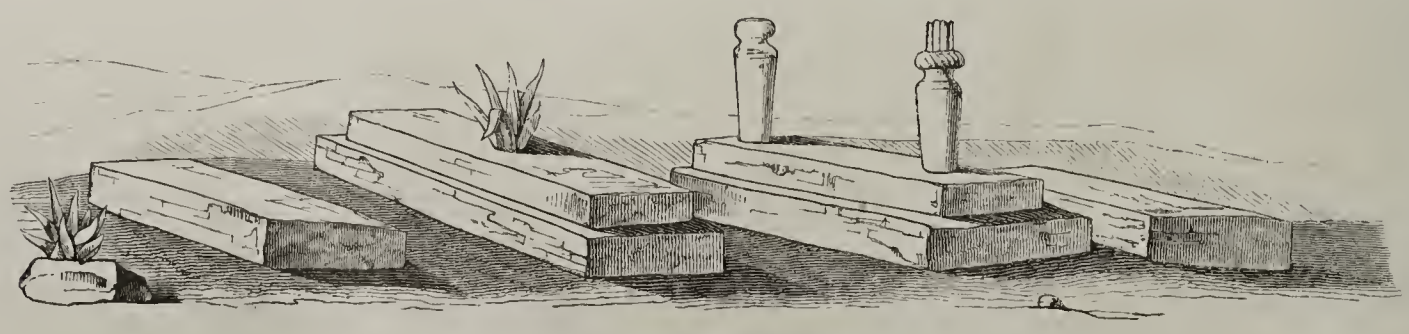
Schechengrab.

Ausnahme der christlichen Kopten, hat die Religion des Islam. Ein Minaret sieht man nur bei den Moscheen der Städte und größerer Ansiedelungen; bei den Dörfern erreicht der Ruf des Muezzins die Gläubigen, auch ohne daß er denselben von der Höhe herab erschallen läßt*).

Nahebei erhebt sich noch ein Heiligthum. Schattige Sykomoren überragen die weiße Kuppel, unter welcher ein „Schech", das bedeutet: ein Heiliger, des Dorfes begraben liegt. Nebenan befindet sich die fromme Stiftung eines Sangbrunnens. Das Andenken des Heiligen ist geehrt, Niemand darf daran rühren, sonst schädigt ihn der todte Schech. Es steht die Kapelle unangetastet, bis sie dereinst von selbst zerfällt.

Oftmals beim Durchschreiten eines Dorfes sieht man eine solche Kuppel eingestürzt; die Trümmer unberührt am Boden. Im Innern des Raumes das einfache mit einem Tuch überdeckte Grab, an dessen oberem Ende die Kopfbedeckung des Todten aufgerichtet ist.

Ein Heiliger des Morgenlandes ist aber von dem, was unsere Begriffe mit dieser Bezeichnung verbinden, sehr zu



Gräber ägyptischer Fellahs.

unterscheiden. Es sind die Blödsinnigen und Irren. Nach der Lehre Mohammed's hat Allah dieselben gesegnet, indem er, während sie noch auf Erden wandeln, ihre Seele zu sich in den Himmel genommen hat; deshalb gelten sie für heilig und ihre Berührung bringt Segen.

Die Grabstätten des Dorfes sind einfach, aber alle mit Backsteinen übermauert und gewöhnlich weiß getüncht; denn solche Vorsicht ist überall im Lande, das stets an die Wüste grenzt, erforderlich, weil Schakale und Hyänen, vom Hunger

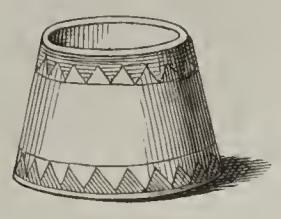
*) Mitunter aber scheint der religiöse Sinn der Dorfbewohner nicht sehr geweckt zu sein, und es kommt wohl vor, daß statt des Bethauses nur die malerischen Trümmer desselben erhalten sind.

So sahen wir etwa eine halbe Meile oberhalb Monfalut (6. Febr. 1866) die Ruine einer Moschee, welche im Scheine der abendlichen Sonne roth erglühte.

Noch standen zwei Reihen Backsteinpfeiler von Spitzbögen überdeckt, welche das verschwundene Gewölbe getragen hatten; auch die Nische der Kaaba hatte sich erhalten und baute sich nach außen aus der Umfassungsmauer hervor. An den Pfeilern sah man theils noch den weißen Bewurf, theils den rothen Backsteinkern. Jetzt ist der verödete Raum eine Todtenstätte. Palmen umgeben ihn, über welchen der Geier kreist und aus deren Wipfel allnächtlich das geisterhafte, klagende Rufen der Eulen erklingt.

getrieben, nächtlich die Dörfer aufsuchen und nach den Todten graben. Mitunter sieht man bei einem Grab eine einsame Aloë; sonst ist die Stätte öde und verlassen; kein Baum breitet Schatten über dieselbe.

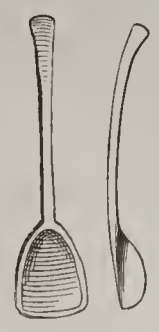
Das Leben im Dorfe den Tag über ist ruhig, und es sieht fast wie erstorben aus, zumal während der drückenden Hitze. Die Männer sind auf die Felder gegangen zur Arbeit oder am Ufer mit Wasserschöpfen beschäftigt. Auch die Weiber arbeiten theils auf dem Felde, theils melken sie im Hause die Büffelkühe und Ziegen, oder bereiten die einfache Nahrung: Reis, Linsen, Bohnen, Knoblauch und Zwiebeln und dergleichen, Salatkräuter und ein zu flachen Kuchen gebackenes schlechtes Brot. Fleisch kommt nur selten ins Haus; vielleicht wird einmal ein Huhn oder einige Tauben geschlachtet, um dem Pillau mehr Würze zu geben. Sodann beschäftigen sie sich mit den Kindern und sorgen vielleicht ein wenig für die stets sehr erforderliche Reinlichkeit. Wie weit es mit der Kindererziehung geht, vermag ich nicht zu beurtheilen; niemals habe ich eine Dorfschule gesehen. Doch scheint die Bildungsstufe der Fellahs eine noch sehr niedere zu sein, und es ist wohl sehr fraglich, ob sich das Landvolk aus dem ihm sehr gemüthlichen, mitunter etwas thierischen Leben erheben wird.



Aegyptisches Korumaß.

Den Weibern fällt ferner die Verarbeitung der schon gelbgewordenen Palmblätter anheim, sie flechten die Matten und Körbe und auch aus schmalen Streifen roth und schwarz gefärbter Blätter in Verbindung mit den gelben sehr zierliche Teller für Obst und dergleichen.

So geht während des Tages Alles still seiner Wege. Was nichts zu thun hat, vertreibt die Zeit mit Tschibukrauchen und Kaffeetrinken, wenn nicht gerade der gesegnete Fastenmonat Ramadan dies verbietet. In größeren Gemeinden bringt der Bazar, welcher gegen die Sonne durch Matten und Bretter geschützt ist, auch am heißen Tage einige Bewegung hervor. Bei den kleineren Ortschaften wird derselbe ersetzt durch einen von Zeit zu Zeit auf offenem Platz gehaltenen Markt, etwa unseren Wochenmärkten vergleichbar. An einem solchen Tage herrscht buntes Leben die Fülle im Dorfe. Alles verläßt Haus und Feld, um einzukaufen. Hier sind in großen Haufen Linsen, Weizen und Reis aufgeschichtet; dabei das hölzerne Korumaß, unten weit, oben eng. Dort zusammengeballte, durch einander getriebene Datteln, welche nach dem Gewichte verkauft werden. Sehr einfach ist die Wage dargestellt; sie besteht aus einem hölzernen Querbalken; an demselben sind Schnüre mit palmgeflochtenen Tellern befestigt. Backsteinbrocken dienen als Gewichte.



Aegyptische Löffel.

Hier wird Zuckerrohr verkauft; da Taback, welcher in großen Mengen zu Markte gekommen, mit der Schneide zum Gebrauch hergerichtet. Nebenan werden Röhren gebohrt und sind rothe Thonköpfe aus Siut und Assuan zu haben für Tschibuk und Gohs. Hier ist Brot, schmutziger Zucker und Zuckerwerk feil; dort Lichter, Fanuse und gelbes Wachs. Kaffeetassen, Kannen, hölzerne breite Löffel, Rosenkränze, arabischer Schmuck theils aus Metall, theils aus Glasschmelz, und Kleinigkeiten der europäischen Industrie finden sich hier. Dort sind die braunen und gestreiften Burschon fertig zur Schau gelegt, und mancher der Fellachen macht die Probe, wie ihm ein neuer passen würde.

Auch der Stoff zu den blauen Gewändern und der die Welt

1 bis 7 Güllen. 8 bis 10 Dorak. 11 bis 13 Kubaje. 14 Gaedus. 15 Menschel.

überfluthende blumenreiche Druckkattun, der Zerstörer des Originellen in der Tracht, liegen hier geschichtet, und die Frauen sind emsig beschäftigt, das nöthige Zeug zu neuen Kleidern sich abmessen zu lassen. Dabei gilt noch die sechszehntheilige Elle der alten Aegypter, ganz genau dasselbe Maß, welches man auf dem berühmten und bedeutungsvollen Nilometer der lieblichen Insel Rhoda bei Kairo eingehauen findet. Zwischen den Waaren schiebt und drängt sich Alles, was gekauft hat und kaufen will, hindurch; stets dicht voll sind die engen Wege und gestatten nur langsames Weiterkommen.

Etwas entfernt bei den Palmgärten des Dorfes ist der Viehmarkt. Da werden Kameele zur Schau gestellt; da handelt sich der Fellah den breitstirnigen, schwarzen Büffel ein; eine Menge Esel sind zu verkaufen, auch Schafe und Ziegen. Pferde sieht man auf dem Markte, wie auch sonst überhaupt, sehr selten; ebensowenig Rindvieh, denn die Viehseuche hat im vorigen Jahre neben der Cholera schrecklich in Aegypten gewüthet.

Hier ist das bewegteste Leben, hier drängt und stößt sich Alles; hier schreien die Thiere unaufhörlich durcheinander und es ist große Unruhe.

Desto ruhiger ist es nebenan auf dem Topfmarkte. Hier stehen in Menge die Wassergefäße, Sir, Ballas, Güllen und Doraks, auch Gädus für die Taubenschläge und Sakiehen und eine Menge Haushaltungsgegenstände von Thon.

Die Ballas und Güllen, welche großentheils in der Gegend von Keneh in Oberägypten geformt werden, ſchwimmen, einige Hundert mit Palmzweigen künſtlich zu einem Floß zuſammengebunden, den Nil hinab bis nach Kairo. Wo verkauft werden ſoll, da wird, wie mit einem Schiffe, natürlich ſehr vorſichtig gelandet.

Ein ſolcher Bazartag iſt wie bei uns ein Jahrmarkt, etwas Beſonderes, und regt gewaltig auf.

Beim Nachhauſegehen werden die gekauften Schätze betrachtet, werden Pläne zu paſſender Verwendung beſonders der glänzenden Kattunſtoffe gemacht.

Am Abend, wann die Sonne ſich ſchon gluthig und die ganze Atmoſphäre verklärend dem Untergange naht, kehren für gewöhnlich die Männer ins Dorf zurück. Vor den Thüren der Häuſer ſieht man ſie Tſchibuk rauchend auf gefällten Palmſtämmen bei einander ſitzen. Die Weiber ziehen wieder in langen Reihen mit der Amphora aus zum Fluß.

Schwarz grenzen ſich die ſchlanken Geſtalten mit ihren wallenden Kleidern vom rothen Abendhimmel ab; ſtets iſt es ein reizvolles Bild, wie ſie hinunterſteigen zum heiligen Strom. Heimgekehrt ſetzen auch ſie ſich unter die Thür und flechten, ſo lange der ſcheidende Tag es geſtattet, an einer Palmmatte oder einem Teller.

Nach Sonnenuntergang wird es ſtill im Dorfe; Alles hat ſich in die Wohnungen zurückgezogen; nur die Hunde beleben noch die Straßen. Die Männer ſuchen im Kaffeehauſe bei einfachem Genuß Erholung von den Laſten des Tages.

Das Kaffeehaus führt ſie zuſammen zu gemeinſchaftlicher Unterhaltung, wie die Weiber die morgendliche und abendliche Wallfahrt zum Nil. Aus manchem Hauſe dringt noch ein Lichtſchimmer hervor.

Dort beim Feuer im Hofraum hat eine Familie ſich gelagert; der Alte lehnt am Stamme der Palme, raucht ſeinen unvermeidlichen Tſchibuk und ſtiert nachdenklich in die Gluth; an die ſchmuckbehängte Mutter ſchmiegen ſich die faſt nackten Kinder an. Zur hohen Palme ſteigen die Feuerſäulen empor und beleuchten die Krone und die ſchon hervorſprießenden Blüthenzweige; darüber wölbt ſich der nächtliche Sternenhimmel.

Auf dem Rohrdache ſchlummern die Hühner und Puterhähne; im Winkel des Hofraums hat die milchgebende Büffelkuh ihren Platz; in der andern Ecke der graue gemüthliche Eſel. So wohnen Menſchen und Thiere eng bei einander. An der Thür, die ein gewaltiger Holzriegel verſchließt, ſchnuppert der ſpitzſchnäutzige Hund.

Nach und nach erlöſchen die Lichter; nur am Grabe des Schech brennen die geweihten Lampen bis ſie in der Nacht von ſelbſt erſterben. Die Feuer verglimmen und bald herrſcht eine undurchdringliche Dunkelheit im ganzen Dorfe, über welches ſich in ſtiller Ruhe jetzt der Schlaf ſenkt.

Nur die Wächter, die „Kafirs“, ziehen noch mit dicken Knitteln bewaffnet um daſſelbe herum, um Dorf und Felder zu ſchützen; aber auch ſie ruhig und lautlos.

Nichts unterbricht mehr die Stille der Nacht.

Athen, Mittwoch, 6 Juni 1866. **K.**

Die ſlaviſchen Sprachen.

Von **Rudolf Roſt.**

I.

Von den drei Völkerfamilien, die ſich in dem Beſitz Europas getheilt haben, erfreut ſich die ſlaviſche der größten räumlichen Ausdehnung. Von den Ufern der Dwina im Oſten bis an die Elbe im Weſten, von den Geſtaden des Eismeeres bis an die des Schwarzen und Adriatiſchen Meeres erſtreckt ſich das zuſammenhängende Gebiet der ſlaviſchen Sprachen.

Der Name Slavi oder Slavonier ſoll ſlaviſchen Urſprungs ſein, wird aber verſchieden erklärt und abgeleitet. Nach Einigen bedeutet er „edel“ oder „berühmt“ und ſtammt von Slava, Ruhm, her. Wahrſcheinlicher aber noch ſind die Angaben in Dobrowsky's Geſchichte der böhmiſchen Sprache und Literatur, wonach die ſlaviſche Sprache drei mit dem griechiſchen *βάρβαρος* gleichbedeutende Ausdrücke hat, nämlich Czud, Wlach und Niem. Czud ſind Fremde und zwar beſonders von finniſcher Herkunft; Wlach, die ſlaviſche Schreibart für Welsch, bedeutet Romanen; Niem aber wird beſonders auf Völker germaniſchen Urſprungs angewendet. Im Gegenſatze zu Niem nun, was „unverſtändliche Leute“ bedeutet, heißt Slowane „Leute des Wortes“ oder „die Sprecher“, welche Bedeutung ſich in dem Namen der Slovaken erhalten hat und wovon Slavonier, Slavinen, Slaven herzuleiten iſt. — Sämmtliche ſlaviſche Sprachen ſtehen zu einander in einem viel nähern Verhältniſſe als etwa die zur germaniſchen Familie gehörigen Sprachen. Findet zwar ein völliges Verſtändniß ſelbſt zwiſchen ganz nahe verwandten Idiomen, wie z. B. Polniſch und Tſchechiſch, nicht ſtatt, was ſchon im Begriffe der Verſchiedenheit an ſich liegt, ſo iſt es aber eben ſo wahr, daß man ſich mit einer ſlaviſchen Sprache durch das ganze Gebiet leidlich forthelfen kann. — Wir kennen das Slaviſche verhältnißmäßig genauer erſt aus neuerer Zeit und in einer von ſeiner vorauszuſetzenden ältern Form gewiß ſchon bedeutend abweichenden Entwickelungsphaſe. Dies gilt ſelbſt vom Kirchenſlaviſchen, das wir doch aus Handſchriften aus der Mitte des elften Jahrhunderts genau zu beurtheilen im Stande ſind.

In grammatiſcher Beziehung ſtehen aber die ſlaviſchen Sprachen im Allgemeinen gewiß über dem Romaniſch und Germaniſch, ſie ſind viel reicher an grammatiſchen Formen. Das Slaviſche hat drei Geſchlechter, noch keinen Artikel beim Hauptwort und in den meiſten Fällen noch kein perſönliches Fürwort neben dem Zeitwort. Die Fülle der Flexionsformen macht die Wortſtellung freier und erſpart die Präpoſitionen. Wie das Littauiſche hat das Slaviſche ſieben Caſusendungen bewahrt. Für die Abänderung der Beiwörter hat das Slaviſche eine doppelte Form, eine beſtimmte und eine unbeſtimmte. Beſonders eigenthümlich iſt die Conjugation. Zeitwörter nämlich, die eine momentane Handlung bezeichnen, haben kein Präſens der Bedeutung nach, ſondern die Präſensform wird bei ihnen im Sinne des Futurum gebraucht. Es liegt dies in der Feinheit der Auffaſſung, denn etwas wirklich Momentanes kann niemals gegenwärtig ſein, der Augen-

blick ist eben einem mathematischen Punkte gleich ohne alle Ausdehnung und kann nur als soeben geschehen oder als zukünftig gedacht werden.

Zu dem alterthümlichen Formenreichthum gesellt sich noch oder es folgt daraus eine große Durchsichtigkeit des grammatischen Baues; aus jeder Wurzel erwächst ein weitverzweigter Stammbaum von Ableitungsformen. Mit welcher Genauigkeit und Feinheit das Slavische vermittelst einiger wenigen einfachen Laute, die zu Biegungssilben bei den Declinationen und Conjugationen verwendet werden, überall die Endung, die Zahl, die Person, das Geschlecht, die Zeit und die Art unterscheidet, ohne die schleppenden Fürwörter zu Hülfe zu nehmen, braucht dem, der sich nur einigermaßen mit einer slavischen Sprache beschäftigt hat, nicht erst bewiesen zu werden. Um sich aber vom Wohlklange der slavischen Sprache überhaupt zu überzeugen, muß man sie im Munde der Nationalen hören. Hierin sind sich freilich nicht alle Stämme und Mundarten gleich, und zwischen der Anmuth des Serbischen und dem Voll- und Kraftklang des Russischen oder Tschechischen ist ein großer Unterschied. Frisch ist noch das Leben im Slavischen im Vergleich mit den romanischen und germanischen Sprachen, und diese Fähigkeit, Ableitungen aller Art zu bilden, ersetzt den Mangel, welcher der Sprache daraus erwächst, daß sie in der Zusammensetzung viel mehr gehemmt ist, als das Deutsche und Griechische.

Ehe wir nun zur Betrachtung der einzelnen slavischen Sprachen übergehen, erwähnen wir zuvörderst, daß auf den nähern Anschluß der slavischen Idiome besonders die Verschiedenheit der Alphabete, deren man sich in den verschiedenen slavischen Ländern bedient, hemmend einwirkt. Im Allgemeinen kann man wohl annehmen, daß die griechisch-katholischen Slaven sich der cyrillischen Schrift, die römisch-katholischen und die protestantischen sich der aus den lateinischen Buchstaben gebildeten Alphabete bedienen. Das cyrillische Alphabet ist auf das griechische gebaut und als Erfinder desselben nennt man den Slavenapostel Cyrill. In seiner ursprünglichen Form wird es bis jetzt für das Kirchenslavische gebraucht, auch bedienen die Ruthenen in Galizien sich desselben; das russische und ein vom russischen bloß durch einige zugesetzte Zeichen unterschiedenes, namentlich in neuerer Zeit gebrauchtes serbisches Alphabet sind aus dem cyrillischen durch Abschleifung der etwas eckigen Formen entstanden. Die übrigen Slaven machen sich für jede Sprache auf eine eigene Manier das gewöhnliche europäische Alphabet mundrecht, wodurch natürlich eine bunte Musterkarte verschiedener Schreibarten entsteht. — Ein anderes für das Kirchenslavische von den katholischen Südslaven gebrauchtes Alphabet ist das sogenannte glagolitische, was mit vielen unnöthigen Schnörkeleien überladen ist und über dessen Ursprung unter den slavischen Gelehrten sehr abweichende Meinungen herrschen.

Die slavischen Sprachen zerfallen in zwei durch einen bestimmten, unverkennbaren Typus gesonderte Abtheilungen, die östliche und westliche.

I. Oestliche Abtheilung.

Hierher gehört das Russische, Bulgarische, Serbische, Croatische und Slovenische oder Windische.

1. Die russische Sprache. Sie herrscht im Herzen des weiten Tieflandes vom nordöstlichen Europa fast ausschließlich und erstreckt sich sporadisch durch das russische Nordasien. Gegen Westen breitet sie sich bis zum obern Dnjepr, dem untern Prypiec und obern Bóg, ja sogar bis in die Ebenen der untern Theiß aus.

Das Russische ist eine der wohlklingendsten aller slavischen Sprachen. Sie liebt es, durch vocalische Einschiebungen consonantische Härten zu mildern. Das Zeitwort kann sie in den meisten Fällen leider nicht ohne persönliches Fürwort setzen. Der Accent ist an keine bestimmte Stelle gebunden, wie im Polnischen und Tschechischen, er ist sehr frei; die Sprache ist vorherrschend accentuirend, nicht mehr quantitirend. — Der Vorzug, den das Russische vor anderen Sprachen hat, wird in dem Gebrauche ersichtlich, den es von den angenommenen Schätzen macht. Seine große Biegsamkeit befähigt es, fremde Wörter bloß als Wurzeln zu verwenden, aus denen national aussehende Stämme und Zweige sprossen. Der Reichthum und die Mannigfaltigkeit in Wurzelsilben aber ist es, welche der russischen Sprache in gewisser Beziehung den Vorrang vor allen anderen Sprachen verleiht. — Ein anderer Vorzug ist die große Freiheit der Construction, welche sie erlaubt, ohne unverständlich oder zweideutig zu werden. In dieser Beziehung gleicht sie den classischen Sprachen, von denen sie sich aber durch die geringe Zahl ihrer Abwandlungsarten unterscheidet. Dieser Mangel an Abwandlungsarten wurde dieser Sprache als eine Lücke vorgeworfen; aber gerade er scheint eine der Ursachen ihrer Klarheit und Bestimmtheit zu sein, denn eben deshalb kann sie nur verhältnißmäßig kurze Sätze bringen. Unleugbar ist auch ihre große Tauglichkeit für Poesie, und ihre schönen Volkslieder würden auch eine reiche Ausbeute für Formen darbieten, wenn nur die Natur immer den vollständigsten Sieg über einen durch Sitte verkehrten Geschmack davontragen könnte. — Wir unterscheiden drei Hauptmundarten des Russischen:

a. Die großrussische Mundart, die wahre Schriftsprache der ganzen russischen Nation und Umgangssprache in Moskau und dem ganzen mittlern und nördlichen Theile des europäischen Rußlands. Volksthümliche und verdorbene Arten dieser Mundart sind jene von Susdal und Olonetz.

b. Die kleinrussische oder gelbrussische Mundart, die Sprache von Südrußland, besonders gegen Osten hin. Der vorzüglichste Unterschied zwischen dieser und der großrussischen Mundart besteht theils in der Aussprache einiger Buchstaben, theils in mehreren veralteten Ausdrücken, welche dem Kleinrussischen eine nähere Verwandtschaft mit dem Altslavischen zu verleihen scheinen, in welchem ähnliche Worte zu finden sind. Der Einfluß der Polen, welche fast zwei Jahrhunderte hindurch die Herren dieses Landstriches waren, ist noch in der Sprache bemerkbar. Besonders reich ist diese Mundart an Volksliedern. Viele von ihnen sind von großer Schönheit, besonders ihrer Natürlichkeit und poetischen Wahrheit wegen, welche allen künstlichen Schmuck weit übertrifft. Die größere Anzahl dieser Lieder hat einen elegischen Charakter, wie dies in der That der Fall mit den meisten Volksgesängen ist. Vorzüglich schöne Nationallieder finden sich in der rußniakischen, rothrussischen, Varietät, welche in dem östlichen Theile von Galizien und den nördlichen Districten von Ungarn gesprochen wird.

c. Die weißrussische Mundart herrscht in Littauen und einem Theile von Weißrußland bis südlich vom Flusse Pripec. Die geographische Lage dieser Gegenden erklärt hinlänglich den Ueberfluß an Polonismen. Alle historischen Documente Littauens sind in dieser Mundart abgefaßt, ebenso wie die erste russische Uebersetzung der Bibel. Sie ist übrigens die jüngste der russischen Mundarten.

2. Die bulgarische Sprache. Nach der Ansicht der russischen und besonders der böhmischen Philologen (namentlich Schaffarik's) sind Bulgarien und die daran grenzenden Theile Macedoniens die eigentliche Heimath der altslavischen Sprache, welche hier, wie sie annehmen, als Volkssprache zu den Zeiten Cyrill's, der in Thessalonika geboren war, gesprochen ward. — Keine andere slavische Sprache ist aber, wie Kopitar bemerkt, so viel als die bulgarische durch den

Lauf der Zeiten und durch fremden Einfluß sowohl in ihrem grammatikalischen Bau als in ihrem ganzen Charakter verändert worden. Das Neubulgarische ist das einzige nach Art der neueren Sprachen des westlichen Europa heruntergekommene slavische Idiom. Verloren gegangen sind in dieser Sprache die Declination der Hauptwörter, die Steigerungen der Eigenschaftswörter; statt des Infinitivs wird der Indicativ mit vorgesetztem da gebraucht; die Sprache hat einen Artikel, welcher den Wörtern nachgesetzt wird, wie im benachbarten Wallachischen und Albanesischen. Da Bulgarien Jahrhunderte hindurch die große Durchgangsstraße für Nationen romanischen, griechischen und tatarischen Ursprungs war, so läßt sich dadurch leicht der jetzige Zustand dieser Sprache erklären.

Das Kirchenslavische, Altslavische oder Altbulgarische ist heutzutage keine Volkssprache mehr, es besteht noch fort als Sprache der Bibelübersetzung und der gottesdienstlichen Bücher bei den Slaven des griechischen Ritus: Russen, Bulgaren und Serben. Im ganzen Mittelalter übte es einen bedeutenden Einfluß auf den Stil der Schriftsteller und so mittelbar auch auf die Sprache der genannten Völker überhaupt aus. Auch jetzt steht es noch zwischen lebenden und todten Sprachen gleichsam in der Mitte.

Die kirchenslavische Sprache zeichnet sich vor allen anderen Slavinen durch Reichthum an Formen und überhaupt durch alterthümliches Gepräge in jeder Beziehung aus, und so vereinigt sie allerdings Vieles in sich, was in den späteren Sprachen stückweise verstreut liegt. Sie enthält im Zeitworte dieselben Stämme der besitzanzeigenden Fürwörter wie das Altgriechische, zeigt aber auch schon, wie das Sanskrit, eine Neigung, die persönlichen Fürwörter zur Bezeichnung der Personenformen einzumischen.

3. Die serbische Sprache. Das Gebiet dieser Sprache erstreckt sich über die türkischen und österreichischen Provinzen Serbien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro und Dalmatien, über Slavonien und den östlichen Theil von Kroatien. — Die südliche Sonne und die in allen diesen Gegenden so reichen Naturschönheiten waren der Entwickelung der Poesie sowohl als der Ausbildung der Sprache höchst günstig. Während sie keiner andern slavischen Sprache an Reichthum, Klarheit und Schärfe nachsteht, übertrifft sie alle an Wohllaut wegen der ebenmäßigen Vertheilung der Consonanten und durch das wechselnde Spiel der volleren Vocale. Jene den anderen Slavinen so oft vorgeworfene Anhäufung von Mitlauten findet man selten, ja fast gar nicht im Serbischen. Die in das Serbische eingedrungenen türkischen Wörter sind nur Beigaben, welche leicht, ohne an dem wesentlichen Schatze der Sprache etwas zu ändern, beseitigt werden könnten. Die im Serbischen adoptirten türkischen Ausdrücke sind meist Hauptwörter und von diesen abgeleitete Zeitwörter; ihr Vorkommen erklärt sich leicht aus der schon mehrere Jahrhunderte währenden politischen Verbindung mit den Türken. In grammatischer Beziehung steht die serbische Sprache noch auf dem Niveau der übrigen Dialecte, und es ist keineswegs hier an ähnliche Entstellungen wie im Neubulgarischen zu denken. — Das Serbische zerfällt in drei Mundarten:

a. Die herzegowinische Mundart, gesprochen von den in der Herzegowina, Bosnien, Montenegro, Dalmatien und Kroatien, ferner von den in Serbien in dem Matschwaer Landstrich bis nach Waljewo und Karanowatz wohnenden Serben.

b. Die resawische Mundart, welche den Serben in den übrigen Theilen Serbiens, namentlich in dem Landstrich Branitschevo, an der Resawa, in dem Landstriche Lewatsch, an der obern Morawa, im Paratiner Bezirk und am Schwarzbach bis nach Negotin eigen ist.

c. Die syrmische Mundart, welche in Syrmien und Slavonien, in Batschka, Banat und Mittelungarn, in Serbien zwischen der Sawe, Donau und Morawa gäng und gäbe ist.

4. Die kroatische Sprache. Diese herrscht in den Gespanschaften Agram, Kreuz und Warasdin nebst den angrenzenden Districten, und nähert sich mehr dem Slovenischen als dem Serbischen. So haben z. B. die Kroaten, gleich den Slovenen, das harte l am Ende der Wörter durchgängig beibehalten, wofür die übrigen südlichen Slaven o sprechen.

5. Die slovenische oder windische Sprache. Es ist die Sprache der slavischen Einwohner der österreichischen Provinzen Kärnthen, Krain und Steiermark, die sich von hier aus in zerstreuten Dörfern bis nach Udine, einst dem Territorium Venedigs, und in die ungarischen Comitate Eisenburg und Szalad, etwa eine Million an Zahl, ausdehnen. Als Mundarten unterscheidet man das Oberkrainische und Unterkrainische. Die letztere zeichnet sich durch Verziehung der Wörter und durch eine besondere Abneigung vor dem o aus, wofür die Unterkrainer meistens u, manchmal auch a sprechen; dagegen liebt der Oberkrainer das o wieder zu sehr und räumt ihm sehr oft den Platz des u ein. Der Scheidepunkt dieser beiden Mundarten ist Laibach, wo jedoch bereits unterkrainisch gesprochen wird. — Unter allen Slaven sind die Slovenen am längsten im Besitze der Schrift. — Die in dem westlichen Theil des Eisenburger und Szalader Comitats in Ungarn wohnenden Winden, etwa 15,000 an Zahl, nennen sich Slovenzen und sind Protestanten. Ihre Mundart nähert sich gewissermaßen jener der westlichen Slovaken, wodurch die Donau zwischen Preßburg und Komorn die Scheidelinie und zugleich der Berührungspunkt der zwei slavischen Hauptstämme, des östlichen und westlichen, wird.

Das Volk auf Candia.

Der Aufstand der Griechen auf Candia wiederholt sich, sobald es im Interesse einer fremden Macht liegt, den Türken einen Pfahl ins Fleisch zu rennen. Jetzt, wo der Plan entworfen worden ist, dieselben wo möglich aus Europa zu vertreiben oder, wie man das gewöhnlich auszudrücken pflegt, die „orientalische Frage in Angriff zu nehmen", ist abermals eine Rebellion in Scene gesetzt worden, die von Athen aus unterstützt wird, für die man in St. Petersburg Hofbälle und Sammlungen veranstaltet, in Moskau betet und in der europäischen Presse agitirt. Daß man 1856 im Pariser Frieden dem Sultan die Integrität seines Gebietes feierlich gewährleistet hat, wird völlig außer Acht gelassen. Ganz Südosteuropa und die Länder des osmanischen Reiches sollen aus den Angeln gehoben und „neugestaltet" werden, um die Absichten der russischen Politik zu fördern. Diese aber benutzt Kirche und Religion als Hebel; daher die Ausfälle gegen die

Mohammedaner und das Lobpreisen der „Söhne des Miltiades und Themistokles“; daher auch die hoffentlich fruchtlose Mühe, „christliche Sympathien für die mißhandelten Glaubensgenossen“ wachzurufen. Indeß jeder irgend verständige Mensch gewinnt leicht einen Einblick in das ganze Spiel und sieht, um was es sich dabei eigentlich handelt.

Creta, Jovis magni medio jacet insula ponto

sagt Virgil; also: „Mitten im Meer liegt Creta, des mächtigen Jupiter's Eiland“, und es ist altberühmt. Dort gebar Rhea den Jupiter und versteckte das Kind, damit Vater Saturn es nicht auffresse; und wenn der Knabe schrie, tanzten und lärmten die Creter, damit jener es nicht höre und sich unbelästigt von der Milch der Ziege Amalthea nähren könne. Dort walteten Minos und Rhadamantus; dort wohnten Kydonier mit Pelasgern gemischt, auch Achäer und Dorier und phrygische Daktylen, welche Cultus und Gesittung mitbrachten. Auch Semiten haben sich in Menge auf dem Eiland niedergelassen, das von Allen begehrt wurde, die in Vorderasien und im östlichen Theile des Mittelmeeres eine Rolle spielen wollten. Auch die Römer und die Byzantiner herrschten dort, gleich den Saracenen, welche Kandah baueten (d. h. Verschanzung) und seitdem wird die Insel auch Candia genannt. Nach ihnen kamen wieder Byzantiner, dann wurde der Marquis von Montferrat Candias Gebieter; er trat es an die Venetianer ab, welche es in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts an die Türken verloren. Gegen diese erhob sich der christliche Theil der Bevölkerung 1821; aber 1829 war Mehemed Ali von Aegypten Herr der Insel. Im Jahre 1858 rebellirten sie abermals gegen ihren Landsmann Vely Pascha, auf dessen Reformpläne sie nicht eingehen mochten.

Die Volksmenge ist seit etwa dreißig Jahren nicht unbeträchtlich angewachsen. Man rechnete 1861 etwa 324,000 Seelen in 1037 Wohnorten. Davon waren 106,855 Muselmänner und 217,145 Christen; das Verhältniß stellt sich also derart, daß etwa ein Mohammedaner auf zwei Christen kommt. In den Städten überwiegt die Zahl der ersteren; so hat Canea 12,000 Mohammedaner und nur 4000 Christen, aber im ganzen Bezirke von Canea kommen 67,000 Griechen auf 32,700 Türken. In Rettimo 5800 Türken und 2000 Griechen, aber im ganzen Bezirk 20,000 der ersteren und 40,000 der letzteren; in der Stadt Candia 20,000 Türken und 10,000 Griechen. So ist ungefähr das Verhältniß.

In Folge des Aufstandes von 1821 bis 1830 hat sich die Lage der Griechen wesentlich verbessert, aber die Unruhe blieb in den Gemüthern, und es war sehr erklärlich, daß sie nach einer Vereinigung mit dem neugeschaffenen Königreiche Griechenland trachteten. Die Türken sahen also in ihnen „Unterthanen mit subversiven Tendenzen“, wie man im conservativen Rothwelsch Westeuropas sich ausdrücken könnte. Aber der scharfe Gegensatz zwischen zwei verschiedenen Religionen und Racen ist einmal da; doch muß man nicht vergessen, daß die bei weitem größte Menge der Mohammedaner nicht von osmanischer, sondern von griechischer Abstammung ist und Griechisch redet.

Candia hat eine ungemein vortheilhafte Weltlage am südöstlichen Ende des Archipelagus, zwischen Europa, Vorderasien und Nordafrika. Man hat seine Gestalt mit der eines kolossalen, im Meere ruhenden Schiffes verglichen. Die Nordküste ist hoch, steil und schwer zugänglich; die wichtigsten Häfen und Städte liegen an der Südküste: Candia, Canea, Rettimo, Suda und Spina longa. Von Westen nach Osten zieht eine lange Bergkette, welche verschiedene Gruppen bildet, z. B. jene des Ida oder Psilorati, welche sich über 7000 Fuß erhebt; die in der jüngsten Zeit so oft genannten Berge der Sphakioten, die auch weiße Berge, Asprovuna, genannt werden; dann die Dicti- oder Lassitiberge. Die drei Provinzen sind jene von Candia, Canea und Rettimo. Die Insel hätte Raum für reichlich eine Million fleißiger Bewohner; sie hat ein gesundes Klima, die starke Hitze während der drei Sommermonate wird am Tage durch den Embat gemäßigt, ein Wind, der von Nord nach Süden geht und ziemlich frisch ist. Im Alterthum war die Fruchtbarkeit Cretas sprichwörtlich; sie hieß bei den Griechen die glückliche Insel, *νῆσος μακάρια*, und von Virgil wird sie als terra uberrima bezeichnet. Der Weizen ist vortrefflich, der Wein von Selino und Galata kann neben den Madeira und Malaga gestellt werden; die Insel liefert etwa 230,000 Mistati (je zu 10 bis 11 Liter) Wein und 40,000 Mistati Branntwein. Baumwolle, Flachs und Taback gedeihen vortrefflich. Der Honig vom Ida ist altberühmt; dazu kommen Süßholz, Seide, Ziegenwolle, Wachs, Käse und Südfrüchte: z. B. zwei Millionen Apfelsinen und Citronen jährlich und eine Million Mistati Oel. Dieses letztere ist Haupterzeugniß und mit Recht sagt ein Sprichwort: *οἱ Κρητικοὶ εἶναι μαθημένοι εἰς το λαδι*, die Creter werden in Oel erzogen oder wachsen in Oel auf; dasselbe spielt in der That in ihrem ganzen Leben eine große Rolle. Aber sie sind nicht fleißig, der Ackerbau wird sehr schlecht betrieben und von Gewerbsamkeit haben sie nichts in sich. Das Land könnte bei irgend sorgfältigem Anbau mindestens drei Mal mehr produciren als jetzt. So lautet das Urtheil des Franzosen Bourquelot, welcher 1861 Candia bereiste. (Nouvelles Annales des Voyages, 1863, III, 311.)

Die Creter hatten schon im Alterthum keinen löblichen Namen. Wer kennt nicht vom Gymnasium her die drei schlimmen Kappa:

Κρῆτες, Καππάδοκες, Κίλικες, τρία καππα κάκιστα?

und wer wüßte nicht, daß der Apostel Paulus sie als „faule Bäuche“ kennzeichnet? Die Römer hatten das Sprichwort: Cretinare cum Cretensibus, zu deutsch etwa so viel als: auf einen Schelmen anderthalbe. Der Reisende Thevet, welcher in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die Insel durchforschte, also bevor man, wie heute Mode ist, den Türken und ihrer Herrschaft alles Ueble zur Last legt, schrieb 1554: „Cette nation est la plus meschante, la plus chagrine et la plus outrageuse aux estrangers qu'aulcune aultre de toute la Grèce.“ Die biederen Creter hatten sein Schiff überfallen und dasselbe rein ausgeplündert.

Heute gelten sie für verschlagene Diebe. Bourquelot (1861) betont, daß sie nicht als Briganten auftreten wie ihre Landsleute in Attika, sondern langsam und verstohlen zu Werke gehen und „sich gleichsam friedlich das Eigenthum ihres Nebenmenschen aneignen“. Sie stehlen am liebsten bei Nacht, auch wenig bedeutende Gegenstände, aber sie stehlen; sie betrügen den Käufer mit falschem Maß und Gewicht. Auch Mädchen stehlen sie, diese aber nur um sie zu heirathen. Ein Creter entführt das Mädchen, tritt mit demselben in ein sehr vertrautes Verhältniß und kommt nach ein paar Tagen zum Vater der vormaligen Jungfrau, dem er erzählt, was geschehen ist. Dieser hat dann keine Wahl zwischen Entehrung oder Ehe, und willigt in letztere.

Ich kann, sagt Bourquelot, die Creter nicht von dem auf ihnen lastenden Vorwurfe der Faulheit freisprechen. Am liebsten haben sie mit dem Oelbaume etwas zu thun, welcher nur der allergeringsten Arbeit und Pflege bedarf; er wächst und der Creter hat weiter keine Arbeit, als die Frucht abzunehmen. Wenn die Ernte gut ausgefallen ist und viel Geld ins Land kommt, dann legt der cretische Bauer nicht etwa einen Sparpfennig für künftige Tage zurück und arbeitet; nein, er faullenzt, so lange das Geld vorhält und nachher thut er eben auch nicht viel. Ausländer, die sich niedergelas-

sen haben, sind verhaßt. Sie finden keine Arbeiter, werden auf alle Weise geplagt und belästigt, dazu noch bestohlen, und manche sind sogar meuchlings gemordet worden.

„Die Griechen sind neidisch und nebenbuhlerisch gegen einander. Sie benutzen ihre Gewandtheit und Verschlagenheit zu Ränken und Complotten gegen einander, niemals aber zum Gemeinwohl. Bei ihren Aufständen gegen die Muselmänner ist allemal persönliche Rivalität hervorgetreten, die großen Nachtheil herbeiführte.“ Trunksucht kann man ihnen nicht nachsagen; sie sind lebhaft und intelligent, gastfrei, halten auf Sittsamkeit in der Ehe; bei ihnen ist Alles käuflich, nur nicht die Ehre der Frauen. Sie sind recht hübsch, Männer und Frauen schlank gewachsen, das Auge ist lebhaft, und wer sie so sieht, wird für sie eingenommen. Freundschaftsbündnisse werden bei ihnen in einer Weise geschlossen, die an jene erinnern, welche bei manchen barbarischen Völkern z. B. in Ostafrika üblich sind. Junge Männer stechen sich in den Finger, lassen Blut in ein mit Wasser gefülltes Glas laufen, trinken den Inhalt und sind dadurch geschworene Freunde und Brüder auf Tod und Leben. — Die griechische Gemeinde eines Ortes wählt ihren Vorstand, der aus Archonten besteht; den Vorsitz führt der Bischof, wenn ein solcher vorhanden ist.

Auf Candia leben auch Juden, und manche von den in Canea wohnenden gelten für reich; die Zahl der Europäer ist gering; sie wohnen nur in der eben genannten Stadt, in Candia und in Rettimo. Unter den einheimischen Bewohnern zeichnen sich zunächst die Abadioten aus, Mohammedaner arabischen Ursprungs, welche mehr als zwanzig Dörfer am Fuße des Ida inne haben und Nachkömmlinge der alten saracenischen Eroberer aus dem zehnten Jahrhundert sind. Sie unterscheiden sich von den übrigen Muselmännern durch Physiognomie, Sprache und Gebräuche. Die Sphakioten dagegen sind Griechen; in früheren Zeiten durfte kein Muselmann in ihre weißen Berge kommen und sie behaupteten dem Sultan gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit. Sie sind voll Muth, tapfer und unbändig und den Zwang der Gesetze haben sie nicht gern. Man nennt das „hellenische Freiheitsliebe“. Viele haben in der Ebene Grundeigenthum erworben und sind reich geworden; einige treiben auch Handel, kaufen in Smyrna und auf Syra Kleiderstoffe ein und vertreiben die Waare als Kleinhändler. Tapferkeit kann man den Sphakioten nicht absprechen und in den Kämpfen mit den Türken haben sie sich stets ausgezeichnet.

Vom Feudalwesen ist keine Spur mehr vorhanden, aber die Steuereinnehmer, welche zumeist christliche Griechen sind, lassen sich nicht selten Bedrückungen und Erpressungen zu schulden kommen und betrügen. Die Griechen haben nicht weniger als 8 Bischöfe und mehr als 30 Klöster; das allein spricht schon für ihre niedrige Culturstufe; 30 Klöster auf 200,000 Köpfe; Anstalten, in denen Massen von faulen, in tiefe Ignoranz versunkenen Kalojers, d. h. Mönche, ein Wohlleben führen, während die Weltgeistlichen darben müssen! Außer den Sonntagen werden 45 Feste gefeiert mit Beten und Faullenzen, und die Zahl der Fasttage beträgt mehr als 150. Ehemals war der heilige Titus Schutzpatron der Insel, und die Venetianer hielten ihn fast eben so hoch, als ihren eigenen Sanct Marcus.

Schon oben wurde gesagt, daß alle Creter Griechisch reden, doch verstehen manche auch Türkisch; ihre Volksgesänge gleichen jenen anderer Völker auf niedriger Civilisationsstufe.

Die Zeichensprache auf dem Ocean.

Signalcoder für die Handelsschiffe aller Völker.

Mehr als einmal hat man den Versuch unternommen, eine allgemeine Schiffersprache herzustellen, und die Anregung, welche vor etwa einem Menschenalter durch einen Deutschen, Rhode, gegeben wurde, ist nicht ohne Folgen geblieben. Der Gegenstand war von hoher Wichtigkeit und ist auch nicht aus den Augen verloren worden; Jedermann begreift, von welchem Werth es ist, wenn Fahrzeuge, gleichviel, welchem Volke sie angehören oder welche Sprache dieses redet, sich vermittelst allgemein angenommener Zeichen mit einander verständigen können. Das ist nur dadurch möglich, daß man einander Zeichen giebt, welche überall denselben Werth und dieselbe Bedeutung haben.

Es handelte sich um eine sogenannte Seesprache, die allerdings nicht geredet, wohl aber geschrieben und gelesen werden kann. Niemand braucht sich abzumühen, um sie zu erlernen, weil er für Alles, was er ausdrückt, die fertigen Formeln findet. Im Vergleich zu dem, was wir mit Feder und Tinte auf Papier niederschreiben können, ist sie allerdings langsam; aber sie reicht vollkommen aus und ist praktisch brauchbar, weil einfach, leicht und wohlfeil obendrein.

Keins von den bisher entworfenen Systemen konnte zu allgemeiner Anerkennung gelangen und doch liegt eben darin der Schwerpunkt. Es handelt sich um eine allgemeine Seesprache, nicht um, so zu sagen, Dialecte derselben, denn als Mundart wäre jeder particuläre Signalcoder zu betrachten, welchen die Schiffer eines Volkes oder einiger Nationen für sich annähmen. In unseren Tagen sind die wirthschaftlichen Belange, namentlich jene des Handels, nicht mehr international, sondern intercontinental; sie umfassen zumal den ganzen Erdball und sämmtliche Oceane.

Zunächst haben sich Großbritannien und Frankreich über einen allgemeinen Signalcoder für die Handelsmarine verständigt und geeinigt. Die zur Feststellung desselben niedergesetzten Commissaire waren volle anderthalb Jahre lang beschäftigt, um denselben zu entwerfen und gleichsam eine Universalsprache zu schaffen, deren Annahme von Seiten jener beiden Mächte allen übrigen Staaten anempfohlen wird.

Das System ist folgendes. Wenn man 2 zu 2, 3 zu 3 und 4 zu 4 nimmt, also 18 beliebige Zeichen, z. B. 18 Consonanten, so erhält man, ohne daß jemals dasselbe Zeichen in einer Gruppe wiederholt zu werden braucht, 78,642 verschiedene Combinationen. Wenn man nun jeder derselben einen unveränderlichen und feststehenden idealen Werth giebt — irgend einem Gegenstand, einer Thatsache, einer Anzeige oder Nachricht, dem Namen einer Stadt oder eines Schiffes — und zwar ganz unabhängig von den Lauten und Formen der verschiedenen Sprachen, dann ist es möglich, eine allgemeine Augensprache herzustellen.

Solches ist die Grundlage des commerciellen Signalcoder. Man kann ihre Formeln auf dem Papiere verzeichnen, aber darauf kommt es nicht an; der Zweck geht vielmehr dahin,

daß zwei Schiffe, deren Volk sich in mündlicher Rede nicht verständigen könnte, mit einander vermittelst der Zeichen reden.

Der Signalcodex hat als Zeichen hauptsächlich Flaggen, Stücke Tuch, mit Abtheilungen in verschiedenen Farben. Jeder der 18 Consonanten, welche als Schriftzeichen, Charaktere, der Universalsprache gewählt worden sind, wird durch eine besondere Flagge bezeichnet, welche für alle seefahrenden Völker genau eine und dieselbe ist. Diese Flaggen gruppirt man über einander; sie sind an einem Hißtau befestigt, so wie die Consonanten in der Combination, welche angezeigt werden soll, gruppirt werden. Das angesprochene Fahrzeug liest also das Signal in ähnlicher Weise, wie es eine auf Papier geschriebene Mittheilung lesen würde.

Diese Flaggen, die einfachsten Schriftzeichen des Codex, werden angewandt, so weit die Entfernung zweier Schiffe es erlaubt. Auf einer Entfernung, bei welcher man die Farben nicht mehr zu unterscheiden vermag, muß man sich dann anderer Zeichen bedienen. Zusammenstellungen von Kugeln, Dreiecken und Vierecken vertreten dann die 18 Charaktere. Fehlen dergleichen Sachen, so treten an ihre Stelle ein Matrosenhut, ein Stück Holz, das man wagerecht hält, und ein Taschentuch. Ein einziger Seemann, der etwa ans Land geschickt wird, um dort etwas auszurichten, kann mit seinem Schiffe sich verständigen, wenn er sich nur nach dem Formulare richtet. Achtzehn Stellungen oder Bewegungen reichen zur Bezeichnung der Consonanten aus.

Bei Nacht hat der Verkehr gleichfalls keine Schwierigkeit; vermittelst Laternen von verschiedenen Farben, deren Licht abgeschwächt oder verstärkt wird, und durch Feuerwerk kann man sich verständigen. Bei Nebel giebt man Zeichen durch Kanonen- und Flintenschüsse, Pfeifen, Anschlagen an Glocken und Hörnerblasen. Auch so bezeichnet man die 18 Consonanten.

Von den 78,642 Combinationen, welche durch Flaggen gebildet werden, kommen etwa 53,000 ausschließlich auf die Bezeichnung der Schiffsnamen. Man erkennt ohnehin an der Flagge, welcher Nation ein Fahrzeug angehört.

Alle englischen, französischen und nordamerikanischen Schiffe sind bereits mit einem Signalcodex versehen, vermittelst dessen man Namen des Schiffes, Tonnengehalt, Pferdekraft und Heimathsort mittheilt.

Die 25,000 anderen Zeichen werden zur Zusammensetzung aller möglichen Mittheilungen benutzt; man kann vermittelst derselben reden, geographische Namen, eine Anzahl von Buchstaben bezeichnen und Eigennamen herbuchstabiren. Das ganze Lexicon der Seesprache zerfällt in zwei Theile. In dem einen sucht der Capitain oder Steuermann oder wer sonst den Werth, also die Bedeutung des Zeichens auf, welches ihm gegeben wird. Will er seinerseits eine Mittheilung machen, so findet er die Zeichencombination dafür im zweiten Theile. Reicht ein Zeichen nicht aus, so zieht er mehrere auf, ganz in der Reihenfolge, wie im gewöhnlichen Gespräche Redensarten oder deren Theile folgen.

Der Schiffer befindet sich z. B. im Stillen Ocean und begegnet dort einem andern, der nach Valparaiso in Chile will und noch keine Kunde von dem Kriege zwischen Spanien und Chile hat. Er will ihm zu wissen thun, daß die chilenischen Häfen von spanischen Schiffen blockirt seien; es werde also zweckmäßig sein, nach Peru zu segeln, wo die Frachtverhältnisse günstig wären. Zu diesem Zwecke zeigt er folgende Signale:

J N	Krieg zwischen
B G V T	Spanien
B N S Q	Chile
C L O P	Du wirst von Blockadeschiffen angehalten werden
M O B	Du thust besser zu segeln nach
B N R M	Callao
N R Q	Dort sind gute Frachten.

Vermittelst der 7 Signale, von denen 3 geographische Namen bezeichnen, giebt er dem andern Fahrzeug eine höchst wichtige Nachricht, durch welche dasselbe jedenfalls Zeit, also Geld erspart, und sich nicht der Unannehmlichkeit aussetzt, von Blockadeschiffen angehalten zu werden.

Noch ein Beispiel, das nun keiner weitern Erörterung bedarf:

Borysthenes	H N J S
ist gescheitert bei	B D G
Drau	B J W P
Passagiere gerettet	D M G
Ladung verloren	N L R
Verdient nicht, wieder flott gemacht zu werden	B D T

Aus Vorstehendem wird man abnehmen können, wie es sich mit dieser allgemeinen Seesprache verhält. Ihre Anwendung muß für Schifffahrt und Handel von unberechenbarem Nutzen werden. Sie kann viele Gefahren abwenden, macht Mittheilungen möglich, die bisher nicht gegeben werden konnten. Auf hoher See kann der Schiffer nur mit einem andern Schiffer reden, wenn er sich aber der Küste nähert, kann er auch mit dieser correspondiren. Man hat, abgesehen von den Leuchtthürmen, an manchen Stellen weithin sichtbare Landmarken errichtet mit optischen Telegraphenstationen (die Franzosen sagen Sémaphores), welche am Tage dieselben Dienste leisten, wie die Leuchtfeuer bei Nacht. Diese haben jetzt den Signalcodex erhalten und können nun viel einfacher mit den Schiffen auf See sich unterhalten. Sie stehen mit den Telegraphendrähten am Land in Verbindung und befördern vermittelst derselben oder auch brieflich jede Nachricht, welche das Schiff ihnen giebt, an die Adresse.

Somit ist dem Verkehr wieder eine neue, wohlthätige und einflußreiche Einrichtung gewonnen worden.

Ein Bericht aus Neuseeland*).

Wenn man die Geschichte aller bekannten Länder überblickt, so wird man finden, daß kein einziges — etwa mit Ausnahme von Californien und Australien — in so kurzer Zeit solche bedeutende Fortschritte in Colonisation, Selbstverwaltung, wirklichem Wohlstande, freisinniger Regierung und ernster Civilisation gemacht hat, wie dasjenige, aus welchem diese Zeilen abgeschickt werden — Neu-Seeland. Die Behauptung ist kühn; doch ich will in aller Kürze die Wahrheit derselben zu beweisen suchen.

Um uns nicht in trockenen, statistischen Einzelheiten zu verwickeln, nehmen wir an — was sich ja nicht bestreiten läßt — daß in ganz Neu-Seeland vor 30 Jahren nicht mehr als höchstens 500 Europäer ansässig waren, und daß von diesen drei

*) Aus einem Briefe, datirt Lyttleton den 2. April 1867, von einem dort ansässigen Schweden.

Viertheile aus Seeleuten und von den australischen Colonien entlaufenen Verbrechern bestanden. Zu jener Zeit waren die Eingeborenen ungestörte Herren der Inseln; es gab hier kein anderes Gesetz als das patriarchalische, und hätten nicht die inneren Kämpfe unter den verschiedenen Stämmen ihre Anzahl mehr denn decimirt, und eine wohlgeordnete Centralregierung unmöglich gemacht, so würde zweifelsohne schon jetzt die Maori-Race — in mancher Hinsicht der Erreichung dieses Standpunktes würdig — als ein selbständiges Volk anerkannt sein, selbst wenn es zufällig einwandernden Weißen gelungen wäre, die Höllenplage einzuführen, welche die erste Ursache ihrer Demoralisation war: Alkohol, oder, wie sie es selbst benennen, „Feuerwasser". Alte Männer, die sich der ersten Besuche von „Pakeha" (Europäern) erinnern, haben mir erzählt — was authentische Actenstücke auch beweisen — wie abscheulich diese im Allgemeinen die Eingeborenen behandelten, wie Betrügereien, Ränke und Gewaltthätigkeiten überall ihren Spuren folgten, und wie die „civilisirten" Repräsentanten der Völker an der andern Seite des Erdballes die gewöhnlich freundlichen Wilden unter die Füße traten, ihren Hausfrieden vernichteten und ihre Weiber entehrten in jenen Tagen, da eine einzige Muskete noch Macht genug besaß, um selbst die muthigsten und wildesten Anhänger von „Tiki" in die Flucht zu jagen. Es läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß die fürchterliche Tyrannei und das banditenmäßige Auftreten der ersten weißen Einwanderer in Neuseeland den Haß hervorgerufen haben, welcher immer noch existirt unter den unaufgeklärten heidnischen Stämmen, die auf der nördlichen Insel noch jetzt hoffen und glauben, daß die Zeit nicht mehr fern sei, da die gewaltthätigen Eindringlinge „ins Meer gejagt" werden. Da hier aber nicht der Ort ist zu einer detaillirten Beschreibung derjenigen Mittel, welche angewendet worden sind, um die unabhängigen Häuptlinge zur Unterwerfung unter die englische Regierung zu bewegen — Mittel, so nichtswürdig, so entehrend für die sonst in Betreff ihrer „Honour" in Rede und auf dem Papiere so empfindlichen Engländer, daß ein offenbarer Ausrottungskrieg gegen die Eingeborenen mit der ausgesprochenen Absicht, das Land zu erobern, bei weitem besser gewesen wäre, und nicht den zehnten Theil des Leidens, der Kosten und des Blutes verursacht haben würde — will ich nur eine kurze Uebersicht der verschiedenen Schritte geben, durch welche das Land in seine jetzigen Verhältnisse gekommen ist.

Im Jahre 1840 schickte eine große englische Gesellschaft unter dem Oberst William Wakefield Arbeiter und Ackerbauer hierher, und diese waren die ersten respectablen Colonisten. Fünf Jahre später unterwarfen sich die meisten der eingeborenen Stämme der englischen Krone, indem sie sich das volle Besitzrecht auf alles Land vorbehielten, das sie damals in ihren Händen hatten und ihren „Beschützern" alles dasjenige abtraten, welches damals keine anerkannten Besitzer hatte. Man kann sagen, daß hiermit die eigentliche Niederlassung der Europäer in diesem Theile der Erde ihren Anfang genommen hat. Es waren viele Schwierigkeiten zu überwinden; doch sie verschwanden vor der concentrirten Energie der angelsächsischen Fremdlinge, sobald intelligente Arbeitskräfte mit festem Willen, durch die Aussicht, Selbständigkeit, ja wohl gar Reichthum zu gewinnen, zu unermüdeter Thätigkeit angespornt, das Werk betrieben. Große Strecken des fruchtbarsten Bodens, von welchem noch niemals eine Ernte erhoben worden war, fielen Capitalisten, die zur Erhaltung derselben kein Mittel scheuten, in die Hände, und Ländereien, die jetzt eine Million Pfund Sterling werth sind, obgleich sie nicht in der Goldregion liegen und kein einziges Loth von dem edlen Metalle produciren, wurden vor 27 Jahren mit einigen Dutzend Schießgewehren, einer Quantität Pulver, Schrot, Knallhüten, Kleidungsstücken und Branntwein bezahlt, wofür die Importeurs vielleicht höchstens 1000 Pfund ausgegeben hatten. Es würde allzu weitläufig sein, wohlbekannte Transactionen zu wiederholen, durch welche die Eingeborenen dahin gebracht wurden, eine fürstliche Domaine für den tausendsten Theil ihres wirklichen Werthes hinzugeben und ihre Erstgeburt für ein Linsengericht zu verkaufen; genug: es geschah, und in der Geschichte sind viele blutige Namen eingeschrieben, welche ein Zeugniß davon ablegen, daß wenn auch die Weißen an Hinterlist, Lüge und Betrug den Farbigen überlegen waren, diese doch mit den Waffen in der Hand als eben so muthig, wo nicht muthiger befunden worden sind, als ihre gewissenlosen Gegner, selbst wo diese den Vortheil europäischer Kriegskunst und europäischen Kriegsmaterials gehabt haben. Unterstützt von den Autoritäten in England, moralisch unterstützt von dem „Prestige" der englischen Nationalität, versehen mit Waffen, Mannschaft und Geld zur Erreichung ihres Zweckes — was Wunder, daß die Colonisten Herrscher wurden und die eingeborenen, um jeden Fußbreit Erde kämpfenden, Maori von den Küsten in das Innere des Landes trieben und daß die Eroberer sie dort zurückhielten?

So geschah es auf der nördlichen Insel. Auf der mittlern ist wenig oder gar kein Blut vergossen worden seit dem Gemetzel in Wairau, besonders darum, weil die ursprünglichen Besitzer durch die Ausrottungskriege Te Hongis und Waikato's *) in den Jahren 1823—1826 dermaßen reducirt wurden, daß sie jetzt nicht mehr nach Tausenden, sondern nur nach Hunderten gezählt werden können und nicht den funfzigsten Theil der farbigen Bevölkerung bilden. Daher ist denn hier die Colonisation ungehindert geschehen, die Wohnungen der Einwanderer sind den offenen und geheimen Angriffen der Wilden nicht ausgesetzt gewesen, und obgleich die Bewohner den größern Theil der durch die Kriege verursachten Kosten haben bezahlen müssen, so sind sie doch von der nähern Bekanntschaft mit den Schrecknissen desselben verschont worden.

In drei Decennien ist die Zahl der Europäer von 500 bis auf etwa 200,000 gestiegen, die der Eingeborenen dagegen hat sich von 150,000 auf 60,000 vermindert. Die letzteren Ziffern sind natürlich nur approximativ, aber den besten Quellen entnommen, die ich habe zu Rathe ziehen können. Kriege gegen ihre Stammgenossen und gegen die Europäer, starke Getränke und gewisse, zuvor unbekannte Krankheiten, die stets in der Spur des weißen Mannes folgen, haben dazu beigetragen, sie zu reduciren, und gebildete und aufgeklärte Männer, die lange in ihrem Kreise gelebt und auf die Zeichen der Zeit Achtung gegeben haben, sind der Ansicht, daß nach drei oder vier Decennien nicht der zehnte Theil der jetzigen Anzahl von ihnen übrig sein und daß innerhalb eines Jahrhunderts ein Maori auf Neuseeland eine eben so große Seltenheit werden wird, wie er es heutigen Tages in Europa ist. Leider sind allzu viele Gründe vorhanden, die Erfüllung dieser Prophezeiung vorherzusehen. Dieses ist einer von den Flüchen, welche der Fußspur der Eindringlinge folgen, da sie die unteren Racen zur Zerstörung und zum Untergange verurtheilen.

Eines Punktes bin ich versichert, nämlich daß kein einziger Angriff, selbst von Seiten der barbarischsten und fanatischsten Stämme, auf die Weißen geschehen ist, ohne daß diese den Anlaß dazu gegeben haben. Mag dieses nicht direct geschehen sein, meinethalben; aber durch Landkäufe, Intriguen und persönliche Gewaltthaten, Mann gegen Mann, wobei die Ankömmlinge stets gleich im Anfange ganz unerhörte Vortheile ernteten, haben sie ihren weniger begabten Opfern die Reflexion aufgezwungen, daß sie in allen Stücken für einfältige und leichtgläubige Thoren gehalten worden sind. Hiervon müssen gleichwohl die Guerilla-

*) Diese beiden einflußreichen Häuptlinge besuchten im Jahre 1822 England unter den Auspicien der Missionaire. Sie brachten die ersten Gewehre nach Neuseeland, die zum Kriegsgebrauch angewendet wurden. Der Erstere besiegte den Letztern, darauf andere Stämme, und die Kriegsflamme verheerte vier Jahre lang beinahe ausrottend die südlichen Stämme.

kriege ausgenommen werden, welche in den beiden letzten Jahren von den fanatischen Secten der Pai Mariri und Han-Han geführt worden sind. Wie viele Tausende dieser armen Heiden hätten nicht gerettet werden können, wenn ihr Blick einer Palme des Friedens begegnet wäre und nicht einem Schwerte, einer Muskete und einer Kanone! Wie viele Freunde könnten wir nicht heutigen Tages besitzen unter dieser heroischen, jetzt so degradirten Race, wenn wir ihnen Schulmeister gegeben hätten anstatt pfiffiger Agenten, deren einzige Absicht war, ihnen ihr väterliches Erbe zu rauben; Kirchen anstatt befestigter Plätze, Aufklärung und Unterricht anstatt berauschender Getränke, Laster und Schmach; Wohlwollen und brüderliche Freundschaft anstatt Ränke, Neid und Haß! Englands Königin gelobte ihnen, als sie die Herrschaft Großbritanniens anerkannten, sie sollten „vor dem Gesetze" gleiche Rechte mit dem weißen Manne besitzen. Zwanzig Jahre lang — eine Periode, welche die besten Ländereien bald unter dem einen, bald unter dem andern Vorwande in die Hände der Europäer hat fallen sehen — ist dieses Versprechen nur ein todter Buchstabe gewesen. Dieses ist seit 1865 anders geworden, und schon haben „The Native Lands Courts" viel Gutes bewirkt, aber doch bei Weitem noch nicht genug.

Neuseeland ist in neun Provinzen getheilt; die ganze Colonie wird von einem Gouverneur, Sir George Grey, regiert. Dieser wird von der englischen Regierung ernannt und ist der einzige Beamte, dessen Anstellung der englischen Krone gebührt; zwei Kammern geben die Gesetze des Landes; Constitution und Wahlrechte sind liberal, aber nicht so ultra-demokratisch wie in Australien. Die Einkünfte des verflossenen Jahres betrugen etwas über eine Million Pfund Sterling. Wir besitzen eine Staatsschuld von $3\frac{1}{2}$ Mill. Pf. St., wovon 3 Millionen durch den letzten Krieg verursacht worden sind. In Folge dessen sind die Zölle hoch, besonders auf Spirituosa und Taback — auf diese Artikel höher als in irgend einem Lande auf Erden — und seit dem 1. Januar 1867 sind uns zwei neue Lasten auferlegt worden, die beide an sich selbst in einem freien Lande vielleicht die unerträglichsten sind: die eine ist eine Erhöhung des Portos für Briefe und Zeitungen — eine vorübergehende Maßregel, die wahrscheinlich nicht lange dauern wird — die zweite eine Stempelabgabe, welche größtentheils die Wohlhabenden trifft. Directe Kronsteuern haben wir nicht; dagegen existiren Abgaben an die Stadt, zur Unterhaltung der Wege u. a. m. Vier von den neun Provinzen sind auf der nördlichen, fünf auf der mittlern Insel; die südliche ist beinahe unbewohnt. Jede dieser Provinzen hat einen gewählten Superintendenten und vollkommene politische Souverainetät en miniature mit gesetzgebenden Kammern, Departements-Bureaux u. s. w.; gleichwohl ist die Macht eingeschränkt auf den Theil des Landes, den sie besitzt, und überläßt alle wichtigen Angelegenheiten über Gesetzgebung, Zoll, Besteuerung und dergleichen dem colonialen Parlamente.

Hier will ich versuchen, von der ersten Bildung und der weitern Entwickelung einer dieser Provinzen eine Vorstellung zu geben; dazu wähle ich diejenige, welche mir am besten bekannt und in diesem Augenblicke sowohl die bevölkertste als auch die wichtigste des Landes ist: Canterbury. Um das Jahr 1849 beschlossen einige Personen aus guten Familien, nicht unbemittelt, aber doch ohne große Aussicht, sich in England eine unabhängige Stellung zu erwerben, — weil die Ueberbevölkerung dort die Reise durch das Leben oft beschwerlich macht, indem zu jedem Platze Hunderte von Bewerbern vorhanden sind, — nach irgend einem Orte der Erde auszuwandern, wo ihre eigene Energie ihnen eine Bahn brechen könnte, auf welcher sie nicht allzu viele Nebenbuhler zu bekämpfen hätten, und ihre Wahl fiel auf Neuseeland. Es wurden Agenten hingeschickt, um einen passenden Ort zu suchen, es wurden vorbereitende Maßregeln getroffen, und am 16. December 1851 kam das erste Schiff mit den neuen Einwanderern in Port Cooper an, sowie bald darauf zwei andere. Port Cooper, wie es damals hieß — jetzt Port Lyttleton —, ist eine Bai an der Ostküste der mittlern Insel, etwa 100 englische Meilen von der nördlichsten Spitze derselben entfernt, von deren Klima sich mit Grund sagen läßt, daß es auf der ganzen Erde unübertroffen ist. Die Fremdlinge befanden sich in einer tiefen, einem Thale ähnlichen Bai, an drei Seiten von hohen Bergen umgeben, über deren nördlichen Theil nur mit der größten Schwierigkeit ein passabler Fußpfad angelegt werden konnte. Ein kleines Thal senkte sich an die Bai herab, in deren blauem Gewässer die größten Schiffe in Sicherheit ausruhen konnten; und da die Südseite der Bai starken Winden ausgesetzt war — wegen welcher Ursache sie auch noch heutiges Tages unbewohnt ist — so beschlossen die Ankömmlinge, ihre Zelte an der Nordseite aufzuschlagen, und hier gründeten sie die Stadt, welche nach dem Präsidenten ihres Vereines Lyttleton genannt wurde. Unglücklicher Weise kann dieselbe niemals ein großer Platz werden, weil sie von hohen Bergen umgeben ist und vor dem Meeresstrande in jeder Hinsicht amphitheatralisch gebaut ist. Nachdem die Ankömmlinge die erwähnten Berge überschritten hatten, breiteten sich vor ihnen die unermeßlichen Ebenen aus, welche unter dem Namen „Canterbury Plains" bekannt sind, den vortrefflichsten Boden zum Ackerbau, zur Schaf- und Hornviehzucht haben und von einem halben Dutzend größerer und kleinerer Flüsse bewässert werden. Dort — in gerader Linie, nur anderthalb geographische Meilen vom Meeresgestade entfernt — an einem kleinen Flusse, den sie nach Shakespeare's Heimath Avon nannten, beschlossen sie die Anlage der jetzigen Hauptstadt der Provinz, benannt Christchurch nach dem bedeutendsten College der Universität Oxford (es waren nämlich unter den Ankömmlingen viele gebildete Männer, jetzt die vornehmsten der Provinz und der Colonie). Als diese Pionire der Civilisation sich freiwillig selbst verbannten und auf fremdem Boden eine dauernde Herrschaft zu pflanzen suchten, wußten sie sehr wohl, daß sie einen harten Kampf — die ernste Wirklichkeit des Lebens, nicht die Poesie desselben — zu bestehen haben würden, und Alle, damals jung oder höchstens in den mittleren Lebensjahren, griffen das Werk kräftig an, in der Hoffnung, wenn sie selbst nicht die Früchte ihrer Bemühungen ernten könnten, daß ihre Kinder und Kindeskinder dereinst den Genuß davon haben würden. Einen Grundsatz aber befolgten sie, und mit diesem setzten sie durch, was sie sich vorgenommen hatten; nämlich sie verließen sich einzig und allein auf sich selbst.

Sehen wir nun nach, was sie bis jetzt, 1867, d. h. 16 Jahre nach der Ankunft des ersten Schiffes, ausgerichtet haben! Wir finden drei Städte mit 4000, 2000 und 1200 Inwohnern, 12 Dörfer mit einer geringern Anzahl, und dieser Theil der Provinz hat im Ganzen etwas über 27,000 Seelen; wir haben in kleinem Maßstabe eine wohlorganisirte Staatsmaschinerie nicht allein für politische, sondern auch für sociale und religiöse Angelegenheiten; wir haben zwischen 30 und 40 Kirchen; davon nicht mehr als 3 römisch-katholische; denn das irländische Element ist gering; Eisenbahnen und eine immer steigende Schifffahrt mit beinahe täglichen Dampfbooten; directe Postverbindung mit den sämmtlichen angrenzenden Colonien und Provinzen, sowie mit Europa über Suez, im Verein mit Australien und über Panama, unabhängig von irgend jemand (selbst England), wofür Neuseeland jährlich 55,000 Pf. St. auszahlen und 110,000 Pf. St. garantiren muß. In jedem Monate kommt ein Fahrzeug von 2000 bis 3000 Tons von Europa hier an mit neuen Einwanderern, deren Reise wir zu einem großen Theile bezahlen. Wir besitzen ein Museum, ein Gymnasium, ein Theater, einen botanischen Garten, Acclimatisations- und andere wissenschaftliche Vereine, ein Marmorstandbild Godley's, der einer der Gründer unserer Provinz war, nicht zu vergessen Schulen in jedem Distriet für die aufwachsende Generation. Endlich sind wir beinahe fertig mit der Vollendung eines riesenhaften Unternehmens,

deß Gleichen niemals von einer so jungen Commune ausgeführt worden ist und wozu sich in diesem Augenblicke — so viel mir bewußt — nirgends ein Gegenstück aufweisen läßt. Es trennen nämlich, wie oben bemerkt, hohe Berge die Hauptstadt Christchurch von Lyttleton und der Seefahrt; denn der Avon hat nur die gehörige Tiefe für Schooner und kleinere Fahrzeuge; es war daher nothwendig, eine leichtere Communication hervorzurufen, als in diesem Augenblicke existirt, entweder ein paar tausend Fuß über den Berg oder auch rund um denselben zu gehen. Es war eine Eisenbahn nothwendig, und da diese nicht gut über eine solche Höhe geführt werden konnte, so wurde für nöthig erachtet, von der einen Seite zu der andern einen Tunnel zu sprengen.

Diese Arbeit ist nun Tag und Nacht vier Jahre lang von herverschriebenen cornischen Sprengern betrieben worden, und man hofft dieselbe innerhalb der nächsten sechs Monate vollendet zu sehen. Die Länge dieses Tunnels aber ist nicht weniger als 2834 englische Yards oder 1/3 geographische Meile! Die Kosten betragen über eine halbe Million Pfund Sterling, austarirt auf die Provinz, nicht auf die Colonie; denn jede Provinz besorgt nach Belieben ihre inneren Angelegenheiten, muß für diese aber auch die Kosten bestreiten. Giebt es wohl Energie bei den Antipoden? Die Ebenen von Canterbury, welche im Jahre 1851 nicht ein einziges weidendes Schaf besaßen, geben jetzt Hunderttausenden derselben Nahrung, und von diesem kleinen Districte wurden im letztverflossenen Jahre über eine Million Pfund Wolle nebst einer Menge von Häuten und Fellen ausgeführt. Giebt es also Industrie auf dieser Seite des Erdballes?

Hiermit aber haben wir nur gesehen, wie die eine Hälfte dieser Provinz durch anhaltende und ernste Bestrebungen ihrer Bewohner emporgewachsen ist. Die Geschichte über die andere Hälfte gleicht eher einem Roman als der Wirklichkeit. Als im Jahre 1856 Canterbury selbständige Privilegien erhielt und man die Grenzen genau feststellte, wurden diese bis auf die Westküste ausgedehnt, so daß ein Stück von dieser mit eingeschlossen und die Provinz sowohl im Osten als auch im Westen vom Meere begrenzt war. Der ganze Theil der mittleren Insel, welcher an der Westküste liegt, war bis 1865 eine terra incognita: die Schiffer hegten einen instinctmäßigen Abscheu vor ihrer Nähe, ihren fast ohne Unterbrechung wüthenden Stürmen, ihren beinahe immer Unheil bringenden Klippen, ihren dichten, undurchdringlichen Wäldern, hohen, unübersteiglichen Gebirgen, ihrem harten Klima und ihren unfruchtbaren Gestaden, an denen weder ein schwarzer noch ein weißer Mann nur für eine einzige Woche Lebensunterhalt finden konnte. Auf der andern Seite wurde dieser unfreundliche Theil Neuseelands von den Ebenen in Canterbury und Otago getrennt durch hohe Gebirge, die lange als unübersteigbar angesehen wurden, und erst als die magische Macht des Goldes sich geltend machte, und das Dasein dieses Metalles in der Mitte dieser wilden Landschaft bestätigt war, hielt man es für nöthig, daß ein passabler Weg vorhanden sein müßte, durch welchen die beiden Theile der Provinz sich vereinigen ließen. Dieser wurde denn auch wirklich gefunden, und war bald fertig; er ist 170 englische (über 35 deutsche) Meilen lang und hat die kleine nette Summe von 120,000 Pf. St. gekostet. Die Goldfelder an dieser Küste sind bereits weltbekannt und haben — wie früher schon erwähnt worden — das edle Metall in Quantitäten geliefert, deren Werth nach Millionen Pfund Sterling berechnet wird. Täglich werden neue Felder entdeckt und noch hat man keine Abnahme verspürt, sondern vielmehr das Gegentheil. Dort sind jetzt über 40,000 Menschen; davon sind wahrscheinlich die Hälfte mit directem Goldsuchen beschäftigt, und die Revenüen von diesem Theile des Landes sind bedeutender als von irgend einem andern. Eine Landstrecke, die vor zwei Jahren noch ganz wüst und werthlos war, besitzt gegenwärtig eine Bevölkerung, deren Handelsumsatz und Consumtion (denn der District kann in diesem Augenblicke weder Getreide noch andere Lebensmittel produciren und besitzt nicht einmal Futter für Mastvieh) jährlich über 2 1/2 Millionen Pfund Sterling beträgt.

Ueber die anderen Provinzen kann ich keine so guten Neuigkeiten mittheilen. Mit zwei Ausnahmen sind sie nämlich entweder in statu quo oder sie machen sogar Rückschritte. Auf der nördlichen Insel ist Auckland, die zuerst angelegte, beinahe ruinirt durch beständige Kriege und durch die Verlegung der Regierung an einen centralern Ort, Wellington. Man kann nicht umhin, zu denken, daß Auckland nur erntet, was es gesäet hat; denn es darf nicht vergessen werden, daß viele, allzu viele der dortigen Bewohner die Kriegsflamme angeschürt und zum Kampfe eingeladen haben, indem sie berechneten, daß die Provinz, in welcher Truppen, das Commissariat u. s. w. von England garnisonirt werden würden, Commerz, Contracte für Armee und Flotte und dergleichen herbeiführen und den Bewohnern derselben „gute Zeiten" geben müßten, während die bezahlten Soldaten den Feind zu besiegen suchten, den sie selbst zu verzweifelten Maßregeln gezwungen hatten. Ganz gewiß ist es auch wirklich einigen Wenigen gelungen, sich per fas et nefas ein bedeutendes Vermögen zu erwerben; die Provinz aber ist jetzt so ohnmächtig, daß sie nicht allein nicht im Stande ist, ihre Schulden zu bezahlen, sondern auch keine einzige allgemeine Arbeit auszuführen vermag. Zur Wiedererlangung ihres frühern Wohlstandes sind mehre Jahre erforderlich, denn sie hat verloren, was von gleicher Wichtigkeit für eine Nation und für ein Individuum ist — Vertrauen und Ansehen.

Taranaki ist das Maori-Land par excellence; in ihr ist viel Blut vergossen werden. Von hier werden die Unruhen ausgehen, wenn sie jemals wieder beginnen sollten, und der Unternehmungsgeist ist eben nicht lebhaft; denn wer will wohl sein Haus auf dem Gipfel eines Vulcans erbauen? Uebrigens ist die Provinz ein wirkliches Paradies, besitzt die meisten Vorzüge, die man nur wünschen kann und schreitet in kaum merkbarem Grade vorwärts. Hawkes Bay, unter dem tüchtigsten der politischen Führer der Republik, verspricht künftig ein wohlhabender Theil des Landes zu werden; heute ist sie beinahe nur erst im Embryo. Wellington mit der Hauptstadt gleichen Namens, Sitz der Regierung, und in politischer Hinsicht jetzt der wichtigste Ort, schreitet fest und sicher vorwärts; hier sind keine Unruhen von Seiten der Maori ernstlich mehr zu fürchten. Nelson, worin ein Theil der Goldfelder an der Westküste liegen, hat sich in den beiden letzten Jahren an materiellem Wohlstande bedeutend entwickelt und man hat triftige Gründe zu der Vermuthung, daß es auch in der Zukunft so fortdauern werde. Otago, wo im Jahre 1860 die ersten Goldfelder entdeckt wurden, ist wohlhabend, doch bedeutend in Abnahme hinsichtlich der Einkünfte, seitdem die Auswanderung der Goldgräber nach Canterbury und Nelson ihren Anfang nahm. Dunedin, die Hauptstadt der Provinz, ist die volkreichste des ganzen Landes. Maryborough, ein unbedeutender District mit Ackerbau und Schafzucht, verdient kaum der Erwähnung. Southland ist bankerott.

In diesen wenigen Worten ist in der Kürze gesagt, was Neuseeland eigentlich ist. In gewissen Rücksichten ist die Colonisation hier besser gelungen als in irgend einem andern Lande, in anderen dagegen ist sie mißlungen; im Ganzen aber kann man behaupten, daß es kaum ein Land giebt, in welchem der Colonist bessere Aussichten hat, zu Wohlstand zu gelangen, als hier, ohne Unannehmlichkeiten von dem Klima und von den politischen Verwickelungen befürchten zu dürfen.

Auf dem Marktplatze in Yamina am obern Niger.

Von Capitain **Mage.**

Seit Heinrich Barth's Reise nach Timbuktu ist die Aufmerksamkeit in gesteigertem Maße auf diese merkwürdige Stadt und deren ganz eigenthümliche Verhältnisse hingelenkt worden. Das Interesse erhöhte sich durch die gewaltigen Umwälzungen, welche im Verlaufe des letzten Jahrzehnts am obern Senegal und obern Niger stattgefunden haben; diese sind in unserer Zeitschrift mehrmals (zuletzt XI. S. 56 ff.) eingehend dargestellt worden. Gegenwärtig veröffentlicht nun Capitain Mage, mit welchem die Leser längst näher bekannt sind, seinen Reisebericht in der „Revue maritime et coloniale" (von Mai 1867 an) und durch ihn erhalten wir gründliche Kunde über die ganz eigenthümlichen Verhältnisse jener Region.

Bekanntlich erhielt der unternehmende Reisende den Auftrag, von St. Louis am Senegal bis an den Niger und bis Timbuktu vorzudringen. Beim französischen Gouverneur Senegambiens war im Jahre 1860 Amadi angekommen, ein Verwandter des Scheich El Bakay, der als geistliches Oberhaupt von Timbuktu unserm Landsmanne Barth so große Dienste leistete; er starb 1866. Etwa drei Jahre später erschien (August 1863) in St. Louis Sidi Mohammed ben Zin El Habidin el Scheich el Sidi Mochtar, ein Neffe El Bakays; er war zu den Europäern gekommen, weil er von seinem Vetter Amadi vernommen, daß derselbe eine gute Aufnahme gefunden hatte; deshalb nahm er seinen Heimweg aus dem Lande der Brakna-Mauren, bei deren Obermarabut (geistlichem Oberhaupt) er zum Besuch gewesen, über Senegambien. Von ihm zuerst erfuhr man sichere Nachrichten über die Völkerbewegungen und blutigen Kämpfe am obern Niger. Der Gouverneur Faidherbe schloß mit Sidi Mohammed einen Vertrag im Namen des Scheichs von Timbuktu und der Häuptlinge der Kuntahs. Die letzteren sind ein edler Araberstamm, dessen Hauptsitze in der westlichen Sahara liegen; jeder Kuntah ist Marabut, d. h. er kann den Koran lesen und gilt für einen Geistlichen. Er liefert auch Geistliche für die schwarzen Völker, steht weit und breit in großem Ansehen und Scheich el Bakay, der ihm angehörte, galt für das religiöse Oberhaupt der Kuntahs. Jenem Vertrage gemäß sollte jeder Europäer in Timbuktu auf Schutz rechnen dürfen; ein Gleiches sollte geschehen in Adrar, Tiris, Tagant und Ludamar, wo überall die Kuntah-Marabuts in großem Ansehen stehen. Auf diesem Uebereinkommen fußend, wäre Mage in Timbuktu sicher gewesen. Er kam aber im Februar 1864 nur bis Segu und Sansandig, wurde von Ahmadu, Hadsch Omar's Sohne, dort zurückgehalten und konnte erst im Juli 1866 die Rückreise nach dem Senegal antreten *).

Capitain Mage gelangte nach großen Beschwerden und einer Wanderung von etwa vier Monaten (von Mitte Octobers 1863 bis gegen Ende Februars 1864) an den Niger, bei Yamina (Niamina), der zweitwichtigsten Handelsstadt im Königreiche Segu. Der Anblick war nichts weniger als großartig, der Strom bei niedrigem Wasserstande nur etwa 600 Fuß breit, während er bei Hochwasser eine Breite von mehr als 6000 Fuß hat. Die Eingeborenen benahmen sich sehr zudringlich, die Mauren, welche mit Karawanen aus den Oasen Tischit, Ualata und selbst aus dem fernen Tuat dorthin gekommen waren, geradezu unverschämt. Darüber riß dem Europäer endlich die Geduld; er überhäufte sie mit den derbsten Schimpfreden und als auch diese nichts fruchteten, übergoß er sie mit Wasser. „Das können sie nicht vertragen, denn Wasser ist für den Mauren schlimmer als Feuer."

Yamina war in kläglichem Zustande. Der größte Theil der Bewohner besteht aus Soninkes, die großen Abscheu vor Krieg und Blutvergießen haben und nie daran dachten, ihre Stadt zu befestigen oder zu vertheidigen. Als dann Hadsch Omar kam, war sie wehrlos und wurde ausgeplündert. Mage fand drei Viertheile der Stadt unbewohnt, die Häuser mehr oder weniger in Trümmern und die Dächer waren von den Eroberern als Brennstoff benutzt worden. „Diese Stadt, in welcher sonst so viele Karawanen aus Tischit, Bure, Sierra Leone, Kankan und Tengreta ankamen und die Nebenbuhlerin von Sansandig war, ist verödet, entmuthigt, ohne Oberhaupt und eine Beute verschiedener Factionen; die Menschen leben nicht, sie zittern nur, und der ganze Anblick erfüllte mich mit tiefer Betrübniß. In der Umgegend gar kein Anbau."

Unter solchen Umständen begreift man kaum, daß überhaupt noch Verkehr stattfindet. Aber es geht lebhaft her auf dem großen Marktplatze. Die vielen kleinen Buden und Läden sind gegen Sonne und Regen geschützt; in denselben sitzen zwei, manchmal auch drei Verkäufer auf Matten; die Waaren sind auf dem Erdboden ausgebreitet oder hängen an Stricken. Hauptartikel sind: Salz, Glaswaaren, Zeuge, Papier, Schwefel, Feuersteine, Ringe von Kupfer und Silber für Nase, Ohren, Bein- und Handknöchel, schmale mit kleinen Perlen besetzte Stirnbänder, einheimische Baumwollengewebe und Burnus. Eine auffallende Figur ist der Barbier; er scheert den Leuten das Kopfhaar ab, jedoch — ohne Seife. Da sitzen auch Frauen, welche beschädigte Kalebassen ausflicken; ein Salzhändler zerschlägt mit einer Art von Hohlbeile größere Klumpen in Stücke von verschiedener Größe und vertheilt sie in kleine Haufen. Als Mage in Segu ankam, kostete dort ein Salzblock 20,000 Kauris, gerade so viel wie ein Kriegsgefangener, den man auf dem Markte kaufen konnte.

Die Fleischer nehmen eine besondere Seite ein, und sie schlachten ihr Vieh dort unter freiem Himmel. Nach mohammedanischem Brauche bindet man demselben die Beine zusammen, legt den Kopf nach Osten und dann schneidet ein Marabut, indem er eine Gebetformel spricht, den Hals ab. Man zieht dem Ochsen die Haut ab und auf dieser wird das Fleisch zerlegt; das Blut fängt man in Kalebassen auf und überhaupt geht nichts verloren. Aus den zerhackten Eingeweiden macht man Würste; Milz und Lunge läßt man halbfaul werden, damit sie dem Brei einen pikanten Geschmack geben. Das Blut wird getrocknet und in kleinen Klumpen verkauft.

Als Umlaufsmittel und Werthmesser dient die Kaurimuschel. Dieses Geld hat an verschiedenen Orten einen sehr verschiedenen Werth. Von Liberia nach Norden hin kann sie als solches nicht mehr verwandt werden; sie wird nur noch zum Schmucke verwandt, z. B. bei den Volas am Kasamanse und bei den Fulbe, welche sie zum Kopfputze verwenden. Einen regelmäßigen Curs hat sie im Nigerbecken von Timbuktu im Norden bis zum Konggebirge im Süden und vom Beledugu bis zum Tschadsee. Am obern Niger gelten 1000 Kauris etwa 24 Silbergroschen; aber bei den Negern sind 1000 nicht etwa tausend. Allerdings wird

*) Die Kuntah zeichnen sich durch ihr reineres Blut und ihre Gelehrsamkeit fast vor allen anderen Stämmen der Wüste aus. H. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. V. 466. Auf unserer Illustration sieht man, daß der Kuntah aus Tagant eine Gesichtsbildung hat, die viel mehr sagen wir kaukasisch ist als jene des Sidi Mohammed oder beim Bruder El Mochtars. Bei diesen ist die Beimischung von Negerblut eben so wenig zu verkennen wie bei dem Diener. Ueberhaupt geht die Blutmischung zwischen Negern, Berbern, Arabern und Mauren in ganz Afrika, vom Niger bis zum Mittelmeere und vom Rothen Meere bis zum Atlantischen Ocean, ins Unendliche.

El Mochtar, ein Kuntah aus Tagant. Sidi Mohammed aus Timbuktu. Abdu Daim, dessen Diener. Scheich Mohammed, El Mochtar's Bruder.

nach 10 gezählt und wer das hört, muß natürlich glauben, daß es sich um eine Decimalrechnung handle. Der Neger aber zählt 8 mal 10 sind 100; 10 mal 100 sind 1000; 10 mal 1000 sind 10,000; 8 mal 10,000 sind 100,000. Diese letzteren sind aber in der Wirklichkeit nur 64,000, und 10,000 sind nur 8000. Die Neger zählen größere Beträge derart, daß sie allemal 5 Muscheln nehmen, und wenn sie 16 mal 5 auf einem Haufen haben, sagen sie: das sind einhundert!

Außer der Kaurimuschel ist der gefangene Mensch Geld- und Werthmesser. Man berechnet den Preis eines Ochsen oder eines Pferdes nach so und so viel Menschen oder Bruchtheilen des Menschen. Ein solcher gilt durchschnittlich 20,000 Kauris; doch wechselt der Preis eines Sklaven je nach Schönheit, Alter, Körperstärke ꝛc. von 4000 bis zu 40,000 Muscheln. Man sieht, der schwarze Mensch tarirt sich selber niedrig genug. Mage fand auf dem Sklavenmarkte etwa 100 Personen beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters zum Verkauf ausgestellt, und es waren ungefähr ein Dutzend Käufer und Makler da. Ein Sklav lag im Schlafe; er mußte aufstehen und sich untersuchen lassen; man betastete seine Schultern und Muskeln und er mußte auch die Zähne zeigen. Männer im kräftigen Alter kommen selten vor, denn gewöhnlich tödtet man sie, sobald sie gefangen genommen werden.

Gegen drei Uhr Nachmittags ist der Markt am stärksten besucht und auch in den angrenzenden Straßen geht es lebhaft her. In einigen Buden lagen englische Baumwollenzeuge aus; in anderen sah Mage Blättertaback in dicken Packeten und Schnupftaback, von welchem viel verbraucht wird. Mage erhielt für einen Bogen gewöhnlichen Schreibpapiers 50, späterhin sogar 100 Kauris.

Die Piroguen auf dem Niger sind von der armseligsten Art. Der Reisende fand nicht ein einziges Fahrzeug, das auch nur die geringste Bequemlichkeit dargeboten hätte; das beste von allen war sehr schlecht und mußte von ihm hergerichtet werden. Er kaufte Holz, um einen Fußboden zu legen und wenigstens trocken zu sitzen, brachte Stroh hinein, verfertigte ein Schutzdach und so fuhr er stromab. Er hatte drei Ruderer am Bord und in jedem Dorfe wurden bis zum nächsten Orte noch einige Leute zur Arbeit aufgenommen.

Die Uferlandschaft bietet bis Segu kein Interesse dar.

Aus allen Erdtheilen.

Rettungsanstalten an Schwedens Küsten im Jahre 1866.

Der eingelieferte Bericht des Inspectors, Commandeur-Capitains C. Kleman, über diesen Gegenstand enthält u. a. Folgendes:

Während des Jahres 1866 ist die Thätigkeit der Rettungsstationen 13mal in Anspruch genommen worden, also durchschnittlich einmal für jede Station. Dabei sind 77 Personen gerettet worden von Fahrzeugen, welche total zu Grunde gegangen sind, und 5 Fahrzeuge sind von Untiefen gebracht oder aus überhangender Gefahr gerettet worden.

Von dem ersten Anfange der Rettungsanstalten im Jahre 1856 bis zum Ende des Jahres 1866 sind im Ganzen 400 Menschenleben gerettet und 15 Fahrzeuge von Untiefen gebracht oder aus gefahrvoller Lage gerettet worden durch die Mannschaft und die Geräthschaften der Rettungsstationen.

Die erste Rettungsstation, Mälarhusen auf Sandhammar (an der Südostküste von Schonen), war fertig, um ihre Thätigkeit zu beginnen am 31. November 1855, und gleichzeitig mit derselben auch die Raketenstation Brantevik unweit Cimbrishamn (etwas nördlicher). Die erste Unternehmung einer Rettung, welche erforderlich war, wurde am 8. October 1856 bei Mälarhusen glücklich ausgeführt, und in dem darauf verflossenen Zeitraume von etwas über 10 Jahren haben sich die Rettungsstationen nach und nach auf 13 vermehrt. Im Jahre 1857 kamen die Stationen Viken und Arilds Läge, erstere vollständig und die letztere nur Raketenstation, hinzu. Im Jahre 1860 wurden die Stationen Faludden und Ekeviken auf Gotland, sowie Gräsgård auf Öland errichtet, die erste vollständig und die beiden letzteren nur Bootstationen. Im Jahre 1864 wurden Bootstationen bei Höganäs in Schonen und bei Klädesholmen und Kärringö in den Bohuslänschen Scheeren errichtet, sowie auch Torekov in Schonen mit einem Raketenapparate versehen wurde. Auf ein besonderes Gesuch der Stadt Kalmar wurde auch im October 1865 an diesem Orte eine vollständige Bootstation angeordnet, nachdem derselbe eine von dem Könige bewilligte vollständige Einrichtung des Rettungsmateriales erhalten hatte. Die zuletzt errichtete Station ist Smögen in den Bohuslänschen Scheeren, welche im Mai 1866 in Thätigkeit trat, versehen mit einem Rettungsboote nach dem neuesten englischen Modelle.

Hieraus erhellt, daß das Rettungswesen erst in den letzten Jahren sich recht entwickelt hat; sieht man aber ganz ab von dieser stufenweisen Entwickelung, so ergiebt sich, daß im Durchschnitt jährlich an jeder Station etwas über 3 Personen oder genauer an den jetzigen 13 Stationen jährlich 40 Personen gerettet worden sind, was in 10 Jahren 400 Personen beträgt. Vergleichen wir dieses mit demjenigen, was stattgefunden hat in England, wo das Lebensrettungswesen sicherlich am meisten entwickelt ist, und in Dänemark, wo man diese Institution ebenfalls mit Vorliebe zu umfassen scheint, so ergeben sich folgende merkwürdigen Thatsachen. In den 10 Jahren 1854 bis 1863 wurden in England im Ganzen 4701 Personen oder durchschnittlich im Jahre 470 gerettet, welche, vertheilt auf die damaligen 132 Stationen, $3_{,6}$ auf jede oder wenigstens 7 auf je 2 Stationen ausmachen. In Dänemark sind während desselben Zeitabschnittes 1007 oder jährlich $100_{,7}$ Personen gerettet worden, welche, vertheilt auf 35 Stationen, für jede $2_{,88}$ betragen. Es ist also die Thätigkeit in Schweden und Dänemark so ziemlich gleich, in England aber größer gewesen, was in der unvergleichbar größern Anzahl der dort navigirenden Schiffe seinen natürlichen Grund hat. Bedenkt man ferner, daß in Schweden die ganze Anzahl der während der 10 Jahre Geretteten auf alle 13 jetzigen Stationen vertheilt worden ist, daß aber von diesen nicht weniger als 6 in den letzten 2 bis 3 Jahren hinzugekommen sind, so dürfte, obgleich auch in England und Dänemark während dieser Zeit neue Stationen eingerichtet worden sind, wenn auch in weit geringerm Maßstabe, die Berechnung noch vortheilhafter für das schwedische Rettungswesen ausfallen und zeigen, daß es der Aufmerksamkeit und fernern Erweiterung würdig ist.

Das für die Station Smögen in den Bohuslänschen Scheeren angeschaffte Rettungsboot ist auf der Werfte zu Carlskrona nach dem Modelle der in England für „The National Life Boat Institutions" angenommenen Rettungsboote erbaut worden. Dieses Boot ist bis jetzt noch bei keinem Rettungsunternehmen angewendet worden, hat sich aber bei einer am 12. Juni 1866 mit demselben in harter Kühlte und bei hoher See angestellten Prüfung als ein vortreffliches und sicheres Lebensboot bewährt, von welchem sich wichtige Dienste erwarten lassen.

Bei der letzten Inspection der Lebensrettungsstationen in den

Monaten September und October 1866 wurden dieselben in guter Ordnung und die Rettungsapparate in guter Verwahrung befunden, Kalmar ausgenommen, wo man das Boot und die übrigen Effecten in ein äußerst feuchtes und in jeder Hinsicht dazu unpassendes Kellergewölbe in der alten Stadtmauer gebracht hatte.

Zu der fernern Entwickelung des Rettungswesens hat am 25. und 27. October der Inspector unter Anderm vorgeschlagen, im Laufe des Winters und Frühlings in der Schiffswerfte bei Carlskrona ein neues Boot nach dem Muster des in Smögen befindlichen zu erbauen und dasselbe bei Kyrkesund und Syd-Koster in den Bohnsläuschen Scheeren zu placiren.

Von den Fahrzeugen, die im Jahre 1866 von den Rettungsstationen Beistand erhalten haben, waren 4 schwedische, 6 englische, 1 deutsches, 1 französisches und 1 finnisches. F.

Die Sklavenemancipation auf der dänischen Antillen-insel St. Croix und die Abolitionisten.

Wir finden im Juliheste der „Annales de la Propagation de la Foi" folgende Bemerkungen des katholischen Bischofs Poirier, welcher seit 27 Jahren in Westindien lebt und dessen Verhältnisse genau kennt. Er lobt das Verfahren der dänischen Regiernng. Sie hat, sagt er, die Neger nicht plötzlich und mit einem Rucke freigegeben und sie einer zügellosen Unabhängigkeit überantwortet; ihnen fehlte ja das nöthige Verständniß, um die Freiheit so zu benutzen, daß ihnen Vortheil und Nutzen daraus erwuchs. Sie gab Gesetze, denen gemäß der Neger zur Arbeit angehalten wird; ein Theil des Ertrages kommt dem Schwarzen zugut. Die absolute Freiheit der Arbeit ist in tropischen Ländern ein Traum. Die vermeintlichen Negrophilen haben dieselbe als Köder ausgeworfen; aber sie sind Leute, welche die Verhältnisse in den Colonien nicht kennen, und dann sind auch die Abolitionisten mit ihrer Unüberlegtheit hervorgetreten. Unter den Wendekreisen bedarf sowohl der Weiße wie der Schwarze einer Anstachelung zur Arbeit, und diese ist eine Hauptbedingung für das Wohlergehen, für geistige und leibliche Gesundheit. Der Neger aber kennt weder Fürsorge noch Energie, und man darf ihn nicht ungestraft sich selbst überlassen. Es war ein Unglück für ihn, daß man ihn in übereilter Weise und ohne Vorkehrungen zu seinen Gunsten freigab; England hat damit einen moralischen und politischen Fehler begangen. Ich wohne seit nun 27 Jahren in den englischen Colonien, aber ich sehe nicht nur keine Verbesserung, keinen materiellen und sittlichen Fortschritt, sondern im Gegentheil nur Rückschritt.

Seit der Neger thun kann, was ihm beliebt, vereinzelt er sich. Er steckt einige Pfähle in die Erde, baut sich eine armselige Hütte, giebt sich aber nicht einmal die Mühe, den Boden ein wenig zu ebenen. Er lebt wieder echt afrikanisch. Auf seinem Felde bauet er nur so viel wie die alleräußerste Nothdurft erfordert, und so geschieht es, daß er oftmals nichts zu essen hat und Wurzeln und wilde Früchte genießen muß, vorausgesetzt, daß er nicht irgend eine Plantage bestiehlt. Zu der schlechten Nahrung kommt dann noch die Feuchtigkeit in seiner elenden Hütte und die unreinliche zerlumpte Kleidung, die obendrein spärlich genug ist. Daher kommt es auch, daß er an Hautkrankheiten leidet, unheilbaren Geschwüren, an Aussatz und Elephantiasis. Dadurch wird diese Negerclasse decimirt und wird aussterben. Von den Plantagen sind die Neger fortgelaufen und deshalb mußten die Pflanzer Arbeiter aus Indien und China kommen lassen, die zum Theil auch nichtsnutzige Gesellen sind; die dänische Regierung ging recht verständig zu Werke. Die befreieten Neger haben die Verpflichtung, auf der Plantage zu bleiben und hier in einem Dorfe zu wohnen (Ordonnanz vom Januar 1849), in einem steinernen Hause, das sauber und luftig gehalten werden und wenigstens zwei Zimmer enthalten muß. Jede Familie hat einen Garten von mindestens 50 Quadratfuß, Hühnerhof und Schweinestall. An jedem Sonnabend werden Lebensmittel für die Woche ausgetheilt: Mehl, gesalzener Fisch, Zucker, Syrup ꝛc. Auf jeder Pflanzung sind die Arbeiter in drei Classen getheilt; der Lohn wird allwöchentlich ausgezahlt; dabei zieht man eine Kleinigkeit für Arzt und Apotheke ab. Das Kind wird bis zum zwölften Jahre auf Kosten der Plantage unterhalten und bekommt Schulunterricht. Morgens und Abends gemeinschaftliches Gebet; am Sonnabend Abend Religionsstunde. Sonnabend und Sonntag sind völlig freie Tage; an diesen können die Leute auch zur Stadt gehen; manche haben Pferd und Wagen. Alle sind reinlich gekleidet, bei guter Gesundheit und benehmen sich höflich und gut.

So bietet St. Croix, wo man dem Neger jene wohlwollende Fürsorge angedeihen läßt, welche er vermöge seines Naturells nöthig hat, einen erfreulichen Gegensatz zu den englischen Antillen, wo man ihn ohne Weiteres „frei" gab, d. h. ihn hülflos sich selber überließ und ihn dem Rückschlag in die Barbarei preisgegeben hat. Das nennt man dann Philanthropie, Liberalismus, Freisinnigkeit, und wer das Unheil und den Jammer nicht lobt, welche über die armen, in so unverantwortlicher Weise preisgegebenen Neger gebracht worden sind, der wird gescholten als ein „Feind der Menschheit und der Freiheit". —

Ueber die Tyrannei, welche die Abolitionisten und Pseudophilanthropen über die öffentliche Meinung ausüben möchten, hat sich neulich die „Times" (vom 2. Juli) scharf, aber wahr ausgesprochen. Ein neuengländischer Demagoge, Lloyd Garrison, hat seit länger als dreißig Jahren für Abschaffung der Sklaverei agitirt. Das wäre ganz löblich, wenn er nicht als verblendeter Fanatiker zu Werke gegangen wäre, wenn er etwas dafür gethan hätte, den befreieten Neger in eine bessere Lage zu bringen. Er gehörte zu dem Bunde, welcher bis 1861 ein Gewerbe daraus machte, in den südlichen und westlichen Staaten Sklaven zu entführen und dieselben dann auf der sogenannten unterirdischen Eisenbahn nach Canada zu bringen, wo sie völlig hülflos ihrem Schicksal überlassen blieben. Die Canadier waren über die 45,000 Schwarze, welche man ihnen ungebeten ins Land warf und die ihnen bald große Verlegenheit bereiteten, im höchsten Grade unwillig. Garrison und die Abolitionisten begnügten sich damit, die Sklaven zu stehlen oder zur Flucht aufzustacheln und bezahlten den Transport; was nachher aus den armen Negern wurde, kümmerte sie nicht weiter, und Tausende sind in dem kalten Canada elend verkommen. Derselbe Garrison hat tausend und abertausendmal die nordamerikanische Bundesverfassung als einen „Pact mit der Hölle" bezeichnet und Georg Washington wurde von ihm geschmäht, weil er ein „Sklavenhalter" gewesen sei.

Dieser Lloyd Garrison kam im Juni nach England und dort ließen die „Philanthropen" es sich nicht nehmen, ihn mit Lorbeeren zu überschütten; war er doch ein „Negerfreund"! Man veranstaltete ihm zu Ehren ein Gastmahl, hielt Reden, welche die bekannten Floskeln enthielten, und der Yankee Garrison eiferte für die „Menschenrechte". Die „Times" nun nimmt mit Recht Anstoß an der Art und Weise, in welcher man jetzt so häufig große moralische Fragen behandelt. „Man verdammt ohne Weiteres Alle, die nicht mit in dasselbe Horn blasen. Von den Thronen ist der Absolutismus so ziemlich vertrieben; nun macht er sich aber auf Platformen und Rednerbühnen breit; er decretirt unbedingt. Früher war es in der Ordnung, daß eine wichtige Frage von verschiedenen Seiten erörtert wurde; man machte es den Leuten nicht zum Verbrechen, wenn sie sich keine absolut feste Ansicht über Dinge bildeten, über welche die Welt selber noch nicht zu einem bestimmten Abschlusse gelangt war. Man suchte sich zu belehren, zu unterrichten und wo möglich zu einem Ausgleiche zu kommen, war den Extremen abhold und verachtete die Mittelstraße nicht. So war es früher. Dann aber kam die sogenannte Verbreitung der Kenntnisse, die in weiten Kreisen stattfand und zwar in solchen, die durch keinerlei persönliche Verantwortung behelligt werden. Die populäre Literatur wurde viel-

fach mißbraucht, Fanatiker führten in ihr nur zu oft das große Wort, und mit der Mäßigung, dem praktischen Sinn und der goldenen Mittelstraße hat es ein Ende. So auch in Nordamerika. Dort verkündeten die Abolitionisten den Sklavenhaltern Krieg bis zum Messer; sie verschmäheten dabei auch die verwerflichsten Mittel nicht und einer verständigen Auffassung waren sie unzugänglich. So kam Ruin nach allen Seiten hin; Auflösung aller socialen Bande; Krieg, Raubsystem, Schimpf und Schande; Grausamkeit, Corruption, Bürgerkampf; mehr als eine halbe Million Menschenopfer auf den Schlachtfeldern, eben so viele in Spitälern oder an Krüppeln, unzählige Wittwen und Waisen, ein halbes Reich in Jammer und Elend, das Ganze mit Schulden überbürdet, und dazu die Neger in der kläglichsten Lage." — Wir finden diese Schilderung keineswegs übertrieben.

Auf Cuba und Puerto rico legt endlich die spanische Regierung Hand ans Werk, um der Negersklaverei ein Ende zu machen. Sklavenkinder, welche nach dem 1. Juli 1867 geboren werden, sind frei; jeder Sklav kann sich fortan mit 250 Dollars loskaufen. (Der Marktpreis beträgt 1200 bis 1500 Dollars.) Den nähern Inhalt des betreffenden Decrets kennen wir noch nicht.

Ein Besuch beim König von Siam. Der „philosophische König" Mongkut sieht es immer gern, wenn Europäer bei ihm vorsprechen; er hat auch die Mitglieder der preußischen Expedition nach Ostasien sehr freundlich empfangen, und in den Werken, welche über dieselbe erschienen, ist seiner mit Lob gedacht worden. Neuerdings hat nun ein Ingenieur, Lieutenant Bagge, sich ihm vorgestellt. Dieser vermaß die Grenze zwischen der hinterindischen Provinz Tenasserim, welche den Engländern gehört, und Siam, und hatte dabei in den dichten Wäldern und steilen Bergen große Mühsal auszustehen. Die siamesischen Mandarinen verweigerten ihm jeden Beistand und deshalb ging er nach der Hauptstadt, um sich beim Könige zu beschweren. Er fuhr mit dem Dampfer „Pearl" in den Menamstrom hinein, ging 34 Miles unterhalb Bangkok auf ein kleineres Fahrzeug und steuerte durch einen Nebenarm des Hauptflusses, den Pak lat. Gleich als er ans Land trat, erfuhr er, daß Mongkut den Gouverneur von Kamburri, welcher ihm Unterstützung verweigert hatte, abgesetzt habe. Am Hof und bei den Edelleuten herrscht ein wunderliches Durch- und Nebeneinander von Asiatischem und Europäischem. Der Premierminister fragte, ob man nicht eine Eisenbahn von Maulmän am Bengalischen Meerbusen nach Bangkok bauen könne und war erfreut zu hören, daß keine physischen Hindernisse entgegenständen; die Dreipagoden-Berge, in welchen der Paß über das Gebirge liegt, können in 800 Fuß Meereshöhe überschritten werden. Allem Anscheine nach wird man dort Kohlen im Kalksteingebirge finden; bis auf Weiteres liefern die Wälder Holz genug. — In den Häusern der Edelleute sind die Zimmer überfüllt mit Hinterladungsgewehren, Revolvern, Spiegeln, Leuchtern, Möbeln, Uhren, Oelbildern, Kupferstichen, Lithographien und besonders auch mit physikalischen Instrumenten, die aber nur Gegenstände des Luxus sind, durch welche man dem gemeinen Volke imponiren will. In den Zimmern liegt Schmutz und Staub. — Die amerikanischen Missionaire hatten in Bangkok eine Zeitung in englischer Sprache begründet, den „Recorder", welcher auch König Mongkut Beiträge lieferte. Als man aber auswärts seinen Stil kritisirte und auch über seine Polygamie spöttelte, ging der „Recorder" ein. Alles Europäische ist nur äußerer Anflug und bleibt völlig auf der Oberfläche; das Volk ist arm, aber die Tempel sind reich. Lieutenant Bagge sah auch den vielgerühmten „weißen" Elephanten; er war aber nicht weiß, sondern hatte „die Farbe von Stiefeln, mit denen man in tiefem Thon umhergewatet ist." Die heiligen Affen sind aber wirklich weiß. — Das Empfangzimmer Sr. Majestät war in englischer Weise möblirt. Vor Mongkut stand auf dem Tische eine Flasche mit Es-Bouquet; als er in dem dreieckigen Hute des Capitains Roß ein Taschentuch liegen sah, nahm er es heraus und goß Parfüm auf dasselbe. Er gab allen Europäern die Hand und schenkte Jedem eine Visitenkarte mit seinem photographirten Portrait. Einen Seekadetten lud er ein, mehrere Tage im Palaste zu bleiben, um mit den kleinen Prinzen und Prinzessinnen zu spielen. Seine aus 300 Mann bestehende Leibwache wird von einem französischen Offizier befehligt. Er kauet, nach Landesbrauch, immerfort Betel. Vor den Uebergriffen der Franzosen hegt er, gewiß nicht mit Unrecht, große Besorgniß. Sie haben sich schon jetzt die Lehnsherrlichkeit über den König von Kambodscha angemaßt und diesen mediatisirt; neuerdings ist ihre Absicht auf die Einverleibung von Laos gerichtet, welches seither von Siam abhängig war. Im Jahre 1867 sind sie daran gegangen, das ganze Land zwischen dem Menam, dem Hauptstrome von Siam, und dem Mekiang, dem Hauptflusse von Kambodscha, und Cochinchina zu erforschen.

Verfall im Königreiche Birma. Dieses hinterindische Reich wird durch die Engländer, indirect wenigstens, zu Grunde gerichtet. Erst nahmen sie ihm die Provinzen am bengalischen Meerbusen, dann jene am untern Irawaddy ab, schlossen es vom Meer aus, rissen also gerade diejenigen Landstriche ab, welche die Kornkammern Birmas bildeten. Dieses leidet nun manchmal Mangel an Reis, welcher die einzige Brotfrucht bildet, an Rebellionen ist auch kein Mangel und im Mai 1867 herrschte Hungersnoth. Die Bauern schickten Weiber und Kinder in die Wälder und bildeten Räuberbanden, welche weit und breit das Land verwüsten. Die Regierung ist nicht im Stande, den Leuten Nahrung zu geben und eben so wenig ihrem Unfuge zu steuern. Ganz nach Art der neapolitanischen Regierung sucht sie in gütlicher Weise und durch Geld ein Abkommen mit diesen Briganten zu treffen. Die Autorität des Königs reicht nicht weit über den Umkreis seiner Hauptstadt Mandelay hinaus, und zu den Rebellionen kommt noch die Wahrscheinlichkeit eines neuen Krieges mit den Engländern. Diese beschuldigen den König verstockter Hartnäckigkeit, und so viel ist richtig, daß er durch das Aufrechterhalten hoher Eingangszölle großes Unheil anrichtet. Trotzdem er die Ueberlegenheit der Europäer so gründlich erfahren mußte, weigert er sich doch, die Verpflichtungen zu erfüllen, welche er vertragsmäßig übernommen hat; er verweigerte sogar die Annahme eines Briefes, welchen der Vicekönig von Indien an ihn gerichtet hat. Dabei spielte wahrscheinlich der religiöse Wahn eine Rolle. Es ist nämlich am Hofe zu Mandelay fester Grundsatz, daß kein Schreiben angenommen werden darf, bevor nicht die Astrologen einen günstigen Tag dafür angesetzt haben, und diese Sternkundigen scheinen anzunehmen, daß ein solcher Tag überhaupt nicht zukommen werde. — Ueber die Verhältnisse in Birma enthält Adolf Bastian's Werk über Ostasien eine reiche Fülle von Belehrung. Unser Landsmann war in Mandelay länger als ein halbes Jahr gezwungener Ehrengast des birmanischen Herrschers.

Die Fingerverbrenner in China. Es wird sehr oft behauptet, daß dem Chinesen all und jeder religiöse Fanatismus fremd sei. Gewiß kennt er die Art von Innerlichkeit und die Versenkung in einen Gegenstand nicht in der Weise, wie wir sie bei abendländischen Völkern finden; er ist für Abstractionen nicht geeignet und sein Sinn richtet sich vorzugsweise auf das Praktische und Greifbare. Aber die Ascese und die Selbstpeinigung tritt allerdings auch bei ihm auf, so gut wie bei christlichen Mönchen, die sich geißeln oder anderweitig ihren Leib mißhandeln, weil sie das für gottgefällig und verdienstlich halten. Der „Schanghai Recorder" berichtet Folgendes aus der Feder eines Engländers, welcher im April dieses Jahres von Ningpo aus den in der Nähe dieser Stadt liegenden Tempel Niu Wang besuchte. — Die dortigen Mönche sind neuerdings sehr in den Ruf großer

Frömmigkeit gekommen. Als ich mich dort befand, waren eben zwei Priester dabei, sich die Finger abzubrennen, und sie gingen in folgender Weise zu Werke. Um den Finger war unter dem zweiten Knöchel eine Schnur gebunden und so dicht wie nur möglich angezogen worden. Die übrige Hand hatte man mit einer Thonmasse derart umgeben, daß sie die Faust einhüllte und nur ein Finger heraussah. Um diesen hatte man Sandelholz gebunden; nachdem dasselbe angezündet worden war, that man noch Harz und Oel darauf. Der Priester saß frei in einem Lehnstuhl und hielt die brennende Hand auf den Altar; nichts hinderte ihn, sie nach Belieben zu bewegen. Ich blieb mehr als anderthalb Stunden neben ihm stehen und sah dem Selbstpeiniger zu. Die ganze Zeit über wurden die Gongs geschlagen und Gebete hergesagt. Hinter ihm stand ein alter Priester und hielt ihm die Hände auf die Schultern; an seinen Händen fehlten nicht weniger als fünf Finger, die er sich zu verschiedenen Zeiten abgebrannt hatte. Auf mich machte das Ganze einen peinlichen Eindruck und ich bedauerte diese Fanatiker aus tiefster Seele. —

Der alte Lucretius hat Recht, wenn er von der saeva religio spricht. — Wenn Rußland seine Selbstverbrenner hat, so kann China seine Fingerverbrenner aufweisen.

Gastrollen japanesischer Gaukler. Wir haben früher schon einmal darauf hingewiesen, daß die Gaukler im Inselreiche des Sonnenaufganges in ihrer Kunst hervorragen und Ausgezeichnetes leisten. Als gute Speculanten haben sie sich nun vorgenommen, in ähnlicher Weise, wie es unsere Schauspieler und Sänger thun, Kunstreisen zu machen, und zu diesem Behufe haben sich in Japan Gauklervereine gebildet, um Amerika und Europa auszubeuten. Die Yankees wollen aber den Profit theilen und so ist ein smarter Unternehmer aus Neuengland, Herr Gilbert, nach Yeddo gereist, um als Impresario mit „berühmten Künstlern" einen Vertrag abzuschließen. Der Yankee kündigt in den Blättern an: „Herrn Gilbert ist es gelungen, zu engagiren die kaiserlich-königliche Hofgauklertruppe, welche unter dem Schutze des großen Drachen steht. Er hat dazu die hohe obrigkeitliche Bewilligung Sr. Excellenz des Premierministers, Fürsten Ela Kura Schawo, erhalten unter der ausdrücklichen Bedingung, dieselben nach Paris zu führen." Sie sind dort, nachdem sie früher in San Francisco einige Vorstellungen gegeben, im August schon eingetroffen.

Menschendiebstahl in der Südsee. Der Missionair Turner meldet von den Samoa-Inseln (Navigateren) unterm 18. Januar 1867 Folgendes. Auf einem der kleinen Eilande, das noch nicht zum Christenthume bekehrt worden ist, waren die Bewohner ungemein scheu und furchtsam geworden. Als Turner dorthin kam, erfuhr er, daß vor etwa einer Woche ein europäisches Fahrzeug dort gewesen war. Der Capitain lud die Insulaner ein, an Bord zu kommen, und etwa 40 derselben wurden mit Schiffsbrot und Grog bewirthet. Dann erschien aber auch ein weißer Mann, der auf der Insel lebte. Der Capitain bot demselben 700 Dollars, wenn er ihm zum Hinwegführen von 50 bis 100 Eingeborenen behülflich sein wolle. Der weiße Mann, ein Schotte, stellte sich, als ob er dazu geneigt sei, und schlug vor, daß der Supercargo mit ihm ans Land gehen und eine Quantität Waaren zum Vertauschen gegen Geflügel, Schweine und Früchte mitnehmen solle. Das geschah. Der Supercargo kam mit seinen Waaren in des Schotten Haus, und nun hatte dieser ihn in seiner Gewalt. Die Sache nahm eine andere Wendung. Der Supercargo mußte dem Capitain schreiben, daß er gefangen sei und nicht eher wieder an Bord gehen könne, bis alle Eingeborenen frei und am Lande seien. Natürlich fügte sich der Capitain und fuhr schnell ab. Der Schotte weiß den Namen des Barkschiffes nicht; es war aber aus Bordeaux, fuhr unter französischer Flagge und war der Aussage des Supercargo zufolge von Melbourne gekommen. Es seien noch zwei andere Fahrzeuge am „Geschäft" betheiligt; die Eingeborenen, welche man fortführe, würden auf einer unbewohnten Insel zum Pressen von Cocosöl angehalten; man habe schon mehr als einhundert von verschiedenen Inseln zusammengebracht.

Die Negeranbeter im Yankeelande. Puritanische und methodistische Geistliche haben nun die Wette verkündet, daß aus der verkommenden weißen Menschenrace nur dann etwas werden könne, wenn sie sich durch das Blut der kräftigern und edlern Race Aethiopiens wieder auffrische; nur durch „Miscegenation" sei ihre „Wiedergeburt" möglich. Die Verwirklichung des Ideals liefe also auf ein Mulattengeschlecht hinaus. Aber der Neger hat nicht nur besseres Blut als wir Europäer, er ist auch geistig so hoch begabt, daß er sich den größten Dichtern an die Seite stellt. Den Beweis führt ein Herr Higginson in der Juninummer des „Atlantic Monthly", in einem Aufsatz über die Gesänge der Neger, die er als „Negro Spirituals" bezeichnet. Nun ist freilich seit 1861 das Singen ihnen ziemlich vergangen und mehr als 100,000 von ihnen sind schon an den Experimenten der Abolitionisten ins Grab gesunken. Da aber diese „Negro minstrelsy" ein Interesse der Curiosität darbietet und das intellectuelle Kindesstadium der schwarzen Leute in erheiternder Weise darthut, so bleibt es immerhin verdienstlich, diese Gesänge zu sammeln. Sie haben zwar weiter nichts Originales als die eigenthümliche Sprache, ein dem Englischen nachgeahmtes Kauderwälsch, welches man an der afrikanischen Küste als „jabber" bezeichnet; aber Yankee Higginson stellt sie an poetischem Flug und Erhabenheit des Ausdrucks auf eine Linie mit — „Ossian und den Gesängen der alten Barden," und bemerkt: „Hier ist ein höchst merkwürdiges Gemälde künftiger Wonnen, das von einem feinen Dufte der Gastfreundlichkeit durchzogen wird." Hier ist dieses Ossianische Negergedicht, das sich nicht übersetzen läßt:

Walk 'em easy.
O walk 'em easy round de heaven,
Walk 'em easy round de heaven,
Walk 'em easy round de heaven.
Dat all de people may join de band,
Walk 'em easy round de heaven, (Dreimal wiederholt.)
O shout glory, tell 'em join dat band.

Das ist nun spirituell und ossianisch!

Zur Civilisation in Italien. Es ist leider Thatsache, daß in manchen Gegenden Italiens, namentlich im Neapolitanischen und in Sicilien, das Volk in wahrhaft barbarische Zustände zurückgefallen ist, während jene Gegenden im Mittelalter sich einer nicht geringen Culturstufe erfreuten. Der Druck der spanischen und der bourbonischen Herrschaft trägt einen Theil der Schuld, der andere kommt auf Rechnung der Geistlichkeit. Wenn man in Barletta Protestanten todtschlägt, weil sie nicht an die unbefleckte Empfängniß glauben, so ist das zwar bedauerlich, will aber weiter nicht viel besagen. Die Christen haben einander in allen Jahrhunderten verfolgt und von der Religion der Liebe seltsamen Gebrauch gemacht. Aber schlimm ist, daß der Clerus rein gar nichts für Belehrung und Aufklärung der verwahrlosten Massen that. Im Juli herrschte in Sicilien die Cholera; nun glaubt das gemeine Volk, die Regierung sei der „Vergifter". In Catania mußte die Krankenpflege von Soldaten versehen werden; diese mußten sogar Brot backen, das sie auch vertheilen wollten. Das Volk aber sträubte sich gegen die Annahme von Wohlthaten und gegen jede verständige Maßregel, blieb in schmutzigen Winkeln liegen und starb unter Verwünschungen gegen die vermeintlichen Vergifter. — Im Kirchenstaate wurde jüngst der Brigant Andreozzi erschossen. Ein Berichterstatter in der „Allgemeinen Zeitung" schreibt: „Nichts freute ihn mehr als die gefangenen Soldaten, besonders wenn sie Carabinieri waren, mit eigener Hand zu verstümmeln oder ihnen den Hals

abzuschneiden." — Barbareien solcher Art kommen bei entarteten Individuen in allen Ländern vor; in Italien treten sie aber in Menge auf, und die Scheußlichkeit ist raffinirt. Wenn auf dem Markte zu Neucalabar im Nigerdelta Menschen gefressen werden, so empfinden wir zwar Abscheu gegen die Barbarei der Schwarzen, aber uns wandelt dabei doch ein gewisses Mitleid an; wir bedauern jene armen Neger. Wenn aber im „christlichen" Italien, das einen so überaus zahlreichen Clerus hat, das Menschenfressen practisirt wird, dann empfinden wir lediglich Ekel und Zorn. Im Jahre 1865 hatte die Geistlichkeit in Palermo eine Rebellion angestiftet, bei der von dem aufgestachelten Volke alle denkbaren Abscheulichkeiten begangen wurden. Als Beleg für den Stand der Civilisation in einem Lande, das seit anderthalb tausend Jahren und länger, auf „christlicher Cultur" steht, wollen wir die Sache doch registriren. In dem amtlichen Berichte des königlichen Commissairs Cordoni, welcher in den Turiner Regierungsblättern veröffentlicht wurde, wird unter Anderm Folgendes mitgetheilt: — „Viele Soldaten wurden auf unmenschliche Weise massacrirt. Im Stadtviertel Vittoria kreuzigte man einen Artilleristen, nachdem man ihm die Augen ausgerissen und ihn anderweitig verstümmelt hatte. In der Nähe von St. Antonio wollte ein Carabinier nicht die Republik leben lassen. Man gab ihm einen Schlag auf den Kopf und warf ihn auf einen Scheiterhaufen, welchen die Mönche des Klosters errichtet und angezündet hatten. Am Klosterthor und zu Montereale wurde das Fleisch eines ermordeten Carabiniers pfundweise zum Verkauf ausgeboten. Fast alle den religiösen Gesellschaften angehörigen Häuser gewährten den Aufständischen Zuflucht. Die Mönche feuerten aus Flinten und Pistolen auf die Truppen; am königlichen Palast sah man, wie die weißen Benedictiner aus den Fenstern auf die Truppen zielten und feuerten. Wenn ein Soldat stürzte, riefen diese Mönche: Viva Santa Rosalia! Zu Misilmeri wurde ein Mann von der Localwache von den Rebellen verurtheilt, in Stücke zerrissen zu werden und die Vollziehung des „Urtheils" den Weibern aufgetragen. Man entkleidete den Mann, band ihn mit Stricken und ließ die Weiber auf ihn los. Sie stürzten sich über ihn her und rissen ihm mit den Zähnen das Fleisch in Streifen von Leib und Gliedern. Nach kurzer Zeit war er nur noch eine blutige, zerfleischte, in Schmerzen zuckende Masse; er erduldete fürchterliche Qualen. Die Mönche von St. Cosimo läuteten unaufhörlich die Glocken, um das wüthende Volk noch mehr aufzureizen. Sie vertheilten auch Pulver und Blei. Der Geistlichkeit von Palermo müssen alle diese Gräuelthaten zur Last gelegt werden." So lautet ein amtlicher Bericht. Daß Weiber zu Hyänen werden können, hat Schiller gesagt; ein Philosoph definirte den Menschen als eine „ernsthafte Bestie", das „Ebenbild Gottes" ist aber auch sehr oft eine abscheuliche Bestie, une bête abominable, wie Voltaire sich ausdrückte.

Das Fluß- und Canalsystem in Frankreich, vermittelst dessen Binnenschifffahrt durch das ganze Land ermöglicht wird, hat eine Länge von 14,650 Kilometer; davon kommen 9600 auf die Flüsse und 3050 auf die Canäle oder canalisirten Flüsse. Die Hauptlinien sind: von Paris nach Havre und zum Meere vermittelst der untern Seine; von Paris nach Straßburg und zum Rhein vermittelst der Marne; von Paris nach Lyon und zum Mittelmeere vermöge der obern Seine, Yonne und Rhone. Bei den Mündungen der letztern sind große Verbesserungen vorgenommen worden; dahin gehört ein 3600 Meter langer Canal, der vom linken Ufer der Rhone etwa 1500 Fuß unterhalb des Thurmes St. Louis abzweigt, 7 Kilometer oberhalb der jetzigen Barre und in die Bucht von Fos mündet. Das System der Binnenschifffahrt ist in allen Theilen so gut wie vollständig.

Die Compagnie der Messageries imperiales hatte am 31. Mai 1866 Activa von 83,683,581 Francs. Sie stellte in jenem Jahre drei neue Schiffe in den Dienst und hatten dieselben in der Fahrt und auf den Werften 62 Dampfer von 18,650 Pferdekraft und 114,712 Tonnen Tragfähigkeit.

Die Steinkohlenförderung in Großbritannien betrug im vorigen Jahre 98,150,587 Tonnen zu je 2000 Pfund. Wenn man diese ungeheure Masse benutzte, um aus derselben eine Mauer von 12 Fuß Dicke und 90 Fuß Höhe aufzuführen, so würde dieselbe etwa von Hamburg an der Elbe bis Frankfurt am Main reichen. So wird wenigstens versichert. Der Geldwerth dieser „schwarzen Diamanten" beträgt wohl an 500 Millionen rheinische Gulden; sie werden von ungefähr 290,000 Arbeitern zu Tage gefördert; von diesen sind 90,000 jünger als 20 Jahre; die übrigen gehören den Altersstufen bis 60 an. In manchen Fällen beträgt der Arbeitslohn, der natürlich nach den Grubenverhältnissen verschieden ist, bis zu 80 Silbergroschen an jedem Arbeitstage, deren 5 auf jede Woche entfallen. Der Arbeiter muß sich aber Werkzeuge, Licht und Pulver davon halten, auch wird eine Kleinigkeit für Arzt, Schule und Kirche abgezogen. Im Durchschnitte kann man rechnen, daß ihm für jene 5 Arbeitstage 7 bis 8 Thaler übrig bleiben. Für die Wohnung, welche gewöhnlich von den Besitzern der Grube gestellt wird, zahlt er wenig, von 12 bis zu 20 Thalern jährlich. Es wird vielfach Klage darüber erhoben, daß die Trunksucht unter den Grubenarbeitern in bedauerlicher Weise überhand genommen habe und das Unterrichtswesen sehr vernachlässigt worden sei. Die Philanthropen von Handwerk haben zu viel mit überseeischen Negern und Missionssachen zu thun, als daß sie sich um ihre einheimischen weißen Mitbrüder hätten bekümmern mögen. Neuerdings sind aber wirkliche Menschenfreunde aufgetreten, welche sich mit Negern und heidnischen Hindus, Chinesen oder Südseeinsulanern nicht befassen, sondern es sich zur Aufgabe gesetzt haben, die Civilisation unter den vielfach vernachlässigten Grubenarbeitern zu fördern.

Privat-Goldausbeute in Sibirien 1866. Die russische „St. Petersburger Zeitung" schreibt: In Ostsibirien, diesem Centrum der Goldgewinnung, sind aus 550,599,128 Pud Sand durch 27,579 Arbeiter 1034 Pud 22 Pf. 17 Solotnik 8 Doli Schlichgold gewonnen worden, was gegen 1865 eine Verminderung der Ausbeute um 22 P. 19 Pf. 82 Sol. 6 Doli ergiebt. In Westsibirien betrug die Ausbeute an Gold aus 62,301,695 Pud Sand durch 1538 Arbeiter 86 P. 32 Pf. 55 Sol. 49¼ Doli, also 24 P. 6 Pf. 73 Sol. 59 Doli mehr als 1865. In dem Uralischen Bergbezirk endlich haben 223,334,701 Pud Sand 285 P. 1 Pf. 79 Sol. 48 Doli Schlichgold (54 P. 18 Pf. 63 Sol. 46 Doli mehr als 1865) ergeben. Die Gesammtausbeute an Gold beträgt also 1406 P. 16 Pf. 56 Sol. 9¼ Doli, d. h. 56 P. 5 Pf. 55 Sol. 3 Doli mehr als 1865. Die Abnahme der Goldausbeute in Ostsibirien wird durch die Erschöpfung einiger Goldlager und durch die Theuerung der Arbeitskräfte und Lebensmittel bedingt. In Ostsibirien gewann jeder Arbeiter 1½ Pf., in Westsibirien 2¼ Pf. Gold. Dies ist jedoch nur annähernd richtig, da in Ostsibirien viele Arbeiter von den Wäschen fortliefen, während dies in Westsibirien viel weniger der Fall war.

Wir wollen hinzufügen, daß 1867 im Gouvernement Perm 8 neue Goldsandlager entdeckt worden sind. 7 liegen im Kreise Werchoturje, 1 liegt im Kreise Knugur.

Skandinavier in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach einer ungefähren Berechnung wohnen etwa 40,000 derselben im Staate Neuyork; sie haben in der gleichnamigen Stadt 4 Kirchen, einen wissenschaftlichen und dramatischen Verein, Gesangvereine ꝛc. In Brooklyn wohnen ihrer etwa 5000, in Boston 1000, in Chicago an 20,000, in San Francisco 2000.

Die Norweger, welche den größten Theil ausmachen, sind zumeist Landbauer in den nordwestlichen Staaten, namentlich Illinois, Wisconsin, Jowa und Minnesota; manche haben sich auch in Kansas niedergelassen. Unter etwa 400 skandinavischen Gemeinden sind etwa $^2/_3$ lutherisch, die übrigen sind für den Methodismus gewonnen worden. Wir glauben, daß die Angabe von einer Million Skandinavier viel zu hoch gegriffen sei. Sie sind in der Presse vertreten durch mehrere Tag- und Wochenblätter und drei Monatsschriften.

Bewohnerzahl der Städte in Livland. Nach der Zählung vom 3. März 1867 entfallen auf Riga 102,043, wovon 62,778 lutherisch (also zumeist deutsch) und 18,935 griechisch; Dorpat 20,780, wovon 2395 griechischer Confession; Pernau 9288, wovon 1878 griechisch; Walk 3564; Wenden 3123; Fellin 3091; Wolmar 2029; Lemsal 1413; Schlock 749 Köpfe. Das russische Element dringt mehr und mehr ein.

Der Handel von Venezuela. Wenn dieses von der Natur so reich bedachte Land statt seiner bunten Mischlingsbevölkerung tüchtige und fleißige Bewohner in nur einigermaßen beträchtlicher Anzahl hätte, dann würde es auch eine ungleich beträchtlichere Menge werthvoller Erzeugnisse in den Handel liefern. Es hat klimatische Abstufungen bis in die gemäßigte kalte Zone hinauf und eine vortreffliche Weltlage am Atlantischen Ocean und der karaibischen See. Einzelne verständige Männer haben längst eingesehen, worauf es ankam und was fehlte und waren bemüht, die Einwanderung aus Nordeuropa nach Venezuela hinzulenken. So gründete General Tovar eine deutsche Niederlassung im Hochlande; ich weiß aber nicht, was aus derselben geworden ist.

In Trübner's „American and Oriental Literary Record" (vom 15. Mai 1867) finde ich, daß der verdienstvolle Geograph A. Codazzi schon 1842 dringend empfahl, das für nordeuropäische Leute gesunde Hochland mit germanischen Menschen zu bevölkern (Proyecto de poblar con las razas teutonicas los terrenos altos y hasta ahora incultos de Venezuela). Es kann aber nicht befremden, daß der Vorschlag keine weiteren Folgen hatte. In jenen buntscheckigen Mischlingsrepubliken fehlt eben der Geist der Initiative, das praktische Verständniß und die Fähigkeit, an guten Plänen folgerichtig festzuhalten. Es mangelt an Arbeitskräften, und so erklärt sich, daß aus den beiden Seehäfen La Guayra und Puerto Cabello 1866 nur 241 Schiffe nach fremden Ländern ausliefen. Der erstgenannte ist vorzugsweise Einfuhrhafen, der letztere mehr Ausfuhrhafen. Rechnet man die Exporte von Maracaïbo hinzu, so stellt sich die Ausfuhr auf 458,164 Centner Kaffee, 82,269 Centner Baumwolle, 46,997 Fanegas Cacao, 269,912 Häute, 148,971 Pfund Indigo und nur 9743 Centner Taback. Von Gewerben und Gewerbsamkeit ist im Lande nichts vorhanden. Ein nicht unbeträchtlicher Theil des Handels ist in den Händen deutscher Häuser.

Die Korallenfischerei. Sie wird fast ausschließlich von Italienern aus Toscana und dem Neapolitanischen betrieben; denn von den 6000 Menschen, welche sich mit derselben befassen, kommen etwa 4000 auf Italien und 2000 auf Spanien; die Franzosen nehmen kaum noch Antheil. Im Durchschnitt werden aus Europa für etwa 15 Millionen Francs Korallen exportirt; davon entfallen 13 Millionen auf die italienischen Häfen und 2 Millionen auf Marseille, das dieselben aus Neapel bezieht, um sie zu verarbeiten.

Im Mittelländischen Meere werden, nach einer Angabe der „Opinione", Korallen gefischt: — um Sardinien: bei Alghero, Longobardo, am Strande von Bosa und Castelsardo; bei den Inseln San Pietro, San Antiocho und Maddalena. — Bei den Jonischen Inseln. — Bei Lipari. — Im Golfe von Neapel: bei Sorrent, Massa, Capri, Nisida, Ischia. — Corsica: bei Ajaccio und Bonifacio. — Im Archipelagus: bei Candia. — In Spanien: an der Küste Cataloniens. — An der afrikanischen Küste bei Bona, Biserta, la Calle, bei den Caps Rosa, Negro, Garda Ferno und bei der Insel Tabarca. — Die Ausbeute ist je nach der Bodenbeschaffenheit des Meeres sehr verschieden, denn diese hat großen Einfluß auf die Korallenbildung; am besten geht dieselbe auf Kalkstein vor sich. Im Golf von Neapel findet man sie zumeist auf Felsen; neuerdings hat man sie auch bei Reggio gefunden in 10 bis 150 Meter Tiefe.

* * *

Wir erwähnten vor einiger Zeit, daß man neuerdings die Bänke von Perlenaustern im Golfe von Panama wieder ausbeuten wolle und daß ein Deutscher aus Nordamerika, Herr Kröhl, zu diesem Zwecke ein unterseeisches Taucherschiff gebaut habe. Jetzt lesen wir, daß er mit diesem „Explorer" am 27. Juni auf der Flamingosbank seinen ersten Versuch angestellt habe und daß derselbe vollständig gelungen sei; Kröhl blieb länger als eine Stunde in einer Tiefe von 22 Fuß unter Wasser.

Es ist auch ein Deutscher, Johann Röbling aus Trenton, welcher die große Hängebrücke über den Niagara und jene über den Ohio bei Cincinnati gebaut hat, zwei Riesenwerke, welche unserm Landsmanne um so mehr zur Ehre gereichen, da kein eingeborener Amerikaner dieselben zu unternehmen wagte. Jetzt hat man sich an ihn gewandt, um ein noch viel kolossaleres Werk auszuführen, nämlich eine Hängebrücke über den Eastriver zur Verbindung zwischen den Schwesterstädten Neuyork und Brooklyn. Dieselbe wird bis jetzt durch Dampffähren bewerkstelligt und diese befördern an manchem Tage wohl eine Viertelmillion Fahrgäste, aber häufig sind sie überfüllt und im Winter und bei Nebel ist die Fahrt sehr unangenehm. Nun soll eine Brücke über den Eastriver geschlagen werden, und dabei kommt es vor Allem darauf an, daß die Schifffahrt ungehindert bleibe. Man hat sich nun an Herrn Röbling gewandt. Zwei Compagnien wollen die Brücken bauen; die eine im obern Theile von Neuyork nach Williamsburg oder Astoria; sie soll 130 Fuß über der Hochfluthmarke liegen, und Blackwall-Eiland würde bei derselben benutzt werden. Die zweite soll, wie gesagt, Brooklyn und Neuyork verbinden und 1350 Fuß lang sein. Die Niagarabrücke liegt 250 Fuß über dem Wasser und ist nur 821 Fuß lang; diese Eastriver-Ueberbrückung soll 130 Fuß über der Fluthmarke liegen. Die Hängebrücke in Cincinnati hat 1057 Fuß Länge. Jene in Neuyork soll zwischen dem 35. und 36. Wharf liegen und in Brooklyn etwas nördlich von der Fultonfähre ausmünden. Sie wird nach Röblings Entwurfe 75 Fuß breit; davon kommt auf jede Seite ein Weg für Fußgänger von je 7 Fuß Breite; in die Mitte eine zweigeleisige Eisenbahn zusammen von 32 Fuß Breite; zwischen ihr und den Fußwegen läuft ein Fahrweg von je 13 Fuß Breite, der von allerlei Fuhrwerk benutzt werden kann. Die Eisenbahnwagen werden vermittelst feststehender Maschinen mit endloser Kette befördert und sollen die Strecke von der City Hall in Neuyork nach Main Street in Brooklyn in drei Minuten zurücklegen. Die Baukosten sind auf 6 Millionen Dollars veranschlagt.

In Bolivia ist man endlich daran gegangen, eine Straße zu bauen, um mit dem obern Paraguaystrom in Verbindung zu kommen. Sie führt von Cochabariba nach Rio Seguro, wo man ein Dorf gebaut und in demselben eine Anzahl Indianerfamilien vom Stamme der Yuracarês angesiedelt hat. Die Eröffnung eines fahrbaren Weges ist in jenen südamerikanischen Republiken ein Ereigniß von Wichtigkeit, dergleichen bisher selten vorkam.

Herausgegeben von Karl Andree in Braunschweig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Die Küstenregionen von Guyana.

Die wilde Küste und ihre Erzeugnisse. — Guyana, seine Ströme und die politische Eintheilung. — Cayenne und die deportirten Sträflinge auf den Isles du Salut. — Ile royale. — Einrichtungen und Verwaltung. — Begräbnisse. — Klima; Feuchtigkeit und Miasmen. — Sterblichkeit. — Küste und Rhede. — Stadt Cayenne; die Urubus. — Palmen; Landeserzeugnisse. — Kein Fortschritt. — Die verschiedenen Classen der Einwohner. — Die Piayes. — Wie der Sonnenstich curirt wird.

Die Gestadelandschaften, welche im nördlichen Südamerika vom Atlantischen Ocean bespült werden, bilden zwischen den Mündungen des Orinoco und jenen des Amazonenstroms die sogenannte Wilde Küste. Sie verdienen diese Bezeichnung in mehr als einer Hinsicht. Das Meer brandet an niedrige Ufer über ausgedehnte Schlammbänke; der Boden nach dem Innern hin besteht aus flachem aufgeschwemmten Erdreiche, bis etwa 15 deutsche Meilen landeinwärts eine Hügel- und Bergregion auftritt. Pflanzenwuchs und Klima sind durchaus tropisch, die Luft ist heißfeucht, Regen fällt in gewaltiger Menge, und in der eigentlichen nassen Jahreszeit verdunstet z. B. am Maroni nur etwa der sechste Theil des feuchten Niederschlages.

An üppigster Fruchtbarkeit wird Guyana, diese Region der Wilden Küste, von keiner andern zwischen den Wendekreisen übertroffen; es kann alle Erzeugnisse liefern, welche in den Tropenländern am besten gedeihen: Kaffee, Baumwolle, Cacao, Bananen, Zucker, Maniok, auch Zimmt und andere edle Gewürze hat man mit Erfolg angepflanzt; aber das Klima verbietet den weißen Menschen platterdings das Arbeiten unter freiem Himmel; ein solches ist nur farbigen Menschenracen möglich. Die Indianer jedoch sind ihrer ganzen Naturanlage nach lediglich Jägernomaden und Fischer; deshalb mußten die Versuche, sie zur Beschäftigung beim Ackerbau anzuhalten, nothwendig scheitern. Man holte deshalb Neger aus Afrika und diese arbeiteten, so lange sie durch Zwang dazu angehalten werden konnten. Seitdem derselbe aufgehört hat, sind sie zum bei weitem überwiegenden Theile unnütze, weil träge Menschen geworden, und man hat den Ausfall durch fleißige Asiaten ersetzt, die sich auf eine bestimmte Anzahl von Jahren zur Arbeit verpflichten und nach Ablauf derselben in ihre Heimath zurückkehren.

Ohne diese Kuliarbeit würde die Küstenregion Guyanas wenig oder gar keine Erzeugnisse in den Welthandel liefern. Die Menge derselben ist auch trotz der Kuliarbeit verhältnißmäßig unbedeutend, und die Colonien, welche von europäischen Handelsvölkern dort gegründet worden sind, befinden sich in einem keineswegs blühenden Zustande.

Wir ersuchen unsern Leser, einen Blick auf eine beliebige Karte von Südamerika zu werfen. Er wird finden, daß sich das Delta des großen und schönen Orinocostromes bis gegenüber der Insel Trinidad, bis zum Golfe von Paria verzweigt und bis an den 10. Grad nördlicher Breite reicht. Von dem Hauptarme dieser Mündungen, in welchen die Schiffer steuern, wenn sie nach Angostura (oder, wie man jetzt sagt, Ciudad Bolivar) hinauffahren, also von dieser Boca de Navios bis zum Moroco, und weiter landein, nach Osten hin bis zum Essequibo, reicht das venezuelanische Guyana, das auf einem Flächenraume von nahezu 11,000 Geviertmeilen kaum 70,000 Einwohner zählt.

Oestlich vom Moroco bis zum Corantyn finden wir das britische Guyana, zwischen dem letztgenannten Strome und dem Maroni das niederländische, und vom Maroni bis zum Oyapock das französische Guyana. Was weiter vom Cap Orange bis zum Amazonas liegt, bildet den brasilianischen Theil von Guyana. Wie viele Menschen in dem letztern wohnen, wissen wir nicht; im venezuelanischen Antheile kommen auf 20,149 Geviertleguas nur 13,588 Bewohner; Französisch-Guyana hat 1650 deutsche Quadratmeilen und nur etwa 25,000 Seelen; Surinam oder Niederländisch-Guyana 2956 Quadratmeilen und 57,632 Seelen und im britischen Guyana kommen auf etwa 3570 Quadratmeilen ungefähr 160,000 Köpfe, wovon höchstens 12,000 Weiße und nicht viel mehr als 7000 Indianer, die übrigen sind Neger und Kulis.

In früheren Zeiten erhoben die Franzosen auf ganz Guyana Anspruch und sie bezeichneten diese weite Landschaft als la France équinoxiale; sie sind aber lediglich im Besitze der Abtheilung zwischen dem Maroni und dem Oyapock.

Christoph Columbus kam im Jahre 1498 auf seiner dritten Reise an die Mündungen des Orinoco; nach ihm gelangten Alfons de Ojeda und Juan de la Cosa dorthin, und nach diesen wieder Vincenz Yanez Pinzon bis an den Amazonas. Späterhin suchten spanische Abenteurer im Innern Guyanas den Dorado, jenen Indianerkönig, der zwar unbekleidet ging, aber seinen ganzen Leib mit Gummi einrieb und dieses mit Goldstaub überstreuete. Man wähnte auch irgendwo im Innern den von Diamanten glitzernden Parimesee und eine aus Gold erbauete Stadt finden zu können und jagte bis in die letzten Jahre des sechszehnten Jahrhunderts dieser Chimäre nach. Späterhin war man verständiger; man fing an Färbehölzer zu holen, doch spukten die goldenen Phantasien daneben immer fort. Noch 1720 sandte d'Orvilliers, Gouverneur von Cayenne, eine Abtheilung an den Camopi, einen Nebenfluß des Oyapock, um die Goldstadt dort zu suchen. Die Soldaten kamen nach etwa einem halben Jahre zurück und brachten Cacao mit, der in den Wäldern des Innern wild wächst. Dieser nützliche Baum ist seitdem an der Küste cultivirt worden.

Ansicht von Cayenne, vom Fort St. Michel aufgenommen.

Werfen wir zunächst einen Blick auf das vielbesprochene Cayenne, die Hauptstadt des französischen Guyana, welche freilich kaum 3000 Einwohner zählt. Der Schiffer, welcher der Rhede zusteuert, bekommt zunächst die Isles du Salut in Sicht, eine aus drei Eilanden bestehende Gruppe, welche etwa 9 Seemeilen nordwestlich der Mündung des Kuru gegenüberliegen. Seit 1852 hat man deportirte Sträflinge auf denselben untergebracht; sie kommen aus dem Bagno von Brest oder Rochefort, auch wohl aus jenem von Toulon, werden in verschiedene Abtheilungen gesondert und bleiben entweder auf einer der drei Inseln (Ile royale, Joseph und Diable) oder man schickt sie in andere Anstalten der Colonie. Auf Ile royale sind die schwersten Verbrecher, auf Joseph leben rückfällige Sträflinge, die politischen Gefangenen bringt man auf der Teufelsinsel unter.

Das erstgenannte Eiland hat einen Umfang von höchstens 3 Miles und ist zwar nur etwa 200 Fuß hoch, aber dabei sehr uneben und malerisch, trotzdem die Franzosen, was sie so oft thun, unverständig abgeholzt haben. Der Leuchtthurm und der Thurm der Kirche sind weithin sichtbar; die Wohnungen liegen an den Abhängen der Hügel zerstreut. Die Sträflinge müssen sich hier ohne Widerstand in Alles fügen, was ihnen beschieden wird, und nur selten kommt eine Widersetzlichkeit vor. Unter den brennenden Strahlen der Sonne und in einem so sehr entnervenden Klima verlieren sie die Wildheit, den Trotz und zum Theil sogar die Böswilligkeit, wodurch sie in Europa so gefährlich waren; sie resigniren sich und höchstens träumen sie von einem Entfliehen, das nur sehr selten einem oder dem andern gelingt.

Die „Transportirten“, denn so werden diese früheren Galeerensklaven genannt, werden beim Straßenbau, beim Beladen der Fahrzeuge und bei allerlei öffentlichen Arbeiten beschäftigt, oder auch zum Schneiden von Holzschuhen, Tischlerarbeiten, beim Eisengießen ꝛc. verwandt. Je nach den Graden, welchen die Arbeiter angehören, bekommen sie von 5 bis zu 10 Centimes für den Tag; außerdem haben sie Freistunden, in welchen sie für eigene Rechnung arbeiten können, und es hat nicht an Kräften gefehlt, um unter ihnen ein Musikcorps zu bilden! Die Kleidung besteht in Kittel und Hose von grauem Zeug und einem Strohhut; nur die Strafabtheilung, welche sich auf der Insel selber böse Dinge hat zu Schulden kommen lassen, hat die rothe und gelbe Sträflingstracht. Diesem „Peloton“ werden zugewiesen die Unverbesserlichen, die Erzfaulen und die wieder eingefangenen Flüchtlinge; sie müssen die schwersten Arbeiten verrichten, bekommen bei Widersetzlichkeiten auch Peitschenhiebe und werden eingesperrt.

Die Gesammtheit der Casernen, in welchen die Transportirten nach Rotten untergebracht sind, sodann die Wohnungen der Soldaten und Aufseher, der Gendarmerie, des Commandanten, der verschiedenen Beamten, Krankenhaus, Kirche, Waarenlager, Werkstätten — das Alles wird als „Lager“ bezeichnet. Es liegt im obern Theile der Insel, welcher mit großer Mühe leidlich geebnet wurde. Als das „Lager“ fertig war, fand man hinterher, daß ein in Guyana sehr wichtiger Platz vergessen worden sei, nämlich der Leichenacker. Es war nicht möglich, auf der Insel einen solchen herzurichten, weil die Dammerde auf dem Gestein eine viel zu dünne Lage bildet und weil es oben-

Die Rhede von Cayenne.

drein an Platz fehlte; denn mit einem kleinen Todtenfelde reicht man nicht aus in einem Lande mit so großer Sterblichkeit. Auf der Insel selbst leben durchschnittlich 2000 Menschen beisammen; dazu kommen noch die Kranken aus Kouron, dem ungesundesten Punkt in ganz Guyana, wo sich kein Spital befindet; man bringt sie deshalb nach der Königsinsel hinüber. Man begräbt die Todten nicht, sondern vertraut sie dem Meer an. Die Leiche wird mit Zeug umwickelt, mit Steinen beschwert und in einen Sarg gelegt, der für Alle gemeinsam ist. Dann wird eine Glocke angeschlagen, zum Zeichen, daß ein Boot von der Mole abfährt nach der westlichen Spitze der Insel, um dort den Sarg aufzunehmen, der auf engem Pfad und auf den Schultern einiger Sträflinge ans Meer gebracht und in das Boot gestellt wird. Dieses fährt eine Strecke weit in See, nimmt die Leiche aus dem Sarge und überantwortet sie den Fluthen und den Haifischen.

Einst hat ein Transportirter den Einfall gehabt, diesen Communsarg als Mittel zur Flucht zu benutzen. Solch ein Gegenstand braucht nicht hinter Schloß und Riegel verwahrt zu werden, denn er hat ja keinerlei Reize für einen Dieb. Jener Mensch nun konnte unbeanstandet und ohne beargwohnt zu werden unter den Schuppen gehen, in welchem der Sarg stand. Er kalfaterte ihn aus, damit er wasserdicht werde, spannte ein Bankbrett hinein, machte sich zwei kleine Ruder, sorgte für einige Lebensmittel und es gelang ihm, in einer dunkeln Nacht seinen seltsamen Kahn bis ans Wasser hinabzubringen. Er vertrauete sich den Wellen an, in der Hoffnung, bis in die englischen Besitzungen zu kommen. Dort wäre er sicher gewesen, denn Großbritannien liefert nicht aus. Wenn er die Strecke von etwa 150 Seemeilen zurücklegen konnte, dann war er gerettet, aber er hatte nicht daran gedacht, daß ein Sarg nicht wohl die See halten und auf derselben gesteuert werden kann. Am andern Morgen beim Weckrufe fehlte ein Mann aber kein Kahn; man vermuthete also, daß der Sträfling zufällig verunglückt sei. Aber am andern Tage sah eine Goëlette ein halb gesunkenes Wrack auf dem Meere schwimmen; sie segelte näher und fand den Mann im Sarge halb in Wasser stehend und völlig erschöpft. Ihn umflatterten Seevögel und die Haie witterten eine Beute. Aber dieser Lazarus wurde dem Grab entnommen, um auf der Königsinsel funfzig Peitschenhiebe zu erhalten und in das mit zweierlei Tuch bekleidete Strafpeloton versetzt zu werden. Doch was geschah einige Monate später? Das Avisoschiff „Abeille“ fuhr in die Mündung des Maroni ein. Barmherzige Schwestern, die sich am Bord befanden, sahen auf einem schwimmenden Baumstamme einen Gegenstand, der ihnen wie ein Mensch vorkam. Das Schiff fuhr näher und nahm dann denselben Sträfling auf, welcher den mißlungenen Versuch gemacht hatte, in einem Sarge zu entfliehen!

Von den Höhen der Ile royale schweift der Blick über eine weite Strecke der niedrigen, mit Mangrovegebüsch bedeckten Küste, die sich in fast gerader Linie hinzieht und nur an den Stellen etwas eingeschnitten ist, wo die Flüsse Kouron, Sinnamary und Conanama münden. Das Klima ist, wie schon angedeutet wurde, sehr ungesund und namentlich im Jahre 1848 hat das gelbe Fieber entsetzlich gewüthet. Die mittlere Jahrestemperatur im Schatten stellt sich auf 27° C.; in den heißesten Monaten zeigt das Thermometer 30 bis 32° und fällt in der Nacht um 2 bis 3°. Sand, Steine

oder Felsen sind nicht vorhanden; der thonige Boden ist überall mit Pflanzenwuchs bedeckt, die Waldungen sind dicht und bei Tage weht der Wind von der See her. Durch das Alles wird die Hitze einigermaßen gemildert; dazu kommt, daß bei Nacht der Wind vom Lande her weht und die Nacht zwölf Stunden lang ist.

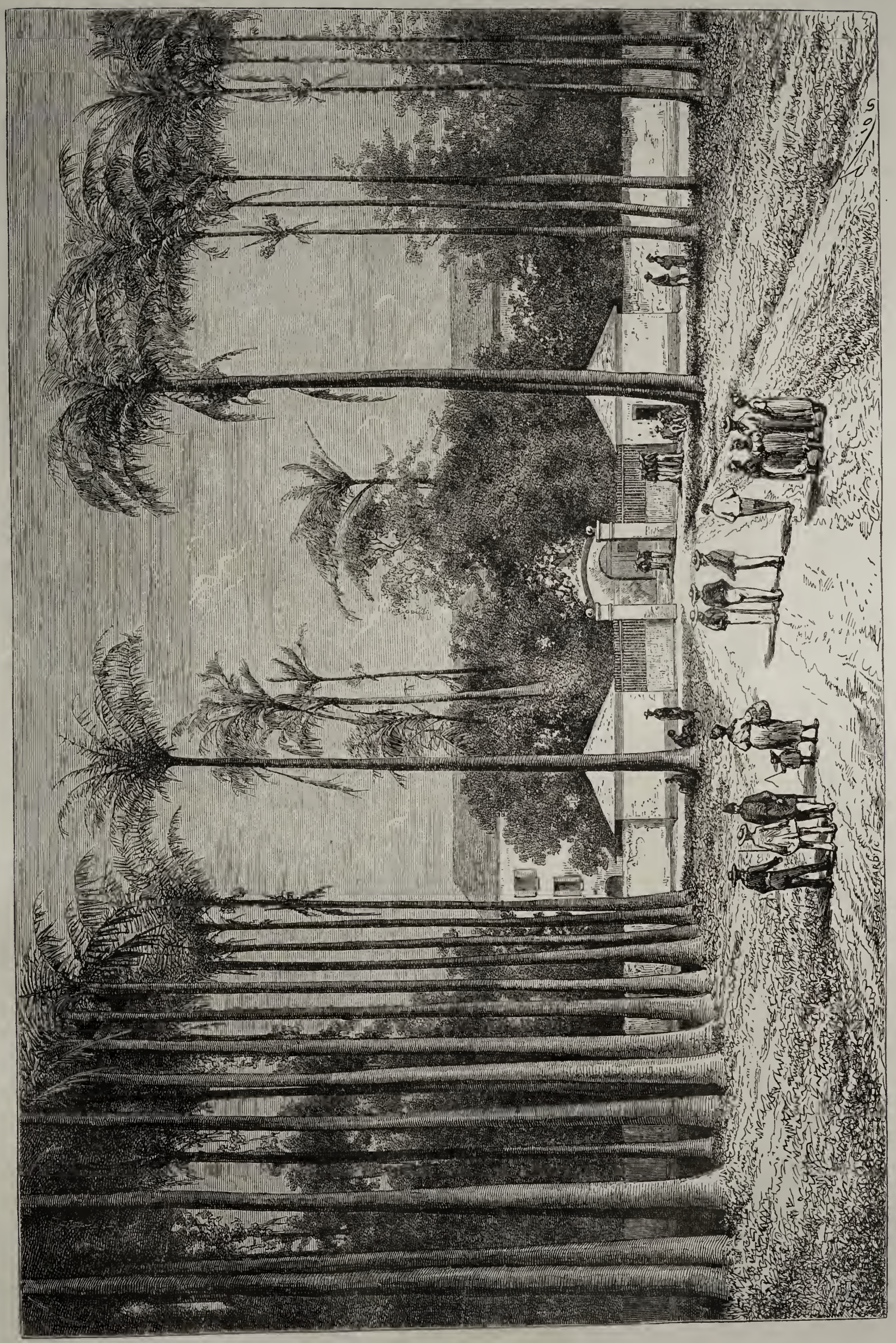
Guyana ist ohne Zweifel eines der feuchtesten Länder der ganzen Welt. Vermittelst des Pluviometers hat sich herausgestellt, daß der nasse Niederschlag, welcher in den Regenmonaten fällt, das Land mit einer 12 bis 15 Fuß hohen Menge Wassers bedecken würde, wenn dasselbe nicht vermöge der vielen Gefließe einen Abzug ins Meer fände. Die drei beträchtlichsten Ströme sind der Oyapock, der Approuague und der Maroni mit ihren vielen Nebengewässern und Armen. Diese Flüsse alle strömen nicht zwischen steil abfallenden Ufern, vielmehr wird ihr Lauf zumeist nur durch Waldbäume bezeichnet, deren Wurzeln im Wasser stehen. Wenn nun diese Gewässer der Ebbe und Fluth unterworfen sind, regelmäßigen Ablauf haben und die frischen Winde über sie hinstreichen, dann kann man sie nicht als geradezu ungesund bezeichnen. Wenn und wo aber jener Ablauf mangelt, Sümpfe und Moräste sich bilden und faule Miasmen aus denselben aufqualmen, dann stellen sich gefährliche Fieber ein, besonders an Stellen, die unter dem Winde liegen, und manche Gegenden können aus diesem Grunde gar nicht angebaut werden. Auch höher liegende Strecken, die man für weniger ungesund hielt, zeigten sich geradezu mörderisch, weil die Miasmen in die Höhe steigen. Die Regierung wollte auf einem der höchsten Punkte die Mustercolonie Gabrielle gründen; aber gerade dort wüthete das Fieber am grimmigsten, weil der Wind die Miasmen aus den Kaw-Morästen dorthin trieb.

Der Schiffscapitain Bouyer, welcher längere Zeit in Guyana verweilte, stellt die Behauptung auf, daß die Insel Cayenne einen befriedigenden Gesundheitszustand aufweise und dasselbe könne man vom Maroni sagen. Wenn man von der ungewöhnlich beträchtlichen Sterblichkeit rede, so dürfe man nicht vergessen, daß sie bei den Sträflingen vorkomme, also bei Leuten, die ein Leben voll Ausschweifung und Lastern hinter sich haben, die früher lange Zeit in Gefängnissen saßen und nun den Wald ausroden, also eine an sich schon ungesunde Arbeit verrichten müssen. Solche Leute befinden sich allerdings in einem Ausnahmezustande. Bei der Garnison stellt sich dagegen ein geradezu günstiges Verhältniß für die Jahre 1838 bis 1847 heraus. In derselben betrug die durchschnittliche Sterblichkeit im Jahre: für Guyana $2{,}_{53}$ Procent, Bonrbon (Réunion im indischen Ocean) $3{,}_{05}$, Martinique $9{,}_{04}$, Guadeloupe $8{,}_{90}$ und Senegal $6{,}_{17}$ Procent.

Das klingt recht gut, aber das Klima von Guyana ist darum doch für den weißen Menschen nicht zuträglich. Auch wenn das Fieber nicht geradezu perniciös ist und ihn nicht gleich tödtet, so reibt es ihn doch langsam auf; jedenfalls greift es ihn an. Dysenterie kommt nicht allgemein vor und das gelbe Fieber tritt allemal nur nach längeren Zwischenräumen auf. „Die großen Seuchen folgen in ihrer Verbreitung nahezu festen Gesetzen. Unsichtbare und unfaßbare Atome, Pilze und Insecten bilden Effluvien, die in Luft oder Wasser mit Winden und Wellen getrieben werden. Die Seuchen, welche eine Geißel der Gegenden am mexicanischen Meerbusen sind, verbreiten sich selten bis ins französische Guyana, das aber von den brasilianischen Epidemien berührt wird; das britische Guyana dagegen unterliegt manchmal den Einflüssen vom mexicanischen Golf her. In diesem Theile des Landes betrug die Sterblichkeit unter den Truppen von 1819 bis 1847 durchschnittlich $8{,}_{40}$ Procent, im französischen Guyana nur $2{,}_{81}$ Procent. Die verschiedene Lebensweise der beiden Völker trägt wohl auch dazu bei, dieses Verhältniß zu erklären. Es giebt in Guyana sehr ungesunde und (— doch wohl nur verhältnißmäßig —) gesunde Gegenden. Man findet unter allen Classen und Farben eine Anzahl von Greisen. Allerdings muß man ein mäßiges, geregeltes Leben führen und sich der Sonne so wenig als möglich aussetzen.“ Wenn Capitain Bouyer meint, ein Weißer könne auch Feldarbeiten verrichten, müsse aber dazu die Stunden der Nacht wählen oder die Zeit ganz früh Morgens oder Abends, so liegt auf der flachen Hand, daß solche Zustände nicht eben regelrecht wären.

Ein Dampfer gebraucht für die Ueberfahrt von der Teufelsinsel bis nach Cayenne etwa vier Stunden; er muß gegen die Strömung arbeiten, die zur Zeit der Doucins sehr heftig ist. So nennt man den Andrang des süßen Wassers, welches in der Regenzeit mit großer Gewalt durch die Ströme ins Meer getragen wird und die Wellen des letztern zurückdrängt. Die Orkane, welche auf den Antillen nicht selten so große Verwüstungen anrichten, verbreiten sich nach Guyana nicht; hier wehet der Wind vorzugsweise von Nordost zu Ost und nur selten mit großer Heftigkeit. Das Meer hat eine dunkelgelbe Farbe, die an der Küste der englischen Colonie bis zu einem Sepiaton sich verdunkelt. Die Küste ist für die Schifffahrt ungünstig, weil Schlammbänke bis weit in die See hineinreichen; während der letztverflossenen Jahre sind sie an einigen Stellen hart geworden; über diese wälzen sich die Wogen und bilden gefährliche Brandungen. Auch die Einfahrt zur Rhede von Cayenne ist schwierig; die Schiffe müssen die Zeit der Hochfluth abwarten, weil zur Ebbezeit die Fahrbahn nur etwa 9 Fuß Wasser hat; ohnehin ist die Barre manchmal sehr unruhig. Uebrigens hat man von der Rhede aus einen recht hübschen Anblick. Im Hintergrunde erheben sich grüne Hügel, der Strand ist mit Mangrovegebüsch eingefaßt, da und dort erheben sich in Gruppen oder auch vereinzelt schlanke Palmen, und aus einiger Ferne gesehen nehmen sich die Häuser recht hübsch aus. Glasfenster fehlen, weil sie in einem solchen Klima als durchaus überflüssig erscheinen; man schützt die Galerien und Verandas gegen Sonnenstrahlen und Hitze durch bewegliche Mattenvorhänge, welche der frischen Luft Zugang gestatten. Manche Gebäude sind in europäischem Stil aufgeführt worden, z. B. jenes des Gouverneurs, Caserne, Gendarmerie, Spital, Kirche und das Gerichtshaus.

Auf dem schlechten Pflaster der breiten Straßen liegt dick ein eisenhaltiger Staub; er bildet in der Regenzeit einen zähen Brei, der sehr unangenehm ist. Daß in den Straßen Gras wächst, darf uns nicht wundern; die ganze Stadt ist ja unfertig, primitiv und schwach bevölkert. Die Gesundheitspolizei bleibt den Urubus überlassen, jenen schwarzen Aasgeiern, die zwar einen sehr widerwärtigen Anblick gewähren, mit denen man sich aber aussöhnt, wenn man sieht, wie nützlich diese Thiere sind. Sie verrichten die Beschäftigungen des Abdeckers, fressen alle möglichen Unreinigkeiten, lassen Lebendiges unberührt und halten sich nur an das, was todt ist. Wenn sie ihren Magen angefüllt haben, setzen sie sich auf das erste beste Dach und bleiben dort, einerlei ob der Regen in Strömen herabfällt oder die Sonne brennt. Die Urubus sind durch das Gesetz in Schutz genommen; auf Tödtung eines solchen Vogels hat man mit Recht schwere Strafe gesetzt. Die Neger glauben, daß der Urubu sich in übernatürlicher Weise fortpflanze. Von ihm sehe man, ihrer Behauptung zufolge, nie ein Nest oder ein Ei oder ein Junges; man wisse nicht, woher sie kämen, und wenn sie alt würden, suchten sie eine ganz einsame Stelle auf, um dort zu sterben. Das sei aber nicht etwa ein Tod, sondern nur eine Verwandlung, denn aus dem Alten komme ein anderer Urubu mit vollkräftigem Wuchs heraus.



Der Palmenplatz in Cayenne.

Der Europäer, welcher zum ersten Male diese tropischen Gestade betritt, weidet sein Auge zuerst und vorzugsweise an den schlanken Palmen, die sich kerzengerade und wie gedrechselt hoch emporheben, kolossalen Säulen vergleichbar, deren Capitäler von den Zweigen und Blättern gebildet werden, welche den Wipfel des Stammes bilden. Manchmal brechen centnerschwere Aeste ab und ein Wandelgang unter den Bäumen ist unter Umständen nicht ohne Gefahr. Bei uns wächst die Eichel, eine kleine Frucht, auf dem Baume und der Kürbis am Boden; aber die Früchte der Kokospalme, des Kalebassenbaumes, des Mangobaumes und anderer sind dicker und schwerer wie Kanonenkugeln.

Die Häuser liegen zumeist weit aus einander in Gärten, die aber sehr verwildert aussehen, weil die Neger sich nicht die Mühe geben, das Unkraut auszujäten.

Im Jahre 1862 ergab die Volkszählung für die ganze

Mulattin in Cayenne.

Colonie 25,395 Seelen ohne die Sträflinge. Davon waren sogenannte Einwohner (Habitants) 19,559; Indianer nach einer ungefähren Abschätzung 1500; Flüchtlinge aus Brasilien, europäische Soldaten und Beamte 1245; afrikanische sogenannte freie Einwanderer 1214, indische Kulis 1147, chinesische 95 und 365 „Transportirte“. Die Volksmenge nimmt entschieden ab; 1830 zählte man noch 22,666 „Habitants“. Auch die Production vermindert sich. Von den mehr als 1600 Quadratmeilen waren 1861 nur 5213 Hectaren, sagen wir etwa 10,000 Morgen Landes urbar gemacht, also noch nicht eine halbe Quadratmeile; 2822 Hectaren (jede von 200 Quadratruthen) waren mit Maniok und anderen Nahrungspflanzen bebaut, deren Ertrag in der Colonie selber verzehrt wurde. Demnach blieben nur 2391

Einwohner von Cayenne.

Hectaren für Zucker, Kaffee, Cacao, Baumwolle, Gewürznelken und Rocou; der letztere, welcher die rothe Orleansfarbe giebt, nahm 1031 Hectaren ein, aber der Anbau gab, wegen der niedrigen Preise der Waare, damals keinen Nutzen.

Das ganze französische Guyana, und die Insel Cayenne insbesondere, würde sofort eine Negerwildniß werden, wenn die Deportation aufhörte. Von dieser lebt und existirt sie. Durch das, was mit ihr zusammenhängt, kommt viel Geld in Umlauf; die Beamten sind zahlreich; aus Europa bringt man alle Gegenstände, welche für den Sträflingsdienst und die Colonialmarine erforderlich sind, und das Wenige, was an Handel überhaupt vorhanden ist, wird auch dadurch bedingt. Es gab eine Zeit, da die Dinge sich zum Bessern anließen. Der holländische Ingenieur Guizan war in französische Dienste getreten und ließ Canäle graben, Moräste austrocknen und an passenden Stellen den Wald ausroden, allein nach seinem Ableben unterblieben weitere Arbeiten. Der Kaffee hätte ein wichtiges Handelsproduct werden können. Die Holländer baueten den Baum in ihrem Guyana, wollten sich aber ein Monopol bewahren und verboten bei Todesstrafe, Kaffeepflanzen auszuführen. Aber ein Schiffslieutenant, Motte-Aigron, ging nach Surinam und setzte sich dort mit dem französischen Flüchtling Mourgues in Verbindung; dieser sollte ihm bei seinem Unternehmen förderlich sein und dafür freie Rückkehr erhalten. Es gelang beiden, sich ein paar Pfund Kaffeebohnen mit der Hülse, also Saatbohnen, aus Surinam fortzuschaffen; sie wurden auf Cayenne gepflanzt und gediehen.

Im Jahre 1781 kam eine Corvette aus Ile de France (Mauritius im indischen Ocean) und brachte von dort junge Gewürznelkenbäume. Auch sie gediehen in Guyana vortrefflich. Baumwolle ist ein einheimisches Gewächs und zu allen Zeiten von den Indianern benutzt worden. Sie wächst am besten dort, wo sie den salzgeschwängerten Seewinden ausgesetzt ist; auch das Zuckerrohr kommt vortrefflich fort. Die Kokosnüsse geben Oel, Faserstoffe kommen in den Wäldern in großer Menge vor, die Früchte verschiedener Baumarten geben Wachs. Aber das Alles hilft zu nichts, weil es an Arbeitern und Capitalien fehlt.

Nichts will vorwärts und das erklärt sich leicht. In der Colonie leben wenige Weiße, auf welche das Klima, wenn sie längere Zeit dort verweilen, einen entnervenden Einfluß ausübt, und viele freie Neger. Wir wissen, was das bedeutet. Dazu kommen dann die Mischlinge. Bouyer behauptet, daß alle drei in gutem Einvernehmen leben und das wäre, wenn es sich wirklich so verhält, eine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Uebrigens ist auch bei dem einsichtsvollern Theile der Franzosen der richtige Instinct insofern vorhanden, daß auch sie „Aristokraten der Hautfarbe" sind und recht wohl wissen, daß die Mischung mit Negerblut ein schlechtes Product giebt. Aber schon der intime Verkehr mit den Schwarzen wirkt nachtheilig ein. Der mehrfach genannte Capitain sagt: „Wenn die Salons des Gouverneurs mit Kerzen hell erleuchtet sind, wenn das Orchester Polkas und Walzer aufspielt, dann finden sich die Creolenfamilien ein. Mit ihnen kommt ein zahlreiches Gefolge farbiger Mädchen oder Frauen, welche beim Anputzen der Damen behülflich gewesen sind und sich nun an der Schönheit und dem Triumphe derselben erfreuen wollen. Schwarze gucken zu allen Fenstern und Thüren herein, und Niemand denkt daran, sie zurückzuweisen; das würde ohnehin böses Blut machen. Auch die weißen Damen sprechen creolisch, und die Mulattinnen schmücken sich mit den Kleidern, welche jene abgelegt haben. Die Tracht ist, dem Klima angemessen, sehr leicht und luftig; das Negligé besteht aus einer sogenannten Gaule aus Baumwollenstoffe und auf dem Kopfe windet man ein seidenes Tuch turbanartig und ganz malerisch um die Haare. Die Negerinnen tragen einen engern Rock, die sogenannte Camiza, welche bis auf die Knie reicht und dergestalt um die Hüften geschlagen wird, daß die Formen hervortreten. Jenes Turbantuch, das als Madras bezeichnet wird, ist bei Schwarzen und bei Mulattinnen von schreienden Farben, und das Gelb in allen seinen Abstufungen waltet unbedingt vor; manchmal tränken sie das Tuch mit Oel und dann heißt dasselbe un mouchoir calendé."

Unser Bild giebt die Trachten auch der männlichen Stutzer. Neben einem indischen Kuli, der eine Art von Sarong um seine Hüfte geschlungen hat, geht eine Negerin; im rechten Arm hält sie ihren Picanniny, den schwarzen Sprößling, und auf der flachen Hand eine Schale mit Früchten; ihr zur Seite schreitet eine weiße Creolin einher. Nach links sehen wir den wahren Typus eines Negerdandy. Er ist ein freier Mann, der sich beleidigt, gekränkt, tief herabgewürdigt glauben würde, wenn man ihm irgend welche Arbeit zumuthete. Die Vatermörder kann er nicht hoch genug bekommen, den Strohhut, der allemal schmutzig und zerknittert ist, aber ein knallrothes Band hat, drückt er bis auf den Knorpel hinunter, welchen die Natur ihm statt unseres Nasenbeins verliehen hat; aber Strümpfe verachtet er in eben so hohem Grade wie die Arbeit; weil er diese verschmäht, kann er sich, was er gern möchte, glanzlederne Stiefeln nicht anschaffen, und er hat statt derselben nur alte niedergetretene Pantoffeln. Indeß er fühlt sich als freien Mann, der so viel und so gut ist wie der Weiße; er ist Bürger und ein Inhaber des allgemeinen Stimmrechts. Nun colonisire einer ein Land mit solchen Carricaturen!

Der Liebestrank spielt im Leben der Creolinnen, auch der weißen, eine nicht unwichtige Rolle. Sie kennen die eigenthümlichen Kräfte verschiedener Pflanzen, auch der giftigen, und manchmal wird ein Hexenmeister zu Hülfe genommen, der Talismane bereiten muß. Er läßt sich diese Piayes theuer bezahlen. Das Wort Piaye wird jetzt auf alle Haus- und Quacksalbermittel angewandt; es bezeichnete früher nur die indianischen Zauberer, welche ja auch Aerzte sind. Die Getränke, welche sie liefern, sind zumeist nicht unschädlicher Art, weil kräftig wirkende oder sogar giftige Ingredienzien dazu genommen werden, welche das Nervensystem ungemein anfregen und nachtheilige Folgen für die Gesundheit haben. Man setzt volles Vertrauen auf den Piaye; er kennt Alles und erklärt Alles, weiß den bösen Blick unschädlich zu machen und die Beschwörungen alter schwarzer Hexen, die das Loos über Jemand geworfen haben, werden durch ihn vereitelt. Er thut Gutes und kann Schlimmes thun und mischt sich nicht etwa bloß in Liebesangelegenheiten, sondern mengt sich in alles Mögliche.

Ein Freund Bouyer's litt an den Nachwehen eines Sonnenstiches. Das Fieber hatte ihn gepackt, der Kopf brannte und der Blutandrang nach oben wurde gefährlich. Ein europäischer Arzt, der sicherlich kein Genie war, wußte nichts Besseres, als einen Aderlaß zu empfehlen, aber davon wollte, gewiß mit Recht, eine alte Mulattin nichts hören, und sie vermaß sich, den Kranken auf folgende Weise zu heilen.

Sie nahm eine gewöhnliche Weinflasche, welche zu drei Viertheilen mit Wasser gefüllt wurde. In dieses that sie drei Maiskörner, denn drei und nicht mehr oder weniger mußten es sein. Um Mittag wurde dann der Kranke in einen Lehnstuhl gesetzt und unter den dichten Schatten eines Mangobaumes gebracht. Dort legt sie ihm ein nasses Tuch auf die Stirn und drückt den Hals der Flasche fest darauf. Allmälig wird die Leinwand förmlich heiß, die Hitze des Kopfes theilt sich auch der Flasche mit, auf dem Wasser entstehen Kügelchen, es ist als ob dasselbe koche und siede. Nun ist die Kur gelungen; die Flasche wird schnell weggezogen und

zugekorkt; die Sonne iſt in der Bouteille und der Kranke geheilt! Das war er wirklich; von jenem Augenblicke an befand er ſich wohl. Die alte Piaye-Mulattin ſchrieb das der Wirkung der drei Maiskörner zu und dem Hocuspocus, den ſie mit geheimnißvollen Redensarten über die Begattung von Gold und Silber getrieben hatte. Aber die Thatſache, daß ſie den Kranken wiederhergeſtellt hat, iſt nicht zu bezweifeln.

Die ſlaviſchen Sprachen.

Von **Rudolf Roſt.**

II.

II. Weſtliche Abtheilung.

Zu dieſer Abtheilung gehört die polniſche oder lechiſche, die tſchechiſche, die ſlovakiſche und die wendiſche Sprache.

1. Die polniſche oder lechiſche Sprache. Im ſechsten oder ſiebenten Jahrhundert ließen ſich die Lechen, eine den Tſchechen verwandte Nation, an den Ufern der Weichſel und Warthe nieder. Lech (Ljakh) bedeutet einen freien und edlen Mann. Die Lechen zerfielen in verſchiedene Stämme, von denen zuerſt nur diejenigen, welche ſich in den weiten Ebenen der Ukraine niederließen, Polyane, Polen, d. i. Einwohner der Ebene genannt wurden. — Das Polniſche iſt über das ganze Gebiet des Niemen, der Weichſel und Warthe verbreitet, auf der rechten Seite der obern Oder mit deutſchen, auf der galiziſch-volhyniſch-podoliſchen Hochebene aber mit ruſſiſchen Elementen gemiſcht. Die polniſche Sprache wird daher geſprochen: 1) von den Bewohnern des im Jahre 1815 gebildeten Königreichs Polen, $3^1/_2$ Millionen, oder zuſammengerechnet mit den Polen der polniſch-ruſſiſchen Provinzen, 5 Millionen; 2) von den Städtern und dem Adel des zu Oeſterreich gehörenden Galizien und den Polen Krakaus und Oſterreichiſch-Schleſiens, etwa 3 Millionen; 3) von den nichtdeutſchen Einwohnern im preußiſchen Großherzogthum Poſen und einem Theile der Weſtpreußen genannten Provinz ſammt den Polen in Schleſien und den Kaſſuben in Pommern, zuſammen gegen 2 Millionen.

Das Polniſche zeigt jenen erweichenden Einfluß, den die J-Laute im Slaviſchen in einem ſtärkern Grade auf die vorhergehenden Conſonanten auszuüben pflegen, als in anderen Sprachen, im höchſten Maße. Es hat demnach die meiſten Ziſchlaute. Die Feinheit der Ausſprache, bedingt durch häufigen Wechſel der Conſonanten, macht das Polniſche für den Ausländer beſonders ſchwer. Der grammatikaliſche Bau der polniſchen Sprache iſt höchſt verfeinert und künſtlich und dadurch unterſcheidet ſie ſich weſentlich von der ruſſiſchen Sprache, welche, obſchon ſehr reich, doch merkwürdig einfach und leicht zugänglich iſt. Die polniſche wie auch die tſchechiſche Sprache ſind, nach dem Ausſpruche competenter Slaviſten, vor allen anderen tauglich, die Schönheiten der claſſiſchen Sprachen wortgetreu wiederzugeben, und die polniſche Proſa iſt der lateiniſchen mit einer Vollkommenheit nachgebildet, welche in dem ſogenannten goldenen Zeitalter der polniſchen Literatur einer ihrer charakteriſtiſchen Züge war.

Die Mundarten des Polniſchen ſind:

a. Die großpolniſche Mundart iſt kenntlich durch einige Germanismen, und die Dehnung bei der Ausſprache des o und des ie. Am abweichendſten von der Regel ſprechen die Leutſchitzer und die Nachbaren von Schleſien.

b. Die maſuriſche Mundart, welche die breiten Ziſchlaute durchaus in die entſprechenden dünneren, sch in s, tsch in ts u. ſ. w. verwandelt.

c. Die kleinpolniſche Mundart hat einen höchſt angenehmen Ton beſonders in den ruſſiſchen Wojewodſchaften.

d. Die littauiſche Mundart macht ſich durch einen ſingenden Ton, ſowie auch durch einige ruſſiſche und littauiſche Provinzialismen bemerklich.

e. Die ſchleſiſche Mundart in Oberſchleſien und im Fürſtenthum Oels und ſogar in einem Theile des Krakauiſchen. In Schleſien, wo ſie noch Waſſerpolniſch heißt, hat ſie auch tſchechiſche Provinzialismen und unpolniſche Conſtructionen.

f. Die kaſchubiſche Mundart in Pommern auf einem kleinen Gebiete der Oſtſeeküſte zwiſchen Leba und Lauenburg.

2. Die tſchechiſche Sprache. Dieſe wird geſprochen von dem ſlaviſchen Theile der Bewohner Böhmens und Mährens. In Böhmen füllt die Sprache nicht das ganze Gebiet des Königreichs aus, ſondern rings um das ſlaviſche Sprachgebiet herum läuft ein Gürtel deutſcher Bevölkerung, der beſonders im Weſten breit iſt. Nur im Oſten hängt es mit dem ſlaviſchen Mähren in ungetrennter Maſſe zuſammen. Das Deutſche durchſetzt, und zwar oft in bedeutenden Sprachinſeln, Mähren und Böhmen. In der tſchechiſchen Sprache im engern Sinne, d. h. der Schriftſprache, zeigt ſich die Anlage zu einer alterthümlichen grammatiſchen Entwickelung, die aber hier und da gehemmt erſcheint. So haben einige Formen der Haupt- und Eigenſchaftswörter, zumal die auf i ausgehenden, deren die Sprache durch Contraction der Endlaute ſehr viele beſitzt, eine äußerſt mangelhafte Declination. Auch in den Perſonalendungen des Zeitwortes hat ſich der Gleichlaut mancher Perſonen und das läſtige auslautende i, das überhaupt in der Sprache ziemlich herausklingt, eingeſchlichen. Der Accent iſt ſtets auf der erſten Silbe des Wortes; dabei werden aufs Strengſte die Längen und Kürzen der Vocale beachtet. — Die tſchechiſche Sprache, die im Ganzen doch eben ſo rein und tönend wie ihre Schweſtern iſt, in grammatiſcher Vollendung den meiſten ſogar voranſteht, büßte dennoch durch den Einfluß des Deutſchen einen großen Theil ihrer Originalität ein. Der Mangel an ſonoren Vocalen und die Häufung der Conſonanten iſt wohl nirgends ſo groß als hier. Bezüglich der freien und ungebundenen Conſtruction nähert ſich das Tſchechiſche dem Lateiniſchen; durch ſeinen Reichthum an Bindewörtern unterſcheidet es ſich weſentlich vom Ruſſiſchen und iſt im Stande, das Griechiſche in ſeinen leichteren Schattirungen nachzuahmen. In der tſchechiſchen Sprache allein unter allen Slavinen gelang es bisher, die claſſiſchen Versmaße vollkommen nachzuahmen. Mundartliche Schattirungen treten hauptſächlich im Mähriſchen hervor, wo ſich neben ſprachlicher Verſchiedenheit auch in Kleidertracht und Sitte die Eigenthümlichkeit einer ziemlichen Anzahl kleiner Volksſtämme

ausprägt. Dergleichen Mundarten sind die horakische, hanakische u. s. w.

3. Die slovakische Sprache. Der nordwestliche Theil von Ungarn wird von den Slovaken bewohnt, einer slavischen Nation, welche ein Abkömmling der ersten slavischen Ansiedler in Europa zu sein scheint. Rein slovakische Comitate sind: Trentschin, Thurotzsch, Arva, Liptau und Sohl mit gegen eine halbe Million Einwohner. In anderen Gegenden leben sie gemischt mit Rußniaken und Magyaren und man schätzt ihre Gesammtzahl, alle über ganz Ungarn verbreitete slovakische Ansiedelungen mit eingerechnet, auf beinahe 2 Millionen.

Das Slovakische, durch die geographische Lage der Nation dem Einflusse verschiedener anderer slavischen Sprachen ausgesetzt, ist in mehr Mundarten zersplittert, als vielleicht irgend eine andere. In ihren Grundzügen ist sie der altslavischen Sprache nahe verwandt, eine leicht begreifliche Thatsache, wenn wir erwägen, daß sie das Resultat der ursprünglichen Bildung der Slaven war, und daß die Gegend um die Karpathen eine Art von Wiege der slavischen Nationen gewesen. Das Slovakische ist dem Tschechischen am nächsten verwandt, von dem es sich jedoch durch einen gefälligern Ton und größern Wohllaut unterscheidet, sowie in ihm auch die Vocale voller klingen und häufiger vorkommen. Eine Eigenthümlichkeit aber, die es vor allen auszeichnet, ist sein Reichthum an alten Wörtern und Redensarten, welche in der jetzigen tschechischen Sprache ganz unbekannt sind, obgleich sie im Alttschechischen und zum Theil auch im Russischen und Wendischen zu finden sind. — In der im Munde des Volkes lebenden slovakischen Sprache lassen sich folgende Mundarten unterscheiden:

a. Die eigentliche slovakische Mundart in den Comitaten Thurotzsch, Arva, Liptau, Sohl, Bacs, Neograd, Pesth, Borschod und Gömör.

b. Die mährisch-slovakische Mundart in den Comitaten Preßburg, Trentschin und Neitra.

c. Die polnisch-slovakische Mundart in einem Theile von Arva, ganz Zips, Scharosch, Abauj und Zemplin, deren Entstehen sowohl der Nachbarschaft von Polen als auch der 300 Jahre lang dauernden Herrschaft derselben in der Zips zuzuschreiben ist.

d. Die deutsch-slovakische Mundart in den Bergstädten und ihrer Umgegend.

e. Die magyarisch-slovakische Mundart in den slovakischen Colonien Niederungarns.

f. Die rußniakisch-slovakische Mundart in Abauj, Zemplin und Beregh, wo die Slovaken an die Rußniaken stoßen.

g. Die serbisch-slovakische Mundart in Batsch, Banat, der Militairgrenze, in Ofen und um S. Andrä herum.

4. Die wendische Sprache. Nur die Abkömmlinge zweier wendischen Stämme in Deutschland haben ihre Sprache erhalten, und selbst diese sind von dem Standpunkte mächtiger Nationen, die ein Gebiet von beinahe 4800 Quadratmeilen einnahmen, auf die kleine Zahl von kaum 150,000 Seelen herabgesunken, welche jetzt die Ober- und Niederlausitz bewohnen. Fast alle sind Bauern, denn die höheren Stände sind völlig germanisirt, wenn auch vielleicht noch immer etwas slavisches Blut in ihren Adern rollt. Diese Stämme sind die in zwei verschiedene Zweige getheilten Sorben oder Wenden. Die wendische Sprache lebt in einem kleinen Theile der beiden Lausitzen von Löbau im Süden bis Lübben im Norden, etwa von der Spree in der Mitte durchflossen. Sie zerfällt in zwei Mundarten, die ober- und niederlausitzische, von welcher jede ungefähr die Hälfte des Gebietes inne hat, während die oberlausitzische aber von einer mehr als noch einmal so starken Bevölkerung geredet wird. Beide Mundarten sind scharf gesondert und haben wieder ihre Varietäten.

a. Die oberlausitzische Mundart. Sie ist dem Tschechischen sehr nahe verwandt. Während der oberlausitzer Wende mit dem Tschechen h spricht, hat der niederlausitzer Wende die Aussprache g statt h mit dem Polen gemein. Beide lausitzische Mundarten haben übrigens sehr viel von ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit verloren, z. B. beide aus der deutschen Sprache das Geschlechtswort angenommen.

b. Die niederlausitzische Mundart zeigt eine große Verwandtschaft mit dem Polnischen, ist aber noch mehr als die oberlausitzische durch deutsche Wörter und Redensarten verderbt. Sie ist ganz ersichtlich im Verfall und man kann kaum etwas Anderes erwarten, als daß nach etwa 100 oder mehr Jahren keine Spur mehr von ihr, außer einigen geschriebenen oder gedruckten Documenten, vorhanden sein wird.

Werfen wir noch einen Blick auf die Ansiedelungen der Slaven in Deutschland im fünften und sechsten Jahrhundert. Im Norden drangen sie von jenseits der Elbe bis ins Lüneburgische vor, wie sich denn auch in Holstein Spuren nachweisen lassen. In Süddeutschland hat man in den Alpen namentlich das Pusterthal und das Thal der Salza, den Pinzgau mit seinen Nebenthälern für ursprünglich slavisch erkannt; weiter nördlich drangen die tschechischen Völker aus Böhmen hervor durch den baierischen Wald bis ziemlich tief nach Baiern hinein. Jedoch es ist eine noch ungelöste Streitfrage, ob Verwandtschaft und Aehnlichkeit der baierischen und böhmischen Bevölkerungen auf einem beiden gemeinsamen keltischen oder slavischen Elemente beruht. In Mitteldeutschland dagegen sind die Spuren des Slaventhums am deutlichsten nachweisbar. Es ist eine bekannte Sache, daß, ganz abgesehen von Sachsen, von Altenburg und dem rechten Saalufer mit Halle (Dobrogora), dann auch am linken Saalufer, um das Fichtelgebirge sich Slaven in ziemlich dichten Massen ansiedelten. Viele Ortsnamen sind dort durch das urkundliche Beiwort „windisch“ ausgezeichnet, und in Franken tragen ja die Flußnamen Regnitz und Pegnitz deutlich ein slavisches Gepräge. In Bamberg ward vom Kaiser Heinrich II. ein Bisthum mit der ausdrücklichen Aufgabe gestiftet, „das Heidenthum der Slaven zu zerstören,“ und noch vom Jahre 1058 wird berichtet, daß der größte Theil der Bevölkerung des Bisthums Bamberg aus Slaven bestand. Sogar Würzburg wie auch Kissingen (Chyzice) an der fränkischen Saale scheinen ursprünglich slavische Niederlassungen gewesen zu sein, eine Viertelstunde von Kissingen westlich liegt das Dorf Garitz und neben demselben die Wiese, genannt Polisch — Namen, die unverkennbar slavisch sind.

So treffen wir bis weit in unsern Westen hinein die Spuren jenes weit verbreiteten Volksstammes, dessen Verbindungen und Mischungen mit unserer Nation uralt und zahlreich sind. Diese Spuren des Slaventhums sind bald mehr, bald minder deutlich; bald finden sie sich über einen ganzen Landstrich ausgegossen und geben dann demselben in der Regel ein zwar nicht sehr ernstes, aber durchaus nicht unangenehmes, sinnlich-frisches Gepräge; bald auch sind es einzelne Punkte, Ortschaften oder Thäler, die im strenggefugten Ackerbauleben der Vorzeit sich conservirten, und meistens noch durch eine gewisse Getrenntheit und Abgeschiedenheit von ihrer Umgebung ihren fremdartigen Ursprung auch dem oberflächlichern Beobachter beweisen.

Betrachten wir noch zum Schluß in Vergleichung mit dem Sanskrit das Präsens des Zeitwortes „sein“ im Kirchenslavischen, Russischen, Polnischen und Tschechischen.

Sanskrit: Sing. asmi, ich bin; asi, du bist; asti, er ist.
Plur. smas, wir sind; stha, ihr seid; santi, sie sind.
Dual. svas, wir beide sind; sthas, ihr beide seid; stas, sie beide sind.

Kirchenslavisch: Sing. jesmi, ich bin; jesi, du bist; jesti, er ist.
Plur. jesmy, wir sind; jeste, ihr seid; suti, sie sind.
Dual. Masculinum: jesva, wir beide sind; jesta, ihr beide seid; jesta, sie beide sind. Femininum: jesvje, wir beide sind; jestje, ihr beide seid; jestje, sie beide sind.

Russisch: Sing. jeszmi, ich bin; jeszi, du bist; jeszti, er ist.
Plur. jeszmy, wir sind; jeszte, ihr seid; szuti, sie sind.

Polnisch: Sing. jestem, ich bin; jestes, du bist; jest, er ist.
Plur. jesteśmy, wir sind; jesteście, ihr seid; są (spr. son), sie sind.

Tschechisch: Sing. gsem (für gesm), ich bin; gsi (für ges-si), du bist; gest, er ist.
Plur. gsme (für gesme), wir sind; gste (für geste), ihr seid; gsan (für gesan), sie sind.

Die Lappmarken Schwedens oder Lappland.

Beschaffenheit des Landes. — Abnahme der Ureingeborenen. — Fortschritte der schwedischen Ansiedler. — Eiserne Nächte. — Das Brot in Lappland.

Die Wohnsitze der schwedischen Lappen, Lappland oder die Lappmarken, nehmen mehr als den vierten Theil der Oberfläche von ganz Schweden ein, indem sie über 2300 deutsche Quadratmeilen enthalten, während Schweden wenig über 8000 groß ist. Ein einziger Blick auf die Karte reicht hin, um zu zeigen, daß dieses zu beiden Seiten des nördlichen Polarkreises gelegene große Gebiet, angefüllt mit Gebirgen, ein kaltes, unwirthbares Land sein muß.

Bei einer nähern Betrachtung findet man, daß dasselbe sich terrassenförmig gegen Süden und Südosten senkt von dem großen Hochlande, welches sich an der Grenze der beiden skandinavischen Staaten Schweden und Norwegen befindet, das letztgenannte Königreich beinahe ganz erfüllt und im Lande selbst keinen andern Namen führt als Fjell (norwegisch Fjeld), d. i. ein kahles, unbewaldetes, hohes, oft bis in die Region des ewigen Schnees emporragendes Gebirgsland, während in den Geographien immer noch die falsche, von Professor Munch („Uebersicht der Orographie Norwegens") *) gründlich widerlegte Ansicht spukt, daß die Grenze der beiden Reiche bestimmt werde durch den Kamm eines Gebirges, welches man Kölen oder Kjölen (d. i. der Kiel) oder auch Sevegebirge nennt. Dies ist jedoch keineswegs der Fall, vielmehr kann von einem Gebirgskamm, wie etwa bei den Alpen, Apenninen, Pyrenäen, gar keine Rede sein, sondern es ist hier ein Hochland, dessen Längenlinie sich von Norden nach Süden oder von N.N.O. nach S.S.W. erstreckt, und das umgekehrt von vielen Thälern durchfurcht wird. Von diesem Hochlande (— das man meinetwegen ein Gebirge nennen mag, wenn man nur die damit verbundenen Begriffe eines Gebirgsrückens, sowie daß es sich von einer Thalsohle erhebe, fahren lassen und sich vielmehr erinnern will, daß die engen Thäler in demselben bloße Risse und Klüfte sind —) erstrecken sich mehrere parallele, theils bewaldete, theils kahle Höhenzüge, ebenfalls mit sehr breiter Basis, in der Hauptrichtung nach S.O., stets an Höhe abnehmend, bis an den Bottnischen Meerbusen und bestimmen die Richtung der vielen schönen und herrlichen, von dem eigentlichen Hochlande herabkommenden Ströme (schwedisch Elf, Plur. Elfvar, norwegisch Elv, Plur. Elve) in dem nördlichen Schweden.

Ueberall sind die Lappmarken erfüllt mit größeren und kleineren Landseen, deren Ufer sich im Allgemeinen durch ihre wilde Naturschönheit auszeichnen, sowie mit Sümpfen und Morästen, Heiden und Wäldern, aber es giebt auch vieles Culturland, von welchem jedoch aus Mangel an Bewohnern bis jetzt nur der kleinste Theil angebaut ist.

Die beiden nördlichsten Landshauptmannschaften (Län) Schwedens, welche über den dritten Theil des Reiches einnehmen, enthalten auch in ihren nördlichen und nordwestlichen höheren Theilen den bei weitem größten Theil der Lappmarken, nämlich A. in Norrbottens Län: 1) Torneå-Lappmark mit den beiden Pastoraten Karesuando oder Enontekis und Juckasjervi; 2) Luleå-Lappmark mit den beiden Pastoraten Gellivare und Jockmock nebst dem Annex Qvickjock; 3) Piteå-Lappmark mit den beiden Pastoraten Arieplog und Arvidsjaur nebst dem Annex Malå; — B. in Westerbottens Län: 4) Lycksele-Lappmark mit den drei Pastoraten Lycksele nebst dem Annex Örträsk, Sorsele nebst den beiden Bethäusern Allesnoule (Gillesnoule) und Ammarnäs hoch im Gebirgslande, in deren jedem jährlich einmal Gottesdienst gehalten wird, und Stensele nebst dem Annex Tärna; 5) Åsele-Lappmark mit den vier Pastoraten Åsele, Fredrika, Dorothea und Wilhelmina, zu welchem letztgenannten oben in dem Fjellande, wohl 30 Meilen entfernt, die beiden Bethäuser Fatmomacke und Gikanäs (Dikanäs) gehören, in denen jährlich nur zweimal Gottesdienst gehalten wird *). Außerdem gehört noch zu Jemtlands Län: 6) Jemtlands-Lappmark mit den beiden Pastoraten Follinge nebst dem Annex Hotagen, und Frostviken. Die Hälfte der zuerst genannten Torneå-Lappmark sowie ganz Kemi-Lappmark wurde mit Finnland in dem Frieden zu Fredrikshamn an Rußland abgetreten. Es giebt also in den 6 schwedischen Lappmarken nur 15 Pastorate, von denen jedes durchschnittlich eine Fläche von

*) Gaea Norvegica, Heft 3, Christiania 1850 (deutsch geschrieben).

*) Die erwähnten Bethäuser, welche beinahe das ganze Jahr hindurch unbenutzt dastehen, auch nur einigen Schutz gegen Wind und Wetter gewähren, sind oben in dem Hochlande zur Bequemlichkeit der Lappen eingerichtet, welche ja im Sommer, da sie sich dort oben mit ihren Herden aufhalten, sich unmöglich zur Kirche würden begeben können. Unter solchen Umständen muß es denn auch als ganz zweckmäßig angesehen werden, daß der Geistliche sich zu ihnen begiebt.

etwa 154 Quadratmeilen, das größte, Gellivare, aber 353 Quadratmeilen umfaßt, d. h. so groß ist, wie das Königreich Würtemberg, während dagegen die Bevölkerung äußerst gering ist. Wir liefern zur Erläuterung einige statistische Angaben.

Statistische Angaben über die Lappmarken Schwedens.

	Areal in deutschen Quadratmeilen.			Bevölkerung.		
	Land.	Gewässer.	Summa.	1805.	1830.	1860.
1. Karesuando	102,295	5,832	108,127	434	666	1 239
2. Jukasjervi	216,714	18,840	235,554	953	1 097	1 750
3. Gellivare	309,734	43,062	352,796	1 272	1 318	2 417
4. Jockmock nebst Qvicejock	294,536	31,491	326,027	1 294	1 337	1 386 676
5. Arieplog	400,405	39,475	439,879	669	870	1 226
6. Arvidsjaur und Malå				892	1 344	2 706
Norrbottens Län	1 323,684	138,699	1 462,383	5 514	6 632	11 400
7. Lyckfele nebst Örträsk	337,812	26,017	363,829	2 023	2 218	3 672 631
8. Stenfele nebst Tärna					776	1 321 496
9. Sörfele	105,183	8,493	113,976		775	1 437
10. Åfele	38,643	1,348	39,991	845	1 186	2 228
11. Fredrika	13,462	1,794	15,256	372	591	1 050
12. Dorothea	30,914	2,510	33,424	358	697	1 556
13. Wilhelmina	137,181	8,072	145,253	791	1 465	2 228
Westerbottens Län	663,195	48,534	711,729	4 389	7 608	15 575
14. Fellinge nebst Hotagen	59,804	3,123	62,927	1 250	1 902	1 735 559
15. Frostviken	62,527	6,812	69,339			1 119
Jemtlands Län	122,331	9,935	132,266	1 250	1 902	3 413
Alle Lappmarken	2 109,210	197,168	2 306,378	11 153	16 142	30 388

Wenn man glauben wollte, daß die hier angegebenen Bewohner der Lappmarken, 30,388 für alle Lappmarken, sämmtlich Lappen wären, so würde man sehr irren; vielmehr betrug die Zahl der Lappen im Jahre 1825 in ganz Schweden nur 6059; im Jahre 1855 war diese Zahl gesunken auf 5685 (2626 männlich, 3059 weiblich), davon in den Län Norrbotten 3816, Westerbotten 1165, Jemtland 553, Westernorrland 92, Gefleborg 51 und in Stora Kopparberg 8. Von den männlichen Lappen über 10 Jahren besaßen (sämmtlich) in den drei erstgenannten Län) 915 Rennthierherden, 534 keine und 528 streiften als Hirten und Bettler umher. Verheirathet waren von diesen drei Classen resp. 754, 245 und 84. Eine neuere Angabe über diese Verhältnisse giebt es nicht. In diesem Jahre 1855 betrug aber die Bevölkerung der Lappmarken 27,078; zieht man davon die Lappen ab mit 5534, so bleibt für die übrigen Bewohner übrig 21,544. Diese bestehen aus den seit etwa 1760 hier eingewanderten Schweden, welche man Nybyggare (Neuangebaute, Ansiedler, Colonisten) nennt, und deren Zahl auf eine merkwürdige Weise zunimmt, während die der Lappen in steter Abnahme begriffen ist, so daß sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen läßt, daß diese ganze Nation, welche einst auf der ganzen skandinavischen Halbinsel, ja wohl in noch südlicheren Gegenden ihre Rennthierherden weidete, in nicht gar ferner Zukunft als Nomadenvolk gänzlich verschwinden und nur noch der Sage angehören wird.

Schritt vor Schritt dringen nämlich die schwedischen Ansiedler weiter vor, lassen sich von der Regierung ein von ihnen selbst gewähltes Stück Land zu einer Ansiedelung (Nybygge) schenken, errichten darauf erst eine kleine Hütte, nachher eine größere und bequemere, machen das eine Stück Land

nach dem andern urbar und benutzen besonders das Gras der natürlichen Wiesen, von denen außerordentlich viele vorhanden sind, als Winterfutter für ihr Vieh, welches während des Sommers in den unermeßlichen Wäldern eine reichliche Weide findet. Eine solche Ansiedelung ist dann das unbestrittene Erbgut des Ansiedlers, und er hält jeden Eindringling fern von seinem Grundstücke. Daß dieses für die Cultur des Landes von großem Nutzen ist, läßt sich gar nicht in Abrede stellen; aber für die Lappen, die ehemaligen einzigen Besitzer desselben, ist es auch von eben so großem Schaden, denn sie verlieren dadurch ihre besten Weideplätze für die Rennthiere; immer mehr werden sie zurückgedrängt in die ganz unwirthbaren, hohen Gebirgsgegenden, und es wird ihnen von Jahr zu Jahr schwerer, ihre Lebensweise als Nomaden zu führen, weshalb sie denn wohl gezwungen sein werden, dieselbe ganz aufzugeben oder auch spurlos von der Erde zu verschwinden.

Die Erwerbung einer Ansiedelung ist sehr leicht. Der Staat schenkt nicht allein das dazu erforderliche Land jedem, der sich ein solches ausersehen hat und dasselbe begehrt, sondern er gewährt ihm den Besitz derselben auch, je nach den Umständen, 15 bis 30, ja wohl 50 Jahre lang ohne alle Abgabe, giebt ihm auch wohl noch in den ersten Jahren eine bare Unterstützung, wofür er sich denn freilich verpflichten muß, ein gewisses Stück Land alljährlich urbar zu machen und für sich gewisse Gebäude aufzuführen. Nach Verlauf der Freijahre aber muß er seine Steuern an den Staat bezahlen. Aus diesem Grunde ist es den wenigen in den Lappmarken wohnenden Standespersonen (Richtern und Pastoren) beinahe unmöglich gemacht, Dienstboten zu bekommen. Sobald nämlich ein Jüngling etwa zwanzig Jahre alt ist, sieht er sich um nach einem Stück Land zu einer Ansiedelung, meldet sich bei der Regierung, läßt es besichtigen und sich gesetzlich zusprechen, schafft vielleicht gleich im Voraus schon einige Materialien zu der künftigen Wohnung herbei und kehrt nun zurück, um sich mit seinem ebenfalls schon im Voraus erwählten Mädchen zu verbinden. Diese beiden sind also gleich aus der Zahl der Dienenden verschwunden. Doch nicht genug damit; er braucht einen Gehülfen beim Zimmern und bei der übrigen Arbeit; sie, die gewöhnlich sehr bald Mutter wird, ebenfalls eine Gehülfin im Hause, die nach den Kindern und nach dem Vieh sieht, während sie die Geschäfte außer dem Hause besorgt, z. B. im Sommer, da sie oft Wochen lang mit der Zubereitung des Heues auf den bisweilen mehrere Meilen entfernten Wiesen beschäftigt ist; sie nehmen deshalb gewöhnlich noch einige von ihren jüngeren Geschwistern mit, und so ist es für Viele beinahe unmöglich, Dienstboten zu bekommen.

Der Platz, an welchem ein Ansiedler seinen Wohnsitz aufschlägt, liegt gewöhnlich etwas geschützt von den Bergen an einem Landsee oder Flusse; bei der Wahl desselben sieht er besonders darauf, daß er in nicht allzu großer Ferne Wiesen habe, die ihm für seine Kuh, sein Pferd und etwa seine Ziege das nöthige Futter liefern. Dieses ist zwar nur mittelmäßig, da die Wiesen bei der geringen Productionskraft des Bodens nur in jedem zweiten oder dritten Jahre gemäht werden können, also immer vieles alte, vertrocknete Gras mit in das Heu kommt; aber dieses, so wie es nun einmal ist, sättigt doch das Vieh, und Viehzucht ist, besonders in den ersten Jahren, die Hauptbedingung der Existenz, neben welcher freilich auch der Fischfang in dem See oder Flusse und die Jagd in dem Walde einige Lebensbedürfnisse liefern.

Gewöhnlich liegt der Ort, den einer sich zu seinem Wohnsitze wählt, mehrere Meilen von der nächsten Ansiedelung entfernt, und es gehört wahrlich Muth dazu, sich in die endlose Wildniß hinein zu wagen, wo man einzig und allein auf die eigene Kraft hingewiesen ist. Wenn nun solch ein junger Ansiedler von der Obrigkeit in dem Besitze seiner Ansiedelung bestätigt worden ist und schon im Voraus einige Materialien zu seiner künftigen Wohnung zubereitet und herbeigeschafft hat, kehrt er zurück und verbindet sich mit seinem Mädchen. Gleich nach der Hochzeit, welche in diesem Falle immer zu Anfang des Sommers gefeiert wird, ziehen beide, mit den nothwendigsten Bedürfnissen versehen, die sie entweder von ihren Eltern erhalten oder auch sich selbst durch Dienen erworben haben, wohlgemuth der neuen Heimath zu, errichten in aller Eile zuvörderst ein paar kleine Schuppen für sich selbst und für ihr mitgebrachtes Vieh, um wenigstens einigen Schutz gegen Wind und Wetter zu haben, und erst dann denken sie an die Aufführung einer festern und wärmern Winterwohnung, die jedoch fürs Erste so klein wie möglich ist und einen einzigen etwa acht Ellen langen und eben so breiten Raum enthält, der nicht nur als Wohnung, sondern auch als Küche benutzt wird, sowie an die Einsammlung der nöthigen Vorräthe für den langen und schrecklichen Winter. Erst nachdem dieser glücklich überstanden ist, läßt sich an die Aufbrechung und Urbarmachung eines kleinen Ackers denken, der stets eingefriedigt werden muß, um wilde und zahme Thiere davon abzuhalten. Dieses Leben wird in den folgenden Jahren fortgesetzt, und so verfließen unter steter Mühe und Anstrengung und unter ununterbrochenem Kampfe gegen die harte und feindselige Natur die Tage dieser Ansiedler. Doch sind sie im Allgemeinen ein kräftiges, abgehärtetes und arbeitsames Geschlecht, und die meisten derselben schwingen sich zu einem gewissen Wohlstande empor, so daß sie ein weniger mühevolles Leben führen können, und man von ihnen sagen kann: obgleich ihr ganzes Leben eine zusammenhängende Kette von Entsagungen und Entbehrungen und ein Kampf mit dem strengen, unwirthbaren Klima ist, so sind sie dennoch bei ihrer Armuth glücklich und zufrieden.

Daß jedoch das Leben dieser Ansiedler nach den Begriffen der Bewohner gesegneterer Länder ein sehr armseliges ist, mag die Beschreibung des in Lappland allgemein üblichen Brotes veranschaulichen.

Obgleich man in Lappland Getreide, und zwar vorzugsweise Gerste, säet und auch gewöhnlich recht gute Ernten erhält, wenn nicht Frostnächte — hier eiserne Nächte, Jernnätter, genannt — im August eintreffen, so ist dennoch Brot, aus reinem Mehl gebacken, eine Verschwendung, welche nicht einmal die wohlhabendsten Standespersonen sich erlauben können; hier ist dasjenige, was man anderswo dem Vieh überläßt, Spreu und Schmachtkorn, dasjenige, was die Menschen sorgfältig für sich sammeln und womit sie äußerst haushälterisch umgehen. Dieses wird gemengt, getrocknet und vermahlen und heißt nun Mald oder Brotstoff, aus welchem man auf folgende Weise Brot backt: Man heizt den Ofen nicht, wie sonst gebräuchlich ist, sondern unterhält hinten im Ofen mittelst einiger eingelegter Holzscheite fortwährend ein Feuer. An einem Tische stehen zwei Personen; die eine formt aus dem kurz vorher ohne Sauerteig und Hefe angerichteten Teige große runde Kuchen von der Dicke des Löschpapiers; die andere nimmt dieselben entgegen, durchstößt sie mehrmals mit einem aus den gröbsten Federspulen in den Flügeln eines Auerhahns oder andern Vogels zusammengesetzten Instrumente, um sie mürber zu machen, legt sie darauf in den Ofen und wendet sie unaufhörlich, damit alle Seiten der stets aus dem Ofen strömenden Feuerflamme zugekehrt und auf solche Weise von oben herab gebraten werden, wozu etwa eine Minute erforderlich ist. Darauf wird jeder Kuchen vierfach zusammengelegt, so daß er die Form eines Quadranten erhält, und getrocknet. Dergleichen Brot ist überall in Norrland gebräuchlich, selbst in den vornehme-

ren Häusern, wird jedoch in den gesegneteren Provinzen des untern Landes längs dem Bottnischen Meerbusen nicht aus dem beschriebenen Mald zubereitet, sondern aus feinem und gesichtetem Gerstenmehl und zwar fast so dünn, wie Postpapier, und darauf achtfach zusammengelegt. Dieses Brot ist sehr gut, wohlschmeckend und nahrhaft.

Daß aber das hier beschriebene Maldbrot eben nicht vortrefflich und wohlschmeckend sein kann, bedarf kaum einer Erwähnung, und dennoch ist es das beste in den Lappmarken und hat bedeutende Vorzüge vor dem Rindenbrote (Barkbröd), welches fast schwarzbraun aussieht und einen bittern Geschmack hat. Aus bloßem Rindenmehl läßt sich kein Brot backen, weil dasselbe nicht zusammenhält, sondern man muß als Cement etwas Roggenmehl hinzuthun. Auf der Quantität des eingemengten Roggenmehls beruht nun die größere oder geringere Güte des Rindenbrotes, welches gleich dem Maldbrot zu dünnen Kuchen gebacken wird. Da jedoch die armen Leute, welche nur in der Noth zu diesem Nahrungsmittel ihre Zuflucht nehmen, mit dem Roggenmehl so sparsam wie möglich umgehen müssen, so nehmen sie auch nur so viel davon, wie unumgänglich nothwendig ist zum Binden des Teiges. Daher ist es denn wohl keineswegs selten, daß ein in weiter Entfernung wohnender Ansiedler von dem Jahrmarkte oder dem Kirchplatze den Seinigen als Geschenk oben beschriebenes Maldbrot mitbringt und diese dasselbe mit eben so gutem Appetite verzehren, wie anderswo Kuchen oder Confect. So wenig bedarf der Mensch, um ein zufriedenes und vergnügtes Leben zu führen!

In Hungerjahren hat man auch noch zu anderen Brotstoffen seine Zuflucht genommen, z. B. Fischgräten zerstampft, gemahlen und ein Brot daraus gebacken, das recht gut sein soll; auch Knochen sollen ein gutes Mehl geben, wenn man nur im Stande ist, sie recht fein zu zermahlen, ja man hat sogar Sägespäne angewendet; ferner hat man aus Kartoffelknospen, aus Epilobium angustifolium, aus Rhabarberblättern (Rheum raponticum), aus Rübenkraut, Kohlrabi, Rennthier- und Islandsmoos — wer vermag alles herzuzählen! — Brot gebacken.

Unter diesen Stoffen zu Nothbrot dürften Rübenkraut und Kohlrabi den ersten Raum einnehmen, welche selbst in guten Jahren an vielen Orten längst dazu verwendet worden sind. Sie werden gekocht, zerhackt und zerstoßen, darauf mit etwas Mehl vermischt zu einem Teige geknetet und — wie überhaupt alles Brot — zu dünnen Kuchen gebacken. Dieses Brot ist etwas säuerlich, aber doch nicht unangenehm, und dürfte an Schmackhaftigkeit und Nahrhaftigkeit nicht nur dem Rindenbrote, sondern sogar dem Maldbrote vorzuziehen sein. Das Brot von Epilobium hat einen allzu starken Grasgeschmack.

Das Brot von Rennthier- und Islandsmoos ist zwar von Vielen als ein vortreffliches und nahrhaftes Surrogat für das Getreide angepriesen und ausposaunt worden, ja man hat gemeint, es wäre die eigene Schuld des Nordländers, wenn er hungern müsse; er brauche ja nur in den Wald zu gehen, „so wäre er in Gottes Kohlgarten und könnte dort leben wie im gelobten Lande, darinnen Milch und Honig fließet.“ Leider ist aber dabei doch der kleine Uebelstand, daß diese armen Nordländer, die trotz des gepriesenen Ueberflusses Hunger leiden müssen, immer noch nicht ganz die Natur ihrer Rennthiere angenommen haben, wenn sie auch versuchen, alles zu ihrer Nahrung anzuwenden, was die Erde hervorbringt. Daß die beiden erwähnten Moosarten, von denen gleichwohl das Islandsmoos wegen seiner Seltenheit gar nicht in Betracht kommen kann, äußerst nahrhaft sind, läßt sich gewiß nicht bezweifeln; um aber davon leben zu können, müßten die Leute gar nichts anderes zu thun haben, als in dem Schnee zu graben und zu wühlen, und wenn sie dann auch wirklich Rennthiermoos in hinlänglicher Menge fänden, dieses dann zu säubern und die vielen darin befindlichen, in Fäulniß begriffenen Theile, sowie die Larven und Insecten, welche sie doch wohl nicht als Braten mit dem Brote verzehren können, daraus zu entfernen, so daß die Sorgfalt, Mühe und Arbeit, die darauf verwendet werden müßte, mit dem Gewinn, den man daraus ziehen könnte, in gar keinem Verhältniß stehen würde. Also wäre Brot aus Rennthiermoosmehl für die Ansiedler ein allzu theures Nahrungsmittel, zu welchem sie ihre Zuflucht nicht nehmen dürfen, so lange bei ihnen die Fichte noch grünt, und so lange sie ihre Zeit noch vortheilhafter auf die Urbarmachung und Bestellung eines kleinen Ackers anwenden können, von welchem sie ein wenig Gerste oder Mald ernten können.

Es ist also bei weitem vortheilhafter, seine Zuflucht zu der Fichtenrinde zu nehmen, die schon seit uralten Zeiten in der Noth von den Vorfahren angewendet worden ist und auch wohl niemals von dem Rennthiermoose verdrängt werden wird. Wer von den Früchten der Erde lebt und Brot von Getreide ißt, hat seine Erntezeit im Herbste; derjenige aber, dessen Acker der Fichtenwald ist, muß im Frühling einernten. Wenn der Saft in den Baum steigt, wird die Fichte umgehauen und die Rinde abgeschält, wozu man sich eines kleinen, zwei bis drei Finger breiten und mit der Handhabe etwa sechs Zoll langen Spatels, Käckla genannt, bedient, welcher aus einem kurzen, breiten und platten Horne verfertigt wird, das einige Rennthiere vorn an der Stirn tragen. Hierauf wird die äußere Rinde sorgfältig davon abgeschieden, so daß nur die innere, weiße Rinde oder der Bast übrig bleibt. Diese wird getrocknet, gestampft und zu feinem Mehl gemahlen, welches man, wie oben gemeldet, mit Roggenmehl vermischt, zum Brotbacken anwendet.

Aus dieser kurzen Darstellung erhellt, daß mit der Zubereitung des Rindenbrotes ebenfalls keine geringe Mühe verbunden ist. In unseren Tagen wird dasselbe auch bei weitem weniger gegessen, als ehemals, denn man macht immer mehr Land urbar; besonders ist die Kartoffel, diese aus der neuen Welt nach Europa gekommene segensreiche Pflanze, welche sogar noch in der Nähe des Nordcap reift, auch in den Lappmarken allgemein geworden und giebt gute Ernten, wenn man auch wohl die Setzkartoffeln, ehe man sie in die Erde legt, zuvor keimen läßt. Sogar in Deutschland mischt man ja oft Kartoffeln unter das Brot, und das thut man auch in Lappland, nur daß man hier nur dünnen Kuchen backt und so wenig Mehl wie möglich hineinknetet.

Aus Fischen wird ebenfalls Brot gebacken. Da jedoch die größeren, wenn sie getrocknet sind, schon an und für sich ein gutes Surrogat für das Brot liefern, so verwendet man zum Brotbacken nur eigentlich die kleinen. Diese kocht man, zerstampft sie mit den Gräten und durchknetet sie mit etwas Mehl. Will man größere anwenden, so muß man vor dem Zerstampfen erst die Gräten ausscheiden. Dieses Fischbrot ist nahrhaft und wohlschmeckend.

Stockholm. **C. J. Frisch.**

Einblicke in den osmanischen Orient.

Die Einwohner von Bagdad.

Die Christen der verschiedenen Nationalitäten und Secten in Bagdad. — Katholische, anglikanische und amerikanische Missionaire. — Die Juden und ihre Stellung. — Allerlei Aberglauben. — Imams oder Kobolde. — Die Dschins oder Dämonen. — Schatzgräberei.

Wir haben vor einiger Zeit („Globus" X. 46. 110. 299. 332) Schilderungen über Bagdad am Tigris mitgetheilt. Der Herr Verfasser, welcher ein volles Jahrzehnt in der einst so glänzenden Chalifenstadt lebte, und mit Mesopotamien und Babylonien auf das Genaueste vertraut ist, wohnt jetzt in einer andern Gegend des osmanischen Reiches. Seine frühere Darstellung bezog sich auf die klimatischen Verhältnisse am untern Tigris, auf die Bodenverhältnisse, auf die Bauart von Bagdad, die Verwaltung und das Leben und Treiben der mohammedanischen Einwohner. Heute lassen wir seine Betrachtungen über die Christen und Juden folgen. —

Die Christen in Bagdad, etwa 5000 an der Zahl, welche im Zunehmen begriffen ist, gehören insgesammt dem aramäischen Stamme an. Es ist möglich, daß einige von ihnen auch von rein arabischer Abkunft sein mögen, was ich indeß bezweifele; der überwiegenden Hauptmasse nach theilen sie sich in Chaldäer (Childari), Syrer (Sori oder Asori) und Armenier (Ermeni), von denen die ersten beiden sich nur für die Kirche der alten syrischen Sprache bedienen, im Umgang und in der Schule jedoch ausschließlich arabisch reden und schreiben; die letzteren haben daneben auch die dort ziemlich corrumpirte Sprache ihrer Heimath bewahrt. Es will mir nicht recht in den Sinn, daß diese wie jene semitischer Abkunft sein sollen, wie viele vorschnell behaupten, da namentlich die Sprache der Armenier, ihrem Geiste nach, dem arg widerspricht. Man braucht nur ein paar Bauern sich mit „Du" und statt unseres Herr oder des türkischen Efendi mit dem uralten „Baron" anreden zu hören, um eine bessere Ueberzeugung zu gewinnen. Ein anständiger Armenier nimmt allerdings den Titel „Baron" in der Anrede als eine Rusticität auf, die übrigens auch in Konstantinopel sehr gebräuchlich ist. Beide, Chaldäer wie Armenier, müssen selbstverständlich in Bagdad nur als Einwanderer betrachtet werden, da bekanntermaßen die Stadt erst zur Chalifenzeit gebaut worden ist. Aus diesem Theile Iraks, aus Babylonien und dem ganzen Arabien sind auf dem Lande die Christen gänzlich verschwunden und finden sich nur als vereinzelte handel- und gewerbtreibende Abenteurer in den übrigen Städten, dagegen bewahrten sie in dem eigentlichen Assyrien, wie andere Ueberbleibsel antiker Racen, ihre durch die Religion geschützte Nationalität so rein, wie kein anderes Volk der Erde. Die wohlhabenderen Bagdader Christen — es giebt sehr wenige nach unseren Begriffen reiche unter ihnen — treiben Handel. Sie stehen theils mit Aleppo, theils mit Konstantinopel und auch wohl mit Persien in Geschäftsverbindung und erhalten die Waaren gegen gewisse Procente in Commission.

Der Chaldäer spielt gern den Großhändler; der Armenier zieht hinwieder einen Laden in den Bazars vor, wo er als Toafdschi (Quincaillerieverkäufer) alle erdenklichen Artikel zu den höchst denkbaren Preisen feilbietet. Die ärmeren Classen treiben Handwerke, und zwar sind sie besonders geschickt als Silberschmiede, Schwertfeger, Büchsenmacher, Tischler und Schlosser. Zu den Cloakenarbeiten und als treue Diener verdingen sich aus Mossul herübergekommene Chaldäer, rohe, unwissende Leute, die aber, was unter den Christen Asiens eine Seltenheit ist, in dem Rufe großer Tapferkeit stehen und mit dieser allein wahrscheinlich die Erhaltung ihrer Race unter dem beständigen Angriffe der Kurden und Araber aufrecht erhalten haben. Ein Franzose, Herr Clement, reiste vor einigen Jahren behufs des Ankaufs von Gemmen und anderen Antiken im Lande der Montefik-Araber, von einem Mossulioten als Diener begleitet. Der Herr führte einige Revolver, eine Doppelbüchse, kurz ein ganzes Zeughaus von Waffen und Munition mit sich, der Knecht hatte nur den Kama (ein gerades breites schwertartiges Messer) zu seiner Vertheidigung. Plötzlich sprengen zehn bis zwanzig Reiter mit fliegendem Abba und eingelegten Lanzen hinter einer Terrainwelle hervor, stoßen ihr Schlachtgeschrei aus und suchen die überraschten Reisenden zu umringen. Der Franzose wirft auf der Stelle sein Arsenal von sich, springt vom Pferde, fleht um Gnade und wird dafür bis inclusive des Hemdes nackt ausgeplündert und auch seiner Pretiosen beraubt. Der Chaldäer aber zieht seine Klinge, schlägt sich durch die Lanzen mit seinem elenden Gaul bis zum Ufer des nahen Tigris durch, reißt die ihm anvertrauten Mantelsäcke von der Kruppe, wirft sie, nachdem er selbst abgestiegen und das Pferd seinem Schicksal überlassen, hinter sich und setzt sich kühn in Vertheidigungszustand, schlimmsten Falls entschlossen, sein Heil lieber im Schwimmen zu versuchen, als sich zu ergeben. Die Beduinen, die keine Feuerwaffen besaßen und denen es auch, wie das immer der Fall ist, um keinen ernstlichen Kampf zu thun war, respectirten nach einigen unbedeutenden Scheinangriffen den Muth des Christen und galopirten davon. So rettete der Franzose wenigstens einen Theil seiner Effecten. Für denjenigen indeß, der etwa sein Landsmann oder gar ein Engländer ist, diene, wenn er einmal in ähnliche Verlegenheiten kommen sollte, zur Beruhigung, daß der beschriebene Raub dem tapfern Gallier schließlich noch zum größten Vortheil ausschlug, indem auf eine Klage des französischen Generalconsuls bei der türkischen Regierung hin der seiner Position unsichere, überaus reiche Großscheich der Montefik, Mansur Bei, den erlittenen Schaden zehnfach ersetzte und die Rechnung, ohne sie durchzusehen, bezahlte. Für Deutsche hat dies natürlich keine Geltung. — Der Religion nach theilen sich die Christen in Haikh- (orientalische Kirche) und katholische Armenier, in griechisch-katholische Syrer und dem lateinischen Ritus folgende Chaldäer. Die letzteren haben auch den gregorianischen Kalender angenommen und werden deshalb von den anderen schlechtweg Frank genannt.

Unter den Christen herrscht im Allgemeinen in Bagdad viel patriarchalische Sittenreinheit und sie unterscheiden sich darin sehr vortheilhaft von ihren allen Lastern ergebenen mohammedanischen Landsleuten. Ein paar römische Missionaire, Kapuziner von französischer Abstammung, welche von dem Bischof von Mossul abhängen, haben, namentlich der Pater Xaver, viel Gutes zur Lebendigmachung des seit Jahrhunderten im Formendienst erstarrten orientalischen Glaubens gewirkt, indeß säen sie mit dem Weizen auch das Unkraut des Fanatismus und der Intoleranz und streuen, wo bisher Friede und Duldsamkeit regiert, Feindschaft und Zwietracht aus. Namentlich wird der Mariencultus dermaßen auf die Spitze getrieben, daß sich auch die

unbefangensten und gläubigsten Gemüther darüber aufzuhalten pflegen und behaupten, der ehrwürdige Pater sei aus verunglückter platonischer Liebe ein frommer Klostermann geworden. Zu Mönchen ist es in Bagdad noch nicht gekommen, Nonnen aber giebt es schon, doch sind sie durchgängig sehr betagte alte Jungfern. Der Orient ist nicht das Land, wo gewisse europäische Abnormitäten unter den Weibern gedeihen. Daß die Ultrakirchlichkeit auch fernerhin immer tiefere Wurzel schlage, ist insofern vorgesorgt, als junge Menschen mit ausnahmsweise starkem Schädelbau behufs ihrer seminaristischen Ausbildung nach Rom gesendet worden sind, um von dort später einmal als vollendete Apostel zu ihren Landsleuten zurückzukehren. Schon jetzt macht der Katholicismus immer bedeutendere Fortschritte, und es ist sogar gelungen, zwei Araber in seinen Bereich zu ziehen.

Dem Protestantismus stände, wie es die Erfolge der amerikanischen Missionaire in Anatolien beweisen, ebenfalls ein ergiebiges Feld offen, allein er tritt, wenn auch in der ursprünglich bescheidenen Gestalt zweier convertirten polnisch-deutschen Israeliten aus Schneidemühl, so abstoßend und hochtoristisch — natürlich etwas Caricatur — auf, daß sich die simpelen Ketzer und Juden des Landes in seinem glanzledernen Schoß unmöglich heimisch fühlen können. Gevatter Abraham und Seinesgleichen bezeugt keine Lust, sich als indischen Nigger behandeln und mit dem Daumen über die Schulter in die Bedientenstube des wahren Paradieses verweisen zu lassen. Der Form zu genügen, werden zwar einige Bibeln vertheilt und wird auch etwas arabischer Unterricht abgehalten; dabei hat es jedoch sein Bewenden und das Resultat einer zehnjährigen apostolischen Wirksamkeit, welche der englischen Gesellschaft enorme Summen gekostet, ist, daß nur ein einziger Hebräer, und zwar der Bediente der Missionaire, sich zu dem Glauben der Kirche von England bekehrt hat. Es ist dabei noch Grund, anzunehmen, daß dieser merkwürdige Proselyt, wenn er seiner lucrativen Stellung enthoben werden sollte, auch sein neues Bekenntniß wieder verleugnet.

Mittlerweile beschäftigen sich die Herren Sendlinge, was eigentlich nicht ihre Sache, aber unendlich lohnender und bequemer als das Docirен ist, mit der echt englischen, in sich ziemlich aristokratisch abgeschlossenen Colonie. Dazu gehört namentlich auch die Progenitur der mit Bagdaderinnen verehelichten Matrosen des im Tigris stationirten englischen Kriegsdampfers und einiger Beamten des Generalconsulats.

Unter den Eingeborenen selbst hat die Mission, wie bemerkt, kaum einen Erfolg aufzuweisen. Die amerikanischen Collegen sind darüber tief entrüstet und geben jedem protestantischen Europäer ihre Meinung in dieser Beziehung unter der Hand mit dem Bemerken zu verstehen, daß nur die Rücksichten der Höflichkeit sie abhalten, den vernachlässigten Weinberg des Herrn am Tigris nach einem zweckmäßigern Systeme mit eigenen Kräften zu bearbeiten. Sie können sich auch in der That auf ihre Resultate berufen. Auf der andern Seite ziehen die anglisirten Herren aus Schneidemühl bei einer Flasche alten Sherry und einer guten Cigarre nach Möglichkeit über die unverantwortliche Wasserschwärmerei der methodistischen Yankees los. Welche von den beiden gegnerischen Parteien dem Geiste nach Recht hat, will ich dahingestellt sein lassen, jedenfalls sprechen die Thatsachen für die Amerikaner; dazu kommt, daß ihr persönlicher Charakter über alle Verdächtigungen erhaben dasteht. Es geht wenigstens aus den erwähnten Umständen deutlich genug hervor, daß neben den beiden anglikanischen Missionairen noch andere mit einem großen Arbeitsfeld in Wirksamkeit treten könnten. Dies ist sogar dringend wünschenswerth und die bloße Artigkeit ist wahrhaftig kein Grund, der Verbreitung der christlichen Civilisation Schranken zu setzen.

Die Hebräer sind in Bagdad ganz besonders zahlreich und bilden hier neben denen von Konstantinopel und Saloník die größte Judengemeinde des türkischen Reichs. Es giebt deren über 20,000, wonach sie also ungefähr ein Viertheil der Bevölkerung der Stadt ausmachen. Es ist nach ihren Traditionen höchst wahrscheinlich, daß sie von denjenigen nach Chaldäa verpflanzten Israeliten abstammen, welche von der Erlaubniß des persischen Großkönigs Cyrus, in ihre Heimath zurückkehren zu dürfen, keinen Gebrauch machen wollten und gewiß wohl daran gethan hatten. Es scheint, als ob sie weder unter dem Cultus der Magier noch unter dem Islam je solchen Verfolgungen ausgesetzt waren, dergleichen in Europa im Mittelalter über sie ergingen. Gleichwohl war und ist der Jude im Orient, wo er auch auftritt, ein von den anderen Racen und Bekenntnissen tief verachtetes Geschöpf, der wahre Pariah der Menschheit. Schachertrug, Feigheit und Unreinlichkeit sind Hauptuntugenden, die man dem Sohne Jakobs mit mehr oder minder Begründung nachsagt.

Die Juden in Bagdad sind sehr orthodox und hängen mit großem Fanatismus an den Satzungen des Talmud. Sie haben einen eigenen Großrabbiner, der Chakambaschi genannt, der, von seiner religiösen Würde abgesehen, auch eine bedeutende richterliche Gewalt über sein Volk hat. Liegen sich zwei Hebräer in den Haaren, so entscheidet er über ihren Fall mit Umgehung der zuständigen türkischen Behörde. Arabisch ist auch die gewöhnliche Umgangssprache der Juden, doch schreiben sie dieselbe meist mit den hebräischen Buchstabenzeichen. Die edle Sprache Salomo's selbst ist nur den Gelehrten bekannt. Die Juden treiben, wie in der ganzen Welt, meist Handel und Wechselgeschäfte. Es giebt sehr reiche Leute unter ihnen; ihr Rothschild aber, eine in Irak und Arabien wegen seines Vermögens weitberühmte Größe, ist der Steuerpächter und Wucherer Salich Daniel. Kein Generalgouverneur ergreift die Zügel der Regierung, ohne sich mit dieser wichtigen Persönlichkeit in das intimste Einvernehmen zu setzen. In den indischen Banken soll er enorme Summen deponirt haben, was leicht begreiflich ist, wenn wir nur des Beispiels halber erwähnen, daß er circa zehn Jahre hindurch den fruchtbaren Reisdistrict des Hindia, des westlichen, an den Ruinen Babylons vorüberfließenden Arm des Euphrats, für 4000 Beutel in Pacht hatte, während es sich später auswies, daß jene Gegend über 14,000 jährlich abwerfen mußte. Man kann sich demnach vorstellen, wie innig der brave Salich und der jeweilige Statthalter einander kein Dementi vor der Centralregierung in Stambul über den Ertrag der Provinz zu geben trachten. Die ärmeren Hebräer hausiren in den Straßen, indem sie ihre Waaren ausschreien; dasselbe thun auch ihre Weiber, dürre Creaturen mit stechendem Blick, und zwar mit mehr Vortheil, weil sie als ein Privilegium ihres Geschlechts Zutritt in die Harems haben.

Das Hausiren ist überhaupt im Orient stark Mode, und auch Obst und Eßwaaren werden in dieser Weise zum Verkauf ausgerufen. Die Last wird von Weibern und Männern, wenn sie nicht allzu bedeutend ist, auf dem Kopfe getragen. Einige Juden treiben auch Handwerke, und man findet unter ihnen ziemlich geschickte Juweliere, denen vielleicht nichts als die Zeichnenkunst mangelt, um in ihrem Fache Vorzügliches zu leisten. Viel zu gute thun sie sich namentlich auf ihre vermeintlichen Geheimwissenschaften, wozu z. B. die Fabrikation eines elenden Natronglases für sehr zerbrechliche Flaschen gehört; auch auf ihre chemischen Kenntnisse bilden sie sich nicht wenig ein, wenn es ihnen gelingt, etwas Salpeter- oder Salzsäure zu unglaublich hohen Preisen darzustellen. Der Handel mit Droguen ist ebenfalls fast ausschließlich in ihren Händen. Seitdem man in einigen Häusern angefangen hat sich der Fensterscheiben zu bedienen, haben

sie sich auch auf das Glasergeschäft geworfen, was bis jetzt indeß kaum mehr als zwei bis drei Personen ernährt. Die Juden bewohnen in Bagdad ein besonders enges, dunkles und schmutziges Viertel, welches so zu sagen beständig in die widerlichen Ausdünstungen des Knoblauchs gehüllt ist. Ihr Typus gleicht im Allgemeinen dem der spanischen, doch während diese durchgehends dunkle Bärte und Augen haben, zeigen jene sehr häufig Gestalten mit blauen Augen, blonden Haaren und Bärten und ihre Nasen sind, wiewohl etwas lang, statt der bekannten unedlen orientalischen Krümmung, von gerader griechischer Form. Dabei ist der Teint sehr hell und zart. Ihre wilde Religionswuth schließt sie übrigens von jeder höhern Gesittung aus. So scharrten sie z. B. die Leiche eines kleinen Kindes, welches der Vater, ein deutscher Israelit, ein Arzt in türkischen Diensten, auf dem hebräischen Friedhofe hatte bestatten lassen, bei nächtlicher Weile wieder aus und warfen dieselbe den Hunden vor. Es ist bemerkenswerth, daß in Bagdad, wie vormals im Abendlande, zuweilen die Sage geht, daß die Juden bei Gelegenheit gewisser Feste ein christliches Kind stählen und martervoll schlachteten. Wenn man sich erinnert, daß die Vorväter dieser Fanatiker dem Perserkönig Kosroes die christlichen Gefangenen für schweres Geld nur deshalb abkauften, um sie mit Messern und Feuer zu zerfleischen und zu foltern, kann man begreifen, daß das Volk einen solchen Verdacht hegt. Auf welchem Standpunkte sie der Mission, welche zu ihrer Bekehrung errichtet ist, gegenüberstehen müssen, läßt sich bei der Verfassung des erwähnten Institutes sehr wohl denken. Sie machen sich, wie alle Welt, nicht mit Unrecht darüber lustig.

Alle die angeführten Bewohner der heruntergekommenen Weltstadt am Tigris, weß Stammes und Bekenntnisses sie auch sein mögen, ob Türken, Araber, Perser oder Christen oder Juden, theilen mit einander viele gemeinsame Züge, die sie gleichsam neben ihren besonderen Eigenschaften und Specialitäten als Bagdader kennzeichnen. Sie haben neben der Religion, deren Vorschriften sie sich aus Angewöhnung meist nur mechanisch und der Form wegen unterwerfen, eine andere innere, die nichts mit Christus, Moses, Mohammed, Aali und Zoroaster als den alleinigen Gott gemein hat und der sie ohne Ausnahme aus innerster Ueberzeugung huldigen: dies ist ein stark heidnischer Aberglaube. Es scheint fast, als ob der gewöhnliche Mensch, der keine Zeit hat, sich speculativen auf Wissen und Erfahrung basirten Betrachtungen hinzugeben, sich nicht für reif halte, mit der idealen Gottheit in unmittelbare Berührung zu treten und sich gern Zwischenwesen denke, welche zwar mit höheren Kräften ausgerüstet als der Mensch, ihm dennoch in vielen Beziehungen gleichen, und ihn und seine Leiden und Freuden besser verstehen und sich mehr dafür interessiren als es von einer einigen das All durchdringenden persönlich bewußten Kraft begriffen werden kann. Diese feiner organisirten, von den Banden der groben Materie unabhängigen Wesen unterscheiden sich namentlich dadurch von dem sterblichen Menschen, daß ihr Charakter bei weitem schärfer ausgesprochen ist. Sie sind nicht der Spielball der Umstände und der Leidenschaften; in ihnen kämpft nicht die Sünde mit der Tugend, sondern sie haben entschieden entweder für das Princip des Guten, der Schöpfung und Erhaltung, oder des Bösen, des Unheils oder der Zerstörung Partei genommen. Während jene den Menschen Wohlthaten zu erweisen und Segen auf sein Dach herabzulenken suchen, ja selbst wenn man sie beleidigt oder ihnen durch schlechtes Betragen mißfällt, keine Rache verüben, sondern sich höchstens für immer abwenden, sind diese voll teuflischer Tücke, trachten Schaden anzurichten und wüthen mit heimlichem Tod, wenn man ihnen selbst unwillkürlich zu nahe tritt. Die letzteren sind bei weitem die zahlreicheren. Bagdad nun ist mit solchen Geschöpfen der Einbildungskraft vielleicht weit reicher bevölkert, als irgend ein anderer Ort der Welt. Natürlich fehlt es auch nicht an Zauberern, Wahrsagern, Traumdeutern und Geistersehern, welche mit ihnen jeden Augenblick mit Hülfe von cabalistischem Hokuspokus in Verbindung treten können und sich dafür bewundern und sogar bezahlen lassen.

Fast in jedem Hause existirt ein Spuk von einer gewissen Gattung. Der gemeinste, der nirgends fehlt und ein sehr grämliches, mürrisches Gespenst zu sein scheint, ist der Imam. Imam bedeutet bekanntlich einen mohammedanischen Priester; wenn man aber in Bagdad von einem Imam im Hause spricht, so meint man damit einen gefürchteten Geist. Den Ursprung der Benennung habe ich nicht recht in Erfahrung bringen können, doch glaube ich fast, daß sie aus der Erinnerung an irgend einen Unfall, der einem frommen Diener der Religion betroffen, herrühren mag. Vielleicht hat der Führer der Mongolen, Holagu, bei der Erstürmung der Stadt, oder auch Tamerlan, viele bewährte Jünger Mohammed's in ihren Häusern massacriren lassen und diese rächen sich nun durch nächtlichen Umgang an der schnöden Welt; vielleicht ist im Laufe der Zeit in jedem größern Hause oder wenigstens an der Stelle, wo es steht, ein wunderlicher Heiliger gestorben oder begraben worden. Genug, der Imam ist einmal da, und ob er zu seinen Lebzeiten fromm oder lasterhaft gewesen, bleibt gleichgültig, insofern er jetzt in seiner Eigenschaft als Gespenst ein sehr kitzlicher und meist ungemein boshafter alter Herr ist. Er wandelt zuweilen, wenn die Dämmerung hereinbricht, im Hause herum und erscheint dann den erschrockenen Insassen als ein uralter Mann mit schneeweißem Bart und weiten dunkeln Gewändern; auch den Turban trägt er. Wenn ihm etwas nicht ansteht, giebt er namentlich seine Gegenwart durch unwilliges Brummen und sogar Spektakel kund, indem er das Küchengeschirr, und was ihm sonst in den Wurf kommt, rüttelt, in den Stuben poltert und die Thiere im Stalle beunruhigt. Gutes erweist er Niemanden, sondern benimmt sich vielmehr, als ob er der eigentliche Herr im Hause sei und den gesetzlichen Eigenthümer nur so lange zur Miethe wohnen läßt, als dieser den Pflichten, die man einem Imam schuldig ist, pünktlich nachkommt. Im entgegengesetzten Fall ist es mit ihm gar nicht auszuhalten; er bringt das Vieh, ja selbst die Kinder unbarmherzig um und hängt den Erwachsenen die Schwindsucht an den Hals.

Den Cultus des Imam versäumt kein Bagdader. Durchgängig befindet sich in der Hausmauer, die den innern, früher beschriebenen Hof umgiebt, eine kleine Nische, die gleichsam den Altar vorstellt, auf welchem man dem Gespenste opfert. Davor hängt stets ein alter zerrissener Lappen als Vorhang, den man unter keinen Umständen entfernt oder erneuert, weil der Imam die Veränderungen mehr als alles Andere gründlich haßt. Er ist durchaus conservativ. Jeden Freitag nun kauft der Eigenthümer eine Talgkerze, pflanzt sie in die Nische und zündet sie an; dann läßt er sie, bis sie von selbst verlöscht, fortbrennen; manche, die einen besonders unwirschen Geist bei guter Laune zu erhalten haben, lassen sich die Mühe und die Ausgabe nicht verdrießen und stecken alle Tage ein neues Licht an. Wer von diesen Vorschriften im mindesten abweicht, ist nach übereinstimmendem Urtheil der Bagdader ein verlorener Mann.

Als ich dort ein mohammedanisches Haus bezog, den Vorhang meines Imam in das Feuer warf und meinen Dienern streng verbot, ihm je wieder auch nur den Stumpf einer Kerze zu opfern, verhehlten sie mir ihre tiefste Bestürzung nicht und versicherten mich, daß ich, einer alten Erfahrung zufolge, nicht nur jede Nacht von dem Imam mit einer unfreundschaftlichen Visite beehrt, sondern auch zweifels-

ohne im Laufe des Jahres sterben würde. Weder starb ich, noch kam der Imam. Als ich indeß eines Freitags Nachts mich erhob und in den Hof blickte, bemerkte ich in der geheimnißvollen Nische dennoch eine brennende Kerze, welche mein Diener mit Umgehung meines Willens dort angezündet hatte. Darüber zur Rechenschaft gezogen, lief er endlich aus Furcht vor dem Gespenst davon. Einige seiner Nachfolger machten es aus demselben Grunde nicht besser. Zuweilen rumoren auch zwei Imams in demselben Hause. So hatte ein französischer Arzt einen weißen und einen schwarzen, die ihn selbst glücklicherweise nie beunruhigten, dagegen sein Gesinde bei vielen Gelegenheiten erschreckten. Diese Species Geist liebt auch die Verwandlungen, namentlich wenn es ihm einfällt, beim lichten Sonnenschein spazieren zu gehen. Sein gewöhnliches Incognito ist die Gestalt eines großen Katers, doch macht er sich ebenfalls kein Gewissen daraus, den Leib einer Schlange, eines Hundes, eines Scorpions oder einer Taube anzunehmen, weshalb der Bagdader diese Thiere mit einem ehrfürchtigen Respect anblickt und sich scheut, ihnen ein Leids anzuthun, weil er ja nicht wissen kann, ob nicht vielleicht der Imam seines Hauses in der Bestie stecke. Schlangen sind ein für alle Mal verkappte Gespenster und wer eine von ihnen todtschlägt, ist sicher, Nachts von ihrer Gefährtin erdrosselt zu werden.

Neben den Imams giebt es auch noch viele andere Dämone, die schlechtweg im ganzen Orient Dschins genannt werden. Sie stimmen in ihrer Natur noch heutzutage auffallend mit denjenigen überein, welche in dem bekannten Märchenbuche der Tausend und eine Nacht beschrieben sind. Wer gut arabisch sprechen kann und in den Häusern auf die Erzählungen der alten Weiber, wenn sie sich unter einander in den Harems besuchen, lauschen wollte und dürfte, fände gewiß Gelegenheit, jenen Sagenschatz mit analogen Zaubergeschichten zu bereichern. In den größeren Kaffeehäusern — natürlich primitiven Baracken — producirt sich zuweilen ein fahrender Declamator oder Sänger und singt oder erzählt ein Märchen in Versen; es scheint dies jedoch mehr eine persische als eine arabische Sitte zu sein; denn die betreffenden, meist in Lumpen gehüllten Musensöhne gehören durchgängig dem liederreichen Iran an und bedienen sich auch der Sprache des Hafis und Ferdusi. Ueberhaupt darf man wohl ganz zuversichtlich die Ansicht aufstellen, daß die Araber ihre ganze Cultur und einen großen Theil ihrer Religion und Poesie aus Persien empfangen und sich auch von dort her zuerst mit den Schätzen der altgriechischen Wissenschaften vertraut gemacht haben. — Die Dschins stammen jedenfalls aus der altpersischen Religion. Sie sind nicht alle von demselben Naturell. Für die boshaftesten gelten unstreitig diejenigen, welche in einer Dose oder Flasche Platz finden, plötzlich aber in Freiheit gesetzt, riesig anwachsen und sich bis in die Wolken verlängern. Andere stehlen die kleinen Kinder aus der Wiege, spielen mit ihnen im Keller, bringen sie dann aber unversehrt wieder zurück; dritte endlich hüten Schätze, und es ist von höchster Wichtigkeit, ihre Gunst zu gewinnen. Dazu sind eigene Leute und Männer berufen, welche den Geist durch ein gewisses Ceremoniel zu kirren und ihn zu bewegen wissen, den Ort, wo der Schatz liegt, genau anzudeuten, so daß ihn der Beschwörer leicht heben kann.

Uebrigens ist die Schatzgräberei in Bagdad gar kein so nichtiges und undankbares Geschäft, wie etwa in Europa. Der Orientale verscharrt lieber sein Geld, als es auf Zinsen anzulegen. In früheren Zeiten besonders, wo das Eigenthum so wenig vor den Gewaltsacten der Behörden sicher war, ja wo selbst der mächtigste Pascha seinerseits jeden Augenblick von dem Sultan mit der rothen Schnur hingerichtet und sein Vermögen confiscirt werden konnte, scheute sich Jedermann, seinen Reichthum an den Tag zu legen. Was er an baarem Gelde gewann, legte er in eine Truhe, meist ein kupfernes Gefäß, nieder und verscharrte dieselbe, wenn sie gefüllt war, zu ihren Vorgängerinnen in einem Theile des Hauses; einige hatten auch wohl vermauerte Verstecke in den Wänden. Angesehene Leute, welche voraussahen, daß man ihnen, um sich ihrer Baarvorräthe zu bemächtigen, das Haus niederreißen und den Boden genau durchwühlen würde, deponirten in bedenklichen Zeiten ihr Geld bei getreuen Vasallen, die sie anderweitig in Händen hatten. Bei Belagerungen, deren die Stadt viele ausgestanden, gar, kann man annehmen, daß überall Geld und Kostbarkeiten vergraben wurden; heute, wo Friede und verhältnißmäßige Sicherheit herrscht, geschieht noch fast bei Jedermann dasselbe. Nun aber stürmte der Feind und erschlug, was ihm vor die Klinge kam; der Tigris schwoll an und die Wasserfluthen rissen ganze Viertel nieder; endlich, als das Schlimmste, wüthete die Pest und vertilgte Tausende von Familien auf einmal. So starben plötzlich die Eigenthümer des vergrabenen Gutes, und es blieb ihnen keine Zeit, ihre Erben, wenn sie auch welche hatten, mit dem Versteck vertraut zu machen. Jene Calamitäten brachen nun viele Mal über Bagdad immer mit denselben Resultaten herein, und man kann sich daher, ohne gerade eine abenteuerliche Phantasie zu besitzen, recht gut vorstellen, daß der Boden und viele Mauern der Stadt sehr bedeutende unbekannte Kostbarkeiten bergen müssen. Dies ist auch in der That der Fall und es ereignet sich sehr häufig, daß Leute beim Häuserbau oder beim Nachgraben ansehnliche Schätze an Gold und Edelsteinen finden. Ein böhmisch-deutscher ehemaliger Glashändler, Swoboda, der sich jetzt an vierzig Jahre in Bagdad aufhält, entdeckte unter dem Küchenherd ein Versteck, worin sich sieben große Kupfergefäße, bis an den Rand mit venetianischen Ducaten gefüllt, befanden. Leider war er unklug genug, zu plaudern; die Regierung erhielt Wind und preßte ihm mit Gewalt und Intriguen den größten Theil des kostbaren Fundes ab. Noch heute verfolgt man ihn mit Processen.

Aus dem chinesischen Leben*).

Die Taïping-Rebellen in Schanghai. — Der Mandschugeneral San ko lin sin und die Brücke von Pa li kiao. — Eine Palastrevolution in Peking und der Prinz Kong. — Hinrichtung eines Mandarinen.

Die Taïping-Rebellen, welche länger als ein Jahrzehnt einen großen Theil Chinas mit Schrecken erfüllten, sind nur durch die Beihülfe europäischer Streitkräfte bezwungen worden; die chinesischen Truppen des Kaisers allein wären nicht im Stande gewesen, sie zu überwältigen. Die blutigen Aufstände nahmen aber im Blumenreiche der Mitte kein Ende,

*) Vergleiche „Globus" X. S. 33. 144. ff.

und als die Taïping zerstreut waren, bildeten sich die zahlreichen Banden der Nien feï, welche in einem beträchtlichen Theile des Landes rauben, morden und sengen. Es scheint, als ob China unheilbar zerrüttet sei und daß die Verwirrung nicht aufhören werde, wenn auch die regierende Dynastie gestürzt werden sollte.

Im Jahre 1860 waren die Taïping so dreist geworden, daß sie sogar auf die wichtigste Hafen- und Handelsstadt des Reichs, auf Schanghai, einen Angriff machten. Es war im Augustmonat, als die Engländer und Franzosen die Takuforts am Peiho angriffen. Soldaten und Schiffe befanden sich im Norden und Schanghai hatte nur eine Polizeiwache. Die

Chinesische Flüchtlinge in Schanghai.

Gemahlin des französischen Gesandten Bourboulon schildert in ihrem Tagebuche die Auftritte, welche sie damals erlebte.

Wir leben, sagt sie, in unablässiger Aufregung und Angst. Wenn ich von meinem Fenster aus einen Blick auf den Strom (nämlich den Su tschen) werfe, dann sehe ich die Leichen der Unglücklichen, welche von den Taïping ermordet worden sind. Sie erscheinen mir wie Vorboten, welche die nahe Ankunft der Rebellen verkünden. Man erwartet hier jeden Tag den Angriff und meint, sie hätten es auch auf das europäische Quartier abgesehen, in welchem sie große Schätze vermuthen.

Die französische „Concession“ (d. h. die Stelle, welche den Franzosen in Schanghai eingeräumt worden ist) hat zum Schutze nur einige Seesoldaten und die wegen Krankheit zurückgebliebenen Landsoldaten; ein Gleiches gilt von der eng-

lischen Concession, aber die amerikanische hat gar keine Bedeckung. Indessen haben doch alle Europäer sich bewaffnet und bilden eine Miliz von etwa 150 Köpfen; auch sind an den Eingängen Barrieaden aufgeworfen, der Schrecken ist allgemein.

Stündlich laufen böse Nachrichten über die Wüthereien der Rebellen ein; die umliegenden Dörfer sind von plündernden Banden überfallen und eingeäschert worden. Alles wird niedergemacht, weder Kind noch Weib verschont und die Landleute lassen sich von ihnen abschlachten wie Schafe. Vor ein paar Tagen haben sie in grausamer Weise einen Jesuiten hingemordet, weil er nicht im Stande war, ihnen ein hohes Lösegeld zu zahlen. Sie zerfleischen ihre Opfer mit Lanzen- und Messerstichen.

Die Kaufleute haben die Opiumschiffe, welche für gewöhnlich in Wusung vor Anker liegen, hierher kommen lassen. Am Quai liegen noch viele chinesische Fahrzeuge, damit im Nothfalle die europäische Bevölkerung sich auf den Strom unter die Kugeln der paar Kriegsschiffe retten könne. Am Bord der letzteren hat man nun die Baarschaft der Banken, Silbergeschirr, überhaupt alle werthvollen Sachen geschafft. Die Stadt gewährt einen seltsamen Anblick.

Vielleicht kommen wir mit dem Schrecken davon. Die Zahl der Rebellen in der Umgegend ist noch nicht beträchtlich; ihre Hauptarmee liegt seit ein paar Wochen unthätig bei Kiahing; möglicherweise zieht sie ab, sobald sie keine Lebensmittel mehr findet.

Der Reiterfeldherr San ko lin sin.

Am 18. August. Die Dinge nehmen eine noch schlimmere Wendung; das Landvolk strömt in großen Massen hierher und die Rebellenarmee hat sich in Bewegung gesetzt. — Die ganze Stadt füllt sich mit Flüchtlingen; sie liegen überall umher, in den Straßen, vor den Thüren, an den Gräben und unter den Bäumen der Rennbahn. Auch gar nichts haben sie gerettet; sie mußten in der größten Eile Häuser und Ernte verlassen und wissen, daß ein grimmiger, unbarmherziger Feind Alles zerstört hat. Woher soll in dieser belagerten Stadt für eine solche Menge Leute, die von Allem entblößt sind, Brot kommen? —

Abends griffen die Rebellen an, wagten sich aber nur an den chinesischen Stadttheil. Ihr Versuch, die Mauern zu übersteigen, ist jedoch abgeschlagen worden; die chinesische Miliz wurde von einigen Europäern angeführt und ein englisches Kanonenboot schickte mit bewundernswürdiger Genauigkeit eine Menge Kugeln unter die Taïping. Am Abend wiederholten sie den Versuch, wurden aber mit großem Verlust aus den Vorstädten zurückgetrieben. Es war ein entsetzlicher Tag!

Am 30. August. Die Rebellenarmee scheint nicht wieder angreifen zu wollen; sie hat sich nach Su tschen zurückgezogen, aber vereinzelte Banden durchstreifen weit und breit das Land, Niemand wagt die Stadt zu verlassen und wir sind noch immer im Belagerungszustande. Was sollen wir mit den funfzigtausend Flüchtlingen beginnen? Die Lebensmittel stehen ohnehin schon unerhört hoch im Preise und uns allen droht Hungersnoth. Eine Sammlung hat ungefähr 40,000 Thaler ergeben und so viel wird sie auch in den nächsten Monaten abwerfen. Nun bekommt jeder ein wenig Reis, eben genug, um den Hungertod abzuwenden.

Man hört haarsträubende Berichte über die abscheuliche Grausamkeit und die Wüthere der Rebellen. Wie arg haben sich doch die Leute getäuscht, welche in diesen Taïping Leute sahen, die man für das Christenthum gewonnen habe und von denen eine Wiedergeburt Chinas zu erwarten sei!

Ich ging aus und fand dem Ufer entlang überall Gruppen von Flüchtlingen. Manche hatten zusammengenähete Baumwollenlappen über Bambuspfähle gespannt und fanden einigen Schutz gegen die Sonnenstrahlen; andere lagen auf der platten Erde, viele suchten nach etwas Nahrung umher, andere schliefen. Es war eine Scene der Verzweiflung. Da saß an einen Baum gelehnt eine wohlgekleidete Bauerfrau mit sechs Kindern. Ich sprach sie an, aber sie verzog keine Miene, ihre Augen schwammen unbestimmt umher; es schien, als ob sie geistesabwesend geworden sei. Ich eilte nach Hause, schickte sobald als irgend möglich einen Diener mit Fleischbrühe, Reis und Brot zu ihr; — zu spät, sie war gestorben und hielt ihr jüngstes Kind, das verhungert war, im Arme.

Erst am 22. October konnten wir wieder frei aufathmen; die Rebellen sind auch aus Kia hing verjagt worden, wir haben nun europäische Truppen hier und die Stadt gewinnt allmälig ihren früheren Anblick wieder. Ich machte einen Spaziergang in die Umgegend; die Wege sind so eng, daß man nicht wohl fahren kann, und selbst Reiten unbequem wäre. Diese Straßen bilden Dämme von nur einer Elle Breite in dem Sumpflande, welches sich vortrefflich für den Reisbau eignet. In der Ferne erblickt man die bewaldeten

Höhen des Minthales. An einer Brücke sah ich einen hohen Pfahl, an welchem zwölf Menschenköpfe, jeder in einem Käfich, hingen. Die Bauern hatten Nachzügler raubender Banden eingefangen und prompte Justiz geübt. Einen Mann, der im Verdachte stand, mit jenen im Einverständnisse gewesen zu sein, hatten sie in ein Halseisen gesperrt und zur Schau ausgestellt. —

Das Tagebuch schließt mit folgenden Worten: „Heute soll Wettrennen sein; aus Calcutta und sogar aus England hat man berühmte Pferde und Jockeys kommen lassen. In Schanghai wird viel Geld verdient, aber Verdienen ist hier viel leichter als das Geldausgeben! alle Welt langweilt sich, selbst die Bälle und Gesellschaften sind höchst eintönig, deshalb sucht man sich auf jede Weise zu amüsiren und überbietet einander an Eleganz und Luxus!“

* * *

Tien tsin, oberhalb der Mündung des Peiho, bildet den Hafenplatz für die Hauptstadt Peking, und der Handel hat sich in den letzten Jahren sehr gehoben; es sind schon russische Karawanen von Kiachta an der sibirischen Grenze bis dorthin gezogen.

Sobald man Tien tsin in der Richtung nach Peking hin verläßt, geht man eine Strecke weit auf einem gepflasterten Wege, welcher am Canal hinführt, und gelangt dann an die Brücke von Pa li kiao. Dort erlitten die Chinesen am 21. September 1860 eine entscheidende Niederlage. Die Ebene ist mit Gebüsch bewachsen; zwischen den zerstreut liegenden Landhäusern und kleinen Pagoden stehen Baumreihen und im Schatten derselben liegen viele Gräber.

Kaiser Hien fung, gestorben 1861.

Hier stand Sen Wang San ko lin sin, der tapfere Generalissimus des kaiserlichen Heeres, ein unverzagter Mandschu, im Streite voran und hochgepriesen im Volksmund. Er, ein Verwandter des Kaisers, focht an der Spitze von etwa 25,000 mongolischen und mandschurischen Reitern, welche den Kern der Armee bildeten; auch eine große Menge Fußvolkes war auf der Ebene gelagert. Mit dieser Streitmacht glaubte er die Engländer und Franzosen besiegen zu können. Seine Leute kämpften mit löblicher Tapferkeit, aber mit ihren Lanzen, Pfeilen und Säbeln vermochten sie nichts gegen das schwere Geschütz und gezogene Büchsen. Sie erlitten eine fürchterliche Niederlage. Die vortrefflich berittenen Mongolen aus dem Lande Tschakar deckten die Brücke von Pa li kiao, an welcher San ko lin sin das kaiserliche Banner aufgepflanzt hatte. Sie standen in einem Kreuzfeuer, die Kugeln der Europäer mäheten förmlich in sie hinein, jede Salve riß Pferde und Menschen in Masse nieder. Trotzdem hielten diese Mongolen lange Stand, sie wichen und wankten nicht und zum Zeichen des Trotzes schwenkten sie die Banner von Tschakar, bis sie, fast bis auf den letzten Mann, niedergerafft am Boden lagen.

Ein Augenzeuge berichtet Folgendes: Die Nacht war dunkel; am Horizont wirbelten Rauchsäulen empor; matter Schein des Mondes fiel auf die steinernen Löwen, die auf jedem Brückenpfeiler liegen; die Straße selber war in Finsterniß gehüllt. Bald aber gewahrte man unheimliches Licht. Das mit Luntengewehren bewaffnete Fußvolk trägt im Bandelier seine Patronen und um dem Arm eine brennende Lunte. Diese braunte nun die Kleider der Gefallenen und die Patronen an. Bald blitzte es hier bald dort auf; der Schein fiel auf die Schilde aus Korbgeflecht und die verzerrten Gesichter der Leichen. Da standen noch Gabeln, auf welche man jene Luntenflinten gelegt hatte, da lagen zerbrochene Lasseten, Pulverkörbe, Pfeile, Bogen, zerfetzte Standarten und schrecklich verstümmelte Leichen auch von den „Tigern“ der Kaisergarde. Diese tragen eine Teufelsmaske mit rother Nase; sie war aber unwirksam gewesen gegen die gezogenen Mordwaffen. Viele mongolische Reiter lagen unter ihren Rossen.

Am andern Ufer des Flusses waren alle Häuser in Brand geschossen worden; auch sie verbreiteten eine unheimliche Helle, bei der man umherschleichende Gestalten zu erkennen vermochte. Es waren die Lebenden, welche ihre todten Kameraden ausplünderten! Chinesische Marodeure folgten in einiger Entfernung den europäischen Truppen, wie der Schakal dem Löwen folgt. Sie schlichen in die verödeten Zelte, leerten die Säcke und schnitten die Börsen vom Gürtel ab. Sie haben ohne Zweifel eine gute Ernte gehalten, denn die kaiserliche Armee hatte am Tage vorher ihren Sold bekommen.

In Folge dieses Gemetzels auf der Brücke von Pa li kiao (d. h. Marmorbrücke) wurde Peking eingenommen und der Sommerpalast des Kaisers von den Franzosen ausgeplündert. Die Strafe für den Wortbruch, welchen die Mandarinen sich hatten zu Schulden kommen lassen, war hart und traf, wie gewöhnlich, zumeist unschuldige Leute. Man hatte Waffenstillstand geschlossen. Während der Verhandlungen mit den Chinesen benahm sich der englische Commissair Parkes sehr brutal und beleidigend; er wurde heftig und warf einen mit Porzellan bedeckten Tisch um, so daß Alles in tausend Trümmer zersplitterte. Das verdroß die Chinesen, denen sich die christeuropäische Höflichkeit in so drastischer Weise bemerklich machte. Nun scheint es, daß am 18. September der Kriegsminister Mu i ne den Rath gegeben habe, Europäer, welche in der kleinen Stadt Tung tschei verweilten, gefangen zu nehmen. Zwei wurden dort getödtet, zwei andere hielt General Tschen pao gefangen und sie wurden gut von ihm behandelt. Als er aber in der Schlacht eine Wunde am Halse bekommen hatte, ließ er sie enthaupten und von der Brücke herab in den Canal werfen. Vier andere wurden zu Wagen nach Peking geschafft, sechs zu Fuß und zwanzig andere zu Pferd eben dorthin. Man knebelte sie an Händen und Füßen so, daß beide hinten zusammengebunden waren, hängte sie auf eine Stange und ließ jeden einzelnen von zwei Männern in den Straßen umhertragen. Die Unglücklichen standen entsetzliche Qualen aus; die Chinesen waren so raffinirt grausam, daß sie die Stricke anfeuchteten, um dieselben noch stärker anziehen zu können. Sie erfuhren darüber von ihren eigenen Landsleuten die bittersten Vorwürfe. Als ein Europäer laut jammerte und schrie, rannte ihm ein Soldat ein Messer in die Seite. Zuletzt warf man sie in ein Gefängniß, gab ihnen nichts zu essen, bekümmerte sich überhaupt nicht um sie. Als sie halb verhungert waren, zog man sie wieder hervor und führte einige nach Norden, andere nach Süden hin ab. Der Chinese hat ein anderes Nervensystem als der Europäer. Was Erbarmen und Barmherzigkeit ist, weiß er nicht.

Noch ein Wort über die Marmorbrücke. Sie ist ein in ihrer Art interessantes Kunstwerk, etwa 450 Fuß lang und 90 Fuß breit. Die Seitenmauern sind von Marmor und haben Schnitzerei in echt chinesischem Geschmack; dieser zeigt sich auch an den etwas phantastisch gehaltenen Löwenfiguren. Von diesen haben einige durch die Kanonenkugeln den Kopf verloren. Die Brücke führt über den großen Canal, ist sehr solide gebaut, und ihre ganze Architektur harmonirt recht gut mit der Landschaft.

* * *

Während die Europäer dicht vor Peking einen entscheidenden Sieg erfochten, verweilte der Kaiser Hien fung nicht in seiner Hauptstadt. Er war nach Dschehol gegangen, das an der Grenze der Mandschurei liegt. Das Mißgeschick, von welchem sein Reich zerrüttet wurde, und die Niederlage seiner Armee scheinen ihm nicht tief zu Gemüthe gegangen zu sein. Er hatte sich mit Vertrauten umgeben, die seinen Haß gegen die Europäer noch mehr aufstachelten, und vertrieb sich die Zeit mit Ausschweifungen, welche ihm ein frühes Grab bereiteten. In Peking war einer seiner Verwandten zurückgeblieben, der seit jener Zeit oft genannte Prinz Kong. Dieser trat mit den fremden Gesandten in Verhandlungen ein und eröffnete ihnen am 25. August 1861, der Kaiser sei am 22. „auf den Drachen gestiegen, um ins Land dort oben zu gelangen“. Die Unterhandlungen mußten deshalb verschoben werden, denn die Traueretikette ist in China nach dem Ableben des Kaisers sehr streng.

Hien fung's Thronerbe war ein sechsjähriger Knabe, und sofort rührten sich die verschiedenen Parteien am Hofe. Ihr Zwist führte zu einer merkwürdigen Palastrevolution, deren ganzer Verlauf für das chinesische Wesen charakteristisch erscheint.

Die eine Partei bildete ein Triumvirat. Es bestand aus den Prinzen von Y tsin huang und Tschun, Verwandten der kaiserlichen Familie, und dem Großmandarin Su tschuen. Diese hatten Hien fung's Umgebung in Dschehol gebildet und ihn gegen die Europäer aufgehetzt. Sie wiesen einen kaiserlichen Erlaß vor, welcher sie ermächtigte, den Regentschaftsrath zu bilden.

Prinz Kong und Prinz Tsching erklärten, gemeinschaftlich mit den Großmandarinen Wen siang und Kuei liang, jenes Decret für erschlichen und auch sonst ungültig, weil es nicht vorschriftgemäß eingetragen worden sei.

Im October begab sich Kong nach Dschehol und gewann die beiden verwittweten Kaiserinnen für seine Ansicht. Die jüngere derselben war die Mutter des neuen Monarchen. Es wurde ausgemacht, daß der Hof am 1. November nach Peking zurückkehren solle. So geschah es auch. Die amtliche Zeitung hatte das große Ereigniß bekannt gemacht und Kong reiste mit vielen Würdenträgern dem Zuge entgegen. Am Tage nach dem Eintritte ließ er die Prinzen Y und Tschun verhaften; sie waren arglos in die Falle gegangen. Nicht so Su tschuen. Dieser hatte sich eine Art von Leibgarde geschaffen und war eine Tagereise hinter dem kaiserlichen Zuge zurückgeblieben. Der junge Prinz Tsching, welcher es übernommen hatte, ihn gefangen zu nehmen, traf ihn ein paar Meilen weit von Peking, wo er in einem Yamên (d. h. einem aus verschiedenen Gebäuden, Kiosken ꝛc. bestehenden Palast) übernachtet hatte. Keck durchschritt er die Reihen der Wächter, welche ihre Hand nicht an einen Oheim des jungen Kaisers legen mochten, und gelangte bis vor das Zimmer des alten Mandarinen. Dieser wollte nicht öffnen, aber Tsching drohete mit Gewalt.

Nun folgte zuerst ein Wortwechsel. Su tschuen erklärte, daß nur allein der Regentschaftsrath das Recht habe, Verhaftsbefehle zu erlassen, und Tsching entgegnete: wenn jener den Befehl nicht anerkenne, so werde er ihn aus eigener Machtvollkommenheit gefangen nehmen. Dabei legte er Hand an seinen Gegner, der sich nun fügte.

Sofort erschien in der Pekinger Zeitung ein kaiserliches Decret, welches die Auflösung des Regentschaftsrathes bekannt machte, und zugleich verkündete, daß die Mitglieder desselben in Anklagezustand versetzt worden seien; ferner: Kong sei zum I tschen wnang ernannt worden, d. h. zum „Fürsten, der mit der obersten Leitung beauftragt“ ist; der Titel einer Reichsregentin wurde der ältern Kaiserin zuerkannt.

Der Tsing pu, d. h. das höchste Gericht, gab binnen vierundzwanzig Stunden sein Urtheil über die Angeklagten ab; dasselbe wurde in letzter Instanz vom großen Rathe geprüft, der aus den Ministern und sämmtlichen Mitgliedern der kaiserlichen Familie bestand. Die Anklageacte ist deshalb bemerkenswerth, weil das weiter oben berichtete Attentat von Tung tschen gegen die Europäer in den Vordergrund gestellt und dem Prinzen I zur Last gelegt wurde; er sei schuld, daß man den Europäern nicht Treue und Glauben gehalten habe, und das wurde ihm als großes Verbrechen angerechnet. Der sogenannte Regentschaftsrath wurde verurtheilt, weil er: 1) schuld sei an der Vernichtung der mongolischen Armee und durch Treubruch den Ausländern eine schlimme Meinung von der Ehrlichkeit des Kaisers beigebracht habe. 2) Es wäre seine Pflicht gewesen, nach einem friedlichen Ausgleiche zu streben; er habe aber die Sachen zum Schlimmen gelenkt und die Repressalien hervorgerufen. 3) Er habe dem Kaiser nicht die gebührende Hochachtung gezollt, habe Sachen in Gebrauch genommen, welche des Kaisers gewesen seien und habe

Hinrichtung des Mandarinen Su tschuen in Peking 1861.

namentlich aus dessen Becher getrunken. 4) Er habe sich überhaupt ungebührliche Vorrechte angemaßt.

Am 7. November 1861 wurde das letzte Urtheil gefällt; es lautete auf „langsamen Tod", d. h. der Leib soll Glied nach Glied in Stücke gehauen werden. Für die beiden Prinzen wandelte man die Strafe in „ehrenvolles Gefängniß" um; sie wurden dahin „begnadigt", daß sie sich in demselben eigenhändig mit einem seidenen Gürtel erdrosseln durften.

Su tschuen erfuhr diese „Gnade" nicht. Er wurde am 9. November 1861 auf einem Platze in der Chinesenstadt, wo man die gemeinen Verbrecher hinrichtet, geköpft. Er schien sich wenig daraus zu machen. Man hatte ihn auf einen Karren gesetzt, den ein Maulesel zog. Er sah sich das versammelte Volk an und wischte dann und wann Staub von seinem seidenen Rocke, benahm sich überhaupt, als ob er sich in eine elegante Gesellschaft begeben wollte. Er zeigte jenen passiven Muth, welchen die Chinesen überhaupt haben.

* * *

Gleich nach der Hinrichtung verlief sich die Menge, das Werkeltagsleben ging fort, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre, und Leute von der weitverbreiteten Zunft der Rattenfänger riefen ihre leckere Waare aus und machten ganz leidliche Geschäfte. Der gemeine Mann im Blumenreiche kennt nicht die Abneigung gegen ein Thier, welches uns Europäern so sehr zuwider ist; er findet seinerseits, daß eine wohlgenährte Ratte zu den Delicatessen gehört. Ueber den Geschmack läßt sich eben nicht streiten.

Rattenverkäufer in Peking.

Völkerpsychologie und Literatur.

Wir haben oftmals darauf hingewiesen, daß man die ethnischen Anlagen und Besonderheiten der verschiedenen Völker ins Auge zu fassen habe, wenn man den Charakter und die Eigenthümlichkeiten ihrer Literatur begreifen und richtig würdigen wolle. Mit anderen Worten: man muß das völkerpsychologische Element in Anschlag bringen. Durch dasselbe erklärt sich Manches, das scheinbar dunkel ist; namentlich darf man die Blutmischung, durch welche verschiedenartige Zuthaten mit einander verquickt werden, nicht außer Acht lassen.

Dieses völkerpsychologische Element bricht sich mehr und mehr Bahn, aber die Forschung ist noch in den Anfängen und daraus erklären sich manche Fehler, Unvollkommenheiten und Sprünge. Auch bringt man da und dort zu viele Voreingenommenheiten ins Spiel; selbst politische Abneigungen und nationale Selbstüberschätzung machen sich geltend, schaden der Unbefangenheit und führen nicht bloß zu Ungerechtigkeiten, sondern manchmal zu Absurditäten. Im Fortgange der Zeit wird eine Abklärung nicht ausbleiben; gegenwärtig ist schon viel damit gewonnen, daß die Forschung überhaupt in die Bahn der Völkerpsychologie einlenkt. Daß dabei auf Abstammung, Begabung, überhaupt auf den Genius der verschiedenen Nationen ein ganz besonderes Schwergewicht zu legen ist, versteht sich von selbst.

Man beschäftigt sich in unseren Tagen sehr viel mit einem alten Kreuze, welches der Forschung so viel zu schaffen macht: mit den Kelten. Das Beste über diese quaestio vexata rührt von deutschen Gelehrten her, von dem verstorbenen Zeuß und vom Professor Brandes in Leipzig. Viel Vortreffliches ist auch bei den Erörterungen zu Tage gekommen, welche in der Pariser anthropologischen Gesellschaft sehr häufig gepflogen worden sind. Auch in England werden die „Celtica", für welche Lorenz Dieffenbach in Frankfurt so Vortreffliches geleistet hat, keineswegs vernachlässigt, doch kommen gerade dort sehr viele Absprurigkeiten vor. Ueber den gegenwärtigen Stand der keltischen Forschung und das, was sicher und fest ermittelt ist, hoffen wir gelegentlich von einem unserer competentesten Gelehrten eine Arbeit mittheilen zu können; heute wollen wir nur Einiges über Charakterzüge der keltischen Literatur mittheilen. Jüngst hat Mathew Arnold

(On the Study of Celtic Literature, London 1867. „Athenäum“ 13. Juli) Betrachtungen über dieselbe angestellt, die auch in das Gebiet der Völkerpsychologie eingreifen. Er stellt zunächst den germanischen Genius neben den englischen; ihm zufolge hat der erstere „Festigkeit mit ehrlicher Rechtschaffenheit“, der andere „Energie mit ehrlicher Rechtschaffenheit“. Nun ist freilich schwer abzusehen, was speciell unter Energie zu verstehen wäre; das Wort ist sehr vieldeutig, und so wie es hier angewandt wird, erklärt es nichts. Arnold will diese Energie aus dem norsischen Element im englischen Volk ableiten. „In der isländischen Poesie ist ein Feuer, eine Empfindung für Stil und ein Unterscheiden, welche der deutschen Poesie fehlen.“ Der Beweis für diesen Ausspruch wird allerdings nicht beigebracht; es heißt nur weiter, daß die Normannen ihr Gefühl für den Ausdruck der Leidenschaften, die „Spiritualität“ *) und die Delicatesse sammt dem Stil möglicherweise von ihrer Berührung mit den irischen Kelten erhalten haben könnten. Das ist freilich nur eine Hypothese, aus deren Knäuel dann noch mancherlei Garn herausgesponnen wird. Die isländische Poesie habe eine gewaltige und sehr entwickelte Technik; diese diente schon aus früher Zeit keltischem Einflusse und habe Beimischungen empfangen. Schon im 9. Jahrhundert hätten Kelten auf Island gewohnt; als 870 die Norweger dorthin kamen, fanden sie Irländer, welche dann abzogen; sie ließen aber irische Bücher, Glocken und andere Dinge zurück, waren also wahrscheinlich Christen. „Als ich den Text darüber in Zeuß gelesen, gewann ich einen Leitfaden. Ich hatte auf deutschen Schulen die Nibelungen vorlesen und erklären hören, und es fiel mir auf, wie sehr bei den Deutschen ihre fatale Langweiligkeit und der Mangel an Stil diese herrliche Ueberlieferung verdorben und vernichtet, sie ihrer Größe, Gewalt und Kraft entkleidet hat, während in den isländischen Gedichten, welche diese Tradition behandeln, die Großartigkeit und Gewalt viel mehr hervortritt. In der Poesie der Edda liegt eine Kraft des Stils und ein Unterscheidungsvermögen, das vortheilhaft gegen die Nibelungen absticht, welchen es an beiden völlig mangelt.“ Arnold wird in Deutschland Niemand finden, der sich diesem höchst einseitigen und befangenen Urtheil anschlösse. Er entdeckt übrigens in dem Genius der Skandinavier einen Realismus, der in vollem Maß ihre Verwandtschaft mit den Deutschen beweise; namentlich trügen die prosaischen Erzählungen der Norweger das Gepräge der teutonischen Natur. Ihre Poesie dagegen scheine etwas an und in sich zu haben, das man aus teutonischen Quellen nicht ableiten könne; das aber hätten gerade die Kelten.

Gegen das Alles läßt sich Vielerlei einwenden. Wie sollen z. B. die Normänner, welche auf Island Glocken ꝛc. fanden, irisch-keltischen Geist in sich aufgenommen haben, da ja die Iren abzogen als die Skandinavier kamen und diese allein Bewohner der Insel waren und blieben? Ohnehin waren die Skandinavier schon im 8. Jahrhundert als Seeräuber an den Küsten Irlands erschienen und diese haben schwerlich literarischen Geist und stilistische Formen von denen angenommen, welche durch sie ausgeplündert wurden.

Die Skalden hatten gar nicht nöthig, von den Irländern zu borgen. Der isländische Genius hat allerdings einen eigenthümlichen Stil hervorgebracht; aber Gesängen und Sagas fehlt es an Innigkeit und Weichheit des Gefühls, an feineren Seelenregungen und an Würdigung der Naturschönheiten; er ist rauh und nordisch.

Im englischen Genius ist offenbar viel Keltisches; denn die alten Briten sind nicht ausgerottet worden und die Picten in Schottland eben so wenig. Ueberhaupt wird selten ein seßhaftes, ackerbauendes Volk von seinen Eroberern ausgerottet; diese gebrauchen Arbeiter; sie haben ein Interesse daran, die Bezwungenen für sich auszubeuten.

Arnold stellt als Charakterzug des Keltischen „die Erhabenheit“ hin. In folgender Schilderung aus dem „Gododin“ findet er, daß das Metrum jedes Verses klinge „wie ein Griff in die Harfe“. Der Held:

Jung, aber mannhaft;
Nie gab's einen tapferern Krieger.
Ausschreitend, roth flattert die Mähne
Der raschen braunen Stute unter seinen Schenkeln,
Leicht, breit, lag sein Schild
Ueber dem Rücken des raschen Braunen,
Schwer war das Gewicht seines kalten blauen Schwertes
Und von seinen goldenen Sporen glitzerte ein Lichtstrahl!

Diese ganz gewöhnliche Schilderung wird nun für bewundernswürdig erhaben und ungemein ergreifend ausgegeben! Sie soll Zeugniß ablegen für den hohen keltischen Genius. In ganz wunderbarem Maße, so heißt es weiter, haben die Kelten Stil. Er ist die hervorstechende Eigenschaft ihrer Poesie. Diese gestaltet sich so, weil die Kelten nicht im Stande waren, die Welt zu bemeistern; darum werfen sie alle ihre Kraft in den Stil, sie biegen und beugen die Sprache ganz nach ihrem Willen und Belieben, sie drücken die Gedanken mit unüberbotener Intensität, Erhabenheit und Wirkung aus. Es liegt in ihrem Stil etwas Berauschendes, ein inspirirter Pindarismus. — Und der Beweis, daß die keltische Poesie so hinreißend und erhaben sei wie jene der pindarischen Oden? Arnold giebt ihn im Folgenden:

March's Grab ist dies,
Und dies ist Gwyther's Grab.
Hier ist das Grab Gwygwn's Gleddyfrnidd's,
Aber unbekannt ist Arthur's Grab!

Das ist doch eine Grabschrift so ordinair sie nur gedacht werden kann. Die folgende soll aber noch bewundernswürdiger und erhabener sein! Es handelt sich um Angus, der in der Schlacht von Cluain Eidnech starb.

Angus in der himmlischen Versammlung,
Hier ist sein Grab und sein Bett.
Von hier ging er zum Tode
Am Freitag, in den heiligen Himmel.
Es war in Cluain Eidnech, wo er erzogen wurde,
Es war in Cluain Eidnech, wo er begraben wurde,
In Cluain Eidnech, wo viele Kreuze sind,
Las er zuerst Psalmen.

Uns drängt sich hier unwillkürlich ein Vergleich mit der Niggerpoesie auf; Arnold aber sagt: „Dieses Gedicht ist noch nicht einmal von einer eminenten Hand und doch könnte eine griechische Grabschrift keine feinere Empfindung in Betreff des geeigneten und glücklichen Stils zeigen, der für Compositionen dieser Art paßt!“

Das ist zu arg. Da der Engländer dreist genug ist, eine so geistlose keltische Grabschrift mit jenen der Hellenen zu vergleichen, so will ich doch der Vergleichung wegen einige griechische hersetzen, zum Beispiel jene der Damagetas auf Orpheus.

*) Was soll das Wort, welches ein Dutzend Bedeutungen hat, hier besagen? Etwa geistige Begabung, intellectuelle Beschaffenheit, oder bloß Anschauung? Die Engländer werden sehr oft unklar, wenn sie mit Wörtern hantiren, die dem Romanischen entlehnt sind; sie würden verständlicher, namentlich auch für ihre eigenen Landsleute sein, wenn sie sich „teutonischer“ Ausdrücke bedienten, an denen es ja ihrer Sprache nicht fehlt. Sie sollten lieber plain saxon schreiben.

An des Olympos thrakischen Vorbergwurzeln hat Orpheus,
Welchen die Muse gebar, Kalliopea, sein Grab;
Er, dem auch Eichen nicht den Gehorsam weigerten, mit dem
Seelenloses Gestein lief und die Herde im Wald.
Welcher auch einst erfunden der Bacchosweisen Geheimniß
Und die Zeile gepaart schuf mit heroischem Fuß.
Er der selber des nie zu erweichenden Klymenos (— Pluto's —)
strengen
Sinn und unwirthliches Herz sanft mit der Leier bezwang.

Oder jene des Asklepiades auf Achilleus:

Hügel des Männerzerbrechers Achillens, einst von Achaiern
Auch noch dem künftigen Volk Trojas zum Schrecken erbaut.
Und er nicket hinunter vom Strand, daß die stöhnende Brandung
Thetis der Meergöttin Sohne noch huldigen soll.

Die griechische Anthologie hat viele Dutzende von hellenischen Grabschriften, deren Reichthum, Prägnanz und epigrammatisch zugespitzte Gedanken und musikalischer Wohlklang den wohlthätigsten Gegensatz bilden zu jenem rohen Lallen der keltischen Grabschriften und dem barbarisch klingenden Cluain Eidnech oder Clywarch Hen oder Tain bo Cuailgne.

Doch sind nicht Alle, die sich mit keltischer Poesie beschäftigen, so verbohrt wie Arnold; so z. B. urtheilen die Franzosen viel nüchterner. Villemarqué findet im „Quemrin" einen Stil, „der gequetscht und gemartert erscheint, dunkel, unregelmäßig verwickelt, erfüllt mit ungehörigen Phrasen, Einschiebseln, Gemeinplätzen, unnützen Dingen und Langweiligkeiten, welche Einen zur Verzweiflung bringen."

Dagegen Arnold: „Das rasche Gefühl für das, was edel und ausgezeichnet ist, gab dem Kelten seinen Stil; seine nicht zu bändigende Persönlichkeit gab ihm Stolz und Leidenschaft; seine Empfindlichkeit und nervöse Exaltation aber verlieh ihm noch eine bessere Gabe, die nämlich, mit wunderbarem Glück den magischen Zauber der Natur wiederzugeben. Die Waldeinsamkeit, der murmelnde Quell, die wilden Blumen sind in seiner Romantik überall. Es ist darin ein geheimnißvolles Leben und große Anmuth; sie sind der Natur eigene Kinder und sprechen ihr Geheimes in einer Art aus, daß sie von den Wassern, Wäldern und Pflanzen der griechischen und lateinischen Dichtkunst ganz verschieden sind. Diese bezaubernde keltische Romantik ist aber eine so hervorragende Gebieterin, daß man unmöglich annehmen kann, sie sei in die Romantik überhaupt nicht von den Kelten hereingekommen. Bezaubernd ist für sie der richtige Ausdruck, Magie der Natur, nicht bloß Schönheit der Natur, — diese haben Griechen und Römer auch gehabt; nicht bloß ein Beigeschmack vom Boden, ein getreu wiedergebender Realismus, den hatten die Deutschen, — sondern das innerste Leben der Natur, ihr so feenhafter Reiz, ihre geheimnißvolle Zauberkraft. Die sächsischen Ortsnamen haben einen Bodengeschmack: Weathersfield, Shalford ꝛc.; die keltischen haben eine erhabene, durchdringende Schönheit: Velindra, Tyntagel, Carnarvon! So verhält sich der heimathliche Realismus der deutschen und norsischen Natur zu der feengleichen Lieblichkeit des keltischen Wesens."

Es wird zweckmäßig sein, daß wir dieser Ueberschwänglichkeit das Urtheil eines wirklichen Forschers gegenüberstellen; wir meinen Ernst Renan, der „über die Poesie der keltischen Racen" eingehende Betrachtungen angestellt hat. („Revue des deux Mondes" 1. Februar 1854.)

Als kennzeichnend an den Ueberresten der Kelten, die wir heute in den äußersten Westen unseres Erdtheils zurückgedrängt sehen, hebt er „schroffe Individualität und Haß gegen die Fremden" hervor; die Haupterklärung ihrer vorstechenden Charakterzüge müsse man in solchem zurückgedrängten Leben und in dem Mißtrauen gegen alles Ausländische suchen. Das Volk scheine von früh an keines besondern Fortschrittes fähig gewesen zu sein. „Das Leben erscheint ihm als ein gegebener Zustand, an welchem der Mensch nichts ändern kann; er glaubt an die Macht des Schicksals und fügt sich. Man sollte diesen Stamm kaum für einen Nachkommen Japhets halten. Daher kommt denn auch seine innere Gedrücktheit. Die alten Gesänge klagen mehr, als daß sie Siege besingen. Seine ganze Geschichte ist nur eine lange Klage, eine Erinnerung an seine Verbannung und seine Flucht über die Meere. Selbst die Freudengesänge werden zu Elegien und nichts kommt der entzückenden Traurigkeit seiner Nationalmelodien gleich." Die kymrischen Kelten hält Renan für eine „weibliche", sagen wir lieber eine passive Race. Er findet bei ihr eine „Stärke der Einbildungskraft bei Verinnerung des Gefühls und schwacher äußerer Entwickelung des Lebens."

Der keltische Menschenstamm, sagt er weiter, arbeitet sich ab, seine Träume für Wirklichkeit zu nehmen. Das wesentliche Element des poetischen Lebens der Kelten ist das Abenteuer, d. h. das Verfolgen des Unbekannten, ein Laufen ohne Ende nach dem stets fliehenden Gegenstande des Wunsches. Daneben geht dann ein Messianismus her, der Glaube an einen künftigen Rächer, der Cambrien wieder herstellen soll und es von seinen Unterdrückern befreien wird. Das ist der geheimnißvolle Leminock, welchen der Zauberer Merlin ihnen versprach, das ist der Lez Briez der Armorikaner, der Arthur der Waliser. —

Also Hang zum Wunderbaren. In dem Mabinogion, einer Sammlung romantischer Erzählungen, tritt derselbe sehr charakteristisch auf. Da ist das Damenbrett Gwenddotens, auf welchem die schwarzen Steine von selbst gegen die weißen spielen; — das Horn Bran Galed's, in welchem man stets das Getränk findet, nach dem es uns gerade gelüstet; — der Wagen Morgan's, der sich selber dahin lenkt, wohin man zu fahren wünscht; — der Kessel Tyrnog's, in welchem nichts kochte, wenn man das Fleisch für einen Feigling hineinlegte; — der Schleifstein Tudval's, auf dem nur das Schwert tapferer Männer geschärft werden konnte; — das Kleid Pandarn's, welches nur dem Leib eines Edeln sich anschmiegte; — endlich der Mantel Tegau's, den keine Frau anzuziehen vermochte, welche nicht makellos war. **A.**

Der Indianerkrieg in Nordamerika.

Seit einigen Monaten sind alle Indianerstämme vom oberen Missouri bis nach Californien hinein auf dem Kriegspfade. Die Yankee-Union muß nun eine ganze Armee gegen die braunen Leute aufbieten, und dieser Krieg kostet, den Berichten aus Washington zufolge, in jeder Woche durchschnittlich eine Million Dollars. „Er wird aber das Doppelte und Dreifache

kosten, sobald die Operationen ordentlich begonnen haben. Seitdem diese Fehde begann, hat jeder getödtete Indianer uns 700,000 Dollars und 10 weiße Männer gekostet."

Gewiß wird man zuletzt, obwohl nur mit geradezu ungeheueren Opfern, die Indianer, deren nur noch etwa 350,000 übrig sind, bändigen können, indem man sie ausrottet; aber das wird keineswegs leicht sein: „Einem Feinde, welcher, wie die Komantsches, Tausende von Reitern ins Feld schickt; Halbwilde, die in gestrecktem Lauf in einem Tage zwanzig Meilen weit über den Grasocean rasen, ist kaum beizukommen. Indianer, welche dem eben erlegten Büffel das warme Blut aus den Adern saugen, die Leber des erbeuteten Wildes roh essen und die Galle als würzende Brühe dazu genießen, werden sich nicht freiwillig einem Joche fügen, unter welchem sie ihre ganze Lebensweise ändern oder zu Grunde gehen müßten. Und doch werden sie diesem Schicksale nicht entrinnen. Auf die Dauer hat der rothe Mann keine Waffen gegen die berechnende Klugheit und die physische Uebermacht des weißen Menschen." (Andree, Nordamerika, S. 804.)

Niemand wird zu behaupten wagen, daß die Schuld aller Indianerkriege direct oder indirect nicht den Amerikanern zur Last falle. Ihr ganzes Verfahren gegen die braunen Leute, das schon vor 60 Jahren von Thomas Jefferson als infam gebrandmarkt wurde, ist immer barbarischer und abscheulicher geworden. Man hat den Indianern ihr Land genommen und sie stets belogen, betrogen und mißhandelt. Ein Oberst in der Unionsarmee, Taylor, schreibt, daß zu der gegenwärtigen Erhebung zunächst Folgendes beigetragen habe. Die Yankees ermordeten 1864 am Sand Creek eine ganze Menge befreundeter Schayennes und Arrapahoes und verschonten auch Weiber und Kinder nicht. Dann schlugen die Soldaten auf der Ueberlandroute Lager auf und baueten Forts; dabei vertrieben sie die Indianer aus den ohnehin vertragsmäßig denselben gehörenden Jagdgründen. Dann überfiel der berüchtigte General Hancock, derselbe Barbar, der gegen die Conföderirten auch mit der Brandfackel wüthete, ohne jede Veranlassung ein Zeltdorf und äscherte dasselbe ein.

Wir constatiren gern die Thatsache, daß selbst in Nordamerika, so zerrüttet und corrumpirt auch das öffentliche Leben dort ist, sich Männer finden, die nicht für den Neger schwärmen, sondern Sympathie für den mißhandelten braunen Mann haben. Zu diesen gehört Herr G. F. Train. Er hielt in der letzten Juliwoche zu Omaha, der Hauptstadt des Staates Nebraska, im Rathhause eine Rede, die in jeder Beziehung charakteristisch ist und Schlaglichter auf die Verhältnisse wirft:

„Unser Christenthum hat triumphirt. Wir haben des Indianers Geburtsrecht für weniger denn ein Linsenmus gekauft. Wie grandios ist unsere Civilisation! Wir haben ihn ausschweifend gemacht, wir haben ihn beschwindelt und beraubt. Wir schließen Verträge, bloß um sie zu brechen. William Penn ratificirte seinen Vertrag ohne einen Eid, und er war gut. Wir schwören feierlich, und „damn" ist das erste christliche Wort, das der Indianer hört. Unsere Kirchthürme deuten himmelwärts. Der Indianer ist zu niedrig, zu tief drunten für unsere Philanthropie.

Ich bin überzeugt, daß Religionskrieg und politischer Haß in der alten Welt niemals größere Greelthaten verübt, als es die Grausamkeiten sind, die wir im Namen des Handels, der Civilisation, des Christenthums in der neuen Welt am Indianer begangen haben.

Ja wohl, Sie mögen vom „schwarzen Loch" von Calcutta sprechen, oder vom Malakoff, oder von der Ausräucherung der Kabylen in Algier! Aber Sie mögen auch die ganze Geschichte durchsuchen, um die Tortur eines Barbaren zu finden, die dem scheußlichen Massacre gleichkäme, das der Prediger Chivington an den Weibern und Kindern des Schayennestammes hat vollführen lassen! Und dennoch ist Ausrottung das Grenzgeschrei! — Nun wohl, wenn der Handel es verlangt, vertilget sie — aber nennt das nicht Christenthum!

Fast dreißigtausend Kanzeln arbeiteten seit dreißig Jahren Tag und Nacht für die Schwarzen — aber sie hatten nicht ein Wort für die Rothen. Missionaire gehen bis an die äußersten Enden der Erde, um die Heiden zu bekehren und zu civilisiren. Die Indianer sind zu nahe daheim — Ihr könnt den Indianer nicht christianisiren! Er sagt zu viel Wahrheit den Augenblick, wenn er in die Kirche kommt. Als sie den alten Mackinaw-Häuptling bekehrten, war große Freude in dem Prayer-Meeting. Er wurde laut applaudirt, als er sich erhob, um seine Erfahrung zu sagen. Aber der alte Kamerad war zu ehrlich und zu offenherzig — hatte zu lange unter den Weißen gelebt — und als er anfing zu bekennen, welch ein Rabenaas er sei, als er erzählte, wie er die Indianerwaaren mit der Gemeinde getheilt habe, und als er von seinen Liebschaften sprach, da standen verschiedene „Brüder" und auch ein oder zwei „Schwestern" auf und verließen die Betstube.

Um zu zeigen, wie ehrlich wir mit den Indianern umgehen, braucht man bloß zu erwähnen, daß, während unsere Indianeragenten bloß 1500 Dollars Salair bekommen, sie in den Stand gesetzt sind, durch große Industrie und Oekonomie als reiche Leute, als Besitzer von Häusern und Landgütern auf ihren Lorbeeren auszuruhen. Denn groß ist die Diana der Epheser! Neger können zu Sklaven gemacht werden — Indianer niemals! Vier besondere, genau verschiedene Menschenracen sind auf der Erde, welche vier Typen des Pferdegeschlechts repräsentiren. Der weiße Mann ist das arabische Pferd; der Schwarze ist der Packesel; der Indianer ist das Zebra, das ihr niemals zähmen könnt; und der Mulatte ist der Maulesel, der die meisten der Laster und nur wenige von den Tugenden seiner Väter erbt.

Der rothe Mann hat den Weißen geglaubt und wurde von Jagdgrund zu Jagdgrund getrieben, bis selbst die Indianernatur rebellisch wird vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean. Kaum haben sie sich auf ihren neuen Reservationen niedergelassen, als wir auch schon anfangen, sie zu cajoliren; und können wir sie nicht hinausschwindeln, dann treiben wir sie hinaus.

Kaum fünftausend von jedem Hunderttausend Dollars, die votirt werden, erreichen je den Stamm. Der Indianer-Agent theilt mit dem Indianer-Händler; der Indianer-Händler theilt mit dem „Sutler"; der „Sutler" theilt mit dem Farmer und dem Ranchero und alle werden reich, während der Indianer sein Land und Jagdwild verliert und dem Verhungern preisgegeben wird. „Hilf mir den Indianer betrügen, und ich gebe dir die Hälfte." Der Offizier mit kleinem Salair bramarbasirt „Ausrottung", und das Kriegshorn wird geblasen. Santan-ta hat dieser Tage dem General Hancock die ganze Geschichte erzählt, und der Indianer-Agent machte dem Indianer-Rathe ein Ende, denn er konnte das Feuer des Indianers nicht mehr aushalten.

General Sheridan sagt: „Wir können Frieden haben oder Krieg." Laßt den Indianern Gerechtigkeit wiederfahren, und wir können Frieden haben — Ungerechtigkeit und Krieg sind eins.

Eine Thatsache: das Pulver und Blei, womit die Indianer uns jetzt niederschießen, verkauften wir ihnen erst vor einigen Tagen. Eine andere Thatsache: die Indianer bilden die beste Cavallerie in der Welt und wir schicken Infanterie aus, um sie zu bekämpfen. Ich hoffe, daß es den Generälen Sulley und Parker gelingen wird, die freundlichen Stämme von den feindlichen zu trennen; aber ich bezweifle es. Sulley ist wohl der Mann, Indianer zu versöhnen?

Waren es nicht seine Leute und sein Whisky, durch welche die Indianer massacrirt wurden kurz bevor Fort Phil. Kearney angegriffen wurde?

Haltet Wort! — Uebt Treu' und Redlichkeit! —

Respectirt die Verträge! — Betrügt sie nicht! — Belügt sie nicht! — Bestehlt sie nicht! — Und die Indianer verhalten sich ruhig und bleiben friedlich! — Die Indianer hielten immer Wort, die Weißen haben fast immer gelogen. Hatten wir nicht Frieden vor 1853; konnten die Emigranten (die Auswanderer aus den östlichen Staaten) nicht in Frieden über die indianischen Jagdgründe ziehen? Das war das Jahr, in dem ein Schuft von einem Emigranten einen Indianer erschoß, nur um seine Geschicklichkeit im Schießen zu zeigen. Die Rache erfolgte plötzlich. In zwei Tagen war der Emigrantenzug zerstört. Dann folgten mehr Hinterhalte und Gefechte der Weißen mit den Indianern; Lieutenant Grafton und seine Leute wurden auf der Verfolgung der Indianer getödtet. Der Sioux-Krieg von 1854 bis 1855 erfolgte. Als dann Harney und Cooke den Krieg in jenem Jahre mit dem feierlichen Vertrag am Bluewater abschlossen und den Indianern alles Land zwischen dem Platte und dem Missouri einräumten, sagte Harney zu Little Thunder, dem Chef der Sioux: „Dieses ist euer Land, und ihr könnt beliebig jeden weißen Mann tödten, der dort hineindringt." Aber siehe da! Das Montana-Gold wird gefunden. Die Goldsucher strömen mit ihren Revolvern dahin. Harney's Tractat wird vergessen. Mißhandlungen der Indianer kommen häufig vor, und selbst große Niedermetzelungen derselben werden berichtet. Die Indianernatur ist aber auch eine menschliche Natur.

Dann kam die Periode der Brigadegenerale und Indianercommissaire; große Pow Wows (feierliche Unterredungen mit den Indianern) und betrügerische Tractate. Die Indianer wollen die Powder-Riverstraße nach Montana nicht einräumen — mehr Unterredungen — mehr Tractate; wonach dann Tayler mit ihnen in Laramie zusammenkommt, und ihnen das Pulver und Blei verkauft, womit sie das Phil.-Kearney-Gemetzel ausführten. Dann sagte das Kriegsdepartement zum Departement des Innern: „Du bist schuld!" und das Departement des Innern erwiderte: „Du lügst!" Bogy (der Indianercommissair) macht seinen Bericht und das Kriegsdepartement jagt den armen General Cooke fort, welcher nichts mit der Sache zu thun hatte. General Augur ist sein Nachfolger, und eine andere Pow-Wow-Commission wird eingesetzt. Bufort kommt nachher und Richter Kinney geht um mit den Crows (Krähenindianern) zu unterhandeln. Oberst Lewis organisirt Freiwillige in Montana und jede Depesche bringt uns mehr Kriegsnachrichten.

Ich bin der Meinung und sage es offen, daß es besser wäre, die Indianeragenten zu tödten, als die Indianer. Ja, die Wissenschaft, die Civilisation und das Christenthum machen hier seltene Fortschritte. In welchem andern Lande hat man je davon gehört, daß drei Millionen Quadratmeilen von Goldminen und Weizenfeldern für eine Corallenschnur und eine Flasche Whiskey gekauft werden konnten? Allah il Allah!" —

Das sind bittere Wahrheiten. Die armen Indianer sind auf das Schmählichste gerade von denen betrogen und mißhandelt worden, welche von der Regierung der Vereinigten Staaten angestellt und dafür bezahlt wurden, die Interessen der Indianer wahrzunehmen und sie in ihren Rechten zu schützen.

Die Verwaltung der Indianerangelegenheiten durch das Departement des Innern ist leider eine wahre Schande für das Land. Eben so wahr ist es, daß das Kriegsdepartement eine lächerliche Unfähigkeit in der Behandlung der Indianer und in der Kriegführung gegen dieselben an den Tag gelegt hat. Das erstere Departement hat durch seine gewissenlose Corruption am meisten zur Heraufbeschwörung des großen Indianerkrieges beigetragen, und das letztere scheint durch seine unpraktischen Regulationen dafür sorgen zu wollen, daß der Krieg ja nicht zu bald zu Ende geht und dem Lande möglichst viel kostet. Man macht „Geld"!

Die Turopoljer in Kroatien.

Wir erhielten aus Hamburg vom 3. August eine Anfrage, in welcher es heißt: „Ich las in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 31. Juli einen Bericht aus Slavonien, in welchem die Stellung Kroatiens zu Ungarn berührt wird. Der Correspondent sagt, nicht einmal das Agramer Comitat sei im Wesentlichen einig, weil der Turopoljer Bezirk entschieden für die Union in die Schranken trete. — Ich habe in von Klöden's Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Europa nachgeschlagen, finde jedoch in diesem Werke, S. 829, nur „der kroatischen Niederung Turopolya" erwähnt. Könnten Sie vielleicht im „Globus" eine Erläuterung über jenen Turopolyer Bezirk geben?" —

Recht gern. Vor einiger Zeit (März 1866) hat ein kroatischer Schriftsteller, Herr August Schenoa, über die Turopoljer sehr eingehende Mittheilungen gebracht. Wir fanden sie in der „Oesterreichischen Revue", einer ungemein reichhaltigen und vortrefflich redigirten Zeitschrift.

Zu den ältesten autonomen Körperschaften Kroatiens gehört Turopolje, das in den Documenten und Gesetzartikeln Campus nobilium de Turopoly genannt wird. Dieses „Feld" erstreckt sich südöstlich von Agram, am rechten Savenfer, auf einer Fläche von 2 Quadratmeilen; besteht aus dem Flach- und Hügellande und zählt 7539 Bewohner, die in einem Marktflecken, 24 Dörfern, 2 Schlössern, 3 Edelhöfen und 5 Kleindörfern leben. Früher stand dieser Bezirk unter der Botmäßigkeit der Stadt Agram; er gewann aber eine autonome Stellung, als die Turopoljer bei Abwehr der Tataren eine große Tapferkeit gezeigt hatten. Noch heute werden vom Volke jene Asiaten als pasoglavatz, d. h. Hundskopf, bezeichnet. Der ungarische König Bela der Vierte hatte, als er Statthalter des dreieinigen Königreiches war, sämmtliche Turopoljer in den Adelstand erhoben und im Jahre 1255 alle Gerechtsame dieser freien Gemeinde ausdrücklich bestätigt; in späteren Jahrhunderten sind dieselben noch erweitert worden. Kaiser Ferdinand der Erste z. B. bestätigte 1560 den Adel der 99 Bauernfamilien und beschenkte dieselben mit 37 Landgütern. Die Turopoljer setzten sich gegen die Christen tapfer zur Wehr. Zur Zeit der französischen Occupation und während der absolutistischen Reaction in Oesterreich von 1849 bis 1860 ruheten die Privilegien, diese wurden dann theilweise wieder hergestellt „mit bedeutenden, der Neuzeit entsprechenden Beschränkungen". Turopolje ist nun allerdings noch autonom, aber bei weitem nicht mehr so wie früher.

Die Gemeinde war in geringeren Verwaltungssachen von den Behörden des Agramer Comitates unabhängig; die vollziehende Gewalt übte ein Graf der Turopoljer Edelleute. Die verschiedenen Beamten wurden alljährlich am 13. December von der Adelsversammlung auf dem Kastelle zu Lukavetz gewählt. Die Hauptversammlung bestand aus dem Magistrat (d. h. Vicegespan, Capitain der Municipalgarde, 12 Assessoren, Notar, Fiscal und Rechnungsführer) und den Vertretern der 22 Richterschaften (Ge-

meinden). Der Magistrat tagt zu Groß-Goritza, wo Archiv, Casse ꝛc. sich befinden. Der Graf war Magnat (baro regni) im dreieinigen Königreich und in Ungarn und hatte als solcher Sitz und Stimme auf dem Landtage beider Länder. Bis zum Jahre 1848 besaß diese Adelsgemeinde eine eigene Streitmacht, die in Friedenszeiten aus 129, in Kriegszeiten aus 300 Mann Fußvolk bestand.

Gegenwärtig übt der Graf eine beschränkte Gerichtsbarkeit und diese auch nur über die adeligen Einwohner des Feldes aus; die übrigen stehen unter den Agramer Behörden. Die Unadeligen sind zumeist frühere Unterthänige; der mittlere Landadel, der Edelhöfe hat, ist minder zahlreich als der Bauernadel. Oft haben alle Leute in einem Dorfe nur einen einzigen Familiennamen (wie in Montenegro); die meisten Dörfer sind von Edelbauern bewohnt, die ganz gemüthlich ackern und düngen, aber doch mehr als 16 Ahnen aufzuweisen haben.

Die Landschaft zeigt eine zumeist eintönige Fläche; um unansehnliche Kirchthürme gruppiren sich die niedrigen, mit Stroh gedeckten Häuser; dann und wann sieht man einen weißen Edelhof mit Garten und Obstbäumen. Auf dieser Fläche treibt der Turopoljer Ackerbau und Viehzucht, hat Kleinhandel mit Rohproducten, Hausleinwand, Grobtuch, Zwiebeln, Hühnern und Pferden, die er nach Agram zum Verkaufe bringt. Ihn kennzeichnet sein überaus breiter Hut; er trägt einen langen, weißtuchenen, kurzärmeligen Kragenmantel, der mit blauen und rothen Zacken und kleinen Ringen reich verziert ist.

Es ist ein eigenthümlicher Anblick, auf der Landstraße solch einen breitbekrämpten Nachkommen der Tatarenbekämpfer daherreiten zu sehen. Durchdrungen von dem Vorzuge seiner Abkunft blickt er gleichgültig vom Roß auf die Vorübergehenden herab, läßt die Beine herunterhängen an dem Pferde, das nicht etwa einen Zügel, sondern nur eine Strickleine hat; schmaucht mit unvergleichlicher Seelenruhe seine Thonpfeife und sieht aus, als ob er sich einen Herrn der Welt dünke. Er ist stolz darauf, ein Edelmann zu sein; Turopolje ist ein „privilegirtes Territorium", und in diesem sieht er den nichtadeligen Bauer als ein niedriges Geschöpf an. Zänkereien zwischen beiden Theilen, dem adeligen blauen und dem plebejischen rothen Blute, sind an der Tagesordnung. „Ja sam plemenitasch, kraljev brat, — ich bin Edelmann, bin des Königs Bruder!" spricht der Cavalier in breiten Leinwandhosen und blauem Tuchkittel. Früher gab solch ein edler Ritter einem Bauerngenossen, der kein Edelmann war, nicht einmal Feuer für die Pfeife Taback; wenn ihn einer darum anging, verweigerte er es, denn: „bin Edelmann, bin des Königs Bruder!"

In der Ausübung seiner politischen Rechte ließ er es an sich nicht fehlen. Eine Wahl stand bevor. Dann ruhete der Pflug; des Königs Bruder schnallte den reichlich mit Messing beschlagenen Ahnensäbel um, und hochbestiefelt zogen Schaaren von Bauerncavalieren zur Wahlschlacht nach Agram. Er trank so tapfer wie nur einer, er rief sein Schiwio (Vivat) wie irgend wer, er fühlte sich so gut wie jeder andere Edelmann.

Der Turopoljer ist proceßsüchtig. Das Fundament seines Gesammtrechtes ist ihm der Adelsbrief, den er wie eine heilige Reliquie aufbewahrt. Er verklagt z. B. einen Nachbar, der ihm ein Krautfeld beschädigt habe. Dabei zieht er dann aus einem hochrothen Sacktuch ein Bündel von Documenten, die bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen, und spricht dabei: „Dies sind meine Rechte."

„Die Turopoljer, hoher und niederer Adel," so schreibt Herr Schenoa, „klammerten sich mit aller Gewalt an ihre Privilegien; der Municipalismus ging ihnen so ins Blut über, daß sie die heftigsten Gegner des Illyrismus und die eifrigsten Verfechter der Union mit Ungarn waren. Ihr Comes Jostpovitsch spielte 1848 eine nicht unbedeutende Rolle in der ungarischen Revolution; und während der ganzen Periode der nationalen Entwickelung gab es mit den Turopoljern blutigen Zwist, und in Agram wurden zahlreiche Spottlieder über sie gehört. Während der Zeit des absolutistischen Regimentes von 1849 bis 1860 hörte man die Seufzer: Ach, wo sind unsere alten Rechte, Herr? Das Wasser hat sie davon getragen. Diese Neigung zur Union Kroatiens mit Ungarn äußerte sich 1861 und 1866 in offenkundiger Weise. Man würde jedoch irren, dies dem Mangel an Nationalbewußtsein zuzuschreiben und darin Sympathie für Magyarisirungstendenzen zu finden; der Grund liegt vielmehr in dem Festhalten am alten Recht und in der Antipathie gegen den Bureaukratismus, der wohl nirgends heftigere Gegner hat als hier."

In Bezug auf Culturentwickelung stehen alle, adelige oder nichtadelige, Bauern auf einer sehr niedrigen Stufe. Weder Clerus noch Bureaukraten haben dafür gesorgt, daß das Volk Lesen und Schreiben lernte. Den kroatischen Landgeistlichen schildert Herr Schenoa durchschnittlich als einen aufgeklärten und liberal gesinnten Mann, der an der geistigen Bewegung seines Volkes regen Antheil nehme und sich mit Literatur beschäftige. Aber sollte er nicht auch für Ausbildung der Bauern etwas thun und dafür sorgen, daß sie zum allerwenigsten Lesen und Schreiben lernen?

Skandinavische Runen am Potomac in Nordamerika.

Wir erhalten soeben, da wir unsere Nummer schließen wollten, einen Bericht des dänischen Naturforschers Thomas C. Rafinson über einen Runenfund am Potomac. Er steht in der „Washington Union", aus welcher ihn die „Newyork Weekly Tribune" vom 7. August entlehnt hat. Der wesentliche Inhalt ist folgender.

Es handelt sich um die Entdeckung der Gebeine einer isländischen Frau, welche im Jahre 1051 starb, und um eine Inschrift mit Runenzeichen, welche ihr Grab bezeichnet, also um einen Beweis mehr für die Anwesenheit der Normannen in Nordamerika 500 Jahre vor der Entdeckung der westlichen Erdhalbe durch Columbus. Die Funde sind zu Washington im Museum der Smithsonian Institution niedergelegt worden.

Im Jahre 1863 wurde auf Island von dem Engländer Philipp Marsh bei der alten Kirche von Skalholt, die wahrscheinlich 1057 vom Bischof Isleif erbaut worden ist, eine lateinische Handschrift aus dem Jahre 1117 aufgefunden; sie wird jetzt als Skalholt Saga bezeichnet und war bis dahin unbekannt bis auf ein Bruchstück, das sich in der berühmten Handschriftensammlung des Arnas Magnäus befand; diese aber wurde ein Raub der Flammen. Die Saga ist ohne Zweifel von einem Mönche geschrieben worden; sie bezieht sich auf die Thaten der Isländer in dem von ihnen aufgefundenen Winland und dem südlich von diesem gelegenen Hvitramannaland und Irland it mikla, von denen sie so spricht, als seien schon früher Irländer dorthin gekommen. Ferner erzählt sie die Kämpfe der Normannen mit den Skrälingern, und berichtet über einen Zug, welchen

Hervador von Winland aus gen Süden an der Küste von Hvitramannaland unternommen habe. Er überwinterte dort und fuhr zu Schiffe nach Norden und Nordwesten auf einer See und verschiedenen Flüssen. Dann kam er an Wasserfälle, die sehr schäumten und die er als Hvidsärk, weißes Hemde (Körper?), bezeichnete. Diese Katarakte werden besonders hervorgehoben, denn es wird erzählt, daß in ihrer Nähe die uneheliche Tochter des Snorri, der in Winland geboren und ein Sohn Karlsefne's war, welchen dieser mit Thorstein's Wittwe Gudrid gezeugt, — vermittelst eines schmalen Speers (Pfeils) getödtet worden sei. Unweit der Stelle, wo sie starb, habe man sie begraben.

Nun hatte Sir Thomas Murray, welchem Marsh die Skalholt Saga gab und der sie ins Englische übersetzte, vermuthet, daß die See und die Flüsse, von welchen die Rede ist, sich auf die Chesapeakebay beziehen könnten, und daß man in dem Hvidsärk die großen Wasserfälle, welche der Potomac oberhalb der Stadt Washington macht, wieder erkenne. Die Sache hatte aber vorerst keine weitere Folge.

Aber Raffinson verfolgte sie weiter und er machte mehrere Ausflüge zu den Katarakten, um nach Spuren von Hervador's Zuge zu suchen. Am 28. Juni 1867 begab er sich dann mit dem Geologen Lequeureux, mit Professor Brand aus Washington und Dr. Boyce aus Boston wieder dorthin und fand die Runeninschrift, welche das Grab einer isländischen Frau, Snasu, bezeichnete; gleich nachher grub er, genau an dem von der Inschrift bezeichneten Punkte, Ueberreste eines menschlichen Körpers aus. Er bezeichnet nun die Inschrift als die Hvidsärk-Inseription. Sie befindet sich an der Nordostseite eines großen Felsens, der Arrow head, Pfeilspitze, benannt wird, im Potomac, etwa 2 Miles unter den großen Fällen und etwa 13 Miles oberhalb Washingtons. Sie wird dadurch geschützt, daß der Felsen mit einer Wölbung überhängt; bei der Entdeckung war sie theilweise mit Flechten überzogen. Ganz nahe ist eine sehr gekrümmte Sprossentanne gewachsen, die auch als Schutz gedient hat. Der obere Winkel der Inschrift, zur linken Hand, befindet sich 5 Fuß über dem Erdboden, der untere zur rechten Hand 3 Fuß. Die Staben sind etwa 3 Zoll hoch und von verschiedener Tiefe, theils gleichsam nur eingekritzelt, theils bis zu einem achtel Zoll eingeschnitten.

Die Inschrift besteht aus sechs Reihen, die etwas kürzer sind, als die bei den Inschriften mit sogenannten Navockrunen; das ist aber durch die Beschaffenheit der Oberfläche des Steines bedingt. Dieser ist harter Sandstein, grau, etwas ins Bräunliche spielend, etwa 19 Fuß lang, 17 Fuß hoch und 27 bis 29 Fuß breit; er stützt sich auf sein südöstliches Ende und hat keine Risse. Die menschlichen Ueberreste lagen 6 Fuß von der Inschrift, 9 Fuß von der Wurzel der Tanne entfernt und 32 Fuß von der Wassermarke des Flusses, der an jenem Tage etwas hoch stand.

In römische Buchstaben übertragen und mit den Zeichen und den restaurirten Runen, die hier in Parenthese eingeschlossen sind, ist die Inschrift in folgender Weise zu lesen:

[Zeichen K] HIR HVILIR SYARY [Zeichen T] FAGRHADDR [Zeichen X] AUS [TFIR] THINGR [IK] IA KILDI SY [SS] R TH [OR] G SAM [FETH] RA [Zeichen oder Wort unkenntlich] HALPSHRIT [UGR] [Zeichen X] GLEDA GUD [Zeichen X] S [ALH] ENAR [Zeichen X]. MLI. [Zeichen unkenntlich].

In der Uebersetzung, mit Hinweglassung der Zeichen, heißt das:

Hier ruhet Syasi (oder Suasu), die Hellhaarige, eine Person aus dem östlichen Island, die Wittwe Kjoldr's, Schwester Thorgr's, Kinder desselben Vaters ... 25 Jahr alt. Möge Gott ihre Seele fröhlich machen. 1051.

Sie ist in alterthümlichen Navockrunen geschrieben, von welchen man eine Abart nur auf den Orkaden und auf der Insel Barlsof findet. Raffinson geht dann näher auf eine Charakteristik der verschiedenen Runen ein; wir folgen ihm aber heute nicht bei diesen Auseinandersetzungen, weil er in einem größern Werke diesen Gegenstand ausführlich behandeln will; wir wollen nur bemerken, daß die Inschrift am Potomac keine zwischen die Runen eingemischte römischen Buchstaben hat, und eben so wenig Figuren von Menschen oder Thieren. Nur das Zeichen des Kreuzes und das Jahr deuten auf christliches Bekenntniß.

Hir hvilir, hier ruhet. So begannen schon im Mittelalter die christlichen Grabschriften. Der Name Snasu kommt in der Skalholt Saga nicht vor; dort wird sie nur als uneheliche Tochter Snorri's bezeichnet, der in jenen Tagen ein berühmter Mann war und seines Vaters Gestalt, Muth und Kraft geerbt hatte.

Fagrhardr, hellhaarig, Kildi und Thorg, Dative von Kjoldr und Thorgr, die von der Präposition af regiert werden. Der erstere wird einmal in der Skalholt Saga genannt, da er einen Zweikampf hatte, bei welchem er bis zum Gürtel im Wasser stand und mit den winländischen Skrälingern (Eskimos) focht, die ihn mit ihren Booten umzingelt hatten; er kommt aber nicht in Verbindung mit Snasu vor. Des Thorgr wird in jener Saga nur beiläufig erwähnt.

Sam fetra, derselbe Vater, deutet an, daß Snasu kein eheliches Kind gewesen; sie ist Thorgr's Schwester, illegitime Tochter des Snorri Thorfinnson. Hier ist eine Bestätigung der Angaben, welche die Skalholt Saga bringt.

Halfthritugr, 25 Jahre, ist ein specifisch-isländischer Ausdruck; halb zu 30.

Glena Gud sal henar, möge Gott ihre Seele erfreuen, bedeutet so viel als Requiescat in pace, und kommt auch auf vielen anderen Runen, noch im 11. und 12. Jahrhundert vor.

MLI ist auf der Inschrift mit Runenzeichen gegeben. Nach dem 10. Jahrhundert war die christliche Jahresbezeichnung auf den Runen allgemein; dafür sind viele Beispiele vorhanden.

Das Zeichen des Kreuzes wurde durch die Mönche eingeführt. Zwei andere Zeichen kann Raffinson nicht erklären.

Jener Felsen am Potomac ist schon früher bekannt gewesen; denn gleich oberhalb der Inschrift, am Ende der rechten Seite, ist sehr deutlich der eingekratzte Name „W. Langley 1755" zu lesen.

Während Lequeureux und Raffinson die Inschrift copirten, arbeitete Professor Brand mit einer Negerin im Erdboden, den Runen gerade gegenüber. Sie zogen einen 18 Zoll tiefen Graben und fanden zuerst einen menschlichen Backenzahn. Nun halfen die anderen und man fand einen zweiten Backenzahn, dann einen Schneidezahn und das Bruchstück eines großen Knochens, der aber an der Luft zerfiel. Sie fanden ferner drei Putzsachen von Bronze von verschiedener, nicht deutlich erkennbarer Form; in der Mitte eines jeden war ein Loch, wahrscheinlich um einen Faden hindurchzuziehen; weiter zwei Glieder eines großen Encriniten, der vielleicht als Halsschmuck getragen wurde, und zwei byzantinische Münzen aus dem 10. Jahrhundert. Dieser Fund hat nichts Auffallendes, denn die Normänner und Isländer unternahmen bekanntlich häufige Seefahrten ins Mittelmeer bis zur syrischen Küste und bis Konstantinopel, wo sie als Waräger in der kaiserlichen Leibwache dienten.

Aus allen Erdtheilen.

Die Vernegerung der nordamerikanischen Südstaaten. Vermöge der sogenannten Reconstructionsbill, welche der radicale Rumpfcongreß zu Washington für die „Rebellenstaaten" gegeben hat, sind dort vier Fünftel aller weißen Männer vom Stimmrecht und von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Wer in der conföderirten Armee gedient hat, wer eine Stelle unter der conföderirten Regierung bekleidete, wer an der „Rebellion" direct oder indirect betheiligt war, unterliegt dem Bann und der Acht, welche der Washingtoner „Jakobinerclub" über den Süden verhängt hat. Was an bürgerlicher Verwaltung etwa vorhanden ist, hängt völlig von der Willkür und dem Belieben der Militaircommandanten ab; diese sind in der Wolle gefärbte Ultraradicale und lediglich Werkzeuge in den Händen der Washingtoner Jakobineroligarchie. Man spricht in Europa viel von dem Drucke, welcher auf Polen laste, oder von der Tyrannei, welche einst in Neapel geübt wurde. Aber wie mild erscheinen Czar Nicolaus und König Bomba gegen die Radicalen des Rumpfcongresses und ihre Werkzeuge! Für ein so planmäßiges und raffinirtes System der Rache, wie die Congreßjakobiner der sogenannten republikanischen Partei befolgen, kennen wir in der Geschichte kein Nebenstück, wohl aber liegt schon jetzt zu Tage, daß sie die Republik zu Grunde gerichtet haben. Bis auf Weiteres werden sie ihre Pläne durchsetzen und, was die Hauptsache ist, die Aemter behalten. Die zehn „Rebellenstaaten" haben etwa 8 Millionen Einwohner, wovon 4½ Millionen Weiße und 3½ Millionen Neger. Diese alle haben das Stimmrecht; man rechnet auf 7 Köpfe 1 Stimme, also sind etwa 500,000 Neger Wähler. Die Weißen würden 650,000 Stimmen zählen, aber vier Fünftel sind ihres Wahl- und Stimmrechts beraubt. Nun sind unter Begünstigung der Radicalen viele ihrer weißen Parteigenossen aus dem Norden, namentlich aus Neuengland, nach dem Süden geschickt worden, „um die Schwarzen über ihre Interessen aufzuklären", d. h. sie für die radicale Partei zu gewinnen und den Demokraten abwendig zu machen. In vielen Gegenden ist ihnen das gelungen, in anderen nicht. Das Einregistriren der Stimmen wird vom Militaircommando controlirt, und jeder Weiße, der „illoyaler Gesinnungen verdächtig" ist, wird zurückgewiesen. So kommt es, daß z. B. in Louisiana nur 42,662 Weiße stimmfähig sind, gegen 79,129 Neger, die also eine Majorität von mehr als 36,000 haben. In der Stadt Savannah in Georgien können 2269 Weiße und 3062 Neger stimmen. Die eingeborenen Beamten der Counties und Städte sind zumeist durch Befehl des Militaircommandos beseitigt und durch importirte Nordyankees, theilweise auch durch Neger ersetzt worden. In Tennessee, wo der von Lincoln dem Staate durch Waffengewalt aufgezwungene Pastor Brownlow Gouverneur ist, war jüngst eine Neuwahl erforderlich. Brownlow wollte um jeden Preis seine Stelle behalten; er bewaffnete etwa 20,000 Neger, schloß alle Demokraten von der Wahlurne aus und ließ den nicht radicalen Theil der Republikaner, die gemäßigten Leute seiner eigenen Partei, welche seiner Blut- und Gewaltherrschaft überdrüssig sind, in ärgster Weise mißhandeln. Demokraten und ehemalige Conföderirte durften gar nicht an die Stimmkästen; trotzdem hatte Pastor-Gouverneur Brownlow etwa 32,000 Stimmen gegen sich; aber 57,000 Stimmen erhielt er doch, und von diesen waren mehr als neun Zehntel von Negern, die übrigen von importirten Nordyankees abgegeben worden! Mehr als 70,000 Wähler hatte Brownlow, kraft seiner Machtvollkommenheit, aus den Listen gestrichen, weil keiner, den er für „illoyal" hält, stimmen soll. So wurde er wieder Gouverneur von der Neger Gnaden und diese wählten 8 Repräsentanten in den Congreß! An Abhülfe ist nicht zu denken. — Im Staate Kentucky hat man die Niggerherrschaft noch nicht; dieser Staat, gleich Maryland, Delaware und Connecticut, macht gegen die Radicalen Front und diese speien darüber Feuer und Flamme. Die „Verfassungsfreunde", welche die von den Radicalen zerrissene Constitution der Vereinigten Staaten bewahren, respective wiederherstellen wollen, sind dort in der Mehrheit. Im vorigen Jahre hatten sie bei der Wahl, bei welcher 154,014 Stimmen abgegeben wurden, eine Mehrheit von 37,944; jetzt, im August 1867, theilten sich die demokratischen Verfassungsfreunde in zwei Theile: in die mit conföderirten, südlichen Sympathien und die mit nördlichen föderalen Gesinnungen. Beide stellten besondere Candidaten auf; die conföderirte Abtheilung aber setzte ihren Candidaten, den Deutschen J. J. Helm, mit mehr als 50,000 Stimmen Majorität durch. Nun meinen die radical-republikanischen Blätter, man müsse den widerborstigen Kentuckiern dasselbe Recept verschreiben, das in Tennessee so gute Wirkung gethan habe! Es ist übrigens für das „Gleichheitsstreben" der nordamerikanischen Radicalen kennzeichnend, daß sie den Indianern das Stimmrecht verweigern, und ebenso den Chinesen, welche doch einem alten Culturvolke angehören und fleißige Menschen sind. Aber die haben freilich keine schwarze Haut!

Die Erforschung Cochinchinas durch die Franzosen. Im vorigen Jahre begann der Fregattencapitain Lagrée seine Fahrt, um den obern Lauf des Mekong bis nach Laos hinein zu erforschen. Am 19. Juni 1866 fuhr er in den Fluß von Kambodscha hinein, wurde vom Könige von Kambodscha sehr gut aufgenommen und besuchte die Tempelruinen des Ongkor Wat, über die wir demnächst von Adolf Bastian eingehende Schilderungen zu erwarten haben. Dann fuhr er wieder in den Hauptfluß und diesen aufwärts bis Sombak. Bei Krateh ist derselbe wegen der Stromschnellen nicht mehr für Kanonenboote fahrbar, und deshalb schiffte er über diese Kataraften des Mekong auf leichten Barken der Eingeborenen, und am 5. October erreichte er Bassak, das einst Hauptstadt eines der Königreiche in Laos war; jetzt bildet es den Hauptort einer siamesischen Provinz. Inzwischen war in Kambodscha eine Rebellion ausgebrochen, also im Rücken der Reisenden, und diese hatten nun keine Verbindung mit Puum peinh, dem äußersten Vorposten der Franzosen im obern Cochinchina. Trotzdem untersuchte der Hydrograph Garnier den Fluß Athlopeh, der in den Kambodscha fällt, während Lagrée, nach einer Untersuchung der prächtigen Ruinen von Bassak, gen Norden weiterschiffte. Am 20. December war er wieder in Bassak; das Thermometer zeigte dort nur 1° über Null, — eine auffallende Erscheinung in einem Lande, wo die Mitteltemperatur des Jahres 30° C. beträgt. Er machte dann einen großen Umweg um das obere Kambodscha herum, und gelangte glücklich nach Puum peinh. Die Ergebnisse dieser jedenfalls interessanten Reise sollen demnächst bekannt gemacht werden.

Telegraphen-Häringe in Norwegen. Wir theilten neulich aus der Feder eines gründlichen Beobachters, Herrn Dr. Mehwald, einen Aufsatz über die Härings- und Brislingsfischerei bei Norwegen mit („Globus" XI., S. 343 ff.), der den wichtigen Gegenstand eingehend und klar erörterte. Jetzt lesen wir Mittheilungen, welche die Benutzung des Telegraphen bei der Fischerei besprechen; sie rühren von der norwegischen Telegraphendirection her.

Unsere große Fischerei, so berichtet sie, wird längs der ganzen Küste von Stavanger bis zur russischen Grenze auf einer Erstreckung von 1200 Seemeilen (= 300 deutschen Meilen) betrieben. Der Fang einiger Fischgattungen ist veränderlich, sowohl hinsichtlich der Jahreszeit als auch hinsichtlich der Localität; der Fang anderer dagegen findet regelmäßig zu gewissen Zeiten, wenn auch mit Schwankungen von einigen Wochen, und an bestimmten, allerdings periodisch wechselnden Küstenpunkten statt, wobei indeß auch diese Perioden selbst Schwankungen von geringerem Belange zeigen.

Unter den regelmäßig wiederkehrenden Fischereien nimmt der Fang des Härings im Winter, wo diese Fische auf ihren Wanderungen an die Küste kommen, um in seichtem Wasser unter dem Schutze der Klippen zu laichen, den ersten Rang ein. Diese Fischerei, welche von Mitte Januar oder Anfang Februar bis Mitte März stattfindet, erstreckt sich gegenwärtig auf die Küstenstrecken nördlich von Stavanger bis südlich von der Bucht von Bergen und auf die von Cap Stat (nahe der Telegraphen-Station Larsnäs) bis südlich von der Station Floroe. Sie giebt etwa 40,000 Menschen Beschäftigung. Die Vorzeichen der Ankunft der Häringe, der „Häringsschein" oder „Häringsblick" (sildeglimt) genannt, werden kurze Zeit vor Beginn des Fischfanges sichtbar. Man sieht alsdann vom hohen Meere her ungeheure Schaaren von Fischen den Küsten sich nähern, im Munde des Volkes „ein Berg Häringe" genannt, gefolgt von Cetaceen und begleitet von einer unzählbaren Wolke von Seevögeln. Eine ambulante Inspection der Fischerei macht hiervon durch den Telegraphen allen interessirten Telegraphen-Stationen regelmäßige Meldung und läßt dieselbe dort durch Anschlag veröffentlichen, um die Fischer fortlaufend über die Ankunft der Fische in Kenntniß zu halten. Fliegende Telegraphen-Stationen werden bereit gehalten, um sie an jedem beliebigen Punkte der Linie aufzustellen, und von dem Augenblicke an, wo der Häring beim Eingange der Buchten die submarinen Kabel passirt hat, werden seine geringsten Bewegungen von beiden Ufern sorgfältig überwacht. Benachrichtigt durch die Telegraphen-Stationen, eilen alsbald von allen Seiten die Fischer herbei mit Netzen, Schiffen, Tonnen und Salz, mit ihnen auch Aufkäufer und Händler; Alle nehmen ihren Weg zu den Fischereiplätzen.

Die Küstenbevölkerung weiß sehr gut die wichtige Rolle zu würdigen, welche der Telegraph in ihrer Industrie spielt, und in solchen Fällen, wo der Fang lediglich durch Dazwischenkunft des Telegraphen ermöglicht werden kann, nennt sie die gefangenen Fische „Telegraphen-Häringe". Während der ganzen Dauer des Fischfanges läßt die ambulante Inspection alle Morgen bei den Stationen Bulletins bekannt machen, welche das Quantum des Fanges, den Preis der Fische, den Weg der Fischgrenze und selbst das Colorit des Wassers enthalten, welches allmälig im Umkreise mehrerer Meilen eine milchige Farbe annimmt. Dies bekundet, daß das Laichen beendet ist, und man macht sich nun für neue „Scheine" und für die Ankunft neuer Fischzüge bereit.

Die Jahresmesse von Irbit im Gouvernement Perm, Rußland. Sie wird am 15. März eröffnet und ist für den Verkehr mit Sibirien von großem Belang. Auf den diesjährigen Markt wurden Güter im Werthe von 38,622,000 Silber-Rubel angebracht und davon für 35,537,000 S.-R. verkauft. Hauptartikel waren: Baumwollengewebe, Pelzwerk, Pelze, Häute und Galanteriewaaren. Es hatten sich 75 Kaufleute erster, 841 zweiter Gilde und 227 Ausländer eingefunden. Die Zahl der Personen verschiedener Stände, welche der Messe wegen nach Irbit gekommen waren, betrug 10,450 Personen.

Westaustralien. Die Einwanderung dorthin ist schwach; 1866 kamen nur 167 Köpfe dort an; außerdem wurden 583 Sträflinge gelandet. Die Colonialausgaben betrugen etwa 78,000 Pf.St.; die Volksmenge betrug Ende 1865 nur 20,260 Seelen.

* * *

Die japanische Regierung hat für die Volksschulen der Hauptstadt Yeddo nicht weniger als 25,000 Bände englischer Schulbücher in Nordamerika gekauft; die Buchhandlung von Putnam in Neuyork macht das Geschäft und hat neulich die erste Sendung, 40 Centner schwer, abgeschickt.

Nach der Colonie Liberia an der Westküste von Afrika, über die von Unkundigen so viel Rühmens gemacht wird, die sich aber in sehr kläglichen Verhältnissen befindet, war eine Anzahl schwarzer Leute aus Südcarolina gegangen. Man hatte ihnen allerlei Gutes von der Uebersiedelung versprochen, sie fanden aber die Zustände so erbärmlich, daß sie wieder zurückgekommen sind und eine dringende Warnung vor einer Auswanderung nach Liberia erlassen haben. Sie sehen die Dinge weniger rosenfarbig an als die Missionsberichte.

Im Monat Juli 1867 sind in den Vereinigten Staaten Brandschäden in der Höhe von 23,830,000 Dollars vorgekommen. Dabei sind aber nur jene gerechnet, welche über 20,000 Dollars betragen.

Am 1. August 1867 betrugen die Staatsschulden der Union 2,686,685,896 Dollars.

Ein Blatt in Louisiana, „The Planters Banner", schreibt: Seit der Ueberschwemmung muß der Zugführer auf der Opelousas-Eisenbahn seine Pfeife mehr als je zuvor erschallen lassen, damit die Alligatoren Platz machen. Der Bahnkörper ist nämlich weit und breit der einzige feste Boden, welcher über das Wasser hervorragt, und deshalb benutzen ihn die Ungeheuer, wenn sie sich in der Sonne gemächlich ausruhen wollen. Manche sind trotz des Pfeifens ruhig liegen geblieben und von den Rädern zermalmt worden.

Für den Suezcanal sind bis zum 1. August schon 237,246,473 Francs verausgabt worden; etwa 37 Millionen mehr als veranschlagt worden war. Zum Fortführen der Arbeiten, die bis October 1869 beendigt sein sollen, bedarf man aber noch über 100,000,000 Francs, und es ist sehr die Frage, ob man damit ausreichen kann.

In Missouri sind in der Nähe des Pilot Knob reiche Zinnlager durch einen Waliser entdeckt worden. Dieses Metall ist bisher in den Vereinigten Staaten nicht gefunden worden.

Die Chinesen haben sich endlich zur Annahme eines besseren Münzsystems bequemt. Man prägt jetzt in Peking Gold- und Silbermünzen im Werthe von 20, 5 und 1 Francs. Auf der einen Seite steht der Namenszug des Kaisers, auf der andern das Reichswahrzeichen, nämlich der geflügelte Drache.

In Californien macht die Zucht der Seidenwürmer Fortschritte.

Petroleum wird nun auch in Peru gewonnen. Bei Tumbez fördert jetzt eine Compagnie monatlich mehr als 3000 Faß, und im Juli ist ein zweiter Brunnen in Angriff genommen worden, der täglich mehr als 50 Faß giebt.

An Wolle exportirte Buenos-Ayres im Jahre 1832 erst 944 Ballen, 1866 aber 144,167; aus Montevideo wurden 1864 schon 18,864 Ballen ausgeführt. Havre führt jetzt 50,000 Ballen La-Plata-Wolle ein, für welche namentlich in den Tuchfabriken in Elbeuf Nachfrage ist.

Herausgegeben von Karl Andree in Braunschweig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Die Küstenregionen von Guyana.

II.

Das Curare-Gift. — Der schwarze Sträfling Dschimbo und dessen Thaten. — Eine Hinrichtung. — Schwimmende Zuchthäuser und Sträflingsdörfer. — Die Goldwäschen am Approuague. — Thierleben in Guyana. — Kaimans und Jaguare. — Schlangen, Krabbenspinnen und Skorpione. — Die Geckonen. — Paramaribo am Surinam.

Wir haben neulich („Globus" XII, S. 38 f.) geschildert, in welcher Weise die Ticunas-Indianer ihr Pfeilgift bereiten. Auch in Guyana verstehen sich die braunen Leute und die Neger vortrefflich auf diese gefährliche Kunst, brauchen sich aber nicht so viele Mühe zu geben, um das Gift zu bereiten; sie haben das Curare, mit welchem sie ihre Waffen bestreichen. Wenn dieses zum Austragen zu trocken ist, dann halten sie es über das Feuer, in den Rauch, und sofort wird es weich; es ist außerdem in jeder Flüssigkeit löslich. Ein kleines Thier stirbt, ohne daß man ihm schmerzhafte Empfindungen anmerken könnte, nur unter leisen Zuckungen in höchstens einer Minute, nachdem der Pfeil mit seinem Blute in Berührung gekommen ist. Große Thiere und Menschen verenden nicht so schnell und manchmal tödtet die Wunde gar nicht, das aber hängt von der Menge und der Stärke des Giftes ab, und dann auch von dem Körpertheile, in welchen es eingedrungen ist.

La Condamine und einige amerikanische Gelehrte haben behauptet, daß das Curare, innerlich genommen, nicht tödtlich wirke, Fontana aber ist vom Gegentheil überzeugt. Auf der Zunge hat es einen bittern Geschmack; der Rauch beim Verbrennen wirkt nicht nachtheilig; eben so wenig der Geruch. La Condamine bewahrte vergiftete Pfeile drei Jahre lang auf; er meinte, daß der Rost und die Länge der Zeit die Stärke wohl abschwächen würden. Als er dann aber einem Huhn einen leichten Stich beibrachte, starb dasselbe nach sieben Minuten. Einer andern Henne versetzte er mit einem in frisches Gift getauchten Pfeil einen Stich unter dem Flügel und sie starb unter Zuckungen binnen einer Minute, trotzdem man ihr Zucker eingegeben hatte. Dieses gilt als Gegengift und wirkte auch als solches bei einer dritten Henne, bei der sich gar keine nachtheiligen Folgen zeigten. Salz soll gleichfalls ein Gegengift sein, doch wird auch das bestritten. Der alte Reisende Stedman erzählt, daß in Berbice eine Negerin, welche nur leicht durch einen Pfeilschuß verwundet worden war, fast augenblicklich todt war; ihr Kind, das sie an der Brust hatte, sei auch bald nachher gestorben. Diese Geschichte klingt nicht wahrscheinlich. So viel aber ist gewiß, daß das Curare tödtlich wirkt, sobald es in Berührung mit dem Blute gebracht wird. Die vergifteten Pfeile sind klein und werden in Guyana, wie am Amazonas, aus einem Blasrohre von 6 bis 7 Fuß Länge geschossen. Der obere Theil des Pfeils ist mit Baumwolle derart umwickelt, daß er ins Rohr paßt; er fliegt dann mit großer Stärke 10 bis 15 Ellen weit.

Folgende Thatsache ist oftmals beobachtet worden. Ein Affe, der mit einer gewöhnlichen Wasse verwundet worden ist, klammert sich wohl an einen Baumzweig an und bleibt dort hängen, sobald er aber von einem vergifteten Pfeile getroffen worden ist, fällt er sofort zu Boden und bleibt liegen. Uebrigens können die vermittelst des Pfeilgiftes erlegten Thiere gegessen werden; man weiß kein Beispiel, daß ihr Genuß eine schädliche Wirkung gehabt hätte. Unvergiftete Pfeile schießt der Indianer auf dem Bogen ab; wenn er Fische erlegen will, befestigt er am Pfeil einen Faden mit einem Holzstückchen, damit er daran erkenne, wo der Fisch sei; er zieht ihn dann aus dem Wasser. Papageien, Aras, kleine Affen und andere Thiere, die man lebendig haben will, werden mit einem Bolzen geschossen. An Stromschnellen und Wasserfällen sieht man nicht selten einen Indianer stehen; er bewegt kein Glied und sieht aus wie ein Standbild von Bronze; aber den Blick hält er auf den schäumenden Abgrund geheftet und wartet ab, bis ein Aïmara emporspringt. Im Nu schießt er den Pfeil ab und trifft den Fisch, der ein köstliches Fleisch hat und unsern Lachs ersetzt. In ruhigem Wasser betäubt man die Fische mit Rinde vom Nekuholze, nach welcher sie sehr lecker sind. Sie schwimmen dann wie todt auf dem Wasser und man kann sie leicht mit der Hand fangen.

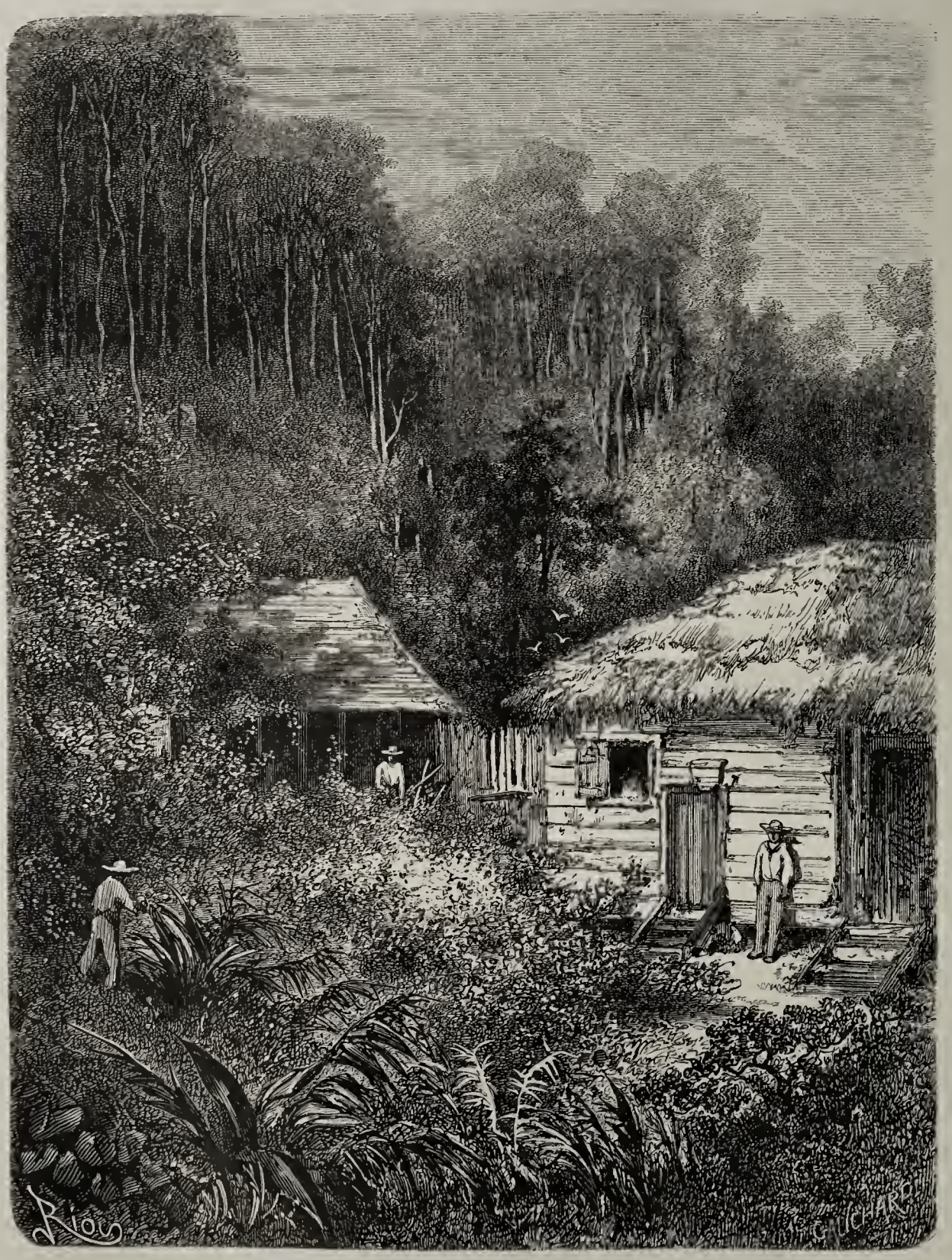
* * *

Man begreift leicht, daß in Cayenne ein großer Theil der Unterhaltung sich um Sträflinge und Neger dreht. Dann und wann ereignen sich Vorgänge, welche eine gewisse Aufregung veranlassen. Das war auch am 8. Januar 1862 der Fall. Schon früh um sechs Uhr war die ganze, für gewöhnlich so träge Bevölkerung auf den Beinen, denn es sollte eine öffentliche Hinrichtung stattfinden. Ein „freier eingewanderter" Neger, der Urafrikaner Dschimbo, sollte vom Leben zum Tode gebracht werden. Man bezeichnete ihn gewöhnlich als den Rongu. (— Bouyer, den wir hier erzählen lassen, bemerkt, daß die „Rongus" ein Stamm an der Gabonküste seien; er irrt aber wohl in dem Namen und meint die Pongue. —)

Dschimbo hatte seit länger als anderthalb Jahren der Polizei zu schaffen gemacht und alle Anschläge derselben ver-

eitelt. Er lebte auf der Insel Cayenne in den Wäldern in der Nähe der Hauptstadt, und doch wußte er allen Nachstellungen zu entgehen. Manchmal hörte man längere Zeit gar nichts von ihm, dann tauchte er plötzlich wieder auf, raubte und mordete und Niemand war sicher vor ihm. Der Schrecken war allgemein; man wollte in diesem Neger etwas Uebernatürliches finden, die Leute wagten sich kaum noch ins Freie, am allerwenigsten aber in den Wald, besonders nachdem er mehrmals Mädchen entführt hatte. Nicht selten wagte er sich an ganze Menschengruppen, denn Einzelne getraueten sich gar nicht mehr ins Feld, und die Landleute brachten keine Früchte mehr zur Stadt.

Wie konnte dieser Verbrecher auf einer keineswegs umfangreichen Insel sein Unwesen so lange forttreiben und sich auch den eifrigsten Nachstellungen entziehen? Die Sache erklärt sich bald. Auf Cayenne besteht der größte Theil des Bodens aus „verlorenen“ Ländereien, d. h. Wäldern mit dickem Unterholz und Gestrüpp. In den eigentlichen Hochwaldun-



Hütten der freigelassenen Sträflinge in Cayenne.

gen konnte man sich Bahn brechen, weil dort nur schwaches Gebüsch und Schlingpflanzen einigermaßen hinderlich sind; aber im Strauch- und Gestrüppdickicht kommt man nicht vorwärts, es bildet ein chaotisches Labyrinth. Die Hütten der Landleute liegen weit aus einander und sind überdies alle von Dickicht umgeben, durch welches von der einen Wohnung zur andern enge Pfade führen, auf denen aber nicht zwei Menschen neben einander gehen können; zwischen den grünen Einfassungen auf beiden Seiten ist nur ein Gänsemarsch möglich. Eigentliche Wege von größerer Breite führen allerdings nach einigen Dörfern, aber diesen Straßen entlang findet man, und gleichfalls nur in großen Zwischenräumen vereinzelte Wohnstellen, und auch diese liegen am Walde, der einen sichern Schlupfwinkel bildet.

Dschimbo war ein Neger von herkulischer Körperkraft; wen er einmal packen konnte, den warf er zu Boden und der Mann war verloren. Kugeln konnten ihn in seinem Gestrüppwalde nicht treffen. Er war stark und schlau wie ein

Tiger; wild, keck, grausam, blutgierig wie eine wilde Bestie. Bis auf den Gürtel hinab ging er unbekleidet; sein gewaltiger Oberleib und das Gesicht waren mit Narben und Tättowirungen bedeckt; diese bilden bekanntlich die Abzeichen der verschiedenen Negerstämme. Auch von Dornen hatte seine Haut manche Risse bekommen. Dschimbo war nicht hoch gewachsen, Arme und Oberleib waren lang, die Beine nur kurz, aber der wilde Kopf saß auf einem Stiernacken, und wenn er den Mund öffnete, sah man die weißen, spitz zugefeilten Zähne, welche aus einem Haifischrachen genommen zu sein schienen. Er glich seinem afrikanischen Landsmanne, dem Gorilla, und war eben so brutal-sinnlich wie dieser. In der rechten Hand trug er einen alten Reitersäbel, mit welchem er sich im Gestrüppe Bahn hieb, manchmal steckte er ihn in seinen Gürtel; dann war eine dicke Eisenstange seine Waffe, mit der er spielte, als wäre sie eine Gerte. Und doch waren seine Hände sehr klein.

Dieser Neger erschien so recht als ein Symbol der rohen Kraft und Gewalt, und Bouyer, der ihn gesehen hat, empfand Schauder beim Anblicke dieses menschlichen Ungeheuers, das einer ganzen Gesellschaft den Krieg erklärt hatte und seinem grimmigen Wesen ungehindert den Zügel schießen ließ.

Als Frankreich die Zwangsarbeit der Neger aufhob, fehlte es, wie schon gesagt und allgemein bekannt ist, an Arbeitskräften. Man führte deshalb den afrikanischen Sklavenhandel unter einer andern Firma ein und holte Neger, die als „freie Emigranten“ bezeichnet wurden, von den Küsten Afrikas, um sie in den Colonien zur Arbeit zu verwenden. Zu diesen „freien“ Leuten gehörte auch der Rongu. Er war am 26. September 1858 in Guyana aus Land gebracht worden und mußte in den Goldwäschereien am Fluß Approuague arbeiten. Dort trat von vornherein seine wilde Natur zu Tage. Er wurde eingesperrt und ausgepeitscht; aber das half bei ihm nichts. Dschimbo war gar nicht zu bändigen. Im December 1859 verurtheilte das Gericht ihn zu dreimonatlichem Gefängniß und fünf Jahre lang sollte er unter strenge Aufsicht gestellt werden. Er hatte Gewaltthätigkeiten an vielen Personen verübt, hatte gestohlen und war als Vagabunde vielfach rückfällig. Bald nachher brach er aus dem Gefängniß und flüchtete sich vom Approuague nach der Insel Cayenne, um dort systematisch und handwerksmäßig Raub und Mord zu treiben. Er hauste im Walde. Dieser gab ihm nur wilde Früchte; deshalb stahl er Hühner und was er sonst wegnehmen konnte. Er bauete sich im Gestrüpp eine Anzahl von Hütten, aber allemal so, daß sie unter dem Winde lagen, sein scharfer Hautgeruch also an ihm nicht zum Verräther werden konnte. Diese Schlupfwinkel lagen zum Theil in der Nähe der oben angedeuteten größern Wege und an diesen stellte er sich auf die Lauer, um Vorübergehende zu überfallen und zu berauben. Allmälig wurde er immer frecher und dreister. Die Colonialbehörde schickte Indianer aus, die seiner Spur folgen und ihn auswittern sollten, aber sie richteten nichts aus, und die schwarzen und weißen Gendarmen gaben sich auch nur fruchtlose Mühe.

Ein Zufall that das Beste. Am 6. Juni 1861 stahl sich auf der kleinen Pflanzung La Folie um drittehalb Uhr in der Nacht ein Mensch ein, der nach einem auf dem Herde glimmenden Feuerbrande griff. Zwei Schwarze, Tranquille und Anguilay, bemerkten ihn und wollten ihn festhalten. Er suchte zu entfliehen. Dem einen Neger fuhr der Gedanke durch den Kopf, daß der Mann wohl gar Dschimbo sein könne, und er schoß ihm eine Ladung Blei in den Leib. Er fiel aber nicht zu Boden, sondern drehete sich um und stürzte mit dem Säbel auf Tranquille los, um ihn niederzuhauen. Anguilay sprang seinem Gefährten bei, gab dem Rongu erst einen Kolbenschlag auf den Kopf, versetzte ihm dann seinerseits einen Säbelhieb in den Arm, und als es den beiden starken Negern gelungen war, den Banditen, trotz des verzweifelten Widerstandes, niederzureißen, knebelten sie ihn so fest, daß er sich nicht mehr rühren konnte.

Schäumend und brüllend lag er da. Bald aber besann er sich, und statt der Flüche und Drohungen kamen nur noch Schmeichelworte aus seinem Munde. Er versprach den Beiden einen Schatz, den er im Walde vergraben habe und der aus Goldklumpen bestehe, welche er am Approuague auf die Seite gebracht habe. Sie ließen sich aber nicht bethören, sondern lieferten ihn an die Behörde aus.

Dem Untersuchungsrichter trat er mit wildem Stolze gegenüber und bekannte sofort mit großem Selbstgefühl, daß er allerdings der verfolgte Rongu sei. Die Kunde von seiner Gefangennahme verbreitete sich blitzschnell, und die Menschen athmeten nun leichter auf. Tranquille und Anguilay bekamen jeder tausend Francs Belohnung und wurden im Regierungsblatte belobt. Als Dschimbo in die Stadt gebracht wurde, hatte alles, was nur die Beine bewegen konnte, sich versammelt; jeder wollte ein Ungeheuer sehen, das Frauen und Kinder abgeschlachtet hatte. Die Volkswuth beschränkte sich übrigens auf Geschrei, Schimpfreden und Verfluchungen; man wußte wohl, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf haben werde.

Die Untersuchung wurde eifrig betrieben und nachdem sie abgeschlossen war, Dschimbo vor das Geschworenengericht gestellt. Er benahm sich theils gleichgültig, theils trotzig. Man stellte ihm Zeugen gegenüber; er gab ohne Weiteres alle Verbrechen zu, deren er beschuldigt wurde. So z. B., daß er die schwarze Frau Marcelline und deren zwei Kinder ermordet habe. Sie trug Eßwaaren; er habe ihr diese abnehmen wollen und sie deshalb in den Wald geschleppt. Als sie schrie, hieb er sie mit seinem Säbel nieder; ihr eines Kind schrie auch; das packte er und schlug ihm an einem Baume den Schädel ein; das andere Kind starb, weil es von den gegen die Mutter gerichteten Säbelhieben mitgetroffen worden war.

„Was geschieht in Deinem Heimathlande mit einem Menschen, der geraubt und gemordet hat?“ fragte der Richter.

„Er wird todt gemacht!“ entgegnete Dschimbo mit äußerster Ruhe.

Er wurde zum Tode verurtheilt, stieg mit festem Schritt auf das Blutgerüst und benahm sich höchst gleichgültig. Sein Haupt fiel. Der Gouverneur hatte alle auf Cayenne befindlichen Rongus auf die Richtstätte führen lassen, damit sie Zeuge des blutigen Auftrittes seien. Auch Anguilay, einer der beiden, durch welche Dschimbo gebändigt worden war, gehörte diesem Stamme an.

* * *

Die Zahl der freigelassenen Sträflinge und derjenigen Transportirten, welche zur Zwangsarbeit angehalten werden, beträgt im Durchschnitte zwischen 7000 bis 8000. Alljährlich kommen 600 bis 700 neue aus Europa hinzu; sie reichen eben hin, um den Abgang an Todten und Flüchtlingen oder ganz Freigewordenen zu ersetzen.

An allerlei Plänen, Guyana in Aufschwung zu bringen, hat es nie gefehlt, und auch mit einer Musteransiedelung für den Ackerbau ist der Versuch gemacht worden. Am Maroni, in der Nachbarschaft der holländischen Grenze, will man „die künftige Blüthe des Landes“ anbahnen vermittelst „der Arbeit weißer Leute und der Moralisirung der Sträflinge, die durch Fleiß und Beschäftigung erzielt werden soll!“

Der Plan ist widersinnig und muß nothwendig fehlschlagen. Uebrigens ist der dermalige Stand der Dinge folgender.

Auf den drei früher genannten Iles du Salut werden die aus Europa kommenden Sträflinge aus Land gesetzt und bleiben dort im Depot, aus welchem man sie je nach ihrer

Beschaffenheit in die eigentlichen Niederlassungen abführt. Die Teufelsinsel war 1863 leer, weil politische Gefangene fehlten. Das Sträflingsdorf am Flusse Kouron auf dem Festlande steht gleichfalls unter dem Befehle des Commandanten der Inseln; man treibt dort etwas Ackerbau. Manche Transportirte befinden sich in den Menagerien von Passoura, Iraconbo und Organabo; das Wort Menagerie bedeutet eine Meierei, auf welcher Rindviehzucht getrieben wird, also dasselbe, was man in Venezuela als ein Hato bezeichnet.

Auf Cayenne dienen drei abgetakelte Kriegsschiffe als schwimmende Zuchthäuser, deren Insassen bei den Arbeiten am Hafen und auf der Rhede beim Aus- und Einladen bei den Regierungsfahrzeugen beschäftigt werden; auch beim Straßenbau und in den Maschinenwerkstätten verwendet man sie. Morgens gehen sie ans Land und Abends wieder an Bord. — Auf Ilet la Mère wohnen die Alten, Kranken und Genesenden; auf den beiden Pflanzungen Montjoly und Bourda nur Freigelassene; in Montagne d'Argent nur rückfällige Sträflinge, die man beim Kaffee- und Tabacksbau verwendet. Zu St. George am Oyapock, also in der Nähe der brasilianischen Grenze, befinden sich eine Brennerei von Tafia (Zuckerbranntwein) und eine Schneidemühle; man baut dort auch Zucker und ein wenig Baumwolle. Die Gegend ist aber so ungesund, daß nichts übrig blieb, als die Niederlassung aufzugeben; alle weißen Sträflinge mußten zurückgerufen werden; nur die schwarzen können dort ausdauern. Auch die 1854 gegründete Pflanzung Sainte

Kaimans auf der Insel Casfesoca.

Marie im Flusse Couté mußte schon 1859 wieder verlassen werden. Mißgriffe über Mißgriffe, die aber unablässig wiederholt werden.

Nur zwei Strafanstalten, St. Georges und Montjoly, haben bürgerliche, alle übrigen militairische Verwaltung. Die Colonialmarine hat vollauf zu thun, um diese vielen weit aus einander liegenden Localitäten mit Lebensmitteln und anderen nothwendigen Bedürfnissen zu versorgen, und während der Regenzeit hat sie an der wilden Küste auf einer Strecke von mehr als funfzig deutschen Meilen Ungemach und Gefahr in Menge auszustehen. Sechs Dampfer und sechs Segelgoëletten reichen für den Dienst kaum aus.

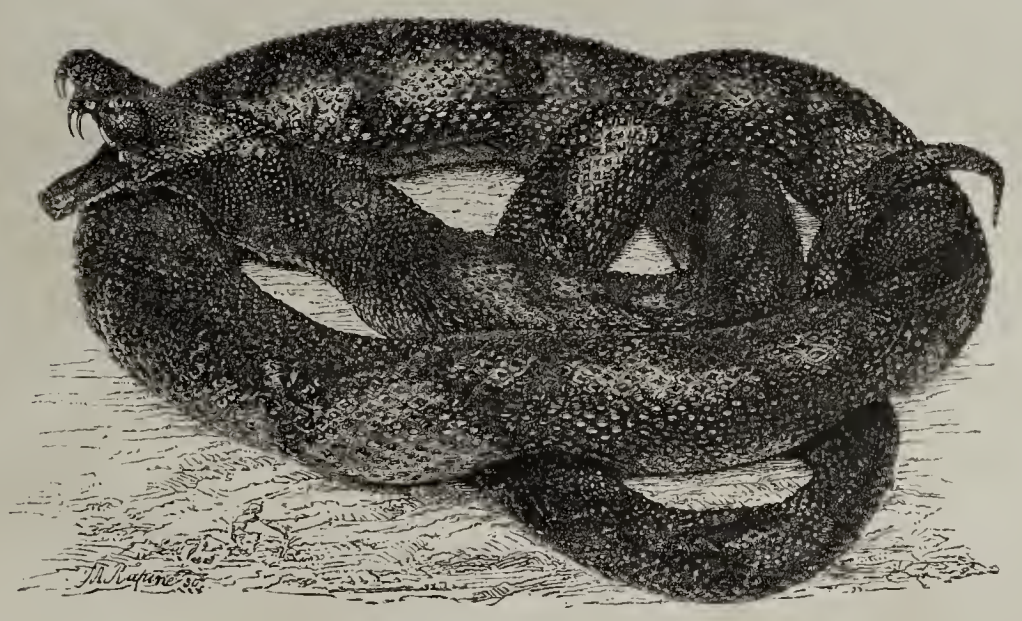
* * *

Am Fluß Approuague wird Gold gefördert, das man im Schlamme findet; Abenteurer aus allen Ländern sind mit dem Auswaschen desselben beschäftigt und arbeiten im Dienst einer Compagnie, welche von der französischen Regierung ein Monopol erhalten hat. Weiter nach der brasilianischen Grenze hin befindet sich wieder eine Sträflingscolonie, La Montagne d'Argent, wo auf einigen wenigen Morgen Taback und Kaffee angepflanzt worden ist; der letztere ist sehr gut, kostet aber der Regierung mehr als er einbringt, und die Gegend ist entsetzlich ungesund. Auch die paar Niederlassungen am Oyapock liegen an ungünstigen Stellen und sind auf die Dauer nicht zu halten; nur Neger können dort leben; sie werden aber von den braunen Wilden tief verachtet; der Indianer mag nicht einmal mit ihnen sich vermischen, höchstens unterhält er einigen Austausch von Waaren mit ihnen und hält sich im Uebrigen fern. In St. Georges

traf Bouyer etwa zweihundert Sträflinge, aber des mörderischen Klimas wegen befanden sich unter denselben nur wenige Weiße; die übrigen waren Schwarze oder Mulatten; auch die ganze Verwaltung wurde von farbigen Leuten besorgt, selbst der Commandant und der Arzt waren Schwarze. Zu beklagen sind die weißen Gendarmen und Soldaten, die schon nach zweimonatlichem Aufenthalt sich körperlich gebrochen fühlen und entweder dem Klima zum Opfer fallen oder rasch durch andere Unglückliche ersetzt werden müssen, denen es dann nicht besser ergeht.

Im Oyapock liegt, drei Stunden von St. Georges entfernt, der Wasserfall der Grandes Roches, der etwa 30 Fuß hoch ist und drei Abtheilungen hat. Vor ihm befindet sich die Insel Casfesoca nur wenige Zoll über dem Wasser; auf ihr hat man ein Haus und einen Thurm gebaut; der letztere soll als eine Art von Burg gegen Ueberfälle der Buschneger dienen; wer hinein will, muß auf einer Leiter zur Thür im ersten Geschoß hinanklettern. Die zwanzig Sträflinge, welche ihr trauriges Leben auf dieser Insel zubringen müssen, erhalten dann und wann unwillkommene Besuche von gefräßigen Kaimans, und da das Eiland ganz flach ist, bleibt den Leuten kein anderer Ausweg, als sich in den Thurm zu flüchten.

In ganz Guyana sind diese Kaimans eine wahre Landplage. Richard Schomburgk (Reisen in Britisch-Guyana, Leipzig 1848, II, S. 352) hat davon eine vortreffliche Schilderung entworfen. Er machte namentlich am Flusse Rupunini nähere Bekanntschaft mit diesen Krokodilen Amerikas. Sie lauerten Abends den Hunden auf, wenn diese ans Wasser kamen, um zu trinken; aber die Hunde waren klug und bellten unablässig an gegen diese raubgierigen und gefräßigen Thiere, die sogar Steine und Holzstücke verschlucken. Schomburgk band mehrmals Vögel oder Fische auf ein Holz, das er dann schwimmen ließ; er wollte sehen, wie sie ihre Beute ergreifen. Sobald ein Ungeheuer den Köder bemerkte, schwamm es langsam heran, ohne daß sich die Oberfläche des Wassers bewegte; dann beugte es seinen Körper zu einer halbkreisförmigen Krümmung und schleuderte mit seinem Schwanze, dessen Spitze es bis zum Rachen biegen kann, alle innerhalb des Halbkreises befindlichen Gegenstände dem geöffneten Rachen zu. Dann schloß es denselben und verschwand mit der Beute im Wasser, aber nur, um nach einigen Minuten damit in der Nähe des Ufers wieder zum Vorschein zu kommen. Dort oder auch auf einer Sandbank verzehrt es ruhig den Raub.

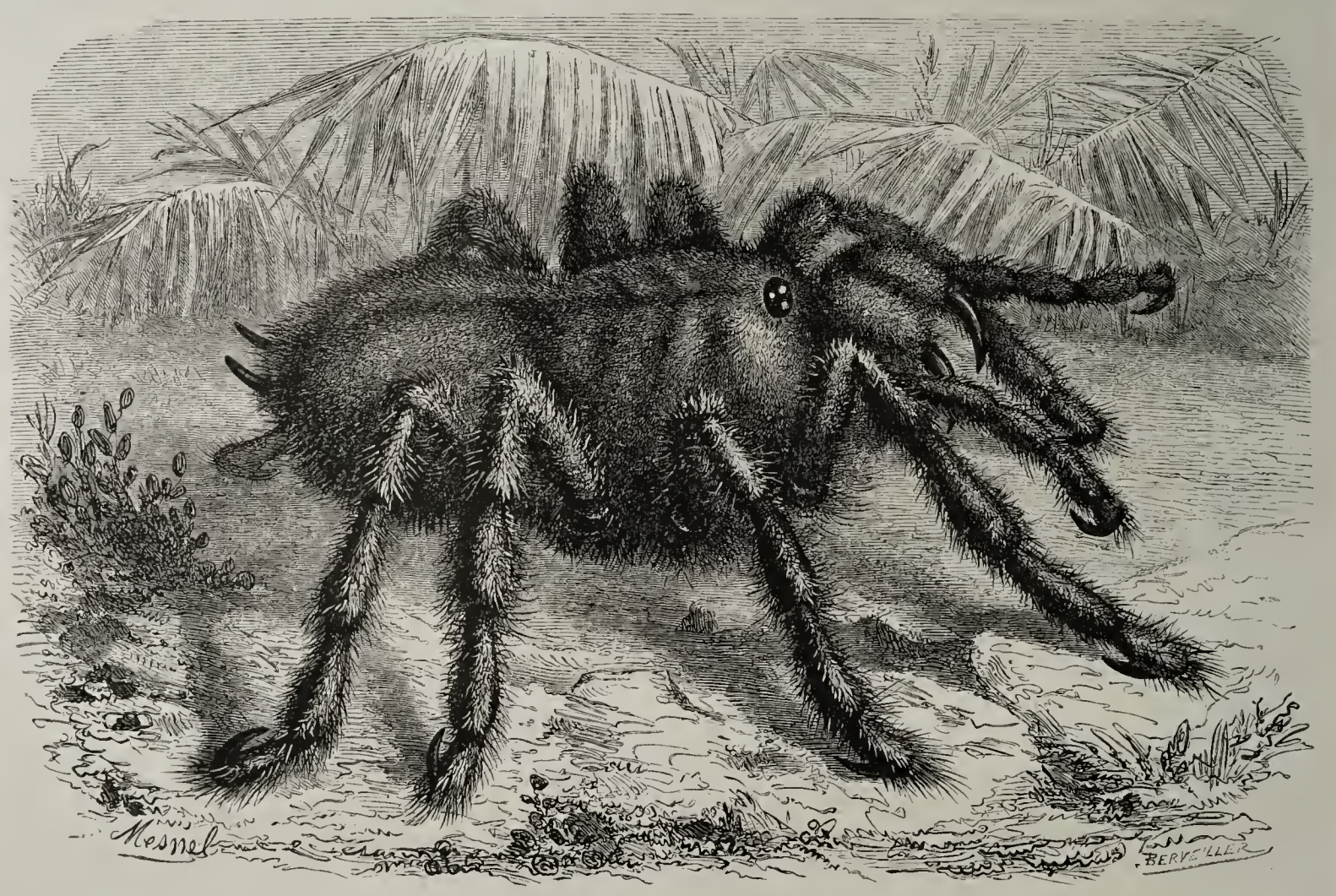


Trigonocephalus atrox in Guyana.

Fische sind die gewöhnliche Nahrung der Kaimans; sie tödten dieselben meist durch einen Schlag mit dem Schwanze und schleudern sie zugleich über das Wasser, um sie mit dem Rachen aufzufangen. Das Zusammenklappen der Kinnladen und das Schlagen des Schwanzes verursacht ein Geräusch, das man namentlich während der Nacht weithin hören kann. Die Weibchen bewachen und beschützen ihre Jungen sehr sorgfältig und vertheidigen sie mit der größten Wuth. Ich ging, so erzählt Schomburgk, eines Tages mit einem Indianer an den Awaricuru, um Fische mit Pfeilen zu schießen. Aufmerksam gemacht durch ein eigenthümliches Geschrei, das viel Aehnlichkeit mit dem junger Katzen hatte, glaubte ich mich schon in der Nähe des Lagers einer Tigerkatze zu befinden, als mein Begleiter nach dem Wasser zeigte: „Dort sind junge Kaimans!“ Die Töne kamen unter den Zweigen eines Baumes hervor, der sich horizontal über das Wasser neigte und mit den Zweigen dasselbe berührte. Vorsichtig rutschten wir den Stamm entlang bis zur Krone, wo ich unter mir die etwa anderthalb Fuß lange Brut im Schatten versammelt sah. Da wir uns nur etwa 3 Fuß über dem Wasserspiegel befanden, so war es dem Indianer ein Leichtes, ein Junges mit dem Pfeil zu erlegen und es an diesem kreischend und zappelnd aus dem Wasser zu ziehen. Aber in demselben Augenblicke tauchte ein großer Kaiman, die Mutter, unter unseren Füßen zwischen den Zweigen empor, um ihr Junges zu vertheidigen. Sie stieß ein schauerliches Gebrüll aus. Ich weiß eigentlich nicht, womit ich diese furchtbare Stimme vergleichen soll; es war nicht das Brüllen des Ochsen oder Jaguars oder irgend eines andern mir bekannten Geschöpfes, sondern mehr ein Gemisch von diesem und jenem, was Einem Mark und Bein durchschütterte. Bald hatte das Gebrüll noch mehrere Kaimans herbeigezogen, welche der wüthenden Mutter getreulich beistanden. Diese erhob sich oft bis weit über das Wasser empor, um uns von unserm Standort herabzureißen. Durch das Vorhalten des am Pfeile zappelnden Jungen steigerte mein Begleiter die Wuth der rasenden Mutter nur noch höher. Sobald sie von einem unserer Pfeile verwundet war, zog sie sich für einen Augenblick unter das Wasser zurück, tauchte aber sofort wieder empor und erneuerte ihre Angriffe mit doppelter Furie. Der bislang ruhige Wasserspiegel war zur aufgeregten Wogenmasse geworden, da er ununterbrochen von dem gekrümmten Schwanze gepeitscht wurde. Ich muß gestehen, daß mir das Herz doppelt schnell klopfte, um so mehr, da sich in unserer Nähe ein großes Ameisennest befand, dessen Bewohner die Störung nichts weniger als geduldig hinnahmen und uns Hände und Füße in steter Bewegung erhielten. Ein einziger Fehltritt oder Fehlgriff würde uns unmittelbar in den Rachen des Ungeheuers geliefert haben! Nachdem wir den Vorrath unserer Pfeile erschöpft, hielten wir es doch für gerathen, uns vorsichtig zurückzuziehen. Die Mutter folgte uns bis ans Ufer, blieb aber dort zurück. Am Lande sind die Thiere in dieser Gegend zu furchtsam um gefährlich zu sein; das Thier scheint selber die Wehrlosigkeit, in der es sich auf festem Boden befindet, zu kennen. Die Schuppen des Jungen waren ganz weich und biegsam: es konnte erst vor wenigen Tagen ausgeschlüpft sein, verbreitete aber schon einen starken Moschusgeruch. Nicht weit von der Stelle entdeckten wir einen breiten Pfad am Ufer, der uns zu dem frühern Lager der Eier führte, das etwa 15 Ellen weit von jenem entfernt war. Es bestand aus einer Vertiefung im Boden, die mit Gestrüpp,

Laub und Gras ausgefüttert war. Nach den leeren Eierschalen zu schließen, mußte es 30 bis 40 Eier enthalten haben, die schichtweis über einander gelegen hatten. Jede Schicht war von der nächstfolgenden durch Blätter und Schlamm getrennt; auch über der obern Schicht schien eine solche Schlammdecke gelegen zu haben. Die Kaimans haben ihre Legezeit mit den Schildkröten zugleich, damit die Jungen noch vor dem Eintritt der Regenzeit auskriechen und nicht von den steigenden Gewässern zerstört werden. Auf der Reise nach dem Wasser stellen die größeren Raubvögel dieser Krokodilbrut nach, die auch von den alten männlichen Kaimans gern gefressen wird. Durch diesen Kannibalismus wird der größte Theil der Brut vernichtet; die Ungeheuer würden sich, wenn das nicht der Fall wäre, auf eine furchtbare Weise vermehren. —

Viel gefährlicher als die Kaimans erscheinen die großen Katzenthiere, und unter diesen namentlich der Jaguar (Felis onza). Schomburgk sah einen von den Indianern getödteten, dessen Reißzähne 3½ Zoll lang waren und an der Wurzel einen Umfang von 3 Zoll hatten; und er hatte ein Jaguarskelett vor Augen, das mit Einschluß des Schwanzes neun Fuß Länge hatte. Der Jaguar ist ungemein raubgierig und für die Rinder-, Schaf- und Schweineherden der ärgste Feind und dabei ein vortrefflicher Schwimmer. Auf der Insel Cayenne waren diese Raubthiere 1666 so zahlreich und gefährlich, daß Niemand seines Lebens sicher war. Der Gouverneur gab eine Prämie für jeden Tigerkopf; man holte so viele Jäger als möglich herbei und begann systematisch einen Ausrottungskampf. Trotzdem verging längere Zeit, bevor man sich wieder einigermaßen beruhigt fühlen konnte. In der neuern Zeit hat man einmal 40 Stück der größten Pyrenäenhunde aus Europa kommen lassen, um die Herden gegen diese Tiger zu schützen. Capitain Bouyer hat noch einige dieser braven Thiere gesehen, die sich aber in



Die Krabbenspinne.

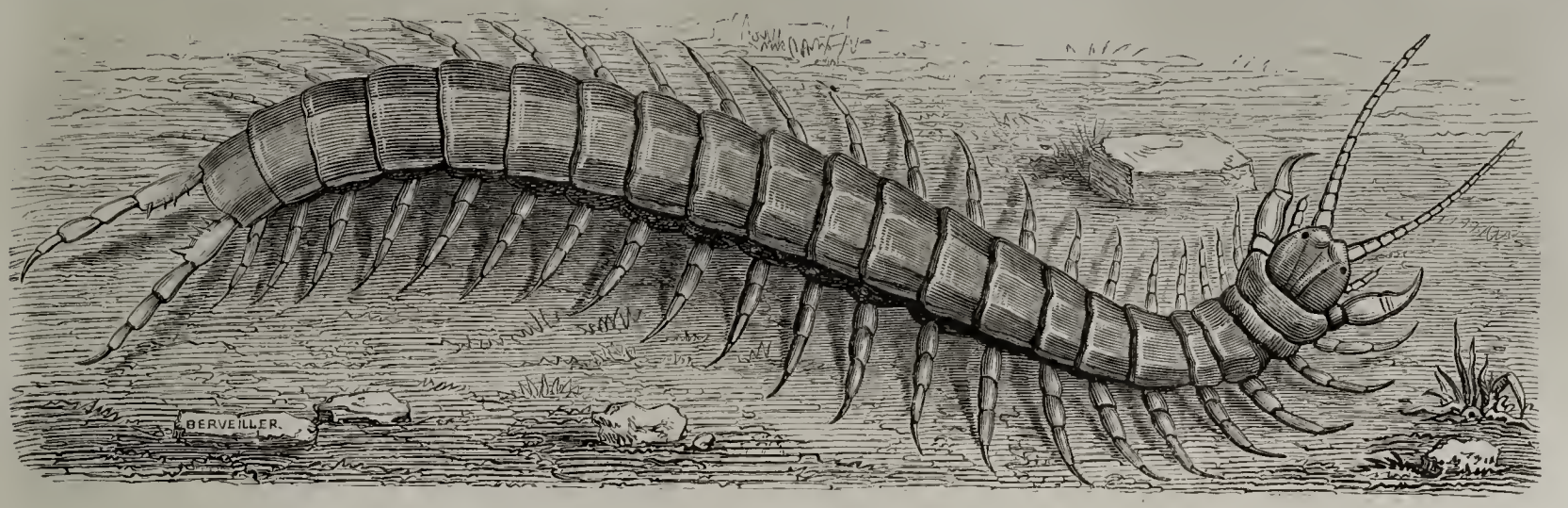
dem heißen Klima nicht wohlfühlen konnten. Es giebt freilich wieder ein Zeugniß für die Art und Weise, in welcher die Franzosen „colonisiren“, daß sie zwar die Hunde hatten, daß aber die Herden fehlten, welche sich von denselben bewachen lassen sollten!

Manchmal kommen Jaguare bis in die Straßen der Stadt Cayenne, um Hühner zu holen, und mehr als einer ist von den Kugeln einer Schildwache niedergestreckt worden. Sie fürchten sich vor bellenden Hunden, die ihnen zuweilen hart auf den Fersen sitzen; auch greifen sie nur ungern erwachsene Menschen an, während Kinder, besonders schwarze, vor ihnen nicht sicher sind. Ein Jaguar, der einmal Menschenfleisch gekostet hat, wird sehr lecker nach demselben und zieht es allem andern vor. Solche „Menschenfresser“ machen sich bald bemerklich und ihnen wird eifrig nachgestellt. Sie verfolgen am liebsten den Neger, dessen Hautausdünstung sie anzieht.

Die Jagd ist in Guyana eine keineswegs angenehme Beschäftigung. In der trocknen Jahreszeit ist auf den Savannen die Hitze ungemein lästig, und während der Regenzeit stehen Wiesen und Wald unter Wasser. Abgesehen vom Tiger und den Wasservögeln stellt man dem Aguti, dem Paca und auch dem Tapir nach, allemal unter mancherlei Gefahren und mit vielen Beschwerden, welche sich eigentlich nicht der Mühe verlohnen. Vampyre, elektrische Aale (Gymnoten) und Schlangen werden sehr lästig.

Der Vampyr oder fliegende Hund, perro volador, wie die Spanier sagen, kommt sehr häufig vor und saugt schlafenden Thieren und Menschen Blut aus; er ist bekanntlich eine große Fledermaus, von brauner, fast schwarzer Farbe, aber unter dem Bauch etwas heller. Bei Thieren saugt er sich am liebsten hinter dem Ohr an, bei Menschen an der großen Zehe. Während er das Blut in sich zieht, fächelt er mit den Flügeln; sein Stich ist kaum größer, als der von einer Stecknadel, aber er zieht so viel Blut ab, daß man sich

am andern Tage höchst abgemattet fühlt. Der elektrische Aal, welchen Alexander von Humboldt geschildert hat, ist gewöhnlich 3 bis 6 Fuß lang, bleifarbig und ohne Schuppen; am Bauche hin läuft, gleich einem Schiffskiele, eine Flosse vom Kopfe bis zum Schwanze. Seine elektrischen Schläge sind sehr heftig, und er vertheidigt sich damit nicht nur gegen

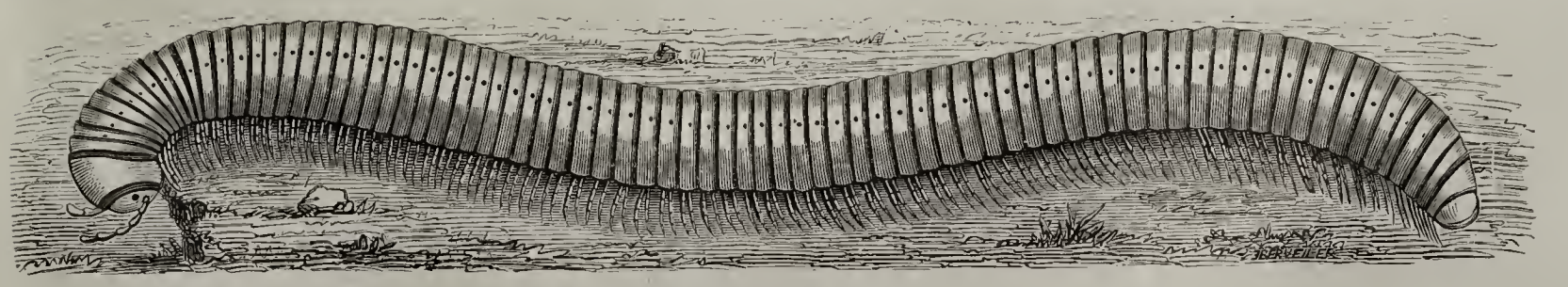


Skolopender in Guyana.

seine Feinde, sondern betäubt auch die Beute, welche er sich ausersehen hat. Diese Schläge nehmen, wenn er gereizt wird, an Heftigkeit zu, aber dann erschöpft er auch seine Kräfte und bedarf einiger Zeit, um sie wieder zu sammeln. In solchem Zustande der Abmattung wird er gefangen; sein Fleisch ist vortrefflich.

Der Riesenskorpion in Guyana.

Schlangen sind in Guyana überall, giftige wie ungiftige, aber zum Glücke stellt sich das Verhältniß jener zu diesen wie 1 zu 8. Man findet sie im Gras und unter Steinen, unter umgefallenen Baumstämmen, auf den Zweigen, in der Sonne und im Schatten. Da man, der Hitze wegen, bei offenen Thüren und Fenstern schläft, so finden diese



Ein Yule in Guyana.

Kriechthiere leichten Zugang in den Wohnungen. Am gefährlichsten sind die Klapperschlangen, Korallenschlangen, Lianen-, Papageien- und Aye-aye-Schlangen. Die Wirkung des Giftes ist je nach den Jahreszeiten, dem jeweiligen Zustande des Reptils, dem Alter und den Leidenschaften desselben sehr verschieden. Manchmal ist sie so heftig, daß kein Gegenmittel

Der Surinamfluß.

anschlägt, zu anderen Zeiten ist der Biß derselben Schlangenart nicht lebensgefährlich, wenn unverzüglich eine zweckmäßige Behandlung eintritt. Manche Neger verstehen sich darauf besser, als die europäischen Aerzte. Das sogenannte Schlangenwaschen ist ein Einimpfen, das an beiden Hand- und Fußknöcheln vorgenommen wird; dazu muß man einen sehr übel schmeckenden Trank einnehmen. Impfe wie Zubereitung des Trankes sind ein Geheimniß der Neger, welche dabei auch allerlei abergläubigen Hokuspokus machen. Die Folge ist ein hitziges Fieber, das einige Tage anhält; es ist aber thatsächlich erwiesen, daß dieses Einimpfen manchmal nichts nützt, während in anderen Fällen geimpfte Leute sich von den giftigsten Schlangen beißen ließen und trotzdem gesund blieben. Eine der allergefährlichsten Schlangen ist die sogenannte Grage, Trigonocephalus, und sie kommt häufig vor.

Seit etwa einem Jahrzehnt macht sich unter den lästigen und schädlichen Thieren eine Fliege bemerklich, die man als die „menschenfressende Lucilia“ bezeichnet hat. Sie legt in die Nase oder in die Ohren schlafender Menschen ihre Eier; die Tausende von Larven, welche dort alle Insectenmetamorphosen durchmachen, greifen das Gehirn an, verursachen peinliche Schmerzen und führen einen qualvollen Tod herbei. Auf solche Weise haben schon manche Sträflinge ihr Leben verloren; nur selten erfolgt Heilung, selbst bei Anwendung von Terpentin oder Chloroform; die Larven haben ein ungeheuer zähes Leben. Auch die Moskitos verschiedener Art sind eine wahre Landplage; manche, z. B. die sogenannten Maringouins, sind so klein, daß man erst etwas von ihnen verspürt, wenn man den Schmerz ihres Stiches fühlt. Die Ameisen treten in ganzen Heerschaaren auf, namentlich die

Negerinnen in Surinam.

Negerinnen bei einer Prozession.

schwarzen Feuerameisen, deren Stich wie Feuer brennt. Sie richten auf den Feldern großen Schaden an. Sehr widerwärtig ist auch die Krabbenspinne, die Riesin unter ihrem Geschlecht. Man kann sich nichts Häßlicheres denken, als dieses abscheuliche, giftige Thier, das selbst kleinen Vögeln das Blut aussaugt, namentlich den Colibris. Unsere naturgetreue Abbildung zeigt, daß der Körper aus zwei verschiedenen behaarten Theilen besteht; an jeder Seite befinden sich fünf Beine und jedes derselben hat vier Glieder; sie sind schwarz, behaart, gleichen aneinandergefügten Raupen, und am Ende eines jeden Beines befindet sich ein gelber nach aufwärts gekrümmter Haken. Vor dem Kopfe hat diese Spinne zwei nach innen gekehrte Zangen, ähnlich jenen der Krabbe, und mit diesen zerreißt sie ihre Beute. Sie spinnt ein starkes Netz, in welchem auch große Insecten festgehalten werden. Ihr Biß verursacht an der beschädigten Stelle arge Schmerzen und obendrein ähnliche Fieber, wie sie nach einem Schlangenbisse sich einstellen. Schon die bloße Berührung des Haares wirkt auf die Haut wie eine Brennessel.

Der guyanische Skorpion gleicht dem von Afrika und Europa; sein Biß macht den Menschen krank, hat aber nur in seltenen Fällen den Tod zur Folge. Es ist ganz richtig, daß er sich selber tödtet, wenn man ihn mit einem Kreise glühender Kohlen umgiebt. Von den zwei Arten in Guyana sieht die größere fast wie ein Krebs aus; sie meidet gern das Sonnenlicht und hält sich an dunkelen und feuchten Stellen auf. Auch Skolopender oder Tausendfüße sind häufig und Jedermann ist in der Lage, mit diesen widrigen Thieren un-

liebsame Bekanntschaft zu machen; der Biß verursacht einen allerdings heftigen, aber doch nur vorübergehenden Schmerz, und durch Anwendung von Ammoniak werden die übeln Folgen leicht beseitigt. Ein anderes Thier ähnlicher Art ist ein Tausendfuß, welchen man in Guyana als Yule bezeichnet.

Richard und Robert Schomburgk fanden Gelegenheit, das Thierleben in Guyana von der lästigsten Seite kennen zu lernen. Sie hatten bei Pirara, im Innern der englischen Provinz, einige Hütten gebaut, in welchen sie während der Regenzeit, vom Juni an, vier Monate wohnten, und in dieser Zeit bekamen sie nur ausnahmsweise die Sonne zu Gesicht. Ungeachtet des Dammes, welchen sie um die Hütten aufgeworfen hatten, und der Gräben, wurden die Wohnungen doch mehr als einmal überfluthet, und das Land stand, einige Bodenerhöhungen abgerechnet, völlig unter Wasser. Nun fand sich eine neue, den beiden Naturforschern bisher unbekannte Schöpfung von Insecten ein; es erschienen namentlich blutsaugende Zweiflügler und andere unheimliche Gäste, „welche die Behausung zum Fegefeuer machten. Schaaren von Sandfliegen folterten uns am Tage und Tausende von Moskiten peinigten uns bei Nacht; dazu kamen noch andere Mücken mit langem Saugrüssel, und eine Menge von Klapperschlangen und anderen Ottern, welche sich in der Bedachung der Hütten für die Regenzeit einen trocknen, warmen Platz suchten. Während dieser Zeit tödteten wir allein in unserer Hütte außer einer großen Zahl von Nattern 5 Klapperschlangen und 4 Grubenottern. Als Dr. Bolby eines Morgens etwas von einem Gerüst herabnehmen will, ergreift er etwas Kaltes, fährt erschrocken zurück und bemerkt nun, daß dort ein großer Trigonocephalus atrox Platz genommen hat, der dann eiligst auf das Dach zu flüchten sucht, aber vermittelst eines derben Schlages getödtet wird. Wäre die Klapperschlange weniger träge, dann würde Niemand die Savannen bewohnen können, so zahlreich kommt sie vor! Höchst ekelhaft war der Besuch der vielen Geckonen, die sich in wahrer Unzahl an Wänden, Dachsparren und in dem Dache selber anhäuften. Vor diesen Thieren haben die Indianer und die Farbigen eine eben so große Furcht, wie vor den Schlangen, und sie werden selbst von den Colonisten für giftig gehalten. Die Fertigkeit, mit welcher die Geckos an den Wänden und glattesten Dachsparren hinlaufen, grenzt an das Fabelhafte. Kaum hatten wir Abends unsere Lampe angezündet, so erschienen sie, ihre unangenehmen Töne ausstoßend, um ihre Jagd auf Insecten zu beginnen. Die schauerlichen Erzählungen der Indianer hatten uns das höchst wahrscheinlich nicht gefährliche Thier verhaßt gemacht, und wenn ein solcher Gast auf den Tisch herunterfiel, was bei dem unverträglichen Charakter der Geckos nicht selten geschah, indem sie sich unablässig bissen und jagten, dann fuhren wir Alle auf; auch legten wir uns nie ausgekleidet in die Hängmatte. Wenn wir einmal eine Kiste wegrückten, dann wurden gewöhnlich ganze Nester von Kröten, Geckos, Eidechsen, Skorpionen, Schlangen und Skolopendern aus ihrer behaglichen Ruhe aufgeschreckt. Ein solcher Knäuel nackter, wimmelnder ekelhafter Thiere übergoß uns anfänglich mit einem wahrhaften Schauder; doch diese Schwäche verlernten wir allmälig.“ So weit Schomburgk.

Ein schwarzer Musikant in Surinam.

* * *

Capitain Bouyer besuchte auch den britischen und holländischen Theil von Guyana. Es ist erklärlich, daß er den Gegensatz zwischen diesen Besitzungen und Cayenne, wo gar nichts von Aufschwung zu bemerken ist, sehr auffallend fand. Er fuhr in den Surinamfluß hinein, der etwa 40 Lieues vom Maroni entfernt ist und an dessen linkem Ufer, etwa 20 Miles aufwärts von der Mündung, Paramaribo liegt, die Hauptstadt des holländischen Guyana. Hier im Lande wird Zuckerrohr und Baumwolle gepflanzt, es ist Leben und Regsamkeit da, die in Cayenne durchaus fehlen; am Comewyne und am Surinam liegt eine Pflanzung neben der andern; man sieht überall Canäle, Dämme, Schleusen, trotzdem die Bodenbeschaffenheit solchen Arbeiten große Schwierigkeiten in den Weg legt; aber diese sind durch die Ausdauer und den praktischen Verstand der Holländer glänzend besiegt worden. Doch ist der Fortschritt dadurch gehemmt, daß die emancipirten Neger, trotz aller Vorkehrungen der Regierung, nur sehr lässig oder gar nicht arbeiten. Viele von ihnen ziehen das Leben im Busch in einer Hütte vor, lassen etwas Land durch ihre Frauen mit Bananen und Mais bestellen und lassen sich bei Nacht zum Tanze von ihren Musikanten auf der Marimba etwas aufspielen. Dazu trinken sie Zuckerbranntwein in nicht geringer Menge und führen überhaupt in ihrer Weise ein recht lustiges Leben. Man kann aber nicht behaupten, daß diese schwarzen Leute als nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft betrachtet werden könnten. Fleiß und Arbeit sind die Grundlage

aller Civilisation; wo sie fehlen, namentlich in tropischen Ländern, wo die ersten Lebensbedürfnisse so leicht zu befriedigen sind, tritt Barbarei ein. Bei den Negern in den Colonien hat übrigens die Geistlichkeit ein dankbares Feld für ihre Thätigkeit, und sie leistet schon viel, wenn sie dieselben von jenem Rückfall in den afrikanischen Fetischdienst und von der Schlangenverehrung zurückhält, welche auf Haiti wieder lustig im Schwange gehen. In Guyana sind viele schwarze Leute dem katholischen Ritus zugethan und sie nehmen eifrig an den Processionen Theil. Auch die Herrnhuter arbeiten mit löblichem Eifer, aber auch mit nur mäßigem Erfolg, an der Sittigung der Neger. Sie geben denselben ein gutes Beispiel der Arbeitsamkeit, der Sauberkeit und der Ordnung, und ihre Pflanzungen sind geradezu musterhaft. Bouyer fand am Warappafluß eine Herrnhuterfamilie, die wahrhaft patriarchalisch lebte; er kann des Lobes für diese würdigen Leute nicht genug finden.

Die nordische Großfischjägerei.

Von **Dr. Mehwald.**

I.

Nach Neujahr, wenn wir Südländer hinter dem Ofen hocken, oder im warmen Saale promeniren, oder in weiche Pelze gehüllt auf den Straßen dämmern, arbeitet sich der nördliche Normanne und der Lappe über 10 bis 20 Fuß hohen Schnee hinweg, einfach in Rennthierfelle gehüllt, bis zur Küste, macht dort seine Schiffe zurecht und rudert 40 bis 50 Meilen über die fast schwärzlich aussehenden Wogen in Sturm und Schneegestöber hinaus, um im Dunkel der arctischen Tage zu suchen den mordenden Sei (Gadus virens), oder den Dorsch (Gadus callarias), oder Skreid, oder Kablian (Gadus morrhua), und ihnen schon wenn sie aus den Tiefen des Eismeeres aufsteigen den verrätherischen Köder entgegenzuwerfen.

Der Dorsch mit seinen Verwandten und andere größere Raubfische des Nordens liegen nämlich ebenso den größten Theil des Jahres auf dem Grunde des unwirthbaren Eismeeres, wie der Häring im Becken der freundlichern Nordsee liegt. Vom Januar bis zum 14. April jedes Jahres findet die große Dorschfischerei diesseits und jenseits der merkwürdigen Lofotengruppe statt, weil in dieser Zeit der Dorsch sein Fortpflanzungsgeschäft verrichtet und deshalb die Strömung des warmen Malstromes sucht, welche nirgends stärker und für das Laichgeschäft sich zuträglicher zeigt, als in der Nähe der Lofoten.

Dieser Felsenausläufer erscheint wie ein von der skandinavischen Halbinsel nach Norden ausgestreckter Arm. Die Gruppe besteht aus lauter Inseln, von denen Hindö allein 36 Geviertmeilen groß ist. Gegen Nordwesten werden die Inseln immer kleiner und verlaufen sich endlich bei Masken und Röst in Holme. Zwischen den vielen Inseln laufen nur ganz schmale Sunde, welche man fast immer dunkel sieht, da die senkrecht anstehenden Felsen meist 4000 Fuß hoch sind. Die Lofoten trennen das 37 Meilen lange Westfjord vom Eismeere und erscheinen von Grytö aus über das hier nur 14 Meilen breite Westfjord gesehen wie eine unabsehbar lange schwarze Wand. Da sich diese Gebirgswand dem von Westen herandrängenden Malstrome keilförmig entgegenstellt, so ist dieser Strom gezwungen, sich zu theilen und den Grund der Lofotengruppe auf der Nordost- wie von der Südwestseite mit warmem Wasser zu umspülen.

Diese Districte werden vom Dorsch und seinen verwandten Räubern zur Milch- und Laichzeit besonders stark besucht, um ihr Fortpflanzungsgeschäft zu verrichten, zumal ihnen die Bänke auf der Nordostseite der Inseln, welche nur 500 Fuß unter dem Wasser liegen, sowie die vielen Küsten und Uferränder im sogenannten Scheerhofe für Befriedigung ihres Naturtriebes mancherlei Annehmlichkeiten bieten.

Zu dieser Raubfischgesellschaft, welche seit Jahrtausenden jene Küsten besucht und ihren Besuch noch nie, wie die Häringe im Westen schon öfter, unterbrach, gesellt sich der größte Räuber — der Mensch — in 25,000 bis 30,000 Stücken, wie der Normann sagt, und fängt hier je nach Gunst oder Ungunst des Wetters binnen wenigen Wochen zwanzig und mehr Millionen Dorsche und vertilgt dabei eine unaussprechliche Zahl dieser Fische durch Tödtung des Rogens, indem Leeuwenhoek in einem Kabliauweibchen 9,994,000 Eier zählte.

Da die Lofoten aus lauter Bergen und Felsen bestehen, ist wenig Raum für menschliche Anbaue vorhanden und deshalb sind die Einwohner für 30,000 Gäste, zumal im strengen Winter, wenig oder gar nicht eingerichtet. Die armen Fischer müssen daher, durchnäßt wie sie Tag und Nacht sind, entweder in ihren offenen Booten verweilen, oder sie können sich höchstens dann und wann in einer Erdhütte, einem Zelt oder einem Schuppen, wie die Häringe zusammengeschichtet, kurze Zeit aufhalten. Welche Luft in den niedrigen Hütten durch Ueberfüllung mit durchnäßten Menschen entsteht, bedarf wohl keiner weitern Schilderung. Dazu kommt, daß diese Fischer, besonders wenn sie nicht geheuert sind, meist mit schlechter, nahrloser Kost vorlieb nehmen müssen, ja zu Zeiten, wenn die Stürme den Zutritt von Händlern nicht gestatten, sich glücklich preisen, wenn sie neben roher Fischleber, Rogen und rohem Fischfleische etwas hartes Fladbrot (d. h. dünne gedörrte Kuchen von Hafer- und Rindenmehl) und einen Schluck Branntwein erhalten können. Dabei müssen sie Tag und Nacht in Sturm und Schnee auf dem kalten Wasser sein, Hände und Füße fortwährend naß, und werden häufig durch die Noth, bei empörten Elementen, zu übermenschlichen Anstrengungen getrieben.

Daß bei solchem allseitigen Einstürmen auf die Gesundheit zuletzt auch Riesennaturen erliegen müssen, dürfte erklärlich sein. Eine der fürchterlichsten, bis jetzt noch räthselhaften Krankheiten jener Gegenden ist die Radesyge (Räudesucht), — eine Art Aussatz, welcher seine Verheerungen namentlich an den Extremitäten der davon Befallenen zeigt.

Trotz dieser Mühseligkeiten und traurigen Erfahrungen aller Art wächst die Zahl der nordischen Großfischjäger fortwährend, weil jene Küsten, an welchen das Dorschgeschlecht alle Winter in eben solchen Zügen oder Strömen streicht wie das Häringsgeschlecht im Süden Norwegens, unanbaulich sind und den Küstenbewohnern keine andere Nahrungs- und

Einnahmequelle bieten als eben den Großfischfang. Auch haben es die Scheerenbewohner und die Fischlappen (zu unterscheiden von Fjeldlappen) etwas bequemer, indem sie meist nur in den ihnen am nächsten liegenden Fjorden den Dorsch fangen. Diese Fischerei, welche sich bis jenseits des Nordcaps über Berlewaag und Vardöhnus bis Vadsö erstreckt, giebt den Haupttauschartikel bei dem Handel Norwegens mit Rußland, d. h. Vadsös mit Archangel. —

Die Dauer des Dorschfanges ist an den verschiedenen Küsten Norwegens verschieden und richtet sich meist nach der Masse und dem langen Aufenthalt der Lodde (Mallotus arcticus) an den Küsten, weil dieses Thier dem Dorsch zur angenehmsten und gesuchtesten Speise dient.

Diesseits und jenseits Lofoten, wo die Dorsche in ungeheuren Massen andringen und namentlich das obere Westfjord füllen, scheint das Dorschgeschlecht meist nur dem Fortpflanzungstriebe zu folgen und weniger der guten Speise nachzugehen, weshalb der Dorsch früher nach Lofoten kommt und früher von dort geht als an den lappischen Küsten. Dagegen scheinen dem nach Lofoten drängenden Dorsche die dortigen von warmem Wasser umspülten Bänke sehr zu behagen, denn er lagert sich (nach Ausspruch der Taucher) auf denselben in ungeheuren Massen. Theils in Folge dieser Erfahrung, theils um den Fischern sichern Anhalt zu geben, wie sie ihr Fischgeräth einrichten müssen, hat man jene Inselmeere genau ablothen lassen, wobei man noch an vielen anderen Orten ähnliche Bänke und dadurch ähnliche Fischlager entdeckt hat.

Die Geräthschaften der Fischer für den Fang des Kablians und seiner Verwandten sind weniger kostspielig als die der Häringsfischer; dagegen gehört zur Anwendung dieser Geräthschaften und namentlich zur Kenntniß der vielfach nöthigen Köder ein wahres Studium.

Die Grundangel, die Handschnur und das bewaffnete Tau sind die Hauptfanggeräthe des Dorschfischers. Zu den ersten beiden werden häufig Renuthiersehnen angewendet, weil diese nicht faulen und sehr fest sind, daher kein großes Volumen bedürfen. Die Grundangel ist 500 bis 600 Fuß lang, hat am untern Ende drei Schwänze; jeder Schwanz läuft mit seinem Außenende durch einen von Weißblech geschlagenen kleinen Häring, aus dessen Maule der Angelhaken herausguckt. Am Haupttaue der Grundangel befinden sich immer 5 bis 6 Klafter auseinander kleine rothe Lappen mit verborgenen Haken (worauf die Fische beißen), so daß mit derselben Angel nicht nur die auf dem Grunde liegenden, sondern auch die im Meere herumflanirenden Skreide gefangen werden. Die Handschnur ist unserer gewöhnlichen Angelschnur ähnlich, nur hat sie folgenden Zusatz: alle 3 bis 4 Klafter hat sie zwei sehr lange und scharfe Haken, welche mit dem Rücken zusammengelöthet sind. Diese Haken werden in der angegebenen Entfernung von einander in der Schnur befestigt. Ueber denselben steckt die Schnur in einer Bleiröhre (womit überhaupt alle Angelschnuren auf Raubfische über den Ködern geschützt sind) und auf diese Röhre sind ein Paar Häringe mit Draht fest aufgebunden. Wenn nun ein Dorsch an den Häringen herumknabbert, wird dies der feinfühlende Fischer sogleich gewahr, rückt die Schnur an, führt dadurch den einen oder andern Haken dem Fische in den Unterkiefer und hat somit den Fisch gefangen.

Das bewaffnete Tau ist von enormer Länge, hat in gewissen Abständen 2000 bis 3000 kleine Angelschnuren eingeknüpft, wird über ein Fjord, einen Sund oder eine Bucht gespannt und entweder auf dem Grunde, oder in mittlerer Tiefe, oder flach liegend befestigt, je nachdem der Fischer den Fisch im Wasser streichend, oder auf dem Grunde liegend gewahrt. Diese Fangleinen werden in der Regel Abends ausgesetzt und am frühen Morgen eingezogen.

Wenn der Fisch „ubeit“, d. h. nicht freßlustig ist, was sich immer zeigt, sobald er fett aus der Tiefe kommt, oder wenn er laicht, oder wenn er sein Lieblingsfutter — die Lodde — in Masse findet, so ist die Leinen- und Schnurfischerei nicht vortheilhaft anzuwenden, weil diese Geräthschaften auf den Appetit der Fische, also auf den Köder basirt sind. Deshalb werden dem appetitlosen Dorsche starke Netze mit sehr großen Maschen gestellt und zwar meist in sogenannten Ketten von 80, 100 und mehr Netzen. Je nachdem der Skreid und seine Vettern auf dem Grunde liegen, oder im Mittel- oder Oberwasser streichen, werden die großen Fangleinen wie die Netze auf den Grund gestellt, oder im Mittel- oder Oberwasser schwimmend erhalten. Dazu bedient man sich der Anker, wenn man die Fangwerkzeuge befestigen will; aber der Stammstücke von Weiden, der abgestandenen Wachholderkorkeichen und der luftleeren Glaskugeln, wenn diese Geräthe schwimmend erhalten werden sollen. Die Glaskugeln werden in Segelgarn gestrickt und dann auf die Oberleine der Netze wie der großen Fangtaue befestigt. Auf diese Weise bewehrt, sind Netze und Taue vor dem Untersinken sicher.

Wenn der Dorsch recht mager ist, namentlich nach dem Laichen, ist er auch sehr „beit“, d. h. freßlustig, und in diesem Falle wird das Ködersystem angewendet. Ein Boot mit 5 bis 8 Mann Besatzung kann mit Grund- und Handangeln in 24 Stunden 200 bis 500 Stück große Dorsche aufziehen. Mit einer Kette von Netzen ist der Fang, wenn der Fisch dicht streicht, viel bedeutender und wird oft übermäßig.

Leider ist jenen Gegenden eigen, daß oft plötzlich ein Orkan vom Pole herabkommt, das Meer an den Klippen und Felsenufern so fürchterlich aufrührt, daß nicht allein Tausende und Abertausende von Fischereigeräthschaften vernichtet werden, sondern auch unendlich viele Menschenleben und Boote zu Grunde gehen. So z. B. trieb der Sturm am 11. März 1821 — am sogenannten tollen Montage — Fischer über die ungeheure Meerfläche von den Lofoten bis Schottland. Binnen einer einzigen Stunde ertranken am genannten Tage an den norwegischen Nordküsten Tausende von Fischern; in dem einzigen Kirchspiel Haram gegen 300 Mann! Aehnliche Schreckenstage hat die nordische Fischereigeschichte viele verzeichnet, darunter einen', an welchem das wüthende Meer die schleswigsche Insel Nordstrand verschlang und der Orkan gleichzeitig die Kirche auf der Lofoteninsel Röst wegblies.

Bei erträglichem Seewetter setzen die Dorschfischer, wie oben bemerkt, die Netze und die großen Fangleinen Abends aus und ziehen sie am Morgen ein; die Grund- und Handangler dagegen liegen den ganzen Tag auf dem Meere und kehren Abends mit ihrer Beute heim.

Diese Ausbeute wird entweder an die Aufkauferschiffe, von denen sich zur Fischzeit gegen 500 um Lofoten sammeln (ungerechnet die russischen und lappischen in Lappland), oder an die Salzereien oder sonstige Zubereitungsstätten verkauft, oder von den Fischern selbst zugerichtet und später verhandelt. Bei dem Verkauf werden die Fische nach Hunderten gezählt, d. h. es werden nach norwegischem Brauch 120 Stück (das sogenannte große Hundert) für 100 Stück gegeben, und diese wurden früher gewöhnlich mit 1 Species, d. i. 120 norwegischen Schillingen, = $1^1/_2$ Thaler, bezahlt; in den letzten Jahren stieg aber der Preis des großen Hunderts auf 6 bis 8 Species.

Nach dem Fange der Fische werden dieselben durch einen Hieb ins Genick getödtet, dann ans Land gebracht, theils aufgehauen, theils rund, d. h. unausgenommen mit Liver-

pooler Salz eingesalzen, dann in der Luft getrocknet und später als Rundfisch verkauft. Diese letztere Methode ist namentlich in Lappland gebräuchlich, wo die auf diese unappetitliche Weise zubereiteten Fische an die Russen gegen russische Producte vertauscht werden. Die russischen Nasen scheinen diesen Fischgeruch (richtiger Fischgestank) gut ertragen zu können, denn es gehen so viele Rundfische nach Archangel und weiter, daß oft die Transportmittel fehlen und der Preis daselbst außerordentlich niedrig steht, so daß in der Regel von den Lappen 20 Centner Fische für einen Centner grobes Roggenmehl gegeben werden.

In und um Lofoten dagegen werden die Fische erst geköpft, dann aufgehauen, dann werden Kopf und Eingeweide für die Fischguanofabriken gesammelt; nachher schneidet man die Zunge und den Magen als Delicatessen aus, sammelt die Luftblasen für die Leimsieder, nimmt die Leber und den Rogen aus dem Leibe und bewahrt beide besonders auf; dann wird der Fischkörper entweder zu Laberdan gemacht, indem man ihn wie den Häring pöckelt; oder zu Klippfisch, indem man ihn 3 bis 4 Tage in Salzlauge liegen läßt ($4^1/_2$ Tonne Salz aufs Tausend Fische gerechnet); dann gehörig preßt, damit alle Wassertheile aus dem Fleisch herauslaufen und dann auf Felsen trocknet; oder zu Stockfisch, indem man ihn ungesalzen und oft schon halb verfault auf Gestänge hängt und in Luft und Sonne dörren läßt. (Durch das Trocknen verliert der Fisch über 75 Procent seines Gewichts.) Beim „Stockfisch“ wird der Dorsch in zwei Scheite getheilt, beim „Klippfisch“ dagegen wird nur der Bauch in der Länge aufgeschnitten und der Fisch dann auseinander gebrochen. Das Dörren währt vom Winter bis zum 12. Juni jedes Jahres. Solche Dörr- oder Fischtrockenplätze riecht der Reisende in jenen Gegenden, wenn es recht heiß ist und der Wind entgegensteht, schon meilenweit vorher, bevor er sie sieht.

Dorschleber und -Rogen sind eben so werthvoll als der ganze Fischkörper. Der Rogen wird sofort beim Ausnehmen in Tonnen eingesalzen und geht nach der französischen und spanischen Westküste, um dort als Köder beim Sardellensange zu dienen. Da die Tonne Rogen gewöhnlich mit 7 und mehr Species bezahlt wird, so erscheint dieser Sardellenköder etwas theuer und doch hat man zur Zeit keinen bessern. Ja in Jahren, wo der Sardellensang an den französischen Küsten sehr reich ist, bezahlt man sogar die Tonne Rogen mit 18 und mehr Species, d. h. mit 27 bis 30 Thalern.

Die Leber der Dorsche aber wird in großen Bottichen gesammelt und bis zu gelegener Zeit stehen gelassen. Während dieses Stehens läßt die Leber viel Fett gehen, welches sich auf der Oberfläche als eine ölige Masse zeigt. Bevor man die Lebern weiter verarbeitet, schöpft man dieses Oel ab und erhält durch dasselbe den kostbaren weißen medicinischen Leberthran. Dann werden die Lebern in luftdicht geschlossene Gefäße gethan und diese in kochendem Wasser erhitzt. Das, was bei dieser Procedur den Lebern entweicht, giebt den hellbraunen Leberthran, welcher ebenfalls medicinische Verwendung findet. Zuletzt bratet man die Lebern in besonders gebauten kreisrunden Bratöfen, unter welchen ein helles Feuer brennt. Was bei dieser Procedur den Lebern noch von Fettigkeit entfließt, giebt den braunen Leberthran. Das, was in den Oefen übrig bleibt, heißt Thrangrax, besteht aus einer schwarzen pechartigen Masse und giebt eins der kräftigsten Düngmittel.

Wie allgemein der Gebrauch des Thrans in den lappischen Städten Tromsö, Hammerfest und anderen ist, zeigt nicht nur der Thrangeruch in allen Theilen dieser Städte, sondern auch die Thransettigkeit auf allen Hafenbollwerken, Treppen, Anhaltern und dergleichen, wo es Mühe kostet, sich auf den schlüpfrigen Strandstraßen, Stiegen und Holzböden vor Ausgleiten und Hinfallen zu bewahren. Dennoch werden nur die geringeren Thransorten im Lande verbraucht, von denen die Tonne etwa 14 bis 16 Species kostet; den weißen Medicinthran verkauft man dagegen ans Ausland à Tonne 20 Species, d. h. 30 Thaler, und die zweite Sorte für 15 bis 18 Species. —

Die kleineren Abgänge bei der Zubereitung der Dorsche als Laberdan, Rundfisch, Klippfisch und Stockfisch werden gesammelt und im Winter, gleich den Häringen, als Futter für die Kühe benutzt. Die Fische selbst aber werden meistens aus dem Nordlande nach Bergen gebracht und zwar auf Fahrzeugen, welche seit Jahrhunderten von allen Veränderungen im Schiffbau keine Notiz genommen. Diese Schiffe heißen Jachten, sind aber offene, ungemein lange und breite Fahrzeuge mit einem einzigen sehr hohen und starken Maste in der Mitte und einem einzigen Raasegel. Dieses Segel bildet ein langes Viereck, hängt oben an einer weit über die Breitseiten des Schiffes hinausgehenden Raae und ist unten an einer eben solchen Raae befestigt. Diese Fahrzeuge werden mit gedörrten Fischen auf dieselbe Weise beladen, wie man sonst die Schiffe mit Scheitholz belastet, d. h. die Ladung so hoch aufgeschichtet, daß von Mast und Segel nur etwa zwei Drittel zu sehen sind. Beim Begegnen auf See würden diese Schiffe immer als Holzschiffe erscheinen, wenn sich die Ladung derselben nicht schon von fern der Nase als „angegangene“ Fische ankündigte. Denn da diese Fischfracht gänzlich unbedeckt bleibt, so wirken auf der langen Reise Regen und Sonne dergestalt auf dieselbe, daß sie weiter zu riechen als zu sehen ist.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährt es, wenn in einem Sunde oder in einer Bucht zwischen hohen Felsen eine große Menge solcher Schiffe, durch Windstille oder Gegenwind aufgehalten, vor Anker liegen und dann bei erwachter Brise alle auf einmal neben und hinter einander aussegeln. Die vielen hohen und breiten Leinwandwände sowie die auffällige Ladung erscheinen sehr sonderbar. Mehr als diese fallen die vielen Trauerzeichen auf, welche eine Menge Schiffe an der einen obern Ecke ihrer großen Raasegel tragen. Diese Erscheinung beweist die hohe Pietät der Normänner gegen längst Abgeschiedene. Im 17. Jahrhundert lebte nämlich auf Vigerö ein Mann mit Namen Rasmus Moldnäs, welcher die Leinefischerei erfand. Zum Andenken an diesen Wohlthäter führen alle Schiffe, welche in dem Districte Vigerö heimathsberechtigt sind, von jener Zeit, als Moldnäs starb, bis auf den heutigen Tag das vorgedachte Trauerzeichen im Segel. — An anderen Orten, wie z. B. in Slindingen bei Aalesund, haben die Fischer solchen Männern, welche die Fischereigeräthe verbesserten oder vermehrten, oder welche neue und vortheilhafte Fischereimethoden erfanden oder einführten, feste Denkmäler gesetzt.

Das Reisen in Deutschland vor hundert Jahren.

Von Dr. E. Boll.

Die Leser des „Globus“ kennen aus früheren Mittheilungen die Verhältnisse, welche auf der Insel Rügen in früheren Jahrhunderten obgewaltet haben. Im übrigen Deutschland wußte man wenig von dem schönen Eilande, namentlich ahnte man gar nicht, daß Rügen von der Natur mit Reizen ausgestattet sei, welche eine speciellere Berücksichtigung sehr wohl verdienten. Merkwürdigerweise war dies ein Schicksal, welches diese Insel mit allen anderen durch ihre Schönheit ausgezeichneten Landschaften unseres großen deutschen Vaterlandes bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein theilte! Wer wußte z. B., außer etwa in Sachsen selbst, im vorigen Jahrhundert von den Reizen der jetzt so berühmten sächsischen Schweiz *)? Als im Jahre 1716 die geistreiche Lady M. Worthley Montague, welche für Menschen und menschliche Dinge ein so scharfes Auge hatte, auf dem Wege von Prag nach Dresden durch die bezeichnete Gegend kam, hätte man da wohl nicht ein beifälliges oder bewunderndes Wort über die wirklich reizende Scenerie, die sich hier ihrem Blicke, wenn auch nur in Mondscheinbeleuchtung, dargeboten, in dem Briefe zu finden erwarten sollen, in welchem sie über diese Fahrt berichtet? Aber alles, was sie über diese Strecke ihrer Reise zu sagen weiß, beschränkt sich auf Folgendes:

„Wir kamen bei Mondschein über die schrecklichen Abgründe, welche Böhmen von Sachsen trennen und an deren Fuße die Elbe hinfließt; ich kann aber nicht eben sagen, daß ich in letzterer zu ertrinken fürchtete, da ich vollkommen überzeugt war, es sei, falls der Wagen umschlüge, ganz unmöglich, lebend bis zum Flusse hinab zu gelangen. An vielen Stellen ist der Weg so schmal, daß ich auch nicht einen zollbreiten Raum zwischen den Rädern und dem Rande des Abhanges erblicken konnte. Ich war aber eine so gute Gattin, daß ich Herrn Worthley, welcher neben mir ganz fest schlief, nicht weckte, um ihn an meiner Besorgniß Theil nehmen zu lassen, da die Gefahr ganz unvermeidlich war. Als ich aber endlich im hellen Mondenschein bemerkte, wie unsere Postillone auf den Pferden einnickten, während diese in vollem Galop waren, hielt ich es doch für rathsam, sie anzurufen und zu erinnern, daß sie auf den Weg Acht haben möchten. Darüber erwachte nun aber auch Herr Worthley und war jetzt noch mehr, als ich selbst, über die Lage erstaunt, in der wir uns befanden, und er versicherte mir, er habe die Alpen fünfmal an verschiedenen Stellen durchkreuzt, aber ein so gefährlicher Weg sei ihm selbst dort nicht vorgekommen. — Man erzählte mir hernach, daß es etwas ganz Gewöhnliches sei, Leichen verunglückter Reisender in der Elbe zu finden; — doch dies Schicksal war uns, Gott sei Dank, nicht beschieden.“ — Von den Reizen dieser herrlichen Berglandschaft hatte selbst im Jahre 1771 Büsching, der beste deutsche Geograph seiner Zeit, noch gar keine Ahnung.

Den Grund für diese und andere verwandte Erscheinungen haben wir in der merkwürdigen Thatsache zu suchen, daß überhaupt der Sinn für Naturschönheiten erst sehr spät unter den Menschen erwacht ist, weshalb denn auch alle mit solchen reich geschmückte Gegenden, welche jetzt ihre Anziehungskraft jährlich auf viele Tausende von bewundernden Reisenden ausüben, früher für die wenigen, welche ihr Weg damals zufällig durch dieselben hindurchführte, nicht etwa Gegenstände des freudigen Erstaunens, sondern vielmehr der Klagen und des Schreckens waren *). Zwar gab es auch damals schon in Deutschland einzelne Leute, die zu ihrem Vergnügen reisten, aber sie suchten letzteres mehr unter den Menschen — namentlich an den vielen großen und kleinen Fürstenhöfen, deren abgeschmackte Herrlichkeit sie anstaunten, — als in der Betrachtung lieblicher oder großartiger Naturscenen.

Dazu kamen als ein anderweitiges Hinderniß für lebhaften Reiseverkehr auch die großen Beschwerden, mit welchen noch vor hundert Jahren das Reisen selbst verknüpft war. Welcher Art dieselben waren, mögen folgende zwei mir zufällig vorliegende Beispiele zeigen. Im Spätherbste des Jahres 1721 (berichtet J. Scherr in seiner „Deutschen Cultur- und Sittengeschichte“) fuhr ein Bürger von Schwäbisch-Gmünd nach Ellwangen, welche beiden Ortschaften nur etwa acht Poststunden von einander entfernt liegen. Der Reisende, ein wohlhabender Mann, ging in Gesellschaft seiner Frau und seiner Magd am Montag Morgen, nachdem er am Tage zuvor in der Johanniskirche „für glückliche Erledigung vorhabender Reise“ eine Messe hatte lesen lassen, aus seiner Vaterstadt ab. Er bediente sich eines zweispännigen sogenannten „Plahnwägelchens“. Noch bevor er eine Wegstunde zurückgelegt und das Dorf Hussenhofen erreicht hatte, blieb das Fuhrwerk im Kothe stecken, so daß die ganze Gesellschaft aussteigen und „bis übers Knie im Dreck platschend“ den Wagen vorwärts schieben mußte. Mitten im Dorfe Böbingen fuhr der Knecht „mit dem linken Vorderrad unversehendlich in ein Mistloch, daß das Wägelchen über-

*) Die Bezeichnung „sächsische Schweiz“ ist geradezu unsinnig, klingt mit ihren gehäuften Zischlauten ganz abscheulich und es ist für einen Deutschen nicht leicht, für einen Ausländer eine Qual, diese Kakophonie über die Zunge zu bringen. Die bescheidene, liebliche Landschaft, welche von Herniskretschen bis Pirna von der Elbe durchzogen wird, hieß früher ganz richtig: Meißner Oberland. Da fiel es vor sechszig Jahren einem dortigen Pastor ein, dem Ding einen vornehmern Namen zu geben und er erfand die „Sächsische Schweiz“. Dieser Unsinn wirkte ansteckend; bald nachher tauchte überall eine Schweiz auf, eine märkische, eine weimarische, eine fränkische ꝛc. Sie sind alle recht hübsch, bilden niedliche Landschaften, aber zum Alpenlande mit der Jungfrau, mit dem Finsteraarhorn, dem Rhein, der Rhone und den Seen verhalten sie sich wie ein niedliches kleines Mädchen zu einem kolossalen Riesen. Der Vergleich ist sehr albern und paßt wie die Faust aufs Auge.

Ich will hier beifügen, daß in dem 822 Seiten starken „Denkwürdigen und nützlichen Antiquarius des Elbstroms“, Frankfurt a. M. 1741, kaum von der Anmuth der reizenden Landschaft im Meißner Oberlande die Rede ist. Da, wo er in einigen hundert Alexandrinern den Königstein beschreibt, hebt er hervor (S. 225):

„Die Fenster können nun selbst mit den Spiegeln streiten,
Und weil die Gitter weg, so ist die Aussicht frei.“

Dann seufzt er:

„Dies Einige ist uns bislang noch abgegangen,
Daß in der Nähe man kein Wirthshaus angelegt.“

A.

*) Als z. B. Bartholomäus Sastrow (nachmals Bürgermeister zu Stralsund, der eine interessante Selbstbiographie hinterlassen hat) in seinen jüngeren Jahren (1546) eine Fußreise nach Italien unternahm, blieb er am nördlichen Fuße der Alpen zu Kempten zwei Tage liegen, „denn die Leute sagten, es geschehe viel Mordens im Gebirge; es hätte auch der Wölfe und andere schädliche wilde Thiere darin, und riethen, mich alleine nicht hinein zu begeben.“ — Erst als er Reisegesellschaft findet, wagt er es, seinen Weg fortzusetzen, und obgleich er noch etwas von seinen Erlebnissen auf demselben berichtet, schweigt er doch über den Charakter der durchwanderten Gebirgslandschaft gänzlich.

kippte und die Frau Eheliebste sich Nase und Backen an den Pflastersteinen jämmerlich zerschund". Von Möggelingen aus bis Aalen mußte man drei Pferde Vorspann nehmen, und dennoch brauchte man sechs volle Stunden, um letztgenannten Ort zu erreichen, wo übernachtet wurde. Am andern Morgen brachen die Reisenden in aller Frühe auf und langten gegen Mittag glücklich bei dem Dorfe Hofen an. Hier aber hatte die Reise einstweilen ein Ende, denn hundert Schritte vor dem Dorfe fiel der Wagen um und in eine Pfütze, so daß alle „garstig beschmutzet wurden, die Magd die rechte Achsel aus einander brach und der Knecht die Hand sich zerstauchte". Zugleich zeigte sich, daß eine Radachse gebrochen und das eine Pferd am linken Vorderfuße „vollständiglich gelähmet worden". Man mußte also zum zweiten Male unterwegs übernachten, in Hofen Pferde und Wagen, Knecht und Magd zurücklassen und einen Leiterwagen miethen, auf welchem die Reisenden endlich „ganz erbärmlich zusammengeschüttelt" am Mittwoch „ums Vesperläuten" vor dem Thore von Ellwangen anlangten. — Als Lessing's Braut, Eva König, im Februar 1772 von Braunschweig nach Nürnberg reiste, schrieb sie aus dem Dorfe Rattelsdorf (zwei Meilen nordwärts von Bamberg) am 28. Februar an Lessing: „Von einem Dorfe, das sich Rattelsdorf nennt, haben Sie wohl in Ihrem Leben nichts gehört? Auf dem sitzen wir nun beinahe vierundzwanzig Stunden, und wer weiß, ob wir nicht noch viermal vierundzwanzig Stunden hier aushalten müssen. Es kommt auf den Main an, ob der fallen will; so wie er jetzt ist, ist er nicht zu passiren, wenn man es auch wagen wollte. — So viele Hindernisse, wie wir auf dieser Reise angetroffen, mit solchen Beschwerden und Gefahren verknüpft, habe ich in meinem Leben nicht ausgehalten. Es lassen sich wenig Unfälle mehr denken, die uns nicht schon alle begegnet sind. In sechsunddreißig Stunden haben wir zwei neue Achsen und zwei Stangen zerbrochen; die Pferde sind mit uns durchgegangen und haben über solche Gräben und Hügel gesetzt, daß wir nichts anderes als den schrecklichsten Tod vor Augen sahen, bis endlich, da sie wieder über einen tiefen Graben setzen wollten, die Stränge des einen Zugpferdes rissen. Zu unserm größten Glück! Denn dadurch verloren sie die Macht, über den Graben zu setzen, und kehrten auf die andere Seite um, wo uns Bauern zu Hülfe eilten, die sie auch glücklich erhaschten. Gestern sind uns zwei Pferde vor dem Wagen gefallen; bei dem ersten hielten wir uns vier Stunden auf, und versuchten alles, es zu retten; allein es war umsonst, wir mußten es am Ende für den Scharfrichter des nächsten Dorfes liegen lassen. Für Yorik wäre dies eine vortreffliche Scene gewesen! Der Postillon war ein Original, — so gut, als dumm, — beides im äußersten Grade. O Gott, o Gott! war alles, was er vier Stunden lang sagte, wobei er beständig fortarbeitete, um das Pferd auf die Beine zu bringen; es war aber so kraftlos, daß, wenn er es auch etwas in die Höhe hatte, es gleich wieder auf die Seite fiel, wobei er hundertmal in Gefahr war, sein Leben zu verlieren. Ich schrie in einem weg: Kerl, seid nicht rasend, das Thier ist hin, was wollt ihr euch denn auch noch unglücklich machen? Ei was! gab er mir immer zur Antwort, da es mit meinem Pferde so ist, so mag es mit mir werden, wie es nur immer will. Ich sagte, er sollte fortfahren. — Nein, wenn Sie mich auch prügelten, so gehe ich nicht von meinem Pferde, so lange ich noch Hoffnung habe; und dies hielt er auch ehrlich. Selbst, wie es schon crepirt war, mußten wir ihm gestatten, daß er es mit den anderen Pferden auf einen Acker schleppte, aus dem nächsten Dorfe Stroh und Heu holte, das Stroh, um es damit zu decken, und das Heu, damit es, wenn es wieder auflebte, etwas zu fressen fände. — Der Kerl dauerte mich, denn er war völlig abgemattet; und nun wollte vollends das Unglück, daß, als wir kaum eine Viertelstunde gefahren waren, ihm im Wasser das zweite Pferd auch fiel. Dies hat er denn doch noch gerettet, weil zum Glück Leute in der Nähe waren, die ihm zu Hülfe kamen. Für uns aber ward es schlimm. Wir waren zwar ausgestiegen, allein unser Wagen stand im Wasser und diese Pferde konnten ihn nicht herausziehen. Wir mußten also drei Viertelstunden weit nach einem Dorfe gehen, durch einen solchen schrecklichen Weg, daß ich diese Stunde noch nicht begreife, wie ich durchgekommen bin. Bei jedem Schritte, den ich that, mußte ich die Beine mit Macht aus der Erde ziehen, und es regnete, daß ich keinen trocknen Faden am Leibe behielt. Nun sagte ich zu meinem Schwager, als wir wieder im Wagen saßen, für heute werden wir doch wohl genug Fatalitäten überstanden haben? Will's Gott! war seine Antwort; aber das „Will's Gott" traf nicht ein, denn wir mußten noch durch drei Gewässer, die alle drei in den Wagen kamen. Das letzte war so hoch, daß alles, was im hintern Chaisekasten lag, naß wurde. Dieses zu trocknen, war heute meine Beschäftigung u. s. w." — Eva König's oben ausgesprochene Ahnung, daß sie vielleicht noch viermal vierundzwanzig Stunden in Rattelsdorf sitzen bleiben möchte, bestätigte sich auch wirklich, denn am 2. März schreibt sie an Lessing von demselben Orte: „Noch sitzen wir in Rattelsdorf, ohne zu wissen, ob wir heute, morgen oder übermorgen wegkommen. Beinahe ist meine Geduld alle erschöpft. Man kann sich nichts Unangenehmeres denken, als an einer Stelle liegen bleiben zu müssen, wo man nichts zu thun hat, besonders auf dem Wege nach einem Orte, wo man so triftige Beschäftigungen vor sich hat. Und zum Unglück steht uns noch ein solcher Aufenthalt zwischen Bamberg und Nürnberg bevor, denn bei Furchheim soll das Wasser eben so angeschwollen sein." — Erst nach fünftägigem Aufenthalte ward Eva König (wie sie in einem spätern Briefe meldet) aus Rattelsdorf wieder erlöset.

„Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (sagt Freytag in seinen „Neuen Bildern aus dem Leben des deutschen Volkes") rechnete man eine Tagereise gewöhnlich zu fünf Meilen, zwei Stunden auf die Meile, — und als im Juli 1750 Klopstock mit Gleim in leichtem Wagen, durch vier Pferde gezogen, von Halberstadt nach Magdeburg sechs Meilen in sechs Stunden fuhr, fand er diese Schnelligkeit so außerordentlich, daß er sie mit dem Wettlaufe bei den olympischen Spielen verglich*). — Wer irgend Ansprüche machte, scheuete eine Fußreise, — die schlechten Straßen, die Unsicherheit, die unsauberen Herbergen und die rohe Behandlung; noch waren wohlgekleidete Fußreisende, welche die Landschaft bewunderten, ganz unerhört."

Die Insel Rügen, das Riesengebirge, die sächsische Schweiz, der Thüringer Wald, der Harz, der Mittelrhein u. s. w., ja selbst die Alpen sind daher alle in dem Sinne, in welchem wir sie jetzt kennen, eigentlich erst gegen Ende des vorigen oder zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts entdeckt worden! Einzelne mit freierem Blicke begabte Männer gingen gleichsam die Bahn brechend darin voran, und ihre Berichte veranlaßten zunächst einige andere wißbegierige Leute, ihrem Beispiele zu folgen, aber noch mehrere Jahrzehnte lang blieb eine solche Reise ein Unternehmen, welches vor dem Beginne reiflicher überlegt und nach der Vollendung mehr besprochen wurde, als jetzt etwa eine Reise in den Orient. Erst seit

*) Als das non plus ultra von schnellem Reisen, welches er selbst kennen gelernt habe, führt der eben genannte, vielgereiste B. Sastrow an, daß er einmal von Stralsund nach Lübeck (24 Postmeilen) in $5\frac{1}{2}$ Tage hin- und zurückgefahren sei, wobei er noch einen ganzen Tag in Lübeck still gelegen habe; die übrige Zeit sei er aber auch Tag und Nacht unterwegs gewesen.

man in Deutschland durch die französischen Kriege recht gründlich aus seiner trägen Ruhe aufgerüttelt war, und nun unter Anderem auch endlich anfing, den bis dahin so gröblich vernachlässigten Verkehrsmitteln seine Aufmerksamkeit zu schenken, — als in Folge dessen der Chausseebau begann, seit 1827 Dampfschiffe unsere Ströme (das erste auf der Weser) befuhren und seit dem Jahre 1835 allmälig ein Netz von Eisenbahnen über ganz Deutschland sich ausbreitete*), — erst dann kam auch das Reisen recht in Fluß und damit lebte zugleich auch der die Neuzeit so charakterisirende Naturcultus auf, welcher jährlich viele Tausende von Reisenden an den zur Ausübung desselben besonders geeigneten Stellen zusammenführt.

Solche Pionnire, welche dem großen Heere dieser Reisenden voraufgingen und ihnen zuerst die Wege bahnten, waren z. B. für eine der berühmtesten Alpenlandschaften die beiden englischen Reisenden Pococke und Windham, welche im Jahre 1741 das Chamonnythal besuchten. „Diese ersten bekannten Reisenden (sagt Saussure), welche die Neugier nach den Gletschern in dies Thal gelockt, haben ohne Zweifel die Bewohner desselben für gefährliche Räuber angesehen, denn sie begaben sich dahin mit größter Sorgfalt bewaffnet und von einer Anzahl gleichfalls gut bewaffneter Diener begleitet; sie wagten sich daselbst in kein Haus hinein, sondern hatten sich Zelte mitgebracht, in denen sie auf freiem Felde ihre Wohnung aufschlugen, und unterhielten die ganze Nacht hindurch Feuer und stellten Schildwachen aus, um sich wider alle Angriffe in Sicherheit zu setzen. — Während der zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre, welche auf diesen Besuch folgten, wurde die Reise nach Chamouny sehr selten und fast nur von Engländern unternommen, welche dann bei dem Pfarrer logirten, denn als ich im Jahre 1760 zuerst dort war, ja selbst noch vier bis fünf Jahre später, war noch kein bewohnbares Gasthaus zu finden, sondern nur ein oder zwei elende Wirthshäuser, dergleichen man nur in den unbesuchtesten Dörfern antrifft. Seit dieser Zeit aber ist diese Reise nach und nach schon so sehr zur Mode geworden, daß nun (1778) die drei großen und guten Gasthöfe, die man hier errichtet hat, kaum ausreichen, alle Fremden zu fassen, die von allen Ländern her im Sommer nach diesem Thale reisen." Gegenwärtig wird Chamouny jährlich von circa 25,000 Fremden besucht! Im Jahre 1786 wurde von Chamouny aus der Mont Blanc auch schon zum ersten Male bestiegen, und seitdem ist die Besteigung bis zum Schlusse der Saison im Jahre 1866 noch 311 Mal (sogar auch von Frauenzimmern) wiederholt worden. Unter den höchsten deutschen Alpenbergen ist der Gr.-Glockner zuerst im Jahre 1799 (und hernach noch etwa 80 bis 90 Mal) erstiegen, die Ortlesspitze aber erst im Jahre 1804. Jetzt wetteifern seit einigen Jahren der Alpenclub in London und die Alpenvereine in Oesterreich, Italien (Turin) und in der Schweiz darin, daß kein Alpengipfel unzugänglich bleibt. — Für den Harz brach E. A. W. Zimmermann die Bahn, der im Jahre 1775 „Beobachtungen auf einer Harzreise", und Gatterer, welcher schon im Jahre 1785 ff. in fünf Bänden eine „Anleitung den Harz zu bereisen" veröffentlichte! Durch J. T. Volkmar's im Jahre 1777 erschienenen „Reisen nach dem Riesengebirge" ward fast gleichzeitig auch über diese interessante Gebirgslandschaft zuerst einiges Licht verbreitet, von der sächsischen Schweiz aber drang erst im Jahre 1806 durch den von dem Prediger Nicolai in Lohmen verfaßten „Wegweiser" durch dieselbe einige Kunde in weitere Kreise.

Die Insel Rügen war zwar schon im Jahre 1585 von J. Lübbech, Bürgermeister zu Treptow a. d. R., besucht und ein von ihm über diese Reise geschriebener Brief in der „Vandalia" des D. Chyträus (1586) abgedruckt worden, und um topographisches Material für seine „Neue Erdbeschreibung" zu sammeln, war im Jahre 1765 auch der Geograph A. F. Büsching schon dort gewesen, — aber nach einer begeisterten Schilderung der landschaftlichen Reize dieser schönen Insel, durch welche auch andere Reisende zum Besuche derselben hätten angelockt werden können, sehen wir uns bei diesen beiden Gelehrten ganz vergebens um. — Unbeachtet war auch das lateinische Lobgedicht „Laudes Rugiae" verklungen, welches der zu Rostock studirende Rügianer Paul Lemnius schon im Jahre 1597 hatte drucken lassen, und erst 200 Jahre später war es einem andern Dichter vorbehalten, durch seine poetischen Schilderungen rügianischer Naturscenen einen erfolgreichen Anstoß zur Bereisung der Insel zu geben. Es war dies der im Jahre 1758 zu Grevismühlen in Mecklenburg geborene L. G. T. Kosegarten, welcher in den Jahren 1777 bis 1779 als Hauslehrer in Bergen auf Rügen, und später 1792 bis 1808 als Prediger in Altenkirchen auf Wittow lebte, und nun seit dem Jahre 1780 in zahlreichen Dichtungen die Sagenschätze seiner neuen Heimath ausbeutete und zugleich auch als begeisterter Lobredner ihrer herrlichen Natur auftrat. Zwar sind seine der Ossianischen Richtung huldigenden, vielfach an Schwulst in Worten und Gedanken leidenden Dichtungen jetzt fast schon in Vergessenheit gerathen, seine an diesen Fehler gewöhnten Zeitgenossen nahmen aber an demselben keinen Anstoß, sondern begannen nun mit ihm für das ihrem geistigen Blicke plötzlich erschlossene Wunderland zu schwärmen. Reisende, welche dasselbe auch mit leiblichen Augen schauen wollten, fingen nun an, ihren Weg dahin zu nehmen und über das dort Gesehene zu berichten. Im Jahre 1797 erschien schon des Berliner Consistorialraths J. F. Zöllner „Reise durch Pommern nach der Insel Rügen", welcher nun Rellstab's „Ausflucht nach der Insel Rügen" (1799) und Nareſt's „Wanderungen durch die Insel Rügen" (1800) bald nachfolgten. — Nun war endlich das Eis gebrochen, so daß Dr. Grümbke, als er im Jahre 1805 unter dem pseudonymen Namen „Indigena" seine anmuthigen „Streifzüge durch das Rügenland" veröffentlichte, in der Vorrede zu denselben schon sagen konnte: „Seit einigen Jahren ist auch die Insel Rügen ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Neugierde der Fremden geworden, und Reisende aus nahen und fernen Gegenden haben sie, die vor einigen Decennien selbst in Deutschland fast noch eine terra incognita war, nicht nur eines Besuches würdig geachtet, sondern auch mit der Erklärung verlassen, daß dies Land ihre Erwartungen übertroffen habe."

*) Als man in Mecklenburg im Jahre 1826 mit dem Chausseebau beginnen wollte, wurde ein Schweriner Regierungsrath damit beauftragt, einen Plan zu machen, wie viel Meilen Chausseen zu bauen sich wohl als zweckmäßig erweisen würde. Derselbe legte auch einen solchen vor, nach welchem im Laufe einiger Decennien etwa 100 Meilen zu chaussiren gewesen wären. Diesen Plan aber fand man damals so lächerlich großartig und ließ den Urheber desselben dies so sehr empfinden, daß er sich genöthigt sah, seine Dienstentlassung zu fordern. Dreißig Jahre später aber hatte Mecklenburg schon 168 Meilen Chausseen!

Aus der Provinz Turkestan im asiatischen Rußland.

Turkestan hat jüngst einen besondern Generalstatthalter bekommen und gleichzeitig ist das ihm angehörende Gebiet festgestellt worden. Dasselbe umfaßt Turkestan, Taschkend, den 1866 in Besitz genommenen Landstrich am rechten Ufer des Syr Darja und den südlich vom Tarbagataï (Murmelthiergebirge) liegenden Theil des semipalatinskischen Gebietes. Es zerfällt in die beiden Abtheilungen Syr-Darja und Semivetschenskaya.

Der Krieg zwischen den Russen und dem Emir von Buchara ist zu Ende; dieser hat sich nun überzeugt, daß er gegen die überlegene Kriegskunst seiner Feinde nichts vermochte; auch sein letzter Versuch, die Russen zu vertreiben, ist fehlgeschlagen. Im April dieses Jahres waren etwa 2000 seiner Reiter unter Anführung des Feldherrn Sadyk gegen die Russen ausgeschickt; sie griffen eine Abtheilung Kosacken an, welche sich drei Tage lang gegen die Uebermacht wehrten, dann aber den Rückzug nach dem Fort am Jany-Darja antraten. Darauf ging Sadyk auf das rechte Ufer des Jaxartes (Syr-Darja), unterbrach die Verbindung zwischen mehreren Forts, und damit auch jene zwischen Orenburg und Taschkend, und beraubte die den Russen treugebliebenen Kirgisen. Die ganze Steppe gerieth in Aufregung. Es war die Absicht des Emirs, auch den Chan von Chiwa zu feindlichem Auftreten gegen die Russen zu vermögen und damit diese zur Räumung von Chodschend, Uratüpe und Dschusack zu zwingen. Dieser Plan mißlang, Sadyk zog sich zurück und der Emir von Buchara mußte sich endlich zum Abschluß eines Friedens verstehen.

Die russische Macht ist nun in Turkestan und dem sogenannten transtschuischen Gebiete fest begründet. Die ganze Region ist wichtig schon deshalb, weil sie von Karawanenstraßen durchzogen wird, die nun völlig unter die Controle des Czars gekommen sind. Ueber die ethnographischen und commerciellen Verhältnisse jenes Gebietes haben wir eine auf russische Quellen gegründete Mittheilung von Herrn Robert Klaußnitzer aus Anhalt-Dessau erhalten, leider die letzte aus seiner Feder. Denn unser Freund starb am 2. August 1867 zu Dresden, wo er seit einer Reihe von Jahren wohnte, und als eifriges Mitglied des dortigen Vereins für Erdkunde sehr anregende Vorträge namentlich über die Verhältnisse des russischen Reiches hielt, das er gründlich kannte. Er war in Rußland begütert, machte im Mai, gesund und vollkräftig, eine Reise an den Don und Bug und wurde wenige Tage nach seiner Heimkehr vom Typhus hinweggerafft, noch im kräftigsten Mannesalter. Wir unsererseits haben an ihm, der wahrhaft eine anima candida war, einen liebwerthen Freund, der Dresdener Verein für Erdkunde hat an ihm eins seiner strebsamsten Mitglieder verloren! —

* * *

Die Bevölkerung der transtschuischen Länder zerfällt in drei Hauptgruppen:

1) Die Karakirgisen der Schneegebirgsgegenden zwischen dem Tschui und Syr-Darja,

2) die ansässige Bevölkerung Taschkends und seiner Umgebungen, und

3) die ansässige Bevölkerung des eigentlichen Chokand.

Die Karakirgisen sitzen in den Berggegenden der Quellen des Syr-Darja und an seinen bedeutendsten Zuflüssen Tschui und Talaß, in den Höhenzügen in der Umgegend des Issik-Kul, und im Süden dehnen sie sich bis zu den Quellen des Amu-Darja aus. Im Norden vom Syr-Darja haben ihre Weideländereien die größte Ausdehnung von Osten nach Westen, indem sie im Norden auch an Kirgisen, aber von der großen Orda, im Süden an die ansässige Bevölkerung des Chanats Chokand und des chinesischen Turkestan stoßen. Im Süden des Syr-Darja dehnen sich die karakirgisischen Weideländereien, d. i. alle Landstriche, die von diesen nomadisirenden Stämmen besetzt werden, vorzugsweise von Norden nach Süden aus, indem sie sich mit ihrer östlichen Seite an die ansässige Bevölkerung des chinesischen Turkestan, mit ihrer westlichen an diejenige von Chokand und Buchara anlehnen. Hierbei sei bemerkt, daß ihre Weideländer im Tian-Schan nördlich vom Syr-Darja durchgängig von ihnen allein eingenommen sind, die südlichen hingegen strichweise mit den Wohnplätzen der kriegerischen und fanatischen Berg-Ssarten durchsetzt. Diese kennen wir fast nur durch ihre thätige Betheiligung an den Feldzügen Chokands nach Kaschgar.

Die Beziehungen der nördlichen und südlichen Karakirgisen zu Chokand sind durchaus verschieden. Die ersteren haben unter sich nicht den geringsten Verband, noch irgend welche gesammtstaatliche Einrichtungen; ihre zahlreichen Stämme sind unter sich gänzlich geschieden und bekriegen einander; sogar jeder einzelne Stamm zweigt sich wieder in Abtheilungen ab, die sich gleichfalls befehden. Alle ihre kriegerischen Kräfte werden durch endlose innere Kämpfe absorbirt, zu denen noch die Streitigkeiten mit der großen Orda hinzukommen. Aus diesem Grunde, ungeachtet ihrer Wildheit und der steten Bereitschaft zu Raub und Mord, ungeachtet der Unzugänglichkeit ihrer Sommerwohnplätze in den Bergen, wurden sie ohne Mühe theils von den Chinesen, theils von den Chokandern unterjocht und diesen unbedingt tributpflichtig. Für Chokand stellten sie außerdem noch eine Menge unregelmäßiger Reiterei. Zur Befreiung von den schweren Abgaben, die ihnen Chokand auflegte, würden ihre eigenen Kräfte vollständig hingereicht haben, indem sie nur von ganz unbedeutenden Garnisonen zusammengehalten wurden, aber in Folge ihrer innern Zerrissenheit und Uneinigkeit wurde dieser Versuch nicht gemacht, sondern ein anderes Mittel gewählt. Ein Stamm nach dem andern nahm die russische Oberherrschaft an, und dies nicht allein um bei derselben Schutz gegen Chokand zu finden, sondern auch gegen die eigenen feindlichen Stämme.

Auf diese Weise befinden sich jetzt alle nördlichen Karakirgisen unter russischer Oberherrschaft, einige wenige an den Quellen des Tschiztschik und bei dem Durchbruch des Flusses Djumgal durch den Urtak-tau ausgenommen. Die Wohnplätze der nördlichen Karakirgisen sind von den südlichen durch einen wilden, kaum zugänglichen Gebirgsknoten an den Quellen des Tschui und des Naryn geschieden, wo der wenig zahlreiche Stamm der Tschiriken sitzt, der die russische Oberherrschaft ebenfalls anerkennt.

Die südlichen Karakirgisen (also südlich vom Stamme der Tschiriken) stehen, nach den freilich nur dürftigen Nachrichten, die wir über sie besitzen, in dem engsten Verbande mit Chokand, dessen Tributpflichtige sie aber keineswegs sind, hingegen im Verein mit den Kiptschaken und Berg-Ssarten die herrschende Race und den kriegerischen Kern bilden. Sie haben sich die Halbcivilisation der Chokander angeeignet und mit dem Chanat (der Herrschaft) eng verbunden, statt, wie ihre nördlichen Stammesbrüder, denselben fremd zu sein und die unterjochte und unterdrückte Race zu bilden. Im Ge-

gentheil bediente sich die Politik von Chokand der südlichen Karakirgisen und Kiptschaken seit Anfang dieses Jahrhunderts zur Unterdrückung der nördlichen im frühern Chanat von Taschkend, zur Befestigung ihres Einflusses in Kaschgar und im Allgemeinen zur Erweiterung der Grenzen der Chanate. Deshalb sind sie zur unabhängigen sehr einflußreichen Race in Chokand geworden, dessen jüngste innere Wirren aus der Eifersucht und Gegnerschaft der südlichen Karakirgisen und Kiptschaken gegen den bis jetzt in Chokand herrschenden türkischen Stamm der Usbeken hervorgingen. Die Kirgisen der großen Orda im Norden und im Süden von Taschkend befanden sich (ebenso wie die nördlichen und südlichen Karakirgisen) fast in entgegengesetzten Beziehungen zur Chokander Herrschaft. Die nördlichen hart gedrückt, revoltirten und nahmen bei der ersten Gelegenheit die russische Oberherrschaft an. Die südlichen hingegen (die Gemeinschaft des Kuraw) gehörten und gehören heute noch zu den herrschenden Racen in Chokand.

Vor mehreren Jahren waren die nördlichen Kirgisen des Chokander Chanats schwerer und gleichmäßiger gedrückt als je, und deshalb der Chokander Herrschaft feindlicher gesinnt. Die Gleichstellung der Kirgisen von Chokand in den Rechten als Folge der jüngsten inneren Wirren wurde von letzteren nach und nach auch auf ihre nördlichen Stammesgenossen in Form von theilweisen Erleichterungen ausgedehnt, welche darin bestanden, daß den Stammesältesten chokandische Würden und Titel beigelegt, und daß statt der früheren Chokander Steuereinnehmer solche aus angesehenen Leuten des zahlenden Stammes selbst gewählt wurden. Dies waren nur halbe Maßregeln, deren Unvollständigkeit schon daraus hervorgeht, daß die Haupteinnahmen des Chanats im Tribut der unterworfenen Völkerschaften besteht, also in Wirklichkeit keine Erleichterung der Massen eintrat. Nach dem frühern Drucke wurden denn diese Maßregeln auch nur ungläubig und als ein Zeichen der Schwäche der Chokander Regierung aufgenommen.

Taschkend war, wie bekannt, im Jahre 1800 noch die Hauptstadt eines besondern Chanats, welches 1810 in Folge seiner innern Zerrissenheit und Schwäche von Chokand erobert und unterjocht wurde. Diese Schwäche fand darin ihren Grund, daß das Chanat von Taschkend aus drei gesonderten Theilen einer ansässigen Bevölkerung in Taschkend, Tschemkend und Turkestan bestand, die von nomadisirenden Kirgisenstämmen durchsetzt und dadurch getrennt waren. Diese getrennten Theile mit ansässiger Bevölkerung waren, so lange das Chanat Taschkend dauerte (das in früheren Jahrhunderten oft zerfiel und von Neuem aufgerichtet wurde), den Einfällen und Plünderungen der Kirgisen ausgesetzt. Unter sich waren diese Theile mit einander zerfallen, und das war auch noch der Fall, als sie die Oberherrschaft Chokands anerkannt hatten.

Turkestans und Tschemkends Bevölkerung litt und beklagte sich stets über ihre Handelsabhängigkeit von Taschkend, deswegen nahmen deren Bewohner im Allgemeinen die russische Herrschaft gern an; ebenso auch Aul-ieta, welches erst nach Eroberung des Chanats Taschkend durch Chokand gegründet wurde.

Taschkend selbst lebt fast ausschließlich vom Handel:

1) Mit Rußland und der Kirgisensteppe; das ist sein Haupthandel.

2) Durch den Transit aus Kuldscha und Tschugutschak nach Chokand und Buchara.

Dieser letztere insbesondere findet eine bedeutende Concurrenz in den Handelsstädten des südlichen Chokand, in Andedschan, Uscha und Margilan, und besonders im Handel mit Kaschgar. Von der Regierung in Chokand wurden diese Städte, dem eigentlichen Chokand zugehörig, in ihren Handelsinteressen mehr unterstützt als das eroberte Taschkend. Trotz alledem blieb Taschkend, in Folge seiner günstiger gelegenen Karawanenstraßen, im Vorzug vor dem directern Wege von Kaschgar nach Chokand, dem bedeutendsten Platze im südlichen Theile des Chanats, und Taschkend ist bis heute der Centralpunkt des Handels im Gebiete von Chokand; aber die Herrschaft von Chokand stellte sich für dasselbe als eine Periode des Verfalls und der Verarmung im Vergleich zu seinem frühern Reichthum heraus.

Alle bedeutenden Städte des südlichen Chokand, Namangan allein ausgenommen, liegen an einem großen Handelswege von Kaschgar nach Buchara und überhaupt nach dem westlichen Asien. Mit Rußland und dem nordwestlichen China handeln sie nur durch Vermittelung Taschkends und nur theilweise Namangans, welches, obgleich in geraderer Linie von Buchara nach Kuldscha und Tschugutschak, an einem viel gefährlichern und unzugänglichern Wege für Karawanen liegt als Taschkend.

Dieser südliche Theil des Chokander Gebiets setzt seine eigenen Producte, wie Baumwolle, Seide, gewebte Stoffe, getrocknete Früchte u. a. m., hauptsächlich und vorzugsweise nach Rußland ab, und dies fast allein durch Taschkender Kaufleute, in sehr geringem Maße durch solche aus Namangan. Namangan beschäftigt sich mehr mit Anschaffung von Ausfuhrartikeln, als mit der Ausfuhr selbst. Die Handelsartikel Namangans, welche zur weitern Ausfuhr bestimmt sind, werden größtentheils von Taschkender Handelsleuten aufgekauft, die viel auf den Steppen eingetauschtes Vieh dorthin zum Verkauf bringen. Die Namanganer selbst handeln mehr mit den Karakirgisen in den Bergen. Die Kaufleute von Andedschan, Margilan und Chokand kommen fast gar nicht auf unser (russisches) Gebiet; um so mehr gehen sie nach Kaschgar, wo alle Bewohner des Chokander Gebiets Andedschaner genannt werden, wie bei den Russen in den sibirischen Steppen Taschkender. Für die Bevölkerung dieser Länder im Allgemeinen würde die Concurrenz der russischen Kaufleute, im Fall solche zugelassen würden, mit den Taschkendern von Nutzen sein, da durch solchen Mitbewerb die Preise der von der Bevölkerung erzeugten Producte jedenfalls steigen müßten.

Was den Transit von und nach Kaschgar anbelangt, so erscheinen die Kaufleute aus Buchara den örtlichen Capitalisten als lästige und sehr unangenehme Concurrenten. Denn von diesem Transit nach Kaschgar hängt die Unterwürfigkeit und der Gehorsam der südlichen Chokander Sartischen Bevölkerung für ihre dortige Regierung ab, d. h. des herrschenden Stammes, der die nationale Unabhängigkeit Chokands aufrecht erhält.

Dieser letzte Umstand war für die Chokander Regierung wenn auch nicht der Hauptgrund der Einmischung in die letzten Wirren in Kaschgar, so doch sicherlich die Hauptbedingung des Erfolges dieser Einmischung, deren angeblicher Vorwand, wie bekannt, in der Befreiung der muselmännischen Bevölkerung Kaschgars und Jarkands von der Herrschaft der ungläubigen Chinesen und im Aufstand der dortigen muselmännischen Regierung gegen dieselben gesucht wurde.

Aber bei näherer Betrachtung der Sache stellt sich dieses officielle religiöse Ziel in den Hintergrund. Die Regierung von Chokand, die den Nachkommen der muselmännischen Dynastien in Kaschgar und Jarkand eine Zufluchtsstätte gegeben hatte, erregte durch dieselben als Prätendenten Verschwörungen gegen China und unterstützte die Aufrührer durch Truppen. Jede dieser indirecten Einmischungen Chokands endigte mit einem Vertrage, nach welchem die Chokander sich verbindlich machten, Aufsicht über die bei ihnen lebenden Prätendenten zu führen, und die Versuche derselben, die moham-

medanischen Unterthanen gegen ihren chinesischen Kaiser (Bogdochan) aufzuwiegeln, zu verhindern; dagegen wurden den Chokandern Handelserleichterungen bewilligt. Jeder ähnliche Vertrag, und deren gab es seit 1810 mehrere, wurde von den Chokandern bei der ersten Möglichkeit einer neuen bewaffneten Einmischung in die Wirren von Kaschgar gebrochen, um sich das Versprechen der Nichteinmischung nur theurer bezahlen zu lassen. Indem sie seit vierzig Jahren immer auf dieselbe Weise verfuhren, ist es den Chokandern gelungen, das Handelsmonopol mit Kaschgar zu erlangen, von dem die Bucharen sowie alle, die nicht Chokander Kaufleute sind, ausgeschlossen bleiben.

Um dieses Monopol aufrecht zu erhalten, erwarben sie das Recht, dort einen besondern Beamten mit einer kleinen bewaffneten Truppe zu halten. Aber dieser Beamte war nicht Chokander Consul im europäischen Sinne des Worts; er war Säkettschi (wahrscheinlich Steuereintreiber). Für die Handelscontrole giebt es kein besseres Mittel, als Waarenbesichtigung und Steuererhebung. Anfangs controlirte der Chokander Säkettschi die Einnahmen der Handelssteuer, dann erhob er einen Theil derselben für seine Regierung, und endlich, nach dem letzten Vertrage, wurden alle Handelssteuern in Kaschgar für Rechnung des Chans von Chokand erhoben.

Indessen gingen die Absichten der Chokander Regierung noch weiter. Sie waren auf die vollständige Unterwerfung Kaschgars gerichtet, und sämmtliche Steuern, nicht allein die Handelsabgaben, sollten in den Säckel des Chan fließen. Dies ist daraus zu ersehen, daß die Führer des Aufstandes in Kaschgar nicht das erste Mal mit Hülfe von Chokand in den Stand gesetzt wurden, die Chinesen aus ihrer Geburtsstadt zu vertreiben, daß sie aber diese Hülfe sogleich verloren, sobald sie Miene machten, ihre Unabhängigkeit zu gewinnen, oder ihre Abhängigkeit von Chokand nur einigermaßen zu vermindern. Alsdann trat dieses sofort wieder mit China in neue Unterhandlungen. Dies waren und sind die wirklichen Absichten der Chokander Regierung, deren Unterthanen den Alleinhandel mit Kaschgar anstrebten und auch errungen haben, Alles unter dem Deckmantel der Vertheidigung ihres Glaubens.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß bei der Richtung der Karawanenwege im mittlern Asien die südlichen Städte Chokands in Beziehung zum chinesischen Handel nur über Kaschgar mit Taschkend und Buchara vortheilhaft concurriren können; aus diesem Grunde ist Kaschgar eine Lebensfrage für die Capitalisten des südlichen Chokand, viel weniger aber für Taschkend.

Die südlichen Karakirgisen sind in Beziehung zur Chokander Regierung in viel mehr bevorzugter Lage als ihre nördlichen Stammesgenossen. Sie sitzen in den Bergpässen zwischen Chokand und Kaschgar, und könnten den Chinesen helfen, wie sie den Chokandern geholfen haben, deren Chane ihre gutwillige Unterthanenschaft und ihren Beistand sehr theuer erkaufen mußten, da sie dem Chan von Chokand die Möglichkeit boten, seine Heeresmacht auf halbem Wege zwischen Chokand und Kaschgar zu verdoppeln, und im Gegentheil, wenn sie ihm feindlich gesinnt waren, den Handel Chokands mit Kaschgar augenblicklich unterbrechen konnten.

Schilderungen aus dem serbischen Volksleben.

Von **A. Leist.**

I.

Die serbischen Dörfer und Flecken machen nicht selten, besonders wenn sie an Bergesabhängen und schönen Flußthälern liegen, oder aus einem Walde von Pflaumen- und Nußbäumen halbversteckt hervorblicken, einen günstigen Eindruck, und die an den sanft sich wölbenden Anhöhen weidenden Herden mit ihren fröhlichen Hirten verleihen dem landschaftlichen Gemälde oft etwas Arkadisches. Allein beim Eintritt in diese Ortschaften und bei näherer Betrachtung der Menschenwohnungen wird man doch zu sehr an jene idyllische Vorzeit erinnert, in welcher die glücklichen Bewohner der Hämushalbinsel an das Behagliche unserer heutigen ländlichen Wohnungen noch gar keine Ansprüche machten. Die serbischen Dörfer werden entweder aus regellos zerstreut liegenden Häusern gebildet, oder die Häuser dehnen sich mit ihren Hüttengruppen an einem Flüßchen oder Bache ohne jeden Zusammenhang der Länge nach aus, in welchem Falle durch das Fernhalten des geselligen Lebens die Bildung gehemmt, der Schulbesuch und die Verwaltung erschwert wird, wenn auch den vereinzelten Gehöften die Bebauung des nahe liegenden Besitzes erleichtert wird.

Die serbischen Dorfhäuser werden entweder aus gestampftem Lehm aufgeführt, oder, was besonders in den Waldgegenden der Fall ist, aus Holz zusammengefügt. Solche Häuser sind dann immer noch viel besser, als die von Flechtwerk gemachten und mit Lehm beworfenen Hütten, welchen nur einige starke Pfähle zur Stütze dienen und die freilich nur von ganz armen Leuten bewohnt werden. Gewöhnlich werden die Häuser mit Stroh, in Waldgegenden auch mit Baumrinden gedeckt und haben nur selten eine Feuereffe. Es scheint auch, daß die hohen, großen hölzernen Schornsteine hier und da, wohl eben so wie in slavonischen Gegenden, den Häusern nur als Zierrath dienen sollen. Durch die niedrigen Hausthüren kann man nur gebückt eingehen und die als Fenster dienenden Löcher sind nicht immer mit Papier verklebt, welches sonst in Serbien auf den Dörfern überall die Stelle der Glasfenster vertritt.

Auch die innere Eintheilung der Häuser ist eine eigenthümliche. Eine wirkliche Küche hat ein Bauernhaus nicht, denn der große Raum in der Mitte des Hauses, welcher der zahlreichen Familie zum gewöhnlichen Aufenthalte dient, enthält die Stätte, wo ohne Herd gekocht und im Winter das Feuer unterhalten wird, um welches sich die aus Eltern, verheiratheten Kindern und Enkelkindern bestehende Familie schaart. In Ermangelung eines Schornsteins findet der Rauch des Feuers seinen Ausgang durch das Dach, da diese Räume gewöhnlich keine Decken haben. Wie schon angedeutet, herrscht in Serbien noch jene patriarchalische Sitte, nach welcher die Kinder und Enkelkinder männlichen Geschlechts, auch wenn sie sich verheirathen, in der Behausung der Eltern und Großeltern verbleiben und nach und nach in

Bezug auf Wohnung und Beschäftigung in die Lücken der Verstorbenen eintreten. Für jedes verheirathete Paar ist nämlich in der Nähe des Hauptwohngebäudes ein kleines Häuschen errichtet, welches demselben mit seinen Kindern zur Wohnung dient, und woraus ersichtlich ist, daß die serbischen Bauerngehöfte aus Gruppen von Wohngebäuden bestehen, welche das große Familienband zusammenhalten und gegen räuberische Anfälle Schutz und Sicherheit gewähren.

Die Mahlzeiten werden nur von den männlichen Mitgliedern der großen Familie gemeinschaftlich auf der Erde im großen Raume eingenommen, während die Frauen bedienen oder in verschiedenen Winkeln vereinzelt sitzend ihr Essen verzehren. An den Seiten des Hauptgebäudes, welches zum gewöhnlichen Aufenthalte dient, stehen gewöhnlich sogenannte Kammern (Kommore), welche dem Hausvater und seinen nicht verheiratheten Nachkommen zum Schlafen dienen. Die wenigen Hausgeräthe, in welchen Wäsche und Kleider aufbewahrt werden, haben hier ebenfalls ihren Platz. Betten nach europäischer Art hat man hier nicht; man schläft auf der Erde auf Maisstrohsäcken, Kotzen (d. h. wollene Decken) und Linnen und bedeckt sich mit Kotzen und anderen Decken. Für Gäste wird im großen Wohnraume aus Stroh und Teppichen eine Lagerstätte improvisirt. Wer die Wohlthat eines Bettes nach unserer Art kennen lernen will, muß wochenlang reisen und im gewöhnlichen Han (Wirthshaus) sein Nachtquartier nehmen, denn in der Familie sucht die serbische Gastfreundschaft nach Möglichkeit der Gewohnheit des Gastes nachzukommen. Tische, hohe Stühle, Wandspiegel und dergleichen kennt der serbische Landmann nicht; im Konak (Wohnhaus) des Reichen und in den Städten haben sich allerdings zum Theil unsere Möbel schon eingebürgert. Gänse, Kühe und wohl auch Schweine wohnen nirgends mit den Menschen in einem Raume zusammen, wie dies in Polen zu sehen ist, und was auch im gerühmten Frankreich vorkommt. In Bezug auf Reinlichkeit können sich übrigens die serbischen Bauernhütten mit den ländlichen Wohnungen mancher Culturländer messen.

Für die Hausthiere hat der Serbe eigene Bedachungen in der Nähe seiner Wohnungen für den Fall, daß das Vieh wegen der strengen Witterung nicht im Freien die Nächte hindurch verbleiben kann. Doch erhalten weder Pferde noch Kühe eine Streu, und es ist daher von Erzeugung eines Stalldüngers gar keine Rede. Schafe, Ziegen und Schweine, die der serbische Bauer meist in großer Anzahl besitzt, halten sich meist Tag und Nacht im Freien auf, und selbst die Mastschweine, welche in den Eichenwäldern gemästet werden, machen hiervon keine Ausnahme. Nur in waldlosen Gegenden werden die Schweine behufs der Mastung einige Wochen hindurch eingesperrt und mit Kukuruz (Mais) gefüttert. Nun ist es aber erwiesen und auf natürliche Gesetze basirend, daß das Fleisch von Thiern, welche sich meist unter freiem Himmel aufhalten und allem Ungemach der Witterung ausgesetzt sind, einen weit vorzüglichern Wohlgeschmack, als das Fleisch der im Stalle gefütterten Hausthiere hat, denn diese Fütterung befördert mit der Ruhe im Stalle wohl die Fettbildung, aber nicht den Wohlgeschmack des Fleisches, aus welchem Grunde ja auch das Fleisch des Wildes von weit vorzüglicherer Beschaffenheit ist, als das Fleisch unserer gepflegten und gemästeten Hausthiere. —

Wie in manchen südslavischen Gegenden ist auch in Serbien die sogenannte patriarchalische Haushaltung bis auf den heutigen Tag noch gebräuchlich. Eine solche gemeinschaftliche Wirthschaft mag wohl ihre Vortheile haben, es ist dieselbe aber auch mit nachtheiligen Wirkungen verknüpft; man ist auch hier und da von diesem ursprünglichen und communistischen Familienleben schon abgekommen, und es erntet dann der Familienvater selbst die Früchte seiner Arbeit. In der serbischen Haushaltung bleibt, wie schon erwähnt, auch die Familie der verheiratheten Söhne unter dem Befehle des Hausvaters ungetheilt beisammen.

Das in Feldfrüchten, Vieh, Wein und Obst bestehende Vermögen ist gemeinschaftliches Eigenthum der ganzen Familie, und der Hausvater, der Gospodar, ist nur der Verwalter desselben, dem aber natürlich jede schriftliche Buchführung fremd ist. Die Jugend, doch meist nur jene des männlichen Geschlechts, versieht die Hirtendienste, und bei dem zahlreichen Vieh eines Hauses bedarf es verschiedener Hirten, welche, wie bei den Ungarn, nach den verschiedenen Gattungen des Viehes auch ihre besonderen Namen führen. Außer den Schweinehirten, die besonders in den Waldgegenden sehr zahlreich sind, sieht man auch viel Schaf- und Ziegenhirten. Ziegen werden in großer Menge gehalten, obgleich sie den Waldungen Schaden zufügen. Das Ziegenfleisch wird in diesen Gegenden überall gern gegessen, namentlich als Percewina, gebratenes Ziegenfleisch. Schweinefleisch ist aber an den Nichtfasttagen und besonders im Winter die tägliche Nahrung des Serben.

Bei den vielen Fasttagen, welche sehr streng gehalten werden, bleibt es zu verwundern, daß der serbische Menschenschlag ein so schöner und kräftiger ist. Der Serbe hält sich von Jugend an in der frischen und freien Gebirgsluft auf und unternimmt mit seinen Gefährten verschiedene körperliche Uebungen, Spiele und Kraftproben, welche den Körper stärken und den Gliedern jene den Serben eigenthümliche Gelenkigkeit verleihen. Nur mit einem solchen Volke konnten Tscherni Georg und Milosch gegen eine türkische Uebermacht die Unabhängigkeit Serbiens erringen.

Die Serben fasten, wie alle orientalischen Christen, wöchentlich zwei Tage, nämlich Mittwochs und Freitags, außerdem werden von denselben noch folgende sogenannte große Fasten beobachtet: die sechs Wochen dauernde Fastenzeit vor Weihnachten, die Fastenzeit vor Ostern, welche sieben Wochen dauert, und die Petri-Pauli-Fasten, drei bis fünf Wochen vor diesem Feste. Endlich wird noch vor dem Mariä-Himmelfahrtfeste (Roschdestwo Bogorodice) eine vierzehntägige Fastenzeit vor dem 1. bis 15. August alten Stils beobachtet. Die erste Fastenwoche heißt immer bela nedela, d. h. die weiße Woche, weil in derselben der Genuß der Milch, des Käses und der Eier erlaubt ist, und Fische ebenfalls gegessen werden dürfen. In der darauf folgenden strengen Fastenzeit, weliki post, dürfen weder Fische noch Speisen mit Butter oder Fett, Eiern und Milch genossen werden. Bohnen oder wie sie hier genannt werden, Faseolen — Paszuly —, Sauerkraut, Mehlspeisen u. s. w. dürfen nur mit Oel zubereitet werden, und besonders sind die mit der beliebten Paprika gewürzten Bohnen fast die tägliche Nahrung des Serben in der Fastenzeit. Sie werden nicht immer warm genossen, sondern auch kalt und zerrieben, und es versorgt sich damit im Winter der Serbe, wenn er in den Holzschlag geht, auf mehrere Tage, denn er kehrt ja wegen des oft fern gelegenen Waldes Abends nicht nach Hause.

Jeder Fastenzeit geht aber eine Art Carneval, Poklade genannt, voraus. Am Vorabend der bela nedela wird nämlich Fleisch im Ueberfluß aufgetragen, und man nimmt bei Wein oder wo die rauhe Waldgegend denselben nicht erzeugt, bei Rakije oder Sliwowitza unter Gesang und Gusle- oder Tamburiza-Getön vom Fleischessen Abschied. Auch der letzte Tag der weißen Woche wird mit einer Poklade gefeiert, wo wieder frische oder getrocknete Fische sowie Mehl- und Milchspeisen unter lustigen Dingen genossen werden, um am folgenden Tage die gesanglose und strenge Fastenzeit zu beginnen.

Da wir hier bloß das serbische Volksleben im Auge haben, wollen wir die kirchlichen Feste nur insofern berühren, als dieselben mit eigenthümlichen Gebräuchen vom Volke gefeiert und daher, wenn auch nicht Volksfeste, so doch originelle, altherkömmliche Familienfeste bilden, welche bei den sogenannten Culturvölkern von dem Gepräge der alten Erinnerungen immer mehr und mehr verlieren und allmälig zur kalten gemüthlosen Nüchternheit herabsinken. Der Serbe ist aber von dieser Blasirtheit noch nicht berührt und findet noch an unschuldigen Dingen und Gebräuchen Freude, welche unserer Geschmacksrichtung längst entfremdet sind und die höchstens nur dem Gemüthe unserer Kinder zusagen würden.

Der heilige Abend und das Weihnachtsfest werden auch von den Serben mit vielen eigenthümlichen Gebräuchen und vielleicht auf weniger materielle Weise, als anderwärts, wo es fast nur im Essen und Trinken, Geschenke geben oder nehmen besteht, gefeiert.

Die sechswöchentliche Fastenzeit vor Weihnachten beschließt der heilige Abend, welcher von den Serben Badni dan genannt wird und an dem nur karge Fastengerichte aufgetragen werden. Hülsenfrüchte mit Oel, Nudeln mit Honig, Aepfel, Nüsse und süße Mandeln sind die Gaben, welche auf den Tisch kommen und gewöhnlich in der Stille und mit Gebeten verzehrt werden. Verschiedene nur aus Mehl und Wasser gebackene Kuchen, ferner aus demselben Teige geformte Figuren, welche das Christkindlein, den heiligen Joseph, Maria, Vögel und Schafe vorstellen sollen, liegen auf dem Tische, werden aber erst am Neujahrstage verzehrt, bis zu welchem der Tisch gedeckt steht und alle darauf befindlichen Gebäcke unberührt bleiben. Die schöne Sitte des Christbaumes kennt man in Serbien nicht, es wird aber „das Licht der Welt“ in vielen Gegenden durch ein großes langes Stück Holz, welches man in den Ofen gesteckt und allmälig in der Weise nachschiebt, daß es brennend die ganze Nacht ausreicht, sinnbildlich dargestellt. Außerdem wird der Ofen auch bei mildem Wetter die ganze Nacht hindurch tüchtig geheizt, damit das Christkindlein nicht friere. Diese ganze Feier geschieht im Gemeinraume oder Zimmer des Stammhauses, denn in den Nebenhäuschen der Verheiratheten befindet sich gewöhnlich kein Ofen. In dies Gemeinzimmer wird beim Erscheinen des ersten Sternes Stroh gestreut zur Erinnerung an den Stall, in welchem Jesus geboren wurde. Auch auf die Bänke und auf den erwähnten, gleichsam einen Hausaltar vorstellenden Tisch oder die gedeckte Platte werden einzelne Strohhalme gestreut.

Der profane Gebrauch des Schießens am heiligen Abend, welcher bei den österreichischen Serben durch polizeiliche Bestimmungen in den meisten Gegenden abgeschafft wurde, besteht in Serbien noch und wird fleißig ausgeübt, sowie denn auch das Böllerschießen bei allen freudigen Gelegenheiten und hohen Festtagen nicht fehlt. Zur Einleitung und Verherrlichung der hohen Festtage wird bei den orientalischen Christen sehr viel geläutet, was aber im Fürstenthume, wo mit Ausnahme der Städte, welche Glocken — oft in Glockenstühlen — haben, nur erst wenige Kirchen mit Glocken versehen sind, meist wegfällt, obgleich zur Glockenbeisteuer selbst in Rußland Geld gesammelt worden ist.

Um 12 Uhr in der Christnacht findet in den Kirchen die sogenannte „Christmette“ statt, welche aber von dem ausgelassenen Volke keineswegs mit der gebührenden und dem Feste entsprechenden Andacht geheiligt wird, weshalb bei den österreichischen Serben diese gottesdienstliche Handlung unter vielem Glockengeläute erst am folgenden Morgen abgehalten wird. Zu dem Unfuge, welcher während der Mette getrieben wird, gehört das ungebührliche Werfen mit Nüssen, wobei selbst der fungirende Geistliche nicht verschont wird.

Die Weihnachtsfeiertage werden von den Serben sowie überhaupt von allen orientalischen Christen drei Tage hindurch gefeiert und fallen auf den 6., 7. und 8. Januar nach unserm Kalender.

Für den Christtag wird in jeder Familie ein Schwein geschlachtet und gewöhnlich am Tage vorher ganz und unzerstückelt, natürlich nach herausgenommenen Eingeweiden, gebraten. Auch werden in Serbien die zum Mahle bestimmten Lämmer, Schöpse und Ziegen gewöhnlich ganz an einem starken hölzernen Spieße gebraten und zwar meist im Hofraume. Da die Familien nicht selten eine Bevölkerung von 40 bis 50 Menschen und auch darüber bilden, so kann das für den heiligen Tag bestimmte Borstenthier schon von ziemlicher Größe sein, zumal die Theilnehmer am Braten durch die sechswöchentliche Fastenzeit ziemlich ausgehungert sind. In Städten, wo jede Familie vereinzelt und für sich lebt, wird, um der Sitte zu entsprechen, gewöhnlich nur ein Spanferkel geschlachtet, und da dieses von den Handel- und Gewerbetreibenden meist auf dem Markte gekauft werden muß, so findet in den letzten Tagen vor dem Christfeste ein bedeutender Spanferkelmarkt statt. Gebratene Spanferkel sind auch zu anderer Zeit ein Lieblingsgericht der Südslaven. —

Der Tisch, oder wo dieser nicht vorhanden ist, die zu einer Art Hausaltar für das Weihnachtsfest eingerichtete Platte bleibt acht Tage lang gedeckt, und der erwähnte Kuchen mit den gebackenen Nippsachen bleibt darauf liegen. Am Neujahrstage aber wird der Kuchen des Morgens im Beisein der ganzen Hausbevölkerung vom Hausvater feierlich mit Wein begossen und in so viele Theile getheilt, als es männliche Mitglieder in der Familie giebt. Der Hausvater nimmt seinen Antheil in die Hand und reicht denselben seiner Gemahlin dar, welche davon ungefähr die Hälfte abbricht und ihrem Gemahl anbietet, worauf dieser seine Hälfte der Frau darreicht. Diese gegenseitig dargereichten Bruchstücke werden geküßt und hierauf folgt die Umarmung der Ehehälften. Dieselbe Ceremonie findet zwischen den übrigen Verheiratheten der großen Familie und zwischen Brüdern und Schwestern statt, und es wird das Stückchen Kuchen ehrfurchtsvoll verzehrt. Diese ceremonielle Umarmung wird serbisch mirboziti, d. h. die „gottesfriedenbringende“ genannt.

Die gewöhnlichen Begrüßungen: dobrojutro oder dobardan, d. h. guten Morgen, guten Tag, sind während der Weihnachtsfeiertage außer Gebrauch gesetzt, denn man begrüßt sich mit dem schönen Gruße: „Christos serodio!“ (Christus ist geboren), worauf der Begrüßte: „Woistino serodio!“ (wahrlich er ist geboren) erwiedert und man sich dann umarmt und küßt. Junge Frauen, Mädchen und Kinder werden bei solcher Gelegenheit von älteren Personen, namentlich aber von Frauen mit Aepfeln, Nüssen, Pfefferkuchen und dergleichen beschenkt. Reiche Leute oder angesehene Personen, die auf der Straße von neuvermählten Frauen (Snascha genannt) gegrüßt und geküßt werden und die keine Aepfel, „Jabuke“, bei sich führen, müssen sich mit einem Geldgeschenk oder mit einem goldenen Ringlein loskaufen, welches Geschenk daher auch „Jabuka“ (Apfel), wie alle dergleichen Geschenke überhaupt, genannt wird. Solche kleine goldene Schmucksachen sind bei den Serben sehr beliebt, und es ist bezeichnend, daß in einem Lande, wo das höhere Handwerk fast gar nicht existirt und wo es weithin keine Glaser giebt, an Goldschmieden gar kein Mangel ist, welche denn auch unter dem Namen „Zlatar“ mit ihren goldenen „Jabuken“ eine große Rolle spielen. Diese Zlatari sind meist macedonisch-Wallachen oder sogenannte Zinzaren. Auch werden diese Goldschmiede in Serbien mit dem türkischen Worte „Gulundschia“ bezeichnet.

Calcutta, Indiens Metropole.

Von **Robert v. Schlagintweit.**

I.

Die Schilderung, die ich von Calcutta, des ausgedehnten Indiens erster und größter Stadt, entwerfen will, glaube ich zunächst durch die Beschreibung des Weges einleiten zu dürfen, längs welchem wir diesen wichtigen Handelsplatz erreichen, nachdem wir uns nach Durchschiffung verschiedener Oceane von Europa aus den Gestaden Indiens genähert haben. Wenn auch Calcutta etwa vierunddreißig deutsche Meilen vom Meer entfernt liegt, so können wir zu der Stadt doch nur in der Weise gelangen, daß wir einen der mächtigsten Arme des vielverzweigten Gangesdelta, nämlich den Hugli, heraufahren, an dessen linkem Ufer dasselbe erbaut ist.

Dem europäischen Reisenden gewährt die Fahrt von der Mündung des Hugli bis hinauf nach Calcutta in Folge der ihr vorausgegangenen ermüdenden Meeresreise eine Reihe ebenso unerwarteter wie interessanter Scenen. Der Fluß ist nicht nur mit Dampfern und Segelschiffen aller Art belebt, sondern er durchzieht auch eine höchst merkwürdige Region, die in anderen Theilen Indiens, so groß es auch ist, zum Wohle für seine Bewohner nur äußerst selten mehr angetroffen wird. Denn die unteren Theile des ausgebreiteten Gangesdelta, welches sich sehr bald mit jenem des nicht minder mächtigen Brahmaputraflusses in einer Weise verbindet, daß es eine positive Unmöglichkeit ist, die ursprünglichen Hauptströme zu trennen und zu unterscheiden, bestehen aus einer sumpfigen und morastigen, fast ganz unbewohnten, dicht mit Gestrüpp und Unterholz bewachsenen Gegend, die den Namen Sanderbans führt, und einer Unzahl wilder, reißender Thiere zum Aufenthalte dient, den blutgierigsten Katzenarten nicht allein, wie Tigern und Leoparden, sondern auch mächtigen Amphibien, die wesentlich zur Belebung dieser eigenthümlichen Landschaft beitragen.

Unter den in den Sanderbans hausenden Amphibien sind insbesondere die Gangeskrokodile (Crocodilus gangeticus), im Indischen Gaviale genannt, einer nähern Erwähnung werth. Der Reisende, welcher mit dem Dampfschiffe den Hugli hinauffährt, kann an seinen beiden Ufern Hunderte solcher Krokodile sehen, von denen einige sogar die bedeutende Länge von sechzehn Fuß erreichen. Jedem wird der Anblick dieser Thiere ebenso unvergeßlich bleiben wie gleichzeitig ihr sonderbares, anfangs unerklärliches Benehmen. Da liegen hart am Flußufer, oft in geringer gegenseitiger Entfernung, eine Anzahl dieser scheußlichen, ungestalteten Thiere, umgeworfenen Baumstämmen ähnlich, den Rücken zollhoch bedeckt mit Schlamm und Koth, das Maul weit aufgerissen, so daß eine Reihe spitzer, scharfer Zähne sichtbar wird, den Hinterleib hoch emporgerichtet, in dem heißen sandigen Alluvialboden sich sonnend. Da sie gewöhnlich minutenlang in einer und derselben Stellung verharren, so gleichen sie häufig vollkommen leblosen, versteinerten Geschöpfen. Aber mit einem Male kommt Bewegung in diese starren Massen. Mit einer Schnelligkeit, die zu den plumpen Körperformen dieser Thiere in einem überraschenden Contraste steht, eilen sie, wir wissen noch nicht warum, an den Fluß und schwimmen hier alle in einer und derselben Richtung einem Gegenstande zu, den langsam des Wassers Oberfläche herbeiführt. Wir erkennen in demselben bald den dunkeln Leichnam eines Menschen, eines Hindu, den seine nächsten Verwandten, statt ihn zu verbrennen, des Ganges geheiligten Fluthen anvertraut haben, der ehrenvollsten Stätte, die es nach ihren Anschauungen für einen Todten giebt. Im Nu ist der todte Körper zerrissen; eine große Blutlache röthet weit und breit das Wasser des Flusses. Aber da nicht alle Krokodile ein Stück erhaschen konnten, erhebt sich nun unter ihnen ein erbitterter Kampf, in welchem sie trachten sich gegenseitig das blutige Fleisch aus dem Rachen zu reißen. Minutenlang hört man nichts als das grauenvolle, markerschütternde Zermalmen menschlicher Knochen und Gebeine; dann ist alles wieder ruhig; langsam und träge begeben sich die Ungeheuer wieder an das Ufer zurück, dort geduldig auf neue Beute harrend.

Die Krokodile wagen sich selbst bis dicht an die im Hafen von Calcutta liegenden Schiffe, und Jeder, der das Unglück hat, von irgend einem Fahrzeuge aus in den Hugli zu fallen, wird unrettbar eine Beute dieser nimmersatten gefräßigen Thiere. Noch niemals ist es gelungen, den Körper eines im Hugli ertrunkenen Menschen wieder aufzufinden. Ja, die Krokodile haben sogar die Kühnheit, sich den an den Ufern des Flusses erbauten Dörfern zu nähern und jene Menschen zu erfassen, die dort in unvorsichtiger Weise an nicht besonders geschützten, mit starken Einzäunungen und Dämmen versehenen Orten baden. Allgemein ist die Annahme verbreitet, daß sie Europäern noch gefährlicher seien als Eingeborenen, da des Europäers helle Farbe besonders leicht ihre Aufmerksamkeit auf ihn ziehe.

So breit auch der Hugli ist (an einigen Stellen gleicht er einer schmalen Meeresenge), so würde es doch kein größeres Schiff wagen können, ihn ohne einen erfahrenen Piloten nach irgend einer Richtung zu beschiffen. Das Lootsengeschäft auf diesem Flusse ist eines der anstrengendsten und gefährlichsten, die es nur giebt. Auf einer kleinen Insel an der Mündung müssen diese Piloten, von jeder menschlichen Gesellschaft abgeschieden, verweilen; mehr als ein Mal sind sie genöthigt, sich der Anfälle hungriger Tiger zu erwehren, die, vom Festlande geräuschlos herüberschwimmend, ihnen einen nächtlichen Besuch abstatten. Jede Stunde des Tages sowohl als auch der Nacht müssen sie gewärtig sein, Schiffen ihre Dienste zu leisten. Sowie der Pilot ein Fahrzeug betreten hat, legt der bisherige Capitain desselben in seine Hände den Befehl. Alles hat nun dem Piloten zu gehorchen, selbst der Capitain muß sich ohne Widerrede seinen Anordnungen fügen. Die ganze Verantwortlichkeit, die wahrlich keine geringe ist, lastet dann auf dem Lootsen.

Ungeachtet der genauen Kenntniß des Piloten von dem Flußbette, ungeachtet der gewissenhaftesten Beobachtung aller erdenkbaren Vorsichtsmaßregeln, unter denen das immerwährende Sondiren mit dem Lothe eine der wichtigsten Stellen einnimmt, sind dennoch die Unfälle, welche Fahrzeugen zwischen der Mündung des Hugli in das Meer bis herauf nach Calcutta, also auf einer Strecke von etwa vierunddreißig Meilen, zustoßen, häufiger als während der ungeheuern Seereise um das Cap der guten Hoffnung durch ausgedehnte Weltmeere. Denn das Flußwasser, welches durch des Meeres Ebbe und Fluth sich stets in wechselnder Bewegung befindet, erfüllt oft innerhalb weniger Tage durch Anschwemmung seiner bis hierher in Suspension gehaltenen Schlamm-

theilchen tiefe Stellen mit Sandbänken, oft aber bildet es, durch plötzliche Hinwegführung kleiner Inseln, gefährliche Untiefen. Erst in neuester Zeit ist dem großen Uebelstande, welchem bisher Schiffe auf der Fahrt nach Calcutta ausgesetzt waren, theilweise wenigstens dadurch abgeholfen worden, daß ein anderer schiffbarer Arm des Gangesdelta entdeckt wurde, der Matlah, welcher funfzehn Stunden östlich von Calcutta entfernt liegt. Innerhalb weniger Jahre ist an der Hafenstelle des Matlah eine kleine neue Stadt entstanden, die mit Calcutta durch eine Eisenbahn verbunden wurde.

Je mehr wir uns, den Huglifluß hinauffahrend, Indiens Metropole nähern, um so vorsichtiger hat der Pilot zu sein, um so größere Aufmerksamkeit anzuwenden. Immer belebter wird der Fluß, immer mannigfaltiger, immer unerwarteter die Scenerie, die uns fesselt. Langsam nur windet sich unser großer Dampfer zwischen die verschiedenen Schiffe hindurch, die, mit den Schätzen des Orients oder Occidents beladen, den Strom theils hinab-, theils hinauffahren, sei es durch eigene Kraft, sei es durch mächtige Schlepper gezogen. Aber kleinere von Eingeborenen geleitete Boote und Fahrzeuge verschiedenster Art, die den Verkehr zwischen den beiden Ufern unterhalten, wissen mit großem Geschick und einer oft staunenswerthen Kühnheit die geringen Abstände zu benutzen, welche zwischen den einzelnen Schiffen liegen, um auf ihnen, auch wenn sie mit hochgehenden, schäumenden Wogen bedeckt sind, ihren Weg rechtwinklig auf den Lauf des Flusses in einer Richtung fortzusetzen, die sie zu einem der am Hugli gelegenen Dörfer führt.

Allmälig haben nämlich die Sanderbans ihr Ende erreicht; des Menschen Arbeit und Fleiß hat im Laufe der Zeit die früher sich noch weit mehr ausdehnende Wildniß in fruchtbringendes Land umgewandelt. Jetzt, bei einer Biegung des Stromes, erblicken wir dicht an seinem Ufer ein eigenthümliches, uns befremdendes Gebäude; es ist eine Pagoda, einer der großen Hindutempel, die sich an Zahl mehren, je näher wir an Calcutta herankommen.

Bald sehen wir auch schöne Gruppen von Palmen und anderen tropischen Bäumen; da sie sich weithin ausdehnen, aber nicht regellos, sondern in künstlerischer Gruppirung, so gewähren sie uns einen annähernden Einblick in orientalische Gartenanlagen. Zwischen ihnen erglänzen, schon aus weiter Ferne ersichtbar, einige große, solide aus Stein gearbeitete Häuser; es sind Villen, die in neuerer Zeit von Europäern an des Hugli linkem Ufer angelegt wurden. Mit dem Fernrohr erblicken wir auf den Balcons einzelner dieser Landhäuser eine Anzahl von Europäern. Diese, die unsern Dampfer, der Nachrichten aus dem fernen Heimathlande bringt, denen mancher mit ängstlicher Ungeduld entgegensieht, aus der großen Anzahl der übrigen Fahrzeuge herauserkannt haben, bewillkommnen uns mit lautem, freudigem Gruße. Nur noch kurze Zeit, und bald, nachdem wir an einer Reihe von stattlichen Wohngebäuden vorübergekommen sind, fällt unter dröhnendem Rasseln der Ketten der Anker. Diese seemännische Operation, welche uns das Ende der Fahrt verkündet, wird nach alter Sitte von der Schiffsmannschaft sowohl als auch von den Reisenden mit lautem, dreifachem Hurrah begrüßt.

Für jene Reisenden, die Indiens Gestade von irgend einem Theile Europas aus in der Weise erreichen, daß sie mit einem Segelschiffe um das Cap der guten Hoffnung fahren, und also nicht den Ueberlandweg durch Aegypten nehmen, auf welchem mit Dampfern und während einer kurzen Strecke mit der Eisenbahn gereist wird, hat die Landung in Calcutta etwas Ueberwältigendes. Denn zur Umschiffung des südafrikanischen Vorgebirges braucht man mit einem Segelschiffe, auch wenn die Fahrt noch so günstig ist, mindestens hundert Tage, um von Europa aus Indien zu erreichen. Die Fälle, in denen Schiffe zu dieser Reise fünf Monate Zeit gebrauchten, sind gar nicht selten. Während einer solchen langen Fahrt wird an keiner Insel gelandet; das Cap der guten Hoffnung wird in ziemlicher Entfernung umfahren; mit Jubel wird ein Schiff begrüßt, dessen man etwa auf offenem Meere ansichtig wird, wenngleich die Verhältnisse nur selten gestatten, mit seinen Insassen zusammenzukommen.

Die Einförmigkeit des Lebens auf dem Schiffe, die Einsamkeit nicht minder wie der enge Raum, auf den sich der Reisende Monate lang, hierin einem Gefangenen vergleichbar, angewiesen sieht, nöthigen ihn unwillkürlich, sich in seinem Geiste Bilder von dem neuen, demnächst zu betretenden Lande, nämlich von Indien, zu entwerfen, auf welches er alle seine Hoffnungen gesetzt hat, in welchem er Jahre seines Lebens und gerade die besten desselben zubringen muß, freilich, ohne vorher zu wissen, ob in Glück und Freude, oder in Unglück und Schmerz. Aber wenn sich endlich der Reisende nach Monate langer Fahrt den Gestaden Indiens genähert hat, wenn er nun ein Land betritt, mit dessen Eigenthümlichkeiten er wähnte genau bekannt zu sein, da zeigt sich die Täuschung; denn die kühnste Phantasie, das eingehendste Studium reicht nicht im Entferntesten an die Wirklichkeit heran. Der nüchternste Mann, selbst jener, der es sich zum Grundsatze macht, nichts zu bewundern, selbst dieser wird mächtig und unwiderstehlich hingerissen, wenn er, gleichsam plötzlich, ein Land betritt, das nicht nur an Klima und allem, was damit zusammenhängt, wie Vegetation und Thierwelt, wesentlich von Europa verschieden ist, sondern auch in Betreff seiner dunkeln Bevölkerung mit ihren merkwürdigen religiösen und socialen Einrichtungen, Sitten, Gebräuchen und Anschauungen aller Art.

Der Reisende wird jedoch aus seinen Betrachtungen hierüber, aus seinen Träumereien, aus seinen im Stillen gehegten Wünschen bald herausgerissen durch das rege Leben, welches sich auf des Schiffes Verdeck entwickelt. Hunderte von Booten der Eingeborenen haben den Dampfer ähnlich wie eine Festung umstellt. Die Versuche der Matrosen, die Zudringlichen abzuweisen, zeigen sich fruchtlos. Das Deck ist im Nu von Eingeborenen besetzt, die mit großer Geschicklichkeit sofort jene Europäer herauszufinden wissen, welche zum ersten Male Indiens Boden betreten. Das Erstaunen über diese scheinbare Menschenkenntniß der Eingeborenen erklärt sich einfach aus dem ihnen wohlbekannten Umstande, daß unter je hundert ältlicheren Passagieren kaum einer sich befindet, der nicht bereits früher mehrere Jahre in Indien gelebt hat. Sie wenden sich daher nur an die jüngere, in jeder Hinsicht unerfahrenere Generation, der sie unter Vorzeigung einer Anzahl von Tschits, Zeugnissen, die gar häufig für die Gelegenheit geborgt werden, in einem schrecklichen Gemische von Englisch und Hindostani ihre Dienste anbieten. Aber da die Ankunft des Schiffes bereits einige Stunden vorher bekannt ist, so drängen sich auch Europäer herbei, um Verwandte und Freunde zu begrüßen, sie in ihre Wohnungen zu geleiten und dort mit echt orientalischer Gastfreundschaft aufzunehmen. Wer keinen Bekannten hat, begiebt sich zu einem der großen, nach europäischer Art und Weise vorzüglich eingerichteten Hotels.

Während der Fahrt durch die Straßen haben wir Gelegenheit, einige der prachtvollen Gebäude flüchtig in Augenschein zu nehmen, deren Calcutta so viele besitzt, daß dasselbe mit Recht die Stadt der Paläste genannt wird. Vor allen Gebäuden hervorragend ist Government-House, die Residenz des Vicekönigs und Generalgouverneurs von Indien, in einem Stile erbaut, der theils europäisch, theils mohammedanisch ist, und eben deshalb von Architekten und Kunstkritikern eine sehr verschiedenartige Beurtheilung erfahren hat. Entschieden unschön ist eine große, weiße Kuppel, die oben flach ist

und aussieht wie ein riesiger Ballon, der aus dem Hausdache hervorzubrechen scheint. Der Palast befindet sich dicht am Hugli, auf einem freien Platze, und ist umgeben mit einem kleinen, sorgfältig unterhaltenen und geschmackvoll angelegten Garten.

Aus der großen Reihe der anderen öffentlichen Gebäude erwähne ich vor allen das imposante Stadthaus — The Town Hall —, den Justizpalast und die der Wohlthätigkeit, dem Unterrichte und der Wissenschaft geweihten Anstalten, wie die großen Hospitäler, die Universität und das in seiner Art einzig dastehende großartige indische Nationalmuseum, dessen Entstehung und Vergrößerung wesentlich der segenspendenden wissenschaftlichen Thätigkeit der asiatischen Gesellschaft von Bengalen zu verdanken ist.

Der Vollständigkeit wegen habe ich noch der großen Festungswerke zu gedenken, welche um die Stadt sich herumziehen und das Fort William einschließen. Die Bauten werden im besten Zustande erhalten und sind gut armirt; sie enthalten an Kanonen allein etwas über sechshundert Stück, von denen jedoch gar manche nicht zu gebrauchen, sondern nur als interessante Curiosität zu betrachten sind; denn hier finden wir die Mehrzahl jener sonderbar construirten und merkwürdigen Geschütze, die von den Engländern im Laufe eines Jahrhunderts während ihrer zahlreichen Kriege mit den Eingeborenen von denselben erbeutet wurden.

Die deutlichste Anschauung von der Ausdehnung und der Größe Calcuttas gewinnen wir, wenn wir das hohe, säulenartige Ochterlony-Monument besteigen. Wir erkennen sofort, daß Calcutta in Betreff seiner Bauart in zwei gänzlich verschiedene Theile zerfällt, von denen nur der eine, der fast ausschließlich von Europäern bewohnt wird, den Namen der Stadt der Paläste verdient, während der andere, in welchem die Eingeborenen und eine Anzahl anderer nichteuropäischer Menschenstämme leben, aus einem Gewirre kleiner Häuser und Bauten aller Art besteht, die nur selten eine größere gerade Straße durchschneidet.

Das Eidsteddfod in Wales.

Die keltischen Waliser feiern alljährlich ein Nationalfest, um einheimische Sprache, Literatur und Gesang zu pflegen. Diesmal wurde dieses „Eidsteddfod“ im September zu Carmarthen abgehalten, einer Stadt von etwa 12,000 Einwohnern, am Towy.

Absterbende Nationalitäten flackern in der Regel noch einmal hell auf. Es geht durch sie ein dunkles Gefühl oder sie haben auch das klare Bewußtsein, daß sie sich auf die Dauer nicht mehr halten können und daß ihr Untergang lediglich eine Frage der Zeit sei. Die Geschichte giebt darüber namentlich den Ueberbleibseln des Keltenthums deutliche Fingerzeige. Sie sind nach und nach in den äußersten Westen unseres Erdtheils zurückgedrängt worden und verlieren unablässig, Jahr für Jahr, an Boden. So gewinnt in der Bretagne das Französische immer mehr die Oberhand, in Schottland, Irland und Wales macht das Englische sein Uebergewicht geltend. Die vereinzelten Bruchstücke sind ohne ein reiches, frisches und mannigfaltiges Culturleben; sie stehen in täglicher Berührung mit großen, volkreichen, lebenskräftigen Nationalitäten und sind dem Staatswesen derselben eingeordnet. Der ganze Zug der Dinge übt auf sie einen Druck, auch wenn ein solcher nicht beabsichtigt wird, und sie müssen sich nach und nach absorbiren lassen. So verfügt das unabwendbare Geschick.

Es hat etwas Rührendes, wenn man sieht, wie sich alle an das Alte anklammern und, von Pietät für dasselbe durchdrungen, in der Erinnerung an längst vergangene Zeiten leben. Diese werden idealisirt, man umgiebt sie mit einem poetischen Nimbus und thut es um so lieber, da die Zukunft eben so prosaisch erscheint, wie die Gegenwart. Die Lieder der alten Barden sind verklungen, und wenn heute ein walliser Harfner in die Saiten des Telyn greift, dann zaubert er vielleicht liebliche Töne hervor; aber ein Barde der Vorzeit ist er darum noch nicht.

Carmarthen oder Caërmarthen ist alt und wurde früher als die Hauptstadt von ganz Wales betrachtet; dort lag das Maridunum des Ptolemäus und des Itinerariums Antonini. Der Ort gewährt mit seinen engen Straßen und alten Gebäuden einen interessanten Anblick, und die Umgegend ist in hohem Grade reizend und anmuthend. Die Sage will wissen, daß hier der berühmte Barde und Zauberer Merlin das Licht der Welt erblickt habe. Drei Miles von Carmarthen, nach Abergwill hin, liegt die „Grotte Merlin's“, in welche die schöne Fee Viviane ihn für ewig bannte. In der Stadt erhebt sich eine alte Eiche, die über und über mit Kalkwasser angeweißt worden ist und dadurch einen seltsamen Anblick gewährt. Die Leute erzählen: Merlin habe verkündet, daß die Grafschaft Carmarthen von einer großen Ueberschwemmung heimgesucht werde, wenn der Baum seine Aeste verlöre; nun bestreiche man sie mit Kalkwasser, dann würden sie ausdauern.

Eine solche Stadt eignet sich vollkommen zum Abhalten des Eidsteddfod, dasselbe findet übrigens alle Jahr in einem andern Orte statt, damit sämmtliche Landschaften sich an dem Feste betheiligen können. Zu Carnarvon wurde es 1862 abgehalten und über diese Feier liegt uns ein Bericht Alfred Erny's vor („Le Tour du Monde“ Nr. 383), welchem wir das Nachfolgende entnehmen.

Die alten Druiden und Barden, welche unter dem Volke des Landes, den Kymris, hoch geehrt waren, hielten ihre Gorsedd oder Versammlungen zu festbestimmten Zeiten an geweiheten Stätten. Sie waren Lenker und Leiter des bretonischen Volkes und seiner Fürsten, bis im Jahre 60 der römische Feldherr Suetonius Paulinus ein gewaltiges Blutbad unter ihnen anrichtete. Späterhin erlag das alte Druidenthum der Kirche der Christen, aber die Barden starben nicht aus und retteten Manches von den alten Ueberlieferungen aus der Druidenzeit. Die Sage führt das Bardenthum auf Tydain ap awen zurück, dessen Grab am Fuße des Awenhügels liegen soll. Ap awen heißt so viel als Vater des Awen, der bardischen Eingebung und Begeisterung. Diese erhält, wer eine Nacht auf dem Berge Snowdon, dem höchsten im Lande, verweilt. Er wird im Kymrischen Pen eriri, Gipfel des Adler, genannt.

Auch die Barden waren Lehrer des Volkes und belebten dessen Vaterlandsliebe. Nach dem Falle des römischen Kaiserreiches traten sie als begeisterte und hartnäckige Gegner der Angelsachsen und später der Normannen auf; sie bewahrten viele mystische Ideen und Ueberlieferungen, und man bezeichnet das, was darauf Bezug hat, als Neudruidenthum.

Nun ist an die Stelle des alten Gorsedd das Eidsteddfod getreten. Jenes hatte eine Bedeutung für das Staats- und Gerichtswesen und vor allen Dingen auch für die Religion; dieses aber besteht in einer Versammlung zu poetischen und musikalischen Zwecken. „Barden", Harfenspieler und überhaupt Leute aus allen Ständen versammeln sich an einem bestimmten Tage in der Stadt, auf welche die Wahl gefallen ist. Der Zweck geht dahin, die volksthümliche Literatur, Sprache und Kunst zu beleben; man hat dergleichen Versammlungen zu allen Zeiten gehalten und von den einheimischen Landesfürsten sind sie begünstigt worden. Ihre Gründung wird auf König Arthur zurückgeführt, der ja überhaupt in der Sage eine so große Rolle spielt. In früheren Jahrhunderten fanden die Bardenversammlungen alle drei Jahre statt. In Moëlnud's Gesetzen werden sie bezeichnet als privilegirte Zusammenkünfte der Brüderlichkeit und Einheit. Nach dem Falle des Druidenthums verloren sie zwar den alten heidnischen Charakter, aber das nationale Gepräge blieb ihnen; sie pflegten namentlich Dichtkunst und Musik.

Nachweisbar sind schon im sechsten Jahrhundert Eidsteddfods abgehalten worden, z. B. 540 zu Conway unter dem Schutze des Fürsten Maelgwyn. Von ihm wurde allen Theilnehmern die Verpflichtung auferlegt, durch den breiten Fluß zu schwimmen. Dadurch wurden freilich alle Harfen unbrauchbar, aber die Barden stimmten trotzdem ihre Gesänge an und zogen wohlbelohnt heim. Griffith ap Cynan, Fürst in Nordwales, war ein großer Beschützer der Eidsteddfods und seine Gesetze über Bardenthum und Musik sind noch heute vorhanden. König Eduard der Erste von England verfolgte die Barden, aber seine Nachfolger duldeten die Ueberreste. Als im Jahre 1400 Owen Glendower die nationale Fahne gegen Heinrich den Vierten von England erhob, stimmten die Barden begeisterte Lieder an und entflammten das Volk. Heinrich blieb Sieger und verbot die Eidsteddfods, aber unter seinem Nachfolger wurden sie wieder erlaubt. Heinrich der Achte und Elisabeth gaben ihnen Bestätigungsbriefe. Im siebenzehnten Jahrhundert scheinen sie geblüht zu haben, aber 1796 erregten sie das Mißfallen der englischen Regierung, denn Iolo Morganwg entfaltete auf einem Eidsteddfod die dreifarbige Fahne Frankreichs.

Heute erscheinen sie unverdächtig. Beim Volke sind sie beliebt, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß sie die Liebhaberei an Dichten, Reimen und Musik wecken und eine gewisse nationale Bedeutung für die Waliser haben. Doch ist auch hier schon das englische Element eingedrungen und selbst echte Kymren haben auf dem Eidsteddfod ihren Landsleuten dringend das Erlernen der englischen Sprache angerathen, weil man ohne diese zu nichts gelangen könne. Noch mehr, die Zahl der englischen Reden überwiegt jene, die in kymrischer Sprache gehalten werden. Die Sache gestaltet sich mehr und mehr zu einem „Jahresmeeting", auf welchem Preise vertheilt werden. Das specifisch Kymrische tritt mehr und mehr in den Hintergrund.

Während die Druiden in allen Stücken die Dreiheit festhielten, soll das Eidsteddfod, dessen Zusammenkunft ein Jahr und einen Tag voraus bestimmt wird, vier Tage dauern. Jenes in Carnarvon, welches Erny besuchte, begann am 26. August. Die Stadt war mit allem bei dergleichen Gelegenheiten üblichen Schmuck herausgeputzt und Tausende von Menschen waren in dieses alte Segontium eingeströmt. Die Feierlichkeit selber fand im Schlosse statt. Die Vorsteher zogen vom Stadthause einer langen Procession voran, die sich, Militairmusik voran, zum „Steine des Gorsedd" auf den Schloßplatz begab. Inmitten eines Steinkreises hatte man, seltsam genug, unter einer Laterne einen Cromlech aufgestellt. Die Barden stellten sich in jenem geheiligten Kreise auf und nun hatte man die beste Gelegenheit, die blauen, grünen und weißen Decorationen zu schauen, welche die Abzeichen der Barden, Ovaten und Druiden bilden. Zwei Diener legten das goldene Schwert, zum Zeichen des Friedens und der Eintracht, zu den Füßen des vorsitzenden Barden, welcher dann den Cromlech bestieg und „das Gorsedd" mit einer Ansprache eröffnete. Sie begann mit den Worten: „Die Wahrheit gegen die ganze Welt!" Keine Waffe solle gezückt werden; im Angesichte der Sonne und vor den Augen des Lichtes würde das Urtheil gesprochen werden über alle Dichterwerke, die man vortrage. Die Eröffnungsformel stammt aus alten Zeiten.

Ehemals kleideten die Barden sich in „Druidentracht", und namentlich bei den Festen zu Abergavenny waren Männer wie Frauen mit langen weißen Mänteln angethan; auf dem Kopfe hatten sie Eichenkränze. Heutzutage gehen die Barden in schwarzem Frack und das macht einen sehr prosaischen Eindruck. Die Frauen sehen mit ihren gewürfelten rothen Shawls und den spitzen Filzhüten etwas besser aus.

Nach Eröffnung des Gorsedd wurde in englischer und walisischer Sprache das „Gebet des Eidsteddfod" vorgelesen und ein von Harfenklang begleiteter Choral gesungen.

Dann begab sich der Zug unter Trompetengeschmetter nach dem Schlosse hin. Dort war ein Zelt aufgeschlagen, das für etwa 5000 Menschen Raum hatte. Die Sitzreihen bildeten drei verschiedene Ränge, deren jeder einen andern Eintrittspreis hatte. Am Eingang und an den Zeltpfeilern waren Wappen, Fahnen, grüne Gewinde und Blumenkränze angebracht; auch las man vielerlei Sinnsprüche, z. B. „Ohne Gott ist es nichts" (Hebb ddun, heb dim); oder: „In der Eintracht liegt die Macht" (Mewn undeb mae nerth). Auf einer großen viereckigen Tafel sah man das Wappen der Prinzen von Wales, eine Krone mit drei Federn; im Hintergrunde standen auf einem Gerüste die Brustbilder der Königin und einiger ausgezeichneten Waliser. Viele Männer trugen grüne und blaue Bänder, die so verschlungen waren, daß sie den Waliser Lauch vorstellten, der für einen Nebenbuhler der schottischen Distel gilt, und manches junge Mädchen hatte am Gürtel drei reife Weizenähren, welche für ein bardisches Sinnbild gelten.

Die versammelte Menge schwieg und ein Schriftführer verlas eine Ansprache. Das Eidsteddfod, sagte er, ist eine der ältesten wissenschaftlichen Einrichtungen, die es überhaupt giebt. Sein Zweck ist die Entwickelung der natürlichen Anlagen, die Veredelung des Geschmacks und des Nationalcharakters. Es hat wesentlich beigetragen, talentvolle Männer, durch welche der Ruhm des Landes Wales erhöht worden ist, aus ihrer Dunkelheit zu ziehen. Dann trat ein vorsitzender Barde auf und bat, daß man Alles vermeiden möge, was Zwiespalt herbeiführen könne. „Heftige Aeußerungen gegen andere Nationen (es waren die Engländer gemeint) haben nichts Gutes zur Folge. Als dieses alte Schloß gebaut wurde, herrschte zwischen Walisern und Engländern eine heftige Feindschaft. Die Zeiten jener Kämpfe sind vorüber; wir wollen den Zwist für immer begraben; beide Theile bilden ein und dasselbe Volk; wir leben unter denselben Gesetzen, unter derselben Fahne und unter einer gemeinsamen Herrscherin. Darum sage ich: Wer hier an Ort und Stelle Haß der Waliser gegen die Engländer erregen will, der ist ein Feind dieses Eidsteddfod, ein Feind seiner selbst und unseres Landes. Dieses Gerüst hier ist keine geistliche Kanzel und keine politische Rednerbühne für Whigs, Tories oder Radicale, sondern es ist nationaler Boden, auf welchem wir aussprechen, daß wir unser Land lieben und ehren."

Diese Anrede entsprach dem Wesen der alten Eidsteddfods nicht, die ja lediglich und allein das Kymrische verherrlichen

sollten. Ein Gleiches galt von dem zweiten Redner, der hervorhob, daß von einem Ausschließen des Englischen nichts Gutes zu erwarten sei. „Darin würde ein Unverstand liegen, denn das Englische ist uns nöthig und viele Waliser sind durch dasselbe vorwärts gekommen.“

Um die Mittagszeit wurde das Urtheil vorgelesen, welches die Barden über mehrere Englyns und andere poetische Arbeiten gefällt hatten, die für das Eidsteddfod eingeschickt worden waren. Dann trat ein Mann auf und erzählte, daß er jüngst mit einem Barden gesprochen und diesem gesagt habe, das Kymrische sei für ihn zu schwer; er könne es nicht erlernen. Der Barde entgegnete: „Da wird es Ihnen im Himmel nicht gut ergehen. Das Kymrische ist schon vor Erbauung des babylonischen Thurmes geredet worden und es unterliegt keinem Zweifel, daß Adam ein Waliser gewesen.“ Dieser Ansicht war auch eine junge Dame in Llanover; sie sagte Herrn Erny, daß es damit seine volle Richtigkeit habe. Eva gebar den Kain, und im Walisischen heißt Cahen: „ich habe einen Sohn.“ Das sind Eva's erste Worte gewesen, als ihr Kind zur Welt kam. In der Bretagne erzählt man sich so ziemlich dasselbe.

Einige Tage vor dem Feste waren etwa funfzig Arbeiter Nachts auf dem Snowdon gewesen, um von dort einen Sonnenaufgang zu bewundern, vielleicht auch, um sich mit dem Awen, der bardischen Begeisterung, zu erfüllen. Ein anderer Redner hob hervor, daß eine Hauptaufgabe des Eidsteddfod darin liege, die musikalische Ausbildung im Volke zu fördern. Man habe zwar gesagt, daß es zu nichts nütze sei, eine Sprache zu fördern, die keine Literatur habe; wir hätten, trotz aller musikalischen Bestrebungen, keinen Mozart und keinen Beethoven hervorgebracht, aber das Letztere könne man ja eben so gut von den Engländern sagen. „Aber Jedermann ist entzückt über unsere volksthümlichen Sangweisen; sie sind durchaus originell und ihre geschickte Composition setzt uns um so mehr in Erstaunen, wenn wir bedenken, daß sie aus einer so fernen Zeit stammen. Händel hat unsere Musik nicht bloß bewundert, er hat auch aus ihr für seine Werke Manches entlehnt. Auf einer Reise in Wales blieb er vor dem Hause eines Schmiedes stehen, der ihm eine Arie vorsang und die Gesellen schlugen mit ihren Hämmern den Tact dazu.“

Nach dieser Rede fand das Wettspiel unter den Harfnern statt. Der Pencerdd oder Musikmeister bemerkte, wie schade es sei, daß man nicht mehr wie ehemals dem besten Spielmann eine Pedalharfe zum Geschenk geben könne, denn das Geld wandere heutzutage viel zu viel ins Bierhaus. Vormals erhielt der beste Spieler auch ein Ariandew, eine bardische Decoration, welche er auf der Brust trug. Die Krone, welche den Hauptschmuck bildet, gleicht jener des Prinzen von Wales; das Medaillon ist von vergoldetem Silber; der Wahlspruch lautet: Freiheit, Kraft und Brüderlichkeit.

Abends war großes Concert. Die Waliser geben ihren Beifall nicht durch Klatschen, sondern durch Pfeifen zu erkennen. Zuletzt wurde der Nationalgesang: „Altes Land meiner Väter“ (Hen wlad fy nhadau) gesungen und das gesammte Volk bildete den Chor. Die Waliser singen wie der Vogel singt, sie haben musikalisches Gehör, und Leute, die vielleicht nie eine Note gelernt hatten, sangen vollkommen richtig.

Am zweiten Tage wurden die Preise vertheilt. Der Vorsitzende hob in seiner Ansprache hervor, daß man die Eidsteddfods gar wohl dem heutigen Fortschritt anpassen könne. In alten Zeiten waren sie beinahe das einzige Bildungsmittel für das Volk; sie ersetzten auch Tagespresse und Posten und Schulen. Aber der mündliche Austausch Vieler hat in unseren Tagen noch denselben Werth wie in früheren Zeiten.

Das Orchester spielte den schönen Gesang von den Männern von Harlech. Darauf erhob sich ein Mann aus der Bretagne und bemerkte, daß man dort eine ähnliche Arie: „Guerre don Gwas Harlech“ habe. Vielleicht ist sie gleichzeitig mit der Sage von Arthur und der Tafelrunde dorthin gekommen.

Mehr als ein Waliser Bauer erhob sich, um kymrische Gedichte vorzutragen. Auch poetische Duette, Panilion, wurden gesungen. Eine hübsche Jungfrau vertheilte die Preise; der Empfänger kniete vor ihr und sie hing ihm ein blaues Band mit der Denkmünze um.

Am dritten Tage erhielten die Preisempfänger im Druidenkreise ihre Einweihung. Zwei Barden bestiegen den Tafelstein (Cromlech, Dolmen) und theilten die Grade aus; zwei Frauen wurden durch Verleihung des grünen Bandes ausgezeichnet. Den alten Regeln zufolge giebt es vier Grade für die Poesie und fünf für die Musik. Wer sich um den untern Grad bewarb, mußte fünf Stücke in Reimen (Englyns) bei einem Sangmeister (Pencerdd) dichten, und dieser erklärte, ob poetische Anlage vorhanden sei. Den folgenden Grad erhielt, wer Dichterwerke in zwölf verschiedenen Metren verfaßte. Erfuhren sie Billigung, dann war er Dyscybl pencer ddiaid, d. h. Schüler, Candidat für den Grad eines Pencerdd; wer aber diesen dritten Grad nicht binnen drei Jahren zu erwerben befähigt war, mußte in den untersten zurücktreten; wenn man ihn als tüchtig erfand, wurde er Penbardd oder Pencerdd in der Poesie und erhielt als Abzeichen die silberne Harfe, welche auf der Schulter getragen wurde. Er konnte jeden Andern zu einem poetischen Wettkampf herausfordern; er mußte aber seine Absicht ein Jahr und einen Tag vorher kundgeben. Mit Ertheilung musikalischer Grade verhielt es sich so ziemlich in ähnlicher Weise.

„Als Noah's Arche in der Nähe des Berges Snowdon umhertrieb, rief Owen Tudor sie an und bat um Aufnahme, aber Noah hatte keinen Platz mehr. Da rief Owen Tudor: Um Gottes Willen, dann nimm doch wenigstens meinen Stammbaum mit, und er warf diesen in die Arche.“

Es muß an langweiligen Stunden auf dem Eidsteddfod nicht gefehlt haben, denn es wurden Gedichte vorgetragen, die mehr als zweitausend Verse hatten! Am dritten Tage wurde der große Preis ausgetheilt; der glückliche Barde erhielt die Denkmünze (briandlaws) aus den Händen einer Jungfrau. Zwei Barden ersten Ranges traten zum Sieger, der nun auf dem mit immergrünen Pflanzen geschmückten Bardenstuhle saß. Zu Häupten hing ein entblößtes Schwert, als Ersatz für die blutige Lanze, auf welche ehemals die Eingeweiheten den Schwur leisteten, den germanischen Eindringlingen ewige Feindschaft zu weihen.

Damit hatte das Eidsteddfod ein Ende; denn die Feier eines vierten Tages wurde als eine engländische Neuerung betrachtet und das Volk hielt an seinen herkömmlichen drei Tagen fest.

Anton Goering's aus Altenburg Reisen in Venezuela.

Wir haben die Leser des „Globus" schon vor einiger Zeit (Band XI. S. 188) auf diesen strebsamen Naturforscher aufmerksam gemacht und erwähnt, daß er im Auftrage des Londoner zoologischen Gartens nach Venezuela gegangen sei, vorzugsweise um dort zoologische Gegenstände zu sammeln. Er verweilte zuerst auf der Insel Trinidad, welche er nach allen Richtungen hin durchzog, und fuhr von dort nach Carupano, östlich von Cumana. Im Juli war er nach längeren Streifzügen und um seine angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, nach Caracas, der Hauptstadt von Venezuela, gegangen. Von dort richtete er unterm 9. August ein Schreiben an uns, das schon am 30. desselben Monats, Dank der freundlichen Uebermittelung des Herrn Nicolaus Trübner in London, in unsere Hände gelangte. Wir ersehen aus dem Briefe, welcher uns für die nächste Zeit eingehende Mittheilungen über Venezuela in Aussicht stellt, daß Herr Göring eine sehr interessante Entdeckung gemacht hat. Doch er möge selber reden.

Caracas, 30. Juli bis 9. August.

Sie glauben nicht, welche unbeschreibliche Freude Ihr lieber Brief mir bereitet hat. Ich erhielt denselben nebst noch vier anderen aus England und Deutschland am 24. Juni, als ich von einer Kreuz- und Querreise bis an die Llanos von Maturin zurückkehrte, aus den Händen meines Wirthes in Carupano. Sofort begann ich denselben zu beantworten, um ihn mit nächster Gelegenheit abzusenden, aber ein heftiges Fieber, welches mich plötzlich überraschte, machte es mir unmöglich, das Schreiben zu vollenden. Ich habe überhaupt meine bisherigen Touren mit großer Anstrengung gemacht, da das Klima nicht so günstig auf meinen Körper wirkte wie ich erwartet hatte. Durch diesen Ausbruch aber, welcher mich ganz daniederwarf, glaube ich über die Zeit des Acclimatisirens hinweg zu sein; ich nahm ein starkes Brechmittel, fühle mich jetzt freier im Kopfe und nachdem ich mich von der Krankheit erholt, kräftiger und frischer in den Gliedern meines wirklich stark mitgenommenen Körpers.

Am Sonntag vor acht Tagen reiste ich von Carupano ab und gelangte Dienstag Nachts vor 12 Uhr vor La Guayra an. Den nächsten Morgen ritt ich wohlgemuth nach Caracas. Ich kann Ihnen die Gefühle nicht beschreiben, welche mich durchdrangen, als ich von der Höhe aus auf das Thal von Caracas blickte und endlich durch die Straßen der in einem so glücklichen Klima liegenden Stadt ritt, — ja, ich war gerührt! Hier werde ich nun ein paar Monate bleiben und meine Reiseskizzen weiter ausführen, die Sammlungen ordnen und Ihnen einige Beiträge für den „Globus" schicken. Sobald ich mit diesen Arbeiten fertig bin, die Gegend genau kenne und mich kräftig genug fühle, dann trete ich die Reise nach Barquisimeto an. Nächste Woche gedenke ich nach dem Innern zu gehen, um die hiesige Fauna einige Zeit zu beobachten und zu sammeln. Doch man muß nicht so viel erzählen von dem, was man thun will, sondern von dem, was man gethan hat.

Anfang Aprils ging ich nach Caripe mit der Absicht, dort nur 14 Tage zu verweilen, aber Umstände, welche ich nachstehend schildern werde, verlängerten meinen Aufenthalt bis zu fast 3 Monaten. Ich trat die Reise wenige Tage nach der Rückkehr von Pilar an, weil sich eine gute Gelegenheit fand, in Gesellschaft von Kaufleuten dorthin zu gehen. Zwischen Carupano und Caripe giebt es nur wenig Verbindung, und so habe ich auch während dieser drei Monate keine Nachricht von mir geben können. Die Leute hier sind sehr unzuverlässig und ich mochte den Wenigen, welche von Caripe nach Cariaco gingen, keinen Brief von Bedeutung anvertrauen. Deshalb erhielt ich auch Ihren Brief erst bei der Rückkehr nach Caripe. Sie sehen also, daß ich nicht eher antworten konnte.

Als ich die durch Humboldt bekannt gewordene Guacharohöhle besucht hatte, und die Ruinen des Klosters in Caripe, in welchem Humboldt gewohnt hat, zeichnete, wurde ich vom Ortsrichter, einem Chaymas-Indianer, ersucht, die beschädigten „Santos" zu restauriren, „ich müsse ja das können, weil ich eine Vista del Convento genommen habe." Ich ging darauf ein, weil ich hoffte, dadurch mit den Indianern, welche in Caripe und in der Montaña wohnen, in nahere Berührung zu kommen und vertraut mit ihnen zu werden.

Die Figuren waren von den Spaniern zurückgelassen und in sehr schlechtem Zustande, Hände und Füße wie auch Nasen mußte ich neu schaffen und die sämmtlichen Puppen übermalen. Um die nöthigen Farben herbeizuschaffen, wurde ein Mann nach Carupano geschickt; er kehrte nach acht Tagen zurück. Nun ging ich ans Werk und jeden Tag kamen Besuche, um die noch nie gesehene Arbeit des Restaurirens mit anzuschauen. Sonntags war das Haus ganz gefüllt und ich wurde bald so bekannt nach allen Richtungen, daß ich, weil der „Wiederhersteller der Heiligen", überall nicht mit der den Indianern eigenen Scheu empfangen wurde, wenn mich auf Excursionen mein Weg nach einsam liegenden Hütten lenkte.

Daß ich mich bei diesem vielen Zusammensein mit den im Gebirge wohnenden Indianern (sie sind alle Chaymas hier) nach Allem, was für den Forscher Interesse haben kann, erkundigte, versteht sich von selbst! So erfuhr ich durch einen alten treuherzigen Mann, welcher 2 Leguas von Caripe nach Osten wohnt, daß ungefähr zwei langsame Fußtagereisen nach Südosten große Höhlen existiren, welche bisher noch von keinem Weißen besucht worden seien; es gebe dort noch bedeutend mehr Guacharos als in der Höhle bei Caripe. Diese Nachricht brachte mich so sehr in Eifer, zumal die Nachrichten so phantastisch lauteten, daß ich darauf drang, man möge mich dorthin begleiten. Ich habe dies nur dadurch erreicht, weil ich die Heiligen wieder neu machte und überhaupt Manches that, um mich mit den Indianern vertraut zu machen. Ich brachte nun mit meinen Indianern acht Tage im Urwalde zu und habe dort nebst vielen Leiden große Naturgenüsse gehabt. Hier in Caracas wußte man von der Existenz der Höhlen nichts, selbst in der Provinz Cumana habe ich Niemanden gefunden, der sie kannte, außer den wenigen Indianern. Es ist eigenthümlich, daß Humboldt bei seiner Anwesenheit in Caripe nicht davon in Kenntniß gesetzt worden ist, wahrscheinlich sind sie damals auch den Indianern noch nicht bekannt gewesen. Sie werden künftig aus der Beschreibung ersehen, wie es zu verwundern ist, daß die Indianer jene tief im Innern der Gebirge versteckten Höhlen überhaupt auffanden.

Nachdem ich, so gut es bei dem anhaltenden Regen ging, die Höhlen untersucht hatte, kehrte ich wieder nach Caripe zurück, und als ich mich erholt trat ich die Rückreise nach Carupano an. Schrecken erregende Nachrichten waren von der Montaña de St. Maria eingegangen; durch den starke Regen war der ohnedies schon schlechte Weg noch schlechter geworden und mehrere Maulthiere waren in einen Abgrund gestürzt; deshalb konnte ich keine Thiere erhalten, wenn ich nicht warten wollte, bis der Gebirgsweg sich gebessert, aber das wollte und konnte ich nicht und entschloß mich deshalb, zu Fuß nach Carupano zu gehen. Einer von den Indianern, welche mich nach den Höhlen begleitet, wurde angenommen, um das nöthige Gepäck zu tragen und mir behülflich zu sein. Mit ihm gelangte ich in vier Tagen von Caripe nach Carupano.

Leider mußte ich meine reiche Pflanzensammlung dort zurück-

lassen. Sie glauben aber nicht, wie rührend der Abschied von Caripe für mich war und welche Anhänglichkeit die Indianer an mich zeigten. Ich traf in Caripe eine alte 87jährige Frau, welche sich Humboldt's noch erinnerte; sie sagte, daß er von Cumana über den San Antonio gekommen sei und mit seinem Freunde die Guacharohöhle besucht habe; sie hatte ihn in San Antonio gesehen. In der Guacharohöhle sieht man da, wo sie sich so zusammenengt, daß man nicht weiter kann, Humboldt's Namen, den er in einen Stein gekritzelt hat, noch ziemlich deutlich. Ich habe diese Stelle genau gezeichnet und werde Ihnen eine Skizze senden. Es machte auf mich einen eigenthümlichen Eindruck, als ich auf derselben Stelle stand, wo der größte Mann der Wissenschaft gestanden. Was mag er gedacht haben, als er die gewaltigen unterirdischen Hallen mit ihren tausendfach gebildeten Stalaktiten sah! Ich zeichnete das sogenannte Quarto precioso, von vier Fackeln beleuchtet, und den prachtvollen Eingang der Höhle, bei dreimaligen Besuchen. Wenn Humboldt damals gehört hätte, daß noch größere Höhlen in der Nähe vorhanden sind, gewiß würde er sich länger in Caripe aufgehalten haben, um dieselben zu besuchen.

Die Gegend von Caripe gehört in geologischer Beziehung zu den interessantesten der Erde. Der Südosten von Caripe scheint ganz unterhöhlt zu sein; unter den majestätischen Wäldern im Schooße der Gebirge sind unzählige große Gewölbe, Grotten, Löcher und Gallerien, geschmückt mit tausendfachen Formen silber- und krystallglänzender Tropfsteingebilde, Flüsse rauschen im Innern der Bergabhänge und stürzen sich aus den Oeffnungen großer Höhlen in Schluchten herab. Ich genoß auch den Blick von der Cuchilla auf die Llanos von Maturin mehrere Male. Die Fauna von Caripe ist eine sehr mannigfaltige; sie entspricht dem großen Reichthume der Pflanzen, welche die Berge bedecken. Der Blick auf das Thal von Caripe ist, von der Montaña de St. Maria gesehen, prachtvoll, besonders im April, wenn der malerische Bucarebaum sein rothes Blüthenkleid angezogen hat. Das ganze Thal erscheint dann vermillonroth, gemischt mit grünen Farben und gelben Blüthen des Anauco. Der Anblick hat etwas ungemein Liebliches und gehört jedenfalls zu den schönsten, welche man im Innern einer Landschaft sehen kann. Ich habe dort neben vielen Leiden doch große Genüsse gehabt. Ein Magenübel warf mich oft Tage lang in den Chinchorro und jeden Tag hatte ich zwei, drei, auch vier Sandflöhe aus den Füßen zu graben. Indeß alles dies erträgt man gern, wenn man so seltene Genüsse hat, die eine bleibende Erinnerung zurücklassen.

Den 2. August. Ich habe mich, so lange ich hier bin, in diesem himmlischen Klima schon recht erholt, erfreue mich eines sehr gesunden Schlafes, welcher mir in Neu-Andalusien ganz fehlte. In Carupano, das fast so heiß ist wie Trinidad und La Guayra, konnte ich keine einzige Nacht anhaltend schlafen. Ich glaube nicht, daß ich weiter vom Klima zu befürchten haben werde; deshalb bin ich von frohem Muthe beseelt und freue mich auf die Reise nach Barquisimeto unendlich. Mein Plan ist, bis nach Neu-Granada zu gehen und, gelingt es mir, aufwärts am Magdalenenstrome. Die Gegenden besonders von Pampelona, San José de Cucuta und weiter nach Nordwesten sollen höchst interessant sein und dort ist, wie ich höre, noch von keinem Zoologen gesammelt worden.

Ich werde hier in Caracas für alle größeren Punkte der ganzen Tour mit Empfehlungsbriefen ausgerüstet. Man scheint sich sehr für mein Unternehmen zu interessiren; auch macht die Nachricht über die neuen Guacharohöhlen viel Aufsehen. Hier existirt eine naturwissenschaftliche Gesellschaft, welche von einem Deutschen dirigirt wird und dort soll in nächster Sitzung ein Vortrag von mir über Caripe und ganz besonders über die neuen Höhlen gehalten werden. Ich besitze schon eine ziemlich große Anzahl von Charakterlandschaften und Typen, welche zur Erläuterung vorgelegt werden. So ist es doch gut, daß ich schon den Osten von Venezuela kenne und Manches mit hierher bringen konnte. Man muß hier Alles thun, Empfehlungen zu erhalten, die Einen zu unentgeldlichem Aufenthalte an verschiedenen Punkten verhelfen, denn die Kosten sind in jeder Beziehung sehr groß, bedeutend größer als ich erwartete. In Caripe kostete, wenn es welches gab, ein Brot von der Größe eines Leipziger Dreierbrötchens einen Real, und so geht's durch alle Verhältnisse.

Ich werde alle Ihre mir gegebenen Rathschläge genau befolgen und aufpassen. Dann bei jeder Gelegenheit senden. Zunächst über die Höhlen, und ich denke, daß es, um auch vergleichen zu können, nicht uninteressant sein dürfte, die Abbildungen von der bekannten Guacharohöhle zu geben; so viel ich weiß sind noch keine veröffentlicht und gerade der schönste Salon war vorher überhaupt noch nicht gezeichnet worden. Später, als nächste Arbeit, gebe ich Ihnen eine Beschreibung des Innern von Carupano mit einer Ansicht von der höchst malerisch gelegenen Stadt und den sogenannten Schwefelminen, wie auch einer Charakterlandschaft „Blicke auf die Llanos von Guarauno nach dem Golfo triste" zu; sie giebt eine gute Idee von der Vegetation und der dortigen Cultur.

Den 8. August. Eben hörte ich, daß schon morgen der Steamer von La Guayra abgeht und so wird es mir unmöglich, den ersten Aufsatz über die neuen Höhlen sogleich mitzuschicken. Ich hatte, seitdem ich hier angelangt, sehr viel mit Ordnen der Sammlungen zu thun und die Skizzen auszuführen, außerdem bin ich von Vielen überlaufen worden, die meine Resultate von der Reise in Neu-Andalusien wissen wollten, und erhielt mehrere Einladungen.

Den 9. August früh. Gestern ist, wie ich höre, der Vortrag über die neuen Höhlen einer hiesigen Zeitung zum Drucke übergeben worden. — Leider sind die Nachrichten aus dem Innern sehr ungünstig, es sollen Räuberbanden die Wege unsicher machen; man hat mir entschieden abgerathen, vorläufig weiter nach dem Innern zu gehen. In geschäftlicher Beziehung sieht es hier traurig aus und man munkelt viel von einer womöglich bald ausbrechenden Revolution. — Ich habe zu meiner Freude auch den „Globus" hier in Caracas gefunden und mir sofort einen Band mit hierher in meine Wohnung genommen. — Das gelbe Fieber ist in La Guayra, und gestern wurde der nordamerikanische Consul, ein liebenswürdiger Mann, welchen ich erst vor ein paar Tagen sprach, begraben, hier am gelben Fieber gestorben; er war in La Guayra gewesen und soll sich die Krankheit von dort geholt haben.

Karl Mauch's Reise in Südafrika.

Herr Dr. August Petermann in Gotha nimmt sich dieses Reisenden mit großer Wärme an und er hat Recht, sowohl vom Standpunkte der Wissenschaft aus, wie von jenem des Ruhms unserer Nation. Afrika vor Allem ist der Continent, auf welchem deutsche Reisende wohlverdiente Lorbeeren geerntet, und nicht gering ist die Zahl unserer Landsleute, die ihren Entdeckungseifer mit dem Leben bezahlt haben. Von der Guineaküste bis zum Tschadsee und zum Dschub sind ihre Gräber zerstreut.

Aber die Lücken werden immer wieder ausgefüllt; allemal treten tapfere Freiwillige hervor, die sich durch Mühsal und Ge-

fahren nicht abschrecken lassen. Die deutschen Regierungen haben sich wenig um so löbliche Bestrebungen gekümmert; sie haben keine Expeditionen ausgesandt, oder wo wären die Höfe, welche dafür ein Interesse gezeigt hätten? Dann und wann hat man den einen oder andern Reisenden mit kleinen Gaben unterstützt, weil man da oder dort doch etwas thun zu müssen glaubte, aber von einer Initiative, von warmer Theilnahme für Eroberungen auf dem Gebiete der Erdkunde, die denn doch viel mehr werth sind als gewonnene Schlachten, wüßten wir nicht viel zu sagen. Doch soll mit Anerkennung betont werden, daß der König von Preußen an Gerhard Rohlfs freundlichen Antheil nimmt.

Um so größer ist der Ruhm unserer Entdeckungsreisenden; Livingstone bekam von der englischen Regierung für ein einziges Jahr mehr als 70,000 Thaler zur Bestreitung der Reisekosten, und erfuhr außerdem Begünstigungen und Vorschub aller Art. Unsere deutschen Forscher sind auf sich allein angewiesen; sie bestreiten die Kosten aus ihrem eigenen Vermögen, wie Heinrich Barth zumeist, Adolf Bastian, Beurmann und von der Decken, oder die Nation schafft die Mittel herbei. Sie hat es bisher an sich nicht fehlen lassen und wird gewiß auch künftig ihre wohl gerechtfertigte Theilnahme nicht versagen.

An Dr. Petermann haben unsere Reisenden einen warmen und beredten Fürsprecher, und sie können sich keinen besseren wünschen als diesen ausgezeichneten Kartographen. Seit längerer Zeit ist er eifrig bemüht, die Mittel herbeizuschaffen, welche es unserm Landsmanne Karl Mauch ermöglichen sollen, seine Reisen in Südafrika fortzusetzen. Er hat einen Aufruf erlassen, der nicht ohne Erfolg geblieben ist. Bis zum 1. August waren in Gotha schon 1731 Thaler eingegangen, und wir hoffen, daß die Beiträge noch reichlicher fließen werden. Wie der Bremer Senat nach und nach 900 Thaler an Beiträgen für Gerhard Rohlfs eingezahlt, so hat jetzt die Regierung von Würtemberg für Mauch 500 Gulden unterzeichnet. Aus allen Theilen des großen Vaterlandes, von Wien bis Kiel, sind Gelder eingegangen; z. B. aus dem kleinen Wallerfangen bei Saarlouis 25 Thaler, während das große Hamburg in der That mit elf Thalern in der Liste figurirt, und die Spreehauptstadt der Intelligenz bis dato doch wenigstens 69 Thaler aufzuweisen hat.

Karl Mauch ist ein Würtemberger. Er verließ im August 1863 Triest, war 1865 am Südende Afrikas, durchzog seit dem Juni dieses Jahres die Transvaalsche Republik der Boers, entwarf eine Karte dieses Landes und ist im März 1867 weiter nach Norden gegangen, um in die bisher unbekannten Aequatorialgegenden vorzudringen.

Im sechsten Hefte der „Mittheilungen" hat Herr Dr. Petermann einen Ueberblick über Mauch's bisherige Thätigkeit gegeben. Der Reisende wurde südlich von Magalisberg mit dem Engländer Hartley bekannt, einem rüstigen Elephantenjäger, der in jener Gegend eine Farm besitzt. Er ging mit diesem nach Norden hin in das Gebiet des vielgenannten Kaffernhäuptlings Moselekatze (jenseit des 20° südl. Breite), und nördlich von diesem Lande begann die Elephantenjagd. Den höchsten Punkt, welchen Mauch berührt hatte, etwa 19° 50′ südl., 28° 35′ östl. v. Gr., schätzt er zu mindestens 7000 Fuß absoluter Höhe. Er liegt auf der Wasserscheide zwischen dem Limpopo und dem Sambesi. Diese wird nicht durch eine Gebirgskette gebildet, sondern durch einen breiten Rücken, der stellenweise eine 30 Miles breite Hochebene bildet; diese fällt nach Norden hin sanft ab. Die Vegetation des Sambesigebietes ist von jener des Limpopogebietes ganz verschieden. Alle Nebenflüsse des letztern und der Hauptstrom selber tragen an ihren Ufern hohe breitblätterige Bäume, und darüber hinaus, von den Flüssen weg, hauptsächlich niedrige und feinblätterige Dornbäume. Diese letzteren fehlen im Sambesigebiete. Die Maschona, welche im Nordosten von Moselekatze's Reiche wohnen, bauen sehr viel Reis, und die Erdmandel (Arachis) wird überall angebaut. In manchen Gegenden fand Mauch die berüchtigte Tsetsefliege, die bekanntlich für einen großen Theil des afrikanischen Continents eine arge Landplage bildet. Herr Dr. Petermann wird Mauch's Karte demnächst veröffentlichen. Seine Route geht vom Potschefstrom (in der Transvaalschen Republik) hauptsächlich auf dem 28° östl. v. Gr. und zu beiden Seiten desselben, nördlich bis zum 20° südl. Breite; von hier nordöstlich gegen Tete hin und bis auf etwa 44 deutsche Meilen in die Nähe dieses Ortes (einer portugiesischen Stadt am Sambesi). Die lineare Ausdehnung der verzeichneten Reiseroute beträgt nicht weniger als 485 deutsche Meilen.

Mauch wollte auf seiner neuen Reise, welche er, wie schon bemerkt, im März dieses Jahres angetreten hat, einen mehr westlichen Weg einschlagen, auf diesem bis an den Sambesi gelangen und weiter nach Norden in die bis jetzt unbekannten Aequatorialgegenden vordringen. Er wird sich durch keinerlei Schwierigkeiten und Hindernisse entmuthigen lassen. Durch Dr. Petermann's Bemühungen wird es ihm möglich gemacht, sich mit den erforderlichen wissenschaftlichen Instrumenten zu versehen. Wir wünschen dem unternehmenden Reisenden, für den auch wir in unserem Leserkreise eine warme Theilnahme erregen möchten, das beste Glück; auf jeden Fall darf die Wissenschaft sich von ihm eine ergiebige Ausbeute versprechen.

Aus allen Erdtheilen.

Ein „Preiskampf" in Nordamerika.

Die nordamerikanischen Blätter sind angefüllt mit Klagen und mit fruchtlosen Betrachtungen über die in grauenhafter Weise zunehmende Rohheit und barbarische Verwilderung der Sitten in der „Musterrepublik". Die jungen Leute seien zügelloser als je zuvor, und es trete dabei ein Hang zu wahrhaft bestialischer Gewaltthätigkeit mehr und mehr zu Tage. Wir unsererseits wollen darüber keine Betrachtungen anstellen, sondern nur bemerken, daß die Faustduelle, welche man heute selbst in England für schmachvoll und gemein hält, im republikanischen Nordamerika mehr als je in Gunst stehen. Die „Preiskämpfer" zerfleischen sich im „Ring" ärger als die blutgierigsten Metzgerhunde.

Im „Newyork Herald" vom 10. August finden wir eine Schilderung, welche kennzeichnend für das Leben und Treiben der Classe ist, welche es angeht. Wir geben sie mit den zum pugilistischen Handwerke gehörenden Kunstausdrücken wieder.

Die Helden sind James Dudley, der unter seinesgleichen den Spitznamen Jimmy Big Cigars führt, und Patrick Mac Cormick. Beide hoffnungsvolle, republikanische Jünglinge haben zwar noch nicht das zwanzigste Lebensjahr erreicht, streben aber nach Ruhm und Ehre; ihres Zeichens sind sie Schiffsleute.

In Neuyork taugt freilich die Polizei gar nichts, aber mit den Preiskämpfern, die ihr schon manchen blauen Fleck beigebracht, steht sie auf schlechtem Fuße, und sie stellt ihnen nach, wo sie irgend kann. Die Männer der Faust gehen deshalb gewöhnlich in den Staat Neu-Jersey, wo sie nicht behelligt werden, weil sie unvermuthet dorthin kommen. Unsere beiden Helden verfügten sich,

wahrscheinlich der bessern Sabbathfeier wegen, an einem Sonntage, dem ersten im August, nach den Jersey Flats, wo auf eine Stunde Wegs kein Haus zu finden ist. Dort schlugen sie den „Ring“ auf, d. h. man steckt dicke Knüttel in den Boden, zieht Stricke herum und der Kampfplatz ist fertig. Etwa vierzig „Freunde“ waren mitgekommen, um sich an der Lustbarkeit zu erfreuen. Nachdem der „Ring“ fertig war, wurden Dudley und Pat bis auf Hosen und Hemd ausgekleidet, die Secundanten und die „Flaschenhalter“ sprangen in den Ring, Alle schüttelten, nach herkömmlichem Brauch, einander die Hände und dann fing die Lustbarkeit an.

Erster Gang. Dudley nimmt die Sache von vornherein sehr ernsthaft und giebt dem Pat einen wuchtigen Schlag auf das linke Auge, während er ihm gleichzeitig mit der linken einen Hieb in die Rippen versetzt, daß dieser auf den Beinen schwankt. Pat schlägt auch aus, bekommt aber wieder einen aufs Auge und auf die Nase. Als nun Blut fließt, jubeln Dudley's Freunde hell auf. Pat empfand große Schmerzen, packte aber seinen Gegner und warf ihn auf die Erde. Nun Jubel von seinen Freunden; er verneigt sich, dankt und geht in seinen „Winkel“.

Zweiter Gang. Pat haut aus und versetzt dem Big Cigars einen Schlag aufs Maul; das „Compliment“ wird ihm aber mit einem Hieb auf Kinnbacke und Rücken vergolten. Er versetzt nun dem Big Cigars wieder einen aufs Maul und gleichzeitig einen „Hinterhander“ auf den Nacken. Dann ein Handgemenge, in welchem Dudley wieder zu Boden geworfen wird. Pat packt seinen Mann bei den Beinen. Da wird der Unparteiische gefragt, ob das recht sei? Er verneint die Frage; dergleichen dürfe Pat nicht thun.

Dritter Gang. Dudley führt einen wohlgezielten Schlag in Pat's Rippen und giebt ihm auch ein paar derbe auf den Kopf, aber Pat haut ihm einen ins linke Auge. In diesem Gange war der Kampf nicht ganz kunstgerecht. Dudley bekam aber einen saftigen vor die Brust und fiel zu Boden.

Vierter Gang. Der vorige Gang hatte dem Big Cigars nicht gerade wohlgethan, aber er setzte den Kampf fort und Pat bekam einen, der nicht von Stroh war, auf den Unterleib. Da packte Pat Dudley's Haar, das nicht kurz genug geschoren war, und gab ihm famose Schläge ins Gesicht. Dudley's Freunde verlangten vom Unparteiischen, er solle befehlen, daß Pat loslasse; das wollte er aber nicht. Deshalb gab einer von Dudley's Freunden dem Unparteiischen einen Hieb auf den Kopf. Darüber entstand ein allgemeiner Kampf, denn ein paar Dutzend Freunde beider Kämpfer droschen auf einander los. Dudley und Pat wurden aus einander gerissen und mußten sich vertheidigen, so gut sie eben konnten. Aber beide wurden zu Boden gehauen, der Ring wurde niedergebrochen und die Dinge schienen eine ernsthafte Wendung zu nehmen. Indessen traten ein paar Friedensstifter auf und die Ordnung war wieder hergestellt, bevor eine halbe Stunde verging. Von den Freunden hatten freilich viele blutige Nasen und blaue Augen. Man kam überein, den Kampf fortzusetzen und einen andern Unparteiischen zu wählen.

Fünfter Gang. Beide Kämpfer treten vor; ihre Kleider sind über und über voll Blut. Pat bekommt einige Schläge in die Rippen und auf den Schädel, und theilt dagegen ein paar auf den Mund aus.

Sechster Gang. Beide Kämpfer ohne rechtes Leben. „So mache doch vorwärts, Jimmy! Haue drauf, Big Cigars! Jetzt mußt Du's ihm eintränken!“ So riefen Dudley's Freunde; wirklich holte er gewaltig aus und Pat bekommt einen so fürchterlichen Schlag in den Nacken, daß er zusammenknickt und zu Boden fällt. Lauter Jubel für Dudley.

Siebenter Gang. Wollte nicht viel bedeuten. Ein paar Schläge herüber und hinüber; dann ein Ringen, wobei Dudley unterliegt.

Achter Gang. Pat stößt gerade aus und verübt eine Execution gegen Jimmy's Rippen. Dann werden sie handgemein und beide fallen zusammen hin.

Neunter Gang. Wollte wieder nicht viel besagen, doch bedienten sie sich mit einigen Hieben und Dudley kam unter.

Zehnter Gang. Es war beiden eingeschärft worden, daß sie sich doch nun wieder mit mehr Feuer schlagen möchten. Das thaten sie dann auch; sie verarbeiteten sich wacker mit den Fäusten; dabei packte Pat Dudley's Bein und schmiß ihn hin. Da riefen Dudley's Freunde: Pfui, schmachvoll! Aber der Unparteiische that, als habe er gar nichts gesehen, und darüber wäre es beinahe wieder zu einer allgemeinen Keilerei gekommen; die Friedenmacher hatten große Noth.

Elfter Gang: Dudley wird wieder geworfen; im zwölften Gange erhält er von Pat mehrmals Schläge auf Kopf und Rippen, giebt aber diesem einige ins Maul und ins linke Auge, so daß dieses beinahe verquillt. — Dreizehnter Gang: Jimmy haut den Pat wieder einen in die Rippen und einen in die Nase, bekommt aber seinerseits einen in den Nacken. Vierzehnter Gang: Dudley geht zu Boden. Fünfzehnter Gang: nicht der Rede werth; die Freunde lassen deshalb den Kämpfern Ermahnungen zugehen. So waren denn Gang sechszehn und siebenzehn wieder lebhaft; Pat bekam nochmals einen derben über das linke Auge und mehrere in die Rippen. Da packte er Dudley abermals am Beine und riß ihn zu Boden. Darüber geriethen Dudley's Freunde wieder in Grimm und wandten sich an den Unparteiischen; bevor aber der ein Wort sagen konnte, hatte einer eine Champagnerflasche genommen und sie Pat, der eben in seinen Winkel ging, in den Rücken geworfen mit den Worten: „Willst Du das noch einmal thun, Du Halunke?“ Nun ging Pat hinüber in Dudley's Winkel und gab dort dem Flaschenhalter einen derben Schlag; er meinte, jener habe die Bonteille nach ihm geschleudert. Damit war das Zeichen zu einem allgemeinen Gefechte gegeben. Alle schlugen wild und bunt auf einander; der Flaschenhalter wurde niedergehauen und man trat ihn mit Füßen; andere rissen die Knüttel des Ringes aus der Erde und droschen damit aufeinander. Viele trugen tiefe Wunden am Kopfe davon und einer bekam einen tiefen Schnitt in den Arm. Das Ding wurde sehr arg; die Kämpfer selbst riefen nach polizeilicher Hülfe und stoben endlich auseinander, um sich vereinzelt nach Neuyork zu schleichen. —

Ein paar Tage später fand abermals ein großer Preiskampf statt, von welchem in den ausgewählten Kreisen schon lange die Rede gewesen war. Als Helden traten auf Patrick Evans, der „Rondout giant“, und Thomas Mac Gurran, der „fechtende Riese“. Der letztere stand 6 Fuß 2 Zoll hoch in seinen Schuhen und wog 210 Pfund; der erstere ist auch 6 Fuß 2 Zoll hoch und wiegt 201 Pfund. Evans „peitschte“ seinen Gegner gründlich; als Mac Gurrans Secundant „den Schwamm in die Höhe geworfen“ hatte, wurde „Patsy“ als Sieger begrüßt. — Zu Cincinnati wurde der „junge Pugilist“ Eduard Seward von seinem Gegner Daniel Fogerty durch einen illoyalen Faustschlag niedergeschmettert.

Doch genug; der Kalender der Rohheit, in welchem die Thaten dieser christamerikanischen Barbaren verzeichnet werden, hat kein Ende. Die Frommen, namentlich auch jene von der Secte der Adventitionisten, welche an den Untergang der Welt glauben, wissen genau, daß der letztere sehr bald eintreten werde; denn unmöglich könne der Herr im Himmel länger eine Welt bestehen lassen, in welcher die Faustkämpfer „den Sabbath entweihen“.

Ein Urtheil über Creta. Ein Theil der Bewohner dieser Insel besteht aus „Christen“, Neugriechen, die in Folge der Aufreizungen aus Athen und Rußland sich gegen den Sultan in Waffen erhoben. Die Philanthropie ist wieder sehr im Zuge, um die „zu Boden getretenen Glaubensbrüder“ zu befreien. In Nordamerika, wo so viele Neger verhungerten, schickten die Frauen

Geld für sie, in Moskau betet man in der Kathedrale für sie und in den Zeitungen werden sie, gewiß zur Genugthuung für die russische Politik, als Freiheitshelden gepriesen. Nun hat aber ein englischer Capitain Spratt ein gelehrtes Buch über Creta geschrieben, das nebenbei auch die Menschen schildert. Es enthält niederschlagende Pulver für die Phantasten. „Türken und Griechen wohnen auf der Insel. Die ersteren haben sich immer intelligenter gezeigt als die letzteren, welche allen von den Behörden vorgeschlagenen Verbesserungen sich stets widersetzten. Auf Creta ist der gesellschaftliche Verkehr zwischen beiden Theilen von jeher viel stärker gewesen als in irgend einem andern Theile der Türkei, weil manche Mohammedaner von christlichen Vorfahren abstammen, welche ihre Religion, aber nicht ihre Sprache wechselten. Also ist Griechisch die Sprache geblieben, Zwischenheirathen sind nicht selten gewesen, trotz der Religionsverschiedenheit. Man lebte friedlich mit einander, bis 1859 die Griechen sich zu einer revolutionairen Erhebung aufstacheln ließen und zwar von fremden Agenten, welche den verständigen Gouverneur Vely Pascha, der ein Eingeborener der Insel war, verdrängen wollten. Der Aufstand wurde niedergeschlagen und Tausende von Familen wurden ruinirt. Das wird auch jetzt wieder der Fall sein. — Als jüngst in London der Erzbischof von York mit Fuad Pascha, dem osmanischen Minister des Auswärtigen, eine Unterredung über die Lage der Christen im Reiche des Sultans hatte, bemerkte der Türke: Unsere Regierung ist tolerant gegen Alle, aber eine große Gefahr liegt darin, daß die Christen gegen einander fanatisch verfahren."

Fortschritt Australiens. Im Jahre 1865 betrugen in den Colonien desselben die Einfuhren 35, die Ausfuhren 30 Millionen Pfund Sterling. Neusüdwales und Victoria haben in den letztverflossenen 15 Jahren für etwa 150,000,000 Pf. St. Gold geliefert, und Neusüdwales hat 5 Millionen Tons Steinkohlen gefördert. Südaustralien exportirte binnen 10 Jahren für 5 Mill. Pf. St. Kupfer. Die Tragfähigkeit der Schiffe, welche 1865 in den verschiedenen Häfen einliefen, stellt sich auf etwa 2 Millionen Tonnen. Vor 40 Jahren zählte ganz Australien an Pferden, Rindvieh und Schafen 400,000 Häupter, 1866 dagegen schon 35 Millionen.

Die Quäker in England nehmen an Zahl ab; dieselbe betrug Ende 1866 nur 13,787 Köpfe, von denen 7312 auf das weibliche Geschlecht kommen. Auch lassen viele von der strengen Observanz nach, indem z. B. Unterricht in der Musik nicht mehr als sündhaft betrachtet wird. Die vom alten Schlage widersetzten sich der Zählung; sie sei dieselbe, welche David sich habe zu Schulden kommen lassen, als er die Kinder Israel zählte. Ein Anderer hat gemeint, die Zahl der „Freunde" werde zunehmen, sobald sie das Glück hätten, verfolgt zu werden. „Aber wer will uns ins Gefängniß werfen, und wer will sich einsperren lassen? Es ist eine trübe Zeit!" Im Jahre 1866 sind 291 Quäker ausgepfändet worden, weil sie sich weigerten, Steuern für die englische Hochkirche zu zahlen.

Die Zeitungspresse am nördlichen Stillen Weltmeere. Vor noch nicht 20 Jahren erschien in Californien das erste Zeitungsblatt; heute zählt man am und im Stillen Oceane, nördlich von Centralamerika, nicht weniger als 214 Zeitungsblätter. Davon kommen auf:

San Francisco 12, die täglich erscheinen, 1 kommt in der Woche zweimal heraus, 41 sind Wochenblätter.

In anderen Theilen Californiens: 12 täglich, 1 zweimal in der Woche, 73 wöchentlich.

Oregon: 3 täglich, 19 wöchentlich.

Nevada: 4 täglich, 6 wöchentlich.

Gebiet Washington: 8 wöchentlich.

Idaho: 1 täglich, 1 zweimal wöchentlich, 3 wöchentlich.

Utah: 2 täglich, 1 zweimal wöchentlich, 2 wöchentlich.

Colorado: 1 täglich, 1 wöchentlich.

Montana: 1 zweimal wöchentlich, 1 wöchentlich.

Britisch Columbia: 3 täglich, 5 wöchentlich.

In den Häfen Mexicos: 6 wöchentlich.

Sandwich-Inseln: 3 englische und 2 hawaische wöchentlich, 2 hawaische monatlich.

Für Ankündigungen nahmen die Blätter in San Francisco jährlich mehr als 400,000 Dollars ein.

Beinamen verschiedener Staaten in Nordamerika. Man liebt dort die Spielerei mit dergleichen und wendet die populairen Benennungen sehr häufig an. Wenn einige Staaten solch einen Spitznamen haben, so wollen die übrigen nicht zurückbleiben und der neue Staat Nevada nennt sich schon den Silberstaat. Zumeist sind diese Beinamen den wichtigsten Landesproducten entlehnt oder sonst einem auffallenden Merkmal.

Maine heißt der lumber oder pine tree-state, weil Fichtenholz sein Hauptausfuhrartikel ist.

New Hampshire ist der Granitstaat.

Vermont, das Land der grünen Berge, wird ins Englische übersetzt und the green Mountain state genannt.

Massachusetts ist der Bay-Staat, weil die Colonie ursprünglich Massachusettsbay genannt wurde.

Rhode Island konnte doch nicht leer ausgehen und da es unter allen Staaten der kleinste ist, so machte man eine Spielerei und nun heißt es: Little Rhody.

Connecticut, wo hartgesottene puritanische Erzyankees wohnen, die ein aus Nußbaumholz gedrechseltes Fabrikat als echte Muskatnüsse in den Handel brachten, heißt deshalb der Nutmeg state; das hört aber der fromme Mensch in Connecticut nicht gern, er spricht lieber vom Freestone state.

Newyork hieß gewöhnlich der Empire state, weil er in Bezug auf Volksmenge, Handel und politischen Einfluß bedeutender ist als jeder andere. Neuerdings ist er damit nicht mehr zufrieden und jetzt ist häufig die Rede vom Excelsior state.

Pennsylvanien ist der Keystone state, weil er, als die Verfassung der Vereinigten Staaten angenommen wurde, den Centralstaat und gleichsam den „Schlußstein" bildete.

Delaware ist der Blaue-Huhn-Staat oder, was glänzender klingt, der diamond state.

Virginia führt mit vollem Recht den Namen Old Dominion, auch wohl Mother of states; er ist aber von seinen Kindern und Geschwistern mit Undank belohnt worden.

Nord-Carolina ist the old North oder, weil es viel Harz und Terpentin liefert, the Turpentine state.

Süd-Carolina Palmetto state, nach den Zwergpalmen.

Mississippi, wegen der vielen Nebenarme des Stromes, the Bayou state.

Louisiana: the Creole state.

Tenneſſee: the big Bend state, weil der Mississippi in ihm große Biegungen und Krümmungen macht.

Kentucky: the state of the dark and bloody Ground, der blutige Boden, wegen der grausamen Indianerkriege.

Missouri hieß in seinen guten Tagen the Bullion state, weil seine Senatoren im Congreß für den Umlauf baaren Geldes gegen die schrankenlose Papierwirthschaft eiferten; Tempi passati, jetzt ist die Aera der Laubfrösche, Nickelcents, Schwefelholzmarken und Nationalbanken.

Illinois ist der Prairie-Staat oder sucker state. Auf den westlichen Prairien findet man viele Löcher, welche der Bachkrebs (Crawfisch) macht; er arbeitet sich unter der Erde bis zum Wasser durch. Wer eine Reise über die Prairie machte, nahm ein Rohr von Schilf oder dergleichen mit, hielt dasselbe in ein

Krebsloch und sog das Wasser auf. Daher der Beiname Suckers für die Leute von Illinois.

Indiana: the hoosier state. Man nannte früher im Westen jeden Renommisten, Prahler und Raufer einen husher, d. h. einen, der Schweigen gebieten konnte. Die Bootsleute aus Indiana bestanden auf der Levee zu Neuorleans manchen harten Kampf. Einst machte ihnen ein Ausländer die Sache nach, fing einen Faustkampf mit Mehreren zugleich an und rief: I am a hoosier. Dieser Spitzname ging auf Indiana über.

Ohio: Bocksaugenstaat, Buckeye state, weil dort viele Kastanien (buckeyes) wachsen.

Michigan: Wolverene-Staat, nach dem Fjellfraß, Gulo luscus.

Arkansas: der Bärenstaat.

Jowa: der Hawkeye state, Falkenaugenstaat. Warum?

Californien: the golden state und

Teras: the lone Star state, weil er als Wappen einen einsamen Stern führt.

Wisconsin ist der Hamsterstaat, badger state, weil er reiche Kornernten hat.

Die Neuschottländer werden als blue noses bezeichnet nach einer vortrefflichen Kartoffelart, welche vom Volke Blaunase genannt wird.

Centralisation in Frankreich. Ein französischer Bauer im Departement der Marne konnte die sehr ergiebige Heuernte von seiner Wiese nicht einfahren, weil der Vicinalweg in entsetzlich verwahrlostem Zustande war und eine Menge tiefer Schlaglöcher hatte. Da die Zeit drängte, so machte der Landmann sich auf eigene Faust an die Ausbesserung der Straße, und setzte sich dadurch in den Stand, seinen Erntesegen noch rechtzeitig in die Scheune zu bringen. Am andern Tage trat nasses Wetter ein. Das „Echo de la Marne" berichtet nun, daß jener Bauer wegen eigenwilligen Verfahrens zu 5 Francs Strafe verurtheilt worden sei, und zwar „von Rechtes wegen". Noch im December 1853 hat der Cassationshof entschieden: „daß ein Privatmann für Ausbesserungen, welche er, ohne vorher ausgewirkte Ermächtigung, an einem Wege auf der Dorfflur vornimmt, straffällig sei, auch wenn er dabei die Absicht hat, den Weg zu verbessern." Wenn nun jener Bauer sich, wie das vorgeschrieben ist, zuvor an den Maire gewandt hätte, so würde dieser den Gemeinderath zusammenberufen haben; die Sache wäre auf bureaukratischem Wege an den Unterpräfecten und vielleicht weiter hinauf gegangen, und was wäre inzwischen aus dem Heu auf der Wiese geworden? Bei diesem Fall erinnern wir uns an einen andern. Das Hochwasser aus den Pyrenäen hatte bei einem Dorfe am Adour die Brücke so sehr beschädigt, daß eine sofortige Ausbesserung dringend nöthig wurde. Die Gemeinde hatte nach französischen bureaukratischen Vorschriften kein Recht, eine solche vornehmen zu lassen; sie mußte schriftlich zunächst beim Unterpräfecten „einkommen". Die Sache nahm ihren „Zug" bis ins Ministerium nach Paris, von wo denn auch richtig im zwanzigsten Monate die Weisung „herabgelangte", den Zustand der Brücke durch sachverständige Beamte untersuchen zu lassen und dann einen Kostenanschlag zu entwerfen. Von der Brücke, die beim nächsten Hochwasser völlig eingestürzt war, konnten nun freilich die sachverständigen Beamten nicht gerade viel entdecken. — So weit hat es der neumodische Actenstaat mit seiner „organisation paperassière" gebracht.

Ein unterseeischer Vulcan bei den Azoren. Aus Fayal wird gemeldet, daß am 1. Juni 1867 ein vulcanischer Ausbruch im Meer unter dem 38° 52′ N. 27° 33′ W., etwa 9 Miles westlich von der Insel Terceira beobachtet worden ist. Am 6. Juni dauerte die vulcanische Thätigkeit noch fort.

* * *

Professor Agassiz hat im August einen Ausflug aus Massachusetts nach dem südlichen Theile des Staates Ohio gemacht, um dort die indianischen Alterthümer, namentlich die großartigen Fortificationen und die Erdhügel (Mounds) genauer zu untersuchen.

Aus den nordamerikanischen Südstaaten, welche unter dem Drucke der Yankeesatrapen so schwer zu leiden haben, dauert die Auswanderung fort. Sie ist theils nach Brasilien gerichtet, theils geht sie nach Honduras, dessen Regierung den Ansiedlern gern Vorschub leistet; sie hat ihnen Ländereien zur Verfügung gestellt, und sie können sich aussuchen, was ihnen passend erscheint.

Ein „Adventist" in Windsor Locks, Staat Connecticut, wußte ganz genau, in Folge einer göttlichen Offenbarung, daß im September „die Welt untergehen" werde. Wozu sollte er also säen und pflügen? Der Mann heißt Clinton Terry; er belächelte mitleidig seine Nachbarn, die sich auf dem Felde abmüheten, während er inzwischen beten konnte. Nun steht aber „die Welt" noch und die Adventisten müssen wieder arbeiten oder betteln. — Die „Spiritualisten", welche sich auch Fortschrittsreformer nennen, sind immer zahlreicher geworden. — Der vielgenannte Pastor Beecher Stowe in Neuyork, der an Löhnung für sein Engagement als Pfarrer an der Plymouth-Kirche und durch Gastrollen auf seinen Predigerreisen jährlich etwa 30,000 Dollars einnimmt, ist bei seinen eigenen „Persuasionsgenossen" der Baptistensecte in Mißcredit gekommen; man hat ihn so zu sagen in die Acht erklärt. Die Conferenz der Baptistenpastore zu Neuyork erklärt öffentlich: „daß die Lehren, welche Henry Ward Beecher im „Chronicle and Examiner" veröffentlicht, von uns für ungesund und gefährlich erachtet werden, und daß solche Veröffentlichungen von uns auf das Allernachdrücklichste mißbilligt werden." So liegen die Zionswächter in Fehde mit einander.

Man kann nicht gerade sagen, daß die Herausgeber von Zeitungen in Nordamerika sich der Eleganz im Ausdrucke befleißigen; sie äußern sich beinahe so derb, als wären sie Congreßmitglieder. So schreibt ein Blatt, „The News and Herald": „Der Herausgeber des „Republican" ist gedroschen worden mit dem Ochsenziemer; man hat ihn durchgegallascht mit einer Reitpeitsche; man hat ihn beworfen mit faulen Eiern, hat ihn bespien, hat ihn ausgehauen; er ist von Rechtswegen eingesperrt worden, weil er gelogen hatte; er ist auch sonst noch oftmals gezüchtigt worden von Leuten, die er mit seinem Geifer beschmutzte, und zuletzt gab ihm ein Neger einen Denkzettel. Nun hat er sich für einen Wochenlohn von 8 Dollars einen Stellvertreter gemiethet, weil es ihm selber an Hirn fehlte, sein elendes Handwerk weiter fortzusetzen ꝛc."

Der gegenwärtige Präsident der Republik Liberia, an der westafrikanischen Küste, Edward J. Boyce, war in früheren Zeiten Barbier im Staate Ohio.

Die Zigeuner haben ihr Königsgrab auf dem Woodlands-Friedhofe zu Dayton in Ohio. Als vor einigen Jahren ihr König Stanley mit Tod abging, bestatteten sie ihn dort unter großem Pomp und ließen ein prächtiges Grabgewölbe bauen. In denselben setzen sie nun alle Leichen bei, welche zum Stamme gehören, und manchmal kommen dieselben aus sehr weiter Entfernung; so z. B. auch aus Teras. Das Betragen der Zigeuner in Ohio wird gelobt.

Herausgegeben von Karl Andree in Braunschweig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

In Persien und Turkestan.

Teheran, die Hauptstadt der Kadscharendynastie und ihre Lage. — Die Ruinen von Rhey; Geschichte der Stadt. — Die Guebern in Persien; ihre Begräbnißstätten. — Eine Reise von Rhey nach der Provinz Chorassan. — Das Thurmdorf Laskerd. — Das bewaffnete Geleit einer Karawane. — Zustände an der turkomanischen Grenze. — Erpressungen der persischen Beamten. — Nischapur und die Türkisgruben. — Unter den Turkomanen. — Die Musik und der Barschi. — Schachspiel und Aerzte; Ringkämpfe. — Ackerbau und Handel. — Raubzüge. — Hinrichtung gefangener Turkomanen in Teheran.

Teheran wird als Hauptstadt Persiens betrachtet, weil die Schahs der gegenwärtig regierenden Kadscharendynastie diesen an sich unschönen Ort zur Residenz gemacht haben. Sie steht hinter Täbris und Ispahan weit zurück, die Bazare sind schmutzig und unschön und selbst die Moscheen ohne architektonische Bedeutung. Die Häuser sind niedrig, haben nur ausnahmsweise ein oberes Geschoß und das Baumaterial besteht fast durchgängig aus Luftziegeln. Es ist auffallend, daß die Perser, die doch ein kunstfertiges und intelligentes Volk sind, und Steine und Kalk in Menge zur Verfügung haben, beim Häuserbau solchen elenden Schlamm verwenden. Nach jedem Regenguſse stürzen Dächer und Wände ein.

Die Stadt liegt in einer Tiefebene, am Fuße des Schimran, durch welchen sie gegen die Nordwinde geschützt wird, hat aber nur Cisternenwasser. Sechs Monate im Jahre hat man eine unerträgliche Hitze; in Folge des Wassermangels herrscht eine große Unsauberkeit und Teheran gilt mit Recht für sehr ungesund. Aus dem Schlamme der Kloaken steigen böse Miasmen empor, und durch diese entstehen Fieber und andere gefährliche Krankheiten. Deswegen gehen schon im Mai alle wohlhabenden Leute fort in das nahe Gebirge, wo manche von ihnen während der heißen Monate in Zelten wohnen.

In der Umgegend von Teheran findet man mehrere Punkte, die ein wissenschaftliches Interesse in Anspruch nehmen können, z. B. die Ruinen von Rhey, dem Rhages der Bibel, wo Tobias längere Zeit verweilte. Dieses Rhagae der Alten liegt eine gute Wegstunde südöstlich, und Brugsch (Reise der preußischen Gesandtschaft nach Persien, Leipzig 1862, I, S. 231) erklärt die Trümmer, neben den Alterthümern von Persepolis und Pasargadä, für die sehenswerthesten und in geschichtlicher Beziehung denkwürdigsten Stätten Persiens. Der Eindruck, sagt er, welchen die weit ausgedehnten Trümmerhaufen hervorbringen, bestätigt, daß die ehemalige Hauptstadt des östlichen Mediens in der That zu den bedeutendsten und bevölkertsten Orten der alten Welt gehörte. Ob sie „in Pracht und Herrlichkeit mit Babylon, Ninive und Ecbatana, mit Ispahan und Bagdad ebenbürtig in die Schranken treten konnte," das lassen wir unsererseits dahingestellt sein. Auf jeden Fall war sie bedeutend. Ein orientalischer Schriftsteller nennt sie „die erste Stadt der Welt" und „den Markt des Universums"; aber diese Bezeichnungen werden durch die heutigen Ruinen keineswegs gerechtfertigt. Das ist die Ansicht Flandin's (Voyage en Perse. Paris 1851, I, S. 239), der als Maler und Archäolog spricht. Er fand Ueberreste von Wällen, Erdhügel von sehr verschiedener Gestalt, die einst Häuser und Festungswerke gewesen sind, und Spuren von Thürmen auf der öden Ebene. Brugsch war zunächst von dem Anblick eines starken, aus Erdziegeln errichteten Mauerwerks überrascht, das in einer Höhe von 60 bis 70 Fuß den Kamm eines schwer zugänglichen Felsens einnahm. Die Leute bezeichnen ihn noch heute als Kala i Reï, Feste, Burg von Reï, und er bildete wohl die Ark, die Akropolis der alten Stadt, deren Zugang vom Norden her sie beherrschte. Im Innern der Ruinen begegnete der Reisende bei jedem Schritte den Resten alter Mauern, Häuserwänden und Cisternen; die letzteren sind sehr tief, sie stehen durch gewölbte unterirdische Canäle mit einander in Verbindung, und das nahe gelegene Dorf des heiligen Abdulazim erhält seinen Vorrath an Wasser aus diesen alten Canalanlagen. Der ganze Boden war mit bunten verglasten oder rohgebrannten Scherbenstücken wie besäet.

Inmitten der Ruinen erheben sich mehrere Thürme. Einer derselben, der ziemlich im Verfall war, bestand aus gebrannten Ziegelsteinen, und seine Bauart war dadurch auffallend, daß von allen Seiten in der Runde stachelartig Ecken hervorspringen. Ein anderer Thurm enthält eine kufische Inschrift: „Im Namen des allmächtigen und barmherzigen Gottes hat befohlen diesen Kobet zu erbauen Safel Seid, Sohn des Fares. Gott sei ihm, seinem Vater und seiner Mutter gnädig" (Blocqueville in „Le Tour du Monde", Nr. 328, nach der Uebersetzung Reinaud's). Ein anderer Thurm, von welchem wir eine Abbildung mittheilen, enthält das Grab eines mongolischen Fürsten. Brugsch fand auf einer langen Felswand ein Basrelief ohne Inschriften, das einen Reiter darstellte; es stammt wohl aus dem Zeitalter der Sassaniden.

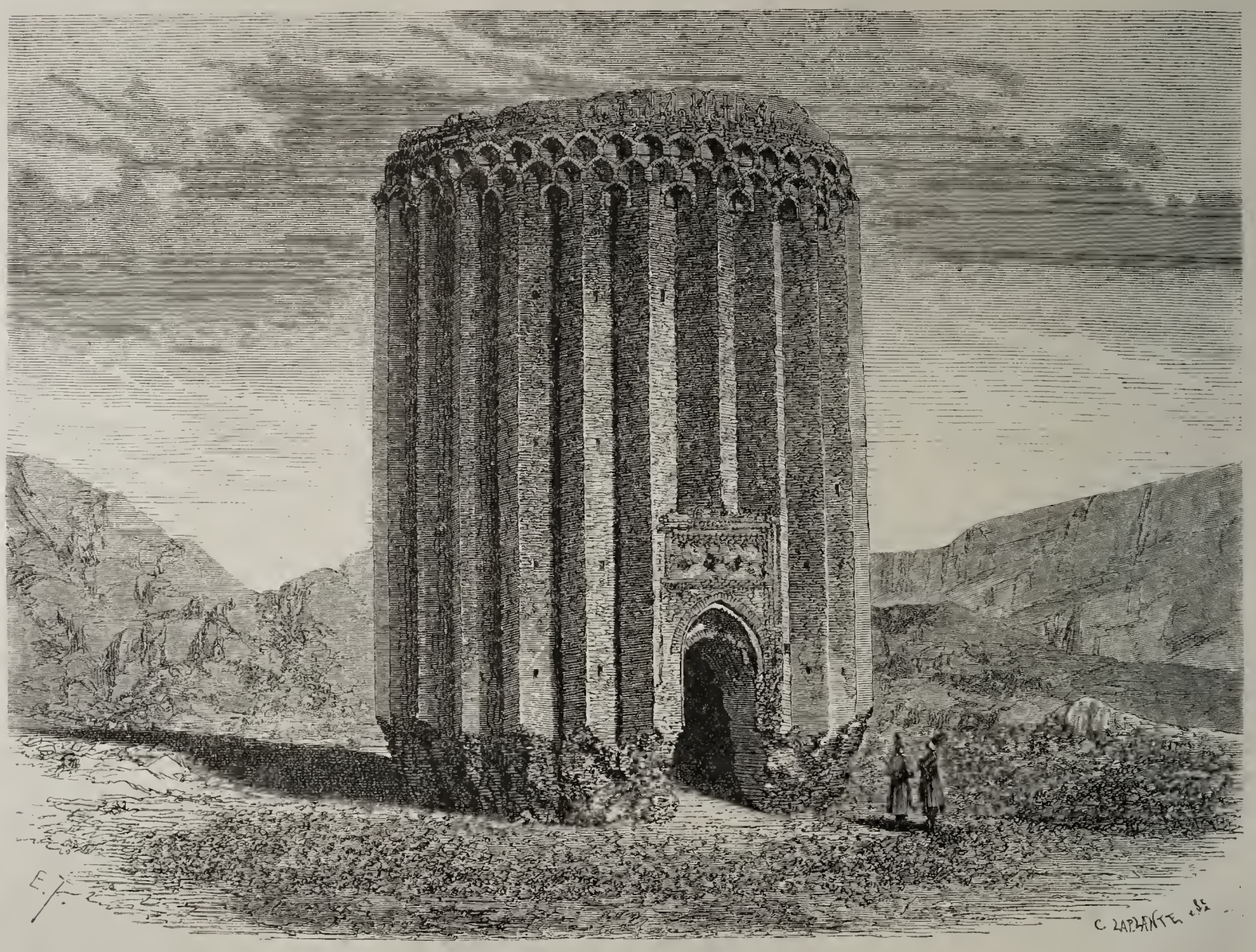
Wir haben schon gesagt, daß, der Bibel zufolge, der alte Tobias nach Rhages verschlagen worden sei. Alexander der Große verweilte fünf Tage in Rhagae, als er von Ecbatana aus auf der Straße, die noch gegenwärtig von Hamadan aus nach Teheran führt, den König Darius verfolgte. Die parthischen Könige aus der Dynastie der Arsaciden pflegten während der Frühlingsmonate in Reï zu residiren, das in ihrer Zeit Europos und nachher auch Arsacia genannt wurde. Im siebenten Jahrhundert, 642, litt die Stadt viel durch die Araber, welche als Eroberer ins Land kamen, doch unter den Chalifen hob sie sich wieder und die Schriftsteller können

ihres Lobes kein Ende finden. Sie war unter Al Mansur (754 bis 775) theilweise neu aufgebaut worden, und es erhöhete ihren Ruhm, daß der berühmte Harun al Raschid in ihr das Licht der Welt erblickt hatte. Aber bald brach das Unglück herein; im neunten Jahrhundert wurde Reï durch ein Erdbeben von Grund aus zerstört. Doch noch einmal wurde es aufgebaut und war wieder eine ganz ansehnliche Stadt geworden, als 1220 die Mongolen hereinstürmten und sie dem Boden gleich machten.

* * *

Herr H. von Blocqueville, dessen Erlebnisse unter den Turkomanen wir vor einiger Zeit geschildert haben („Globus“ XI, S. 352 ff.), kam auf seinem Zuge nach Chorassan an Rhages vorüber. Am Wege und am Abhange desselben Berges, an welchem das heutige Rhey liegt, sah er auch die Begräbnißstätte der Parsis oder sogenannten Guebern.

Diese sogenannten „Feueranbeter“, die „Anhänger des Lichtdienstes“, Bekenner der Lehre Zoroaster's, befinden sich in ihrem alten Heimathlande Persien nur noch in sehr geringer Anzahl. Die Mohammedaner verbreiteten ihre Lehre mit dem Schwerte, und verübten Greuel wie die christlichen Spanier in Amerika gegen die Indianer. Ein Theil der Parsis ging nach Indien und fand dort eine sichere Zufluchtsstätte; in Bombay, Surat und in mehreren anderen Städten des nordwestlichen Indiens haben sie sich beträchtlich vermehrt und bilden dort einen auch von den Engländern sehr geachteten Theil der Bevölkerung.



Thurm auf den Ruinen des alten Rhages.

In Persien findet man diese Zerduschti, wie die Parsis sich selber nennen, fast nur noch in den Städten Yesd und Kirman. Eduard Polak (in seinem ganz vortrefflichen Werk über: Persien, das Land und seine Bewohner, Leipzig, Brockhaus 1865, I, S. 28) äußert die Ansicht, daß sie schon längst ausgerottet worden wären, wenn sie nicht einen Freibrief vom Chalifen Ali besäßen und von ihren indischen, sehr einflußreichen Glaubensgenossen unterstützt würden. Diese schicken ihnen alljährlich erhebliche Summen, damit sie den Erpressungen der Gouverneure genügen können; denn es liegt jenen sehr daran, daß wenigstens ein kleiner Rest ihrer Glaubensgenossen im Mutterlande vorhanden sei und dort das heilige Feuer wahre. — Wir wollen hinzufügen, daß in den letztverflossenen Jahren die europäischen Gesandtschaften in Persien sich der „Zerduschti“ mit Wärme annehmen und von der persischen Regierung die Zusicherung ausgewirkt haben, daß keine Verfolgungen stattfinden und daß alle Erpressungen aufhören sollen. Aber es fehlt doch viel, daß die Parsis sich frei bewegen könnten. Polak erzählt, daß die von Bombay einen Bevollmächtigten nach Teheran schickten; er sollte für ihre Religionsgenossen die Erlaubniß auswirken, daß die ihnen auferlegten Steuern von Indien aus bezahlt würden und daß man ihnen gestatte, eine Erziehungsanstalt zu gründen. Die einfältige und stupide Regierung des Schahs lehnte das erstere ab, weil darin ein Eingriff in ihre Machtvollkommenheit liege, und das zweite, weil man für den „Götzendienst“ keine Unterrichtsanstalt erlauben dürfe!

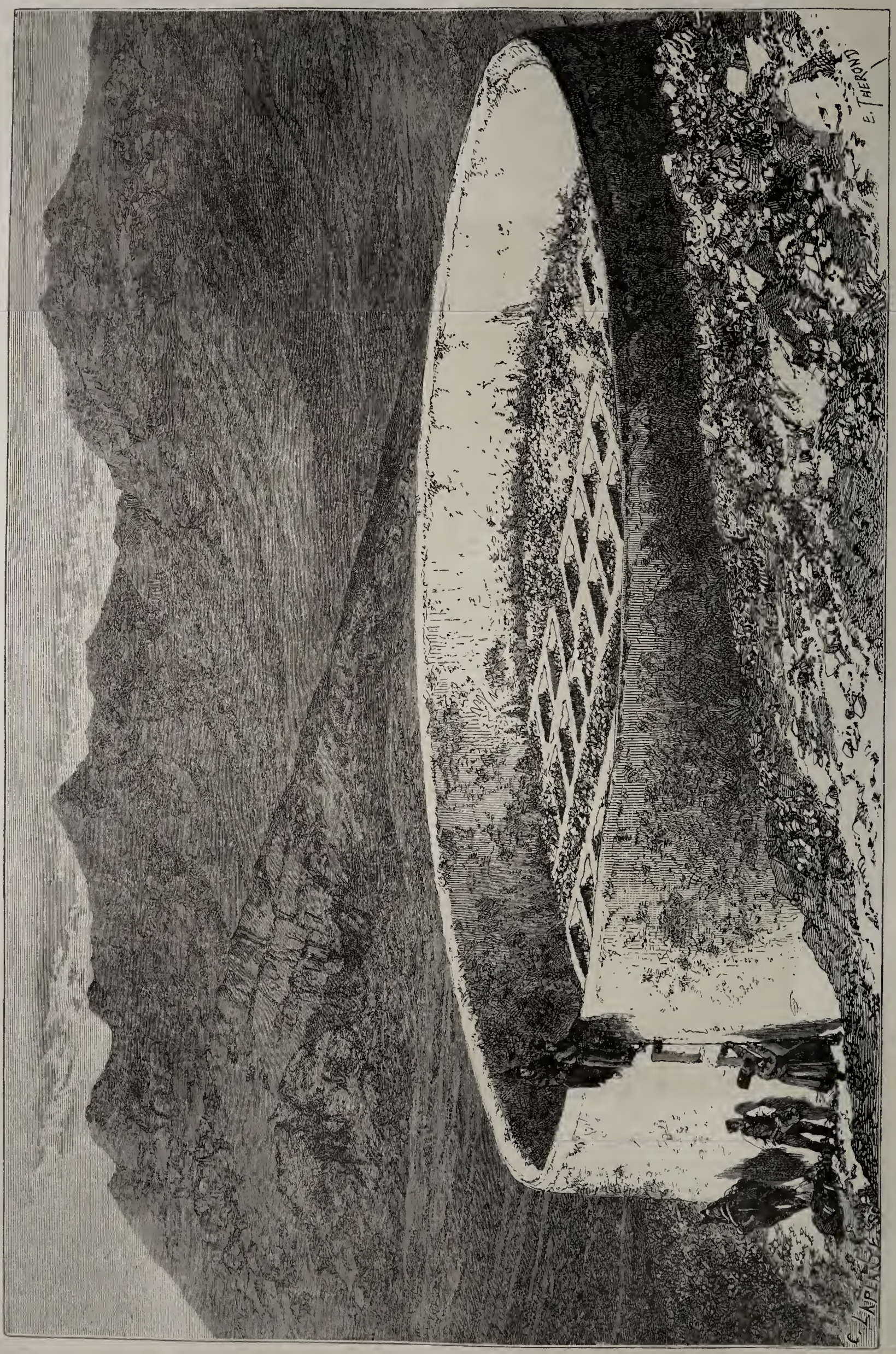
Die Parsis leiden vorzüglich dadurch, daß man ihnen ihre schönen Töchter entlockt oder mit Gewalt entführt und deren Zurückgabe unter dem Vorwande verweigert, sie seien

bereits mohammedanisch geworden. „Unter diesen Verhältnissen," sagt Polak, „und wenn die Bedrückung in derselben Weise fortdauert, ist vorauszusehen, daß binnen nicht ferner Zeit das Land von Juden, Christen und Guebern gesäubert sein werde." Auch in Persien stehen die letzteren in gutem Rufe; sie sind fleißig als Kaufleute wie als Landwirthe, sind ausdauernd und redlich, vermitteln den Handel mit Indien und haben ihre besonderen Karawanserais in Teheran, Ispahan und Schiras. Unter einander sprechen sie altpersisch. (?) Als Begräbnißstätten, dergleichen sie eine auch bei Teheran haben, dienen ihnen abgelegene Plätze, an denen ihre Todten den Vögeln zum Fraß ausgesetzt werden. Nach persischem Gesetz und Vorurtheil werden sie für unrein erachtet und dürfen nicht die öffentlichen Bäder besuchen, ausgenommen jene der Juden und Armenier. In Persien selbst zählen diese Anhänger der Lehre Zoroaster's höchstens 9000 Köpfe.

Herr von Blocqueville schildert die eben erwähnte Begräbnißstätte bei Teheran. Dieselbe sieht aus wie ein großer

Begräbniß eines Parsi.

Thurm von etwa 150 Fuß Umfang, aber von nur ungefähr 16 Fuß Höhe. Das Innere besteht aus Abtheilungen, die durch niedrige Mauern von einander getrennt sind; in jede paßt eine Leiche hinein und die Unterlage besteht aus rohen Steinen. In einem Kellergewölbe werden die Gebeine niedergelegt, sobald an denselben kein Fleisch mehr befindlich ist. Man bekleidet den Leichnam mit Beinkleidern, einem Hemd und einem großen Laken, womit man ihm Kopf und Schultern umwickelt. So wird er an einem Seile hinaufgezogen und dann in eine der erwähnten Abtheilungen gelegt. Das Gesicht hat er gen Süden, die Beine werden gekreuzt, den Kopf legt man auf den Rand der Grabstätte und vom Gesicht bleibt so viel entblößt, daß die Raubvögel die Augen ausreißen können. Nach der Begräbnißfeierlichkeit wird das Loch, durch welches man die Leiche in das Innere der Ummauerung befördert hat, von innen mit einem in die Oeffnung passenden Quader geschlossen und die Leichenbestatter klimmen an Strickleitern empor. Sie bleiben übrigens einige Tage lang auf einer



Die Begräbnisſtätte der Parſis bei Teheran.

Anhöhe in der Nähe, um zu beobachten, welches Auge zuerst von einem Raubvogel ausgehackt wird. Denn einem Aberglauben zufolge, welcher der Schüler Zoroaster's durchaus unwürdig ist, beantworten sie sich danach die Frage, ob die Seele in den Aufenthalt der Seligen eingegangen sei oder nicht.

Diese Begräbnißstätte ist manchmal entweiht worden; Hirten oder auch sonst fanatische Muselmänner werfen Steine und Schmutz in den Thurm. Auch den Friedhöfen der Christen ergeht es nicht besser. Diese letzteren, welche sich im Verlaufe vieler Jahrhunderte mit wahnwitzigem Fanatismus unter einander abgeschlachtet und verfolgt und gegen Bekenner anderer Religionen so viele Grausamkeit und Unduldsamkeit verübt haben, erleiden von den Mohammedanern Aehnliches. Diese schießen aus ihren Flinten nach den Kreuzen, welche ihnen als Ziel dienen, zerbrechen die Grabsteine und entweihen die Ruhestätten auch sonst in einer Weise, die wir nicht näher beschreiben wollen. Der preußische Gesandte, Herr von Minutoli, in dessen Begleitung Heinrich Brugsch Persien besuchte, starb zu Schiras und wurde dort begraben. Nun erzählt Herr von Blocqueville nach den Mittheilungen zweier europäischer Augenzeugen, daß seine Leiche ausgescharrt und auf die Straße geworfen wurde, nachdem man ihr das Todtenlaken abgenommen hatte. Die Muselmänner haben großen Respect vor den Todten, aber nur wenn sie Mohammedaner waren!

* * *

Von Straßen und von gebahnten Wegen ist bekanntlich in

Laskerd, das Thurmdorf.

Persien keine Rede, und der Sicherheit wegen bilden die Reisenden Karawanen. Herr von Blocqueville begab sich nach der Provinz Chorassan; Rhages hatte er am 4. April 1860 verlassen und doch war die Hitze schon ungemein drückend. Der Zug ging durch eine dürre Landschaft, aber die zur Linken emporsteigende Kette des Elbursgebirges bot einen majestätischen Anblick dar. In der Ebene, deren Boden mit Salz geschwängert ist, liegen einzelne Dörfer weit von einander zerstreut. Unter diesen ist eines, das seiner seltsamen Beschaffenheit halber eine Beschreibung verdient.

Man kann dasselbe als ein Thurmdorf bezeichnen; sein Name ist Laskerd. Man denke sich ein Thurmgebäude von mehr als 600 Fuß im Umfange und von 60 bis 70 Fuß Höhe, mit einer Eingangspforte von Mannshöhe. Diese führt zu einem sehr engen gewölbten Gange, durch welchen man ins Innere gelangt; hier sind allerlei Arten von Gerüsten und Gestellen so ordnungslos durch- und übereinander gelegt, daß man gar nicht begreift, wie dieselben überhaupt das Gleichgewicht behalten. Wenn man daran rüttelt, zittert das gesammte Holz- und Mauerwerk und aus dem letztern quillt dann ein ekelerregender Geruch hervor. Man hat in das Mauerwerk Balken eingelassen, um nach außen hin Balcons und Galerien zu haben.

In diesem Thurmdorfe Laskerd, das eine Quelle süßen Wassers hat, hausten etwa 120 Familien; einige andere, für die kein Platz zum Aufschlagen des Gerüstes mehr vorhanden war, mußten sich mit Erdhütten in der Nähe behelfen. Treppenabsätze oder Geländer sind auch auf der Innenseite nicht vorhanden. Nach Sonnenuntergang bindet man den kleinen Kindern einen Strick ans Bein und läßt sie auf den Galerie-

gerüsten umherlaufen. Fällt eins hinab, dann schreit es und wird am Stricke wieder heraufgezogen.

Ueber den Ursprung von Laskerd weiß man nichts. Die Insassen führen denselben, wie sich in Persien von selber versteht, auf die Diws (Genien) zurück, welche in unvordenklichen Zeiten diese Gegend bewohnten. So viel ist klar, daß die Leute, welche das Thurmdorf errichteten, sich gegen räuberische Ueberfälle schützen wollten. Die weiße Masse desselben hebt sich von dem bläulichen Hintergrunde der Berge und dem Grün der sie umgebenden Gärten sehr anmuthig ab und macht eine malerische Wirkung. Die Granatäpfel, welche hier wachsen, sind vortrefflich und haben keine Kerne.

Der Weg, welchen Herr von Blocqueville eingeschlagen, führte über Schahrut, eine Stadt von etwa zweitausend Häusern; sie treibt vermittelst des in der Nähe am Kaspischen Meere liegenden Astrabad Handelsverkehr mit Rußland. Das letztere schickt Eisen, Eisenwaaren, Stahl, wollene und baumwollene Zeuge, Porzellan- und Glaswaaren ꝛc. und bezieht dagegen Baumwolle aus Chorassan, Wolle, Häute und dergleichen mehr.

Weiterhin war die Gegend so unsicher, daß einzelne Reisende oder kleinere Partien sich nicht vorwärts wagen durften. Deshalb sammelten sie sich in dem Orte Sebseward, von wo allmonatlich zwei Mal eine größere Karawane abging, aber allemal nur unter Geleit einer Truppenabtheilung, welche als Schutz gegen die Turkomanen dienen sollte. Diese legen sich in den vielen Schluchten des Elburs in Hinterhalte und fallen über jede nicht hinlänglich gedeckte Karawane her. Wer Widerstand leistet, wird niedergehauen. Der Reisende schildert die persischen Truppen, welche mit ihm zogen. Da war zunächst eine Abtheilung von Schahsewends, Leuten aus der Gegend zwischen Kaswin und Ghilan; sie sind als Nomaden daran gewöhnt, unter Zelten zu wohnen und sind auf Rauben und Plündern äußerst erpicht. Sie führen Säbel, Flinten und Pistolen. Die Reiter aus dem persischen Kurdistan, Männer von mittelhohem, gedrungenem Wuchse, waren leicht an ihrem eigenthümlichen Typus zu erkennen. Diese Kurden lieben bunte, prächtige Kleider und ritten Pferde, welche angeblich von rein arabischem Blute sein sollten; mit Säbel, Pistole, Lanze und Schild wissen sie sehr gut umzugehen. Auch sie verschmähen es dann und wann keineswegs, zu rauben und zu plündern, sind aber im Allgemeinen doch etwas mehr werth, als die anderen persischen Soldaten. Die Bakhtiaris, aus der Provinz Schiras, sind Halbnomaden, sehr tüchtige Reiter und dem Perserschah eigentlich nur dem Namen nach unterthan.

Die befestigten Ortschaften in der Nähe des Turkomanengebietes zahlen keine Abgaben. Die Bewohner können keinen Ackerbau treiben, theils weil der Boden unfruchtbar ist, theils weil die Turkomanen sich die Ernte aneignen würden. Deshalb erhält jede Familie von der persischen Regierung eine Quantität Getreide. Diese Leute sehen, nicht mit Unrecht, in jedem Reisenden einen Feind, denn wer mit einem Gefolge in ein Dorf kommt, läßt den Vorsteher holen und verlangt von ihm in ganz ungebührlicher Weise alle möglichen und unmöglichen Leistungen. Wer sich weigert, wird mißhandelt und geprügelt. „Wenn die Bewohner der Dörfer oder Forts sehen, daß Truppen oder Karawanen heranziehen, schließen sie sofort das Thor und setzen sich oben auf die Mauer. Von dort lassen sie ein Seil hinunter und dann beginnen die Verhandlungen über den Preis für Lebensmittel. Sobald man handelseins ist, legt der Reisende den Betrag in einen Korb und dann läßt man von der Mauer Holz, Stroh, Gerste, Lebensmittel, saure Milch und andere dergleichen Gegenstände hinunter.“

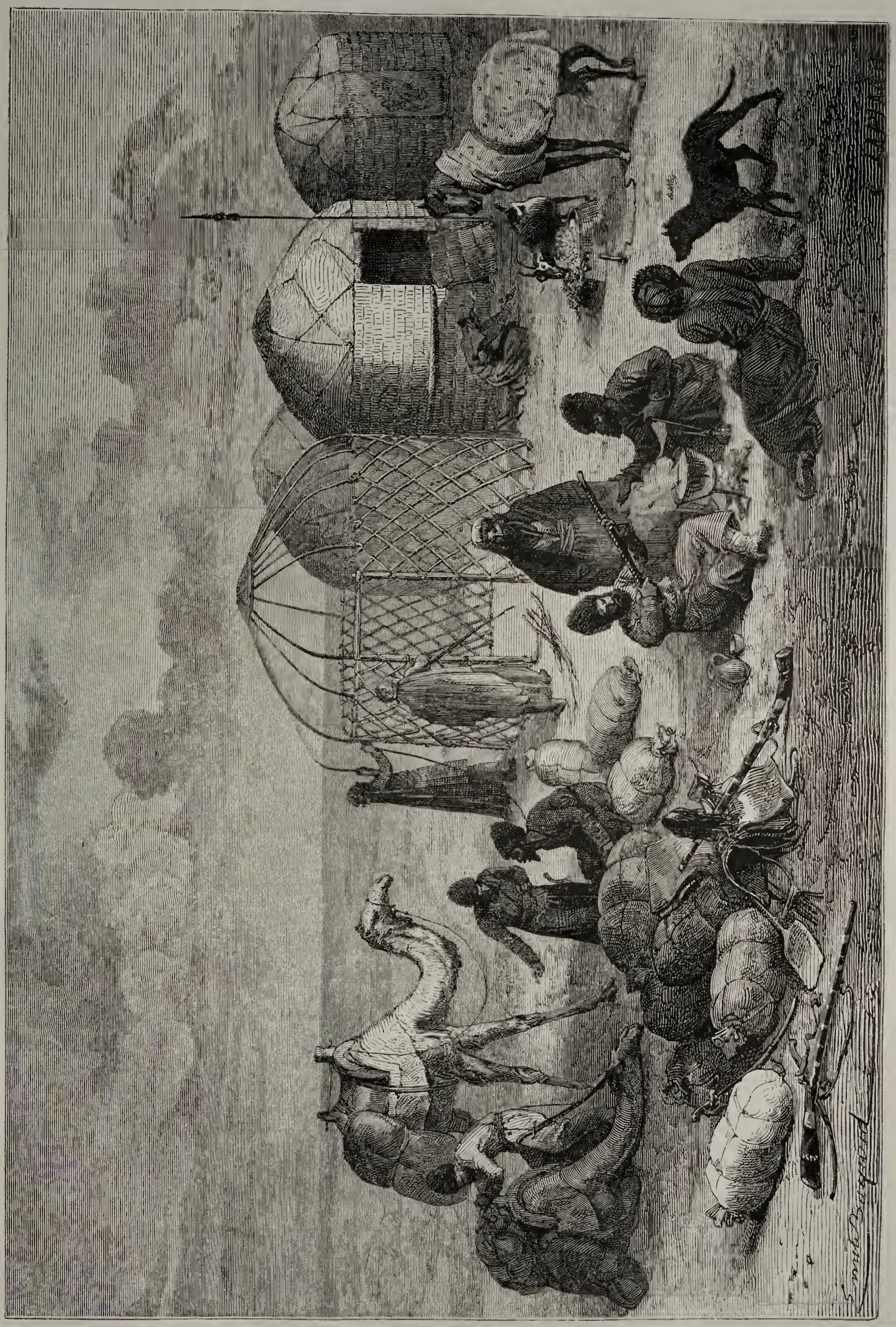
In der Provinz Chorassan liegen selbst in fruchtbaren Gegenden viele Dörfer in Trümmer und die Felder unbebauet, weil es an Schutz gegen die Turkomanen fehlt und obendrein die persischen Statthalter wahre Blutsauger sind. Herkömmlich und landesüblich ist folgendes Verfahren. Ein Mann, z. B. aus der Familie des Schahs, die sehr zahlreich ist, denn Feth Ali Schah hatte mehrere hundert Söhne, will gern Statthalter werden. Er wendet sich nun an Alle, welche auf die Besetzung der Stelle von Einfluß sein können, und giebt ihnen Geld, je nach der größern oder geringern Einträglichkeit der Stelle mehr oder weniger.

Auf solche Weise erreicht er seinen Zweck und wird Gouverneur, aber zumeist nur auf drei Jahre, und diese sucht er nach besten Kräften für seinen Privatvortheil auszunutzen, ähnlich wie die Beamten in der nordamerikanischen Republik, welche auch nur auf kurze Zeit „an der Krippe“ bleiben und deshalb so viel von derselben herab „raufen“, wie nur irgend angeht. Der persische Statthalter muß nun alljährlich die Steuern der Provinz an die Krone abliefern; daneben will er aber auch die Summen wieder einbringen, welche er zur Bestechung verwandt hat, will seinem Range gemäß leben und noch für den standesgemäßen Unterhalt auf ein halbes Dutzend Jahre den erforderlichen Geldvorrath beschaffen. Seine Untergebenen, namentlich die Einsammler der Steuern, vergessen sich ihrerseits eben so wenig. Unter solchen Umständen und bei einer solchen Wirthschaft darf uns der Verfall Persiens gar nicht Wunder nehmen; allerwärts ist dieser Verfall sichtbar, auch in der berühmten Stadt Nischapur, welche in einer fruchtbaren, von Bergen umzogenen Ebene liegt. Sie ist mit einer starken Mauer umgeben, zählt aber nur etwa 3000 Häuser. Das Gebirge ist reich an Eisen, Kupfer, Zinn, man findet dort auch Rubine, und die Firuseh, d. h. die Grube des Türkis, hat eine große Menge von diesem Edelstein in den Handel geliefert. Vom Grubenbau kann aber bei der allgemeinen Unsicherheit und der Erpressung keine Rede mehr sein. Die Zeiten sind anders als in jenen Tagen, da ein König in der Umgegend einen so herrlichen Lustgarten besaß, daß selbst der liebe Gott auf dieses Paradies eifersüchtig wurde. Er beauftragte deshalb seinen Engel Gabriel, dem Ding ein Ende zu machen und dafür zu sorgen, daß Niemand mehr hineingehen könne. Herr Gabriel schwebte dann eines schönen Tages zum Könige Kaï Kaus hinab und brachte aus der Luft eine massiv goldene Thür mit, die über und über von Edelsteinen und Perlen erglänzte. Natürlich wollte der Herrscher diese Thür um jeden Preis besitzen und der Engel erbot sich unter der Bedingung, daß er das herrliche Paradies betreten dürfe, sie ihm zu schenken. Kaï Kaus erlaubte, daß die goldene Pforte als Eingangsthür zum Paradies aufgestellt werden dürfe, und siehe da, von jener Stunde an konnte Niemand mehr in den Lustgarten gelangen. Der König hatte die Thür, aber Gott hatte seinen Willen, das irdische Paradies war verloren. Die lieben Engelein können auch schlau und verschmitzt sein!

* * *

Wir haben früher ausführlich erzählt, wie Herr von Blocqueville in die Gefangenschaft der Turkomanen gerieth, von ihnen im Lande umhergeschleppt und nach einer Gefangenschaft von vierzehn Monaten freigelassen wurde; seine Lösungssumme betrug mehr als 87,000 Francs; die Turkomanen hatten mit ihm ein gutes Geschäft gemacht.

Während seines langen Aufenthaltes fand er Gelegenheit vollauf, die Sitten und Gebräuche dieser Nomaden zu beobachten. Unsere Leser wissen, was er über ihre Trachten und Zierrathen, über ihr Leben im Zelt, ihre Speisen, ihre religiösen Festlichkeiten, Hochzeiten und Begräbnisse erzählt hat („Globus“ Bd. XI, Nr. 12). Heute wollen wir das Bild vervollständigen.



Zeltlager der Turkomanen.

Von einer eigentlichen Gewerbsamkeit kann bei den Turkomanen keine Rede sein, doch fehlen ihnen Handwerker nicht. Man findet einige Juweliere und Goldarbeiter, denn auf Schmuck aus edlen Metallen wird, wie wir schon früher gesagt, großer Werth gelegt. Die Schmiede verfertigen Hacken und eine Art von Pflugschar, auch verstehen sie sich auf Ausbesserung der Waffen. Die Schuhmacher liefern sehr gute Arbeit, namentlich wasserdichte Stiefel; die Gerber sind zugleich Kürschner.

Die Musik wird hoch gehalten; fast jeder Turkomane kann singen und auf der Dutor, einem zweisaitigen Werkzeuge, spielen. Auch im Winter, wenn im Zelt und nicht im Freien Musik gemacht wird, drängen sich Leute herbei, die sich dicht in ihre Schafpelze gehüllt haben und hören draußen zu. Die Dutor ist eine Art von Mandoline aus dem Holze des Maulbeerbaumes, aber der Griff ist viel länger als bei dieser. Der Spieler verfertigt sich die Saiten selbst; die Töne sind auf dem Griffbrette durch seidene Fäden bezeichnet; der Ton ist nicht stark, die Saiten werden nur mit den Nägeln berührt. Im Gegensatze zu den Persern singen die Turkomanen mit Bruststimme, quetschen aber die Kehle derart, daß immer ein Gutturalton zur Verfügung bleibt. Beim Finale ziehen sie die Stimme im Decrescendo lang hinaus, gewöhnlich mit Staccato. Gesang und Saitenspiel begleitet der Musiker mit allerlei Mimik und obendrein mit Körperdrehungen, und von der Lieblichkeit ihrer Gesangsweise sind sie fest überzeugt, während sie jene der Perser, „welche mit dem Kopfe schreien“, durchaus verachten.

Turkomanische Musikanten.

Der Barschi, d. h. der Musikant von Profession, hat ein besonderes Gepräge. Er kann sich mehr gehen lassen und tritt zwangloser auf als andere Leute; er darf seinen Bart nach Belieben zustutzen, trägt sich sauber, namentlich sein Kalpack (die Kopfbedeckung) und die Stiefel sind fein. Er hat vor Jedermann den Vortritt, wird mit Auszeichnung behandelt; ihm zuerst reicht man den Thee und die Pfeife, mit einem Wort: er spielt die erste Rolle, wird sehr gut bezahlt, läßt sich aber nicht beliebig zum Singen und Spielen herbei und auch nicht ohne Weiteres bestellen. Man wünscht daß er sich einfinde. Dann steigen einige Männer zu Pferde, machen ihm die Aufwartung und bitten ihn, ihre Gesellschaft Abends mit seiner Anwesenheit zu beehren. Man stellt ihm ein Pferd zur Verfügung und deutet an, daß ein angemessenes Honorar erfolgen werde. Er findet sich auch ein, macht aber allerlei Umstände, thut als ob er sich unwohl fühle. Dann spendet man ihm doppelte Aufmerksamkeit, wirft ihm noch mehr Zucker in den Thee und endlich läßt er sich erweichen. Wenn er aber einmal losgelegt hat, dann findet er kein Ende und singt und spielt, bis der Morgen graut *).

*) Bei dieser Schilderung der turkomanischen Sänger, die eben so verfahren wie manche Handwerkssänger und Dilettanten in unseren europäischen Gesellschaften, fällt uns unwillkürlich ein, was der alte Horaz in einer seiner Satiren sagt:

Omnibus hoc vitium est cantoribus, inter amicos
Ut nunquam inducant animum cantare rogati
Injussi nunquam desistant.

Also zu deutsch:

Sämmtliche Sänger besitzen die Unart: unter den Freunden
Lassen sie nie zum Gesang sich herbei, sobald man sie bittet;
Thut man's nicht, nie hören sie auf.

Er nimmt dann das Geld, bedankt sich kühl, legt sich in einem Winkel zum Schlafe nieder oder reitet heim. Die Sänger sind durchgängig wohlhabende Leute, das Handwerk nährt seinen Mann; auch die „Erzähler“ stehen in gutem Ansehen, besonders jene, welche die Niederlagen der Perser und die Siege der Turkomanen eindringlich zum Besten geben. Auf den Tanz legt man gar keinen Werth, aber das Schachspiel ist sehr beliebt. Als Brett wird gewöhnlich ein Stück Zeug benutzt, auf welchem die Vierecke markirt sind. Die roh geschnitzten Figuren stellt man auf, sobald dieses wunderliche Schachbrett angefeuchtet worden ist. Man nimmt es sogar mit, wenn Raubzüge unternommen werden.

Dscherresch, d. h. Aerzte, sind selten; der Turkomane setzt mehr Vertrauen in seine Tebibs oder Mollahs, welche ihm seine Krankheiten mit Amuleten oder durch das Hersagen von Koranversen heilen. Jene Aerzte sind übrigens sehr unwissend und wenden nur einige Mittel an, welche sie von den Juden kaufen. Manchmal schröpfen sie auch, den Aderlaß verstehen sie indeß nicht. Scropheln und Aussatz sind nicht selten. Die Leute schlafen auf der platten Erde, selbst wenn sie feucht ist; es kann deshalb nicht Wunder nehmen, daß sie alle mehr oder weniger an Rheumatismen leiden. Wenn sie Schmerzen fühlen, lassen sie sich von Frau und Kindern förmlich kneten, und manchmal tritt die ganze Familie eine ganze Stunde lang auf dem Körper des Vaters herum.

Ringkämpfe werden häufig veranstaltet und auf das Roß legt begreiflicherweise der Turkomane großen Werth. Uebrigens fand Herr von Blocqueville unter den Tekketurkomanen sehr wenige hübsche Pferde. Sie werden nur beschlagen, wenn sie zu Raubzügen nach Persien oder ins Gebiet von Herat bestimmt sind; im Uebrigen beschneidet man ihnen dann und wann den Huf, und das ist auch für den Kiesboden genügend. Das Füllen wächst in voller Freiheit auf, wird aber früh zum Reiten gewöhnt; die Kinder besteigen es und das thut ihm keinen Schaden. Späterhin wird es derart abgerichtet und gefüttert, daß es die Anstrengungen auf den weiten Raubzügen ertragen kann. Der Turkomane liebt sein Roß leidenschaftlich.

Was vom Ackerbau vorhanden ist, bedarf der Bewässerung; der Pflug wird von zwei Pferden gezogen. Man bestellt den Boden mit Weizen, Gerste, weißem oder rothem Sorgo, da und dort auch mit Mais; dazu kommen Melonen, Möhren und Sesam, Alles nur zum eigenen Gebrauch. Die Schaf- und Ziegenherden sind nicht zahlreich, eben so Kühe und Kameele. Die Wolle benutzt man zur Verfertigung von Filz oder von Stricken; aus dem Kameelhaare wird ein sehr dichtes Gewebe bereitet, welches in Persien willige Käufer findet; die Färbestoffe, namentlich Krapp, kommen aus Buchara. Den wichtigsten Handelsartikel bilden die Gefangenen, welche nach Chiwa oder Buchara gebracht werden. Für den Erlös kaufen die Turkomanen dort auf den Bazaren Baumwollen- und Seidenzeuge, grünen Thee, Ziegelthee, Reis, Färbestoffe, trockene Früchte, gegerbtes Leder, Kochtöpfe, Zucker, Theekannen, schwarze Lammfelle, Pulver, Näpfe und Porzellan. Kupfergeld cursirt bei den Tekkes nicht. Der Toman-Tekke gilt 4 persische Tomans; der persische Goldtoman ist gleich 10 Crans Silber und macht etwa 11 Francs 60 Centimes.

* * *

Als der Gefangene die eintönige Ebene am Murgabfluffe und Merw verließ, verweilte er einige Tage unter dem Stamme der Topos, welche zum Tekkevolke gehören. Von dort zog er in südlicher Richtung nach Saraks, wo die eigentliche Auswechselung stattfinden sollte; seine Bedeckung bestand aus fünfundvierzig Reitern, und der Weg führte über Karaiack und Kutschakum. Dort traf eine Streifpartie von etwa sechszig Turkomanen ein; sie waren weit ins Gebiet von Herat hineingeschweift und brachten einige Gefangene mit, die mit Händen und Füßen auf Rosse gebunden waren. Weiterhin kamen etwa hundert Tekkereiter in Sicht; sie hatten auf ihrem Raubzuge funfzehn Leute verloren, dagegen elf Gefangene gemacht; der Anführer war am Arme verwundet worden.

Herr von Blocqueville kam am 5. December 1861 in Saraks an. Er hatte in 38 Stunden, wovon nur 25 auf die eigentliche Reisezeit zu Pferde kommen, eine Strecke zurückgelegt, zu welcher die persische Armee im Jahre vorher 20 Tage gebrauchte.

Zwei Reiter wurden vorausgeschickt, um dem persischen Gouverneur die erforderlichen Mittheilungen zu machen; ohne diese Vorkehrung wäre man vor Kanonenschüssen nicht sicher gewesen, denn auch dort feuert man auf Alles, was sich am Horizonte blicken läßt und einem Menschen ähnlich sieht. Als die Boten zurückkamen, fand unter den Turkomanen ein heimliches Gespräch statt; sie machten bedenkliche Gesichter und das Ganze schien dem Gefangenen nichts Gutes zu verkünden. Es war ausgemacht worden, daß bei Auslieferung Blocqueville's fünf turkomanische Gefangene von Seiten der Perser freigegeben werden sollten, und nun berichtete jener Bote, Abdal, daß sie in Saraks nicht zu finden seien. Auf das Wort der Perser könne er nichts geben; er sei der verantwortliche Unterhändler und müsse die fünf Turkomanen ausgeliefert bekommen oder den Europäer wieder zurück nach Merw bringen und dort bis auf Weiteres überwachen.

„Ich stellte mich ganz gleichgültig und äußerte, Abdal möge verfahren, wie es ihm gutdünke. Der Tag verlief mit Unterhandlungen zwischen dem Gouverneur von Saraks und den Turkomanen. Die Nacht über lagerten wir im Freien. Ich entnahm aus den Gesprächen so viel, daß es meinen Begleitern nicht gerathen schien, wieder nach Merw zurückzugehen; man könne nicht wissen, was geschehe, ob nicht vielleicht eine feindliche Streifpartie uns überfalle? Was solle aus den fünf Geißeln werden, wenn ich ums Leben käme? Das beruhigte mich und ich schlief ein.

Am andern Morgen äußerte Abdal, er habe sich die Sache überlegt; wenn ich ihm einen Eid darauf leisten wolle, daß die fünf Gefangenen ausgeliefert würden, dann wolle er gestatten, daß ich nach Saraks hineinginge. In der Stadt werde er dann mein Gast sein, bis die Karawane aus Mesched dort einträfe. Ich leistete ihm den Eid und wir stiegen zu Pferde; vier Reiter folgten uns.

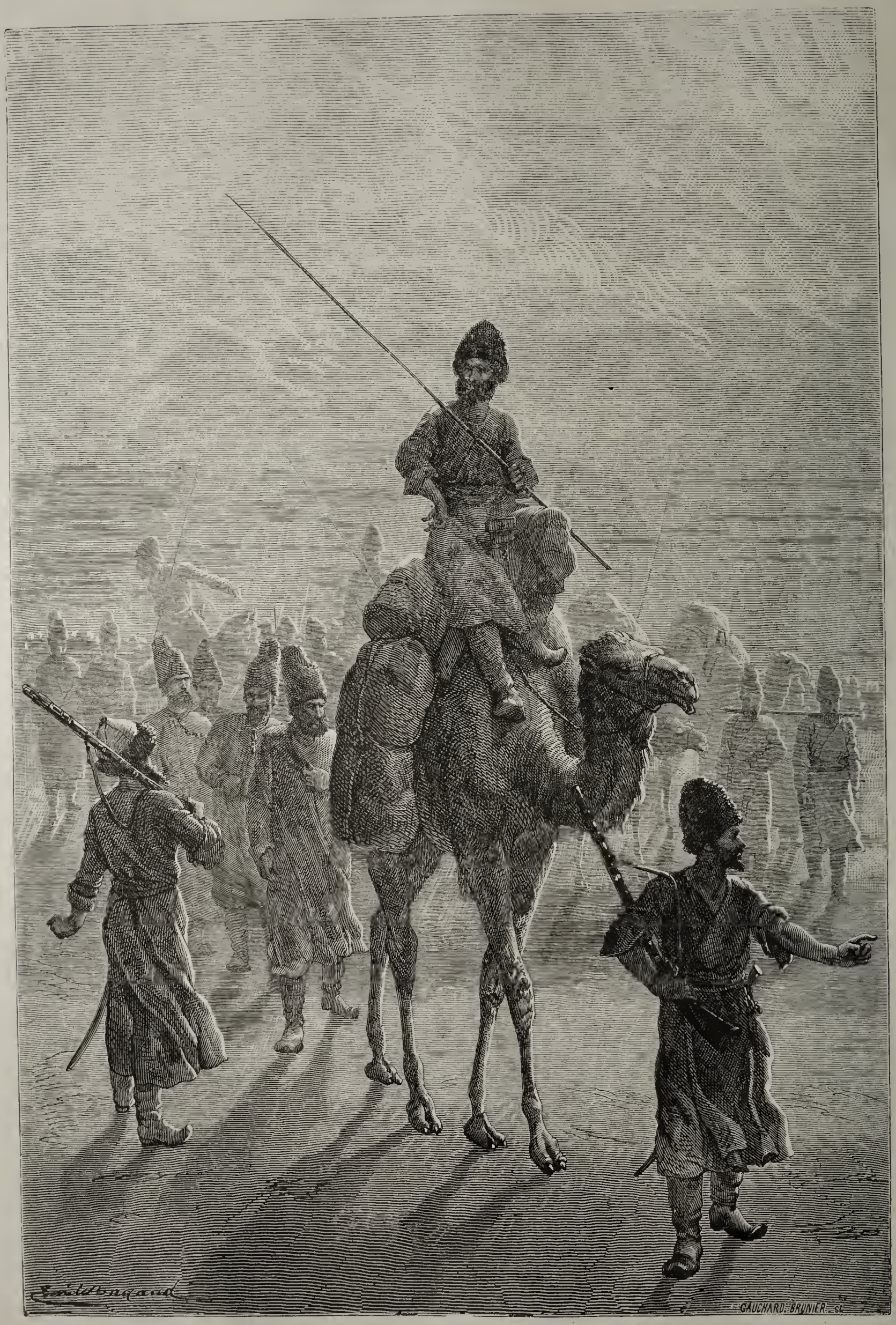
Eine halbe Stunde später, am 6. December 1861, war ich innerhalb der Mauern von Saraks, nach einer Gefangenschaft von vierzehn Monaten wieder ein freier Mann! Ich ließ mir nicht merken, wie tief ich in meinem Innern bewegt war, sagte aber Allen, die mehr oder weniger bei meiner Befreiung betheiligt waren, meinen Dank.

Die Karawane von Mesched ließ nicht lange auf sich warten; sie führte die fünf Gefangenen mit sich und diese wurden sofort an Abdal ausgeliefert. Sie brachte aber auch die Nachricht, daß der gefürchtete Turkomanenhäuptling Mehemed Scheich nicht mehr am Leben sei. Die Perser feuerten aus Freude darüber Kanonenschüsse ab, die Turkomanen dagegen waren tief betrübt und baten den Gouverneur, daß er sie so bald als möglich abreisen lassen möge.

Jener Mehemed Ali war ein hoher Sechsziger; vierzig Jahre lang hatte er dem Raubhandwerk mit großem Erfolg

---

Das „sich nöthigen lassen“ war also bei den alten Römern auch schon an der Tagesordnung wie heute bei uns Europäern und bei den Turkomanen.



Turkomaniſche Gefangene auf dem Wege nach Teheran.

und Glück obgelegen. So konnte es nicht fehlen, daß er unter den Turkomanen allgemein geachtet wurde und sich großer Verehrung erfreute. War er doch ein ganzer Mann und völlig nach ihrem Herzen, ein Held und allen Anderen vorragend. Nun aber hatte ihn sein Geschick ereilt. Einige Meilen von Mesched war er auf einige Abtheilungen persischer Reiterei gestoßen; während die eine ihn angriff, schnitt die zweite ihm den Rückzug ab. Dreißig und etliche Turkomanen blieben auf dem Platze; Mehemed Scheich bekam einen Schuß in den Arm, kämpfte aber muthig fort, bis eine Kugel ihm den Kopf zerschmetterte. Der Rest seiner Leute, etwa dreißig Reiter, wehrte sich verzweifelt gegen mehrere hundert Perser, aber sie unterlagen und wurden nach Mesched geführt. Die Köpfe der Gefallenen und Mehemed Scheichs Arm wurden auch mitgenommen; es ist bei den Persern Brauch, daß sie den Schädeln ihrer Feinde die Haut abziehen und sie dann mit Stroh ausstopfen.

Am 18. December brach die Karawane von Saraks nach Mesched auf; sie hatte etwa hundert Reiter und zwei Karren zur Bedeckung. Im Thale von Arderbend, das durch eine Burg geschützt ist, lag Eis und Schnee; aber als ich am 24. December in Mesched einzog, war das Wetter schön. Dort blieb ich, um mich einer Karawane anzuschließen, die gegen Ende Februars nach Teheran abgefertigt werden sollte. Mit ihr wurden die turkomanischen Gefangenen abgefertigt, die man auf Kameelen festgebunden hatte. Wenn man sie bei den Haltestellen herabnahm, wurde ihnen allemal ein Halseisen mit Kette umgelegt.

Schlucht und Festung Arderbend.

Ich war einen Tag früher als die Karawane in Teheran eingeritten. Als sie ankam, führte sie die Gefangenen gleichsam im Triumph auf; die Schädel der Gefallenen wurden auf Bayonnetten getragen. Sie durchzog einen großen Theil der Stadt, das Volk drängte sich herbei und jubelte laut. Am Davothesthore wurden dann die Turkomanen, mit den Armen in der Luft, an Pfähle gebunden, welche in der Mauer steckten.

Das war eine Marter; aus allen Theilen der Stadt kamen Menschen herbei, um dieses Schauspiel zu „genießen“ und der Hinrichtung beizuwohnen. Die Turkomanen verleugneten keinen Augenblick ihr kaltes Blut und ihre würdige Haltung; sie gingen zum Tode ohne auch nur die geringste Bewegung zu verrathen. Die Verwundeten wurden von ihren gesunden Gefährten auf den Schultern getragen.

Die Soldaten stellten sich in weiter Entfernung von den Gefangenen auf und betrachteten die Hinrichtung wie ein Zielen nach der Scheibe. Dagegen thaten die europäischen Offiziere in persischem Dienst Einspruch; es kostete aber einige Mühe, den Kriegsminister zu bewegen, daß er eine Abänderung traf; die Soldaten mußten näher heranrücken.

Das Gemetzel nahm nur allzulange Zeit in Anspruch, aber kein Turkomane stieß einen Laut aus, man hörte keine Klage, keinen Schrei. Ein paar Gefangene, deren Bande durch Kugeln gelöst waren, verließen die Mauer, traten näher an die Soldaten heran und setzten sich ruhig nieder, um den Tod rascher zu erleiden.

Nachdem Alle todt am Boden lagen, stürzte der Pöbel über sie her und zerhackte die noch zuckenden Leichen mit Messerhieben!“

Die nordische Großfischjägerei.

Von **Dr. Mehwald.**

II.

Das Schellfischgeschlecht — Gadini —, welches die Hauptobjecte für die nordische Großfischjägerei liefert, hat eine Menge Species, aber noch mehr Racen, welche, wie bei den Häringen, durch verschiedenen Aufenthalt, verschiedene Nahrung, verschiedenes Alter, Kreuzung bei der Begattung und viele andere Ursachen entstehen. Sämmtliche Schellfischarten, mit Ausnahme der Aalraupe, sind Raubgeschlechter und Meerbewohner. Der gemeine Schellfisch — in Norwegen Hyse genannt (Gadus aeglefinus) —, treibt sich in der Ost- und Nordsee herum; wird häufig gefangen und geht als Dorsch auf die Märkte der Landstädte. Der Kabeljau dagegen lebt im hohen Norden und begiebt sich zum Laichen an die norwegischen Küsten, auf die Doggersbank und auf die Bänke um Neufundland, von wo Franzosen, Engländer und Amerikaner jährlich ungeheure Massen holen.

Im höchsten Norden Norwegens werden der Sei, der Leng oder Lange (Gadus molva oder Lota molva), die Brosme (Gadus brosme), die Lyre (Gadus pollachius), der Weitling oder Weißling (Gadus merlangus) und mehrere andere Dorscharten in Massen gefangen, wie der Kabeljau behandelt und vielfach als solcher in den Handel gebracht. Sei und Lange werden 4 bis 5 Fuß lang, 14 bis 20 Pfund schwer und sind gräuliche Räuber; denn der Lange kann einen Angelhaken im Rachen und einen zweiten im Magen sitzen haben, so wird er dennoch, wenn er andere Köder erblickt, ehe er aufgezogen wird, noch einen dritten und vierten zu sich nehmen.

Der schwarze Sei, welcher wie ein schwimmendes Schwein die Schiffe verfolgt oder neben denselben schwimmt, wird auf eigenthümliche Weise gefangen. Die Fischer kennen die Gewohnheiten der Fische eben so genau, wie die deutschen Schäfer die Eigenthümlichkeiten ihrer Schafe, oder die Lappen die ihrer Rennthiere; sie wissen, daß der Sei sehr leicht zu erschrecken oder zu scheuchen ist und daß er, sobald man ihn durch irgend einen Gegenstand scheu macht, sogleich hinab auf den Grund schießt. Daher senken vier Fischer in vier Booten ein großes viereckiges Netz so, daß es platt auf den Grund zu liegen kommt. Ueber jeder Netzecke liegt ein Boot, welches durch ein Tau mit dem darunter liegenden Netzzipfel in Verbindung steht. Sobald nun die Seizüge im Wasser über dem Netze streichen, werfen die Fischer irgend einen schimmernden Gegenstand ins Wasser. Dabei fahren die erschrockenen Fische augenblicklich auf den Grund. Gleichzeitig ziehen aber alle vier Boote die Zipfel in die Höhe, wodurch das Netzquadrat die Sackform annimmt. Da die Fische immer auf dem Grunde fest liegen bleiben, so wissen sie nicht früher, daß sie gefangen sind, bis das ganze Netz aufgezogen ist und Axt und Keule ihrem Leben ein Ende macht.

Da bei dieser wie bei der Großfischerei mit Netz und Leine meist sehr verschiedene Fische gefangen, zubereitet und in den Handel gebracht werden, so müssen die Kaufleute, welche später die Fische nach dem Auslande verschiffen, sehr viel Fleiß auf das Sortiren verwenden, da nicht nur viele verschiedene Fischspecies, sondern auch die einzelnen Exemplare nach ihrem Alter, ihrer Fang- und Trockenzeit u. s. w. zu classificiren sind. Dasselbe ist der Fall bei dem braunen Leberthran, da aus denselben bekanntlich das kostbare Oel für die großen Gerbereien ausgeschieden, andererseits wieder von gewissen Fischarten der beste Leuchtthran gewonnen wird.

Die Rund-, Klipp- und Stockfische werden hauptsächlich nach den katholischen Ländern verschifft und deshalb sind Italien, Spanien, Frankreich, Westindien, Brasilien und andere die Hauptabsatzländer. Holland nimmt außer Laberdan von Norwegen bloß die größten und feinsten Kabeljaus, weil die neufundländische Fischerei nur Waare zweiter Classe nach Holland liefert. Dagegen gehen die geringeren norwegischen Fischwaaren meist in die Ostseeländer (wozu auch Deutschland gehört) und nach Schottland.

Diese Fischausfuhr giebt der norwegischen Flotte viel Arbeit und Verdienst, da mit Ausschluß Spaniens die Fische nach allen Ländern in norwegischen Schiffen verfahren werden. Die Spanier holen sich die Waare in eigenen Schiffen, weil diese zollfrei eingehen, während Fische in fremden Schiffen einen sehr hohen Einfuhrzoll bezahlen müssen. —

Die verschiedenen Fische, Zubereitungen und Sortirungen geben im Handel den Fischwaaren eine solche Menge verschiedener Namen, daß dies hier im Interesse der festländischen Fischwaarenhändler nur erwähnt werden soll, ohne daran zu denken, für die Leser des „Globus“ im Allgemeinen das lange kaufmännische Namensregister aufzurollen.

Jedes Land, wohin die norwegischen Großfische verfahren werden, hat seinen eigenen Fischgeschmack. Das eine verzehrt nur Rundfisch und mag keinen andern. Das andere bloß Klippfisch; das dritte nur Stockfisch u. s. w., und diesem Geschmacke muß auch in der Form der Fische bei der Zubereitung Rechnung getragen werden. Dorschzungen, Dorschmagen und -Bauch werden nur als Delicatessen ausgeführt.

Da über den Großfischfang in Norwegen ebensowenig Register geführt wird, als über den Kleinfisch-, d. h. Härings- und Brislingsfang, so kann Niemand wissen, wie viele Dorsche und deren Vettern die Normänner und Lappen jeden Winter in jenen fernen, wüsten Nordregionen fangen. Nur von den Fischwaaren, welche zu Schiffe ausgeführt werden, hat man einige Kenntniß. Und dies waren in den letzten Jahren durchschnittlich aus Lofoten über zwanzig Millionen Fische, einige sechszigtausend Tonnen Thran und gegen dreißigtausend Tonnen Rogen. In den Districten westlich von Lofoten (so weit dort der Dorsch streicht) führte man gegen fünf Millionen Fische, über neun tausend Tonnen Thran und über viertausend Tonnen Rogen aus. In Lappland nahmen die Schiffe über acht Millionen Fische und sechs- bis achttausend Tonnen Thran mit. Wie viel von diesen Fischwaaren zu Lande nach Schweden geht und was Menschen und Vieh in Norwegen selbst verbrauchen, läßt sich nicht angeben. Die baare Einnahme Norwegens für den Dorsch und seine Vettern beträgt nach ungefährer Durchschnittsrechnung jährlich sechs Millionen Thaler. —

Außer den Winterhärings- und Dorschfischereien giebt es aber auch noch andere nicht unwichtige Fischereien längs der norwegischen Küsten, welche in die bessere Jahreszeit fallen. Da sind zunächst von den vierzig Species Makrelen der Scomber skombrus und der Scomber thynnus (Thun-

fisch) zu bemerken, weil sie in ungeheuren Massen an den Küsten streichen und millionenweise gefangen werden. Der erstere von beiden — die gemeine Makrele — wird in besonders für solchen Transport eingerichteten Eisschiffen in Masse nach England und Holland ausgeführt. Ein solches Schiff ladet in der Regel 20,000 bis 30,000 Stück. Die Makrele wird nicht bloß frisch, auch gesalzen, getrocknet und geräuchert genossen; in letzterer Manier jedoch nur von denjenigen, welche nicht Kopfschmerzen nach dem Genusse geräucherter Makrelen bekommen. Der Rogen wird von den französischen Sardellenfischern noch höher bezahlt, als der Dorschrogen.

Die Makrelen, welche sehr scheu sind und in ihren Zügen am liebsten fast an der Oberfläche des Meeres schwimmen, werden auf sehr verschiedene Weise, meistens aber in sogenannten Treibgarnen gefangen. Zwei schnellsegelnde Schiffe werden nämlich mittelst zweier sehr langer Taue mit den beiden Seitenzipfeln eines ungemein großen, aber ziemlich leichten Netzes verbunden. Darauf werden alle Segel aufgesetzt und dann fahren die Schiffe, welche das Netz hinter sich herziehen, den Makrelenzügen entgegen. Auf diese Weise können ein paar solcher Schiffe mit einem sogenannten fliegenden Netze an einem Tage zehn-, zwanzig-, ja bis hunderttausend Makrelen fangen.

Der letztere obgenannte Scomber thynnus — der Thunfisch — ist eigentlich im Mittelmeere heimathsberechtigt, besucht aber sehr fleißig die norwegischen Süd- und Westküsten bis zum Drontheimsfjord hinauf; er wird 600 bis 800 Pfund schwer und ist ein größerer Räuber, als die anderen Makrelen, weil er nicht allein zahllose Häringe, sondern auch die Jungen seines Geschlechts und andere kleine Makrelenarten vertilgt. Den Fischern, welche ihn Störjen nennen, ist er sehr behülflich beim Fange des Sommerhärings, weil er nämlich die Häringe bis in die Spitzen der Fjorde treibt und dadurch die Netze der Fischer füllt. Bei dieser Arbeit verräth er sich zugleich selbst, weil er die Häringe, bevor er sie verzehrt, erst „dämlich um den Kopf“ macht, indem er fortwährend mit großen Sprüngen in die Häringszüge fährt und mit seinem überaus starken Schwanze gleichzeitig eine Masse Häringe niederschlägt. Während dieselben halbtodt im Wasser umhertaumeln, schnappt er sie in aller Gemüthlichkeit auf und beginnt dann von Neuem seine Evolutionen auf der Oberfläche des Wassers. Die Fischer fangen ihn theils mit Harpunen, theils mit sehr festen Lachsreusen, theils mit Angeln, deren Köderende in Eisenröhren steckt. Hat er den Haken im Leibe, dann reißt er aus, so rasch er kann; da er aber nicht auf den Grund geht, sondern auf der Oberfläche bleibt, so kann sich der Fischer die sehr rasche unfreiwillige Reise gefallen lassen, denn wenn der Fisch ermattet, ist der Fischer mit Axt und Keule bei der Hand und hält seine Ernte.

Dann kommen in ziemlichen Massen aus dem Eismeere an die lappischen Küsten der Haakjerring (Squalus corcharios), d. h. der gemeine Hai, und der Scymnus borealis, d. h. der Nordhai. Diese Fische haben einen Rachen von 9 bis 10 Fuß Umfang, erreichen eine Länge von 20 bis 30 Fuß und ein Gewicht von 10,000 bis 15,000 Pfund. Die Leber giebt 2 bis $2^1/_2$ Tonne Thran; die Haut wird als Chagrin benutzt, oder gegerbt zu Schuhen, Knuppten, Kofferbezügen und derleichen verwendet.

Neben diesen ist im Eismeere auch der Brygden, d. h. Pferdehai (Selachus maximus) sehr häufig. Dieser Fisch wird bis 40 Fuß lang, ist aber nicht so räuberisch als der gemeine Hai; ja er wird von Normännern und Lappen gar nicht unter die Raubfische gezählt.

Die Haie bringen, wie die Rochen, theils lebende Junge zur Welt, theils legen sie viereckige, lederartige Eier — die sogenannten Seemäuse.

Man fängt die gemeinen und Nordhaie mit wohlverwahrten Angeln, an deren großen Haken Speck als Köder verwendet wird. Um die Haie anzulocken, senkt man einen durchlöcherten Kasten mit verfaulter Fischleber ins Meer. Der scharfe Geruchssinn der Haie treibt dieselben zum schwimmenden Kasten, unter welchem sie zuerst den Speck wittern, anbeißen und dadurch gefangen sind.

Man verwendet von diesen großen Fischen nur die Leber für den Handel, die Fische selbst aber als Winterfutter für die Hausthiere.

Den Pferdehai dagegen fängt man wie den Hval mit Harpunen, da er die Gewohnheit hat, Tage lang dicht hinter den Schiffen in deren Kielwasser zu schwimmen, mithin leicht zu harpuniren ist. Der Fang ist aber insofern gefährlich, als der Pferdehai, sobald er das Eisen im Körper fühlt, auf den Grund schießt und dann pfeilschnell auf demselben fortfährt. Ist das Tau an der Harpune nicht lang genug, oder läuft es nicht rasch genug ab, so wird das Boot augenblicklich in den Grund gezogen und die Fischer sind verloren. Hat es aber die nöthige Länge, so wird das Schiff von einem fetten Hai vier bis sechs, von einem magern vierundzwanzig bis dreißig und mehr Stunden lang fortgezogen, bis die Fische ermatten. Bei diesem Fange muß der Fischer fortwährend, so lange das Harpunentau abläuft, Wasser auf die Welle gießen, damit der Kahn nicht in Brand geräth; gleichzeitig aber muß er auch die Axt zum Hiebe bereit halten, um das Tau augenblicklich kappen zu können, wenn es sich zu kurz zeigt.

Vom Pferdehai benutzt man nur die Leber zu Thran und erhält von einem Fische in der Regel 10 bis 14 Tonnen; den Fisch selbst wirft man wieder ins Meer.

Dagegen genießt man vom Nordhai (Scymnus borealis) und dem Pighai (Squalus acanthias) auch das Fleisch, nachdem man es gleich altem Rindfleische tüchtig geschlagen hat. Doch behandelt man diese Fische lieber wie den Grabelachs, d. h. man gräbt sie, wie diesen, in die Erde und läßt sie darin so lange liegen, bis sie halbgahr, d. h. halb verfault sind; dann werden sie herausgenommen, in Portionen geschnitten und mit Salz, Pfeffer, Essig und anderen Ingredienzien stark gewürzt zu Buttersemmel gegessen. — Vom Pighai genießt man auch die Eier, welche ungefähr so groß wie Taubeneier sind, theils als Setzeier, theils in Pfannkuchen verbacken. Vorher müssen sie aber, wie die Eiderenteneier, mehre Tage in die Erde gegraben werden, um ihnen den Thrangeschmack etwas zu benehmen. Die Haut des Pighai gebrauchen die Tischler und Drechsler zum Poliren.

Eigenthümlich ist es, daß bei einigen Makrelen wie bei einigen Haiarten die Knochen von Natur entweder roth, grün oder gelb sind, oder die eine oder andere dieser Farben annehmen, wenn sie einige Zeit liegen, oder wenn sie frisch gekocht werden. —

Aus dem obern Steyerthal.

Der hintere Stoder in den Alpen Oberösterreichs*).

Von **Dr. Friedrich Brinkmann.**

Es war am 18. August, dem Namenstage des Kaisers von Oesterreich, der auch in Kirchdorf durch Böllersalven in der Frühe und durch ein Hochamt gefeiert wurde, als ich gegen Mittag in den von Kirchdorf nach Windischgarsten fahrenden Postomnibus stieg, um trotz des wolkenverhangenen Himmels meine Reise nach dem hintern Stoder fortzusetzen. Der ziemlich enge Wagen hatte sich bereits gefüllt, ich hatte meinen Platz im Cabriolet eingenommen, der Kutscher stand mit den Zügeln in der Hand neben den Pferden; aber es wurde noch gewartet. Es fehlte noch eine Person, und das war einer der höchsten Würdenträger des Thales, dem ich zuwanderte, Niemand geringeres, als der Schulmeister vom hintern Stoder, der im Nebenstübel des Gastzimmers noch mit seinem Mittagessen beschäftigt war. Nachdem wir eine Viertelstunde gewartet hatten, erschien er denn endlich, grüßte huldvoll nach allen Seiten und drückte sich dann zwischen zwei Fahrgäste auf seinen Platz. Der geduldige Kutscher nahm nun auch seinen Eckplatz im Cabriolet ein, wodurch denn auch hier die unerquickliche Enge, die im Innern des Wagens herrschte, herbeigeführt wurde, und fort ging es.

Leider wurde die mühsam hergestellte Ordnung im ersten Dorfe, wo gehalten wurde, dem drei Viertelstunden von Kirchdorf entfernten Micheldorf, wieder gründlich gestört, da hier mehrere in den Kasten der Sitze versteckte Packete abgegeben werden sollten, und zu dem Ende die ganze Reisegesellschaft aufstehen, mehrere sogar aussteigen mußten. Darauf setzte sich die Krähwinkelpost wieder langsam in Bewegung. Lange dauerte es, bis wir aus dem außerordentlich ausgedehnten Dorfe herauskamen. Etwa eine halbe Stunde lang erstrecken sich seine Häuser neben der Landstraße. Es ist wohl das größte Dorf im ganzen Traunkreise. Darum möchte der Name „Micheldorf“ von dem althochdeutschen mihil (goth. mikils) = „groß“ abzuleiten sein (von demselben Worte, das sich in Mecklenburg = große Burg, findet) und „das große Dorf“ bedeuten. (In älteren Zeiten lautete der Name Michilindorf.)

Bald nachdem man dies Dorf verlassen, erreicht man den niedrigen Höhenzug, welcher das Thal der etwa eine Stunde weiter gegen Südwesten entspringenden Krems von dem der Steyer trennt, und es geht dann in sanfter Neigung zu diesem hinab. Nach einer Stunde erreichen wir dasselbe und unsere Straße mündet in die ein, welche von Stadt Steyer nach Windischgarsten führt. Als wir eben in dieselbe eingebogen hatten, kam uns die Post von Windischgarsten entgegen. Aber seltsamer Weise war es nur eine ganz schlechte, einspännige Postcarriole ohne Federn und ohne Verdeck. Auf solch ein erbärmliches Vehikel beschränkt sich der ganze Postverkehr auf dieser doch so wichtigen Straße, wenn nicht mehr als zwei Passagiere sind, und sogar an Regentagen. Wer aber einmal damit gefahren ist und keine Knochen von Eisen hat, läßt es zum zweiten Male bleiben und geht lieber zu Fuße. Die übergroße Sparsamkeit der österreichischen Herren Posthalter rächt sich auf eine bittere Weise und zwar zunächst an ihnen selbst, um so mehr, als sie durchschnittlich zugleich Gastwirthe sind. (Wir werden bei einer andern Gelegenheit den patriarchalischen Zustand der österreichischen Post auf Nebenrouten ausführlicher schildern.)

Der Theil des Steyerthales, in welchen wir jetzt eintreten, ist nächst dem hintern Stoder die schönste Gegend im ganzen Laufe des Flusses: es ist die Umgebung von Klaus, eines aus wenigen Häusern bestehenden Dörfchens, das etwa eine halbe Stunde oberhalb jenes Vereinigungspunktes der beiden Straßen von Kremsmünster und von Steyer liegt.

Die Steyer ist der Lieblingsfluß des Oberösterreichers, ihr Lob ist in Aller Munde. Wenn man die Rede auf die Steyer bringt, leuchten die Augen der Leute, wie wenn man dem Liebhaber von der Geliebten spricht. Dem Oberösterreicher ist es über allen Zweifel erhaben, daß das Steyerthal das schönste Thal seines ganzen Landes ist, und wehe dem, der anderer Meinung zu sein sich erkühnen wollte. Mir ist es bis jetzt nicht gelungen, die Gründe dieser leidenschaftlichen Parteinahme für die Steyer vollständig zu entdecken oder mich von der Richtigkeit dieses Urtheils zu überzeugen. Jedenfalls spielt dabei ein particularistisch-patriotisches Gefühl, nationale Eitelkeit eine nicht unerhebliche Rolle, da die Steyer der einzige große Fluß ist, der Oberösterreich allein angehört, die Traun wenigstens dem Quellgebiete nach, die Enns im bei weitem größten Theile ihres Laufes Steyermark angehört. Und so viel steht fest, jene Meinung ist eine arge Uebertreibung der Schönheiten des Steyerthales. Bei weitem mehr Anspruch auf Wahrheit könnte das diametral entgegengesetzte, aber freilich auch an Einseitigkeit leidende Urtheil machen, daß erst von dem Punkte an, wo wir in das Steyerthal eingetreten sind, dasselbe anfängt, recht lohnend zu werden, daß wer von da an bis zur Quelle es durchwandert, sich die Mühe beinahe sparen kann, die untere Hälfte zu durchreisen, und erst die am Einflusse der Steyer in die Enns gelegene Stadt Steyer wieder eine Gegend bietet, die in hohem Grade das Interesse fesselt.

Wir müssen es uns versagen, an diesem Orte eine eingehende Darstellung des untern Steyerthales zu geben und es auf eine bessere Gelegenheit verschieben. Nur das wollen wir hier kurz hervorheben, daß der ganze Charakter des Steyerthales ein lieblicher, freundlicher ist. Namentlich hat der Fluß selbst, die bald bläuliche, bald grünliche, bald in unendlichen Schattirungen zwischen beiden Farben und dem Grau spielende Wassermasse, aufs anmuthigste gehoben und geschmückt durch den schneeweißen, sich kräuselnden Schaum, womit das Wasser so oft im Anschlagen an das viel hin- und hergewundene, graniche, zerrissene Felsenbett von Nagelfluh, oder im Sturze über Mühlen, Hämmer und Wehren sich krönt, während unmittelbar darüber grüne Wiesen das Ufer umsäumen: dieses ganze nach Beleuchtung, Witterung und Richtung des Laufes unaufhörlich wechselnde Farbenspiel hat etwas Bestechendes für das Gemüth, und daher vorzüglich mag es wohl kommen, daß die Steyer bei dem warmherzigen Volk der Oberösterreicher in so großer Gunst steht.

Mag man nun aber über den untern Lauf der Steyer urtheilen wie man will, so gehört doch unstreitig die obere

*) Dieser Aufsatz schließt sich als Fortsetzung an die in Nr. 2 des „Globus“ erschienene Schilderung des „Obern Kremsthales“ an.

Hälfte dieses Thales, die wir jetzt durchwandern werden, und gerade die Umgegend von Klaus, die wir zunächst berühren, zu den schönsten Landschaften von ganz Oberösterreich.

Der dreiviertelstündige Weg, den wir von dem oben gedachten Vereinigungspunkte beider Straßen bis Klaus zu machen haben, ist eine der reizendsten Wanderungen, die ich kenne, und Niemand, der dieses Weges kommt, sollte es versäumen, wenigstens diese Strecke zu Fuße zu machen, denn es liegt gerade ein unsäglicher Reiz in dem unaufhörlichen Hervorquellen des einen Landschaftsbildes aus dem andern, in dem Uebergange des einen Bildes in das andere, der ganz so allmälig und stetig ist, wie der Fortgang des Wanderers auf der Straße.

Fast alle Minuten wechselt das Bild. Der Mittelpunkt ist aber immer derselbe, und man sieht ihn nur in immer verschiedenen Entfernungen und in immer anderen Umgebungen. Es ist der Paß Klaus, die Durchbrechung des von Osten nach Westen streichenden Sengseegebirges durch die von Süden nach Norden fließende Steyer. Aehnlich wie das obere Thal der Alm scheint auch das der Steyer in alten Zeiten eine Reihe von Bergseen gewesen zu sein. Der hintere Stoder war der oberste, dann folgte der von Klaus. Und so hat denn das ganze Thal von Klaus die Gestalt eines scheinbar von allen Seiten eingeschlossenen breiten Thalkessels, dessen Bergwände in schrägen, groß geschwungenen Linien nach jenem engsten Theile, dem Durchbrechungspunkte, hinstreichen.

Bald nachdem wir in denselben eingetreten sind, erscheint ein weiß schimmerndes Fleckchen tief unten im Thal, an dem Punkte, welchen die fächerartig von beiden Seiten zusammenlaufenden Linien der Berge als den Mittelpunkt auszeichnen, und nach einigen hundert Schritten erkennen wir auch, daß es ein Schloß ist, aus dessen zierlichen kleinen Linien wir schon einen kuppelartigen Kirchthurm zu unterscheiden vermögen. Es bleibt uns nun immer vor Augen und schimmert wie ein Juwel aus dem Grün der dick bewaldeten Berge heraus, wie eine Perle unten an ihrer Muschel, wie der innerste Kelch der prächtigen Rose, deren Blätter die von allen Seiten sich heandrängenden Gebirgszüge sind, und in die wir hineinwandern, wie ein Insektchen in eine duftende Centifolie. Es vergrößert sich mit jedem Schritte, den wir machen, seine Linien treten immer deutlicher hervor, und bald bemerken wir, daß es nicht, wie es uns anfangs schien, unten im Thale liegt, sondern auf einem Vorsprunge der zu unserer Rechten sich hinziehenden Bergwand, der uns wie ein kleiner, niedlicher, mitten im Thale liegender Hügel vorkommt, und dies möchte denn wohl der Punkt sein, wo es im Gegensatze zu den großen, nach beiden Seiten von ihm aufstrebenden Linien der dunkeln Berge am zierlichsten erscheint.

Sind wir wieder ein gutes Stück vorwärts geschritten, so zeigt sich bei einer Wendung des Weges auch das stattliche, ebenfalls weiß angestrichene, aber viel tiefer als das Schloß, unmittelbar an der Straße gelegene Wirthshaus, und endlich, wenn wir dicht vor dem Orte stehen, blicken wir zur Linken in die Tiefe hinab, in welcher die blaue Steyer fließt und eine dritte Gruppe von weiß blinkenden Häusern steht, die zusammen eine Sensenfabrik bilden.

Der Fluß hat sich hier sehr tief in das lose Gestein der Nagelfluh hineingefressen, seine Ufer sind felsig und sehr steil, aber auch diese tiefsten Stellen des Thales sind fast ganz mit Grün, Moos, Gras und buschigen Blumen überwachsen. Die Berge treten hier aber so nahe zusammen, daß sie trotz ihrer geringern absoluten Höhe den gleichen imponirenden Eindruck wie die des Ennsthales machen. Und an ihren steilen, grün ausgekleideten Abhängen, am linken Ufer der Steyer, stehen nun in ungefähr gleichen Entfernungen staffelförmig über einander die drei weiß schimmernden Gruppen von Häusern: die Sensenfabrik tief zu unseren Füßen, unmittelbar am Flusse, das Schloß mit der Kirche hoch oben zu unserer Rechten, und mitten zwischen ihnen in gleicher Höhe mit dem Zuschauer das gastliche Wirthshaus, das eine zu reizende und zum Bleiben verlockende Lage hat, als daß es nicht gut sein sollte. Es gehört zu den besten, die ich in Oberösterreich angetroffen habe, und ein Jeder darf es sich merken, der die Poesie solch einer Gegend auszukosten versteht (Wirthshaus von Wegscheider).

Wie der Name, der so häufig in den deutschen Gebirgen vorkommt (clausa von claudere, schließen), es schon andeutet, war dieser Punkt früher ein befestigter Paß und sowohl im Frieden als im Kriege von großer Bedeutung. Von den Zeiten Kaiser Rudolph's von Habsburg an bis in das vorige Jahrhundert wird das Schloß Klaus häufig von der Geschichte erwähnt. Schon Ende des 13. Jahrhunderts ging der Waarenzug von Stadt Steyer nach Innerösterreich und Venedig durch diesen Paß. In den Kriegen war er öfter Gegenstand von Gefechten, zuletzt wurde er im österreichischen Erbfolgekriege von Trenk, dem Pandurenoberst, erstürmt. Doch mehr als dies interessirt uns, daß wir auch hier wieder besonders stark an die Ereignisse erinnert werden, die in der Geschichte fast aller Orte Oberösterreichs besonders hervortreten. Die Zeit, während welcher das Land protestantisch war, hat auch in dieser Gegend ihre noch sichtbaren Spuren hinterlassen. Damals gehörte auch Klaus mit seiner Umgebung dem mächtigen protestantischen Hause, das alle anderen Adelsgeschlechter des Landes an Ansehen überragte und für die Vertheidigung der neuen Lehre sein Gut und Blut opferte, den Herren von Pollheim, und von ihnen wurde die noch guterhaltene Kirche für den protestantischen Gottesdienst erbaut (im Jahre 1618). Diese wurde daher nach der Ausrottung des Protestantismus von den katholischen Machthabern geschlossen, jedoch 1674 durch den Bischof von Passau zu Ehren Johannes des Täufers neu eingeweiht und seitdem für den katholischen Gottesdienst benutzt. —

Doch setzen wir jetzt unsere Reise nach der Quelle der Steyer, dem hintern Stoder, fort.

Eine Stunde nachdem wir Klaus verlassen, theilt sich das Thal in ein breiteres und ein engeres. Links zieht sich die große Straße nach Windischgarsten und Steyermark, auf der wir kommen, weiter durch das breitere Thal der hier in die Steyer einmündenden Teichel. Wer aber nach dem hintern Stoder will, verläßt die Chaussee, sobald er die Brücke über die Steyer überschritten hat, und geht gerade aus in das engere Thal hinein, aus welchem die Steyer herauskommt, zur rechten Seite immer begleitet von einer leidlichen Fahrstraße. Hat man bis hierher die Post benutzt, so steigt man in der hier liegenden Poststation Dirnbach aus und, falls man Gepäck bei sich hat, schickt man es voraus nach Windischgarsten, wo wir vom Stoder zurückkehrend wieder auf die große Straße nach Steyermark kommen werden.

Die Entfernung von Dirnbach bis zum hintern Stoder beträgt etwa drei Stunden zu gehen. Das enge Steyerthal, durch welches unser Weg sich zieht, hat zwar weder die Reize des Thales von Klaus, das wir verlassen, noch diejenigen, welche uns an unserm Ziele winken. Doch gewährt es, sobald man sich einmal an die Beschränktheit der Blicke gewöhnt hat, nicht selten hübsche, anmuthige Bilder, die gerade durch die Enge des Raumes einen eigenthümlichen Zug von Innigkeit erhalten, daß es uns in dem Thälchen bald ganz traulich zu Muthe wird. Thalaufwärts bieten sie sich weniger, als wenn wir uns umwenden und gegen das Hauptthal von Klaus und Dirnbach zurückschauen.

Besonders fesselte mich ein etwa auf der Mitte des Weges gelegener Punkt. Die hohen Thalwände fallen zu beiden Seiten sehr steil und ohne Unterbrechung in gerade abwärts streichenden Linien zu dem Flusse ab und sind von oben bis unten dick mit Tannen bewachsen. Nur an der rechten Wand, auf der unser Weg sich schlängelt, ist eine kleine Lichtung, eine sanft gewölbte, gegen den Strom geneigte, im saftigsten Grün schimmernde Wiese, und darauf steht ein sauberes Häuschen, aus dessen Schornstein der bläuliche Rauch des Abendfeuers sich sanft gegen die grüne Bergwand emporkräuselt. Gerade dahinter erhebt sich in der Ferne die quer vorgelagerte Wand des Hauptthales von Dirnbach und schließt den Blick ab. Sie war von dünnen Nebelschichten an ihrem obern Theile halb verhüllt, so daß diese wie Schäfchen aus einander gesponnen davor standen, der Gipfel aber daraus hervorragte. Das gewaltige Brausen der von dem vielen Regen angeschwollenen Steyer erfüllte aber das ganze Thal.

Nahe bei diesem Punkte, etwas weiter, bildet die Steyer einen Wasserfall, der sich wenigstens innerhalb Oberösterreichs eines großen Rufes erfreut. Es ist die sogenannte Strumboding. Ein Zeugniß dafür, wie wenig dies Land noch bereist wird, ist darin gegeben, daß zu diesem doch gewiß von jedem Reisenden gesuchten Naturschauspiele gar kein ordentlicher Weg führt, nicht einmal ein ausgetretener Fußpfad, und man sich durch Hindernisse aller Art, über Zäune, durch wildes Steingeröll, Schlinggewächse, Sträucher und Bäume den Weg selbst suchen und bahnen muß, ja daß nicht einmal ein Pfahl oder Stein an der Straße den Wanderer aufmerksam macht, wo er diese verlassen muß. Dazu ist das ganze Thal so einsam, daß einem nur höchst selten Jemand begegnet, der einen zurechtweisen kann. Ich erkundigte mich in dem eben gedachten Häuschen und die Bewohner desselben waren so freundlich, mir ihr kleines Töchterchen als Führerin mitzugeben. Behende über Stock und Stein springend, und mit ihren bloßen Füßchen über den nassen, schlüpfrigen Boden von Moos und Fels fortschlüpfend, brachte sie mich glücklich an das erwünschte Ziel, das ich allein nimmermehr gefunden hätte.

Der Wasserfall der Strumboding entsteht dadurch, daß an dieser Stelle die Steyer in ein sehr enges Felsenbett von nur etwa 20 Fuß Breite zusammengedrängt wird. Schäumend und laut tosend stürzt sie sich in zwei sich durchkreuzenden weißen Strahlen in ein kleines Felsenbecken herab, das sie im Laufe der Zeit bis zu einer ungemeinen Tiefe ausgewühlt hat. Die Höhe des Falls beträgt 120 Fuß. Das rechte Ufer, auf dem wir stehen, hat sich mit einer grünen Kruste von Moos und Epheu bedeckt; das linke, gegen welches wir blicken, ist aber steiler, nackter Fels. An diesem fallen uns viele hohe Leitern auf, die in geringer Entfernung von einander gegen die Steinwand lehnen. Sie stellen den schauderhaften Weg dar, auf welchem die Holzknechte, die immer unmittelbar am Ufer fort gehen müssen, um das steckengebliebene Flößholz wieder flott zu machen, diesen Ort passiren. Und doch soll gerade hier noch nie ein Unglück vorgefallen sein.

Unter den bekannten Wasserfällen gleicht diesem am meisten der von Reutte in Tirol, übertrifft ihn aber bei weitem an Schönheit und Größe. In trockenen Sommern, wo der Strom vielleicht nur halb so viel Wasser hat, als in dem nassen des Jahres 1864, in welchem ich ihn sah, wird natürlich der Eindruck noch unbedeutender sein, und der Reisende verliert nicht viel, wenn er aus Mangel an gehöriger Unterweisung auf der Straße vorbeiwandert.

Etwas oberhalb der Strumboding, aber auf dem entgegengesetzten, dem linken Ufer der Steyer, befindet sich eine Höhle, das Kreidenloch oder die Kreidenluke genannt. Ich habe sie nicht besucht, sie ist mir aber als sehr sehenswerth gerühmt worden. Der Eingang, der besonders interessant sein soll, bildet eine 18 Fuß breite und 250 Fuß hohe Halle, von da an verengert sich die Höhle allmälig und verläuft sich in zahllosen Gängen bis weit in den kleinen Priel hinein.

Von der Strumboding hat man noch kaum eine Stunde zu gehen, bis die Enge des Steyerthales, die sogenannte Klamm, aufhört. Man tritt dann in die stattliche Weitung, welche der hintere Stoder heißt. Die Enge und die Weite folgen also hier im Steyerthale beim Hinaufsteigen zur Quelle ähnlich auf einander, wie im Gasteiner Thale, wo man von Lend aus zunächst durch die enge Schlucht der Acht (auch hier „die Klamm“ genannt) hinansteigen muß und dann auf einmal durch das weite Thal überrascht wird, in dessen Mitte Dorf Gastein liegt. Wahrscheinlich verdanken beide Thäler demselben Grunde ihre eigenthümliche Gestalt. Die Gegend des hintern Stoder muß in der Urzeit ein See gewesen sein, bis die Gewässer die nördliche Gebirgswand durchbrachen und einen Abfluß gegen die Donau gewannen. Ein Zeugniß dafür ist der eigenthümliche Steyersand, den der Thalgrund überall unter der dünnen fruchtbaren Erdschicht zeigt.

Der Gebirgskessel des hintern Stoder ist die rauheste Gegend von ganz Oberösterreich. Er liegt so zwischen Bergkolossen versteckt, daß ein Theil desselben im Winter gar nicht von den Sonnenstrahlen beschienen wird und die Kälte regelmäßig einen sehr hohen Grad erreicht. Eben so hoch steigt aber im Sommer durch die von den Bergen zurückgeworfenen Sonnenstrahlen auch die Hitze, und daher kommt es, daß, wenngleich der Schnee erst Ende April aus dem Thale verschwindet, die Vegetation um so rascher sich entwickelt, auf dem fruchtbaren Boden alle Getreidearten, auch Weizen, gedeihen und die Ernte fast um dieselbe Zeit gehalten wird, wie in der Ebene. Es wird dabei freilich vorausgesetzt, daß der Sommer nicht naß und unfreundlich ist, und die Gegend nicht von den gräßlichen Gewittern der Hochgebirge heimgesucht wird, die nicht selten mitten im Sommer Schneefall zur Folge haben.

Die Berge, welche im Thale des hintern Stoder zusammenliegen, und zwar alle auf der linken (westlichen) Seite der Steyer, sind in der Reihenfolge, wie sie sich von Norden gegen Süden an einander schließen: der kleine Priel, der große Priel, der Brodfall, die Spitzmauer, der Osterwitz, der Hochkasten, das Brandeleck und der Hebenkaas (oder — kees). Von ihnen ist der höchste der große Priel (7750 Fuß). Auf seiner Spitze dauert im Hochsommer die Nacht kaum drei Stunden. In Sommern, die etwas weniger unregelmäßig verlaufen, wie der damalige (von 1864), wird er häufig vom hintern Stoder aus bestiegen. Ein jeder Fremde, der gegen Abend im dortigen Gasthause ankommt, wird unfehlbar vor Schlafengehen gefragt, ob er am andern Tage den großen Priel besteigen will. Noch leichter ist die Ersteigung des kleinen Priel. Man braucht kaum vier Stunden dazu. Ohne Führer ist es aber nicht räthlich, sich in das Labyrinth dieser Berge hineinzuwagen. Was den Namen „Priel“ betrifft, der auch Prüel oder Proil lautet, so ist er von dem althochdeutschen Worte broil abzuleiten, wovon auch das häufiger vorkommende Brühl abstammt, und bedeutet so viel wie „Wald“.

Diejenigen Berge jener Kette aber, welche in der Landschaft des hintern Stoders besonders hervorstechen und derselben vor allen das eigenthümliche Gepräge geben, sind der Osterwitz und die Spitzmauer, zwei schöne und imposante, neben einander sich erhebende Steinkolosse: jener, eine breit ausgegossene, in eine scharfe, etwas seitwärts gewendete

Spitze auslaufende Felsenmasse, dieser ein riesiger Kegel mit abgerundeter, kuppelförmiger Spitze, von hellerem Gestein, das mit unzähligen Aederchen von Schnee durchsetzt ist. Möchte man jenen eine Felsenpyramide nennen, so diesen einen Felsendom.

Sie boten mir ein in der That höchst malerisches Bild dar, als ich an einem August-Abende in das weit durch das ganze Thal zerstreute Dorf einzog. Herrliche Himmelsbläue umfloß die scharfen Kanten und Ecken jener beiden Bergriesen, als badeten sie sich nach den unendlichen Regenfluthen jenes Jahres, nach wochenlanger Verhüllung in Nebel und Wolken mit Wonne in dem reinen Aether, dessen sie sich seit einigen Stunden auf kurze Zeit erfreuten; nur einige Silberstreifen von dünnen Wolken waren noch um die Mitte des hohen Osterwitz gelagert, ein von der untergehenden Sonne durchleuchteter Schleier. Unten aber im Thale lag gerade vor mir die saubere kleine Kirche des Dorfes, und einiges Gebüsch zu beiden Seiten schloß das Bild ab.

Tiefe Ruhe und Stille herrschte überall, nur hier und da führt unser Weg an einem der weit zerstreuten Häuser vorbei, kaum begegnet uns ein Mensch, und nur mit Mühe können wir Jemand finden, bei dem wir uns nach der Lage des Gasthauses erkundigen können. Es steht dies etwas abseits von der Straße auf einem kleinen Hügel und ist einer der ansehnlichsten Bauernhöfe des Thales, zu dem mehrere Hundert Morgen Feld- und Wiesenland mit fruchtbarem Boden gehören, und manche schöne Alpenweide auf den Bergen. Das Haus selbst war in dem gewöhnlichen, landesüblichen nüchternen Stile gebaut, den wir schon im Almthale kennen gelernt haben („Globus“ IX, 5, S. 149), und durchaus massiv. Auch in diesem Thale findet sich keine Spur von dem schönen Stile des eigentlichen Gebirgshauses mit Galerien und weit ausladendem Dache. Indessen mögen diese Häuser, was ihnen an Schönheit und Behaglichkeit abgeht, an Solidität gewinnen. Die Mauern sind sehr dick, durchaus von Bruchsteinen und selbst die Stallungen sind ganz gewölbt. Die unausstehlichen Gitter vor den Fenstern waren auch hier wieder zu finden, sie mögen aber hier berechtigter sein als in großen Dörfern wie Kirchdorf.

Der Eigenthümer dieses Hauses, Namens Vogel, steht bei den Liebhabern der österreichischen Berge im Rufe eines freundlichen Wirthes und eines originellen Menschen. Namentlich wird seine Gabe gerühmt, in homerischer Weise die in diesen Gebirgen so häufigen Reise- und Jagdabenteuer mit allen Details zu erzählen. Leider war es mir nicht möglich, ihn von dieser Seite kennen zu lernen, die mir die interessanteste gewesen wäre. Mit allen sonst erprobten Künsten und Listen vermochte ich es nicht, seine Erzählungslaune wachzurufen und in Fluß zu bringen. Er antwortete ziemlich einsilbig auf alle meine Fragen und zog sich dann aus der Wirthsstube auf die Hausflur zurück, um irgend einem bekannten Bauer Gesellschaft zu leisten. So blieb ich denn — eine unerhörte, nur in Oberösterreich mögliche Thatsache — den ganzen Abend völlig allein in dem unbehaglichen, dürftig möblirten, von einer Talgkerze schwach beleuchteten und nicht einmal saubern Zimmer mit einer dunstigen, von übelen Gerüchen geschwängerten Atmosphäre zurück.

So sieht es in den ländlichen Wirthshäusern Oberösterreichs aus, selbst in denjenigen, die sich eines besondern Rufes erfreuen. Ist es da zu verwundern, wenn so selten ein Fremder selbst nach den sehenswerthesten Orten des Landes hinkommt? (NB. Es ist hier immer nur die Rede von Oberösterreich mit Ausschluß des Salzkammerguts.)

Und doch hatte trotz dieses abstoßenden Zustandes des Wirthshauses ein Naturenthusiast die Ausdauer gehabt, drei Tage im Regen hier zuzubringen. Und er hatte im Regen wieder abziehen müssen, ohne den großen Priel, zu dessen Besteigung er hergekommen war, oder irgend einen andern Berg des hintern Stoder auch nur gesehen zu haben. Dazu schien es, als ob das Wetter es geradezu darauf abgelegt gehabt hätte, ihn zu verhöhnen und zum Besten zu haben. Am Morgen des zweiten Tages nämlich hatte seine Geduld ihr Ende erreicht, und er verließ in Verzweiflung das Wirthshaus und den hintern Stoder. Gegen Mittag aber, als er schon eine gute Strecke Wegs zurückgelegt hatte, hellte sich der Himmel auf einmal auf und das schönste Wetter schien im Anzuge zu sein. Unser Naturschwärmer hatte also nichts Eiligeres zu thun, als Kehrt zu machen und seine Schritte wieder dem hintern Stoder zuzulenken. Aber der Aermste! gleichzeitig mit ihm langten auch die Regenwolken am hintern Stoder wieder an, und der folgende Tag brachte ihm statt des gehofften Sonnenscheins unablässig vom Himmel strömenden Regen und Arrest in der traurigen, schmutzigen Wirthsstube. Damit war denn wieder seine Geduld erschöpft und am nächsten Morgen sagte er dem hintern Stoder wieder Lebewohl. Das war aber derselbe Tag, an welchem ich dorthin kam und wenigstens von einem schönen Abend beglückt wurde, welchem ein noch schönerer Morgen folgte. Der Naturschwärmer kam aber dies Mal nicht wieder — sehr zu seinem Schaden. Solche Streiche spielt einem das Wetter in den Bergen. Das Fremdenbuch des hintern Stoder enthielt außer jener tragischen Geschichte noch viele Jeremiaden aus demselben Jahre.

Ich finde, daß es am besten ist, Goethe's weisen Spruch:

Ueber Herren- und Wetterlaunen
Runzle nie die Augenbraunen,

zu befolgen, vom Wetter nichts ertrotzen zu wollen, das Schöne, das seine Gunst uns bietet, dankbar hinzunehmen, und im Falle seiner Ungunst zu hoffen, daß man an einem andern Orte dafür entschädigt werden wird. Ich bin in jenem so regnerischen Sommer (1864) sehr wohl bei diesem Grundsatze gefahren. Die Wege nach den meisten schönen Zielpunkten habe ich in mehr oder weniger heftigem Regen zurückgelegt, aber wenn ich angekommen war, heiterte sich wenigstens auf einen halben Tag oder einige Stunden das Wetter so weit auf, daß ich die betreffende Gegend kennen lernen und genießen konnte.

So hatte ich denn auch am hintern Stoder außer einem freundlichen Abend einige einzig schöne Morgenstunden. Das ganze Panorama der Gebirge lag in völliger Klarheit vor meinen Augen, als ich am Morgen vor das Haus trat. Ich ließ mir das Frühstück nach einer kleinen Laube in der Nähe des Hauses bringen, von wo man einen freien Blick auf die Gebirgskette hat, und verbrachte an diesem Plätzchen einige erquickende Stunden. Und dies Mal war ich wirklich meinem Wirthe sehr dankbar, daß er mich wieder allein ließ und mir die beste Gesellschaft, die der Mensch haben kann, die der Natur, nicht durch seine Gegenwart und seine Gespräche verkümmerte. Denn in solchen Augenblicken ist jede Gesellschaft lästig, sie stört das stille und innige Zwiegespräch, das der Mensch mit der Natur hält, ganz so wie ein verliebtes Paar die Gesellschaft jedes Dritten verabscheut.

Tiefe Morgenstille lag um mich her über der ganzen Landschaft, eine feierliche Ruhe, als hätte die Natur nach den vielen traurigen Regentagen ihr Sonntagsgewand angelegt und sich in einen glänzenden Tempel verwandelt. Das schienen auch die Knechte und Mägde meines Wirthes zu fühlen, die in geringer Entfernung von mir auf einem Getreidefelde die lange ersehnte Ernte hielten. Still mähten sie das Korn und banden es in Garben — ein reizender Vordergrund zu dem Bilde, welches die große Alpenkette mir darbot. Auf noch entfernterem Wiesenlande waren Andere beschäftigt, das

arg durchnäßte Heu zu wenden. Es ist schwer zu begreifen, wie Heu und Korn in jenem Jahre trocken geworden sind, da in der Regel kaum einen Tag das gute Wetter im Gebirge anhielt und der Boden vom Wasser so getränkt war, daß man auf den Wiesen überall einsank. Der Gebirgsbauer, der die Cultur bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeit, bis dicht an den Fuß des Hochgebirges vorgerückt hat, und jeden Fußbreit Landes der Wildniß streitig macht, steht in einem fortwährenden Kampfe auf Leben und Tod mit den Elementen und muß immer auf einen tückischen Streich, den sie ihm spielen, gefaßt sein.

Gegen neun Uhr kam der Wirth, um mich seinem Versprechen gemäß etwas im Thale umherzuführen. Nach einigen Kreuz- und Quergängen auf seinem Lande brachte er mich auf einen von der rechten Thalwand, einem niedrigen Waldgebirge, in das Thal vorgeschobenen und etwa in der Mitte desselben liegenden Hügel, den sogenannten Klinsenkogel, welcher der geeignetste Punkt zu einem Ueberblicke über das ganze Thal ist. Er rühmte mir zwar, daß er, gerade so wie an jenem Tage mit mir, einige Jahre zuvor mit dem Minister von Bruck, dessen Gemahlin und einem andern vornehmen Herrn den Berg „hinaufgekrackselt" sei; dessenungeachtet hatte er aber noch immer keinen Weg machen lassen, sondern man mußte über nasse Wiesen, in die man bis an die Knöchel versank, und dann durch ein dickes Tannengebüsch ohne Weg oder Steg sich durchschlagen. Als wir oben ankamen, war mein Führer in Schweiß gebadet, und er mußte gestehen, daß der Weg etwas „z'wider" sei (ein ihm sehr geläufiger Ausdruck). Ich bin aber überzeugt, wenn er auch noch so oft mit den Fremden hinaufkrackseln muß, er wird doch keinen Weg machen lassen. Das ist der dem Oberösterreicher eigene Mangel an Speculationsgeist und Unternehmungslust, die Kehrseite seiner Gemüthlichkeit.

Die Aussicht, die von diesem Punkte sich bot, war ebenso freundlich und schön, als umfassend und interessant. Alle die oben genannten Berge des hintern Stoder, von dem Hebenkaas im Süden an bis zum kleinen Priel im Norden überschaute man aufs Beste. Hier tritt denn auch der höchste von allen, der hohe Priel, besonders stattlich hervor und erscheint als der König der übrigen und der Beherrscher des Thales, während von allen anderen Seiten nicht er, sondern der Osterwitz und die Spitzmauer besonders den Blick auf sich ziehen, und namentlich dem ankommenden Fremden vor allen auffallen. Er liegt, wenn man sich gegen Norden richtet, einem gerade gegenüber, und zeichnet sich außer seiner Höhe namentlich durch die großen ewigen Schneefelder aus, die wie ein großes weißes Busentuch seinen mittlern Theil bedecken. Als ich ihn betrachtete, stieg gerade ein großer Vogel, mit seinen mächtigen Schwingen weite Kreise beschreibend, aus der Tiefe des Thales in die reinen Lüfte auf. Wie mir mein Begleiter sagte, war es ein Geier. Immer kleiner wurden die Kreise, bald schwang er sich in senkrechter Linie in die Höhe und in wenigen Minuten stand er fest schwebend über dem großen Priel. Der Wirth meinte, es sei nicht „z'wida", wenn man mit derselben Schnelligkeit und Leichtigkeit wie dieser Vogel den großen Priel ersteigen könne. Da jedoch die Kunst zu fliegen für den Menschen noch nicht erfunden ist und die Wege, auf denen der Erdenwurm hinauftrackseln muß, durch den unaufhörlichen Regen sehr verdorben, zum Theil ganz ungangbar geworden waren, und dazu das Wetter keinen beständigen Charakter hatte, was sich deutlich später am Nachmittage zeigte, wo es wieder zu regnen anfing, so rieth er mir von einer Besteigung ab.

Wenden wir auf unserm Aussichtspunkte die Blicke von den Bergen in das Thal, so fühlen wir uns durch die liebliche grüne, von der hellblauen Steyer in vielen Windungen durchströmte Ebene aufs Angenehmste angesprochen. Und erst hier erkennen wir, wie belebt und bevölkert dies kleine, tief in den Bergen vergrabene Fleckchen Erde ist. Ueberall schauen die weißen Häuschen aus dem Grün der Wiesen und Bäume heraus, besonders zahlreich liegen sie aber am Wasser. Die ganze Pfarre zählt an hundert Häuser und mehr als 600 Einwohner. Diese ernähren sich theils vom Ertrage ihrer Felder, theils von der Viehzucht, da die Berge ringsum reich an schönen Almen sind, die meisten aber von der Holzarbeit in den Wäldern. Dies sind die sogenannten Holzknechte. Einer der älteren oder der wohlhabenderen, der sogenannte Meisterknecht, übernimmt die Verpflichtung, eine bestimmte Zahl von Joch Waldung abzustocken und zu verflößen, der Waldbesitzer sichert ihm dagegen eine gewisse Summe Geld und eine bestimmte Menge Lebensmittel zu. Der Meisterknecht wirbt sich nun seine Gesellen und geht mit ihnen in den Wald. Hier bauen sie sich zunächst kleine Hütten, dann hauen sie die Bäume um, hacken die Aeste und die Rinde ab, und flößen zuletzt die Stämme aus dem Thale hinaus. So lange die Arbeit dauert, kommen sie selten oder nie in die Tiefe herunter. Nicht einmal die Lebensmittel holen sie sich selbst, sondern der Waldbesitzer schickt sie ihnen. Sie sind nicht schlecht bezahlt und sie zu verköstigen ist nicht wohlfeil, da sie ungemein fette Kost verlangen. Bei diesem Zuschnitt ihres Lebens ist es nicht zu verwundern, daß sie durch den ununterbrochenen Aufenthalt in der Wildniß selbst verwildern, und auch den Ruf kolossaler Rohheit, worin sie stehen, wohl verdienen.

Wenn wir uns endlich auf unserm Aussichtspunkte gegen Süden wenden, so blicken wir in das interessante Nebenthal der Steyer, die sogenannte Polsterluke, hinein und aus ihr schimmert der kleine Wasserfall der krummen Steyer hervor, dessentwegen das Thälchen besonders besucht wird und einer gewissen Berühmtheit sich erfreut. Es ist etwa zwei Stunden von den Häusern des hintern Stoder entfernt und erstreckt sich in einer Länge von drei Viertelstunden zwischen die hohen Berge hinein. Graue Felsenwände umstarren es von allen Seiten, die Thalsohle ist aber von einem grünen Wiesenteppich bedeckt, den ein kleiner Bach, die genannte krumme Steyer, durchrieselt. Ziemlich am Ende liegt ein stattliches Bauernhaus, das sogenannte Polstergut, sicherlich eine der vereinsamtesten aller menschlichen Ansiedelungen im ganzen Gebiete der Alpen. Man begreift nicht, wie die Leute den langen Winter mitten in dieser wilden, fürchterlichen Natur aushalten können. Dazu gehört, daß man hier geboren ist und es nicht besser kennt. —

Leider ist es mir nicht möglich gewesen, über die Geschichte des hintern Stoder mehr in Erfahrung zu bringen, als daß das alte Stiftspital am Pyrrhn, das wir auf unserm Wege nach Steyermark kennen lernen werden, bis zu seiner Aufhebung die Vogtei über die hiesige Pfarre hatte, von ihm die Kirche, der Pfarrhof und das Schulhaus gebaut wurden, und sein letzter Probst der erste Pfarrer hier war. Sicherlich werden die Ereignisse des 16. und 17. Jahrhunderts, denen wir überall in Oberösterreich begegnen, die Zeit der Ausrottung des Protestantismus, auch hier nicht spurlos vorübergegangen sein, und insbesondere ist zu vermuthen, daß dieses so abgelegene Thal, ebenso wie die benachbarten ähnlichen Thäler von Gosau, Halstatt, Aussee, ein Schlupfwinkel der verfolgten Protestanten gewesen ist.

Calcutta, Indiens Metropole.

Von **Robert v. Schlagintweit.**

II.

Der europäische Theil Calcuttas ist in der Anlage von Straßen, öffentlichen Plätzen, Monumenten und dergleichen einer großen europäischen Stadt vollkommen analog, wenngleich die Häuser selbst von jenen, wie wir sie in unseren Städten zu sehen gewohnt sind, sich wesentlich verschieden zeigen. Die palastähnlichen, äußerst solide gebauten, hohen Wohngebäude haben nämlich durch alle Stockwerke hindurch einen zehn bis zwölf Fuß breiten Vorbau, eine Veranda, die oft von kunstvollen Säulen getragen wird. Die Veranda hat vor allem den Zweck, die Sonne zu verhindern, ihre heißen, so sehr gefürchteten Strahlen direct in die Wohnzimmer gelangen zu lassen. Große, zwischen den Säulen, welche die Veranda stützen, angebrachte Jalousien oder verschiebbare Laden, die nach Belieben herabgelassen oder heraufgezogen werden können, schließen das Eindringen der Sonne in die inneren Gemächer zu jeder Tageszeit aus. Am frühen Morgen oder am späten Abend bietet die Veranda einen angenehmen Aufenthalt dar. Zuweilen, wenn die Hitze Nachts unerträglich wird, wenn die drückende Atmosphäre auch nicht der leiseste Luftzug bewegt, werden die Verandas als Schlafstätten benutzt, indem man in sie die einfachen Betten stellen läßt.

Ungeachtet des Schutzes jedoch, den die Verandas gewähren, erwärmen sich, besonders im April und Mai, den heißesten Monaten in Calcutta, die Zimmer im Innern der Häuser, auch wenn sie noch so hoch und geräumig sind, so sehr, daß ein Aufenthalt in ihnen unerträglich wäre, wenn man nicht zur Kühlung derselben eine Anzahl von Vorrichtungen eigenthümlicher Art angebracht hätte, die, da man sie bei uns in Europa nicht kennt, einer kurzen Beschreibung bedürfen.

Zunächst befindet sich in jedem Zimmer eine Panka (im Englischen Punkah geschrieben), die folgender Weise eingerichtet ist. Von der Decke herab hängt ein großes, langes, weiß angestrichenes Brett, an dessen unterm Ende ein einen halben Fuß langer starker Leinwandstreifen angenäht ist. In der Mitte dieses Brettes ist ein Strick befestigt, der durch eine an der Wand angebrachte kleine Oeffnung hindurchgezogen wird, so daß man von außen, im Corridor oder in der Veranda mittelst dieses Strickes durch einen Diener die Panka in steter Bewegung erhalten kann. Hierdurch entsteht ein lebhafter Luftzug, der äußerst kühlend und angenehm wirkt, bei denjenigen jedoch, die ihn nicht gewohnt sind, eine unwiderstehliche Schlafsucht hervorbringt. Allein diese Wirkung äußert sich nur anfänglich; leider gewöhnt man sich nur zu bald an die Panka, die dann ihren wohlthätigen Einfluß jenem gegenüber versagt, der sich ihrer bedienen will, um nach manchen vorausgegangenen schlaflosen Nächten sich wieder in einem ruhigen Schlummer zu stärken.

Gar oft wird die Unerfahrenheit junger europäischer Damen benutzt, um ihnen mittelst der Panka eine gewiß nicht angenehme Situation zu bereiten. Solche Freiheiten dürfen sich übrigens nur ältliche Herren herausnehmen — „Old Indians“, wie sie ganz bezeichnend heißen —, welche viele Jahre ihres Lebens in Indien zugebracht haben und eben deshalb das Privilegium genießen, sich auf Kosten Anderer lustig machen zu dürfen. Zu ihren Opfern ersehen sie mit besonderer Vorliebe Damen aus. Mag nämlich in einer größern Abendgesellschaft eine junge Dame, die soeben aus England nach Indien kam, von geistreichen Gesellschaftern umgeben sein, die es sich angelegen sein lassen, sie auf das Angenehmste in lebhaftem Gespräche zu unterhalten, so vermögen doch diese nicht den Einfluß von ihr abzuhalten, den die Panka auf sie hervorbringt. Damen, welche die schlaferregende Eigenschaft der ihnen bis jetzt ungewohnten Panka kennen, schützen unter solchen Umständen ein Unwohlsein vor sobald sie eine Anwandlung von Schlaf verspüren, und ziehen sich auf einige Zeit in ein Zimmer zurück, in welchem die Panka stillsteht. Andere aber, mit den Wirkungen dieses Kühlungsapparates unbekannt, suchen gegen den ihnen unerklärlichen Schlaf mit allen Kräften anzukämpfen, wiewohl fast stets vergeblich. Immer einsilbiger lauten nun die Antworten einer solchen Dame; immer tiefer sinkt sie in die Kissen des Sophas zurück; immer fester wird sie durch die Panka in den Schlaf eingelullt. Wiederholt nun hat man eine solche Dame mehrere Stunden lang schlafen lassen, indem sich die ganze Gesellschaft, um sie nicht aufzuwecken, in andere Räume begab. Das Erwachen erfolgt gewöhnlich erst dann, nachdem die Panka einige Zeit lang still gestanden hat. Man kann sich die unangenehme Ueberraschung der Dame denken, wenn sie sich in später Stunde ganz allein in einem hell erleuchteten Zimmer findet, dessen Thüren jedoch bald von älteren Herren geöffnet werden, die sich an ihrer Verlegenheit ergötzen.

Außer der Panka gebraucht man noch zur Kühlung der Zimmer den Thermantidote, nämlich eine Art kleinen, hölzernen Mühlrades, das in einer Ecke des Zimmers aufgestellt und durch Menschenhand rasch umgedreht wird, so daß hierdurch ein starker Luftstrom entsteht.

Am kräftigsten werden jedoch die Zimmer durch Strohgeflechte gekühlt, im Indischen Tattis genannt. Diese können jedoch nur dann angewandt werden, wenn die Atmosphäre sehr trocken ist und ein warmer Wind gleichzeitig weht. Man stellt die Tattis entweder vor ein Fenster oder vor eine Thür, an jener Seite auf, von welcher der Wind kommt, und befeuchtet sie immerfort mit Wasser, welches jedoch in Folge des warmen, trockenen Windes rasch verdunstet und eben dadurch eine bedeutende Erniedrigung in der Temperatur hervorbringt. Allein, wenngleich die feuchten Tattis jedem Europäer höchst angenehm sind, so erweisen sie sich doch keineswegs jedem zuträglich. Denn bei einigen Individuen erzeugen sie eine Disposition zu bösen, intermittirenden Fiebern, anderen verursachen sie heftige Kopfschmerzen. Besonders jene Tattis sind in dieser Hinsicht sehr gefährlich, die frisches Strohgeflecht enthalten oder überhaupt noch wenig gebraucht worden sind.

In den von Europäern zu Calcutta bewohnten Häusern findet man im Allgemeinen eine Einrichtung, über deren Pracht und Kostspieligkeit man staunt. Die großen, luftigen, hallenartigen Gemächer sind nicht nur auf das Eleganteste mit den feinsten in Europa gefertigten Möbeln eingerichtet, sondern auch häufig mit Werken der Kunst und Wissenschaft von anerkanntem Werthe geschmückt.

Wesentlich verschieden von dem europäischen Stadttheile Calcuttas ist jener, in welchem die Eingeborenen wohnen.

Wohl finden sich da auch einige große, palastähnliche Häuser, aber immer nur zerstreut. Ueberhaupt ist in Indien im Allgemeinen dem Eingeborenen, der einen Palast sich baut, die Beschaffenheit der nächsten Umgebung höchst gleichgültig; ihm genügt es, wenn im Innern Alles Pracht verräth und eine großartige Verschwendung erkennen läßt, mag auch die Straße, welche zu diesem Reichthum führt, nur aus einer engen Gasse mit halbzerstörten, ihrem gänzlichen Verfalle entgegengehenden Häusern oder Hütten bestehen. Da ferner nur selten während Generationen hindurch etwas geschieht, solche Paläste in gutem Zustande zu erhalten, so läßt fast ein jedes dieser Gebäude in Folge des Einflusses des Klimas die Spuren der demnächst rasch um sich greifenden Zerstörung erkennen.

Wohl keine Stadt Indiens hat eine solche Menge von verschiedenartigen Nationen, Racen und Religionen aufzuweisen, wie Calcutta. In dieser Beziehung kann diese Stadt gewiß nicht mit Unrecht das orientalische London genannt werden. Neben dem größten Reichthum besteht gleichzeitig auch die unglaublichste Armuth, und zwar nicht unter den Eingeborenen allein, sondern auch unter jener gar nicht geringen Classe von Europäern, die als die ab- und zuwogende Bevölkerung — the floating population, wie sie in Indien sehr richtig heißt — bezeichnet werden muß, und die aus davongelaufenen oder verabschiedeten Matrosen, Soldaten und einigen Glücksrittern und Abenteurern besteht. Diese letzte höchst beklagenswerthe Classe der Europäer hat meistentheils ihren Aufenthalt in den elenden Hütten und Wohnungen der armen Eingeborenen genommen. Aber wenn auch dieser große dicht bevölkerte Stadttheil mit seinen engen, krummen Gassen, mit seinen endlosen Bazars, mit seiner eigenthümlichen Bauart dem Aeußern nach vollkommen einen orientalischen Charakter zeigt, so war doch gerade in neuerer Zeit die englische Regierung mit eben so anerkennenswerther Energie, wie auch gleichzeitig mit großem Glücke darauf bedacht, in ihm einer Anzahl europäischer Vorkehrungen Eingang zu verschaffen. Die im Interesse der Menschlichkeit dringend nöthigen, erst vor Kurzem eingeführten zahlreichen sanitätspolizeilichen Maßregeln, auf deren genaue Durchführung mit großer Strenge gesehen wird, haben bereits seit der kurzen Zeit ihres Bestehens ihren segensreichen Einfluß nachweisbar geltend gemacht und werden sich auch dauernd als wahre Wohlthäter für Calcuttas farbige Bevölkerung erweisen. Wer nur immer einen oberflächlichen Einblick in die eigenthümlichen religiösen Verhältnisse der Inder und die unglaublichen, damit innig zusammenhängenden, wirklich zahllosen Vorurtheile sich verschafft hat, wird die Schwierigkeiten begreifen, die sich der Einführung auch der zweckdienlichsten sanitätspolizeilichen Einrichtungen entgegenstellen und, wenn er vorurtheilsfrei und unbefangen urtheilt, nicht umhin können, dem ebenso tactvollen, wie mit sichtbarem Erfolge gekrönten Benehmen der englischen Regierung in dieser Angelegenheit seine volle Anerkennung zu Theil werden zu lassen.

Es hat sich überhaupt Calcutta unter der englischen Herrschaft ganz unglaublich gehoben. Diese Stadt wird von uns Deutschen mit Unrecht „Calcutta“ genannt, während die Engländer die bei den Eingeborenen auch heute noch bestehende richtige Aussprache „Calcatta“ (das „a“ in der zweiten Silbe „ca“ wird ausgesprochen wie u im englischen Worte „but“ = aber) beibehalten haben. Die Etymologie dieses Namens ist auch heute noch eine unklare; die von Neumann in seiner „Geschichte des englischen Reiches in Asien“ gegebene Erklärung hat die größte Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit für sich. Nach ihr bedeutet Kalkata oder Kalikata den „Begräbnißplatz“ oder den der Göttin „Kali geheiligten Ort“ (Kali, die indische Hekate, ist die Gemahlin Siva's des indischen Zerstörers).

Im Jahre 1700, als Calcutta von den Engländern in Besitz genommen wurde, stand an der Stelle der heutigen Metropole Indiens ein armseliges Fischerdorf; im Mai 1850 belief sich die Bevölkerung mit Ausschluß aller Vorstädte, von denen die hauptsächlichsten die Namen Tschidpur, Naudenbagh, Bahar-Simla, Sialda, Yutalli, Balligandsch, Bhovanipur und Alipur führen, auf etwa 413,200 Seelen; und gegenwärtig (Juli 1867) wird Calcuttas Bevölkerung wohl mindestens eine halbe Million betragen. Die Mehrzahl der Bewohner bilden die Hindus; dann folgen Mohammedaner, Eurasier (Mischlinge zwischen Eingeborenen und Europäern), Chinesen, Juden, Armenier und einzelne Feueranbeter (Parsis) und Buddhisten; die Zahl der in Calcutta zur Zeit lebenden Europäer (Beamte, Offiziere, Kaufleute, Techniker, Ingenieure, Aerzte, Advocaten, Schiffscapitaine, Matrosen u. s. w.) mag sich auf etwa viertausend belaufen. Doch sind alle auf Calcutta bezügliche Zahlenangaben vorläufig nur als approximative zu betrachten; insbesondere ändert sich die Zahl der Europäer gänzlich je nach der sehr wechselnden europäischen Besatzung. Die Summe der Eingeborenen läßt sich noch weniger genau feststellen. Zwar ist in neuester Zeit auch in Indien ein systematisch durchgeführter Census versucht worden, wie er in den meisten Ländern Europas und in den Vereinigten Staaten Amerikas innerhalb gewisser Zeitperioden regelmäßig wiederkehrt. Aber die Ergebnisse dieses Census blieben weit selbst hinter mäßigsten Ansprüchen insbesondere deshalb zurück, weil die Eingeborenen, in hohem Grade mißtrauisch gegen alle Neuerungen, in denen sie entweder Steuererhöhungen oder gar heimliche Angriffe gegen ihre ihnen so lieb und werth gewordene Religion argwöhnen, bei amtlich angestellten statistischen Anfragen mit Absicht oft falsche Angaben liefern. Die eigenthümlichen, von europäischen Zuständen wesentlich verschiedenen socialen Verhältnisse treten, wie sie nun einmal gegenwärtig in Indien herrschen, solchen wissenschaftlichen Ermittelungen äußerst störend entgegen. So ist es, um nur einen Fall zu erwähnen, selbstverständlich, daß derjenige, der einen Harem besitzt, jede Anfrage über die Zahl seiner schönen Bewohnerinnen als eine außerordentlich indiscrete in einem Lande betrachtet, in dem es überhaupt als höchst unschicklich gilt, sich bei irgend einem Anlasse nach dem Befinden einer Frau, wenn auch nur ganz im Allgemeinen, zu erkundigen.

Einen ungefähren Begriff von dem öffentlichen Leben und Treiben, welches in Calcutta herrscht, erhalten wir durch einen Besuch auf der Esplanade. Es ist dies eine ganz ebene Fläche, durch welche sich breite Streifen kurz geschnittenen Grases hindurchziehen, während sie an den Seiten von wahren Prachtexemplaren tropischer Bäume begrenzt ist. Hier, auf der Esplanade, entfaltet sich an jedem Nachmittage, insbesondere während der kühlen Jahreszeit, ein für Calcutta charakteristisches Leben. Anfangs tummeln sich nur wenige Reiter auf der weiten Fläche, die überall auf das Sorgfältigste zur Niederhaltung jeglichen Staubes mit Wasser besprengt ist. Vereinzelt nur wandern einige Fußgänger spazieren. Aber von Minute zu Minute wird der Platz belebter; in immer größerer Anzahl kommen von allen Seiten Reiter und Reiterinnen auf prachtvollen arabischen Pferden herbei; rasch füllt sich der weite Raum mit Wagen aller Art; in leichten, zweirädrigen Cabriolets, in Indien Baggi genannt, fahren Eingeborene; es erscheint ein kleiner geschlossener Wagen, ein Schigram, aus dessen Innern zuweilen ein dunkler Kopf hervorsieht; bald mischen sich unter diese eigenthümlich gestalteten Fuhrwerke mit zwei, ja selbst mit vier prachtvollen arabischen Pferden bespannte Equipagen, die sich nicht zu schämen brauchten, im Hydepark zu London zu fahren. Im Innern befinden sich theils auf das Mo-

dernste gekleidete europäische Damen und Herren, theils in orientalischer Weise geschmückte, von Juwelen und Edelsteinen strotzende reiche Eingeborene.

Es beginnt nun eine allgemeine Spazierfahrt, bei der eine eigenthümliche Sitte herrscht; denn zu jeder Seite des Wagenschlages sowohl als auch neben jedem einzelnen Pferde läuft ein Diener, so daß jeder herrschaftliche Wagen von mindestens vier Läufern begleitet ist. Der Kutscher fehlt natürlich auch nicht; neben ihm auf dem Bocke befindet sich überdies noch ein anderer Diener. Für die Leute, die neben dem Wagen herlaufen, was unbestreitbar einen überraschenden Eindruck gewährt, und, die mit mächtigen Fliegenwedeln versehen, von den Thieren Mosquitos abwehren, ist es eine geringere Anstrengung, als manche glauben dürften, mit den Pferden gleichen Schritt zu halten, da sie von Jugend auf an das Laufen gewöhnt sind.

Ganz von selbst entfaltet sich nun eine Art Corso, der eben so glänzend wie bunt ist, weil an ihm auch die Eingeborenen in großer Menge und mit lebhaftem Interesse theilnehmen. Schade nur, daß keiner sich herbeiläßt, sich von irgend einer der Frauen, die sein Harem birgt, begleiten zu lassen! Wie sehr würden diese zur Mannigfaltigkeit dieses Corsos beitragen!

Wenn auch allerdings zwischen den Europäern und den Eingeborenen kein näherer Verkehr besteht, wenn nur zuweilen ein freundlicher Austausch von Begrüßungen stattfindet, wenn auch die Schranke, welche die beiden großen Nationen im privaten Leben trennt, bei öffentlichen Gelegenheiten mehr oder minder an den Tag tritt, so ist es dennoch wohlthuend, die Eingeborenen an diesem harmlosen öffentlichen Vergnügen der Europäer freiwillig und freudig theilnehmen zu sehen.

Dieser Corso auf der Esplanade, bei welcher jeder Wagen, auch der einfachste und schlechteste, zugelassen wird, und dieselben Rechte genießt, wie der prunkvollste, liefert ein höchst anziehendes, jeden Tag wechselndes Bild. Nie habe ich während meines Aufenthaltes in Calcutta versäumt, demselben beizuwohnen; stets war ich auf das Neue überrascht durch die verschiedenartigen Trachten, durch die reichen Anzüge und die geschmackvollen Livreen. Ich bewunderte die große Ungezwungenheit, das anziehende Benehmen und den Anstand, der zwischen den Reitern und den Insassen der Wagen herrschte. Gewöhnlich spielt in der Woche einmal öffentlich eine der englischen Regimentsmusikbanden, und da der Director der meisten derselben ein Deutscher ist, so braucht es nicht Verwunderung zu erregen, auch in Calcutta die schönsten deutschen Weisen, Arien und Lieder in vortrefflichster Weise vorgetragen zu hören, die in mir stets angenehme Erinnerungen an die theuere, weit entfernte Heimath wachriefen.

Wunderbar ist der Effect, welchen auf den soeben beschriebenen Corso das Untergehen der Sonne hervorbringt. Kaum ist sie geschieden, als auch schon sofort finstere Nacht eintritt, und mit ihr die gerechtfertigte Besorgniß erwacht, daß in dem Gewühle von Wagen, Reitern und Spaziergängern ein Unglück entstehen könne. Denn die wenigen rauchigen Oellampen, die zur Zeit, als ich in Calcutta war, die Esplanade beleuchteten — an ihre Stelle sind jedoch seit einigen Jahren Gasflammen getreten —, verbreiteten gerade nur hinlängliche Helligkeit, um bei Beobachtung großer Vorsicht ein directes Aufeinanderstoßen zu verhindern.

Es wäre unrichtig, aus dem Luxus, der sich in Calcutta freiwillig im öffentlichen wie im privaten Leben entfaltet, einen Schluß auf den allgemeinen Reichthum Indiens ziehen zu wollen. Denn in Calcutta herrschen Verhältnisse, wie sonst in keinem andern Theile des großen indischen Reiches. Hier, wo sich der Sitz des Vicekönigs und Generalgouverneurs befindet, treffen wir eine bedeutende Anzahl der höchstgestellten, reichbesoldeten Beamten und Offiziere; mit hohen Regierungspensionen dotirte Eingeborene haben hier ihren ständigen Aufenthalt genommen; der ausgedehnte Handel ferner, den Calcutta treibt, hat hier viele ebenso vermögende wie feingebildete, strebsame Kaufleute der verschiedensten europäischen Nationalitäten vereinigt.

Die letztgenannte Kategorie der Europäer, die Kaufleute, werden die hohe Stellung sowohl als auch die glanzvolle Existenz, deren sich Calcutta nun bereits seit Jahrzehnten erfreut, gewiß selbst dann noch aufrecht erhalten, wenn auch der Sitz der Regierung die Stadt verlassen haben sollte. Die in Betreff der Verlegung der obersten Behörden Indiens früher gemachten Vorschläge, welche man besonders nach dem furchtbaren Orkane, der Calcutta und seine Umgebungen am 5. October 1864 durch eine Cyklone von mehr als fünf Stunden Dauer heimsuchte, einer eingehenderen Prüfung unterzog, werden, wenn sie auch vorläufig unberücksichtigt bleiben, früher oder später dennoch wieder aufgenommen werden und das Resultat liefern, daß unbeschadet der Wohlfahrt Indiens seine höchste Regierung um so leichter anderswo als in Calcutta den Sitz aufschlagen kann, je mehr die in dem großen Reiche bis jetzt noch immer mehr oder minder unzureichenden Communicationsmittel an Ausdehnung zugenommen haben.

Schilderungen aus dem serbischen Volksleben.

Von **A. Leist.**

II.

Ich erlaube mir noch einiges über die verschiedenen kirchlichen Feste zu sagen, weil diese tief in die Sitten des Volkes eingreifen und zugleich schöne Familienfeste bilden. Das Fest der Wasserweihe, welches in den großen Städten Rußlands mit außerordentlichem kirchlichen Pompe und großer militairischer Pracht gefeiert wird, ist, wie bei allen orientalischen Christen, auch bei den Serben wenigstens in Bezug auf die äußerlichen Förmlichkeiten und vielen Ceremonien sehr hervorragend; es wird mitten im Winter am 18. Januar neuen Stils begangen.

Nachdem sich die Gemeinde des Morgens in der Kirche versammelt hat, zieht dieselbe im feierlichen Aufzuge mit Gesang und Glockengeläute zum nächsten Flusse oder Bache, welcher zur Erinnerung an die Taufe des Herrn vom Geistlichen geweiht werden soll. Das für die Kirche bestimmte Weihwasser sowie das aus dem Flusse oder Bache entnom-

meine und von der Gemeinde in Krüge und andere Gefäße gefüllte Wasser wird nun unter vielen Ceremonien geweiht und von den Gemeindemitgliedern zum Zwecke des häuslichen Gottesdienstes nach Hause genommen und aufbewahrt.

Einem alten Brauche gemäß wird in Serbien noch bei gewissen Gelegenheiten und auch wenn Gäste beherbergt werden, vom Familienvater Abends vor dem Schlafengehen eine Art Hausgottesdienst abgehalten, welchem die Glieder der Familie bei brennender Kerze beiwohnen. Diese Andacht gilt besonders dem Hausheiligen, welchen sich jede Familie erwählt und dessen Festtag man als feierlichen Tag des Familienpatrons von Seiten der ganzen Familie feiert; dabei nimmt man auch Glückwünsche an. Geburts- oder Namensfeste hat man nicht. Zu den angesehensten Heiligen gehört vor allen Anderen der heilige Nikolai, welcher beim gemeinen abergläubischen Serben gleich den ersten Rang nach dem lieben Gott einnimmt. Sonst wird auch der heilige Elias, Sawa, Georg, Marcus, Cyrillus u. s. w. sehr in Ehren gehalten, und das Bild des Hausheiligen ist fast der einzige Schmuck im Zimmer der serbischen Landleute. Nach dem Namen des Hauspatrons wird auch oft das Oberhaupt der Familie bezeichnet, z. B. Gjurgjewatsch, das heißt: Einer, der den heiligen Georg verehrt.

Die schöne auf das Fest Bezug nehmende Begrüßungssitte erneuert sich auch zum Osterfeste wieder, denn der Gruß der am Auferstehungsmorgen sich Begegnenden lautet: „Christos woskriesio!“ (Christus ist auferstanden), worauf der Gegrüßte antwortet: „Woistina woskers!“ (wahrlich, er ist auferstanden). Menschen, die bisher mit einander in Feindschaft gelebt haben, umarmen sich auf der Straße und feiern ihre Versöhnung, denn an diesem heiligen Feste, das in Serbien schon in die herrlichste Frühlingszeit fällt, muß jeder Groll und jede Feindschaft schwinden. Das Auferstehungsfest wird drei Tage hindurch in Kirche und Haus gefeiert. Auch die Geschenke, welche an diesem Tage verabreicht werden und in Backwerken, rothen Eiern u. s. w. bestehen, werden mit diesem Gruße begleitet. Die bläulichrothen Ostereier werden von den serbischen Landleuten meist mit der Blüthe der Küchenschelle (Anemone pulsatilla) gefärbt, welche um diese Zeit die serbischen Wälder und trocknen Anhöhen in großer Menge zu zieren pflegt.

Die Kirchweihfeste am Tage desjenigen Heiligen, dem die Kirche des Gemeindeverbandes geweiht ist, bilden zugleich ein eigenthümliches Volksfest, welches um so mehr von den in der weiten Umgegend lebenden Landleuten besucht wird, da es mit wenigen Ausnahmen meist in die schönere Jahreszeit fällt. Schon am Vorabend des Namensfestes des Schutzheiligen der Kirche erscheint das Landvolk in großer Anzahl im Kirchdorfe und kehrt bei der Verwandtschaft oder bei Bekannten ein, oder wo dies nicht thunlich ist, lagert es auf dem großen die Kirche umgebenden Raume nach altserbischer Sitte unter freiem Himmel. Krämer aller Art und vorzugsweise die beliebten Pfefferküchler schlagen gleichfalls ihre Zelte auf, denn Leb- oder Pfefferkuchen sind nebst der Alwa eine sehr beliebte Näscherei aller Südslaven. Diese Pfefferküchler bieten zugleich Wachskerzen und Wachslichter feil für die Wallfahrer; die dünnen Wachslichter werden gekauft, um dieselbe der Kirche zu verehren, die Wachskerze aber, um dieselbe dem Hausheiligen zu widmen.

Am Morgen entwickelt sich schon sehr frühzeitig ein reges Leben in der Nähe der Kirche, wo sich nun auch die Verkäufer von Wein, Rakie, Scherbet, Obst, getrockneten Fischen und Eßwaaren aller Art einfinden. Der eigentliche Verkehr dieser Verkäufer mit dem Volke beginnt aber erst nach Beendigung der Liturgie, die ziemlich lange währt und besonders in den Klosterkirchen, deren Serbien sehr viele zählt, mit großer Feierlichkeit begangen wird. Die Kirche bekommt von den frommen Gläubigen bedeutende Spenden an Geld, Wachskerzen und Wachslichtern, sowie serbische Maramas, d. h. Handtücher, welche von der kunstfertigen Hand der Frauen mit Seiden- oder Goldfäden gestickt sind, und dergleichen mehr. Wird das Kirchweihfest von einer Klosterkirche gefeiert, dann bekommen auch die Kaludjer (Klostergeistlichen) ansehnliche Gaben an Schafen, Ziegen, Spanferkeln, Geflügel u. s. w. Nach dem Gottesdienste nimmt das Fest einen weltlichen Charakter an, denn am Kirchweihtage muß der Serbe fröhlich und lustig sein. Auch hier werden auf öffentlichem Markte Schafe, Ziegen und Schweine an hölzernen Spießen gebraten oder schon gebraten ganz auf Wagen zu Markte gebracht, hier erst in Stücke gehauen und nicht pfundweise, sondern nach dem Augenmaße für den behandelten Preis in größeren und kleineren Stücken verkauft.

Der Alwadschija (Alwaverkäufer) darf mit dem Lieblingsessen der Serben und Türken, der Alwa, bei solchen Gelegenheiten nicht fehlen. Die Bestandtheile dieser sehr wohlschmeckenden Näscherei werden gewöhnlich als Honig, Mehl und Fett angegeben, allein ich habe mich überzeugt, daß in vielen Gegenden der europäischen Türkei und Serbiens auch aus Honig und Nüssen (oder auch süßen Mandeln) eine sehr wohlschmeckende Alwa bereitet und verkauft wird. Ob noch eine andere Zuthat genommen wird, ist mir nicht bekannt. Der auf den Straßen der Städte umhergehende Alwadschija ladet die Käufer durch einen Gesang ein, in welchem er besonders die Süßigkeit der Mandeln und des Honigs und die ihm wohlwollende Gutmüthigkeit seiner Käufer besingt *).

Die Gusla mit dem singenden Guslar darf bei keinem Volksfeste fehlen, und nach beendigter Vesper in der Kirche wird auf öffentlichem Markte der serbische Nationaltanz Kolo (Rad oder Kreis) oft von einer sehr bedeutenden Anzahl männlicher und weiblicher Persönlichkeiten aufgeführt. Tänzer und Tänzerinnen bilden einen großen Kreis, indem jedes Mädchen oder jede Frau ihre Nachbarn rechts und links mit den Fingern am Gürtel faßt, während die Männer oder Jünglinge mit den Tänzerinnen dasselbe thun. In der Mitte des Kreises befindet sich der Dudelsackpfeifer.

Es wird der Kolo aber immer zu fünf Schritten in der Weise getanzt, daß von den beiden ersten Schritten einer vor, der andere zurück im langsamen Tempo gemacht, die drei folgenden Schritte aber in schnellerem Takte vorwärts zurückgelegt werden, und es gewährt ein in dieser Weise sich bewegender Kranz von schönen und geschmückten Jungfrauen, Frauen und Männern einen hübschen und wohlthuenden Anblick. Auch in den serbischen Städten Ungarns, wo zur Faschingszeit der Kolo ebenfalls öffentlich auf der Straße getanzt wird, lockt er zahlreiche Zuschauer auch der gebildeteren Stände herbei. —

Wir erwähnten vorhin, daß die Kirchweihfeste meist in die schönere Jahreszeit fallen. Da nun aber der heilige Nikolai auch sehr häufig zum Kirchenpatron gewählt wird, finden wir zur Bemerkung Anlaß, daß bei den Serben das Nikolaifest nicht im Winter (6. December), wie bei den Katholiken, sondern in der schönen Zeit der Rosenblüthe am 9. Mai alten Stils gefeiert wird, welches zugleich die Kirschzeit jenes schönen Landes ist **).

Einer der populärsten Heiligen des orthodoxen Glaubens-

*) Unlängst las ich in einem polnischen Blatte, daß ein serbischer Alwadschija mit seiner Waare in Rußland erschienen ist, weiß aber nicht mit welchem Erfolge. Es sollte mich aber wundern, wenn dieser Leckerbissen den genäschigen Russen nicht behagen sollte.

**) Ausgenommen die rauheren Gegenden.

bekenntnisses ist der heilige Georg, dessen Fest am 5. Mai gefeiert wird, welcher Tag eben nach dem Julianischen Kalender der 23. April ist, indem die Griechen, wie allgemein bekannt, mit ihrem Kalender nun zwölf Tage zurück sind. Der St. Georgstag wird in ganz Serbien als ein Hauptlandesfest angesehen, und da derselbe in die schönste Frühlingszeit fällt, so sind die Gebräuche dieses Feiertages von der festlichsten Art. Viele Kirchen sind diesem Heiligen geweiht, welcher auch oft als Hausheiliger verehrt wird. Die duftende Maiblume wird nach ihm benannt und ist ihm geweiht. Zwei Tage nach dem Georgstag ist der St. Marcustag, der ebenfalls feierlich begangen wird, namentlich in denjenigen Gemeinden, wo St. Marcus als Kirchenpatron verehrt wird.

Ein in Serbien viel gefeierter Tag ist der Lazartag — 27. Juni —, an welchem Tage wohl nach dem berühmten Ravaniza mindestens gegen 10,000 Menschen wallfahrten, weil früher in diesem Kloster die Gebeine des in der Schlacht am Amselfelde gefangenen serbischen Königs Lazar ruhten. Später brachten die Kaludjer (Mönche) aus Besorgniß vor den Türken die Ueberreste des vom Volke verehrten Königs nach dem Kloster Werdnik in Syrmien, welches dann gleichfalls den Namen Ravaniza erhielt. Die Zusammenkunft — Sabor — des Volkes in seiner malerischen Nationaltracht und in Ausübung seiner nationalen Eigenthümlichkeiten gewährt dem Beschauer ein höchst anziehendes Bild. Die Lazariza — das Lazarslied —, welches die Begebenheit auf dem Kossowofelde besingt, wird bei solchen Zusammenkünften gern angestimmt.

Auch der Eliastag wird in allen serbischen Gegenden, und in Slavonien, wo der heilige Elias der Patron des Landes ist, gefeiert. Der Sage nach hat ja auch der heilige Elias in der Gestalt eines Edelfalken dem frommen Serbenkaiser Lazar am Vorabend der Amselfelder Schlacht einen Brief von der Mutter Gottes gebracht, in welchem derselbe in das Himmelreich eingeladen wird. Das Eliasfest fällt in den Monat Juli, weshalb dieser Monat auch Ilijaski mesec — Eliasmond — genannt wird. Auch eine Art Apfel und Birnen, welche um diese Zeit reifen, haben den Namen Ilinjatscha — Eliasfrüchte — erhalten. Der Name Ilija — Elias — ist auch unter dem Volke ein sehr üblicher.

Wie die Griechen und andere Völker, so feiern auch die Serben den 1. Mai (nämlich unsern 13.), indem sie an diesem Tage Spaziergänge ins Freie machen, wo die mit Blumenkränzen geschmückte Jugend sich mit Gesang und Kolotanz im Grünen unterhält. Hier und da wird dieser Tag bald nach Mitternacht und also vor Tagesanbruch mit Musik von den Zigeunern eingeleitet.

Das Johannisfest, welches früher von allen slavischen Völkern und daher auch von den Serben und zwar nicht ohne Reminiscenzen eines aus dem heidnischen Zeitalter stammenden Cultus gefeiert wurde, hat von seinem ursprünglichen Charakter nur wenig beibehalten. Die sogenannten Johannisfeuer, die früher auf den Bergen und an den Flußufern angezündet wurden, werden immer seltener, und das sogenannte „Feuerspringen“, welches die Jugend barfuß über ein im Freien gemachtes Feuer producirte, ist jetzt am Mittsommerabend fast überall schon in Vergessenheit gerathen. Von dem honigduftenden Labkraut, Galium verum, werden Kränze zum Johannisfeste geflochten und solche an den Häusern ausgehangen, eine Sitte, die man allerdings in vielen Gegenden sieht, wie denn das Pflücken und Verschenken der Blumen am Johannistage auch bei anderen slavischen Völkern heute noch üblich ist.

Eine eigenthümliche, originelle und von der Gemüthlichkeit der Serben zeugende Sitte ist, daß der Toast, welcher bei Mahlzeiten dem Gaste oder wie dies in Klöstern von den Kaludjeren (Mönchen) geschieht, ihrem Vorgesetzten dargebracht wird, gesungen wird und zwar in sehr feierlicher Weise, wobei alle Anwesenden einstimmen, mit Ausnahme desjenigen, dessen Gesundheit getrunken wird. Dieser überall bei den Serben übliche Tischgesang besteht nur in den beiden Worten: „Mnogaja leta“, was wörtlich „viele Jahre“ bedeutet. Es wird dieses Mnogaja leta in sehr verschiedenen Variationen, zuerst piano, in feierlichem Tempo und tiefen Tönen, allmälig aber in immer höheren und stärkeren Tönen gesungen, bis es endlich mit einem begeisterten „Zivio“ schließt. Mit den Gläsern wird wenigstens in den besseren Gesellschaften nicht angestoßen, weil dies für unschicklich gehalten wird und hierzu wohl auch die serbischen Gläser, welche den deutschen Wassergläsern gleichen, sich gar nicht eignen. Weingläser, wie man sie in Deutschland hat, kennt man in Serbien nicht.

Das erwähnte Zivio (wird ausgesprochen Schiwio), er lebe, oder wenn eine Dame geehrt wird, Schivila, sie lebe, gilt bei den Serben auch als Beifallsruf und wird daher dem in der Skuptschina (Volksversammlung) mit Beifall sprechenden Redner zugerufen. Ein dem italienischen bravo oder brava entsprechendes Wort ist bei den Serben nicht üblich.

Die Hochzeitsgebräuche, welche in den Culturländern schon fast alles Ursprüngliche eingebüßt und sich auf große Einfachheit, namentlich in den Städten, beschränkt haben, werden in Serbien noch mit den alten volksthümlichen Gebräuchen gefeiert, und zwar nicht ohne die Mittel des Bräutigams bedeutend in Anspruch zu nehmen, da die Schmausereien der oft zahlreichen Gäste meist mehrere, ja auch acht Tage dauern. Die Serben feiern ihre Hochzeiten gewöhnlich im Herbste, wenn die Gaben der Natur eingesammelt und daher Nahrungsmittel sowie Wein oder Rakie in Fülle vorhanden sind. Wenn die Kirche nicht am Orte ist, wird natürlich auf geschmückten und von reichlich bebänderten Pferden gezogenen Wagen nach der Kirche gefahren. Wenn man zu Fuße nach der Kirche geht, dann eröffnet den Zug gewöhnlich der Dudelsackpfeifer mit dem Gaida oder Dipli (letzterer ist eine Art Dudelsack), welche primitive Instrumente dem Geschmacke des gemeinen südslavischen Mannes noch immer zusagen. Hierauf folgen die beiden Brautführer (oder doch einer), welche das wenig Abwechselung gewährende, ziemlich unmelodische Getön des Dudelsacks dann und wann mit Schüssen aus ihren Pistolen begleiten, denn Schießen und Glockengeläute gehören zu den feierlichsten Acten in Serbien, weshalb in den Klöstern beim Gesundheittrinken an hohen Festtagen mit Böllern geschossen und auch mit Glocken geläutet wird. Die Braut wird von zwei geputzten, reichlich mit Blumen und Münzen geschmückten Brautjungfern begleitet und ist oft mit einem sehr theuern Staate, goldenen Armspangen, silbernen oder goldenen Halsgehängen u. s. w. angethan. Es wäre nach serbischen Begriffen gegen die Schicklichkeit, wenn die Braut auf diesem Wege mit heiterem Gemüthe einherginge, weshalb dieselbe den Weg zur Trauung gewöhnlich weinend zurücklegt. Eine für den Bräutigam sowohl als auch für die Hochzeitsgäste wichtige Persönlichkeit ist der „Debeli Kum“ (dicke Gevatter), weil derselbe einen Theil der Hochzeit bestreiten hilft und daher durch sein „Bestes“ viel zur Erheiterung der Gesellschaft beitragen kann. Bei den syrmischen Serben bestreitet manchmal ein reicher Debeli Kum die sämmtlichen Kosten der Hochzeit. Manchmal hat der dicke Gevatter noch einen Mithelfer, welcher Wojwode genannt wird und gleichfalls Geschenke giebt. Der Stari Swat, Beistand des Bräutigams, ist meist eine ältliche Persönlichkeit. Wichtig ist auch das Amt des „Tschausch“ (Spaßmacher), weil derselbe durch seine Witze die Hochzeitsgäste in heiterer Laune erhalten

muß, wobei ihm freilich viele durch Tradition ererbte Späße zu Dienste stehen. Er ist harlekinisch gekleidet, reitet zu Pferde und besorgt das Einladen der Hochzeitsgäste.

Mißfallen erregend ist bei den serbischen Hochzeitszügen die Unsitte, daß die als Geschenk gegebenen Thiere, roth bemalte Lämmer, Hühner und dergleichen auf thierquälerische Weise mitgeschleppt werden, welchen Unfug hoffentlich sehr bald auch die in Serbien Eingang findenden Ideen der Thierschutzvereine abschaffen werden. Die Trauung ist sehr einfach und zeichnet sich nur durch die bekannten griechischen Kronen, welche den Brautleuten aufgesetzt werden, aus.

Bei den Begräbnissen der Serben sind die Klaggesänge der Frauen ein bezeichnendes Merkmal. Diese Klagen werden mit weinerlicher Stimme bald singend, bald parlando ausgebracht und enthalten das Lob nicht allein des Verstorbenen selbst, sondern auch seiner Lieblingsthiere, Waffen, Kleidungsstücke und dergleichen, die derselbe verlassen hat. Auch am ersten Sonnabend nach dem Begräbnisse finden diese Klaggesänge statt, wenn der Pope das Parastes (Todtenmesse) abhält, und endlich auch nach einem Jahre. An diesen Tagen versammeln sich alle Familienmitglieder und Freunde des Verstorbenen mit brennenden Kerzen in der Kirche, ziehen dann zum Grabe und theilen dem Todten alle frohen und trüben Erlebnisse der Familie durch die klagenden Frauen mit, genießen dann Speise und Trank (Wein oder Rakie) auf dem Grabe und vertheilen das Uebriggebliebene an die am Thore des Friedhofes stehenden Armen, nachdem auch dem Todten sein Antheil auf dem Grabe geopfert worden ist. Alles dies geschieht „za duschu", d. h. „für die Seele" des Verstorbenen.

Eine ganz eigenthümliche und nur im Fürstenthum Serbien vorkommende Erscheinung ist der Perporusa, Regenerfleher, mit seiner Begleiterin, welche nach ihrem Gesange: „Oj dodo, dodole", Dodola genannt wird. Zur Zeit der im Frühlinge und Sommer in Serbien oft herrschenden Dürre geht der Perporusa mit der Dodola (es sind wohl auch mehrere Dodola-Mädchen), mit Blumen geschmückt und grüne Zweige, gleichsam als symbolisches Zeichen der Hoffnung, in den Händen tragend, Oj dodo, dodole u. s. w. singend von Haus zu Haus, um durch ihren Gesang und den darauf folgenden Tanz den benöthigten Regen zu erflehen. Der dankende Landmann entläßt den Perporusa und die weißgekleideten Sängerinnen mit einem Geschenke.

Daß also bei den Serben noch viel schöne und eigenthümliche Gebräuche herrschen, wird der Leser schon aus diesen wenigen nur flüchtig gezeichneten Bildern ersehen.

Ein Vehmgericht im Territorium Montana.

Die ganze Breite des nordamerikanischen Festlandes bis zum Großen Weltmeer im Westen und nach Norden hin bis zum 49. Grade nördlicher Breite, welcher die Grenze der britischen Besitzungen bildet, ist nun in Staaten und Gebiete getheilt. Die einst menschenleeren Wüsteneien füllen sich allmälig mit Ansiedlern, denn die Felsengebirge sind unendlich reich an edelen Metallen. Nevada, Idaho, Wyoming, Colorado und Montana haben mehr oder weniger Anspruch darauf, sich Gold- und Silberländer zu nennen. Ihr so lange verborgener Reichthum wurde nach und nach im Verlaufe der letztverflossenen zehn Jahre entdeckt, also in einer Zeit, da in Californien schon eine gewisse gesellschaftliche Ordnung begründet war, welche dem gefährlichen Theile der dort hausenden Abenteurer nicht mehr genehm sein konnte. Die „Vigilanzcomiteen" machten kurzen Proceß; Diebe, Räuber und Mörder wurden zu Hunderten von den Freunden bürgerlicher Ordnung standrechtlich erschossen oder an den Galgen gehängt. „Richter Lynch", d. h. die Volksjustiz, entfaltete eine große Thätigkeit und die rechtschaffenen Leute athmeten freier auf.

Es war für die „desperaten Charaktere" in Californien nicht mehr geheuer und sie mußten sich einen andern Schauplatz für ihre Thätigkeit suchen. Wo konnten diese wilden Abenteurer sich wohler und besser befinden, als in den neuen Grubenrevieren, die fernab vom großen Verkehr lagen, wo von staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung noch nicht einmal die ersten Ansätze vorhanden waren, wo anfangs alle Zustände halbbarbarisch erschienen, wo aber doch viel Gold und Silber als gute Beute blinkten und winkten? Gesetze, Regierung und civilisirende Einflüsse waren noch nicht vorhanden, der Arm der Bundesregierung reichte nicht bis in jene Einöden; dort also konnten die Abenteurer sich recht nach Herzenslust ausleben; hier war ein Paradies für die „Desperadoes" aus den alten wie aus den neuen Staaten. Sie hatten gute Tage, aber diese dauerten nicht allzu lange.

Colorado, die Region am östlichen Abhange der Felsengebirge, zwischen dem obern Arkansas und dem obern Platteflusse, erhielt eine große Menge unwillkommener Gäste von Kansas aus, weil die große Straße von Osten nach Westen durch dieselbe führt. Aber auf dieser kamen auch viele Leute, die am Raube keinen Gefallen fanden; sie nahmen als „Vigilanters" die Justiz in ihre eigene Hand und ahmten mit glücklichem Erfolge das gute Beispiel nach, welches die Californier gegeben hatten. Sie hingen viel böses Gesindel auf und jagten noch mehr außer Landes. Aber gerade als das geschah, wurden die reichen Gruben in Idaho und Montana entdeckt und nun strömten nicht bloß die Mörder und Diebe aus Colorado dorthin, sondern auch viele Hunderte aus den großen Städten der atlantischen Küste.

Im Juni 1863 wurden die überraschend ergiebigen Silbergruben im Alden Gulch entdeckt und nun gingen Massen von Abenteurern nach Nevada, wo Virginia City gegründet wurde, das zuerst Varina genannt worden ist. Die reichen „Placers" von Beaver Head und Deer Lodge kamen fast gleichzeitig in Aufnahme und dort organisirte sich eine Bande von Missethätern in ihrer Art ganz vortrefflich. Sie entwarf für ihre verderbliche Thätigkeit ein regelrechtes System, führte ihre Anschläge mit eben so großer Geschicklichkeit als Kühnheit durch und ließ alle einzelnen Gruben überwachen. Als Mittelpunkte in Montana dienten der Bande Bannock City und Virginia. Sie hatte ihren Hauptmann, vollziehende Beamte, Secretaire, Agenten, Spione und geheime Erkennungszeichen. Dazu kam eine Geberdensprache, vermittelst welcher die Eingeweihten einander mancherlei Kunde gaben, ohne daß die Anwesenden eine Ahnung davon hatten.

Diese Mörder, Diebe und Gauner gehörten aber nicht etwa dem Auswurfe der Gesellschaft an, sondern die Bande zählte unter ihren Mitgliedern die reichsten und angesehensten Leute, die man allgemein für achtbare Bür-

ger hielt! Der Anführer, Henry Plummer, war ein ganz durchtriebener Patron und mit großem Talent begabt, die Menschen nach seinem Willen zu lenken. Er wußte sich als so respectabel hinzustellen und den Dingen eine solche Wendung zu geben, daß er in Madison County und in Beaver Head County zum Scheriff gewählt wurde, und daß die ihm untergebenen Beamten allesammt zu seiner Bande gehörten. Von festen bürgerlichen Einrichtungen war, wie schon gesagt, damals noch keine Rede; es gab keine andere Autorität, als die von den Ansiedlern selbst eingesetzte, und Macht galt für Recht. So konnte Plummer's Bande ihr Unwesen volle zwei Jahre lang ungestört treiben, und eine große Menge edeln Metalles rauben. Der Schrecken war allgemein und die Beraubten mochten von Glück sagen, wenn sie nur ihr Gold und Silber und nicht auch ihr Leben einbüßten. Dann und wann kam es vor, daß ein Räuber gefangen wurde. Sofort brachte man ihn vor den Richter, und dieser war kein anderer als sein Hauptmann, der biedere, hochachtbare Plummer, der natürlich Mittel und Wege fand, seinen Spießgesellen entrinnen zu lassen. Dieser ging dann außer Landes, um in einem andern Gebiet und unter fremdem Namen bei einer befreundeten Bande das Handwerk fortzusetzen.

Die Mitglieder bezeichneten sich als Straßenagenten; nicht mit Unrecht, denn die großen Straßenzüge bildeten den Schauplatz ihrer Thätigkeit, und auch heute werden im weiten Westen die Straßenräuber nicht anders benannt. Plummer's Bande zählte mehr als funfzig kecker Gesellen, die alle wohl bewaffnet waren; die Zahl der Helfershelfer belief sich doppelt so hoch. Alle diese Leute waren nach allen Richtungen hin thätig; sie plünderten Postwagen, andere Fuhrwerke und Reisende auf einem Raume von etwa sechszig deutschen Meilen im Durchmesser, und sie konnten das um so bequemer, da sie überall Schlupfwinkel hatten, deren Besitzer einen Antheil von der Beute bekamen und zugleich als Spione und Hehler dienten. Die Bande herrschte souverain in Montana auch dann, als man schon die Grundlagen zu einer geordneten Regierung gelegt hatte; denn theils waren die Beamten ihr angehörig, theils ließen sich die nicht zu ihr gehörenden bestechen, und in jeder Jury hatte sie Mitglieder oder Vertrauensmänner. So war keine Verurtheilung der Verbrecher zu erzielen. In Folge der Straflosigkeit nahmen die Mordthaten zu, und so verwegen wurden die Bösewichter, daß sie in Nevada wie in Montana am hellen Tage in den Straßen der Städte aus purem Uebermuth, recht in der liebenswürdigen Art hartgesottener Yankee-Rowdies, Menschen todtschossen und dann Niemand wagte, sie zur Verantwortung zu ziehen. Aus Nevada verlegten sie ihr Hauptquartier nach Montana, wo Plummer ein angesehener Mann wurde.

Ein Umschwung konnte nicht ausbleiben. Es wurden zu viele achtbare Leute ermordet und die Straßen wurden allzu unsicher; Niemand wagte mehr Gold oder Silber bei sich zu führen; die Versendung der Edelmetalle war nicht mehr thunlich.

Die Zustände waren unerträglich geworden, aber die Amerikaner standen denselben rathlos und unthätig gegenüber.

Da beschloß ein Deutscher den Dingen eine andere Wendung zu geben. Er war als ein unbekannter junger Mann ins Land gekommen und stand ganz allein. Aber so klug und so energisch griff dieser „Dutchman" die Sache an, daß durch ihn mehr als einhundert Räuber und Mörder ihre Verbrechen mit dem Tode büßten, daß er einige Hundert andere vertrieb, und Ruhe, Sicherheit, Ordnung in Montana schuf, ohne daß ihm der Vorwurf auch nur der mindesten Ungerechtigkeit zu machen wäre.

Ein Deutscher hatte im Auftrage eines Herrn Clark Maulthiere verkauft, das Geld dafür in Empfang genommen und war unterwegs von den Straßenagenten ermordet worden. Als er nicht wiederkam, verbreiteten sie die Nachricht, daß er mit dem Gelde durchgegangen sei. Es traf sich aber, daß ein Jäger ein Feldhuhn schoß, das in einem Gebüsch niederfiel und zwar bei der Leiche jenes Deutschen, welchen man der Veruntreuung geziehen hatte. Man brachte sie nach Virginia. Es war kein Zweifel, daß auch hier wieder eine Schandthat der Straßenagenten vorlag.

In Virginia City befand sich Johann Xaver Beidler, ein junger Mann aus Chambersburg in Pennsylvanien, wo er sich erst als Besenbinder ernährt und dann als Kellner in einer Conditorei gedient hatte. Später war er nach dem Westen gegangen, um dort sein Glück zu machen; er erschien in Virginia, als Plummer dort der einflußreichste Mann war. Man nannte ihn überall nur X. Ein Berichterstatter in der „Newyork Tribune" (28. August 1867), der ihn genauer kennt, sagt von ihm, daß er die Redlichkeit und Rechtschaffenheit selber sei, daß er, obwohl von keineswegs kräftigem Körperwuchs, keine Furcht kenne; daß er einen einmal gefaßten Entschluß mit Raschheit ausführe.

Der oben erwähnte Clark hatte mit einigen ordentlichen Leuten über Mittel und Wege berathen, wie man es anzufangen habe, um endlich dem greulichen Unwesen zu steuern. Beidler wurde ins Geheimniß gezogen und ihm vor Allen gebührt das Verdienst, einen Verein ins Leben gerufen zu haben, der den großen Zweck erreichte. Es gehörte, der Schreckensherrschaft der Bösewichter gegenüber, kein geringer Muth dazu, aber Beidler griff die Sache am rechten Ende an. Er selber nahm Dutzende der gefährlichsten Gesellen gefangen und richtete eine Menge derselben an hellem Tage hin. Sie fürchteten sich schon vor dem bloßen X, dessen Pistol nie fehlschoß und den keine Kugel traf. Sobald er, allemal unvermuthet und wie ein Blitz, einen Angehörigen der Bande überfiel, hielt er ihm den Revolver vor und rief: „Hände in die Höhe! Ueber den Kopf!" Wer das verweigerte, war im Nu eine Leiche; wer folgsam war, den band man und somit war er unschädlich gemacht. Einst ritt Beidler sechs Räubern entgegen, rief ihnen sein schon wohlbekanntes: „Hands up, gents!" und dann trieb er sie vor sich her ins Gefängniß. Es war sein Brauch, sofort jeden niederzustrecken, der eine Handbewegung nach dem Gürtel hin machte, um ein Pistol hervorzuziehen.

Beidler konnte dreist sein, weil er eine Menge ordentlicher Leute ins Interesse gezogen hatte; sie waren in seiner Nähe, ohne daß die Räuber das ahneten. Er übte bald ein förmliches Vehmgericht; Strafe und Rache kamen unvermuthet über die Schuldigen. Sobald er sich genau überzeugt hatte, daß der oder jener zur Bande gehörte, nahm er ihn in aller Stille in Aussicht. Formen und Förmlichkeiten wurden völlig bei Seite gelassen, von regelrechtem Processiren war keine Rede; das „unsichtbare Tribunal" befaßte sich mit dergleichen nicht. Beidler erfuhr z. B., daß in irgend einem abgelegenen Gehöft ein Mitglied der Bande sich aufhalte. Dann ging er hin und sprach: „Man verlangt nach Ihnen in Virginia; kommen Sie mit, es sind dort wichtige Geschäfte abzuthun." Alles, was er vornahm, gelang ihm, aber es ist doch merkwürdig, daß von den vielen Dutzend Verbrechern, diesen kecken Räubern und Mördern, kein einziger ein Pistol zu eigener Vertheidigung abfeuerte, selbst dann nicht, wenn er wußte, daß der Galgen ihm winke. Die Räuber fürchteten ihn über alle Maßen, hatten aber auch so großen Respect vor ihm, daß viele, bevor er sie mit eigener Hand ins Jenseits beförderte, ihn baten, ihren letzten Willen entgegenzunehmen; ihm vertrauten sie Geheimnisse an, welche sie keinem Andern offenbaren wollten.

So gelang es ihm, Ruhe und Ordnung herzustellen und das allgemeine Vertrauen zu gewinnen. Jetzt sorgt er, als

Chef der geheimen Polizei, dafür, daß nicht abermals böses Gesindel sich einschleiche. Er kommt und geht, wie es ihm eben paßt, heute ist er hier und nach einer Woche an einem ganz andern Ende des Territoriums. Er ist sehr schweigsam, läßt nichts verlauten über das, was er vorhat, kennt jede Straße und jede Ansiedelung in Montana, hat manche bisher unbetretenen Gegenden erforscht und spürt sicherlich jeden gefährlichen Menschen auf. Für gewöhnlich macht er seine Streifzüge mutterseelenallein. Es erscheint geradezu wunderbar, daß ihm nie ein Unglück zugestoßen ist. Man hat ihn im Juni 1867 zum Zollcollector von Helena ernannt, er erklärt aber, daß er in Montana zu thun habe, so lange dort noch Räuber, Fälscher und Mörder sich zu zeigen wagen. Beidler ist im Umgang ein harmloser, schlichter und heiterer Mensch, freundlich gegen Jedermann, der ehrlich ist, aber er befindet sich doch stets, wie er sagt, „auf dem Kriegspfade". Es ist diesem Vehmherrn, dem vormaligen Besenbinder, gelungen, einen Verein zur Sicherheit der Ordnung zu gründen, der jetzt mehr als dreitausend Mitglieder zählt und über welche der Deutsche unbedingt verfügt.

Wir müssen nun einige Episoden erzählen, weil durch sie die Zustände gekennzeichnet werden. Es war anfangs keine leichte Sache, der Bande beizukommen; sie war sehr zahlreich und alle Welt hatte Furcht vor ihr. Endlich wagte man sich an einen gewissen Georg Ives, nachdem ein junger Advocat sich ermannt hatte, ihn des Mordes anzuklagen und ein „Volksgericht" zusammenzurufen. Der Verbrecher wurde zum Galgen verurtheilt und genau 58 Minuten nach dem Spruche war er eine Leiche. Das war am 21. December 1863, und dieser Tag bildet den Wendepunkt zum Bessern in Montana. Bald wagte man sich auch an den Scheriff Plummer und zwei seiner Spießgesellen; sie wurden in Bannock hingerichtet. Plummer baumelte an denselben Galgen, den er Tags vorher für einen andern Mann hatte aufschlagen lassen; er prüfte kaltblütig und sorgsam den Strick; er wollte sicher sein, daß ihm der Hals regelrecht gebrochen werde. Dann wurden fünf andere seiner Gefährten auf einmal abgefertigt an einer und derselben Straßenecke und die „guten Beispiele" nahmen einen raschen Fortgang. Unweit von der Quelle des Gallatin, der einen der drei Quellflüsse des Missouri bildet, hing ein Mann am Galgen und daneben die Inschrift: „Bill Hunter, der letzte von Plummer's Bande!" So weit hatte Johann Xaver Beidler es gebracht.

Manche Verbrecher hatten ihm, aber nur ihm genaue Kunde über alle Einrichtungen der Bande gegeben, ihm auch die Namen aller Angehörigen genannt. So konnte er sie alle „fassen" und kennen, auch nicht einer blieb verschont. Nachdem von den Anführern drei in Bannock und fünf in Virginia ihre Strafe erlitten, zerstreueten sich die Uebrigen, aber nun machte Beidler Jagd auf sie, als wären sie vierbeinige Raubthiere. Kein einziger starb als reuiger Sünder und die meisten stießen Flüche aus, auch dann noch, wenn der Strick ihnen schon um den Hals geschlungen war. Viele tausend Dollars wurden verausgabt, um die, welche noch fehlten, einzufangen, und man holte sie aus den entlegensten Verstecken und Hunderte von Meilen weit her zur Strafe. Manche hatten sich nach Oregon und Idaho geflüchtet, andere nach Californien, einige sogar nach Südamerika. Aber das Alles half nichts; Beidler's Vehme spürte sie auf und sie verfielen bis auf den letzten Mann dem unsichtbaren Tribunal, das auch heute noch in voller Thätigkeit ist. Kein anrüchiger Mensch kann den Missouri hinaufkommen, ohne daß die Montana-Vehme seinen Namen und seinen Lebenslauf kennt. Man läßt ihn in Montana vorläufig gewähren, er kann gehen wohin er will; aber die Ortschaft oder das Grubenrevier, wo er sich aufhält, bekommt sofort vollständige Kunde über ihn und das Tribunal hat ohnehin überall seine Anhänger und Eingeweiheten. Alles wird in der Stille abgemacht; dem Taugenichts wird ein höflicher Wink gegeben, man kündigt ihm an, daß er sich unverweilt zu entfernen habe. Auf weitere Erklärungen läßt man sich nicht ein. „Ich sah einen Mann, der sehr wohl wußte, daß das geheime Tribunal ihn zum Tode verurtheilt hatte. Er war Gefangener, wurde aber so gut wie gar nicht bewacht und hätte mit leichter Mühe entfliehen können. Aber das wagte er nicht, weil er sich überzeugt hielt, daß man den Unsichtbaren doch nicht entgehen könne."

In Montana sind jetzt die bürgerlichen Behörden und die Gerichte in Thätigkeit; es ist denselben aber lieb, daß die „Vigilanters" sich vorerst noch nicht auflösen. So lange sie wachsam bleiben, braucht das Territorium eine Anhäufung gefährlichen Gesindels und „böser Leute" nicht zu befürchten. Späterhin werden sie von selber überflüssig werden. Sie haben binnen drei Jahren mehr als einhundert Verbrecher hingerichtet und eine unzählige Menge anderer außer Landes getrieben.

Ueber den Ursprung der Civilisation.

Unser großer Naturforscher Martius lag an einem Weihnachtsabend in Brasilien in einer von mehreren Indianerfamilien bewohnten Hütte. Als Mutter und Kinder eingeschlafen waren, erhob sich in einem Winkel eine fast gespenstische Erscheinung, ein altes Weib, nackt, von Staub und Asche bedeckt, eine Sklavin, die einem andern Stamme geraubt war. Behutsam kroch sie an die Feuerstelle, blies die Gluth wieder an, zog einige Kräuter und Menschenhaare hervor, richtete unter eifrigem Gemurmel grinsende Blicke auf die Kinder ihrer Herren und machte allerlei seltsame Geberden. Sie zerkratzte den Schädel und warf Kräuter und zu Kugeln geballte Haare ins Feuer. Martius überraschte sie und erkannte aus ihrer Verrichtung, aus ihrem Schrecken und aus den Zeichen, wodurch sie bat nicht verrathen zu werden, daß sie Hexenwerk getrieben hatte und vermittelst desselben die Kinder und Feinde ihrer Bedrücker zu verderben meinte.

Martius fügt hinzu: „Wenn ich nun überlegte, welche Täuschungen, welche Verdüsterungen sich im menschlichen Gemüthe zugetragen haben mußten, bis es dahin kommt, dunkele, ihm unbekannte Mächte zu fürchten und heraufzubeschwören, um Anderen zu schaden, — wenn ich dachte, daß ein so complicirter Aberglaube nur das Ueberbleibsel eines ursprünglich reinen Naturdienstes (?) sei und welche Kette von Verwickelungen einer solchen Degradation vorausgegangen sein mochte, da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen." Der Naturforscher will nun aus jener Hexenscene folgern, daß die Indianer Brasiliens einst ganz anders gewesen seien; im Verlaufe dunkeler Jahrhunderte wären manche Katastrophen über sie hereingebrochen, durch welche sie zu ihrem dermaligen Zustande, zu einer ganz eigenthümlichen Verkümmerung und Entartung herabgekommen seien. Er äußert weiter: „Die Ame-

rikaner sind nicht ein wildes, sondern ein verwildertes, herabgekommenes Geschlecht."

Diese Verkümmerungs- und Entartungstheorie sieht poetisch und schimmernd aus, hat aber gar keinen Grund und Boden und ist lediglich als ein trügerisches Phantasiebild zu betrachten, welches der Erfahrung und den Thatsachen gegenüber sich in Dunst auflöst. Ich habe mich darüber schon vor Jahren ausgesprochen (Karl Andree, Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen, S. 316 ff.). Auch in England hat jene Theorie Anhänger gefunden. So hat z. B. der Erzbischof Whatley den Satz aufgestellt: „Wir finden keinen Grund zu der Annahme, daß irgend eine Gemeinschaft aus einem Zustande äußerster Wildheit sich zur Civilisation habe heraufarbeiten können, ohne dabei von außen her unterstützt worden zu sein. Ohne das Letztere vermag sie jenes nicht."

Die Richtigkeit einer solchen Annahme wurde nun jüngst in der ethnologischen Abtheilung der British Association zu Dundee von J. Lubbock nachgewiesen. Die Geschichte ist im Großen und Ganzen ein fortschreitender Entwickelungsproceß aus einem wilden oder barbarischen Zustande zur Civilisation hinan. Allerdings, so sagte er weiter, sei kein Beweis beizubringen über die Art und Weise, in welcher einst wilde Völker nach und nach zu einer höhern oder geringern Stufe der Gesittung gekommen sind; denn der Wilde hat keine Schrift und die Ueberlieferungen reichen bei ihm nicht weit hinauf, sind auch unzuverlässig.

Wir Europäer sind Zeugen eines so merkwürdig raschen Fortschrittes, daß wir oftmals außer Acht lassen, wie wenig der Zeitraum eines Jahrhunderts in der Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts bedeuten will und wie hoch dieselbe hinaufreicht. Nehmen wir aber nur die 6000 Jahre der jüdischen Zeitrechnung an; wenn in einer so langen Zeit irgend eine beliebige Race vom Zustande äußerster Wildheit sich nur bis zu dem Zustande erhoben hat, in welchem wir z. B. die Australier finden, dann läßt sich doch nicht erwarten, daß ein Jahrhundert große Veränderungen herbeiführen könne. Bei uns in England finden wir manches Fischerdorf heute noch genau so, wie es vor 127 Jahren gewesen. Gerade die Thatsache, daß wir manche Racen in einem stationairen Zustande finden, spricht gegen die Degradationstheorie und nicht im Mindesten für dieselbe.

Es sind Beweise in Hülle und Fülle dafür vorhanden, daß Racen, die wir heute in wildem Zustande finden, in früheren Zeiten nicht etwa civilisirter waren. Wir haben gar keinen Grund zu der Annahme, daß in Australien Hausthiere und angebaute Pflanzen vorhanden gewesen seien, und ohne beide läßt sich doch ein civilisirter Zustand gar nicht denken. Man kann ferner sagen, daß in keinem Lande, welches von solchen Wilden bewohnt war, die von der Förderung und Zubereitung der Metalle nichts wußten, Waffen und Geräthe von Metall gefunden worden seien.

Nehmen wir das Töpferzeug. Dasselbe ist nicht leicht völlig zu vernichten und wo es gefunden wird, kommt es immer in großer Menge vor. Es ist leicht zerbrechlich, aber die Scherben und Bruchstücke dauern und das ist für die Alterthumsforschung von großer Wichtigkeit. Wir finden es sehr häufig bei den Grabstätten. Nun erscheint sehr bemerkenswerth, daß weder in Australien noch auf Neuseeland oder überhaupt in Polynesien jemals Töpfergeschirr gefunden worden ist. Höchst unwahrscheinlich wäre die Annahme, daß eine so leichte und obendrein so nützliche Erfindung bei irgend einer Menschenrace jemals hätte in Vergessenheit gerathen können.

Auch die geistige Lage der Wilden spricht gegen die Verkümmerungs- und Entartungstheorie. Wir wissen aus den Berichten zuverlässiger Reisenden, daß es Menschenstämme giebt, die aller Religion völlig bar sind; es ist aber kaum anzunehmen, daß ein Volk, das einmal eine Religion gehabt, dieselbe ganz und gar habe vergessen können. Sie ist mit Befürchtungen, Wünschen und Hoffnungen der Menschen so innig verwebt, übt über die meisten Gemüther eine so große Gewalt und gewährt in trüben Tagen so viel Trost, daß die Menschen gewiß an ihr festhalten.

Für den spontanen Fortschritt wilder Völker, aus sich selber heraus und ohne fremdes Zuthun, liegen Beweise vor. Wir wissen durch Mac Gillivray, daß die Australier bei Port Essington an der Nordküste, gleich allen ihren Stammgenossen, nur Kähne aus Baumrinde hatten; sie ließen aber dieselben bei Seite und höhlten Baumstämme aus, welche sie von den Malayen kauften. Die Insulaner der Andamanen haben in unseren Tagen an ihren Fahrzeugen Ausleger angebracht. Burton berichtet, daß die Wadschidschi in der neuesten Zeit die Zubereitung von Messing gelernt haben. Cook fand auf Otaheiti, daß der größte Moraï, Grabdenkmal, für die Königin errichtet worden war. Die Otaheitier hatten damals erst vor Kurzem und aus eigenem Antriebe das Menschenfressen abgeschafft, welches bekanntlich auf vielen anderen Inseln der Südsee im Schwange ging und noch geht. Manche nordamerikanischen Stämme baueten Mais, die Peruaner hatten das Llama gezähmt. Die Australier erfanden den Bumerang, eine Waffe, welche bei keiner andern Menschengruppe vorkommt, also auch von keiner andern entlehnt sein kann, demnach kein Ueberbleibsel einer aus der Fremde zugetragenen Civilisation ist. Die mericanische Bilderschrift ist durch und durch spontan, und dasselbe kann man von den Zahlensystemen der verschiedenen wilden Völker sagen.

Es liegen unzählige Beweise vor, daß die Wilden keine entarteten Abkömmlinge eines civilisirten Volkes seien; wir wissen aber ganz genau und können den Nachweis liefern, daß die civilisirtesten Völker einst Barbaren gewesen. Wir kennen das Steinzeitalter in Europa, Palästina, Indien ꝛc. Die Vorstellung, daß die von einem verstorbenen Manne hinterlassenen Frauen von den Verwandten desselben geheirathet werden müssen, finden wir heute bei den westafrikanischen Negern; sie war aber einst in unserm Orient allgemein. Abraham heirathete seine Halbschwester. Wir können die verschiedenen Stufen der Civilisation an der Art nachweisen, wie man die Frauen behandelte, und hier finden wir nicht etwa Degradation, sondern wirklichen Fortschritt.

Civilisirte Völker behalten sehr lange Zeit Spuren von ihren barbarischen Zuständen bei, aber wilde Völker haben von besseren Zeiten nichts aufzuweisen, weil eben dergleichen nicht vorhanden waren.

Lubbock faßte seine Beweisführung in folgender Weise zusammen:

1) Die heutigen Wilden sind keineswegs Abkömmlinge civilisirter Vorfahren.

2) Der Mensch befand sich ursprünglich in einem Zustande der Wildheit und Barbarei.

3) Aus einem solchen Zustande haben einige Racen sich ganz unabhängig und aus sich selber heraus emporgearbeitet.

Sehr zweckmäßig und wohlangebracht war gewiß die Schlußbemerkung, daß in England noch so viele Wilde leben, „welche sich weder der allerdings noch rohen Vortheile und der Genüsse erfreuen, welche das Leben der wirklichen Wilden darbietet, noch der höheren und edleren Genüsse, welche im Bereiche des civilisirten Lebens vorhanden sind."

Die englische Sprache und die deutsche Forschung.

Das „Athenäum", welches sich so gern ablehnend und manchmal auch kleinlich gegen die deutsche Wissenschaft und deren Träger verhält, kann jetzt nicht umhin, einen andern Ton anzuschlagen. Es schreibt (Nr. 2083, 28. September): „Für einen Engländer ist es angenehm aber zugleich erniedrigend, zu sehen, welches Interesse die Deutschen der frühern englischen Sprache zuwenden. Wir haben bisher über das ältere Englisch nur das Handbuch von Morris für Studirende gehabt. Nun kommen aber die Herren Mätzner und Goldbeck mit ihren „Altenglischen Sprachproben", und der erste Band, Poesie, enthält Auszüge aus 38 Werken, mit sorgfältig ausgearbeiteten Erklärungen und Einleitungen. Eine zweite Abtheilung, die Prosa behandelnd, wird nachfolgen. Jeder, der es für unmöglich hält, folgende drei Dinge in England zu finden: 1) zwei Engländer, die fähig wären, ein solches Werk über altdeutsche Sprache und Literatur zu verfassen; 2) einen englischen Verleger, der Muth hätte, ein solches Werk zu drucken; 3) ein englisches Publicum, welches dasselbe kaufen und studiren möchte, — wer das für unmöglich hält, der wird sich einen Begriff davon machen können, wie viel und wie weit die Deutschen uns voraus sind in Tiefe und Umfang des Studiums, in linguistischer Gelehrsamkeit und in der Art und Weise, dieselbe größeren Kreisen zugänglich zu machen. Hätten die Engländer nur halb so viel Verständniß und Eifer für diese Dinge, dann würden unsere alten Handschriften nicht 400 Jahre gelegen haben, bevor man daran denkt, sie zu drucken, und den Gesellschaften, welche sich gebildet haben, um sie zu veröffentlichen, würde es nicht an den erforderlichen Mitteln dazu fehlen. Aber der britische Philister ist schwer zu curiren; doch glauben wir, daß es sich mit ihm bessere, wenn auch langsam."

In einer frühern Nummer (vom 14. September) hatte das „Athenäum" auf das vortreffliche Wörterbuch der alten englischen Sprache hingewiesen, welches Dr. Stratmann zu Krefeld hat drucken lassen. Dasselbe umfaßt den Zeitraum von 1200 bis 1500. Die Engländer müssen zugeben, daß die Deutschen für Shakespeare mindestens eben so viel gethan haben, wie sie selber, und für das innere Verständniß dieses Dichters thaten sie nicht so viel, wie bei uns geschehen ist. Sie haben keine Goethe- oder Schiller-Gesellschaften, während wir Shakespeare- und Dante-Vereine haben, die mit nicht geringem Eifer arbeiten.

Den Engländern wäre es überhaupt anzurathen, auf die Reinheit und Verständlichkeit ihrer Sprache weit mehr zu achten als geschieht. Bei uns in Deutschland sind wir glücklicherweise so weit gekommen, daß die Sprachmengerei, die Verunzierung mit unnützen und überflüssigen Fremdwörtern für geschmacklos, lächerlich und rückständig gilt. Das Wort Deutsch hat ohnehin den Urbegriff: verständlich. Die Engländer überluden namentlich im Anfange des vorigen Jahrhunderts, als ihre „eleganten" Schriftsteller, die Addison ꝛc., auftraten, die Sprache, deren Gezimmer germanisch ist, mit romanischen Zuthaten. Sie vergaßen das plain saxon, d. h. sie drückten sich nicht so aus, daß auch der Nichtgelehrte weiß, was ein Schriftsteller sagen will, und bei ihnen steht ohnhin die Schulbildung der mittleren und unteren Classen weit hinter jener Deutschlands zurück.

Um zu zeigen, wie ein Engländer Englisch reden oder schreiben kann, will ich folgende Probe hersetzen. Sie ist ganz modern Englisch, jedes einzelne Wort ist im Lexicon zu finden und doch wird der englische Bürger, Landmann, Fabrikarbeiter oder auch durchschnittlich der Kaufmann nicht verstehen, was mit solchem Englisch gesagt sein soll. Also. — Ein Autor schreibt an einen Kritiker:

Sir, You have behaved like an impetiginous acroyle! Like those inquinate, crass sciolists who, envious of my moral celsitude, carry their pugnacity to the height of creating synposically, the facund words which my polymatic genius uses with uberty to abligate the tongues of the weetless! Sir, you have crassly parodied my own pet words, as though they were tangrams. I will not coasservate reproaches — I would abduce a veil over the atramental ingratitude which has chamfered even my undisceptible heart. I am silent on the oscilliation which my coadjuvancy must have given you when I offered to become your fautor and admincle. I will not speak of lippitude, the ablepsy you have shown in exacerbating me — one whose genius you should have approached with mental discalcation. So I tell you, sir, syoncophically, and without supervacaneous words, nothing will render ignoscible your conduct to me. I warn you that I would vellicate your nose, if I thought that any moral diathrosis could be thereby performed.

Nordische Runen.

Auch in der nordischen Alterthumsforschung hat der babylonisch-hebräische Mythus von einer sogenannten „Erschaffung der Welt" und was damit in Zusammenhang gebracht worden ist, zu einer seltsamen, theilweise recht komischen Begriffsverwirrung und zu den wildesten Phantasmen geführt.

Wir wissen, daß die älteste Buchstabenform im skandinavischen Norden jene der astförmigen Runen ist; sie wurden vorzugsweise in Holz eingeschnitten oder in Baumrinde eingeritzt. Das Alphabet wird als Runenreihe bezeichnet. Man gebrauchte auch Bindernnen, d. h. mehrere Buchstaben, die an einem einzigen Stabe verbunden wurden; eine Art derselben, die man zum Theil als eine geheime Schreibart gebrauchte, sind die Stabmannsrunen (Staffarlernnen). Man benutzte zum Einschneiden vorzugsweise Stäbe aus Buchenholz; daher unsere Bezeichnung für Buchstaben; man schnitt sie manchmal auf Späne, die man zusammenband; auch wurden sie in Stein eingehauen. Man unterscheidet ein angelsächsisches und ein nordisches Runenalphabet; es gab auch markomannische Runen, und die Gothen hatten vor Ulfilas ein Runenalphabet. Wir erwähnen dieser bekannten Sache beiläufig. Eingehende Untersuchungen sind in neuerer Zeit durch Grimm, Kirchhoff, Müllenhoff, Liliencron und manche andere angestellt worden.

Schon früh erhob man die Frage: „Wie alt sind die Runen?" Nordische Gelehrte, welche den Alterthümern des Landes Aufmerksamkeit zuwandten, waren um Antworten gar nicht verlegen. Jeder wußte die Sache ganz genau, aber jeder wußte sie

anders. Nur in einem Punkte waren sie einig, in dem nämlich, daß sie den babylonischen Mythus für eine Thatsache und den aus einem Erdenkloß in ein lebendiges zweibeiniges Wesen umgeschaffenen Adam für einen wirklichen Menschen hielten, von dem wir alle abstammen.

Merkwürdigerweise sind aber die Runen viel, viel älter als die „Erschaffung der Welt"; sie reichen über diese weit hinaus! Olaf Rudbeck, in seiner Atlantik, bewies das „aus der Natur selbst". Die Dammerde, so argumentirt er, ist überall (sic), wo sie nicht von Winden oder durch Menschenhände verändert worden ist, 9 Zoll hoch. Sie hat erst nach der Sündfluth, folglich vor etwa 4000 Jahren, angefangen sich zu bilden, und alle 500 Jahre um 1 Zoll zugenommen. Nun, so lautet Rudbeck's Folgerung, giebt es Grabhügel und Runensteine, die 8 Zoll hoch mit Gartenerde bedeckt sind, folglich müssen diese schon im 2. oder 3. Jahrhundert nach der Sündfluth errichtet worden sein. Der alte, vortreffliche August Ludwig Schlözer bemerkt: „Die Patrioten jauchzten über diese Entdeckung. Aber nicht zu gedenken, wie sonderbar es wäre, wenn sich die gothische Sprache von Noah an bis auf 5 oder 6 Jahrhunderte von unserem Zeitalter zurück gegen den Lauf der Natur, die sonst in weit kürzerer Zeit Sprachen zu verändern pflegt, erhalten hätte, — so haben sich unglücklicherweise in der Folge Runensteine gefunden, auf denen Rudbeck's Gartenerde so dick lag, daß sie nach seinem Zeitmaß einige Jahrhunderte älter wie die Schöpfung sein müßten *).

Die Runensteine, sagten andere, haben die ganze Sündfluth ausgehalten.

Adam's Enkel redete Gothisch.

Johann Gjöranssson (in seinem Werke Bantil, 1750) kennt einen Runenstein, welcher zum Andenken derer gesetzt wurde, welche im Kasten Noäh gewesen (Monimentum eorum virorum qui in Arca fuere). Er kennt auch andere, die genau 2000 Jahre nach Erschaffung der Welt, und noch andere, die genau 2000 Jahre nach der Sündfluth errichtet wurden.

„Die Runensteine haben die ganze Sündfluth überstanden und sind unbeschädigt geblieben." Schlözer sagt: Olaus Wormius, Peringskjöld und Rudbeck würden gewiß gern Jedem, der so etwas nicht glauben will, den Schädel mit Runensteinen eingeschlagen haben!

Olaf Rudbeck versichert ernsthaft und glaubt auch, daß auf manchen Runen in Schweden Isis und Osiris vorkommen.

Japhet ist aus dem Morgenlande nach Schweden gekommen und hat dort eine Ansiedelung gegründet. Von Schweden aus haben sich seine Nachkommen über die alte Welt verbreitet und die alten mythologischen Systeme Aegyptens und Griechenlands aufgestellt!!

Peringskjöld seinerseits hat unter den schwedischen Runensteinen auch die Platte gefunden, welche auf dem Grabe Magog's lag, der ein Sohn Japhet's war.

Das Alles ist sehr schön, aber P. Bang, Professor in Abo, weiß sogar, daß Adam Skandinavien besucht hat; dieser „erste Mensch" machte also die Reise aus dem warmen Paradiese, in welchem er nur mit der kahlen Haut bekleidet war, nach dem kalten Finnland und hielt sich dort, unter dem 60. Grade nördlicher Breite, in der Ortschaft Kalkersta auf. Da nun aber Ortschaften von Menschen gebaut werden, Adam aber der „erste" Mensch gewesen ist, so muß es doch wohl Präadamiten gegeben haben. Ueber diese sind einst manche dicke Bücher geschrieben worden; die Kirche wollte aber von der ketzerischen Heterodoxie nichts wissen und so blieb denn, bei ihr wenigstens, der alte Adam das, was er im babylonischen Mythus einmal ist, der „erste Mensch".

Von Deutschland abgesehen, hat man jüngst in England, Dänemark und auch in Italien Forschungen über die Runen angestellt und das „Athenäum" (vom 3. August) nennt vier neue Werke: von G. Stephens, über die altnordischen Runendenkmäler in Skandinavien und England; ein Buch von dem Dänen P. G. Thorsen; ein zu Kopenhagen erschienenes Buch über die Runen in Schleswig, und das zu Bologna gedruckte von Dr. L. Frati über einen Runenkalender in jener italienischen Stadt.

Das „Athenäum" knüpft daran einige Bemerkungen. Unsere britischen Vorfahren, sagt es, hatten ein bardisches Alphabet, welches von den Waliser Gelehrten als Coelbren y beirdd bezeichnet wird. Dasselbe bestand aus geraden Strichen, die in verschiedenen Richtungen eingeschnitten und in verschiedener Weise zusammengefügt wurden; man schnitt dasselbe auf dünne Holzstückchen oder auf Zweige; daher der Name Zweigalphabet. In den alten wälschen Gedichten finden sich viele Hinweisungen und Anspielungen, welche beweisen, daß dieses Alphabet wirklich vorhanden gewesen ist; wir haben aber kein Denkmal mit seinen Schriftzeichen.

Die Irländer hatten in früher Zeit Buchstaben, welche vom römischen Alphabete ganz verschieden sind, die Oghams. Man bezeichnet dieses irische Alphabet als Bethluisnion nach seinen drei ersten Buchstaben B., L. und N. Diese und auch die übrigen Buchstaben wurden sämmtlich nach Bäumen oder eßbaren Pflanzen benannt. Dieses Alphabet besteht durchweg aus geraden Linien, die in rechten Winkeln oder schräg, oder auch zu beiden Seiten der langen Hauptlinie eingeschnitten sind. In der neueren Zeit hat man viele Inschriften mit diesem Alphabet aufgefunden, und nicht bloß in Irland, sondern auch in Wales und Schottland, z. B. in Steinpfeilern, an welchen dann die eine Ecke als langer Hauptstrich dient. Es kommt auch auf Metallornamenten vor und in Handschriften, welche über das Jahr 1000 hinausreichen. Das Studium dieser oghamischen Buchstaben ist aber noch in den Anfängen. In den Strichen haben wir eine Analogie mit den germanischen Runen.

Um wieder auf diese zu kommen, so hat Liljegren mehr als 3000 Inschriften, zumeist aus Schweden, veröffentlicht. Die überwiegende Menge ist jünger als das 12. Jahrhundert, andere sind viel älter, und Stephens hat gewiß nicht unrecht, wenn er manche bis ins dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinaufrückt.

Schlözer führt (S. 572 ff.) eine Menge von Beispielen dafür an, daß die Runen schon in der heidnischen Zeit auch im Norden allgemein im Gebrauche waren. Wir wollen hier Einiges aus einem sehr guten Buche: „Handbuch der deutschen Alterthümer von Georg Pfahler, Frankfurt 1865, S. 672," beifügen.

Das Wort Runa findet sich bereits in den ältesten Denkmälern unserer Sprache und dauert jetzt noch fort in Alraun (Mandragorawurzel). Ueber die ursprüngliche Bedeutung ist schwer zu entscheiden; am natürlichsten wäre die Vermuthung, daß runen an sich so viel heiße als schreiben. Ulfilas hat runa für Geheimniß, geheimer Rathschlag; und garuni, Berathschlagung. Runa bedeutet so viel als Mysterium und raunen: flüstern.

Schon die Art und Weise, in welcher die einzelnen Laute geordnet sind, muß auf langem Herkommen beruhen. Die Namen derselben selbst aber sind ohne Zweifel noch übrig aus dem beim Ursprunge derselben beobachteten Verfahren. Das Zeichen nämlich ging hervor aus einem Bilde der Vorstellung, für welche ein Wort galt, das mit dem Laut anhub,

*) Allgemeine nordische Geschichte, von A. L. Schlözer, Halle 1771, S. 575. Das Werk bildet den 31. Theil der großen Halle'schen Welthistorie und kann noch heute in seiner Art für classisch gelten. Schlözer war der erste, der mit hellem kritischen Verstande Lichtstrahlen in das Chaos der alten nordischen Geschichte warf und den Augiasstall zu säubern begann. Er kehrte sich wenig an den Zorn „der Patrioten, die in guter Meinung und unverschämt für die Ehre ihres Vaterlandes logen".

welcher durch das Zeichen ausgedrückt werden sollte. Die altdeutsche Runa M. z. B. führt den Namen Mann und drückt in angelsächsischen Handschriften geradezu das Wort aus; sie scheint auch aus der Gestalt eines Mannes mit zwei Armen entsprossen zu sein. — Die einzelnen Runen tragen alte Namen, in deren Wurzel, wie bei der Runa M., der Vocal oder in deren Anfange der Consonant steht, dem sie gebühren. Dies und noch mehr der Sinn und Inhalt dieser Namen, selbst die von alten Dichtern hineingelegte, auch traditionell fortgepflanzte Auslegung derselben, bestätigen den Zusammenhang der Runen mit der früheren heidnischen Zeit. —

Stephens ist ein Engländer, der in Dänemark lebt; er beurtheilt die Stellung, welche Dänemark uns Deutschen gegenüber eingenommen hat, mit Leidenschaft und Ingrimm. Die Dänen sind ihm Engel, welche den Leuten in Schleswig-Holstein nie etwas zu Leide gethan; die Deutschen sind Teufel. Verstand und Unverstand sind bei ihm durcheinander gemischt.

Vom sprachlichen Standpunkte hebt er richtig hervor, daß Nordisch, Niederdeutsch und Oberdeutsch (das letzte bezeichnet er als german) einer gemeinsamen Wurzel entsprangen. Man könne Nordisch und Niederdeutsch (das er als Sächsisch anführt) als A 1 und A 2 und Hochdeutsch als B annehmen. Die beiden ersteren haben nahezu dieselben Vocale, Consonanten und ähnliche Syntax, während das letztere wesentliche Unterschiede aufweise. Deshalb rechnen die ältesten nordischen Ueberlieferungen Sarland zum Gebiete der nordischen Zunge, mundartliche Verschiedenheiten verstehen sich natürlich von selbst. Wortschatz und Wurzeln sind in allen gotho-skandinavischen Dialekten mehr oder weniger gemeinsam. Heute finden wir allerdings manche Abweichungen, aber je weiter rückwärts, um so größer ist die Uebereinstimmung. Die norsisch-isländische Edda enthält viele Wörter, die jetzt als rein Deutsch betrachtet werden, und im Sächsischen und Hochdeutschen hat der Volksmund manche bewahrt, die nun für Skandinavisch gelten.

„Skandinavier, Sachsen und Deutsche, sie alle sind Brüder, alle haben gemeinsame Interessen, alle bilden eine gemeinschaftliche Sprach- und Staatengruppe; sie sollten alle unter einander zusammen halten." Diese pangermanistische Ansicht ist vortrefflich und der Rath nicht minder gut. Aber der Engländer, voreingenommen wie er einmal ist, schleudert unmittelbar hinterher eine wilde Diatribe, welche sehr schlecht zu jenem guten Rathe paßt, und um so verwerflicher erscheint, da sie zum großen Theil auf Unwahrheit beruht: „Die moderne hochdeutsche Bewegung, vermittelst welcher die oberdeutsche (!) Propaganda die Rechte und die Freiheit und edlere Muttersprachen aller sächsischen und nordischen Volkschaften (folkships) durch Feuer und Betrug, Säbel und Schulmeister auszurotten sucht, und dahin trachtet, deren Länder zu rauben, zu annectiren und einzuverleiben, — diese hochdeutsche Bewegung ist eine empörende Abscheulichkeit, eine grausame Niederträchtigkeit, ein großer Irrthum und der reine Selbstmord. Sie arbeitet nur dem mongolischen Autokraten in die Hände, dessen Politik eben so hart und herzlos ist wie die deutsche, aber viel verschmitzter."

Man sieht, der Engländer bläst völlig in die dänische Posaune; ihm sind die guten Leute am Sund nur Lämmer, welche unschuldig zu leiden haben. Was aber unter „hochdeutscher" Propaganda verstanden werden soll, das wissen wenigstens wir nicht; denn Preußens Bewohner sind zur Hälfte niederdeutscher Abkunft.

Consul v. Hahn's neue Reise in Albanien.

Herr von Hahn hat diese osmanische Provinz für die Wissenschaft erobert durch seine „Albanesischen Studien". Dieses vor nun zehn Jahren erschienene ganz vortreffliche Buch gab uns zuerst einen vollen Einblick in das seither so wenig bekannte Land, in seine Bewohner und deren Sprache. Im Sommer 1863 unternahm er einen Streifzug von der Hafenstadt Durazzo aus in die Flußgebiete des Drin und des Wardar, und er hat nun einen Bericht darüber in den Denkschriften der kaiserlichen Akademie zu Wien veröffentlicht. Da dieselben dem größeren Publicum fremd bleiben, so war es zweckmäßig, daß unser Freund F. Kanitz, der bekanntlich auch zu den gründlichen Kennern Südosteuropas gehört, in der „Wiener Zeitung" ein Resumé veröffentlichte, für dessen Uebersendung wir ihm Dank sagen. Einige Auszüge werden auch für unsere Leser nicht ohne Interesse sein.

Eigentlich wollte Hr. v. Hahn untersuchen, ob der Schwarze Drin schiffbar und für den Verkehr zu benutzen sei; denn das Hinterland des Adriatischen Meeres ist in jener Gegend reich an nutzbaren Hölzern. Am 12. August landete er in Durazzo und unternahm gleich nachher einen Ausflug in das wenig bekannte Arçen- und Matja-Gebiet. Der Arçen bildete, bei der großen Sommerhitze, nur einen dünnen Wasserfaden in einem breiten Sandbette, aber bei Hochwasser ist er ein sehr reißender Strom. In der Stadt Tiranna erfuhr er Näheres über das Quellgebiet. Bei der Ortschaft Nderrénje, welche 700 Fuß über dem Flusse liegt, hat ein Türke durch einen Triestiner Baumeister eine schöne Steinbrücke bauen lassen. In Tiranna dürfen jetzt die Katholiken mit ihren Glocken läuten, ohne von den Muselmännern deshalb belästigt zu werden.

Weiterhin beginnt die Matja, deren Bewohner wegen ihrer Raubsucht „etwas verrufen" sind. Sie ziehen ins Unterland, wohin sie an der „Skala von Dunja" einen bequemen Weg haben, und halten ihre Beute für gesichert, sobald sie diese auf ihrem Heimzuge wieder im Rücken wissen. Die Landschaft ist von Mohammedanern bewohnt, die in etwa 400 nach albanesischer Ansiedlungsweise zerstreuten Gehöften und Weilern hausen, deren mehrere dann eine Gemeinschaft bilden. Die Hauptquelle des Mat war früher noch nicht erforscht; sie entspringt bei Martanesch, einem 8 Stunden nördlich von Elbassan liegenden Gebirgsorte; der türkische Mudir wohnt in Kula Matese. Die Bewohner gehören zur geghischen Abtheilung der Albanesen. In Bazari Matit wird ein großer Markt abgehalten; aus einem weiten Umkreise finden sich Sonntags viele Leute auf demselben ein; es ist unschicklich für junge Frauen, sich auf dem Markte sehen zu lassen. Auch in Lisa ist ein Marktplatz.

In der ganzen Gegend leben noch manche Erinnerungen an den berühmten Skanderbeg. Die Sage erhebt ihn zum Gesetzgeber; ganz Matja und Diwra leben nämlich nach dem „Kanuni Skanderbegut", während bei den Malisor und in der Landschaft Dukadschin das Recht „Kanuni Dukadschint" gilt. Demnach bestehen zwei verschiedene Volksrechte im nördlichen Albanien. Hahn's Vergleichung des letzteren mit dem altgermanischen Rechte führte zu überraschenden Parallelen.

Herr von Hahn gelangte nach Brinje. Der Pfarrer, ein intelligenter Franziskaner aus Neapel, theilte dem Consul offenherzig mit, daß ein Theil seiner Pfarrkinder vom Raube lebe, der andere in diesem Handwerke dilettire. Es gilt dies von Christen wie Türken. Beide verbinden sich in Banden von 10 bis 40 Köpfen zu Raubzügen nach den Küstenebenen und theilen

sich in die Beute, größtentheils Weidevieh. Die sonst feindlichen Confessionen leben hier ziemlich verträglich zusammen. Selbst Mischehen sollen unter ihnen vorkommen. Man kocht dann Schweine- und Schaffleisch in einem Topfe, wobei der christliche Theil das eine und der mohammedanische das andere verzehrt. Auch hier sind die Missionaire kaum im Stande, ernstlich gegen die Blutrache anzukämpfen. Sie herrscht noch so unbedingt, daß die „blutreinen" Wochen nach des Pfarrers Ausspruch zu den seltenen gehören. Der „Don" machte sich anheischig, Herrn von Hahn zur größeren Sicherheit persönlich nach Delbinischt zu begleiten.

Delbinischt, ein Dorf auf dem Westabhange der Krojakette, ist Sitz des katholischen Erzbischofs von Durazzo, dessen Sprengel alles Land von Durazzo bis zum Busen von Arta begreift; derselbe enthält aber nur etwa 400 Seelen in 18 Pfarreien.

Ueberraschend ist ein dem Erzbisthum ganz eigenthümliches, echt albanesisches Institut. Auch unter den albanesischen Jungfrauen äußert sich manchmal der Drang zum kriegerischen Leben. Um nun diesem unter einem kriegerischen Volke entsprechen zu können, vertauschen sie, in Ermangelung von Nonnenklöstern, ihr Geschlecht mit dem männlichen, indem sie männliche Kleider anlegen, sich die Haarflechten abschneiden, einen männlichen Namen annehmen, und die üblichen Waffen, Yatagan, Pistolen und Flinte, führen. Dieser Wechsel findet unter dem Schutze der Kirche statt. In allen Pfarreien wird nach dem Gottesdienste feierlich verkündet, daß die betreffende Jungfrau in Zukunft als Mann zu betrachten sei. Ein besonderes Gelübde wird jedoch nicht abgelegt. Mara von Perlatai ist die berühmteste der vier gegenwärtigen männlichen Jungfrauen. Unter dem Namen Peter trägt sie die Waffen ihres verstorbenen Vaters. Es war das einzige Mittel für das 17jährige Mädchen, durch ihren Geschlechtswechsel der Verheirathung mit einem Türken aus Lurja zu entgehen, dem sie als Kind von ihrem Oheim verlobt worden war, und so ihre Verwandten vor der Blutrache des verschmähten Bräutigams zu schützen.

Es wird noch lange währen, bis es der Kirche gelingen wird, viele der im Volke von altersher eingewurzelten Sitten und Gebräuche abzuschwächen. Der Frauenkauf um bestimmte Summen, etwa 3000 Piaster für eine Jungfrau und halb so viel für eine Wittwe, die kostbaren Todtenmahle mit dem üblichen Geheul und Zerkratzen von Gesicht und Brust sind, Dank den Bemühungen des Erzbischofs, doch nicht mehr so allgemein üblich. Groß ist der Hang bei Christ und Türk zur Faulheit, zum Raube, Diebstahl und zur Unmäßigkeit, bei letzterem auch zum Wucher zu unmäßig hohen, 50 bis 60 Procenten.

Andererseits rühmt man die Ehrfurcht der katholischen Bevölkerung vor ihrer Geistlichkeit, ihre Gastfreundschaft, vermöge welcher die Verletzung des Gastes zur Blutfeindschaft auffordert; ferner die Unverdorbenheit des Geschlechtsverhältnisses. Sowohl die mohammedanischen als christlichen Mädchen weilen in ungefährdeter Sicherheit bei ihren Herden. So traf Hahn in der Wildniß zwischen Fändi und Mat zwei Mädchen bei ihrer kleinen Herde struppigen Rindviehes, die freundlich Auskunft über den Weg gaben und furchtlos einige Scherze erwiederten.

Seit etwa 15 Jahren hat im albanischen Italien die Bebauung des früher bloß als Weideland benutzten Bodens begonnen. Die Erfolge, welche die hier angesiedelten Klementer erzielten, sind wahrhaft überraschend. Einzelne brachten es bereits zu Maisernten von 24,000 Okka (1 Okka = 2¼ Pfund). Zu den Hauptausfuhrartikeln der Matja zählen: Mais, Oel, Taback, Wolle, Häute und Käse. Die Ausfuhr von Schiff- und Werkholz (meist Eichen) brachte früher große Summen ins Land. Ein strenger Ukas der Pforte (1856) verbot dieselbe jedoch für das ganze Reich. Seitdem fault das Holz wieder auf dem Stamme und eine reiche Einnahmequelle der Landesbewohner versiechte, was sie um so bitterer empfinden, als seit 15 Jahren die Traubenkrankheit den Weinbau beinahe vernichtet hat.

Aus allen Erdtheilen.

Die Stadt Memphis in Tennessee vom Untergange bedroht. Schon vor Jahren äußerte ein Reisender, daß Memphis eines schönen Tages von den trüben Fluthen des Mississippi verschlungen werden müsse, und diese Befürchtung scheint sich zu verwirklichen. Ein in jener Stadt erscheinendes Blatt giebt derselben in folgender Weise Ausdruck: Das Ufer an der Navy Yard ist verschwunden, und nur selten landen dort Dampfer. Bei der eigentlichen Stadt landen stets zwischen 10 und 20 Dampfer. Diese schützen das Ufer vor der Gewalt der Wogen und brechen die Kraft des Stromes. Die große gewaltige Masse des Wassers fließt in einer Tiefe von 40 bis 50 Fuß unwiderstehlich fort und reißt die Erde mit sich fort. Wie weit der Strom unter dem Ufer hinfließt, läßt sich natürlich nicht ermitteln. Das Explodiren einer Anzahl von Torpedoes (Höllenmaschinen), welche man 40 bis 50 Fuß tief in das Wasser versenkt hatte, erschütterte jedes westlich von der Bayou befindliche Gebäude, während man in den östlich von der Bayou gelegenen Gebäuden keine Erschütterung spürte. Vor vielen Jahren war eine Sägemühle in den 20 Meilen vom Mississippi entfernten Sümpfen in Arkansas in Operation. Eines Morgens bemerkte der Inhaber der Sägemühle, daß sein Brunnen, in welchem Tags zuvor das Wasser 3 bis 4 Fuß tief war, versiecht war. Er grub einen Abzugscanal bis zu einem breiten und langen in der Nähe befindlichen Teiche, leitete dessen Wasser mittelst dieses Grabens in seinen Brunnen und hatte nun zwei Tage lang einen hinreichenden Vorrath von Wasser. Am dritten Tage waren Teich und Brunnen indessen gänzlich leer. Dies setzte den Sägemüller in maßloses Erstaunen und veranlaßte ihn, es einem von Memphis kommenden Reisenden zu erzählen. „Ei das darf Euch gar nicht wundern," antwortete der Reisende, „denn der Fluß hat einen so niedrigen Wasserstand und Euer Teich und Brunnen haben ihren Wasservorrath in den großen Abzugscanal unseres Continents entleert." Der Mississippi fließt nicht allein über, sondern auch unter dem großen Thale, welches nach ihm benannt wird. Sein Bett, so breit und tief es auch ist, kann ja nicht all den fallenden Regen und die Ströme, welche von den Gebirgen, Gebieten und Staaten in den Vereinigten Staaten kommen, aufnehmen. Bei Fort Pillow und Randolph sind die während des Bürgerkriegs angelegten Schanzen, von denen einige 300 Yards vom Ufer entfernt waren, von dem mächtigen Strome verschlungen und nach der Balize gebracht worden. An beiden Plätzen sowie in Memphis treibt die Strömung beinahe rechtwinklig gegen das Ufer. In Arkansas hatte ein Pflanzer in einer Woche Vorräthe im Werth von mehreren Tausend Dollars am Mississippi-Ufer aufgestapelt. Noch hatte er sich keine halbe Meile weit vom Ufer entfernt, als das Land hinter ihm mit allen darauf befindlichen Vorräthen in den Fluthen des Mississippi verschwand! Der unweit vom Mississippi liegende Reel-

foot-See ist bodenlos. Vor dem Erdbeben im Jahre 1812 sah man da, wo jetzt unergründlich tiefes Wasser ist, 200 Fuß hohe Cypressenbäume, majestätische Eichen und riesige Sycomoren. Sie alle versanken in den See, und ihre höchsten Zweige befinden sich noch tief unter der Oberfläche des wunderbaren Sees. Ueberall in der Umgegend von New-Madrid, Missouri, deuten unzählige Anzeichen darauf hin, daß der gewaltige Strom einen unterirdischen Abfluß hat. Wir möchten noch hinzufügen, daß überall am Mississippi von Cairo bis zu seiner Mündung in den mericanischen Meerbusen auf dem rechten Ufer Spuren von dem frühern Strombette vorhanden sind, welches einen neuen Beweis von der Gewalt der Gewässer des Mississippi liefert.

Nichtrussische Bevölkerung des Gouvernements Archangel. Sie wird zumeist in den Kreisen Mesen und Kem gefunden. Am Eismeere nomadisiren 5668 Samojeden; in den südlichen Theilen 12,771 Syrjanen; doch hat die Hauptmasse dieses Volkes ihren Hauptsitz in den Gouvernements Perm und Wologda. — Im nördlichen Theile von Kem auf der sogenannten Lappländer-Halbinsel hat man 2097 Lappen und in der südwestlichen Ecke des Kreises haben sich Karelier niedergelassen, die 16,703 Seelen zählen. Die Zahl der Nichtrussen beträgt also nahe an 7000 Köpfe.

Ein Keltencongreß. Es scheint, als ob der slavische in Moskau abgehaltene Verbrüderungscongreß einigen Kelten den Gedanken eingegeben habe, auch ihrerseits einen keltischen Congreß zu veranstalten. Ein solcher ist auf den 13. October 1867 nach Saint Brieue in der Bretagne ausgeschrieben worden. Man will dort Angelegenheiten der keltischen Literatur, Geschichte, Kunst, Religion, Gesetzgebung erörtern und insbesondere auch die dermaligen Gesellschaftsverhältnisse der verschiedenen keltischen Völker ins Auge fassen. An Stoff zu umfassenden und tiefgehenden Betrachtungen wird kein Mangel sein, wenn die vereinzelten Bruchstücke des großen Völkerstammes sich zusammenfinden, welcher einst den größten Theil Europas inne hatte und nun im Laufe von zweitausend Jahren nur noch in kleinen, isolirten Trümmern vorhanden ist, die sich mühsam des Untergangs erwehren.

* * *

Im Staate Georgien zählte man am 1. August 1867 mehr als 70,000 Bettelarme. Die „paupers" waren früher in den Südstaaten eine unbekannte Erscheinung.

Der bekannte radicale Schuhmacher Senator Wilson aus Massachusetts war einst sehr erbittert gegen Lincoln's früheren Kriegsminister, Simon Cameron aus Philadelphia. Dieser ist seines Zeichens ein Geldhändler, und wurde Kriegsminister, weil er durch seine Bemühungen im Staate Pennsylvanien dazu beigetragen hatte, dem „Holzhacker" bei der Präsidentenwahl die Majorität der Stimmen zu sichern. Er betrog aber noch unverschämter, als sonst im Yankeelande für hergebracht und smart gilt, und deshalb entbrannte Wilson in sittlicher Entrüstung gegen ihn. Auf seinen Antrag wurde ein Ausschuß im Senate niedergesetzt, welcher die Anklage gegen Cameron formuliren sollte. Der tugendhafte Wilson wurde Vorsitzender dieses Untersuchungsausschusses, welcher denn auch bald eine Menge Gaunereien zusammenstellte. Aber Cameron wußte, wie ein solcher Geist zu bannen ist. Er ließ dem Wilson die Lieferung von einer Million Soldatenschuhen anbieten, und der biedere, sittlich entrüstete Senator aus dem frommen Massachusetts übernahm die Lieferung gegen 2 Dollars 25 Cents per Paar. Da er aber selber sich nicht weiter mit der Sache befassen mochte, so übertrug er sie an seine Collegen des Untersuchungsausschusses, welche die Lieferung gegen 2 Dollars per Paar übernahmen und sie dann ihrerseits an eine wirkliche Schustercompagnie überließen, welche 1 Dollar 75 Cents per Paar bekam, und da sie zumeist „shoddy" lieferte, auch ihrerseits Profit machte. Wilson hatte an jedem Paar einen Viertel Dollar verdient, seine Collegen desgleichen und von Untersuchen war keine Rede mehr. Am 25. Juli hielt nun dieser Handwerkspolitiker in Saratoga eine Rede, in welcher er sagte: „Den Krieg gegen die Rebellen hat Gott geschickt und er war ein Gottesurtheil. Wir sind als Nation stolz und stark, wir haben unser Land zum Himmel emporgehoben, und sind ein größeres Volk wie je zuvor." Ohne Zweifel — „größer in Gaunerei und Schmach und Corruption als irgend ein anderes der Welt," so schrieb ein deutsches Neuyorker Blatt.

Der „große Fuchsjäger" Lemuel Richardson im Staate Vermont hat, wohlgezählt, in den Jahren 1831 bis 1847 nicht weniger als 714 Angehörige der Familie Reinecke vom Leben zum Tode gebracht; seit 1847 hat er 675 Füchse in Fallen gefangen, überhaupt aber 1389 Füchsen das Fell abgezogen.

Die californisch-ostasiatische Dampfercompagnie hatte ursprünglich die Verpflichtung übernommen, auf ihren Fahrten auch die Sandwichsinseln zu berühren. Hinterher fand sie aber, daß dieser Umweg Zeitversäumniß und große Kosten mit sich bringen werde und bat um Entledigung dieser Verpflichtung. Nun hat sich eine besondere Gesellschaft für den Betrieb jener Strecke gebildet, und am 5. September 1867 ist der erste Dampfer von San Francisco nach Honolulu in See gegangen.

In Peru hat die Geistlichkeit durch Aufregung der Frauen und des Pöbels einen solchen Druck auf die Volksvertretung und die Regierung ausgeübt, daß in der neuen Verfassung — wir wissen nicht, ob es die zehnte, zwanzigste oder hundertste seit vierzig Jahren ist — nur allein den Katholiken die öffentliche Ausübung ihres Cultus gestattet ist.

Religiöse Erweckungen sind nun auch in der centralamerikanischen Republik San Salvador an die Tagesordnung gekommen. Zwei Kapuzinermönche sind im Lande umhergezogen und haben so großen Eindruck gemacht, daß mehr als 600 Paare, die in wilder Ehe lebten, sich gedrungen fühlten, den Segen der Kirche einzuholen. Diesen umgehen die braunen und gelben Leute, weil er viel kostet. Es muß eine eindringliche Beredtsamkeit gewesen sein, welche sie vermocht hat, die Trauungsgebühren zu entrichten. Auf Haiti stehen die Dinge noch schlimmer, dort bilden getrauete Paare die seltene Ausnahme; nach dem Bericht eines Geistlichen begnügen sich neun Zehntel der Negerpaare mit „Trauung im Mondenschein", wie man die wilden Ehen bezeichnet, die Bemühungen der Geistlichen stoßen dort auf große Hindernisse.

Ein zu Caraceas in Venezuela erscheinendes Blatt schreibt: „Wir erhalten hier Nachrichten aus Sibirien und Konstantinopel binnen zwanzig Tagen; es dauert aber in der Regel zwei Monate, ehe wir einen Brief aus unseren eigenen inneren Provinzen erhalten. Die Ursache ist klar; wir machen alle Jahr eine Revolution, bauen aber keine Landstraße."

Man war bisher da und dort der Ansicht, daß von dem Riesenvogel Epiornis auf Madagaskar doch wohl noch lebendige Exemplare vorhanden sein konnten. Nun hat aber Grandidier in einer Zuschrift an die Pariser Akademie der Wissenschaften geschrieben, daß man diese Hoffnung wohl aufgeben müsse. Allerdings sind enorm große Eier und auch Knochenfragmente von diesem Vogel gefunden worden, und gewiß ist er viel häufiger gewesen, als man bisher angenommen; aber den lebendigen Vogel selber hat man trotz aller Bemühungen nirgends mehr gefunden.

Herausgegeben von Karl Andree in Braunschweig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Streifzüge in Sicilien*).

Die alten Sicilianer und die heutigen. — Die Landschaften an der Nordküste. — Termini und die Herkulesquellen. — Cefalu; der pelasgische Tempel; Himera. — Santo Stefano; Gegensatz der Marina und des Borgo. — Eine Landstraße. — Die Städte an der Ostküste. — Aci Reale; sieben Lavaströme; die Lavagrotte. — Die Inseln der Kyklopen. — Eine Besteigung des Aetna. — Die Region des Feuers; Nicolosi; die Monti Rossi, Piano del Lago, Val del Bove. — Der Centralkegel des Aetna. — Die Lavaströme bei Lingua grosso. — Der Kastanienbaum de la Nave. — Catania; der Schleier der heiligen Agathe. — Cap Sante Croce, Agosta und Syracus. — Die Herren Briganten. — Der Quell Arethusa.

Sicilien war in den Zeiten des Alterthums ein Paradies und es könnte auch in unseren Tagen „ein Himmel auf Erden" sein. Dieser Himmel ist noch so heiter und blau wie in jenen Tagen, da Syracus eine der größten und schönsten Städte der Welt war, aber die Menschen sind anders geworden, und nicht ohne Wehmuth gestehen die Reisenden wie die intelligenteren Eingeborenen ein, daß die alte Trinacria nun ein Land „der Barbarei und des Schmutzes" sei.

Die italienische Regierung hat daran bis heute nichts zu ändern vermocht und sie wird schwere Arbeit haben, um nur die ärgsten Uebelstände zu beseitigen. Vor allen Dingen muß das gemeine Volk von Grund aus ganz anders erzogen werden als bislang der Fall gewesen; man muß Schulen gründen und die Menschen von dem Einflusse eines Clerus befreien, welcher dort trotz seiner Reichthümer nichts für den Unterricht und gegen die Verwilderung der Massen gethan hat.

Für ein so verkommenes Land sind die neueren Verkehrsmittel ein doppelter und dreifacher Segen. Der Eisenbahnverkehr wird auch auf Sicilien anregend und belebend wirken, aber neben den Schulen sind Landstraßen das größte Bedürfniß. An diesen fehlt es beinahe ganz und ohne sie wird ein Aufschwung unmöglich sein. Es ist ein bekannter Ausspruch Liebig's, daß man die Civilisationsstufe eines Volkes nach der Quantität seines Verbrauchs an Seife ermessen könne; dasselbe gilt aber auch von der Beschaffenheit der Verbindungswege. Nun steht es aber in Bezug auf den Verbrauch der Seife wie auf den Straßenbau äußerst kläglich in Sicilien, einer Insel, die so reich an Oelbäumen und Steinen ist.

Wir wollen den Reisenden Elisée Reclus, der unseren Lesern schon bekannt ist, auf seiner Wanderung an der Nordküste begleiten, die viele herrliche Landschaften aufweist und so reich an geschichtlichen Erinnerungen ist. Von Palermo aus führt der Weg im Angesichte des blauen Meeres nach Termini. An jenem Gestade ist eine Gegend prächtiger als die andere, aber darin stimmen alle Reisenden überein, daß wohl keine sich an Majestät und Anmuth mit jener von Termini messen könne. Diese Stadt, welche deshalb auch mit Recht den Beinamen der splendidissima führt, steht auf der Terrasse einer Halbinsel, die mit dem etwa 2400 Fuß hohen Berge San Calogero zusammenhängt; in der lieblichen Meeresbucht liegen Hunderte von Barken vor Anker, auch einige größere Schiffe fehlen nicht. Oben auf der Terrasse hatten die alten Griechen ein Theater gebauet und sie genossen von dort eine entzückende Aussicht auf Meer und Gebirge. Die Bourbonen baueten hier eine Festung, welche 1860 von den Bürgern Terminis niedergerissen wurde.

In der Unterstadt sprudeln noch heute die warmen Quellen, welchen der Ort seinen alten Namen Thermä verdankt. Herakles hatte die Stiere des Sonnengottes vor sich hergetrieben und wollte die müden Glieder erquicken. Die Nymphen erlaubten ihm gern, in dem Quell zu baden, und er fühlte sich dann ganz verjüngt. Welch anderer Badeort kann sich rühmen, daß Herkules ihn besucht habe und daß er in Pindar's Oden besungen worden sei? Die Thermen haben von ihrer alten Kraft nichts verloren, und Termini wäre für Badegäste ein entzückender Aufenthalt, wenn die Menschen dort Trieb und Verstand genug hätten, die eingefallenen Wände durch eine ordentliche Fassung der Quellen zu ersetzen; wenn sie die abscheulich schmutzigen Straßen reinigen wollten und wenn statt der elenden, unsauberen Wirthsspelunken rechtschaffene Gasthäuser vorhanden wären. Jetzt wagt sich kein Fremder nach Termini, denn er läuft Gefahr, vom Ungeziefer aufgefressen zu werden.

Gen Osten hin gelangt man bald nach der Burg Kephalodion, um welche man vor Zeiten Häuser bauete und diese bilden die heutige Stadt Cefalu. Der obere Theil, wo die Burg stand, ist nun längst verlassen; man gelangt zur ehemaligen Festung auf einem äußerst steilen Wege. Die Zugbrücke wird allabendlich geschlossen, indeß nicht von Kriegern, sondern von einem harmlosen Hirten, der seine Schafe einsperrt. Die Trümmer der Veste bieten nichts Bemerkenswerthes dar; aber in der alten Oberstadt sieht man noch ein einfaches, viereckiges Denkmal von etwa 48 Fuß Länge; es wird von Nesseln und Binsen überwuchert; ringsum liegen Weizenfelder. Dieser pelasgische Tempel mit seinen kyklopischen Mauern ist wohl das älteste und ehrwürdigste Denkmal Siciliens. Spätere Zeiten haben Manches hinzugefügt; an der nach Süden liegenden Eingangspforte stehen zwei dorische Pfeiler; im Innern ist ein Gewölbe aus römischen Ziegelsteinen aufgeführt, und am westlichen Theile sieht man Ueberreste einer christlichen Capelle, welche wohl bald in Staub

*) Vergleiche „Globus" X. S. 363: Die Barbarei in Sicilien, und XI. S. 105: Von Messina bis an den Fuß des Aetna.

verwandelt sein werden. Wenn von allen diesen Zuthaten keine Spur mehr übrig sein wird, stehen sicherlich noch die kyklopischen Steingefüge; sie trotzten den Jahrtausenden.

In der Nähe von Cefalu lag einst die große Stadt Himera auf einer Hochfläche; aber nicht einmal Trümmer sind übrig geblieben. Unten am Strande erfochten die sicilianischen Griechen einen entscheidenden Sieg über ein großes Heer der Karthager an demselben Tage, an welchem die Athener bei Salamis die Flotte der Perser zerstreueten. Die Schiffe der Karthager gingen in Flammen auf und der Feldherr Hamilkar fiel. Aber 72 Jahre später rächte der gewaltige Hannibal diese Niederlage, indem er 3000 Krieger Himeras den Manen seines Urgroßvaters opferte.

Von Milazzo ab setzte Reclus die Reise auf dem Rücken eines Maulthieres fort. Der Treiber steckte einen Fetisch oder Grisgris an den Hals des Thieres, damit es vor allen bösen Dingen bewahrt bleibe. Bald kamen nun zwei von den liparischen Inseln in Sicht, Felicudi und Alicudi, und dann wurde Santo Stefano erreicht. Welch eine Ueberraschung, dort eines der Wunderwerke Siciliens anzutreffen — eine rechtschaffene Herberge mit einem freundlichen Wirthe, frischem Wasser, guten Speisen, einem reinlichen Zimmer und, Wunder über Wunder! ein sauberes Bett ohne unwillkommene Bewohner! Die Stadt sieht zwar nach nichts Rechtem aus, scheint aber emporzukommen und wird gewiß zu Wohlstand gelangen, wenn erst einmal fahrbare Straßen vorhanden sind. Einst lag sie oben auf der Höhe und war hinter Wäldern versteckt, jetzt befindet sie sich

Krater des Monte Frumento.

unten am Strande. Es ist eine sehr richtige Bemerkung, daß selbst in so wenig civilisirten Ländern die Anforderungen der neuern Zeit sich geltend machen. Auch an dieser sicilianischen Küste sind die Städte nach und nach an das flache Meeresgestade hinabgerückt; überall vergrößert sich die Marina, die Unterstadt an der See, auf Kosten des Borgo, der Burg und der befestigten Oberstadt. Die Anforderungen des Verkehrs und der Arbeit machen sich geltend. So sind die alten hochliegenden Städte Pollina, Coronia und San Fratello fast verödet. So steil sind die Pfade, welche zu diesen natürlichen Festungswerken hinanführen, daß selbst der raublustige Proconsul Verres, ciceronianischen Angedenkens, keine Lust bezeigte, sich in einer Sänfte hinauftragen zu lassen. Er blieb hübsch unten und nahm dort die Tempelgeräthe, Statuen und Kostbarkeiten in Empfang, welche von seinen Offizieren und Helfershelfern erbeutet worden waren. Gegenwärtig bilden diese Felsennester Schlupfwinkel für Briganten.

Wieder ein Wunderwerk! Unweit von Santo Stefano, bei Santa Agata, beginnt eine Straße, die von Wagen befahren werden kann. Das ist eine große Wohlthat in einer Küstengegend, die überall mieden und von einer Menge kleiner Gebirgsströme zerrissen ist. Die Landschaft bietet von nun an wo möglich noch mehr Abwechslung. Da liegt die alte Stadt Naso auf einem Berggipfel; bald nachher kommt das Dorf Brolo mit seiner verfallenen Burg in Sicht, weiterhin erhebt sich ein marmorner Festungsthurm und führt dann an dem rothen Felsen das Cap Celavà durch einen Tun-

nel. Wahrhaft entzückend liegt die alte Griechenstadt Tyndaros, eine Colonie der Messenier auf einem Granitplateau, 600 Fuß über dem Meeresspiegel. Von dort streift der Blick über die liparischen Inseln hin; über Volcano bis nach Stromboli. Nach Osten hin erblickt man die Appenninen, im Süden ragt der Aetna empor. Die Gegend ist sehr fruchtbar, leidlich gut angebaut und volkreich; hier liegen viele kleinere Ortschaften und die drei Städte Patti, Barcelonna und Milazzo, das Mylae der alten Griechen, welche die Erbauer waren.

* * *

Wir wenden uns nach der östlichen Küste Siciliens, wo der Aetna sich erhebt. An diesem Gestade finden wir berühmte Städte: Taormina, Catania und Siracusa, auch Aci Reale ist nicht ohne Wichtigkeit. Es liegt in einer ungemein fruchtbaren Gegend und zählt viele wohlhabende Bürger, die von sich rühmen, daß sie an geistiger Bildung höher ständen als jene von Messina und Palermo. „Im ganzen Bezirke sind freilich allemal für vierzehn Personen unter funfzehn die Buchstaben des ABC's ein Mysterium," doch mag es wohl richtig sein, daß in Aci Reale mehr wissenschaftlich gebildete Männer, Künstler, überhaupt Leute mit literarischen Interessen leben als in anderen Städten Siciliens. Das will aber, trotz der beiden „Akademien", noch nicht viel bedeuten.

Wunderbar schön ist der Blick auf das Meer und den Aetna. Die Hochfläche, auf welcher die Häuser sich erheben,

Basis des Frumento-Kraters.

besteht aus nicht weniger als sieben Lavaströmen, welche zu verschiedenen, unbekannten Zeiten aus dem Vulcan herausgequollen sind und die am Gestade einen mehr als 300 Fuß hohen steilen Abhang bilden, an welchem die einzelnen Lagen oder Schichten leicht zu erkennen sind. Man steigt die sogenannte „große Leiter" (Scalazza) hinab, welche in vielfachen Windungen bis in den Abgrund führt; sie ist mit einer Mauerbrüstung versehen. Jeder einzelne Lavastrom bildet, wie deutlich zu sehen ist, so ziemlich in seiner ganzen Dicke eine dichte Masse, in welcher keine Pflanze Wurzel schlagen kann; doch ist der obere Theil in eine Tufflage und theilweise sogar, in Folge atmosphärischer Einwirkungen, die Jahrhunderte lang andauerten, in Dammerde verwandelt worden. Man hat bemerkt, daß dieser Lavastrand, während er von oben herab durch die nach einander folgenden Ströme immer höher wurde, auch von unten her eine Erhebung erfahren hat. Man sieht nämlich in verschiedenen Höhen, weit über dem gegenwärtigen Wasserstande des Mittelländischen Meeres, Linien, welche das letztere einst ausgewaschen hat, offenbare Spuren früherer Erosionen. Wer nördlich vom kleinen Fischerdorfe sich Bahn bricht durch die wild durch einander geworfenen Massen, welche vom hohen Strand herabgestürzt sind, der gelangt an die berühmte Lavagrotte, welche einigermaßen an die basaltische Fingalshöhle auf Staffa erinnert. Denn zu beiden Seiten des Einganges werden von den Lavamassen unregelmäßige Säulen von 12 bis 15 Fuß Höhe gebildet; einige stehen senkrecht, andere sind in der Mitte durch den Druck der über ihnen liegenden Massen

etwas ausgebaucht. Oberhalb dieser untern Colonnade steht eine zweite Reihe von Prismen, die nach oben hin eine Art von gothischem Dache bilden, und über ihnen stehen dann noch viel massenhaftere Formationen, welche an Säulen und Pfeiler erinnern.

In der Nähe von Aci Reale liegen die Inseln der Kyklopen. Es sind, wie die Sage weiß, jene gewaltigen Felsmassen, welche einst Polyphem hinter Odysseus und dessen Gefährten ins Meer schleuderte. Man bezeichnet sie heute als Faraglioni und sie liegen nur ein paar hundert Schritt vom Ufer, welchem entlang die Straße nach Catania führt. Hier fehlt der Baumwuchs, die Stranddörfer sind schmutzig, und doch war hier, der Ueberlieferung zufolge, einst das lieblichste Thal der ganzen Insel. Unterhalb der Straße sprudelt aus dem Fels ein kleiner Quell hervor, dessen Wasser sich theils in einer sumpfigen Wiese verliert, theils in einem Bauernhof einen schmutzigen Trog füllt. Das ist aber der Acis, welchen einst die Nymphen verehrten. Von ihm wurden die Wurzeln hoher Prachtbäume benetzt, wurde das saftige Grün der Wiesen erfrischt, auf denen Polyphem's Herden sich sättigten, während der Kyklop auf dem Felsen saß und seine Schafe und Widder zählte.

Gewöhnlich wird der Aetna von Catania aus erstiegen, doch führt auch von Aci Reale ein Weg hinauf, über Nicolosi, und er bietet viele hübsche Punkte und Aussichten dar. Je höher man kommt, um so weiter werden die letzteren; man überblickt den ungeheuern Garten, welcher rings um das Gebirg einen breiten Gürtel bildet, und das ionische Meer. Auf allen Höhen und in den Thälern liegen Dörfer, welche wohlhabender sind, als sonst auf Sicilien der Fall ist; man sieht die unvermeidlichen Kirchen, aber auch viele Landhäuser, welche den Wohlstand ihrer Besitzer verkünden.

Gleich oberhalb des hübschen Dorfes Via Grande trifft man den Eruptionskegel, welcher von allen dem Meere zunächst und vom Centralkrater so ziemlich am weitesten entfernt liegt. Von ihm ab beginnt eigentlich das Aufsteigen zum Berge, dessen Gipfel nach Nordosten hin in gerader Linie achtzehn Kilometer entfernt ist. Man kommt an einem alten Lavastrome vorüber, der jetzt Olivenbäume trägt, und nun gewinnt die ganze Landschaft ein völlig anderes Gepräge. Die grünen Gärten und Wiesen verschwinden; statt derselben treten Getreidefelder und niedrige Weinreben auf; man sieht röthliches, aus Schlacken aufgeführtes Gemäuer und weiß nun, daß man die Region des Feuers betreten hat.

Das große Dorf Nicolosi zieht sich wohl eine halbe Stunde Weges zwischen zwei mächtigen Lavaströmen hin und liegt im Mittelpunkt eines Circus, der von mehreren Eruptionskegeln umgeben ist: dem Monpilieri, den Monti Rossi und der Serra Pizzuta. Das Dorf hat für etwa 3000 Einwohner nicht weniger als sechs Kirchen und mehrere Oratorien, wir wissen nicht ob auch eine Schule. Ein Kloster fehlt natürlich nicht, und in diesem hatten sich im vorigen Jahrhundert auf längere Zeit Briganten häuslich eingerichtet, zum großen Mißvergnügen der Benedictinermönche, welche dort alljährlich einige Monate zu verleben pflegten. Wer jetzt nach Nicolosi kommt, wird von Briganten nicht behelligt, wohl aber von Bettlern, und findet in einem der beiden Wirthshäuser auch ein verhältnißmäßig leidliches Unterkommen. Aus dem Fremdenbuch ersah Reclus, daß mehr als die Hälfte der Aetnabesucher aus Engländern besteht; dann folgen Deutsche und Franzosen fast in gleicher Anzahl, hinterher kommen Russen und Holländer; Italiener vom Festlande sind selten und von Sicilianern finden sich im Jahre nur zwei bis drei ein.

Die Mehrzahl der Fremden steigt nur bis zu einem der beiden Zwillingsberge empor, welche man als Monti Rossi bezeichnet. Diese Massen von röthlicher Schlacke erheben sich etwa 600 Fuß hoch über die umliegende Ebene. Sie entstanden während des berühmten Ausbruches von 1669 und von ihrer Basis drang gegen Catania hin ein schrecklicher Feuerstrom, der vierzehn von mehr als 25,000 Menschen bewohnte Ortschaften zerstörte. Er war fast eine Meile breit, bewegte sich mit langsamer, gräßlicher Majestät abwärts und floß um den bewaldeten Monpilieri herum, den er solchergestalt in eine vom Feuerstrome gebildete Insel verwandelte. Wo er auf Hindernisse traf, schmolz er das Gestein und bahnte sich dergestalt seinen Weg. Nachdem er sich durch den Hügel hindurchgearbeitet, theilte er sich in drei Arme. Der eine drang gen Südwesten hin nach Catania vor, richtete einen Theil der Stadt zu Grunde und bildete dann ein etwa eine halbe Wegstunde weit ins Meer hineinlaufendes Vorgebirge, da wo einst der Hafen war. Binnen weniger als zwei Monaten war eine Lavamasse von mehr als einer Milliarde Cubikmeter aus der Seite des Aetna hervorgequollen und man kann noch jetzt ihren Lauf deutlich verfolgen. Der Krater, welcher sich zwischen den beiden Monti Rossi öffnete, warf eine ungeheure Menge von Asche über die Gegend aus; er bildet jetzt einen mit Sträuchern bewachsenen Thalgrund.

Unmittelbar vor jenem furchtbaren Ereignisse hatte sich die Seite des Aetna vom obern Plateau bis unterhalb Nicolosi hinab auf einer Länge von nahe an vier deutschen Meilen geöffnet. Diese Riesenspalte ist jetzt beinahe in ihrer ganzen Ausdehnung ausgefüllt, doch sieht man noch viele mehr oder weniger tiefe Löcher auf der ehemaligen Spaltungslinie, von welcher sie Ueberbleibsel sind.

Gewöhnlich wird der Aetna in den Sommermonaten bestiegen; die Reisenden können dann zu Pferde bis an die Basis des großen Kegels hinaufgelangen, dort im „Englischen Haus“ übernachten und am andern Morgen einen Sonnenaufgang genießen. Der Ritt ist nicht etwa unbequem und der Schnee längst hinweggeschmolzen. Ganz anders im Frühling, um die Jahreszeit, da Reclus zu Fuß hinaufwanderte. Er brach mitten in der Nacht von Nicolosi auf und kam bald in die sogenannte Waldregion, die aber jetzt nur noch sehr vereinzelt einige Eichbäume aufzuweisen hat. An dieser Seite des Aetna fehlen die Wälder; die Getreidefelder reichen bis an die obere, völlig unfruchtbare Bergregion hinan. In dieser sieht man während der Sommermonate nur Schlacken und Asche, im übrigen Theile des Jahres Pfützen oder Schnee; das Aufsteigen bietet keine Schwierigkeiten dar.

„Die Sonne ging auf. Mir gerade gegenüber wölbte sich der gewaltige Bergdom empor, zum Theil mit grauem oder weißem Schnee bedeckt. Aus dem Krater stieg eine Dampfsäule empor, welche in ihrem untern Theile mit einer ich möchte sagen Guirlande durchsichtiger Dünste umzogen war, die sich in breiten, am Rande vergoldeten Voluten um die dunklere Masse zogen, welche wirbelnd hoch in die Lüfte emporstieg. Der Vulcan selber war ruhig.“

Am östlichen Ende des Piano del Lago, d. h. der sanft abfallenden Hochebene, welche diesen Namen führt, weil dort einst eine seeartige Vertiefung gewesen, die Schneewasser enthielt, nun aber ganz mit Lava ausgefüllt ist, erhebt sich ein langer Grat, auf dessen anderer Seite das Val del Bove, ein gewaltiger Abgrund oder Schlund, liegt. Dieser gilt für eines der „Wunder“ des Aetna. Oben lag die Polarzone mit Schnee und Eis; im untern Theile des Circus, unter Lawinen, die von oben herabgestürzt waren, die Region des Feuers mit Asche und Kratern und Strömen geschmolzener Masse und mit Schlacken. Man kann bis in die Eingeweide des Berges hineinblicken und die Architektur des Vulcans studiren: die Wände des Amphitheaters, die verschiedenen

Der Kastanienbaum de la Nave am Aetna.

über einander gelagerten Lavaschichten und die zwischen die Spalten hineingedrängten Trachyt- oder Basaltmauern. Ein Theil dieses Abgrundes, der sogenannte Trifoglietto, bildete vormals eine der Oeffnungen des Aetna und stand in unmittelbarem Zusammenhange mit dem feurigen Meere des Innern; der Eruptionsschlot ist aber in unvordenklicher Zeit verstopft worden und bildet heute den unregelmäßigen Circus des Val del Bove.

Weiter aufwärts kommt man an den Ueberresten eines römischen Bauwerkes vorbei, dem „Thurme des Philosophen", und an dem schon erwähnten Hause der Engländer, von welchem jetzt nur noch das Dach aus dem Schnee hervorragte; es könnte aber mit leichter Mühe, wenn man das Verfahren der Eskimos beim Bau ihrer Wohnungen theilweise zum Muster nehmen wollte, auch für den Winter bewohnbar gemacht werden. Dort wäre eine prächtige Stelle für ein meteorologisches Observatorium, und für das Studium sowohl der vulcanischen wie der atmosphärischen Erscheinungen, in einer Höhe von mehr als 9000 Fuß, weit über der Region der niederen Wolkenschichten, da wo die Luftströme aus der Aequatorialzone und aus den Polargegenden zusammentreffen. Freilich wäre die Station nicht gefahrlos; im Jahre 1863 z. B. wurde das Haus durch Blöcke, welche der Krater auswarf, ganz und gar zerschlagen und man hat es neu aufbauen müssen.

Der Centralkegel des Aetna hat etwas mehr als 900 Fuß Höhe. An den Seiten befanden sich einige Fumarolen, der Schnee war zum größten Theil hinweggeschmolzen. Die Luft hatte einen leichten Schwefelgeruch. Wenn man den Rand des Kraters erreicht hat, fällt der Blick auf drei Meere: das ionische, das etrusk'sche und das afrikanische; ihre blauen Wasser umwogen das mit Städten und Dörfern übersäete sicilische Dreieck; man sieht die verschiedenen Halbinseln Calabriens und die liparischen Inseln. Je nach der Tageszeit wirft der Aetna seinen gigantischen Schatten kürzer oder länger, und ein Gleiches ist der Fall mit jenen der niedrigeren Berge, die ihn gleichsam als Diener umgeben. Aber so ausgedehnt und prachtvoll auch die Aussicht ist, man richtet dennoch unwillkürlich den Blick auf das schwarze Loch, das etwa in 120 Fuß Tiefe aus dem Grunde des Kraters Qualm emporschickt. Die Oeffnung hat nicht mehr als etwa 36 Fuß Durchmesser, aber ihre senkrechten Wände reichen bis zum Abgrunde, wo die glühende Lava unablässig brodelt. Die Dämpfe sind bei ihrem Emporsteigen aus dem Schlunde wegen der hohen Temperatur fast durchsichtig, verdichten sich aber bald in der kältern Luft, rollen im Krater in dicken Qualmwirbeln empor und bilden nachher eine große Wolke, die bis zu 6000 Fuß Höhe emporsteigt und sich dann immer weiter zu einem langen Streifen ausdehnt, der allmälig mit den Nebelmassen des afrikanischen Meeres verschwamm."

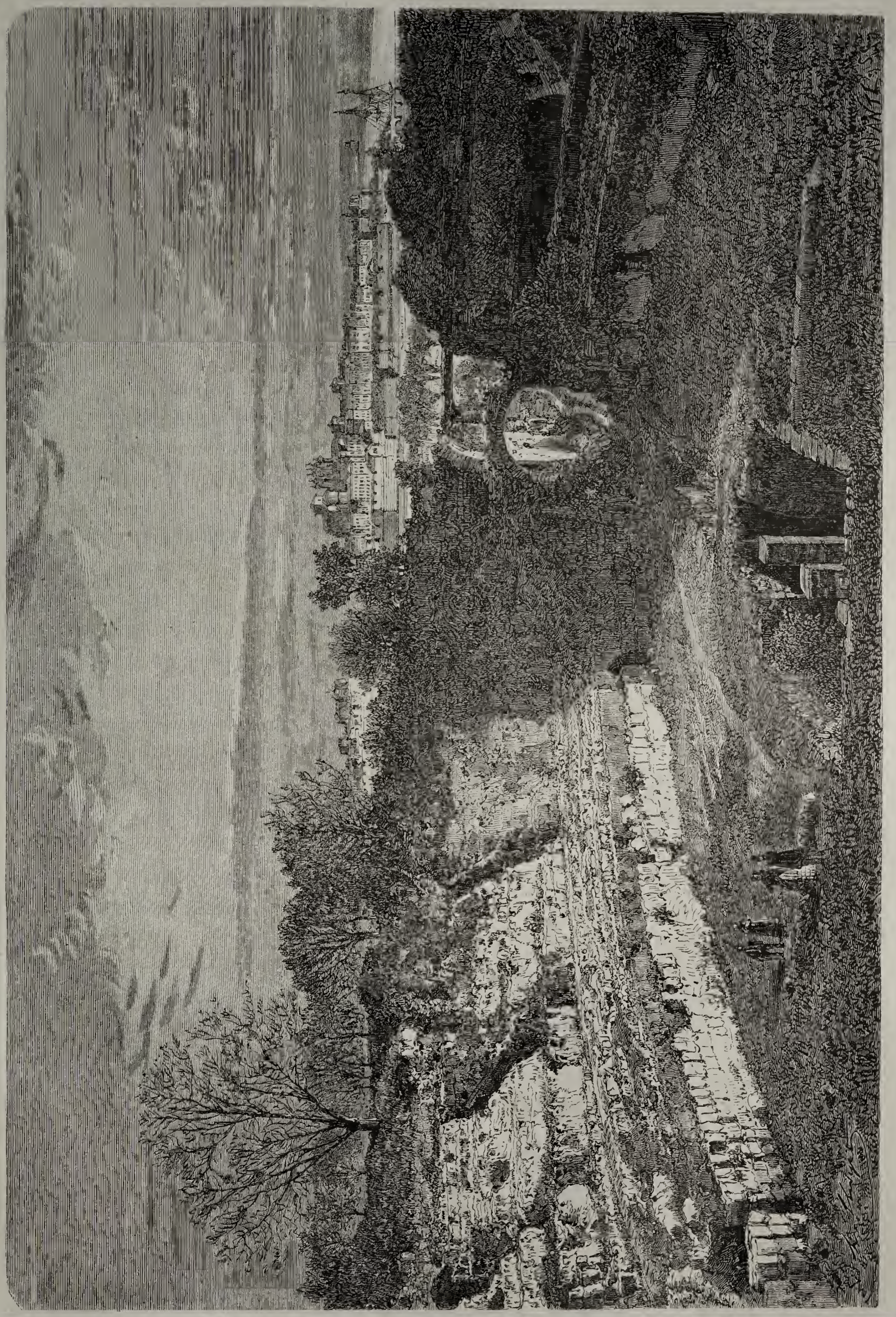
Der Krater hat einen Umfang von nicht ganz einer halben Wegstunde und ist bei weitem nicht so großartig wie jener auf der liparischen Insel Vulcano; man kann ihn aber ohne alle Gefahr beobachten. Reclus nahm seinen Rückweg über Aderno, wo er in der Herberge den landesüblichen Schmutz fand. Dann ging er über Salto del Pecoraro nach der Stadt Bronte, wohin der Weg durch eine mühsam zu durchwandernde Schlackenwüstenei führt. In den Kellern lagert viel Wein, welchen die Engländer aufkaufen und als angebliches Marsalagewächs in den Handel bringen. Stadt und Gasthöfe vom Schmutze starrend!

Auf der Wanderung rund um den Aetna von Catania nach Taormina kam der Reisende auch nach Linguaglossa. Von dort aus wollte er bis zu den glühenden Lavaströmen vordringen, welche er schon von Taormina aus beobachtet hatte (S. „Globus" XI, S. 109). Bald war er denn auch am Rande derselben und unterirdisches Getöse verkündete, daß der Vulcan im Innern thätig war. Der Feuerstrom fluthete in einen Wald hinein. Der Reisende konnte ohne Gefahr mehrere kleinere, sehr thätige Kegel ersteigen, welche sich einige Hundert Fuß über den Spalt des Vulcans erhoben. Jeder Explosion geht ein donnerähnliches Getöse vorher, dann wird eine Masse von Qualm, Asche und Steinen in die Lüfte geschleudert. Die kleinsten Kegel, welche gleich oberhalb der Lavaquellen lagen, tobten ununterbrochen mit großem Geräusch und warfen unablässig geschmolzene Stoffe aus. Reclus konnte einige der höchsten dieser Trümmerkegel ersteigen, weil er sich an ihrem westlichen Fuße befand und der Wind in nordöstlicher Richtung wehete. Aber der noch dampfende Erdboden hatte eine sehr hohe Temperatur und deshalb mußte schnell gegangen werden. Um die Eruptionskegel herum lag Asche, welche vom Winde dünenartig aufgehäuft worden war. Viele Waldbäume gleichen jetzt verkohlten Pfählen (s. die Illustration, welche nach einer Photographie gezeichnet worden ist). Am Krater des Monte Frumento war an mehreren Stellen noch der tiefe Spalt zu erkennen, aus welchem in der Nacht auf den 31. Januar 1865 der Lavastrom zuerst hervorgebrochen war.

Auf dem Wege nach Zaffarana hinab kam Reclus an dem weltberühmten Kastanienbaume vorüber, in dessen Schatten, wie man sagt, einhundert Reiter lagern konnten. Er ist aber nicht mehr das, was er im vorigen Jahrhundert war, sondern eine Gruppe von drei Stämmen, von denen die beiden stärksten im Innern ganz kernfaul sind. Da wo einst der centrale Theil des Baumes gewesen, führt nun ein Hohlweg hindurch, welchen Wind und Regenwasser auf Kosten der Wurzeln stets vergrößern, während die Bauern am Stamme Feuer machen. So verschwindet immer mehr von dem Kastanienbaume der Cento Cavalli, der ehemals einen Umfang von mehr als 180 Fuß gehabt hat. Der gleichfalls berühmte Kastanienbaum de la Nave, welcher unweit von jenem nach Norden hin liegt, hat nur 18 Meter, also höchstens 60 Fuß im Umfang; er ist aber noch nicht vom Alter angenagt und seine gewaltigen Zweige verschlingen sich gleichsam mit einem andern Riesenbaume. Ueberhaupt findet man in jener Gegend Prachtexemplare auch von Eichen und anderen Bäumen.

* * *

Ein Besuch der verschiedenen Städte an der östlichen Küste Siciliens ist in jeder Beziehung lohnend. Da liegt Catania, das nahe an 60,000 Einwohner zählt, und diese gelten für die liebenswürdigsten Leute auf der Insel, die auf ihren guten Ruf etwas halten; auch sind sie nicht so eifersüchtig wie die Palermitaner, denn sie lassen ihre Frauen und Töchtern unverschleiert auf den Straßen gehen. Auch ist die Bauart der Stadt, welche lange und breite Straßen hat, recht ansprechend und an hübschen Gärten kein Mangel; der Blick auf den Gipfel des Aetna, der in 10,260 Fuß über dem Meere liegt, ist großartig und erhaben. In der Kathedrale, welche zum großen Theil aus den Steinen des alten römischen Theaters aufgeführt worden ist, wird das Palladium der Stadt verwahrt, nämlich der Schleier der heiligen Agathe. Der Dom war einst der Mutter Gottes geweiht, aber die Catanesen meinten, daß diese während der Eruption von 1669, welche einen Theil der Stadt verschlang, und während des Erdbebens von 1693 ihre Schuldigkeit nicht gethan habe, während das von Seiten der heiligen Agathe allerdings der Fall gewesen. Sie tauften also die Kathedrale um und setzten die Mutter Gottes ab. In Neapel und Sicilien macht das Volk mit seinen Heiligen so wenig Federlesen, wie der Neger mit seinem Fetisch. Ein catane-



Amphitheater in Syracus.

sischer Poet hat die heilige Agathe als „himmlische Amazone“ charakterisirt, vor der sich sogar der Aetna und die Kyklopen fürchten. Sie hat aber den Hafen, welcher viel zu wünschen übrig läßt, nicht in einen guten Zustand gebracht.

Von Catania führt ein Weg zu den Schwefelgruben von Centorbi, welche am Fuße des Aetna liegen; die Stadt ist seltsam gebaut; zwei lange Straßen bilden jede einen Halbmond, dessen convexe Seiten einander fast berühren; die Häuser stehen auf einem vulcanischen Felsgrat; die Zahl der Einwohner mag etwa 6500 betragen, „die alle vom Schwefel leben“.

Auf der Fahrt von Catania nach Syracus kommt der

Tempel des Castor und Pollux in Agrigent.

Dampfer am Cap Santa Croce vorüber. Dort soll die Kaiserin Helena, Mutter des Kaisers Konstantin, mit dem wahren Kreuze gelandet sein, das sie von Golgatha geholt. Diese Reliquie wird in einem benachbarten Kloster aufbewahrt und hat, sagt man, einen solchen Glanz, daß ihre Gestalt durch die Wände und Mauern hindurch sichtbar ist und ihren Schatten weit hinein ins Meer wirft. Bekanntlich erheben viele andere Kirchen und Klöster den Anspruch, auch ihrerseits das echte und wahre Kreuz zu besitzen.

Südlich von jenem Cap entfaltet sich eine wahrhaft griechische Landschaft. Auf der sanft abfallenden Halbinsel lagen einst zwei große Vorstädte von Syracus; weiter hin, nach

Westen zu, steigt die scharfe Spitze des Belvedere empor und gleich nachher die steile Wand des Berges Hybla, der schon im Alterthume durch seinen Honig berühmt war. Dann taucht die länglich runde Insel Magnisi auf, welche jetzt durch eine schmale Sandzunge mit dem Festlande in Verbindung steht, und theilt den Golf in zwei halbkreisförmige Buchten; das Ufer an diesen steigt amphitheatralisch empor und ist mit Dörfern gleichsam übersäet. Als die Griechen im achten Jahrhundert vor Christus diese Gegend besiedelten, fanden sie manche Aehnlichkeiten mit ihrer Heimath. Sie bezeichneten die natürliche Festung Magnisi als Thapsos, am Fuße des Hybla und dessen Ausläufern gründeten sie Acradina, Epipolae, Megara Hybläa, Xiphonia und andere mehr.

Im Norden des Golfes öffnet sich eine weite Hafenbucht, welche nach Osten hin durch einen felsigen Hügel gegen Wind und Wogen geschützt ist. Auf diesem liegt die Stadt Agosta, die sehr schmutzig ist und aller Orten Verfall zeigt. Die Einwohner sind der Stadt würdig, bleich und hager, denn die ganze Umgegend ist ungesund und die Fieber sind eine böse Plage. Den Leuten sagt man nicht mit Unrecht nach, daß sie wild und barbarisch seien. Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts wurden von ihnen griechische Matrosen bloß darum ermordet, weil sie Wasser aus einer Quelle in der Nähe schöpften, und 350 französische Invaliden, welche aus Aegypten zurückkamen, wurden auf erbarmungslose Art von ihnen massacrirt.

Der Reisende fand auf dem Dampfer Gelegenheit zu

Theater in Syracus.

pikanten Beobachtungen. Es kam eine Menge schlecht gekleideter Bauern an Bord; die Leute sahen traurig und hager aus; sie waren unruhig und erschrocken wie wilde Thiere, die man eben in den Käfich gesperrt hat. Am Ufer standen Weiber, Kinder und Greise, weinend, händeringend und heulend. Jene jungen Leute waren der Militairconscription verfallen, die man früher in Sicilien nicht gekannt hatte, und jeder Recrut glaubte sich nun für immer verloren. Ganz anders benahmen sich einige Herren Briganten. Zwei kräftige Kerle zeigten Herrn Reclus ganz unbefangen die Kette, mit welcher sie an einander befestigt waren und an welche er mit dem Fuße gestoßen hatte. Der eine sprach höflich: „Verzeihung, mein Herr, wir sind Galeerensträflinge!“ Offenbar fühlten sich diese Leute, und weshalb hätten sie es nicht thun sollen? Die Herren Gendarmen unterhielten sich mit ihnen auf durchaus freundschaftliche Weise; zwischen beiden Theilen, Sträflingen und Wächtern, herrschte vollständige Gleichheit; sie lachten und scherzten mit einander, erzählten sich Histörchen und tauschten Cigarren aus. Weshalb sollte man auch solche „unglücklichen“ Leute anders behandeln? Trugen doch diese Briganten, welche sich durch die Ketten nicht allzu sehr behindert fühlten, ihr Schicksal mit philosophischem Gleichmuthe; sie meinten wohl, daß für sie wohl bessere Tage wieder kommen würden. Auch bei den anderen Sträflingen war von Reue oder Gewissensbissen keine Spur zu bemerken. Da saß ein Meuchelmörder. Wie zahm und unschuldig der aussah! Er hatte sein Haar gescheitelt; sein Gesicht hatte regelmäßige, weiche Züge, von Bart war noch keine Spur zu sehen, und sein Blick war so sanft, daß man ihn für ein junges Mädchen hätte halten können.

Offenbar lag ihm daran, sich ein recht weibliches Ansehen zu geben; er hatte sich ein buntes Taschentuch um den Kopf gewunden und um die Schultern einen Shawl derart in Falten geschlagen, daß derselbe die Hüften wie ein Burnus umschlang. Ein anderer Brigant stolzirte mit majestätischen Schritten einher und gab sich nicht einmal die Mühe, seine Handschellen unter dem Mantel zu verbergen; er benahm sich überhaupt den anderen Galeerensträflingen gegenüber wie ein Protector, und manche dieser Verbrecher, die gemächlich auf dem Verdecke sich ausgestreckt hatten, spielten mit ihren Fesseln, als wären es Uhrketten.

Syracus war einst eine der größten und herrlichsten Städte der Welt; es zählte in der Mitte des vierten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung mehr als eine Million Einwohner und ein halbes Tausend Kriegsfahrzeuge. Von dem hohen Glanze sind nur noch Trümmer übrig, und statt der Million zum Theil feingebildeter Hellenen zählt die Stadt noch nicht zwanzigtausend moderne Sicilianer. Das heutige Siracusa liegt auf einer Insel, welche nur durch einen Graben vom Festlande getrennt ist. Im Norden derselben sieht man eine halbkreisförmige Rhede, einst der marmoreische Hafen genannt, weil Dionysius und Agathokles an demselben eine große Anzahl von Marmorstandbildern errichtet hatten. Im Süden und Westen dehnt sich der Hafen aus, in welchem ganze Flotten ankern können. Durch diesen Golf erhielt Syracus im Alterthume seine hohe commercielle Bedeutung. Er hat von der Spitze von Ortygia bis zu dem alten Vorgebirge Plemmyrion einen Umfang von beinahe zwei deutschen Meilen.

Papyrus auf Sicilien.

Die ersten griechischen Ansiedler erschienen unter Führung des Korinthers Archias um 758 und kauften für einen Honigkuchen die Insel Ortygia, also gerade jenen Theil, welcher heute noch als Stadt übrig ist. Auf dem höchsten Theile derselben, einst der Akropolis, erhob sich ein Tempel der Pallas, ein würdiges Nebenstück zu jenem in Athen; noch heute stehen Säulen von demselben. Er ist durch die römischen Proconsuln und die christlichen Byzantiner in barbarischer Weise zerstört worden. Der Kunstgeschmack der heidnischen Hellenen hatte ihn prachtvoll ausgeschmückt; seine Bilder waren Meisterwerke der griechischen Malerei und die große Eingangsthür von Bronce war mit goldenen und elfenbeinernen Basreliefs reich geziert. Man hat diesen herrlichen Tempel in eine Kirche verwandelt, die in barbarischem Geschmacke gebaut ist; in das moderne Mauerwerk hat man auf der einen Seite zwölf, auf der andern neun Säulen eingefügt, obendrein auf widersinnige und geschmacklose Weise. So sind diese antiken Herrlichkeiten plump entweiht, alle andren verstümmelt oder zerstört worden durch die christlichen Architekten, die hier hundertmal ärgere Vandalen waren als die Venetianer und die Türken, welchen der Parthenon in Athen als Zielscheibe für ihre Kugeln diente. Auch die Herrlichkeiten einer andern berühmten Stadt Siciliens, jene von Agrigent, sind zertrümmert worden, aber dort stehen doch Säulen vom Tempel des Castor und Pollux aufrecht.

Nicht weit vom Tempel der Pallas in Syracus entspringt der Quell Arethusa. Er ist entweiht worden, als er gleichsam eine Waschbütte für Frauen wurde; aber in unseren Tagen haben sich die gebildeten Leute von Syracus einer solchen Entwürdigung geschämt und den Wäscherinnen einen

andern Platz angewiesen. Nun sprießen wieder Blumen um die Arethusa empor und ihr klares Wasser befruchtet dichtes Papyrusgebüsch.

Auf der Halbinsel lag der Stadttheil Acradina; heute ist von denselben nur noch eine Säule vorhanden, welche auf dem alten Forum stand; statt der Tempel und Paläste sieht man einige vulgär gebauete Kirchen. Neben der San-Giovanni-Kirche wird der Eingang in die Katakomben von zwei bärtigen Mönchen bewacht. Wir haben keinen Raum, in die Beschreibung derselben näher einzugehen; unser Landsmann Ferdinand Gregorovius hat sowohl sie wie die gewaltigen Latomien mit Meisterhand geschildert. Wir wollen nur hervorheben, daß das Theater von Syracus eines der großartigsten im Alterthum war; es hatte Platz für mehr als 24,000 Zuschauer. Von den Sitzreihen sind viele noch sehr wohl erhalten und man erkennt heute noch Inschriften zur Ehre Jupiter's und verschiedener Könige.

Der Stadttheil Epipolae lag auf der Hochebene zwischen dem Golfe von Agosta und dem Thale des Anapus; hier sind aus den Tagen des Alterthums kaum noch Trümmer vorhanden; Alles ist verschwunden, als hätte der Wind die Tempel, Paläste und Häuser hinweggefegt. Auf dem höchsten Punkte des Plateaus lag die hellenische Festung Euryalus, und in der Ebene des Flusses Anapus sprudelt noch heute der Quell Kyane in einer Gegend, die so idyllisch ist, wie in den Tagen des Theokritos oder Moschos. Man gelangt zu diesem „blauen" Quell, wenn man auf dem durch eine morastige, ungesunde Fläche sich windenden Anapus eine Strecke weit aufwärts fährt; bald aber kommt man zu dem klaren Bache; auf der Höhe, an welcher er hinfließt, stehen noch einige Säulen vom Tempel des olympischen Jupiter. Für den Nordeuropäer haben die Gebüsche der ägyptischen Papyrusstaude, welche das Ufer einfassen, ein großes Interesse. Auch am Quell selber erreichen sie eine Höhe von 12 bis 15 Fuß. Man weiß nun, daß man sich schon in Afrikas Nähe befindet.

Die nordische Großfischjägerei.

Von **Dr. Mehwald.**

III.

Außer den Kabeljau-, Makrel- und Haigeschlechtern, welche die norwegischen Küsten ringsum in großen Massen besuchen, um daselbst zu laichen, bevölkern auch die Flynder- oder Flunderarten (Pleuronectes) die norwegischen Scheeren bis hinauf an die russische Grenze. Am zahlreichsten ist die Queite oder Pferdezunge (Hippoglossus). Dieser Fisch hat die Augen nur auf einer Seite und schwimmt stets auf der Seite. Man fängt ihn auf sehr verschiedene Weise, am liebsten durch einen Hummer, dem man die Angelhaken auf den Bauch bindet. Unter den kleineren Species ist der Rhombus, weil der wohlschmeckendste, sehr beliebt. Seine Körperform, Hautfarbe und -Zeichnung sowie die Stellung seiner Augen und seines Maules sind absonderlich, aber sein Fleisch ist delicat.

Ein gleich guter nur Norwegen angehöriger Seefisch ist der Königsfisch (Sebastes norwegicus), welcher sich stets in großer Tiefe aufhält und lebende Junge gebärt. Sein fetter Kopf gilt für den besten Leckerbissen und sein gesalzener Körper giebt eine sehr gut bezahlte Handelswaare.

Den Hornfisch (Horngjäl, Hornhecht, Belone vulgaris) dagegen fängt man meist für das Vieh. Dieser Fisch hat eine hornförmig verlängerte Schnauze, schöne grüne Gräten, steigt wie die Makrelen in großen Massen aus dem Meere auf, wird auf seinen Zügen durch Laternenlicht angezogen, mit vielzackigen Gabeln gestochen und auf andere Weise in Masse gefangen.

Den Skat (Raja batis) fängt man meist des Thranes wegen, doch ist London auch ein guter Markt für diesen frisch zugeführten Fisch. —

Außer den früher genannten Salzwasserfischen giebt es noch viele andere Fischspecies an den norwegischen Küsten; da sie aber nicht Handelsartikel sind, übergehe ich deren Aufzählung. Dagegen gehören die Salzwasser-Säugethiere, -Insecten und -Würmer, deren Fischerei und Handel ins Große getrieben wird, hierher.

Von den Seehundarten finden sich in den norwegischen Scheeren nur die kleineren, welche man gewöhnlich Meerschweine nennt; die Robben dagegen sind an Norwegens Küsten längst vernichtet. Die vielen für den Walfisch- und Robbenfang jährlich ausgerüsteten Schiffe müssen daher schon weiter hinauf nach Norden fahren, um den großen Walfisch (Balaena musculus) und die Robbe zu fangen. Die kleineren Hvale, welche als Häringseintreiber dienen, fängt man nicht, und der große Balaena kommt nur selten an die norwegischen Küsten. Es erregte daher ein größeres Interesse, als im Januar dieses Jahres 1867 ein junges Exemplar der größten Hvalart — Balaena musculus —, welches erst 46 rheinländische Fuß lang war, ins Christianiafjord kam, bis in den Handelshafen Christianias hinaufging, dort an verschiedenen Stellen länger als acht Tage rumorte und oft die Schiffer in Unruhe versetzte, ohne den Rückweg finden zu können. Endlich verirrte sich das Thier in Christianias Festungshafen, welcher mit festem Eise belegt war. Wegen des beschränkten Raumes konnte der Hval nicht wenden und mußte unter dem Eise ertrinken.

Das Walfisch- und Robbenschlägergeschäft ist übrigens für Norwegen im Allgemeinen nicht unwichtig.

Von größerer Bedeutung ist allerdings der Fang des Hummer — Astacus marinus und Homarus vulgaris. Dieser Krebs wird an Norwegens Küsten bis 3 Fuß lang und 12 Pfund schwer, lebt am liebsten auf felsigem Grunde im Seetang und wird daher in den norwegischen Scheeren, deren Grund durchgängig aus Felsen besteht, welche mit Seepflanzen aller Arten dicht bewachsen sind, mit Reusen in ungeheuren Massen gefangen. Transportiren kann man ihn nur in Schiffen mit Doppelböden, so daß er wie in einem Fischkasten sich fortwährend im Salzwasser befindet. Von London und Amsterdam gehen jährlich an 100 Hummerschiffe mit Doppelböden, von denen jedes an 12,000 Hummer beherbergen kann, nach Norwegen, um den dortigen Fang heimzuholen. Jedem Hummer werden sofort nach dem Fange die Scheeren zusammengebunden, weil sich sonst diese kriegs-

lustigen Thiere auf der Reise unter einander umbringen würden. Gewitterluft und Kanonendonner tödten die Hummer. Der feste Preis für „einen vollen Mann“ — wie der Normann sagt —, d. h. für einen Hummer mit zwei Scheeren, ist 22½ preußische Pfennig, und für „einen halben Mann“, d. h. einen Hummer mit einer Scheere — gleichviel wie groß er sonst ist — 11 preußische Pfennige, also noch nicht einen Silbergroschen. In den letzten Jahren wurden im Durchschnitt jährlich anderthalb Millionen Hummer aus Norwegen ausgeführt.

Außer dem Hummer fängt man in Norwegen noch andere große Krebse, wie Cancer pagurus und andere; sie sind aber nicht Handelsartikel, sondern werden von den Fischern klein gehackt und dann als Köder bei verschiedenen Fischereien verwendet.

Dagegen ist die Auster — Ostrea edulis —, welche sich um ganz Norwegen im Meere findet, von bedeutendem Handelswerthe. Dieser „Seewurm“ bringt lebende Junge, und zwar 1 bis 2 Millionen im Jahre zur Welt, welche, wenn die Mutteraustern die Schale öffnet, wie eine kleine dunkle Wolke im Meerwasser dahinströmen, sich an irgend einen todten Körper, als Felsen, Steine, Stahlmuscheln und dergleichen, festsetzen und dort bis zum Tode bleiben. Mit zwei Jahren sind die Austern genießbar, mit drei Jahren marktrecht, mit zehn bis elf Jahren aber hart. Sie sitzen stets mit der großen oder hohlen Schale fest und haben die kleinere, flache Schale oben; aber niemals hängen sie sich — mit Ausnahme der Mutteraustern — an etwas Lebendes, als Seepflanzen, Wurzeln lebender Bäume, Thiere und dergleichen. Daher ist es leicht, sogenannte Austernbänke im Meere anzulegen, wenn man trockne Faschinen und dergleichen Holzwerk genug hat, um dasselbe in der Nähe alter Austernbänke auf dem Meergrunde befestigen zu können. Man behauptet, die Auster vereinige männliches und weibliches Geschlecht in sich. Gefangen werden die Austern theils mit Austernscheeren, einem Instrumente, welches unseren Raupenscheeren aufs Haar gleicht, und mit Austernschabern. Letztere sind dreieckige, an einer langen Stange befestigte Eisen, unter denen sich ein Sack befindet, in welchen die Austern fallen, wenn sie mit dem Eisen von den Felsen, einzelnen Steinen u. s. w. abgekratzt werden. —

Außer den genannten Salzwasserthieren werden im Großen auch die beiden Fische Lachs (Lax) — Salmo salar — und Aal — Muraena anguilla —, welche im Salzwasser wie im süßen Wasser leben, in Norwegen gefangen und verhandelt. Der Lachs weilt während der schlechten Jahreszeit auf dem Meeresgrunde und lebt im Sommer in allen norwegischen Flüssen und Landseen. Er geht bis in die kleinsten Bäche hinauf, um zu laichen, und überspringt Tausende von Wasserfällen, wenn sie nicht über fünf Ellen lothrecht hoch sind.

Der Lachs wird auf sehr verschiedene Weise gefangen, besonders an den Wasserfällen, unter welche man meist große Netze stellt, damit die hinaufspringenden Fische beim Rückschlage hineinfallen und die stromabkommenden mit dem Wasser hineingespült werden.

Alle größeren Flußmündungen Norwegens sind von Engländern gepachtet worden. Diese leidenschaftlichen Angler zahlen den Eigenthümern der Uferränder hohe Pachtsummen, stehen den ganzen Sommer an den Fluß- und Meerufern, um mit künstlichen Ködern Lachse zu fangen und diese den Grundeigenthümern auszuantworten.

Auch mit Lichtern zieht man Abends oder Nachts die Lachse an ein Boot oder ans Land und sticht sie dann mit Lachseisen todt.

Der Lachs wird frisch, geräuchert, marinirt und als Grabelachs gegessen. England, Dänemark und Hamburg sind Hauptmärkte für die Lachsfischer. Der frische Lachs muß in Eisschiffen verfahren werden. — Der Preis hat sich in neuerer Zeit sehr gesteigert, so daß jetzt schon das Pfund Rauchlachs am Ursprungsorte 40 bis 50 preußische Pfennige gilt *). Der marinirte Lachs, wozu die Lachsbäuche verwendet werden, ist bedeutend theurer. Gegen eine halbe Million Thaler gehen für Lachs jährlich von den verschiedenen Ländern nach Norwegen. —

Der Aal — Muraena anguilla — ist ebenfalls sehr häufig in Norwegen. Seine Naturgeschichte ist noch Geheimniß. Er kommt im Meere zur Welt; aber wo und wie, ist unbekannt. Die Jungen gehen die Flüsse hinauf bis in einen Binnensee oder in ein großes Moor, leben dort so lange, bis sie seefähig sind, kehren dann ins Meer zurück und kommen niemals wieder in die Flüsse, Seen oder Moore; also gerade dem Lachse entgegengesetzt. Der Aal verschläft den Winter auf dem Meergrunde im Schlamme oder in verfaulten und niedergeschlagenen Seegewächsen, da ihn dort nichts stört, weil unterhalb 30 Fuß Tiefe im Meere ebenso ewige Ruhe herrscht, als in einer gewissen Höhe in der Luft.

Der Aal wird in dunkelen Nächten in Reusen von galvanisirtem Eisendraht in Massen gefangen. Im Winter, wo er in Haufen auf dem Schlamme liegt, läßt man ein vielspitziges Aaleisen mit Widerhaken, welches an einer Leine befestigt ist, vom Boote auf den Grund und auf die Aale fallen und zieht die angespießten und angehakten Aale mit der Leine herauf. So hat man noch viele andere verschiedene Fangweisen. Hauptregel aber ist: den Aal im Finstern zu fangen. —

Außer den hohen oben angegebenen Summen, welche den Norwegern der Härings-, Brislings-, Dorsch- und Kabeljaufang einträgt, bringen auch noch die vorgenannten Fischereien außer dem starken innern Verbrauch dem Lande jährlich 1 bis 1½ Millionen Thaler. —

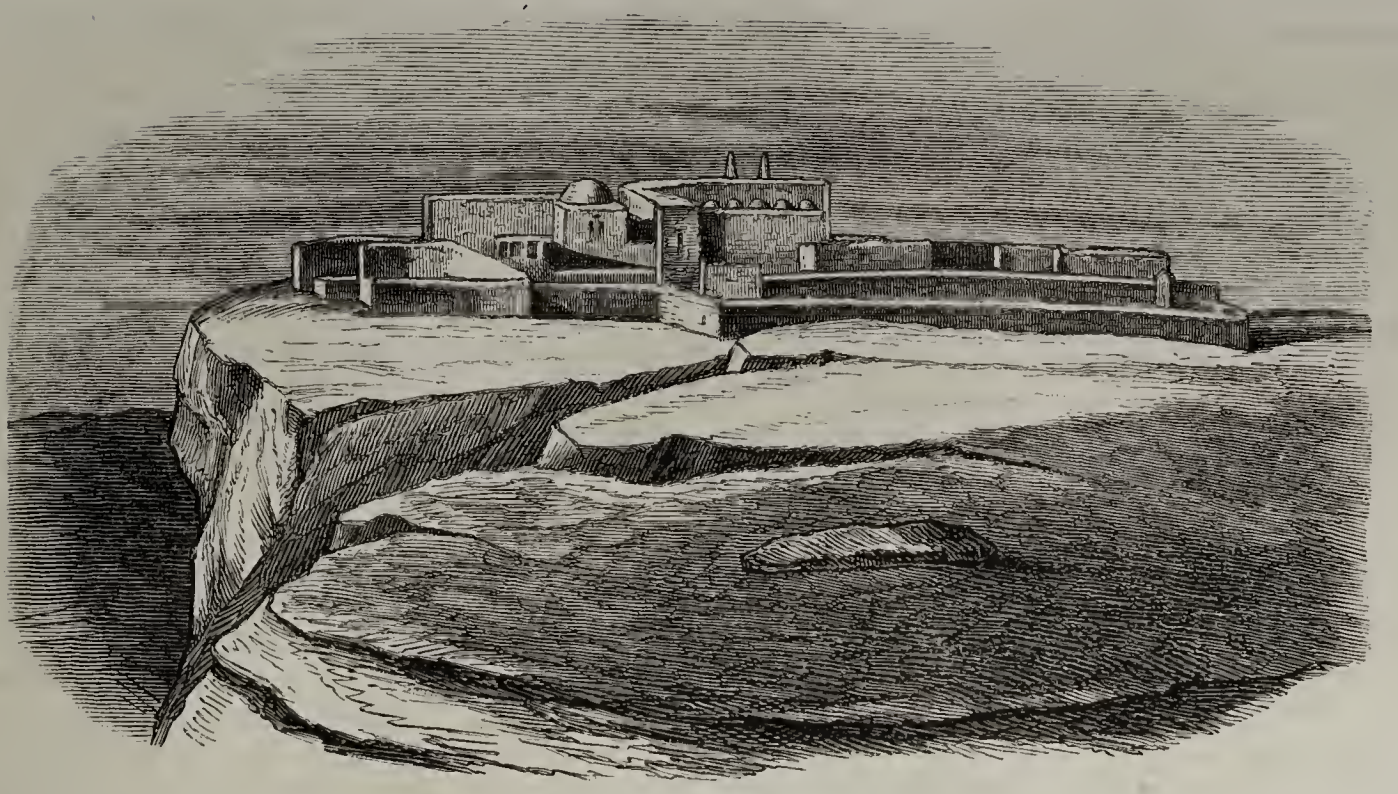
Vielleicht dürften auch einige Bemerkungen über die Süßwasserfischerei in Norwegen den Leser nicht ermüden.

Norwegen muß wegen seiner Configuration und seiner vielen Eisberge naturgemäß zahllose Wasserläufe und Landseen haben. Eben so naturgemäß ist es, daß sich bei der dünnen Bevölkerung die Bewohner der meisten Landgewässer ungemein vermehren, weil sie von Menschen nicht gestört und in ihrem Wachsthum nicht verkümmert werden. Man findet daher nirgends mehr Forellen und Forellenarten, als in den norwegischen Landgewässern, denn es sind vom Salmo fario bis zum Salmo alpinus alle Species in Masse vertreten. Eben so zahlreich an Individuen sind die fünf Species des Lachsgeschlechts, trotzdem ihnen der überall verbreitete räuberische Hecht (Esox lucius) sehr auf dem Nacken ist, sich von ihnen mästet und daher ungemein groß und schwer wird.

Wie bedeutend der Fischfang in den norwegischen Seen und Flüssen ist, dürfte durch die Angabe erhärtet werden, daß jährlich im großen Miösensee unfern Christiania über tausend Tonnen vom Osmerus eperlanus — einer Lachsart —, und im Glommen, der Odda und anderen größeren Flüssen oft an einem einzigen Reusenstande zehn, dreißig bis hundert Tonnen Forellen gefangen werden.

---

*) Da der Lachs notorisch an Zahl abnimmt, so dürfte es in Norwegen kommen, wie es in anderen Ländern kam. In Sachsen z. B. findet sich in alten Gesindeordnungen die Bestimmung: daß dem Gesinde wöchentlich nicht öfter als dreimal Lachs vorgesetzt werden dürfe. — Gegenwärtig gilt in Dresden das Pfund Lachs 1 Thaler und darüber. Das Gesinde darf also nicht gegen zu häufigen Lachsgenuß geschützt werden durch die Gesetze.



Das Koptendorf auf Gebel=el=Teir in Aegypten*).

Es war am Nachmittage des 3. Februar 1866, da legte unser Boot an am rechten Ufer des Nil, am Anfange des Vogelbergs, in der arabischen Sprache Gebel=el=Teir geheißen, dessen steiler Abhang senkrecht herabsinkt in die Fluthen.

Am Ufer breitete die Gummiakazie ihre schattigen Zweige über die Zelte einer hier campirenden Soldatenhorde; einige graue aus dem Schlamme des Nils emporgeführte Wände, von wallenden Palmkronen überragt, deuteten auf hier wohnende Fellachen.

Wir schritten vorwärts vom Ufer weg, seitlich empor zur Hochebene des Gebirges. Der gelbe Kalkboden war vollgestreut von runden, münzenartigen, in Stein verwandelten Weichthieren. Eine Menge braun gekleideter Fellachen, den Fremden sogleich mit dem üblichen Bakschischgeschrei empfangend, sahen wir hier steinbrechen. Theils wurden Minen gesprengt, theils die gefallenen Stücke weggetragen, theils halb lose vom Fels geschlagen; kurz ein lebendiges Treiben hatte sich entfaltet auf der Berghöhe. Weiß zeigte sich des Felsens Innere; er bestand, eben so wie der Boden, aus zahlreichen, zusammengebackenen Weichthieren. Gefäßscherben auf dem Boden zerstreut und rothe Ziegelbrocken ließen ehemalige Menschenansiedelung hier annehmen.

Noch etwas stieg die Ebene an; Felsen baueten sich aus der Fläche empor, zwischen ihnen graue Ziegel= und gelbe Kalkwände: das koptische Dorf, welches in wilder, adlerkühner Einsamkeit hier oben, etwa 500 bis 600 Fuß über dem Spiegel des heiligen Stromes, erbauet ist. Einige in den Fels gehauene Stufen führen auf die ziemlich breite straßenartige Ebene vor den Wohnungen. Jäh geht hier der Fels zu Thal, vielfach horizontal durchschichtet und in senkrechter Richtung von gewaltigen Sprüngen durchfurcht. —

In dunkelm Gewande kamen die Männer des Dorfes uns entgegen und begrüßten uns freundlich mit Salám aléikum; denn nur selten steigt ein occidentalischer Christ zu der einsamen Höhe des Vogelberges empor.

Vorwärtsschreitend hat man zur Rechten des Berges Abhang, links die Umfassungsmauer des Dorfes; felsgehauen beschützt sie die backsteingemauerten Todtenstätten; ausgehauene Stufen führen von der Höhe der breiten Felsmauer in den geheiligten Raum, wo hoch über anderer Menschen Thun und Treiben die ägyptischen Christen der Auferstehung harren. Gegen Schakal und Hyäne, welche Wüste und Gebirge beutegierig durchstreifen, sind die Gräber durch jene Uebermauerung bewahrt. Das griechische Kreuz, in rohen Zügen mit rother Farbe auf den weißen Anstrich des Grabes gemalt, bezeichnet den christlichen Todten.

Aber auch ein europäischer Fremdling, ein Graf zu Solms, welcher der sanddurchglühten Hitze Afrikas erlegen ist, hat hier oben beim christlichen Dorf eine Ruhestätte gefunden; von einer weißgetünchten Mauer umschlossen, in welche auf der Vorderseite mit rohen Zügen eine Grafenkrone eingehauen ist, ragt sein einsames Grab hinaus in die ägyptischen Lande.

Weiterhin öffnet sich in der Umfassungsmauer eine Rundbogenthür, der einzige Ein= und Ausgang des Dorfes; ein griechisches Kreuz ist darüber in Stein gehauen, daneben ein Alpha und ein Omega. Aber der Stein wurde verkehrt eingemauert; auch einige Friestheile mit Ornamentik zeigen sich hier und da unter den gelben Kalksteinen der Mauer, älter als das Uebrige; mitunter noch ein Kreuz.

Von neugierigen Frauen und Mädchen, die ganz wie Araberinnen in langfaltige, blaue Gewänder gehüllt waren, mit goldenem Schmuck in den Ohren und um dem Halse, die Gesichter von echt ägyptischem Typus, wird die Thür besetzt gehalten. Wir traten heran und scheu floh Alles davon.

So sind wir im Innern des eng zusammengebauten Dorfes. Ein größerer Platz öffnet sich hinter der Mauer, zur Linken eine offene, von breiten Steinpfeilern gestützte Halle; Palmstämme dienen ihr als Architrave; gelbes Schilfrohr, von den Sandbänken des Nils heraufgeschleppt, bildet das Dach. Die hintere Wand der Halle ist aus dem Fels gehauen und vom vielen Anlehnen der Bewohner spiegelglatt geworden. Eine Thür führt am Ende der Halle, nahe der Umfassungsmauer des Dorfes, in einen kleinen düstern Raum. Im Halbdunkel erkennen wir hier an der einen Wand die Gliederungen eines reich ornamentirten Portales: den mit

*) Geschrieben während der Nilfahrt im Februar 1866, beendigt in Athen im Mai 1866.

byzantinisirendem Ornament und symbolischen Thierfiguren geschmückten Stuz und Stücke der Thürpfosten, welche aber zum guten Theil im Sande und im nach und nach erhöhten Boden vergraben sind; jedenfalls ein Beweis für das schon hohe Alter der christlichen Ansiedelung. Ein Einwohner in der graubraunen Fellachentracht machte uns auf die alten Architekturtrümmer aufmerksam. —

Im viereckigen Hofraume sind um einen Palmkorb mit gelben Rüben Weiber gelagert und erlaben sich an der kargen Kost, die mühsam vom Thale auf den öden, baum- und überhaupt pflanzenlosen Fels heraufgeschafft wird.

So muß auch das zum Lebensunterhalt unentbehrliche Wasser aus dem Nil zur Höhe heraufgewunden oder getragen werden; denn nirgends in ganz Aegypten sprudelt eine Quelle; der einzige Nil, welcher gelbfluthend das Land durchströmt, ohne irgend welchen seitlichen Zufluß zu erhalten, muß Alles mit Wasser versorgen. Deshalb steht er auch in so großer Achtung; von ihm ist das Leben der Bewohner und die Fruchtbarkeit des Landes abhängig.

Das den ganzen Orient wie ein Fluch durchhallende: „Bakschisch hawaghi!“ „Almosen Europäer!“ ertönt auch vielstimmig hier oben.

Durch eine enge Pforte auf derjenigen Seite des Hofes, welche der Eingangsthür gegenüberliegt, gelangen wir in eine enge, von neugierig uns anstaunenden Bewohnern und Bewohnerinnen dicht gefüllte Straße. Uneben geht dieselbe bergan; die Mauern, theils aus dem Fels gehauen, sind im Laufe der Zeiten geglättet und geschwärzt von vieler Berührung.

Hier führt seitlich eine Art Kellertreppe in das Hauptgebäude des Dorfes, die unterirdische Kirche. Wir wollen eintreten; aber zuerst muß der einzige arabische Holzschlüssel, welcher vorhanden ist, gesucht werden, um die Pforte des Heiligthums zu öffnen. Derweil sammeln sich immer noch mehrere von des Dorfes Insassen, um die angekommenen Fremdlinge zu betrachten. Darunter hübsche Mädchen mit prachtvollem, blauschwarzem Haar, mit blendend weißen Zähnen und mit glühenden Augen in dem wohlgeformten bräunlichen Gesicht; unter dem einfachen Gewande tritt der schlanke Wuchs und die jugendliche Form sichtlich hervor. Doch scheu springen sie in das Haus, sobald der Hawaghi sich ihnen nähert, um sie scherzend zu haschen. Zuerst blicken sie lächelnd hinter der halbgeöffneten Thür hervor, aber sowie Jemand sich rührt, flüchten sie aus dem düstern Gemach über die schmale Treppe aufs flache Dach und sehen geschützt von oben herab. Indeß die Oeffnung der Thür giebt uns Gelegenheit, des Wohn- und Schlafraumes Einrichtung zu betrachten: da steht in einer Ecke der einfache Feuerherd, in der Nähe dabei das große Thongefäß, wohl 3 Fuß hoch, „Sir“ genannt, durch welches das Nilwasser durchschwitzt und auf diese Weise destillirt. Beim „Sir“ steht der etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß hohe „Ballas“, ein amphoraartiges Gefäß, womit die Frauen das Wasser aus dem Flusse zu schöpfen pflegen; außerdem noch einige „Dosaks“ und „Güllen“, wie die Schwitzkrüge heißen, in welchen man kleinere Mengen des destillirten und zum Trinken bestimmten Wassers bewahrt. Der „Kubaje“, der thönerne Trinkbecher, darf natürlich auch nicht fehlen. An den Wänden stehen die „Ankarebs“ umher, die aus dünnen Palmstäben gefügten Lagerstätten; wo die Haushaltung in gutem Stand ist, sind dieselben von Decken oder Fellen überkleidet. In der einen Ecke lehnt der Tschibuk des Hausherrn. An der Wand hängt sein „Gohs“, eine einfache Wasserpfeife; auf einem gedrehten Holzrohre befindet sich der mit feuchtem Taback gestopfte Thonkopf; das Rohr steckt mit dem untern Ende in der halb mit Wasser gefüllten Schale einer Kokosnuß, anderseitig steckt im selben Gehäuse ein gelbes Schilfrohr, welches als Mundspitze dient.

So ist die einfache Einrichtung beisammen. Einige Palmstämme sind als Unterzugsbalken über den nicht sehr großen Raum gelegt; Schilf, vom Rauche des Herdes geschwärzt, überdeckt sie; theilweise aber liegen die Palmhölzer dichter, sind oben mit Lehmpatzen überdeckt, so daß man mit Sicherheit das Dach betreten kann. Von der Decke hängt der einfache Famus herab. Der Austritt der Treppe, welche zum Dache führt, ist nicht überdeckt, denn über den größten Theil des Raumes reicht das Dach, welches nur gegen die sengenden Strahlen der ägyptischen Sonne schützen soll; Regen kennt man schon in Kairo sehr wenig, und den Bewohnern des obern Aegyptens ist er ein Märchen. —

Endlich ist der langgesuchte Kirchenschlüssel da, nachdem der stechende Sonnenschein und die ringsumgebende unruhige und zudringliche Bevölkerung bereits den Geist der Ungeduld in uns hervorgerufen hatte.

Wir steigen die Treppe hinab, begrüßen das Kreuz über der steingewölbten Thür und treten ein in den düstern Vorraum, welcher durch einige Wachskerzen spärlich erleuchtet wird. Schwere, unförmliche Pfeiler mit sehr urfprünglichen Capitälen theilen den Laienraum der dunkeln Kirche in drei Schiffe; auf ihn folgt gegen Osten gelegen und durch Säulen und hölzerne Gitter getrennt der priesterliche Raum; hier steht der Bet- und Lesepult, auf welchem die heiligen Bücher liegen, in griechischen Buchstaben aufgezeichnete Pergamente.

Aber trotz des griechischen Alphabets, dessen man sich zur Schrift bedient, die darin enthaltene Sprache ist nicht die der Griechen, sondern es ist die der alten Aegypter, deren ursprünglichste Nachkommen die Kopten sind. Die Gelehrten, welche mit der Geschichte, dem Volke und den ehrwürdigen Denkmalen des Nillandes sich beschäftigen, haben diese Koptensprache entdeckt; denn die Kopten selbst, welche, wie alle Bewohner Aegyptens, arabisch sprechen, verstehen nichts mehr von der Sprache ihrer Vorfahren. Zwar werden bei ihrem Gottesdienst vorgeschriebene Stellen der heiligen Bücher verlesen, aber sie verhallen unbeachtet und dringen weder zum Kopf noch zum Herzen der Hörer. Im Uebrigen wird der Gottesdienst in arabischer Sprache abgehalten.

Für die Gelehrten aber war der Fund von großer Wichtigkeit; denn mittelst der Koptensprache ward das alte, fast schon aufgegebene Räthsel der Hieroglyphen gelöst. Ein Tuch bedeckte den Bücherpult; daneben lagen einige als Glocken dienende Metallbecken. In den Ecken sehen wir zahlreiche hölzerne Krücken stehen, auf welche sich nach alter eigenthümlicher Sitte die Kopten während der Dauer ihrer Gottesverehrung stützen. Hinter dem Raum mit dem Betpulte befindet sich die vorhangverhängte Cella mit dem Altartische; kein Ungeweihter darf dieselbe betreten.

Aus einer Lücke im Halbkuppelgewölbe der Chornische fällt das einzige spärliche Tageslicht in diesen Tempel Gottes und beleuchtet einige in stumpfem byzantinischen Stile gehaltene, hoch an den Trennungswänden der Abtheilungen aufgehängte Bilder.

Hier „Gitti Mirjam“, die Jungfrau mit dem Kinde; dort St. Michael im Kampf mit einem phantastischen Drachen. Hier eine steifgemalte Grablegung und der heiligen Darstellungen noch mehrere.

Dabei betrachten wir die Wand, welche die Cella abschließt gegen den Vorraum; sie ist holzgeschnitzt und bedeckt mit zahlreichen Verschlingungen von verwickeltstem Muster im arabischen Stil.

Zum Schluß werden wir noch links zum Prachtstück der Kirche geführt; in einer seitlich angelegten Capelle beleuchtet uns dasselbe der turbangekrönte Wächter. Es stellt eine

Madonna mit dem Kinde dar, auf Goldgrund gemalt, mit langgeschlitzten Augen und ebenso wie die anderen Bilder starr, ohne Leben und Ausdruck. —

Hierauf verließen wir die palmstammüberdeckte, düstere Kirche. Ein Streiflicht der Sonne fällt auf die Treppe und zeigt uns den Weg zum Tage. Die Lichter werden gelöscht und wir stehen wieder vor der neugierig gaffenden afrikanischen Christengemeinde, deren Christenthum uns ein gar eigen Ding von zweifelhaftem Werthe erscheint.

Mit einem reichlichen Bakschisch lösten wir uns von unserm Führer und wurden von der Volksmenge zurückgeleitet zur Eingangsthür des Dorfes, woselbst wir mit Freuden die Freiheit begrüßten und frisch aufathmeten.

Jetzt erst im Heraustreten gewahrten wir auch die wunderbar schöne und weite Aussicht, welche der kahle, einsame Fels auf das fruchtbare Nilthal gestattet. Gen Süden zieht sich das gelbe Schichtengebirge; an seinem Fuße sprießen grüne Felder bis zu den Sandbänken, die das Ufer des breiten Flusses umgeben, welcher gelb seine raschen Wellen durch die Landschaft treibt. In weiter Ferne hinter Feldern von leuchtender Farbengluth, durch welche ebenfalls der heilige Strom sich windet, schließt mit senkrechtem Absturz der Vogelberg. Am gegenüberliegenden Ufer erblickt das Auge wieder grüne Felder; gegen Norden ebenfalls grünende Ebenen, ferne Dörfer unter hohen Palmen und die Schlangenlinien des Nils.

Gegen Osten breitet sich die öde, nur von Hyäne und Schakal bewohnte Hochebene der arabischen Wüste.

Wir gehen weiter gen Süden; einen Scheideblick werfen wir auf das festungsartig umschlossene Dorf; ernst und grau steht es über dem gelben Fels am Klippenhange.

Weiterhin gelangen wir in verlassene Kalksteinbrüche, felsgehauenen Wohnungen gleich, phantastisch und wild, wie Trümmer einer Stadt. Mitunter sieht man ein gemauertes, weißgetünchtes Grab im geschützten Raum.

Dann geht es weiter am Saume des Abhanges. Zahlreiche, graubeschwingte Reiherzüge, die in den Höhlen und Löchern des schwammartig ausgewitterten Gebirgsrandes nisten, wo sie aus weithergetragenen Strohhalmen ihr Nest sich bereiten, fliegen geräuschvoll auf, gescheucht von den Schritten der Fremdlinge. Unten sammeln sie sich wieder auf den Sandbänken des Nils. Ueber das Gebirge hin kreist in langsamem, stolzem Schwunge der braune Falke und der schwarzweiße, aasgierige Geier; auf den Felsriffen sieht man mitunter die braunbauchige zierliche Schwalbe.

Nach langem Weg über Steingeröll und Fels zeigt sich ein steiles Felsthal, dem vertrockneten Bett eines Gebirgsbaches ähnlich.

Es ist der einzige Weg, welcher auf der Südseite hinunterführt zur Ebene des Flusses und auch wir müssen hier hinab. Aber nur langsam und nicht ohne Hemmnisse von mancherlei Art kamen wir vorwärts auf dem gefährlichen Steige; besonders unserm Begleiter Luigi Fasano, mit seinem arabischen Namen Omar Effendi Magar geheißen, preßten schon die ersten Schritte den Angstschweiß aus.

Oft mußte sich die Hand um eine Felszacke klammern, bis wieder eine andere zu demselben Zwecke sich darbot, damit man nicht kopfüber den jähen Pfad hinabrolle. Vorsichtig kletterten wir so von Fels zu Fels, von einer gesicherten Stelle zur andern und erreichten endlich glücklich die Felder des Nilthals.

Nach kurzem Moment der Ruhe wandten wir uns den Sandbänken zu, auf welchen noch in philosophischer Ruhe und Beschaulichkeit der Reiherschwarm sich aufhielt. Denn hierher hatten wir das Boot bestellt, welches uns zum Schiffe zurückbringen sollte.

Aber die Matrosen hatten zu weit nördlich gelandet und mußten erst herbeigerufen werden. Plötzlich wirbelte ein Windstoß den Flugsand hoch in die Lüfte und trieb denselben uns auf sehr unangenehme Weise in die Augen.

Während das Schiffchen erwartet werden mußte, näherten wir uns den Reihern, aber die klugen Thiere hatten Vorposten ausgestellt, welche der Schaar von allem Gefahrdrohenden sogleich Kunde gaben, und schon nach wenigen Schritten sahen wir sie sämmtlich nordwärts fliegen.

Zufolge dieser instinctiven Vorsichtsmaßregel ist es auch so schwer, die grauen Philosophen, welche in zahlreichen Schwärmen die Ufer des Nils bevölkern, zu erlegen.

Indessen war unser Boot herangekommen, doch konnten die Schiffsleute damit nicht dicht ans Ufer fahren, weil sie sonst nimmer vom Sande losgekommen wären. So schürzten die braunen Aegypter denn die Beinkleider empor und trugen uns auf dem Rücken ins Boot.

Nach kurzer Zeit waren wir über den breiten Strom gerudert und bestiegen unser Schiff, welches dem Gebel-el-Teir gegenüber am linken Ufer gelandet hatte, um daselbst die Nacht zuzubringen.

Beim Scheine der golden untergehenden Sonne sahen wir auch den Vogelberg und das Koptendorf in feuriger Gluth. Kurze Zeit nachher schimmerte der Himmel hinter dem Gebirge blauröthlich und etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang hüllte die schnell hereinbrechende Nacht bereits die ganze Landschaft in ihren dichten undurchdringlichen Schleier.

Erst als spät Abends der Mond am bestirnten Himmel emporstieg, warf er auch sein fahles Licht über den Berg und die einsame Christenansiedelung auf dessen steiler Höhe. Aber kein Licht leuchtete von oben herüber, und die Ruhe des Schlafes schien in dem friedlichen Dorfe bereits eingezogen zu sein.

Spät suchten auch wir unser Lager, und schon in aller Morgenfrühe des 4. Februar, als die Sonne glühend hinter dem Gebirgssaume emportauchte, fuhren wir weiter, Assuan und der Grenze Nubiens entgegen. K.

Der Abzug der Edelmetalle nach Asien.

Unsere Leser wissen, daß wir dieser wichtigen Erscheinung seit Jahren einige Aufmerksamkeit zugewandt haben. Als sich die Thatsache herausstellte, daß die nordamerikanische Region im Westen der Sierra Nevada einen gewaltigen Reichthum von Silber in ihrem Schooße berge und daß die Ausbeute bei mehr und mehr gesteigerter Production nachhaltig sein werde, — da sprachen wir die Vermuthung aus, daß San Francisco sich zum Hauptmarkte für Edelmetalle erheben, der Schwerpunkt sich verschieben und an die Gestade des Stillen Oceans verlegen werde.

Diese Ansicht erhält schon heute, nach Verlauf von nur ein paar Jahren, ihre Bestätigung. Wir finden nämlich in einem californischen Blatte, dem zu San Francisco erscheinenden „Daily Evening Bulletin“, folgende Angaben:

„Unsere Ausfuhr von Gold und Silber nach China und Japan steigert sich mehr und mehr. Sie betrug 1866 schon die Summe von 6,633,418 Dollars, und das sind 101,211 Dollars mehr als unsere californischen Verschiffungen nach England, siebenmal mehr als jene nach Frankreich und etwa ein Fünftel so viel als die nach Neuyork.

Diese Metallexporte nach Asien bilden den Anbeginn einer hochwichtigen Verschiebung (diversion) des atlantischen und europäischen Austausches und zugleich eines immensen unmittelbaren Handels mit Edelmetallen zwischen Asien und den producirenden Staaten am Pacific. Der Telegraph, die Dampfschifffahrtslinie auf der kürzesten Route, die große Eisenbahn zwischen dem Osten und Westen, welche die Gold- und Silberregionen durchschneidet, — diese alle wirken zusammen, um San Francisco zum Mittelpunkte des Welthandels mit Asien zu machen.

Der Verkehr Europas mit Asien hat sich derart gestaltet, daß er die Verschiffung von jährlich 58,000,000 Doll. Edelmetalle nach dem Osten erfordert. Die Ausfuhr Europas an solchen hat während der letztverflossenen vierzehn Jahre 911,000,000 Dollars betragen, und das ist ungefähr so viel, als die gesammte Goldproduction Californiens von 1848 bis 1866!

Aus einem Blaubuch ergiebt sich, daß Britisch-Indien im Jahre 1857 für etwa 400,000,000 Dollars baare Umlaufsmittel besaß; rechnet man 180 Millionen Bewohner, so kommen auf den Kopf 2,22 Dollars. Für Frankreich nimmt man 910,000,000 Dollars Umlaufsmittel an, für 38 Millionen Seelen also 24 Dollars auf den Kopf. Wenn nun für China, Japan und die anderen Völker Ostasiens annähernd dasselbe Verhältniß angenommen werden kann wie für Indien, und daß der oben erwähnte Abzug während der letztverflossenen Jahre hier jedem Kopfe 3 Dollars zugeführt hat, dann bleibt noch ein Unterschied von 21 Dollars, ehe das in Frankreich obwaltende Verhältniß von jenen 600,000,000 Asiaten erreicht ist. Hier tritt uns demnach eine Summe von 12,600,000,000 Dollars entgegen (also mindestens viermal mehr als der Betrag der Schuldenlast, mit welcher die Union durch den Unterjochungskrieg und die Wirthschaft der radicalen Partei des Nordens beschwert worden ist).

Daß der Abzug von Edelmetallen aus Europa nach Asien fortdauern werde, weiß Jedermann. Nun wird etwa die Hälfte der gesammten Gold- und Silberproduction auf Erden von den pacifischen Staaten Nordamerikas zu Tage gefördert, und diese liegen für die Verschiffung nach Ostasien am nächsten und bequemsten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß San Francisco mit Nothwendigkeit das große Centrum für diesen Handel werden müsse.

Asien zieht bekanntlich vorzugsweise Silber an sich. Von den mehr als 58 Millionen Dollars, welche 1866 aus Europa dorthin exportirt wurden, entfallen auf Silber 56½ Million! Und von den 911 Millionen, welche binnen 14 Jahren nach Asien abflossen, sind nicht weniger als 787 Millionen Dollars Silber gewesen. Schon daraus ergiebt sich, daß die Silbererzeugung in den Vereinigten Staaten, welche nun für die Production auch dieses Edelmetalles so wichtig geworden ist, schon jetzt von ganz ungemeiner Wichtigkeit erscheint. Bislang sind in Nevada, Utah, Idaho, Arizona, Neumexico die Silbergruben kaum erst in Angriff genommen worden, und doch liefern sie schon einen Jahresertrag von mehr als 20,000,000 Dollars Silber, das heißt ein volles Drittel der Gesammtproduction für 1866.

Das gegenseitige Verhältniß in der Production der beiden Edelmetalle stellte sich früher wie 3 Silber zu 1 Gold. Nun geht aber aus dem Berichte des Grubencommissairs J. W. Taylor hervor, daß im Verlaufe der letztverflossenen achtzehn Jahre dieses Productionsverhältniß ein umgekehrtes geworden ist und daß nun 3 Gold auf 1 Silber kommen.

Die Golderzeugung stellte sich für 1866 auf 150,000,000 Dollars, die Silberproduction auf 60,000,000 Dollars, und es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß die letztere seit 1853 im Durchschnitte nicht mehr als 50 Millionen im Jahre ausgab, also viel weniger als der jährliche Silberexport aus Europa nach Asien in jenem Zeitraume betrug.

Es gewinnt indeß, wie Taylor meint, den Anschein, daß dieses beiderseitige Verhältniß sich, in Nordamerika wenigstens, für das Silber günstiger gestalten werde. In Californien, sagt er, wendet man die besten Maschinen an, aber trotzdem ist die Golderzeugung, welche 1853 auf 60 Millionen Dollars gestiegen war, 1866 auf 20 Millionen herabgegangen. Allerdings braucht man ein weiteres Hinabgehen nicht zu befürchten, aber das Verhältniß im Anwachsen der Silberproduction scheint beträchtlicher zu sein, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß dieselbe schon nach zwei oder drei Jahren in unseren pacifischen Staaten und Territorien eine Jahresausbeute von 40 Millionen, und nach zehn Jahren von vielleicht 100 Millionen ergeben werde, also um 30 bis 40 Millionen Silber mehr, als jetzt auf der ganzen Erde gewonnen wird.

Jedenfalls liefern von nun an die pacifischen Staaten die größte Menge desjenigen Silbers, welches nach Asien hin abzieht, und diese wird in San Francisco zur Verschiffung gelangen. Unsere pacifische Silberausbeute kommt gerade zu rechter Zeit, um die mehr und mehr gesteigerte Nachfrage nach Silber zu befriedigen und dem Abzug aus Europa einigermaßen Schranken zu setzen. In der obigen Annahme von einer Steigerung der Production bis zu 100 Millionen liegt wohl kaum eine Uebertreibung; wir brauchen uns nur zu vergegenwärtigen, daß die Förderung in den pacifischen Staaten, deren ungeheurer Reichthum an Edelmetallen ja von Niemand bezweifelt wird, erst in den Anfängen sich befindet, und daß die Ausbeutung von einem Volke betrieben wird, welches dieselbe mit größerer Energie betreibt, als irgend ein anderes außerhalb des silberarmen Europas.

San Francisco muß das „größte Bullioncentrum der Welt“ werden.“

Skizzen aus Siebenbürgen*).

Von **Albert von der Gabelentz.**

I.

Die geographische Lage Transsylvaniens. — Die siebenbürgischen Alpen, ihre Gipfel und Pässe. — Das Erzgebirge; die Hochebene. — Klima und Erzeugnisse. — Waldverwüstung. — Thierwelt. — Die Völkermosaik. — Das ungarische Element in Siebenbürgen. — Kennzeichnung der Magyaren und Szekler.

Boner's „Transylvania" ist die Frucht einer mehrmonatlichen Wanderung, welche dieser geistbegabte Engländer durch Siebenbürgen im Spätjahr 1863 ausgeführt hat. Etwa zur gleichen Zeit, vom August bis November desselben Jahres, habe auch ich mit meinem Bruder jenes Land bereist. Meine Leidenschaft für Gems- und Bärenjagd führte mich zwar vornehmlich in die Wälder und Einöden der Gebirge, doch war ich nicht minder bedacht, Alles zu sammeln, was zur Kenntniß von Land und Leuten beitragen konnte. Es wurde mir hierbei von allen Seiten die bereitwilligste Unterstützung zu Theil. Bei Durchsicht des Boner'schen Werkes mußte ich das klare, unbefangene Urtheil des Verfassers bewundern. Mit besonderer Vorliebe hat er die verschiedenen Nationalitäten Siebenbürgens studirt. Seine Bemerkungen sind vortrefflich, ich werde mehrfach Veranlassung haben, darauf zurückzukommen. Hier gebe ich einige zuerst geographische Notizen über jenes schöne und interessante Land.

Siebenbürgen ist im Wesentlichen eine von mächtigen Gebirgswällen umfaßte Hochebene. Die das Land umgebenden Gebirge lassen sich als zwei gesonderte Hauptgruppen darstellen. Die erste, die Fortsetzung des karpathischen Waldgebirges, bildet einen einzigen mächtigen Wall, der das Land im Norden, Osten und Süden vollständig einschließt. Nur an einer Stelle, dem berühmten Rothenthurmpaß, wird dieser Wall von einem Flusse durchbrochen, im Einzelnen zeigt er aber allerdings zahlreiche Depressionen. Er beginnt nordwestlich von Bistritz und erreicht hier im Czibles eine Höhe von 5600 Pariser Fuß. Weiter östlich bildet das fernhin sichtbare Kuhhorn, 7000 Fuß über dem Meere, den höchsten Gipfel des nördlichen Randgebirges. Dann folgt an der Grenze der Bukowina eine beträchtliche Senkung des Gebirges, während dasselbe zugleich scharf nach Südosten umbiegt und so weiterhin die Grenze zwischen Siebenbürgen und der Moldau bildet.

Einzelne Gipfel erreichen hier die Höhe von 5000 Fuß und darüber, so der überaus schroffe und wilde Inrakalkfels Nagy-Hagymásch (5600 Fuß). Westlich von dieser Hauptkette und mit derselben parallel läuft ein anderer Bergrücken, der im Hargitta bis zu 5500 Fuß Höhe anschwillt und sich nordwärts von Kronstadt in die Ebene verläuft. Beide Bergketten werden in der Mitte durch einen waldbedeckten Höhenzug verbunden, der das Thal der Gyergyisch von dem Canton der Szekler, der Czik, scheidet. Im Osten von Kronstadt erleidet das Randgebirge eine neue Krümmung und bildet nun in ost-westlicher Richtung die Grenzscheide zwischen Siebenbürgen und der Wallachei. Hier beginnen die eigentlichen transsylvanischen Alpen: ein schmaler, hoher Gebirgskamm, nach beiden Seiten rasch in die Ebene abfallend, dessen Gipfel sich im Negoi und der Vunetara bis gegen 8000 Fuß erheben. Der 7000 Fuß hohe Surul ist der äußerste westliche Hochgipfel dieser Kette. Das Gebirge erleidet nun am Rothenthurmpaß eine bedeutende Depression, durch welche der Altfluß (Aluta) seine Bahn nach der Wallachei bricht. Westlich von diesem Passe nimmt das Gebirge plötzlich einen ganz verschiedenen Charakter an. Man hat nicht mehr ein Längsgebirge, sondern ein Massengebirge vor sich. Auch der alpine Charakter geht ihm verloren. Die vielen bedeutenden Gipfel von 6000 Fuß und darüber sind alle sanft gewölbt und contrastiren auffallend zu den schroffen Formen, die man jenseits des Rothenthurmpasses erblickt. Dies ist um so merkwürdiger, als hüben wie drüben das Gebirge aus dem gleichen Gestein (Glimmerschiefer) zusammengesetzt ist.

Es folgt nun nach der äußersten südwestlichen Grenze des Landes hin ein gedoppelter Höhenkamm, der sich noch einmal in dem schroffen, gemsenreichen Retyezat zu 7600 Fuß erhebt. Die Ausläufer, welche das Gebirge von hier nordwärts bis zum Thale der Marosch entsendet, bilden zugleich die natürliche Grenzscheide zwischen Siebenbürgen und dem Banat.

Die zweite Hauptgruppe der Grenzgebirge wird durch das vielgliederige siebenbürgische Erzgebirge gebildet und beginnt nördlich vom Thale der Marosch mit dem pittoresken, goldreichen Gebirge von Abrudbanya. Diese Gruppe weist zwar noch einzelne Gipfel von beträchtlicher Höhe auf, da aber ihre Hauptketten von Osten nach Westen streichen; so ist hier, also längs der ungarischen Grenze, die orographische Begrenzung Siebenbürgens viel weniger deutlich markirt. Im Nordwesten liegen beide Länder sogar ganz offen neben einander.

Die Erhebung der siebenbürgischen Hochebene beträgt von 1000 bis 2000 Pariser Fuß über dem Meeresspiegel. Diese Hochebene wird von zahlreichen aber nur unbedeutenden Höhenzügen durchschnitten, welche die Wasserscheide zwischen eben so vielen Flüssen und Bächen bilden. Aus dem Laufe der Gewässer ergiebt sich im Allgemeinen eine Abdachung des Landes von Nordosten nach Südwesten hin. Am untern Laufe der Marosch, des einzigen größern Flusses der Siebenbürgen durchströmt, verliert sich aber der Charakter der Hochebene gänzlich. Die Bodenerhebung beträgt hier nicht mehr als 600 bis 700 Fuß.

Das Klima Siebenbürgens ist in Folge der eben erwähnten Abdachung des Landes und der gegen Norden und Osten schützenden Gebirgsketten im Ganzen mild, trägt aber schon einen weit ausgesprochenern Continentalcharakter, als z. B. das des südlichen Deutschlands. Der Sommer insbesondere ist merklich heißer als bei uns, der Herbst durch beständige Witterung und Trockenheit ausgezeichnet. Diese Verhältnisse begünstigen den Weinbau, der auch im Innern des ganzen Landes in ausgedehntester Weise betrieben wird und bei minder schwierigen Absatzverhältnissen eine Quelle des Reichthums für dasselbe sein würde. Herr Boner weiß die sieben-

*) Mit Bezugnahme auf Charles Boner, Transylvania, its products and its people. London 1865. (— Wir lesen soeben, daß von diesem anziehenden und lehrreichen Buche eine deutsche Uebersetzung, Leipzig bei J. J. Weber, demnächst die Presse verlassen wird. —)

bürgischen Weine nicht genug zu loben und ich stimme ihm darin vollkommen bei.

Unter den Feldfrüchten spielt, wie auch in Ungarn, der Mais (Kukuruz) eine Hauptrolle. Große Flächen Landes liegen wegen der üblichen Zweifelderwirthschaft alljährlich brach und werden von großen Büffel- und Schafherden abgeweidet. Erst in neuerer Zeit kommt die Dreifelderwirthschaft mehr in Aufnahme, d. h. das Brachland wird mit Kukuruz bestellt, worauf eine Halmfrucht und dann wieder Brache folgt. Taback gedeiht sehr gut, seine Cultur ist jedoch wegen des Monopolsystemes und der daraus folgenden lästigen Controle Seitens der Regierung, an welche dieses Product nach bestimmten Taxen abgeliefert werden muß, nur eine beschränkte.

Siebenbürgen besitzt noch große Waldungen, doch sind diese sehr ungleichmäßig über das Land vertheilt und großentheils so außerhalb aller Verkehrswege gelegen, daß manche Gegenden den empfindlichsten Holzmangel leiden, während wieder an anderen Orten das Holz beinahe werthlos ist. In den Ebenen und Hügelgeländen des Innern sind ausgedehnte Eichenwaldungen vorhanden, ähnlich wie in Ungarn; die größten Wälder befinden sich aber in den Randgebirgen. Letztere sind mit alleiniger Ausnahme der höheren Gipfel und einiger Thaleinschnitte noch weit und breit mit dichter, hochstämmiger Waldung bedeckt. Die ausgedehnteste Waldfläche breitet sich über das Gebirgsland im Nordosten aus. Ein anderer sehr großer Wald-district liegt auf dem einsamen Gebirge südwärts von Broos und Mühlbach und nimmt hier einen Flächenraum von über fünfundzwanzig Geviertmeilen ein. In diesen Wäldern bildet die Buche und weiter hinauf die Fichte reine Bestände, während in den Wäldern des Nordens und Ostens vielfach die Tanne vorherrscht. Von einer geregelten Bewirthschaftung habe ich in diesen Wäldern keine Spur gefunden. Man schlägt Holz wo und wie es paßt, ohne sich um die Nachzucht zu kümmern. An minder zugänglichen Stellen findet man noch reinen Urwald in oft meilenweiter Ausdehnung. Leider werden noch immerfort von den Anwohnern große Waldflächen niedergebrannt, um Weideland zu gewinnen! Tausend und aber tausend der prachtvollsten Nutzholzstämme fallen diesem barbarischen Verfahren alljährlich zum Opfer, und der enorme Holzreichthum der Wälder droht sich zu erschöpfen, bevor er ausgenutzt wird. Beschränkung der Waldweide und Straßenbau würden hier Wunder wirken können.

Zum Schluß werfen wir noch einen Blick auf die Thierwelt, soweit diese zur Physiognomie des Landes beiträgt.

Wer aus Deutschland nach Siebenbürgen kommt, dem werden sofort die zahlreichen Viehherden auffallen, welche den ganzen Sommer hindurch bis zum Spätherbst große Weideflächen bevölkern. Die Zucht des edeln siebenbürgischen Pferdes ist durch die Kriegsereignisse sehr in Verfall gerathen. Die Russen sollen ganze Gestüte mit sich fortgenommen haben. Neuerdings werden wieder Versuche gemacht, die Pferdezucht zu heben. Auch die Rindviehzucht bedarf des Aufschwunges noch sehr. Charakteristisch für Siebenbürgen ist die Zucht des Büffels, den man in einigen Districten in großen Herden antrifft. Am blühendsten ist gegenwärtig die Schafzucht. Bielz in seinem vorzüglichen „Handbuch der Landeskunde Siebenbürgens“ schätzt die Zahl der Schafe dieses Landes auf die hohe Summe von $2^1/_4$ Millionen.

Als Siebenbürgen eigenthümlich muß ich noch die Häufigkeit der Raubvögel erwähnen. Der große graue Geier (vultur cinereus) folgt den Herden bei Tage wie der Wolf des Nachts. Er greift kein lebendes Stück an, und ich habe ihn schon inmitten einer großen Schafherde ruhig sitzen sehen. Ueberaus häufig ist der Thurmfalke. Ich habe einmal in Zeit von einer halben Stunde elf Raubvögel angetroffen, wovon etwa die Hälfte Thurmfalken waren. Den Steinadler sieht man, sobald man in die Gebirgswälder kommt, nicht selten, der Lämmergeier wird nur hin und wieder im Hochgebirge bemerkt.

Wir wenden uns zur Betrachtung der Bewohner Siebenbürgens.

Kein anderes europäisches Land von so geringer Ausdehnung, die Schweiz kann ausgenommen, hat ein ähnliches buntes Gemisch der verschiedensten Nationalitäten aufzuweisen, als Siebenbürgen.

Wir können hier drei dominirende Volksstämme, Ungarn (und Szekler), Deutsche und Wallachen oder Rumänen unterscheiden, zwischen denen Zigeuner, Juden, Armenier und Slaven mosaikartig eingefügt erscheinen.

Als eigentliche Herren des Landes betrachten sich die Ungarn. Die Eroberung des Landes durch dieselben datirt aus dem 10. Jahrhundert; von da ab sind sie in Siebenbürgen durch Besitz und Einfluß der mächtigste Volksstamm geblieben, wenn sie gleich von den Wallachen an Kopfzahl um mehr als das Doppelte übertroffen werden. Nur die viel weniger zahlreichen Deutschen haben sich ihre Autonomie bis in die neueste Zeit zu wahren gewußt.

Von den Ungarn bewohnt der in mancher Beziehung eigenartige Stamm der Szekler den Udvarhelyer und die benachbarten Kreise, während die eigentlichen Ungarn sich über das ganze Land mehr oder minder dicht vertheilt vorfinden. Als Hauptort des Magyarenthums wird neuerdings Klausenburg angesehen. Doch war dies nicht immer so. Klausenburg war noch vor wenig Jahrzehnten eine deutsche Stadt und noch heute findet man dort unter Kaufleuten und Handwerkern meist magyarisirte Deutsche! Unter den genannten Ständen sind die Magyaren überhaupt nirgends stark vertreten. Dagegen ist der grundbesitzende hohe und niedere Adel des Landes mit wenig Ausnahmen nur ungarischer Nationalität. In manchem Dorfe finden sich zwei bis drei Edelsitze beisammen, der größte vielleicht einem Grafen oder Baron gehörig, die kleineren sind im Besitz einfacher „Herren von“.

In der äußern Erscheinung und im Wesen zeigt der Magyar den Uebergang vom Orientalen zum Westeuropäer. Er ist wohlgebaut, mittelgroß, mit meist dunkelen Augen und Haaren und einem zuweilen ins Gelbliche scheinenden Teint. Doch sind auch blonde nicht gerade selten. Hin und wieder thun etwas vorstehende Backenknochen der sonst vortheilhaften Erscheinung Eintrag. Schöne, wohlgepflegte Schnurrbärte mit aufgewichsten Enden geben dem Aussehen der Männer etwas Martialisches. Die Ungarinnen gelten im Allgemeinen für schön. Man kann dies besonders von den Pestherinnen sagen, die — ich spreche aus eigener Anschauung und Vergleichung — mit den vielgerühmten Andalusierinnen, Venetianerinnen u. s. w. dreist rivalisiren könnten.

Der Ungar hat die feurige Phantasie des Orientalen, aber nicht seine Indolenz. „Er ist tapfer, patriotisch, ritterlich und prunksüchtig,“ wie Boner kurz und treffend von ihm sagt. Diese Eigenschaften theilt er so ziemlich mit dem Spanier, eine Parallele würde jedoch sehr zum Nachtheil des letztern ausfallen. Die „Ritterlichkeit“ beruht beim Ungar nicht so, wie beim Spanier, lediglich in der äußern Erscheinung und im geselligen Auftreten, sondern sie ist bei ihm thatsächlich in Fleisch und Blut übergegangen. Ich erinnere dabei nur an seine rückhaltlose Offenherzigkeit, an seine großartige Gastlichkeit als Ausflüsse einer ritterlichen Gesinnung. Mag man jene Gastlichkeit immerhin aus der einsamen Lage so mancher ungarischen Edelsitze und aus der Isolirtheit des ganzen Landes erklären, die allerdings nicht

ohne Einfluß sein können, so viel steht dennoch fest, daß andere ebenso und mehr entlegene Landschaften häufig eine recht ungastliche Bevölkerung haben, die jedem Fremden mit Mißtrauen entgegenkommt oder höchstens darauf bedacht ist, ihn gründlich auszubeuten. Das hat, wer in Ungarn reist, nicht zu befürchten. Die Ungarn selbst hört man zwar oft sagen, die Gastfreiheit wäre seit dem Kriege bei ihnen im Abnehmen, nach unseren Erfahrungen müssen wir ihnen aber den Ruhm des gastlichsten Volkes in Europa ungeschmälert lassen.

Herr Boner scheint der gleichen Ansicht zu sein. Er erzählt von einer Gesellschaft in Klausenburg, der er beiwohnte. „Nicht einen Augenblick kam mir das Gefühl, daß ich ein Fremder unter Fremden sei; wer mich nur im Entferntesten kannte, bewillkommnete mich und fand irgend etwas heraus, das uns einander näher brachte. Bald machte man mir Platz, um mich an der Unterhaltung einer Gruppe Theil nehmen zu lassen, bald entdeckte ein Neuhinzutretender, daß einer seiner auswärtigen Bekannten auch mit mir befreundet sei. Mit dem feinsten Tacte sorgte man dafür, daß ich nie allein war; dabei verfuhr man so zart, daß ein minder scharfer Beobachter die Absicht nicht entdeckt haben würde. Mir erschien dies Gastfreundschaft in der delicatesten Gestalt.“ So weit Boner. Ich füge hinzu, daß wir während einer achtwöchentlichen Wanderung in Siebenbürgen manches ungarische Haus betraten, daß wir stets mit größter Herzlichkeit aufgenommen und wie Glieder der Familie behandelt wurden, auch wenn wir keine Empfehlungen aufzuweisen hatten. Auf die Frage: Giebt es im nächsten Dorfe ein Unterkommen? hieß es: „Das Wirthshaus ist schlecht, Sie müssen halt zum Grafen gehen!“ So versteht man ungarische Gastfreundschaft.

Sehr treffend ist, was Herr Boner in Betreff derselben äußert: „Die Gastfreundschaft scheint mir bei den Ungarn ein Instinct zu sein. Sie üben sie, weil sie nicht anders können. Es ist unter ihnen bei Hoch und Niedrig ein natürlicher Impuls, den Fremden in ihr Haus zu nehmen und das Brot mit ihm zu brechen. Geht in ihre Wohnung und beansprucht Gastfreundschaft als ein Recht, ich zweifle in der That, daß es euch irgend Jemand verübeln wird. Ich selbst that es, und meine eigene Verlegenheit über mein ungerechtfertigtes Verlangen verschwand augenblicklich, als ich sah, welche Freude es verursachte, einen Gast aufnehmen zu können.“

Boner erzählt dann zwei bezeichnende Anekdoten, die ihm ein sächsischer Geistlicher mitgetheilt hat: „Derselbe kam auf einer Reise während der Erntezeit nach dem Szeklerdorf Lázárfalva. Der Ort war leer, die Leute waren auf dem Felde beschäftigt. Endlich treffen die Reisenden einen Bauern und fragen ihn nach dem Weg zum Wirthshaus. „Es ist kein Wirthshaus hier,“ lautete die Antwort. „Was fangen wir da an? Wir müssen irgendwo einkehren und essen.“ Der Bauer sagte ohne Besinnen: „Das dort ist mein Haus. Hier ist der Schlüssel dazu. In einer halben Stunde komme ich mit einem Fuder Korn zurück. Ich muß jetzt fort, sonst würde ich mit euch gehen. Also entschuldigt mich, öffnet meine Thür, geht ins Haus und macht es euch bequem, bis ich komme.“ Die Reisenden nahmen das freundliche Anerbieten an und in einer halben Stunde kehrte der Ungar mit seiner Frau zurück, die ein Feuer anmachte und den Fremden ein Mahl kochte.“

Mein Gewährsmann, dessen Gast zu sein ich damals das Vergnügen hatte und dessen gründliche Kenntniß von Land und Leuten ihn in ganz Siebenbürgen bekannt und geehrt gemacht hat, fügte hinzu: „Diese ritterliche Gastfreundschaft charakterisirt die gesammte ungarische Bevölkerung bis herab zu den untersten Volksclassen. Ich will Ihnen einen andern ebenso charakteristischen Fall mittheilen: Einer meiner Knechte fuhr mit Getreide in die Mühle. Für sein Zugvieh nahm er Futter auf vierundzwanzig Stunden mit, da er aber genöthigt war, länger auszubleiben, so ging sein Vorrath zu Ende. Ein Ungar, der dies bemerkte, sprach: „Komm mit mir,“ und nahm das Gespann in seinen Stall, wo er ihm das nöthige Futter gab. Er fragte nicht einmal, wem die Ochsen gehörten oder von wo sie herkämen.“ So viel über ungarische Gastfreundschaft.

Einblicke in den osmanischen Orient.

II.

Das Leben in Bagdad. — Die guten und die bösen Geister; Dschins und Peris. — Zauberer und Hexen. — Der böse Blick und der böse Geruch. — Der gestirnte Himmel und die Mondfinsternisse. — Die religiösen Gemeinden und das Schulwesen.

Die Schatzgräberkunst ist in Bagdad kein leeres Hirngespinnst und es hat nichts Unwahrscheinliches, daß Leute mit geübten Augen und durch Anklopfen wohl im Stande sind, ungefähr zu errathen, wo in einem Hause Kostbarkeiten verborgen liegen. Es giebt sogar Speculanten, die ein Gewerbe daraus machen, alte Häuser zu miethen, von denen sie vermuthen, daß sie vergrabenes Gut bergen.

Den Dschin, welche vorzugsweise böse Geister sind, stehen die Peri als menschenfreundliche Wesen gegenüber. Sie sind männlichen und weiblichen Geschlechts und gehören zu einer andern Welt, von der sie zuweilen auf die Erde niedersteigen, um sich unter das Treiben ihrer Bewohner zu mischen. Fast jedes Haus erfreut sich ihres Besuches, doch kommen sie nur ihren besonderen Lieblingen hienieden zu Gesicht. Ihre Gestalt und ihre Bewegung gleichen im Allgemeinen der unserigen, nur mit dem Unterschiede, daß eine ideale Schönheit sie ziert. Ihre Beschäftigung ist: den Menschen Wohlthaten zu erweisen, Gutes zu stiften und den Einfluß der Dschin zu bekämpfen. Mit dem Imam stehen sie auf gutem Fuße; doch weder sie noch ihre Gegner der Finsterniß haben Macht über diesen gespenstigen Jünger Mohammed's. Wem sie günstig gesinnt sind, beschenken sie nicht nur mit besonderem Segen in allen seinen Geschäften, sondern sie geben ihm sogar baar Geld, wenn auch wenig, das der Beglückte regelmäßig am Morgen unter seinem Kopfkissen vorfindet. Manchmal hört man, wie sie sich im Serdab mit leiser Stimme unterhalten, kichern und zischeln, und es ist dann nicht räthlich sie zu stören. Daß es bei so vielen Geistern in Bagdad nun auch von Zauberern wimmelt, und ebenfalls an Hexen kein Mangel ist, versteht sich wohl von selbst. Diese Nekromanten würden viel Geld verdienen, wenn sie sich nicht durch ihre Zahl allzu stark Concurrenz machten. In zweifelhaften Fällen erholt

man sich stets Raths bei ihnen; sie sind darum nie verlegen und wissen sich in der Manier des delphischen Orakels zu helfen. Gewöhnlich entdecken sie in einem Spiegel oder in einem mit Wasser gefüllten Behälter, mitunter in einem Brunnen, die Geheimnisse der Zukunft, indeß machen sie, wenn sie dafür honorirt werden, auch außergewöhnliche Anstrengungen und versetzen sich in Extase. Ein solcher Kerl, ob er nun schauspielert oder an seinen eigenen Hokuspokus glaubt, ist in seinem wahrsagenden Zustande eine wahrhaft grauenerregende Erscheinung. Seine Kleidung ist weiß, oder war es wenigstens, ehe die Berührung irdischer abfärbender Dinge ihr eine, zu deutsch schmutzige, Färbung gab; das Haupt ist unbedeckt und die langen Haare wallen ungeschoren daran herunter. Der Zauberer trägt einen kleinen mit Sprüchen beschnitzten Stab, sein Gehülfe aber ein kleines Kohlenbecken.

Der letztere breitet beim Beginne der Vorstellung einen kleinen Teppich, wie ihn die Moslim beim Gebet gebrauchen, aus; auf diesen kniet der Nekromant nieder und murmelt, indem er mit seinem Stabe Kreise und Zeichen auf die Erde und in die Luft beschreibt, Bannformeln zur Beschwörung der finsteren Mächte. Dann stellt er das Kohlenbecken vor sich hin, wirft Weihrauch, narkotische Kräuter und andere betäubende Ingredienzien auf das Feuer und athmet die sich entwickelnden berauschenden Dämpfe ein. Bald fangen seine Züge sich zu verlängern an, sein Gesicht wird gespenstig und fahl wie die Farbe der Asche, die Augen stieren mit einem so grausenerregenden Ausdruck gleichsam in die Leere, daß es wirklich scheint, als ob statt der menschlichen Seele ein entsetzlicher Dämon der Nacht hinter ihnen Platz genommen habe; seine Haare sträuben sich verworren und selbst der Bart auf den erdfarbigen Lippen verlängert sich borstenartig. Gleichzeitig zucken seine Glieder, verrenken sich wie von unsichtbaren Kräften gepeinigt und ein gelber Schaum, dem eines Epileptischen ähnlich, sprudelt zwischen den an einander geklemmten Zähnen durch. Endlich haben die Dschins ihren Einzug gehalten und nun wahrsagen sie in abgebrochenen, ziemlich vage gehaltenen Sätzen durch das Medium des Nekromanten, der sich, wie gewaltsam emporgerissen, erhebt, ein paar Worte ausspricht und dann, wie vernichtet, auf den Teppich zurücksinkt. Dies Manöver wiederholt er so lange, bis die Neugierde des Clienten vollständig befriedigt ist.

Mit den Hexengeschichten befassen sich fast ausschließlich nur die alten Weiber, doch giebt es auch jüngere, die dies einträgliche Handwerk treiben. Bei der Verhexung handelt es sich gewöhnlich darum, seinem Nächsten einen Schabernack anzuthun; ihn, seine Kinder und sein Vieh krank zu machen und zu tödten. Sehr oft ist die Beschwörung darauf gerichtet, die Männer impotent und die Weiber unfruchtbar zu machen, wenigstens ermangelt man nicht, dergleichen Fehler dem Einfluß derselben zuzuschreiben. Zur Hexerei gehören das Bilden von Knoten in Fäden, das Bestreichen mit Erdpech, doch auch Eßwaaren, namentlich Butter und Zucker, sind dazu erforderlich, welche von der Zauberin, wie die verwendeten Gefäße, späterhin zu eigenen sehr ungeisterhaften culinarischen Zwecken benutzt werden. Der weibliche Theil der Bevölkerung zahlt dem Aberglauben immer den reichlichsten Tribut, und eine Bagdaderin begeht, kann man wohl sagen, im Leben keine Handlung und nichts ereignet sich, was sie nicht mit Gespenstern, Zauberern und Hexen in Verbindung brächte. Die Ghouls, weibliche Besessene oder wirkliche Dämonen, die sich Nachts auf den Friedhöfen an den Leichen Jüngstverstorbener regaliren, in ihren häuslichen Verhältnissen am Tage dagegen keinerlei Speise zu sich nehmen, existiren in Arabien noch heutzutage wie vor tausend Jahren.

Der böse Blick, der den Kindern tödtlich ist, wird ebenfalls gefürchtet, noch mehr aber der Geruch, von dem sich die Leute keine deutliche Vorstellungen machen können. Sie sagen einfach: man muß die Kinder vor dem Geruch hüten. Wahrscheinlich ist die Sache nicht so abergläubisch, wie es bei anfänglicher Betrachtung den Anschein hat, und die unerklärliche Verbreitung der Pest, der Cholera, der Schwindsucht und anderer in jenen Klimaten herrschenden Seuchen dürfte die Araber so gut wie die Europäer auf die Idee gebracht haben, daß diesen Krankheiten giftige Miasmen in der Luft zu Grunde liegen. Es ist auch möglich, daß die Trockenheit der Atmosphäre die schädlichen Dünste begünstigt, so daß sie direct auf die Nervenknoten der Brust- und Bauchhöhle wirken und eine Störung der organischen Functionen veranlassen. Auch junge Thiere, behauptet man, seien demselben Einfluß ausgesetzt; der Theergeruch soll ihnen namentlich fatal sein, während die Kinder von den Moschusdüften angegriffen werden. Beide sucht man durch Amulete, Kapseln welche Zaubersprüche enthalten, die Hauer von Ebern und durch ein Stück der Nabelschnur, welche man auf der Brust oder dem Kopfe befestigt, vor den Einwirkungen des Geruches zu schützen. Auch Erwachsene bedienen sich der Amulete; in außerordentlichen Fällen aber nehmen sie noch die Sympathie der Derwische in Anspruch. Bei Zahn- und Kopfweh und kleinen Nervenleiden schreiben dieselben dem Kranken Koransprüche auf einen Zettel und sie müssen denselben entweder bei sich tragen, oder in irgend einer Mauerritze des Hauses verstecken, auch existiren wunderthätige Bäume, an die man irgend einen besprochenen Lappen anbindet. Bei intensiveren und hartnäckigeren Leiden wird der Patient in die Moschee geführt und der Derwisch oder Imam liest ihm aus dem Koran vor, haucht und schreit ihn an, bestreicht und bedrückt ihn mit den Händen und exorcirt die Geister in so treffender und kunstgerechter Weise, daß ein europäischer Magnetiseur es wirklich nicht besser machen könnte. Hat diese Art von Heilung auch einen andern Namen als wie bei uns, und geht dort auf Rechnung der Dämonen, was hier als ein Nervenübel gilt, so sind doch die Resultate dieselben, und es ist unzweifelhaft, daß der Erfolg sehr oft den anscheinenden Hokuspokus krönt. Andere Arten von Aberglauben giebt es noch viele, doch da sie mit denen anderer Länder Analogien haben, wie man es aus dem bereits Erwähnten ziemlich vollständig ersehen kann, so will ich sie übergehen.

Merkwürdig ist noch, daß die Araber sich in der Astronomie, worauf sie gleichsam mit der Nase gestoßen werden, oft ganz ungeheuerlichen Vorstellungen hingeben. Wenn man sieben Monate des Jahres hindurch auf der Terrasse die Abende und Nächte zubringt und vor dem Einschlafen nichts zu thun hat, als die Kreise zu beobachten, welche die Gestirne täglich und jährlich an dem immer wolkenlosen Firmamente beschreiben, so wird man, ohne es zu wollen, zum Sternkundigen und merkt sich die Gesetze, nach welchen die Himmelskörper ihre unermeßliche Bahn wandeln. Freilich ist es etwas Anderes, wenn man bei diesem Studium mit gewissen Vorkenntnissen zu Werke geht oder wenn man nichts als primitive oder corrumpirte Begriffe als Anhaltspunkte hat. Die scheinbaren Bewegungen der Sterne legt sich der Eingeborene als von Geistern erzeugt aus und bevölkert sich seinen Himmel mit ungeheuerlichen Thieren und Menschen, die bei uns nur leere Bezeichnungen gewisser Constellationen sind, ihm aber als wirkliche handelnde Wesen gelten. Dabei hat er übrigens auch recht gesunde Begriffe, und das von oberflächlichen Weisen erfundene ganz unstatthafte Mondjahr kümmert den Beduinen nur, insofern es seine religiösen Obliegenheiten anbetrifft. Zu seiner Zeitbestimmung bedient er sich, dem natürlichen Eindrucke folgend, nur des Sonnen- oder Sternjahres, und er sagt z. B.: „Dies geschah, als die Plejaden zum ersten Male am Morgen aufgingen; als das Herz des

Skorpions über dem Horizont Abends auftauchte; als Kanopus verschwand.“ Die Sonnen- und Mondfinsternisse weiß sich Niemand anders als durch die lächerlichsten Begriffe zu erklären. Da die letzteren sich häufiger ereignen, so ist auch der Glaube an ihre Entstehung weit allgemeiner festgestellt; man sagt nämlich, daß der Löwe, d. h. der himmlische, den Mond im Rachen halte und denselben zu verschlingen drohe. Um ihn daran zu hindern, thun die Menschen ihr Möglichstes. Zur Zeit einer Mondfinsterniß glaubt man wahrlich, Bagdad werde von den Horden Tamerlan's im Sturm erstiegen. Wer da Feuerwaffen hat, beeilt sich, so schnell er kann, gegen den Mond zu schießen; der Besitzer von musikalischen Instrumenten rasselt und pfeift darauf los und bearbeitet im Schweiße seines Angesichts vor Allem die große Pauke, die Königin der orientalischen Harmonie. Wem weder dieses noch jenes zur Verfügung steht, der hämmert auf einem kupfernen Kessel oder einem mit einer Haut überspannten Topfe, klappert mit Stöcken und schreit und brüllt aus voller Kehle. Es ist dann ein wahrer Höllenlärm auf allen Dächern, der nicht ohne Gefahr ist, da die Schützen sich zu ihrem astronomischen guten Zwecke sehr häufig der scharfen Patronen bedienen. Endlich, Dank den Bagdadern, läßt der Löwe den Mond fahren und das gerettete Gestirn wird dann mit Jauchzen und Jubel begrüßt. Kometen gar erregen allgemeine Furcht und sind sichere Vorbedeutungen von Krieg, Seuchen und Hungersnoth. Daß die Erde sich um die Sonne drehen könne, glaubt auch der gelehrteste Mann Bagdads, ja der Türkei nicht, er stellt sie sich, statt mit abgeplatteten Polen, dort mit Erhöhungen, einer Citrone ähnlich, vor und ist steif und fest der Meinung, sie sei das unverrückbare Centrum des Universums; andere Ansichten hält er für sündhaft und ketzerisch. Was Länder- und Völkerkunde anbetrifft, so sind die Erlebnisse Sindbad des Seefahrers noch immer maßgebend, und je wunderlicher eine Erzählung, um so viel glaubwürdiger wird sie gefunden.

Die verschiedenen religiösen Gemeinden leben, wiewohl sie alle denselben Aberglauben unterhalten, mit einander in steter Spannung und Abgeschiedenheit; nicht nur haßt der Christ den Juden und der Türke den Christen, sondern auch in ihren verschiedenen Secten suchen sie sich anzufeinden und zu verketzern. Indeß trägt gerade diese Exclusivität ungemein dazu bei, die Volksracen rein zu erhalten, denn Heirathen unter den verschiedenen Communen finden beinahe nie statt und erregen die Mißbilligung beider Parteien.

Von Freigeisterei und Philosophie sind unter den Völkern des Orients keine Spuren mehr zu entdecken, es sei denn eine pedantische Scholastik und theologische Haarspalterei. Die Priester besitzen große Gewalt und genießen das höchste Ansehen. Sie sind durch die Bank unwissende Menschen, die sich durch nichts als einen extremen Fanatismus in ihrer Art auszeichnen. Zu den unwissendsten gehören die christlichen. Daß die Schulen unter solchen Umständen nicht besser bestellt sind, läßt sich wohl denken. An Zahl lassen sie allerdings nichts zu wünschen übrig — es giebt mehrere Hunderte —, aber der Unterricht beschränkt sich durchgängig auf Lesen und Schreiben und, wenn es hoch kommt, auf die vier Species. Freilich ist das Lesen und Schreiben einer orientalischen Sprache keine so leichte Sache wie das einer europäischen und um das gebildete Türkisch vollständig zu lernen muß einer geradezu ein ausgezeichneter Sprachgelehrter sein; indeß eignen sich die Kinder die gewöhnliche jetzt gebräuchliche arabische Sprache, für welche die Buchstabenzeichen passen, ziemlich schnell an und könnten recht gut auch andere Fächer treiben. Leider reicht die Kenntniß der Lehrer selbst nicht weiter und was, ihrer Ansicht nach, späterhin in den Studien zu vervollkommnen ist, besteht lediglich aus theologischem Krimskram. Den Anfang dazu macht das Auswendiglernen ganzer Capitel aus den heiligen Büchern und geht später zu dem der theologischen und jurisprudentischen gewisser geachteter Doctoren der Vorzeit über. Wer den Koran gar auswendig kann, hat den Gipfel aller Vollkommenheit erreicht und prunkt mit dem Titel: Hafys. Nach unseren Begriffen würde jedoch solch ein Gelehrter höchstens mit einem guten Papagei auf eine Linie zu stellen sein; denn unter tausend Hafys giebt es kaum einen, der nur annähernd die Sprüche versteht, welche er so fließend herzusagen weiß. In der letzten Zeit fangen die französischen Missionaire an, etwas Licht unter der christlichen Jugend zu verbreiten, indem sie eine ziemlich besuchte Schule halten, worin Französisch und einige andere nützliche Kenntnisse zum Besten gegeben werden; doch ist ihr eigener Vorrath von Wissen gerade kein sehr ausgedehnter, und auch sie halten die Vorschriften des Glaubens für unendlich viel wichtiger als die Geographie und die Geschichte.

Ein deutscher Kaufmann auf der ostasiatischen Insel Sachalin.

I.

Es war ein deutscher Kaufmann, Herr Otto Esche aus Großenhain in Sachsen, welcher die Handelsverbindungen zwischen San Francisco in Californien und dem Amur eröffnete, diesem gewaltigen ostasiatischen Strome, durch welchen Sibirien mit dem Großen Weltmeere in Verbindung steht. Unser Landsmann wohnte dann späterhin in der Stadt Nikolaefsk; gegenwärtig hat er auch ein Handelshaus zu Alexandrofsk an der Castriesbai, also an der sogenannten mandschurischen Küste, welche gen Süden hin bis an die Grenze von Korea sich im Besitze der Russen befindet. Diese haben auch die Insel Sachalin, deren südlicher Theil einst zu Japan gerechnet wurde, für „ihr Eigenthum erklärt“.

Diese Amurregion, in welche die russische Regierung alljährlich Ansiedler von Westen her schickt, gewinnt mehr und mehr an Bedeutung. Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts war sie so unbekannt, daß Admiral Krusenstern glaubte, der Amur verliere sich im Sande. Bald nachher entdeckte Newelsky die Mündung des Stromes und fand zugleich, daß Sachalin nicht, wie man bisher geglaubt, eine Halbinsel, sondern eine lang hingestreckte Insel sei. Aber erst 1850 gründeten die Russen unweit von der Mündung des Amur den Posten Petrowskoje und 1851 wurde der Grund zur Stadt Nikolajefsk (oder Nikolaefsk) gelegt; zwei Jahre später gründete man den Posten Mariinsk und Alexandrofsk an der Castriesbai. Dieser Punkt liegt für den Seehandel viel bequemer als Nikolaefsk, wo der Fluß länger als fünf Monate im Jahre mit Eis belegt ist. Dann haben die Russen auch eine Anzahl von Kosackenposten und Ort-

schaften am Amur wie am Ussuri gegründet, und durch den Vertrag von Peking, 14. November 1860, kamen sie in den Besitz der gesammten Küstenstrecke nach Süden hin bis zum Golf Peter's des Großen und der Mündung des Tumen. Dieses Küstenland war 1852 von Franzosen nautisch aufgenommen worden, 1855 folgten die Engländer, 1857 kam der russische Admiral Putiatin und schon im nächsten Jahre wurden an mehreren Buchten Militairposten angelegt.

Jene Gebiete im fernen Asien sind vorzugsweise durch deutsche Reisende näher bekannt geworden. Ein Mitglied der großen ostsibirischen Expedition, Schwarz, entwarf eine vortreffliche Karte in sieben Blättern; Schmidt und Glehn erforschten in Begleitung Brylkin's Sachalin und wiesen nach, daß dort allerdings Steinkohlen vorhanden seien.

Wir haben diese Notizen vorausgeschickt, weil sie zur Orientirung über die nachfolgenden Mittheilungen des Herrn Otto Esche beitragen können. Wir verdanken dieselben der freundlichen Uebermittelung durch ein angesehenes Leipziger Handelshaus; sie sind datirt Alexandrofsk, Castriesbai, März 1867. Es geht durch den ganzen Bericht ein vortrefflicher Humor; wir finden, daß unser betriebsamer Landsmann, welcher vollständig das Zeug zu einem tüchtigen „Pionier" in sich hat, auch in schwierigen Lagen weder die Heiterkeit noch Muth und Geistesgegenwart verliert. Leider zwingt uns der Raum, den Bericht des Herrn Esche an manchen Stellen abzukürzen, doch wird dadurch der Inhalt nicht beeinträchtigt.

Herr Esche hatte schon 1850 in San Francisco von einem amerikanischen Walfischfahrer gehört, daß auf Sachalin Steinkohlen vorhanden seien. Als er 1857 von Californien nach Alexandrofsk übersiedelte, kam ihm dann und wann die Sache in den Sinn; doch fand er keinen besondern Anlaß zum Nachforschen. Im Jahre 1864 machte er eine Holzlieferung an eine Compagnie; statt der Zahlung erhielt er die Anweisung auf einen Antheil an Kohlengruben, welche die bankerott gewordene Gesellschaft auf Sachalin besaß. Dort war seit drei Jahren nichts gefördert worden, und es kam nun darauf an, den Dingen an Ort und Stelle eine andere Wendung zu geben. Es ist von großer Wichtigkeit, daß gerade auf Sachalin Steinkohlen vorhanden sind, für welche die Häfen des benachbarten China ganz vortreffliche Absatzmärkte bilden.

Herr Esche hebt hervor, daß der Geschäftsbetrieb der Russen ungemein lahm sei und daß die Regierung bei ihrer Colonisation ein verkehrtes System befolge. Auch herrscht unter den Geschäftsleuten Neid und kleinliche Eifersucht. Einer Expedition nach dem „Kohlenparadiese" stellten sich in den Sommern 1865 und 1866 allerlei Hindernisse in den Weg; endlich aber beschloß Herr Esche, in seinem eigenen Boote von Castriesbai nach Sachalin überzufahren, um seine Kohlen aufzusuchen; denn er wußte weiter nichts, als daß sie irgendwo zwischen 49° und 49°47′ nördlicher Breite lägen. Demnach betrug die gerade Entfernung von der Castriesbai dorthin nicht weniger als 140 bis 150 englische Seemeilen. Sachalin erstreckt sich von 55° N. bis zur La Pérousestraße, 46° N., durch welche sie von der japanischen Insel Jeso getrennt wird, ist vom Festlande durch den sogenannten tatarischen Golf geschieden und dieser ist bei der Castriesbai und südlich von derselben 55 bis 75 englische Seemeilen breit. Wir lassen nun Herrn Esche selber erzählen.

* * *

Ein lebhafter Schiffsverkehr während des ganzen Sommers und bis in den Herbst gab mir erst gegen Mitte Octobers freie Zeit zur Ausführung meiner Reise; und als am 12./24. October das russische Kanonenboot „Morsche" von Nikolaefsk hierher nach Castriesbai kam, um Kohlen zu laden und dann nach Japan und China weiterzufahren, bat ich den Commandeur, mich sammt meinem Boote und vier Leuten mitzunehmen, um mich möglichst nahe bei meinem Reiseziele abzusetzen. Er schlug mir das ab, weil er nicht wissen könne, ob Wind und Wetter meine Ausschiffung erlauben würden; und — ich hätte an seiner Stelle gerade so wie er gehandelt. Er gab mir jedoch freundlicherweise eine ziemlich specielle Karte der Westküste von Sachalin, worauf mein Bestimmungsort wenigstens angegeben war, wenn auch, wie ich später fand, verkehrt und irre führend.

Meine Anfrage bei einer amerikanischen Bark zu gleichem Zwecke hatte denselben Erfolg; der Capitain erklärte, daß er lieber mein Boot wegnehmen würde, um mir gar kein Mittel zur Ausführung meines unsinnigen Vorhabens zu lassen. Der gute Mann, den ich schon vor mehreren Jahren auf seiner ersten Reise von Boston hierher kennen und schätzen gelernt hatte, mußte mir dabei doch leid thun; was konnte er als Seefahrer und Sterngucker von den Gefühlen und Pflichten eines Kohlenminenbesitzers wissen und verstehen! Ich trank noch ein Glas Porter mit ihm und bedauerte ihn recht herzlich, als er bald nachher noch während voller vier Tage gegen heftige Südweststürme vor unserer Bai herumarbeiten mußte, während ich ganz zufrieden damit war, daß er mich nicht mitgenommen hatte.

Eben nach der Abreise des Amerikaners kam das letzte Schiff von Nikolaefsk hier an, der dänische Schooner „Karl", Capitain Hildebrandt, von dem ich mit Freude hörte, daß er im Amur-Liman nach Verlust eines Ankers bei schlechtem Wetter auch sein Großboot verloren habe: jetzt hatte ich meinen Mann. Ich konnte ihm ein gutes Boot abgeben, und da er es haben mußte, verkaufte ich es ihm nur unter der Bedingung, daß er mich auf seinem Schooner bis möglichst nahe zu meinem Inspectionsposten transportire. Der Handel gefiel ihm zwar nicht ganz, aber ich behauptete mich als Herrn der Umstände und ließ mich auf seine Bedenken gar nicht ein.

Am andern Tage brachte ich mein Boot sammt nöthiger Ausrüstung für eine etwa zweimonatliche Reise nebst Winterproviant für einen am Kohlenplatze wohnenden Wächter an Bord des Schooners; ich hatte für mein 22 Fuß langes, 5 Fuß breites Boot außer Segel und Rudern reichlich viel und reichlich unbequeme Ladung: fünf große Säcke Roggenmehl, fünf Säcke Roggenbrot, ein Faß Salzfisch, drei Wasserfässer, eine große Kiste mit ein Paar wirklicher lebendiger beinahe jähriger Schweine, die auf Sachalin ihr Paradies finden und sich gesetzlich vermehren sollten; einen Sack Reis, eine Blechdose Butter, einen Sack Salz, ein Fischnetz, sechs Faden lang, ein Fäßchen Rum, einen Sack Kartoffeln, eine Kiste Preservs nebst Thee, Zucker, Cigarren, Taback, Zündhölzern ꝛc., verschiedene Packen mit Winterpelzen, Wasser- und Pelzstiefeln, wollener Wäsche, und endlich außer mehreren Beilen und kleinem Geräth natürlich auch verschiedene Kessel und Küchenutensilien; auch meine große wollene Bettdecke und ein Kopfkissen nahm ich mit in „Indian rubber Blankets" eingeschnürt.

Sehr heftige Südweststürme hielten den Schooner noch vier Tage hier in Castriesbai, während mein Freund, der Amerikaner, in See dagegen anlavirte; aber gewöhnlich treten nach schlechtem Wetter auch wieder bessere Zeiten ein, und endlich am 19./31. October 1866 — ich werde von nun an das russische Datum weglassen und nur nach neuer Zeitrechnung fortfahren —, also am 31. October gingen wir mit dem Schooner unter einer leichten Westbrise und bei klarem Sonnenscheine in See, passirten um elf Uhr Klosterkamp-Leuchtthurm, von wo aus das letzt ausgehende Schiff

durch ausnahmsweises Aufziehen der Flagge begrüßt wurde, und rechneten schon um Mittag aus, daß wir bei Fortdauer gleichen Wetters und Windes am andern Nachmittage in der Nähe meiner Bestimmung sein müßten. Nach wenig Stunden verloren wir Klosterkamp aus Sicht, während die Berge von Sachalin in Sicht kamen, so daß ich bald die Gegend von Dui erkennen konnte, wo ich zwei Jahre früher einen eintägigen Besuch gemacht hatte. Gegen Abend ließ der Wind nach, und während der Nacht wurde es ganz still. Ich schlief so ruhig und gut, als sich mit meiner Lage auf dem Cajütensopha vertrug.

Der folgende Morgen war kühl aber heiter, den ganzen Tag über schönes aber auch stilles Wetter, und nachdem wir öfters den Umständen angemessene Beobachtungen angestellt und Bemerkungen gemacht, deren Wahrheit, tiefsinnige Erhabenheit und elegante Fassung freilich der Würdigung eines größern Publicums entbehren mußte, legten wir uns Abends wieder zum Schlafe nieder, unsere Hoffnung auf den nächsten Morgen bauend. Meiner Ungeduld kam die Nacht sehr lang vor, und als der Morgen endlich erschien, war es nur der vergangene Abend bei Morgenlicht besehen: kein Wölkchen am Himmel, kein Lüftchen zu fühlen, und der Schooner lag so still auf dem Wasser, daß nicht einmal die Segel sich rührten, deren Musik sonst bei Windstille gewöhnlich die Langeweile unterstützt.

Das waren schlechte Aussichten für meine Reise. Wir waren nun schon im November; ich durfte befürchten, bei einem wahrscheinlich baldigen Umschlagen des Wetters den Schooner nicht verlassen zu können und leichter mit ihm nach China reisen zu müssen, anstatt nach Sachalin zu kommen. Nach der Mittagsbeobachtung fanden wir unsere Stellung ungefähr 40 englische Seemeilen von der Sachalinküste entfernt und 45 bis 50 Meilen nördlicher als mein Reiseziel.

Ich setzte mein Boot aus und um zwei Uhr Nachmittags verließ ich das Schiff. Dem Capitain sah ich an, daß ihm die ganze Sache sehr unangenehm war; er und seine Leute wünschten mir von ganzem Herzen eine glückliche Reise, und meine vier Ruderer drückten den Wunsch nach dem Lande so erfreulich durch kräftigen und regelmäßigen Ruderschlag aus, daß ich hoffte, 'gerade mit Hochwasser gegen sechs Uhr Abends die Küste erreichen zu können, gegen die hin ich auf einen auffallend spitzen sehr hohen Berg als mein nächstes Ziel lossteuerte. Er war auf meiner Karte „Motita“ genannt; ich habe mir aber später eingeredet, daß ihn wahrscheinlich La Pérouse zuerst gesehen und „Mandite“ titulirt hat*). Obschon ich, wahrscheinlich auch durch Strömung dem Lande zugetragen, schon nach fast weniger als einer Stunde den in Windstille festgebannten Schooner nicht mehr sah, konnte ich doch einige Stunden später, gegen fünf Uhr, kaum bemerken, daß wir dem Lande merklich näher gekommen wären; dagegen, als kurz nachher die Sonne unterging, fingen meine Leute an, über Müdigkeit zu klagen und darüber, daß sie jetzt das Rudern viel anstrengender fänden als vorher; ich mußte also wohl annehmen, daß wir die Strömung gegen uns bekommen hätten. Da das Wetter still und klar blieb, gab ich den Leuten eine halbe Stunde Ruhe.

Auf der Weiterfahrt begrüßte uns gegen elf Uhr Nachts ein kalter Wind vom Lande, der indeß wieder nachließ, nachdem wir einige Zeit sehr unangenehm durch einen Strich hüpfender Wellen, dergleichen einen Strömungswechsel anzugeben pflegen, durchgeschaukelt und aufgerüttelt worden waren. Dann brachte angestrengtes Rudern uns bald unter die Küste, und ich glaubte einen Platz zu erkennen, der uns zu landen erlaubte, um Feuer anmachen, Thee kochen und uns nach langem Fasten und der schweren Arbeit erholen zu können.

Wir kamen endlich zum Lande; aber, wo ist die europäische Polizei gewesen, als das gemacht wurde! Das soll man Land nennen, was erst eine Viertelstunde hoch oben in der Luft anfängt! Wasser und wohl 600 bis 1000 Fuß fast mehr als senkrecht aufsteigende Felsen! In der Geographie, auf der Karte, mag das gehen; aber in der Praxis konnten wir nicht einmal Platz finden, unsern Theekessel an Land zu werfen. Nachdem wir an verschiedenen Stellen vergeblich um- und in die Höhe geguckt hatten, wobei wir vorsichtig sein mußten, damit unser Boot nicht durch die Meeresdünung an die Felsen stieß, ließ ich eine kurze Strecke nach See zurückrudern und beschloß, den Tag abzuwarten, um die Gegend genauer besehen zu können. Ich ersetzte meinen verpackten Ueberrock durch einen tüchtigen Rum — meine echten Russen hatten glücklicherweise das Rumfäßchen nicht zum Ueberrock verpackt — und einige gute Bissen Schwarzbrot; beides schmeckte gut. Hinterher veranlaßte eine Cigarre mich zu großer Verwunderung über mich selbst, da ich fand, daß ich die Sorte viel zu billig verkaufte. Nachdem meine Leute sich ebenfalls etwas gestärkt hatten, versuchten sie zu schlafen, kamen aber bald mit dem Vorschlage, lieber weiter rudern zu wollen; sie fanden das Stillsitzen zu kalt, und ich gab ihnen Recht. Wir fuhren dem Lande entlang südwärts weiter, bis wir uns gegen fünf Uhr Morgens inmitten vom Wasser überspülter Steine befanden, und gerade vor uns einen langen weißen Streifen sahen, den wir bei dem unsichern Scheine der Nacht für eine über ein langes Riff sich brechende Meeresbrandung hielten; meine schlafsüchtigen und vom anhaltend angestrengten Ausgucken in die Nacht hinein gegen eisig kalten Wind angegriffenen Augen konnten kaum mehr sehen, als was ich eben dachte; und während ich vor und neben uns die deutlichste Brandung sah, die unser Boot unfehlbar zerschlagen haben würde, wenn wir darein gerathen wären, bemerkte ich an der andern Seite an den hoch aufsteigenden Felsenwänden viele schwarze Stellen und Streifen, die doch wohl nichts anderes als Steinkohlen sein konnten; ein abwechselndes Dunkeln und Leuchten, als ob es von den Aenderungen eines Nordlichtes herrühre, ließ mir nichts recht deutlich erkennen; und nachdem wir wieder in freies Wasser zurückgekommen waren und eine Tiefe von nur 10 Fuß fanden, ließ ich unsern Anker auswerfen, um den Tag abzuwarten.

Um sieben Uhr, bei vollem Tageslichte, rief ich die Leute wach. Die Steinkohlen waren nirgends mehr zu sehen, und die weißschäumende Brandung löste sich in einen Nebelstreifen auf, zu dem der Ausfluß eines kleinen Baches aus einer hohen engen Schlucht die Ursache war. Ich wollte anfänglich dort anlegen; aber sobald wir uns näherten, fegte ein heftiger Wind den Nebel dermaßen kalt um uns, daß wir schnell über und über bereift, und glücklich waren, als wir die Nebelregion passirt hatten. Nachher fanden wir eine gute Fahrt am Ufer hin, sogar einen langen Strand am Fuße der Berge, wo wir hätten anlegen können; da aber weiter südlich die Bucht sich immer deutlicher abzeichnete, setzten wir die Fahrt ungesäumt fort. Nach wenig Stunden mußten wir einem vom Lande gerade auslaufenden Riffe ausweichen, und dabei öffnete sich

*) Die Russen haben in Bezug auf die Namengebung große Verwirrung an jenen Küsten angerichtet. Sie veränderten sehr überflüssiger Weise die alte Nomenclatur, z. B. jene von La Pérouse. Der tatarische Canal, Manche de Tartarie, hat auf der amtlichen Karte von 1860 die Bezeichnung Nevelsky-Straße, die doch höchstens für den nördlichen Theil passend wäre. Die Küstenpunkte und Buchten zwischen der Mündung des Tumen im Süden und dem Cap Poworotkoi im Norden, am japanischen Meer, werden von ihnen als Golf Peter's des Großen bezeichnet; der Golfe d'Anville als Goskewitsch- und Possiet-Bai, der Golfe Guerin gar sehr unverständig als Amurbai, während sie doch mit dem Amur gar nichts zu schaffen hat; Golfe Napoléon ist zur Ussuribai umgewandelt worden ꝛc. A.

uns wirklich die ersehnte Bucht mit einem schönen flachen Thale zwischen hohen Bergen; bald sahen wir auch einige Hütten, und gegen Mittag, am 3. November, zogen wir, unterstützt von den erstaunten Eingeborenen, unser Boot auf Land, an der nördlichen Seite der Bucht, dicht am klaren Ausflusse eines Baches. Bald war Feuer und Kochen im besten Gange, Thee bewährte sich als wahrer Wundertrank; meine Leute leerten einen Dreigallonenkessel mit Reis, Kartoffeln und Fisch; und ich verspeiste, außer Reis und Kartoffeln, ein in einer Zweipfunddose preservirtes Kalbsragout; die Schweine, die erst bedenklich die Reinigung ihrer Kiste geduldet hatten, hielten es den Umständen angemessen, nach einer reichlichen warmen Suppe aus Roggenmehl mit rohen Kartoffelschalen eine Zufriedenheitshymne zu grunzen. Während dessen streckten wir uns an dem sandigen Ufer aus, freuten uns der warmen Nachmittagssonne und schliefen, bis wir Abends zu einer neuen Mahlzeit uns gekräftigt fühlten.

Wir befanden uns in dem von den eingeborenen Giliaken und Ainos Pilewa genannten Thale. Dasselbe ist ein enges aber liebliches Plätzchen zwischen etwa 500 bis 1500 Fuß hohen Bergen; die Breite beträgt etwa eine Viertelstunde, die ganze Tiefe vielleicht eine halbe, höchstens bis zu drei Viertelstunden Entfernung; dann bildet ein hoher quer vorliegender Berg mit den Seitenbergen rechts und links zwei tiefe Schluchten, anscheinend die äußersten Grenzen des Thales. Die niedrigeren Hügel am Seeufer sind zum größern Theile mit hohem üppigen Grase bedeckt, nur durch einzelne Wäldchen kräftiger Tannen, Birken, Ebereschen, Aspen, mit verschiedenen kleineren Gesträuchen unterbrochen; über die hinteren höheren, steilen, spitzen oder scharfkammigen Berge breitet sich dichter Tannenwald ununterbrochen aus. Das Pilewaflüßchen hat, wo es dem Meerwasser begegnet, bei voll ausgelaufener Ebbe nur 2 bis 3 Zoll Tiefe auf einer etwa 40 bis 50 Faden breiten mit einzelnen Steinen bestreuten Barre. Der vordere Theil des Thales ist mit hohem Grase und Rosenbüschen bewachsen; aber gleich hinter der ersten Flußbiegung im Rücken des Dörfchens beginnt dichte Weiden- und Erlenwaldung; der feuchte Thalboden, der zu herrlichem Gartenlande gereinigt und bearbeitet werden könnte, ist mit 2 bis 4 Fuß hohem kräftigen Schachtelhalm dicht überwachsen, und dazwischen stehen 6 bis 8 Fuß hohe und von 2 bis 6 Zoll engl. im Durchmesser haltende Stengel- und Röhrenpflanzen, die ich nach Blätter- und Blüthenresten und sonstigem Aussehen für unsern deutschen Pferdekümmel und ähnliche Gewächse im vergrößerten Maßstabe hielt; Wetter, Schnee und Eis erlaubten mir keine sehr genauen Untersuchungen. Nach einem Ueberblicke von einem Hügel am Meere aus, zu dem ich mich mühsam durch mannshohes Gras und Schnee aufarbeitete, vermuthe ich, daß der hintere Theil des Thales einen festern Boden birgt, dem Aussehen der Waldung nach ist er jedenfalls kräftig und fruchtbar.

Die Jurten der Eingeborenen in der Pilewabucht bestehen aus einem durch Gerüst aus leichten, glatten, mit Bast zusammengebundenen Stangen, die mit Baumrinde dicht umlegt sind; der Raum ist länglich viereckig, von verschiedener Größe, je nach Familienbedürfniß, der Grund etwa 1 Fuß tief ausgegraben, und die Außenseite um so viel höher umlegt. Die Wohnungswände sind je nach dem Umfange des Raumes, zu dem nur eine 2 bis $2^1/_2$ Fuß breite, 3 bis 4 Fuß hohe Eingangsöffnung mit einer gewöhnlich in Riemen sich bewegende nur anlehnende Thür führt, gegen 4 bis 7 Fuß hoch, und durch ein Dach gleicher Construction vereinigt, das von außen durch schwere Stangen und Holzstücke gegen die Heftigkeit der Winde belastet ist, und in der Mitte des Hauses eine weite Oeffnung hat, die als Fenster und Rauchfang zugleich dienen muß. Je nach Wind und Bedürfniß wird diese Oeffnung manchmal theilweise verdeckt, in sehr schlechten schneestürmischen Nächten sogar manchmal ganz.

Die innere Einrichtung der Wohnung zeigt in der Mitte derselben unter dem Fensterrauchfange einen 1 Fuß erhöhten Feuerplatz aus zwischen vier Brettern aufgefüllter Erde, mit einem zunächst dem Eingange auf drei oder vier spitzen Steinen ruhenden großen Kessel, in welchem Wasser warm gehalten und zu bestimmten Zeiten Futter für die zahlreich gehaltenen Hunde gekocht wird. Dicht daneben hängen an einem hölzernen Gerüste verschiedene größere und kleinere Gefäße aus Birkenrinde mit vorräthigem frischen Wasser und dabei auch einige Schöpflöffel gleichen Materials zu freier Benutzung für Durstige. Für die Mahlzeiten der menschlichen Bewohner werden kleinere flache Kessel benutzt, die an beweglichen Stäben über dem Familienfeuer aufgehängt sind. Die dort bereiteten Gerichte bestehen aus Fisch, Beeren, Seekohl, verschiedenen Seewürmern und anderen Delicatessen, die in hübschen flachen Holzschalen oder kleinen Birkenrindengefäßen den Harrenden dargereicht werden. — Der Eingang ist gewöhnlich durch einen besondern Vorbau aus leichten mit langem Grase und Schnee überdeckten Stäben geschützt; er bietet vorzugsweise Hundemüttern mit viertel- bis halb erwachsener Familie Comfort; erwachsene und dienstfähige Hunde wohnen außerhalb im Freien im ungehinderten Genuß von allem Wetter, Sturm, Schnee und Kälte. Neuer Hundefamilienzuwachs wird sorglich in der Hauptwohnung gepflegt, wo auch sämmtliche warme Fütterungen stattfinden, und zwar nicht bloß rottenweise, sondern auch genau nach Stellung, Zustand und Bedürfniß in Maß und Substanz. Die Hunde sind Zugthiere für die leichten Schlitten oder Narten der Einwohner und ihnen als solche von großem Nutzen und Werthe.

Abgelegen von den Wohnungen stehen die Vorrathshäuser, auf Pfählen 5 bis 6 Fuß über den Erdboden erhöht, und nur durch Aufsteigen zu erreichen; auf jeden Pfahl ist unter dem darauf ruhenden Hause eine nach beiden Seiten stark nach unten gebogene Baumrinde aufgelegt, die Ratten und ähnlichen zahlreich vorhandenen Gästen den Aufgang versperrt.

Wir verschliefen die Nacht sehr ruhig am sandigen Meeresufer, und am andern Morgen, am 4. November, um zehn Uhr fuhren wir ab, eben als zwei Giliakenboote ankamen, in denen wir bekannte Giliakenmänner vom Amur sahen; auch sie hielten die Weiterreise für bedenklich; aber ich war einmal unterwegs und wollte wenigstens einen Versuch machen. Schönes Wetter und leichte Brise brachten uns bald jenseits Cap Pilewa; aber dort drehte sich der Wind plötzlich uns entgegen, schwarze Wolken erschienen am südwestlichen Horizont und bald war die Sonne überdeckt. Ungern kehrte ich um. Um fünf Uhr Nachmittags waren wir wieder an unserm alten Lagerplatze und verbrachten auch wieder die Nacht da. Der 5. November gab uns noch keine Aussicht zur Weiterreise, und ich benutzte die Zeit zu einem Gange bis zum Vorgebirge, wobei mir viele am Strande liegende Kohlenstücke die Nähe von guten Lagern andeuteten; diese Stücke waren fest und hart, und brannten mit reiner, heller Flamme fast ganz zu weißer Asche auf. — Gegen Abend fing der Wind an aus dem Thale herauszuwehen und brachte etwas Schnee mit sich; ich hoffte, daß dies das Ende des widerwärtigen Wetters geben möchte. Zu meinem Nachtlager wurde ein Giliakenboot eingerichtet; mit trocknem Grase ausgelegt, mit Aesten überspannt, diese mit zwei „India rubber Blankets“ überdeckt, und solches Dach gehörig beschwert, gab es eine ganz gute Wohnung ab, so warm, daß ich mir während der Nacht Luft schaffen mußte. Meine Leute schliefen unter dem zu einem Zelte ausgespannten Segel, welches durch

ökonomische Raumvertheilung außerdem auch den Schweinen und Provisionen Schutz gewährte. Aber doch fanden wir am Morgen, daß wir gegen das zu einem Nordwestschneesturme umspringende Wetter bessern Schutz für uns besorgen mußten, da wir alle Ursache hatten, unsere Kräfte nicht unnöthigerweise zu strapaziren. Wir beschlossen, hinter dem Dorfe mit Benutzung unseres Segels, der Ruder und anderer Stangen eine den Giliakenwohnungen ähnliche Hütte herzustellen und dieselbe durch eine dichte Lage von Tannenzweigen warm genug für einen wahrscheinlich mehrtägigen Aufenthalt zu machen. Aber das Glück begünstigte uns; wir fanden eine kleine fertige Giliakenhütte von etwa 10 Fuß im Quadrat, aus welcher wir nur einige Hunde auszuwandern hatten (hier zu Lande wird „auswandern" passiv conjugirt: die russische Bevölkerung längs dem Amur und in der Umgegend ist aus anderen Districten hierher „ausgewandert worden"), um uns im Innern überzeugen zu können, daß der Raum, sobald gereinigt, unter den Umständen unseren civilisirten Ansprüchen vollkommen entsprach, zumal der reichlich drei Viertel des ganzen Daches ausfüllende Himmelsfensterrauchfang hinreichende Ventilation für die auf den kleinen Raum zusammengedrängte Bewohnerzahl gewährte. Mit einem der Giliaken, dessen abwesendem Bruder die Hütte gehören sollte, pantomimirte ich einen Contract, vermöge dessen ich die Wohnung für die Dauer unseres Aufenthaltes für nichts miethete; wie es schien, verstand er meine amerikanisch-russischen Zeichen erst, nachdem ich auf dem Herde Feuer angemacht hatte, und ihn einlud, die letzte Hälfte meiner Cigarre zu rauchen. Danach half er die Hütte reinigen, während meine Leute unsere verschiedenen Habseligkeiten herbeiholten, freundlich unterstützt von mehreren Giliaken. Der ganze Raum um den Feuerplatz wurde mit frischem trocknen Grase bedeckt. Nur die Südseite, rechts vom Eingange, den man nur in hofmäßiger Stellung, wenigstens rechtwinklig gebückt, passiren konnte, hatte die erhöhte Sitz- und Lagerstelle aus Brettern, die ich für mich und den Proviant in Beschlag nahm; meine Leute richteten sich neben und mir gegenüber am Boden ein, und die Schweine wurden in der Nordwestecke eingepfercht, hielten aber ihre endliche Erlösung aus ihrer Kiste für den Beginn total demokratischer Einrichtungen und bestanden darauf, die Schranken ihrer Sphäre wiederholt zu durchbrechen, um an unseren Genüssen Theil zu nehmen. Wir machten ihnen aber durch Vorhalten einiger Feuerbrände begreiflich, daß gesellschaftliche Ordnung nöthigenfalls durch härteste Maßregeln aufrecht erhalten werden würde.

Am Abend erhielten wir etwa ein halbes Dutzend Höflichkeitsbesuche von unseren neuen Nachbaren, und verbrachten mit ihnen einige Stunden durch freundschaftlichen Austausch von Taback und Cigarren, Brot gegen Fisch, mit kleinen Geschenken an Zucker, Reis, Thee, so daß der internationale Verkehr gemüthlicher und wohlwollender nicht sein konnte. Aber man braucht nicht in Napoleon allein den Grund alles Haders und Unfriedens zu suchen! Nachts zuvor war eine schon seit längerer Zeit kranke Giliakin, Mutter von fünf unerzogenen Kindern, gestorben, trotzdem ihr treuer Mann die Spitzen von wenigstens zwanzig Fichtenstangen kunstvoll zu langen Spahnbüscheln geschnitzt und um die Jurte herum als Bann gegen die bösen Krankheitsgeister aufgepflanzt hatte; die Geister kehrten sich nicht daran, mochte der gute Gatte auch eben so fest an die Unfehlbarkeit seines Mittels glauben. Die Mutter starb trotz alledem und der Mann rannte aus seiner Hütte hinaus, warf sich in den Schnee und klagte während dreier Nächte und Tage in langen Klageliedern: „Alles, Alles wird mir genommen, was ich lieb habe! Erst der schwarze Hund, das war ein so guter, ein so schöner Hund! er ist todt! Und nun ist auch meine Baba todt, meine gute Baba, die ich so lieb hatte, wie es keine andere Baba so gut giebt. Jetzt will ich auch nicht mehr leben; ich will nichts mehr essen, keinen Fisch mehr fangen, bis ich auch todt bin! Ach, meine Baba! Ach, mein schöner schwarzer Hund!" — So übersetzten mir die Amur-Giliaken den Inhalt der Wehklagen des armen Trauernden, der in bloßen Füßen und Kopf und nur mit einem elenden baumwollenen Kittel bekleidet Schnee, Sturm und Kälte ertrug, und nach den drei Trauertagen noch gesund und kräftig war.

Die Seefahrten der Mekkapilger.

Die Wallfahrten nach heiligen Stätten reichen ins höchste Alterthum hinauf, und Mekka in Arabien war schon lange vor Mohammed eine Stätte, wohin der Andacht wegen Pilger zogen. Dort suchte Mohammed einen Stützpunkt zu gewinnen, indem er mit seiner Lehre an das Alte und Vorhandene anknüpfte. Wir haben vor einiger Zeit im „Globus" Bd. XI, S. 301 ff. in dem Aufsatze über das altmekkanische Heiligthum den Nachweis geliefert, welchen Einfluß das Judenthum in Arabien auf die Stiftung des Islam gehabt hat.

Ueberall wird durch Wallfahrten der Handelsverkehr belebt, namentlich aber im Orient, wo die semitischen Völker eine ausgeprägte Anlage für denselben haben. Die Pilgerkarawanen, welche zu Lande nach Mekka ziehen, sind alle zugleich mehr oder weniger Handelskarawanen. Aber auch durch schwimmende Handelskarawanen ist das Rothe Meer schon in sehr früher Zeit belebt worden. Das Ziel der Schiffe, welche aus allen Ländern kommen, in welchen gen Mittag und Sonnenaufgang der Islam Verbreitung gefunden hat, ist Dschidda, der Hafen des etwa zwölf Wegstunden landeinwärts liegenden Mekka.

Insgemein führt der Pilger, der Hadschi, wenig Geld, von welchem zumeist nur österreichische Maria-Theresia-Thaler, spanische Säulenpiaster und etwa türkische Münzen gern genommen werden. Er bringt Erzeugnisse seines Heimathlandes zum Austausch. Wir gehen hier auf diese commerciellen Verhältnisse nicht näher ein, die an einem andern Orte eingehend geschildert worden sind (Geographische Wanderungen von Karl Andree, Dresden 1859. II, S. 146 ff. in der Abhandlung über den Canal von Suez), wollen aber bemerken, daß manche Pilgerschiffe aus dem Osten auch heute noch so primitiv sind, wie vor zweitausend Jahren oder auch in jenen Tagen, als die Portugiesen zuerst nach Indien fuhren. Man sieht in Dschidda Fahrzeuge aus dem persischen Meerbusen und von den malediviſchen Inseln im indischen Ocean, an denen auch nicht ein einziges Stückchen Eisen befindlich ist. Die Planken der Schiffswände sind mit Riemen verbunden, statt des Wergs zum Kalfatern ist Baumwolle, statt des Pechs schlechter Weihrauch, statt des Theers Haifischthran mit Kalk benutzt, und statt der Segel werden Matten aufgespannt. Pilger aus anderen Gegenden, welche auf ihren Wallfahrten solche Schiffe zu Gesicht bekamen, verbrei-

teten die Sage von einem Magnetberge, der im Rothen Meere liege; diesem dürfe kein Fahrzeug nahe kommen, an welchem sich Eisen befinde.

Bis vor etwa dreißig Jahren ging aber noch eine andere Sage bei den Mohammedanern im Schwange. Es hieß, der Islam werde in Verfall gerathen, sobald Eisen auf dem Wasser schwimme. Aber schon seit einem Menschenalter tragen die meisten Pilger keine Scheu mehr, für die Reise nach den heiligen Stätten eiserne Dampfer zu benutzen, sogar solche, die von Christen bemannt und befehligt werden. Die Christen machen sich eben so wenig Scrupel, mohammedanische Fahrgäste an Bord zu nehmen, und der „Pilgrim traffic", wie die bei demselben zumeist betheiligten Engländer sich ausdrücken, ist ein Geschäft geworden, das guten Profit abwirft.

Es ist eine alte Erfahrung, daß gerade während der sogenannten Pilgerzeit an der arabischen Küste und namentlich in Dschidda, Mekka und Medina Krankheiten sehr häufig sind; Dysenterie, Fieber verschiedener Art und Beingeschwüre kommen in großer Menge vor. Fast an jede der vielen größeren oder kleineren Karawanenabtheilungen heften sich Krankheiten verschiedener Art, und sie werden, wenn sie ansteckend sind, über weite Räume verschleppt. Doch ist die Cholera, welche in den letzten Jahren so große Verwüstungen unter den Pilgern angerichtet hat, vor 1831, also in dem Jahre, da sie überhaupt ihren grauenvollen Weltgang antrat, in Mekka nicht bemerkt worden. Der sehr glaubhaften Behauptung der Araber zufolge wurde sie durch Pilger aus Indien eingeschleppt. Damals raffte sie nicht weniger als die Hälfte aller Pilger hinweg, welche die heilige Stadt besuchten. Man vergleiche: „Die mohammedanischen Pilgerkarawanen und die epidemischen Krankheiten" im „Globus" X, S. 25 ff. Dort wurde gesagt: „Eine Pilgerflotte kommt im Mai aus Indien; sie bringt im Durchschnitt von dort 2000 Köpfe, 1800 aus dem indischen Archipelagus, 4000 aus dem persischen Meerbusen und 3000 aus Südarabien. Die Muselmänner aus Indien, Java, dem Archipelagus und China kommen zumeist auf englischen Schiffen im Mai und fahren im August wieder heim. Gewöhnlich sind sie in ganz unverantwortlicher Weise überfüllt, und hier wäre wenigstens eine eben so strenge Aufsicht am Platze, wie sie für die Auswandererschiffe in Europa vorgeschrieben ist."

Bisher hat man über die Seefahrten der Pilger, namentlich jener aus dem Südosten, kaum etwas Näheres gewußt; jetzt erhalten wir jedoch nähere Aufschlüsse durch einen Bericht, welchen der englische Schiffscapitain William Etienne Jackson an den englischen Consul zu Dschidda erstattet hat. Jener Schiffsführer ist mit den östlichen Gewässern vertraut und hat in den Jahren 1865 und 1866 Pilger aus Singapore nach Arabien gebracht. Ich gebe nachstehend den wesentlichen Inhalt des Documents.

Die meisten Pilger von Suez kommen auf Dampfern hierher (nach Dschidda). Im vorigen Jahre (1865) waren 6 ägyptische und 3 englische Dampfer mit diesem Transport beschäftigt. In den 3 bis 4 Wochen, welche dem Tage der Hedschra (Flucht des Propheten) vorhergehen, kamen durchschnittlich in je 3 Tagen 2 Dampfer an, die auf jeder Fahrt 900 bis 1000 Köpfe anbrachten; einmal sogar, wie ich als Augenzeuge weiß, 2500. Dieser Transport von Suez bildet die Hauptmasse des Pilgerverkehrs; die zweitgrößte Menge kommt von Singapore.

Was Jackson über diese Pilgertransporte bemerkt, ist für mich wenigstens und wohl auch für unsere meisten Leser ganz neu.

In Singapore treffen die Pilger aus allen Theilen des malayischen Archipelagus, namentlich aus Borneo, Celebes, Java und von den weiter nach Osten hin liegenden Inseln, im Novembermonate zusammen; sie kommen theils in Dampfern, theils in malayischen Prahus.

Aus anderen Häfen Indiens kommen — jene am persischen Golf ausgenommen — verhältnißmäßig weniger Pilger, vielleicht nicht mehr als 50 im Durchschnitt für jedes Schiff. Aus dem persischen Meerbusen trafen 1865 nur 6 bis 8 Schiffe ein, deren jedes von 150 bis zu 200 Fahrgäste an Bord hatte. Viele andere kommen aus den Plätzen am Rothen Meer und aus den Häfen Südarabiens in asiatischen Fahrzeugen.

Im Jahre 1866 gingen aus Singapore 18 Pilgerschiffe ab; davon hatten 8 europäische Capitaine, die übrigen segelten unter türkischer Flagge und hatten asiatische Schiffsführer. Die Fahrzeuge waren mit geringen Ausnahmen seetüchtig, denn sie werden expreß für diesen Transport eingerichtet, haben Zwischendeck und auch auf Deck einigen Platz, auf welchem die Pilger sich bewegen können. Jedem derselben ist ein Raum von einer Hasta in der Breite und $5\frac{1}{2}$ bis 6 Fuß in der Länge zugetheilt; allerdings nicht viel, denn die Hasta beträgt die Länge vom Ellenbogen bis zur Spitze des Mittelfingers, etwa 16 Zoll. Im Zwischendeck hat man drei Classen von Fahrgästen, die von 10 bis 16 spanische Thaler zahlen. Die dritte Classe darf als Gepäck nur einen Sack mit Reis führen und eine Matratze; auf 5 solcher Passagiere kommt eine Kiste, in welcher sich Kochgeräthe und kleinere Reisegegenstände befinden. Die beiden anderen Classen dürfen etwas mehr Gepäck führen; ihre Reisvorräthe werden im Schiffsraume verstaut, doch suchen sie so viele Lebensmittel als irgend möglich auf ihrer Schlafstelle unterzubringen und bleiben bei irgend gutem Wetter auf dem offenen Deck. Bei kalter oder nasser Witterung drängen sie sich unten zusammen und schlafen, — der Himmel weiß, wie! Jackson sagt: „Ich bin nach einem Nachtregen ins Zwischendeck gegangen; als ich aber hinabkam, drang mir ein so furchtbar mephitischer Geruch entgegen, daß ich mich sofort übergeben und ins Freie hinauf eilen mußte."

Der Pilger führt seine Lebensmittel selber mit sich, Wasser und Brennholz wird ihm auf dem Schiffe geliefert. Auf den besten Fahrzeugen erhält er täglich 2 Quart, in den übrigen $1\frac{1}{2}$ oder auch nur 1 Quart Wasser. Manche ersparen von jenen 2 Quart so viel, daß sie wöchentlich einmal ein Süßwasserbad nehmen können. Mit den Lebensmitteln ist es armselig bestellt, namentlich auf der Rückreise, wo gewöhnlich nur Reis und getrocknete Fische genossen werden. Die Kajütenpassagiere sind schon besser daran; sie haben einen Raum von 4 Fuß Breite und 6 Fuß Länge, ein Wasserfaß, das sie an jedem Halteplatze frisch füllen, und dürfen auch ziemlich viel Gepäck führen. Sie zahlen 80 bis 100 spanische Thaler Fahrgeld, schlafen im wohlgelüfteten Raume auf dem Oberdeck, haben gute Speisen und deshalb kommen in dieser Classe nur wenige Krankheits- und Sterbefälle vor.

Wir bitten unsere Leser, den Fahrten der Pilgerschiffe von Singapore, das vor der Südspitze des sogenannten Hinterindiens liegt, auf einer Karte zu folgen. Ein Fahrzeug, das in jenem Abgangshafen vielleicht noch keine volle Passagierladung hat, fährt nach Malakka und dem benachbarten Pinang, wo frisches Wasser eingenommen wird; dann geht das Schiff nach Pedir oder nach Atschin auf der Nordküste von Sumatra, wo ein Gleiches geschieht. Beide Plätze stehen nicht unter englischer Herrschaft, und so läßt sich nichts dagegen thun, daß mehr Fahrgäste aufgenommen werden, als vorschriftsmäßig erlaubt ist.

Dann geht die Fahrt quer über den Meerbusen von Bengalen nach Allipey an der Küste Malabar, wo gewöhnlich einige Waarenfracht eingenommen wird. Der Capitain läßt dann das Gepäck der Passagiere nach oben ins Zwischendeck bringen, in welchem nun kaum so viel Platz bleibt, daß die Menschen sich nothdürftig bewegen können. Auch dort wird wieder Wasser eingenommen, das aber nicht selten brakig ist. Von Allipey segelt das Schiff, nach einem Aufenthalte von zwei oder drei Tagen, nach dem Hafen Makulla an der Südküste Arabiens und gebraucht dazu 12 bis 20 Tage. An diesem Platze wurden 1866 sehr viele Pilger krank. Fische sind dort außerordentlich wohlfeil; die Fahrgäste kaufen deren in großer Menge, spalten sie und hängen sie zum Trocknen in der Sonne auf. Abends bringen sie dann Alles ins Zwischendeck, damit ihnen nichts gestohlen werde, und durch das Alles entwickelt sich oben und unten ein furchtbarer Gestank. Das Schiff bleibt ein paar Tage in Makulla, nimmt abermals Wasser ein, welches dort sehr gut ist, und setzt die Reise nach Dschidda fort, das je nach Wind und Wetter im Rothen Meere binnen 6 bis 20 Tagen erreicht wird.

Im Durchschnitte wird die Fahrt von Singapore bis Dschidda in 45 bis 50 Tagen zurückgelegt, die Rückreise geht schneller, weil man auf derselben bessern Wind hat und nicht länger als zum Wassereinnehmen nöthig ist bei den Zwischenhäfen anhält.

Sehr viele Pilger kommen in Dschidda ohne baare Mittel an und müssen dort Geld borgen, um die Kosten der Wallfahrt in Arabien zu bestreiten. Die nöthige Summe wird ihnen von Leuten geliehen, welche der Schiffsrheder damit beauftragt hat; diese bürgen für das solchergestalt vorgestreckte Geld und erhalten 3 Dollars für jeden Pilger, welcher auf demselben Schiffe die Rückreise macht. Natürlich wird keinem Andern als solchen, der diese Verpflichtung eingeht, Geld vorgeschossen. Sobald nun der heimkehrende Pilger in Pinang ankommt, gehen die Agenten der dortigen Pflanzer an Bord und bezahlen die Schulden dieser unglücklichen Passagiere, welche dann auf den Plantagen ihre Schulden abarbeiten müssen. Sie erhalten als Monatslohn $3\frac{1}{4}$ Dollars; davon wird $1\frac{1}{4}$ Dollar für Nahrung ꝛc. abgezogen, so daß nur 2 Dollars zum Abzahlen der Vorschüsse übrig bleiben. Diese betragen gewöhnlich 25 bis 50 Dollars, und so wird erklärlich, daß sie längere Jahre in diesem Zustande der Halbsklaverei verbleiben müssen. Dazu kommt aber noch die drückende Bestimmung, daß jeder einzelne auch Bürge für alle übrigen sein muß. Wenn einer entläuft, dann wird die Summe, welche er noch nicht abgearbeitet hat, auf die übrigen vertheilt, und diese bleiben solchergestalt noch viel länger gebunden.

Die holländische Regierung auf Java hat eine sehr zweckmäßige Verordnung erlassen. Sie gestattet keinem Pilger die Reise, wenn er nicht zuvor bei der Behörde den Nachweis geliefert hat, daß er für Hin- und Rückfahrt sowie für die Zeit des Aufenthalts in Arabien mit ausreichenden Geldmitteln versehen ist. Capitain Jackson empfiehlt der britischen Regierung dasselbe System an. Durch dasselbe werde jener Halbsklaverei auf Pinang mit einem Male ein Ende gemacht werden. Er hebt noch hervor, daß diejenigen Pilger, welche von Suez nach Dschidda kommen, viel kräftiger und gesunder aussehen, als die indischen; freilich haben jene eine Ueberfahrt, die nur wenige Tage dauert. Er selber hat dreimal Schiffe von Singapore nach Arabien geführt. Auf der ersten Fahrt hatte er 380 Pilger an Bord; von diesen starben 11, wovon 2 über Bord fielen, und die übrigen waren schon krank auf das Schiff gekommen. Auf der zweiten Reise hatte er 750 Fahrgäste; davon verlor er 12; etwa die Hälfte derselben war krank auf das Schiff gekommen; auf der dritten Reise, mit eben so vielen Passagieren, stellte sich genau dasselbe Verhältniß heraus.

Aus allen Erdtheilen.

Brasilianische Eisenbahnen.

Es war vor ungefähr 12 Jahren, als der unternehmende Rio Grandenser Ireneo Evangelista de Sonza, heute Baron von Maua', die Hauptstadt des Reiches mit dem Plan einer Eisenbahn überraschte, die er aus eigenen Mitteln zwischen dem Hafen Maua', in der Bai von Rio de Janeiro, nach dem Fuße des Gebirges von Petropolis führen wollte. Die von ihm gebildete Gesellschaft übernahm den Bau der Bahn ohne Zinsengarantie von Seiten der Regierung, von der sie nicht die geringste Hülfe empfing und sie auch nicht brauchte, da sie sich von Anfang an brillant rentirt hat. Sie hat eine Länge von 17,5 Kilometern und dient zum Transport der Erzeugnisse, welche auf der Fahrstraße „Union e Industria" versandt werden, mit welcher sie durch die sogenannte „Serra-Straße" von Petropolis verbunden ist, die ebenfalls ein sehr gut ausgeführtes, kostspieliges Werk ist. Die durchschnittliche Einnahme der Maua'-Bahn beträgt 550 Contos de Reis, ihre Ausgaben belaufen sich nur auf 300 Contos de Reis, so daß die Actionaire des Unternehmens ein vortreffliches Geschäft gemacht haben. Am wichtigsten wird die Bahn aber dadurch, daß sie den Anstoß zu allen anderen ähnlichen Unternehmungen gab, die in Brasilien ins Leben traten.

Nachdem dieser gegeben war, entstand bald ein großartiges Project, welches, wie man sagt, im Kopfe Sr. Majestät des Kaisers entsprungen, hauptsächlich von den Gebrüdern Ottoni ausgearbeitet wurde. Es ist das der großartigen Pedro II.-Bahn, welche die Provinzen Rio de Janeiro, St. Paulo und Minas durchschneiden und verbinden soll, und für die man eine spätere Verlängerung durch Goyaz und Matto Grosso projectirt, bis zu dem schiffbaren Theile des Tocantins, wodurch das Stromgebiet des Amazonas in directe Verbindung mit der Hauptstadt des Reiches und mit den Südprovinzen treten soll; fürwahr ein gewaltiges Project, welches Brasilien eine reiche Zukunft eröffnen würde. Dieser großartige Plan ist bis jetzt bis zur Station Commerino am linken Ufer des Parahyba durchgeführt; die erste Section zwischen der Residenz und Belem, in ebener Fläche, hat eine Länge von 62,7 Kilometer; die zweite, welche ein steiles Gebirge übersteigt, ist ein bewunderungswürdiges Werk, sowohl wegen der Menge der Tunnels, wie wegen zahlreicher Durchstiche und Auftragungen; diese Section ist 38,4 Kilometer lang. Die dritte Section, die am Parahyba entlang geht, wird bis zum Porto Novo da Cunha 151,7 Kilometer lang, doch sind erst 28,4 Kilometer dem Verkehr übergeben. Die vierte Section, die vom Parahyba aufwärts geht, wird 154,7 Kilometer lang, bis Cachoeira; sie ist noch nicht in Angriff genommen, doch sind die Pläne bereits gebilligt. Der öffentlichen Benutzung sind bereits 167,3 Kilometer übergeben, deren Kosten ca. 27,000

Contos de Reis betrugen. Die Bahn wurde, unter dem Einflusse der Gebrüder Ottoni, von einer brasilianischen Gesellschaft angelegt, deren Capital (38,000 Contos) von der Regierung mit 7 Proc. Zinsen verbürgt wurde. Der bisherige jährliche Ertrag ist im Durchschnitte 1200 Contos, die Ausgaben mit Unterhaltung der Bahn betragen ungefähr 800 Contos de Reis. Seit einiger Zeit ist diese wichtige Bahn Staatsunternehmen und man beabsichtigt, außer der oben besprochenen Verlängerung, eine andere bis zum Becken des S. Francisco, für die die Vorarbeiten bereits gemacht werden.

Auch die Provinz Bahia besitzt bereits eine Eisenbahn, deren Anlage jedoch keine gute Speculation war; sie beginnt bei der Stadt Bahia und ist bestimmt, die Provinz bis zum S. Francisco zu durchschneiden. Das Unternehmen gehört einer englischen Gesellschaft an, der die Regierung 7 Proc. Zinsen von dem Anlagecapital von 2,000,000 Pf. St. verbürgte, doch ist dieses Capital, welches für die ganze Ausdehnung der Bahn bestimmt war, bereits mit dem 183,5 Kilometer langen Theile derselben von Bahia bis Alagoinhas verausgabt worden. Die Rentabilitätsverhältnisse sind traurig; die Bahn bringt ungefähr 250 Contos de Reis ein und kostet jährlich 350 Contos de Reis.

Die Pernambuko-Bahn ist rentabler; sie beginnt im Hafen von Recife und ist bestimmt, diese Hauptstadt mit dem Innern bis zum S. Francisco in Verbindung zu setzen. Auch dieses Unternehmen gehört einer englischen Gesellschaft, deren Capital (1,200,000 Pf. St.) von der Regierung mit 7 Proc. Zinsen garantirt ist; doch ist dieser Capitalfonds durch den bereits fertigen Theil der Bahn aufgezehrt.

Dieser fertige Theil geht von Cinco Pontas in der Nähe der Hauptstadt bis zur Station Una am Ufer des gleichnamigen Flusses und hat eine Länge von 126,9 Kilometer; die durchschnittliche jährliche Einnahme beträgt 450 Contos de Reis, die Ausgabe 300 Contos de Reis. Der Verkehr auf dieser Bahn ist im Steigen begriffen und hat Aussichten für die Zukunft.

Die fünfte Bahn Brasiliens ist die von St. Paulo, die sich einstens sehr gut rentiren wird. Sie geht von Santos nach Inndiahy und hat 139 Kilometer Länge, die am 16. Februar dieses Jahres (1867) dem Verkehre übergeben wurden. Die Bahn ist Eigenthum einer englischen Gesellschaft, deren Anlagecapital von 2,700,000 Pf. St. von der Regierung mit 7 Proc. garantirt ist. Man gedenkt die Bahn bis Campinas zu verlängern.

Auch die Provinz Rio de Janeiro hat eine Bahn für den Verkehr des Innern; es ist die von Cantagallo, welche in Villa Nova beginnt, wo die Dampfschiffe des Flusses Macacu anlegen, und bis Neu-Freiburg gehen soll, mit einer Länge von 98,2 Kilometern. Dieselbe gehört einer brasilianischen Gesellschaft, deren Capital von der Provinzialregierung mit 7 Proc. Zinsen gesichert wird. Die mittlere Einnahme (per Jahr) beträgt 200 Contos de Reis, die Ausgabe 180 Contos de Reis.

Diese sechs Bahnen sind die einzigen, die Brasilien bis jetzt besitzt; dieselben durchschneiden folgende Strecken: Dom Pedro II. 174,3 Kilometer, S. Paulo 139 Kilometer, Bahia 123,5 Kilometer, Pernambuko 124,9 Kilometer, Cantagallo 49,1 Kilometer, Mana' 17,5 Kilometer. Total 601,3 Kilometer. Das ökonomische Gesammtverhältniß ist folgendes: Totaleinnahme 2650 Contos de Reis, Totalausgabe 1930 Contos de Reis, Ueberschuß 720 Contos de Reis.

Außer der Mana'-Bahn befindet sich keine brasilianische Bahn in guten Rentabilitätsbedingungen, doch thut das nichts, denn die Bahnen sind vorhanden, der Verkehr beginnt sich durch dieselben zu heben und in einigen Jahren werden sich alle rentiren.

Brasilien, so bemerkt die „Deutsche Zeitung" in Porto Alegre ganz richtig, gebraucht vor allem Verkehrsmittel, und muß das System der Nordamerikaner befolgen, die Eisenbahnen bauen, um den Verkehr herbeizuziehen, nicht aber mit dem Baue warten, bis der Verkehr so bedeutend ist, daß er ausgebeutet werden kann.

Vorlagen und Contracte zum Bau neuer Eisenbahnen sind in großer Menge vorhanden; in den Provinzen Ceara', Parahyba, Pernambuko, Bahia und St. Paulo sind bereits Contracte zum Bau anderer Bahnen abgeschlossen, und auch Rio Grande ist mit drei Projecten bedacht worden. Das erste ist die Bahn von Porto Alegre nach Santa Catharina, deren Contract bereits in den Kammern in Discussion ist; die zweite Bahn, für die das Privilegium bereits zugestanden und die Vorarbeiten in vollem Gange sind, ist die von Rio Grande und Pelotas nach den Kohlenminen von Candiota und Bage; die dritte endlich ist die Bahn von Porto Alegre nach S. Leopoldo und Hamburgerberg, die später durch die Colonien verlängert und nach dem Innern geführt werden soll.

Eine Eisenbahn zwischen Birma und dem südwestlichen China. Vom Bau einer solchen ist schon oftmals die Rede gewesen, es wird aber mit demselben noch auf lange Zeit gute Wege haben und zwar aus folgenden Gründen. Die Provinz Yünnan ist in Bezug auf Handelsverkehr eine der wichtigsten des großen Kaiserreichs; sie zählt zwischen 10 bis 20 Millionen Bewohner und liefert zur Ausfuhr: Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Quecksilber, Arsenik, Blei, Honig und eine ausgezeichnete Sorte Thee, während aus der angrenzenden Provinz Sfetschuen viel Seide kommt. Eine directe Verbindung mit Birma würde sehr vortheilhaft sein; sie könnte aber nur stattfinden durch das Grenzland der Karenstämme, von denen einige die britische, andere die birmanische Hoheit anerkennen und wieder andere ganz unabhängig sind. Dann folgen einige Staaten der Schans, die theils von Birma, theils von China abhängig sind, und weiterhin würde der nördlichste Theil des siamesischen Reiches berührt werden. Jene ganze Region ist gebirgig und wasserreich. In Yünnan selber verhalten sich die Mohammedaner zu den Mandarinen feindselig, und in der Grenzgegend schweifen zahlreiche Räuberbanden umher. Alle diese Umstände erscheinen für den Bau einer Eisenbahn nicht günstig, gleichviel ob auf der Strecke von Mandelay nach Bamo und von dort gen Nordosten nach Yünnan, oder von Ranguhn nach Esmok. Beide Projecte sind eben phantastisch; es verhält sich damit so, als ob man einen Schienenweg durch Afghanistan bauen wollte. — Vor Jahren bestand ein lebhafter Handelsverkehr zwischen Birma und dem südwestlichen China, der in Folge von Unruhen und Kriegen zumeist aufhörte. Die Straßenzüge, auf welchen er sich bewegte, sind noch vorhanden. Wenn nun, so sagen die „Indian Daily News", ein schiffbarer Strom bis auf 50 Miles von der chinesischen Grenze entfernt vorhanden ist, und wenn an demselben ein Straßenzug beginnt, der von jeher benutzt worden ist, dann erscheint es als Thorheit, eine Bahn von 800 Miles Länge durch ein unwirthliches, von Halbwilden bewohntes Gebirgsland bauen zu wollen. Der Zweck wird sicherer und wohlfeiler erreicht, wenn man eine Dampferlinie auf dem ganzen Irawaddy bis Bamo herstellt und diese Stadt zum Mittelpunkte für weitere Handelsoperationen macht. Man hat dort nur nöthig, jenseits Bamo die vorhandene Straße über die Kayben-Berge in guten Stand zu bringen; man erreicht dann das südwestliche China auf bequemem Wege und zieht den Handel von dort nach dem Irawaddy, der vertragsmäßig für die Schifffahrt geöffnet ist und dessen Mündungsgebiet sich in britischem Besitze befindet.

Handelsbewegung in den La-Plata-Staaten. In Montevideo betrugen 1866 die Staatseinnahmen 3,675,000, in Buenos Ayres 7,546,000 Dollars. Die Handelsbewegung stellte sich für

Buenos Ayres auf	. . .	52,126,000	Dollars
Montevideo „	. . .	28,568,000	„
		80,694,000	Dollars.

Montevideo exportirte für 13,238,000 und Buenos Ayres

für 21,148,000 Dollars; das erstere importirte für 15,330,000, das letztere für 30,978,000 Dollars.

Aus dem russischen Reiche.

Seit dem Moskauer Slaveencongreß geht die wilde Fluth der Ultramoskowiterei in Rußland sehr hoch. Es soll Alles vermoskowitert werden in einem Reiche, das Menschen aus dreißig oder vierzig verschiedenen Völkerschaften unter seinen Bewohnern hat und eine bunte ethnographische Musterkarte darbietet. Nachdem man mit den Polen so ziemlich Kehraus gemacht, ist nun unter der Regierung des Kaisers Alexander, welcher dem Gothaischen Hofkalender zufolge sammt seiner ganzen Familie aus Deutschland stammt und so viel moskowitisches Blut in den Adern hat wie etwa ein Schweizer peruanisches Blut, ist, sagen wir, nun das Sturmlaufen gegen das deutsche Element auf die Tagesordnung gesetzt worden. Das Verfolgungs- und Bedrückungsprogramm, an dessen Ausführung man gegangen ist, kennt keine Rücksichten. Die baltischen Provinzen, die man im Laufe des Jahres 1867 in Angriff genommen hat, wissen davon zu erzählen. Nicht nur das Deutschthum soll dort vermoskowitert werden, sondern auch das ganze „Lutherthum", d. h. die Liwen, Letten und Esthen, welche durch die Deutschen der Ostseeprovinzen protestantisch geworden waren, sollen in Russen und griechisch-orthodoxe Christen umgewandelt werden.

Vielleicht ist es der altmoskowitischen Partei, die „von oben herab" große Gunst erfährt, ganz recht, daß die baltischen Deutschen, welche dem russischen Staate sehr anhänglich waren, so lange man ihre verbrieften und beschworenen Rechte nicht allzustark antastete, nun zu mißvergnügten Unterthanen werden. Das giebt dann einen Vorwand, mit noch größerm Nachdruck zu verfahren.

Merkwürdig, aber nicht auffallend erscheint der Umstand, daß die Moskowiter genau so verfahren wie ihre Freunde und Bundesgenossen in Nordamerika. Die biederen Radicalrepublikaner im Yankeelande verfolgen jeden, der ihnen verdächtig erscheint, keine „loyalen" Gesinnungen zu hegen, und die Moskowiter an Newa und Oka verfahren ganz eben so. Es ist überhaupt nicht zu verkennen, daß zwischen den Radicalrepublikanern in Nordamerika und dem Gebahren der Russen eine große Wahlverwandtschaft stattfindet, und aus dieser erklärt sich auch die Ostentation, mit welcher von Seiten jener Partei im Yankeelande alles Moskowitische gepriesen und verherrlicht wird. Auch hier berühren sich die Extreme wieder.

Schon seit längerer Zeit hat die deutsche Presse in Rußland sich der Angriffe zu erwehren, welche sie von Seiten der Ultrarussen erfährt und die sich in maßloser Weise steigern. Wir folgen mit aufrichtiger Theilnahme dem Kampfe, welchen die „St. Petersburger Zeitung" mit Mannhaftigkeit und Talent für das angegriffene und verfolgte Deutschthum führt.

Als rasender Roland der Altmoskowiter und als eingefleischter Feind aller deutschen Culturelemente wirthschaftet Herr Katkow, Redacteur der russischen „Moskauer Zeitung". Er wirft z. B. der „Petersburger Zeitung" vor, daß sie nach jeder Gelegenheit hasche, Haß und Verachtung gegen das ganze russische Volk zu erwecken; also macht er derselben von vornherein, wie das jede Despotie so gern thut, einen Tendenzproceß. Das angegriffene Blatt antwortet in würdiger Weise:

„Wenn unser unablässiges Streben danach, daß das russische Volk in Frieden und Ruhe an seiner Wiedergeburt arbeite, für die ihm die Wege durch die von der Regierung unternommenen Reformen in so trefflicher Weise angebahnt sind; daß es durch vernünftiges Verhalten die friedlichen Beziehungen zu seinen Nachbarvölkern nicht störe, um von diesen in jener Arbeit nicht nur nicht unterbrochen zu werden, sondern sich auch ihrer Mitwirkung und Unterstützung erfreuen zu können; daß es durch Hebung seiner Bildung, durch Arbeitsamkeit und harmonische Anspannung aller Kräfte und Hülfsmittel des Landes dahin gelange, den gesunkenen Ackerbau, den gelähmten Handel und die darniederliegende Industrie neu zu beleben, durch Herstellung einer vortheilhaften Handelsbilanz seine zerrütteten Finanzen zu regeln und so die Machtstellung zu gewinnen, die ihm gebührt — wenn das Streben nach Allem dem, welches aus jedem unserer Artikel spricht, Erweckung von Haß und Verachtung gegen das russische Volk ist, dann hat die „Moskauer Zeitung" Recht; wenn dem aber nicht so ist, dann hat sie gelogen. Haß und Verachtung wollen wir gegen Niemand erwecken. Wir halten uns aber für verpflichtet, diejenigen zu bekämpfen, welche die einzelnen Bestandtheile des Landes einander zu entfremden streben und dadurch die Kraft des Ganzen beeinträchtigen; diejenigen, welche Haß gegen das Ausland predigen und so das Mißtrauen des Volkes gegen die nothwendiger Weise dem Auslande zu entlehnenden Hülfsmittel erwecken; diejenigen, welche den rohen Instincten des Volkes schmeicheln und ihm dadurch die Selbsterkenntniß und Umkehr zum Bessern unmöglich machen — mit einem Worte: die „Moskauer Zeitung" und Consorten.

Roh ist es, die heiligsten Gefühle des Volkes, die Pietät gegen seinen Monarchen, auszubeuten, um Haß und Zwietracht zwischen dasselbe zu streuen. Gewissenlos und roh ist es, die baltischen Deutschen, die nie Veranlassung dazu gegeben, separatistischer Bestrebungen anzuklagen und sie auf diese erlogene Schuld hin wie Landesverräther zu behandeln, und die slavischen Gäste, welche ihre separatistischen Tendenzen ihren respectiven Regierungen gegenüber ohne allen Rückhalt öffentlich ausgesprochen, mit überschwenglichen Ehrenbezeigungen zu überhäufen. Gewissenlos und roh ist es, den Slaven das Streben nach Erhaltung ihrer Nationalität als die höchste Tugend, den Deutschen aber als ein Verbrechen anzurechnen. Wenn das Alles nicht gewissenlos und roh ist, dann wissen wir nicht, was so genannt werden soll."

Die Fehde gegen das Deutschthum wird nach allen Richtungen hin geführt. Sobald irgendwo ein Deutscher ein Landgut kauft, heißt es, man wolle den Russen in ihrem eigenen Lande den Erwerb verkümmern. Ja, so weit sei es im „russischen Lande" gekommen, daß nicht nur die Riga-Dünaburger, sondern auch die Dünaburg-Witepsker Eisenbahn eine „deutsche Arterie im russischen Lande" geworden sei. „Die erwähnte Eisenbahn ist ein rein deutsches Reich. Selten versteht man den Reisenden, wenn er Russisch spricht." So sagt die russische „St. Petersburger Zeitung"; ihre deutsche Collegin fragt darauf: „Wo sind denn die Russen? Was thun sie? Warum lassen sie sich verdrängen, wo sie zu Hause sind?"

Doch was kann der gesunde Menschenverstand ausrichten einem nationalen Fanatismus gegenüber, der sich bis zum Wahnwitz steigert! In Dresden sagte uns im verflossenen Winter ein gebildeter und sehr verständiger Russe aus einem der Gouvernements an der Wolga: „Wir vermögen jetzt nichts gegen diesen Paroxismus; es wird nichts anders zu machen sein, als daß er, wie ein epileptischer Krampf, sich austobe. Leider muß ich zugeben, daß viele meiner Landsleute sich geberden, als wären sie sublimirte Tataren." Ich entgegnete, daß man den Tataren, die ruhige und verständige Leute seien, doch viel zu nahe trete, wenn man sie mit Herrn Katkow und anderen Fanatikern der Partei in Parallele stellen wollte. —

Das Gouvernement Wolhynien zählt 1,602,715 Einwohner, darunter 498,490 nicht zur griechischen Kirche Gehörige. Diese letzteren sind katholische Polen, protestantische Deutsche, Juden und Mohammedaner. Die Deutschen vermehren sich daselbst nicht nur durch den natürlichen Zuwachs, sondern auch noch durch Colonisation. Im Jahre 1850 waren im Gouvernement 3170 Colonisten; 1864 betrug deren Zahl 6338, 1865 schon 10,726 und 1866 gar 11,501. Die Colonisation breitet sich

immer mehr aus und vorher schon richtet man die Localität für die noch Erwarteten ein. Die Colonisten kommen aus Polen, Oesterreich und Preußen. Von den 10,726 deutschen Colonisten, die sich 1865 in Wolhynien befanden, gehörten 8524 der protestantischen, die anderen, wahrscheinlich aus Oesterreich kommend, der katholischen Kirche an. Der Autor, der diese Nachricht im Localblatte mittheilt, meint, daß das Staatsinteresse es erfordere, der Colonisation der Deutschen Einhalt zu thun; der „Kiewl." jedoch ist der Ansicht, daß es besser sei, wenn der Landbesitz deutschen Protestanten oder selbst Juden zufiele, als der polnischen Szlachta.

Aus der russischen Gerichtschronik.

Die russische Gerichtschronik liefert manchen Beitrag zur Sittengeschichte, z. B. den folgenden. In St. Petersburg kam der Bauer Borodin in die Lederbude des Kaufmanns Micheiew. Dieser veranlaßte jenen, nackt auf der Straße herumzulaufen; er seinerseits wolle dafür alle Verantwortlichkeit übernehmen. Er entkleidete den Bauer völlig, warf ihm einen Pelz um und stieß ihn zur Bude hinaus. Es war zwar eine Kälte von 25 Grad, aber der Bauer lief nackt umher, erfror die Füße und lag 5 Wochen krank. Micheiew bekam 14 Tage Gefängniß und mußte 15 Rubel an den Bauer bezahlen, der 4 Tage lang eingesperrt wurde. —

Contreadmiral Arbusow war mit dem Schneider Ssokolow wegen eines Uniformrockes, zu welchem das Tuch 18 Rubel 47 Kopeken werth war, in Irrung gekommen. Ein Gesell war mit dem Tuche durchgegangen und der Admiral verlangte vom Meister Schadenersatz. Dieser wies bündig nach, daß er von der ganzen Bestellung nichts gewußt habe. Die Sache kam vor den Friedensrichter, welcher die Klage abwies. Der Admiral appellirte an das Plenum des Gerichts und beklagte sich zugleich über grobe, rohe Behandlnng von Seiten des Friedensrichters, der ihn als er gekommen und nach vorn getreten, hinter das Gitter zurückgewiesen, ihn dann beim Aufrufe schlechtweg „Herr Arbusow" ohne Hinzufügung des ihm gebührenden Prädicats „Excellenz" genannt und somit dem gleichzeitig aufgerufenen Bürger gleichgestellt und seine Würde und Ehre in den Koth getreten habe, was beweise, daß er den Lehren des Socialismus, des „unverstandenen Enyelismus" (wahrscheinlich Nihilismus) der Gleichheit der Stände oder des Gesetzes huldige. Dieses geschehe leider von vielen Friedensrichtern bei öffentlichen Verhandlnngen. Dies sei nur durch den Mangel an Entwickelung vieler Richter zu entschuldigen, führe aber zum Verfalle der Gesellschaft u. s. w. Nach Verlesung der Berichte und Berathung der Richter entschied das Plenum, daß der Contreadmiral mit seiner Appellation gegen den Friedensrichter des 16. Bezirks abzuweisen, aber die Angelegenheit der Staatsanwaltschaft zu übergeben sei, damit Herr Arbusow wegen der beleidigenden und unpassenden Ausdrücke gegen den Friedensrichter des 16. Bezirks und das ganze Friedensrichterinstitut criminaliter belangt werde. —

Der „Mosk. Ztg." wird aus Ufa geschrieben, daß vor Kurzem in dem dortigen Criminal-Gerichtshofe ein Proceß verhandelt worden ist, dessen Acten die Aufschrift trugen: „Ueber den Kreisrichter Wassiljew, den Landrichter Watlamow, den Kreisarzt Neber und den Veterinärarzt Jakowlew des Kreises Birsk, angeklagt der Erpressung und grausamen Mißhandlung des Kaufmanns Ssewastjanow." Die Sache ist in der Kürze folgende. Zu dem Anfangs December stattfindenden Jahrmarkt in dem Dorfe Beresowka (Kreis Birsk, Gouvernement Ufa) war im Jahr 1865 auch der reiche und in der ganzen Umgegend geachtete Kaufmann Ssewastjanow gekommen. Am 5. December erschien bei ihm der Landrichter Watlamow und bat ihn im Namen des Kreisrichters Wassiljew um ein Darlehen von 5000 R. Ssewastjanow schlug diese Bitte ab. Ebenso ließ er mehrere Einladungen zu dem Landrichter unberücksichtigt. Endlich wird er abermals eingeladen und halb gezwungen, zum 8. zu einer Partie im Hause des Kaufmanns Ssacharnikow zu erscheinen, wo eine Lotterie arrangirt war, in welcher das Pferd des Kreisrichters verspielt werden sollte. Er wird hier sofort an den Kartentisch gesetzt, an welchem Tags zuvor der Kreisrichter 1500 R. an den Bürger Bakin verloren hatte. Es kommen hitzige Getränke; Bakin wird genöthigt, zu trinken und ist bald so erhitzt, daß den wilden Späßen Schmähungen folgen und auch Ssewastjanow nicht verschont wird. Dieser bittet mit Angst und Zittern, der unangenehmen Scene ein Ende zu machen; aber umsonst! Das Geschrei und der Tumult gehen crescendo. Da will Ssewastjanow sich entfernen; aber der Kreisrichter bemerkt es und ruft: „Haltet ihn fest!" Alles wirft sich auf Ssewastjanow und hält ihn zurück. „Wir wollen eine kleine Bank auflegen," ruft der Kreisrichter und reißt Ssewastjanow das Geld weg, welches er in der Hand hielt. Darüber entsteht Streit zwischen dem Kreisrichter und dem anwesenden Kaufmann Kolotow. Ssewastjanow versucht nochmals, sich zu entfernen, man umringt ihn aber wieder. „Laßt mich nur fort, ich kann das Geld zur Noth auch missen," ruft er. Da schreit ihn der Kreisrichter an: „Du befiehlst hier Allen und denkst das auch mit mir zu machen! Ich bin froh, daß Du mir in die Krallen gerathen bist; ich werde Dich lehren, Krämerseele!" Ssewastjanow weiß in der Angst nicht, wo er sich verbergen soll. Der Tumult wird immer ärger; Kolotow wird verhaftet fortgeführt. Zu Ssewastjanow kommen der Reihe nach der Landrichter und die obengenannten Aerzte und rathen ihm, dem Kreisrichter das Geld zu geben. „Ich habe im Ganzen 815 R. bei mir, nehmt sie, laßt mich nur fort." „Was, Du Scheusal!" schreit ihn abermals der Kreisrichter an; „ins Loch mit ihm!" Es erscheinen die Leute der Landpolizei und Kosacken; der Excess wird immer wilder. Da erscheint die Frau Ssewastjanow's, zu welcher der Kreisrichter geschickt hatte, um ihr sagen zu lassen, daß er den Mann freilassen werde, wenn sie 10,000 R. zahlen wolle. Dies giebt Ssewastjanow den Muth wieder, aber zu seinem Unglück. Kaum hat er ausgerufen: „Keinen Groschen werde ich geben, so lange ich nicht todt da liege!" so wird er ergriffen, der Kleider beraubt, zur Erde geworfen, und in Gegenwart der Frau vollzieht man an ihm eine so furchtbare Execution mit Ruthen, daß die Fetzen der Haut des Unglücklichen in der Luft umherflogen. Ueber 300 Streiche fielen auf seinen Rücken.

Nach dieser entsetzlichen Mißhandlung wandte sich der Kreisrichter mit den Worten an Ssewastjanow: „Nun, vorhin konnten wir in den Principien nicht einig werden; Du hast ein großes Capital zusammengescharrt, und willst mit uns nicht theilen. Jetzt werden wir bessere Freunde sein." Wirklich fehlten denn auch die 815 R. in dem Taschenbuche Ssewastjanow's. Mit zerfleischtem Rücken wurde der Gemißhandelte nach Hause gebracht und eilte in diesem Zustande auch zum Chef des Gouvernements. Dieser wollte anfangs nicht glauben, daß dergleichen möglich sei, dann beschwor er Ssewastjanow, keine Geschichte zu machen, und bot ihm als Schmerzensgeld 3000 R. „Ich handle nicht mit meinem Blute," antwortete Ssewastjanow und eilte mit seiner Klage zum Gendarmerie-Obersten. Es erfolgte nun die ärztliche Besichtigung des Gemißhandelten und die Aufnahme des Protocolls darüber. Um aber eine formelle Untersuchung zu erlangen, mußte Ssewastjanow sich noch an den General-Gouverneur und an den Minister des Inneren wenden. Die Untersuchung wurde ordentlich geführt; als aber die Sache zum Spruch im Criminalgerichte kam, zeigten die Richter sich sehr rücksichtsvoll und verurtheilten die Verüber jenes haarsträubenden Excesses zu einer unbedeutenden Correctionsstrafe.

Die Kaiserin von Marokko und die Blutmischung.

Die Kaiserin ist eine Französin; sie stammt aus Chaley bei Dole

im Departement des Jura; erblickte das Licht der Welt in einer armseligen Bauernhütte am 20. November 1820 und hieß Virginie Lanternier. Im Jahre 1834 gingen ihre Eltern nach Algerien und dort wurde die ganze Familie von Marokkanern gefangen genommen, welche das hübsche Mädchen einem der Söhne des alten Kaisers zuführten. So ist denn doch wieder einmal weißes Blut in die Familie des Sultans gekommen und sie hat das auch sehr nöthig. Die „Nachfolger des Propheten von Mekka, die marokkanischen Scherife, sind förmlich vermulattet, Kaiser Mule Abderrahman war ein Mulatte; seinen Nachfolger, den jetzt regierenden Kaiser Sidi Mohammed, schildert Baron von Maltzahn als einen Mann von äußerst dunkler Gesichtsfarbe und unregelmäßigen, mulattenartigen Zügen. Zwei andere Prinzen gehören zu fünf Achteln der Neger-, und nur zu drei Achteln der weißen Race an, und eine Prinzessin hat gar dreizehn Sechszehntel Negerblut in sich (s. „Globus" V. S. 301). Die „Amalgamisten" in der Musterrepublik der neuengländischen Yankees werden gewiß Zeter schreien, wenn sie erfahren, daß der Kaiser von Marokko sich ein weißes Geschöpf zur Frau genommen hat. Dadurch verstößt er gegen die „hohe Bestimmung des Menschengeschlechts". Hat nicht der verrückte Abolitionist Wendel Phillips, der unter den Radicalrepublikanern eine so große Rolle spielt, wörtlich erklärt: „Ich setze nicht die geringste Hoffnung in die Zukunft, außer wenn jene erhabene Mischung der Racen stattfindet, in der wir Gottes eigene Methode für die Civilisirung und Erhebung der Welt erblicken?" Und was predigte der eben so verrückte, aber bei den Schafen seiner Herde hochangesehene und reichlich bezahlte Methodistenpastor, Reverend Theodor Tilton in Brooklyn? „Die Geschichte der Civilisation ist mit einem Worte gekennzeichnet, vor dem sich Viele fürchten. Das große, heilige Wort heißt: Amalgamation! In Zukunft wird der Neger sein Gesicht weißgewaschen haben mit dem Blut aus den Adern des weißen Mannes. Alles, was nöthig erscheint, um uns Amerikaner in die herrlichste Menschenrace auf Erden zu verwandeln, ist das Negerelement. Die Vorsehung (— die arme, wozu und wofür muß die nicht Alles herhalten, in Monarchien wie in Musterrepubliken! —) hat das Negerelement in diesem Lande neben uns gestellt, damit wir dasselbe auf unsern Stamm pfropfen. Von allen den reichen Schätzen, welche uns hier zu Gebote stehen, ist das Negerblut der kostbarste. Wenn wir uns, gemäß dem Willen einer gütigen Vorsehung (— da ist die schon wieder einmal —), mit den 4 Millionen unserer schwarzen Brüder und Schwestern vermischen, dann erst werden wir kräftig, glücklich, mächtig werden; dann erst haben wir Fortschritt. Wenn wir uns dessen weigern, fallen wir der Entnervung und Stupidität anheim, und werden unfähig für die höhere Freiheit. Die weiße Race ist nicht im Stande, sich hier als blondes, hellfarbiges Volk zu behaupten. Sie bedarf der Vermischung mit dem reichen tropischen Temperamente des Negers, um ihrer Natur Wärme und Fülle zu verleihen!" So lautet das neue Evangelium der Negervergötterer im Yankeelande, welchem der Kaiser von Marokko in so schnöder Weise zuwiderhandelt!

Die verschiedenen Kirchen und religiösen Secten in England. Seit Anbeginn der Geschichte haben die Menschen sehr verschiedene Wege eingeschlagen, um in den „Himmel" zu gelangen und „selig" zu werden. Daher die verschiedenen Religionen, Glaubensmeinungen, Secten, Schwärmereien, Fanatismen und Unduldsamkeiten. Jeder glaubt, er allein habe den wahren Glauben und alle Anderen seien im Irrthum. Darüber haben sie nun mit einander disputirt und blutige Kriege geführt und es sieht auch heute noch nicht entfernt danach aus, daß Alles eine Herde und ein Hirt werden könne. Offenbar vermehren sich die abweichenden Meinungen über den richtigen Weg zum Himmel, aber so viel steht fest, daß sie ihn Alle zu haben glauben, obwohl Alle gegen Alle Einwendungen erheben und deshalb die Sache selber wohl noch nicht spruchreif sein dürfte. Am munterſten ist die Bewegung in Großbritannien und in Nordamerika; bunt genug, aber doch äußerst langweilig. Doch das geht andere Völker nichts an. Was England betrifft, so ist jüngst von Amtswegen ein Verzeichniß der verschiedenen Religionsgemeinden oder Genossenschaften, Kirchen, Secten, Denominationen, Ketzereien oder wie man die Sache nennen will erschienen; dasselbe ist als ein eigenthümliches Merkmal für die dermalige Culturstufe jenes Landes nicht unwichtig. Als eigentliche „Kirche" wird die anglikanische Staats- oder Hochkirche aufgeführt. Dann folgen in langer Reihe: Apostolische — Armenische neue Gesellschaft — Baptisten — Taufgläubige (Baptized Believers) — Christgläubige — Bibel-Christen — Bibelvertheidigungs-Vereinler — Calvinische Brüder — Calvinische Baptisten, katholisch-apostolische Kirche — Christen (schlechtweg, das wäre das vernünftigste!) — „Christen, die nicht anders heißen wollen" — Christliche Brüder — Christliche Eliasiten — Christliche Israeliten — Christliche Teetotallers — Christliche Mäßigkeitsmänner — Christliche Unionisten — Kirche von Schottland — Kirche Christi — Gräfin-von-Huntingdons-Connerion — Christschüler — Anatolisch-orthodoxe griechischer Kirche — Eclectics — Episkopal-Dissenter — Evangelische Unionisten — Nachfolger Jesu Christi — Freie-Gnaden-Evangelinms-Christen — Freie Evangeliums-Christen — Freie Christen — Freie Kirche — Freie Episkopal-Kirche — Freie Kirche von England — Freie Unions-Kirche — General-Baptisten — General-Baptisten-neuer-Bund — Deutsch-Lutheraner — Deutsch-Katholiken — Griechisch-katholische — Hallelnja-Bund — Independenten — Independente religiöse Reformer — Independente Unionisten — Inghamiten — Jüngste-Tag-Heilige (Latter Day Saints) oder Mormonen Moderne Methodisten — Neu-Wesleyaner — Neu-Jerusalem-Kirche — Neue Kirche — Alt-Baptisten — Ursprüngliche (Original Connexion-)-Wesleyaner, Plymouth-Brüder — Besondere Leute (Peculiar People) — Englische Presbyterianer — Ur- (Primitive-) Methodisten — Progressionisten — „Protestanten, welche den ersten achtzehn Artikeln der anglikanischen Kirche anhängen, aber Ordinirung und Ritual verwerfen" — Vorsehungs- (Providence-) Christen — Quäker — Ranters (Abzweigung der Wesleyaner, in deren Versammlungen gehüpft wird. Das Wort selbst bedeutet Schwärmer) — Reformer — Reformirte Presbyterianer oder Covenanters — Recreative Religionists — Zufluchts- (Refuge-) Methodisten — Freie Reformkirche-Wesleyanische Methodisten — Revivalisten — Römische Katholiken — Salem-Societät — Sandemanianer — Schottische Baptisten — Wiederkunft-des-Herrn-Brüder — Protestantische Separatisten — Siebente-Tags-Baptisten — Swedenborgianer — Zeugniß-Congregations-Christen — Trinitarier — Unions-Baptisten — Unitarier — Unitarische Christen — Unirte christliche Kirche — Unirte freie Methodisten-Kirche — Unirte oder Mährische Brüder — Unirte Presbyterianer — Unitarische Baptisten — Welfsche calvinische Methodisten — Welsche freie Presbyterianer — Wesleyanische Methodisten-Association — Wesleyanische Reformer — Wesleyanischer-Reform-Glorien-Bund. — So sind 100 Stück beinahe voll.

* * *

In Yünnan, der großen Provinz im südwestlichen China, in welcher viele Bekenner des Koran wohnen, die schon seit Jahren gegen die Pekinger Regierung im Aufstande sich befinden, hat im Juli 1866 der mohammedanische Anführer der Rebellen sich zum Kaiser erklärt und den Titel Tsin lin beigelegt. Da in den mittleren Provinzen die Nien-feï-Rebellen noch immer sehr zahlreich sind und namentlich in Schan tung den Mandarinen viel zu schaffen machen, so wird es schwer halten, jene Mohammedaner zum Gehorsam zurück zu zwingen.

Wir finden in der zu Hong kong erscheinenden „Overland China Mail“ vom 12. August Folgendes aus Nangasaki in Japan, 19. Juli: „Eine Anzahl Landleute haben bei der Regierung gebeten, daß man ihnen den Uebertritt zur katholischen Kirche erlauben möge. Daran haben die Beamten Anstoß genommen und 60 bis 70 Leute eingesperrt. Man fand einen als Japanesen verkleideten französischen Priester, der Predigten hielt. Die japanesischen Soldaten hüteten sich sehr, Hand an ihn zu legen, weil sie wußten, daß er vorsätzlich ihnen in den Weg gekommen war und darauf ausging, ein Märtyrer zu werden. Die Sache mußte ihm jedoch bedenklich vorkommen, denn er begab sich Abends nicht nach Hause, sondern schlief auf dem Berge. Der „Friend of China“ bemerkt dazu Folgendes, das für die Stimmung der Europäer in Ostasien bezeichnend ist: „Ohne Zweifel ist die ganze Geschichte von den Priestern veranlaßt worden, weil sie den französischen Consul zum Einschreiten veranlassen wollten. Wir dürfen nun erwarten, daß demnächst ein paar französische Kriegsschiffe nach Nangasaki kommen und Erklärung oder Genugthuung verlangen. Wird diese verweigert oder auch nur verzögert, dann folgen Drohungen und wahrscheinlich wird der Handelsverkehr auf Monate unterbrochen. Und wofür? Für weiter nichts als um die religiöse Eitelkeit eines halben Dutzend unnützer, fauler, stets Unheil anstiftender Priester zu befriedigen.“ Wahr ist allerdings, daß in Ostasien nicht selten durch die den Leuten sich aufdringenden Missionaire große Verwirrungen entstanden sind. In Cochinchina nahm Frankreich die Bestrafung europäischer Priester, welche sich den Landesgesetzen zuwider ins Land eingeschlichen hatten, zum Vorwande, um dem Kaiser von Annam sechs seiner besten Provinzen zu rauben, und in Japan hat man die entsetzlich blutigen Rebellionen nicht vergessen, welche von der Regierung den Jesuiten zur Last gelegt wurden und die dann zur Vertreibung der Europäer aus dem Reiche und zu einer mehrhundertjährigen Abschließung desselben führten. Auch der Kriegszug der Franzosen gegen Korea im Jahre 1866 fand in Folge von Missionairgeschichten statt. Die japanische Regierung hat übrigens den protestantischen Missionairen noch keine Hindernisse in den Weg gelegt, vielmehr manchen derselben in verschiedenen Lehranstalten den Unterricht der japanischen Jugend anvertraut.

Die Geschichte lehrt, daß die verschiedenen christlichen Kirchen oder Secten in allen Jahrhunderten einander mit großer Barbarei behandelt haben. Kommt es doch heute noch vor, daß die Inquisition Vertheidiger findet und daß die Toleranz für ein „fluchwürdiges Werk der Hölle“ ausgegeben wird. Die Mohammedaner hatten nie eine Inquisition und kennen auch keine systematischen Hexenverbrennungen; sie prätendiren auch nicht, eine „Religion der Liebe“ zu haben. Wie dieses Gebot der Liebe noch in unseren Tagen zur Ausübung kommt, geht aus Folgendem hervor. In Polen herrschte einst große Verfolgungssucht; Protestanten und Griechen wurden mit Gewalt zum Katholicismus gezwungen. Nun hat sich der Spieß umgekehrt und die Katholiken werden nicht minder barbarisch von den Russen griechischen Bekenntnisses gedrückt; es ist eine sehr böse Vergeltung. Als der Czar Alexander vor einigen Monaten die Stadt Grodno in Littauen besuchte, wurden auf Befehl der servilen Stadtbehörde, in Gegenwart einer großen Menschenmenge, die verschiedenen Bekenntnisse angehörte, die fünf hölzernen Heiligenbilder, welche seit Jahrhunderten eine Zierde der Carmeliterkirche waren, gewaltsam herabgerissen und auf die Erde geworfen. Zwei zerbrachen, jene der heiligen Jungfrau, der Maria Magdalena und des heiligen Johannes waren nicht so arg beschädigt. Man warf aber alle fünf hölzernen Heiligen auf einen Haufen und verbrannte sie. Durch dieses Verfahren wollte die Stadtbehörde ihre Sympathie für die griechisch-russische Kirche gebührend ins Licht stellen. Um der Sache „einen heitern und komischen Anstrich“ zu geben, hatte man Juden gezwungen, die Heiligen herunterzureißen, und der Polizeidirector, welcher die Anordnungen getroffen hatte und die Befehle an die Juden gab, war ein Tatar von der Wolga. Man hat es wirklich in der „Civilisation“ schon recht „herrlich weit gebracht“. Die hirnverbrannten Tschechenführer in Prag, die zwar für den griechisch-orthodoxen Czar und alles Moskowitische schwärmen, es aber doch mit dem katholischen Tschechenvolke und dessen Geistlichen nicht verderben dürfen, können sich aus jenem Verfahren in Grodno eine Lehre nehmen.

Im Staate Michigan hat man einen sehr verständigen Beschluß gefaßt. Jedermann, der mit einem „Preiskampf“ etwas zu thun gehabt hat, ist für unfähig erklärt worden, irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden oder Wähler zu sein.

Grasschwämme sind in der neuesten Zeit ein nicht unwichtiger Handelsartikel geworden. Man gewinnt sie in unerschöpflicher Menge zwischen den Korallenriffen bei den Bahamainseln und an den Küsten von Florida und Mexico. Der Schwamm wird gewaschen, von allen Unreinigkeiten gesäubert, zwischen Gummirollen hindurchgepreßt, nachdem er mit Glycerin gesättigt worden ist und dann in Oefen getrocknet. Dann ist er fertig und kann zu mancherlei Behuf angewandt werden; man gebraucht ihn aber bis jetzt vorzugsweise zum Ausstopfen von Sophas und Stühlen, zu Matratzen ꝛc.; ein Pfund Grasschwamm soll zu derartigen Zwecken so gut sein wie anderthalb Pfund Roßhaar. Die Bezugsquelle ist Neuyork.

Die neueste Praxis der italienischen Briganten ist sehr einfach. Sie schneiden den Leuten, welche von ihnen geraubt worden sind, ohne Weiteres das rechte Ohr ab, sobald die verlangte Auslösungssumme nicht auf Tag und Stunde gezahlt wird. So geschah es im September 1867 dem Engländer Strange, welchen die Bande Piro's bei Catanzaro im neapolitanischen Calabria Ultra gefangen hatte. Er sollte die Kleinigkeit von 60,000 Lire zahlen.

Ueber die Corruption der italienischen Beamten wird in den Blättern viel geklagt. Der königliche Rechnungshof hat ermittelt, daß im Laufe des Jahres 1866 in den verschiedenen Provinzen nicht weniger als 28,967,700 Lire unterschlagen und veruntreut worden sind. Das ist stark und erinnert an nordamerikanische Praxis.

Niemand kann die erfreulichen Fortschritte der Civilisation in Zweifel ziehen, denn wir leben im Zeitalter der Kugelspritze und die Herren Montigny und Christophe haben eine Mitrailleuse erfunden, die 31 Läufe zählt und 31 Kugeln in 20 Secunden abschießt. Auf dieses Kartätschengewehr kann man, so schwacher Leistungen wegen, nur mit Verachtung herabblicken, denn die Kanone Gatling's, eines Nordamerikaners, schießt in jeder Minute 300 Kugeln ab. Das ist schon eher der Mühe werth.

Daß die Selbstmorde gewissen Regeln unterworfen sind und daß die verschiedenen Nationalitäten eine Vorliebe für eine besondere Art derselben haben, ist bekannt. In England sind jüngst die Berichte über die Selbstmorde in den Jahren 1858 bis 1865 erschienen. Sie betragen im Durchschnitt 1300, und für die einzelnen Jahre kommen auf jede Million Köpfe respective 66, 64, 70, 68, 65, 66, 64 und 67, also annähernd in jedem Jahre so ziemlich dieselbe Menge. Das Hängen ist vorzugsweise beliebt; 28 unter 67 brachten sich dadurch vom Leben zum Tode; dann folgen Halsabschneiden, Erstechen, Ersäufen, Gift und zuletzt erst Pulver und Blei. — In Bezug auf die Zahl der Selbstmorde steht Frankreich in vorderster Linie; dort kommen auf die Million Einwohner 110 im Jahre 1864; auf England 64, auf Belgien 45, auf Italien 30 und auf Spanien nur 15 Selbstmorde.

Herausgegeben von Karl Andree in Braunschweig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Beiträge zur Kunde von Japan*).

I.

Die Japaner als Industrievolk. — Handwerker; Fabriken. — Porzellan; Lackwaaren; der japanische Firnißbaum. — Metall- und Bronzearbeiten. — Säbel und Säbelprobe. — Geschütze und Rüstungen; Bogenschützen. — Seidenzeuge. — Die Eichen-Seidenraupe. — Literatur und Buchhandel. — Steinkohlen. — Kritische Verhältnisse im Staatsleben.

Die Japaner sind eins der gewerbsamsten Völker der Welt und mit großer Anlage zur Industrie wie zur feinern Kunstfertigkeit begabt. Das, was von ihren Gewerbserzeugnissen auf der Pariser Ausstellung vorhanden war, erregte allgemeine Bewunderung und lieferte den Beweis, daß im Inselreiche des Sonnenaufgangs ein hochcivilisirtes Culturvolk wohnt. Wir Europäer haben platterdings keine Ursache, diese Ostasiaten vornehm über die Achsel anzusehen; in vielen Dingen stehen sie mit uns auf gleicher Linie, und in mehr als einer Beziehung sind sie uns voraus.

Auch bei ihrer gewerblichen Entwickelung sind sie entschieden ihrem eigenen Genius gefolgt und original geblieben. Die hohe Stufe, zu welcher sie sich emporgearbeitet haben, verdient aber um so mehr unsere Anerkennung, da Japan bis vor nun drei Jahrhunderten nur mit einem einzigen Culturvolk in Berührung stand, mit den Chinesen. Diesen

Japanischer Seiler.

Ein Goldarbeiter.

wurde Einzelnes entlehnt, dann aber japanisch umgemodelt. Von Europäern, welche nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts kamen und im Anfange des siebenzehnten vertrieben wurden, weil sie lediglich Unheil ins Land brachten, war kaum etwas passend oder der Mühe werth, das man sich etwa hätte aneignen mögen; was man gebrauchen und verwenden wollte, konnte man von den Holländern haben, welchen bekanntlich ein allerdings sehr eng begrenzter Verkehr mit Japan erlaubt war.

In allen Handwerken leisten die Japaner Vortreffliches, und bei vielen derselben sind sie auf dieselben Arbeitsmethoden verfallen, wie unsere Europäer. Man sehe z. B. das Bild, welches, nach einer japanischen Zeichnung, einen Seiler vorstellt. Manche Arbeitszweige fehlen bei uns, weil die japanischen Sitten und Bräuche anders sind. Das Verfertigen von Fächern und von lackirten Hüten, die durchaus

*) Vergleiche „Globus" X, S. 10. 33. 321.

wasserdicht sind, und von Visitenkarten sind specifisch-japanische Gewerbszweige, in welchen sehr viele Arbeiter beiderlei Geschlechts beschäftigt werden. Die Art der Handgriffe ist aber von der europäischen verschieden, weil der Japaner nicht auf einem Stuhle sitzt.

Maschinen sind erst in der allerjüngsten Zeit eingeführt worden, und auch nur von Seiten der Regierung, die auf ihren Werften beim Bau eiserner Kriegsschiffe, in ihren Maschinenwerkstätten und Gießereien mit Dampf nach europäischer Art arbeiten läßt. Die Japaner zeigen ein solches Geschick, daß sie schon jetzt selber Maschinen bauen. Im Uebrigen ist die Arbeit wohlfeil, aber die Löhne werden allmälig steigen, weil in Folge des Verkehrs mit dem Auslande die Lebensmittel theurer werden.

Die Gewerbe sind über das ganze Land verbreitet, das in der That einem Bienenkorbe vergleichbar ist. Auch Theilung der Arbeit findet in manchen Zweigen statt; wenn aber einer unserer holländischen Gewährsmänner von Hunderten von Fabriken spricht, so wird das Wort wohl nicht streng in dem Sinne zu nehmen sein, welchen wir damit zu verbinden pflegen*).

Verfertiger von Visitenkarten.

Fächermacherinnen.

Japan liefert bekanntlich vortreffliches Porcellan, und bei diesem Gewerbszweige kann allerdings von Fabriken die Rede sein, namentlich in der Landschaft Fisen oder Fidzen auf der Insel Kiusiu, wo eine durch Feinheit ganz ausgezeichnete Erde gegraben wird. Auch bei diesen Porcellanarbeiten tritt der künstlerische Geschmack hervor; das dünne sogenannte Eierschalenporcellan kommt vorzugsweise in Nangasaki zum Verkauf; das Porcellan in Yeddo ist stärker, aber auch von durchaus reiner Masse und von bester Glasur, auf welcher die Farbe sitzt, während bei manchen älteren Sachen, die als Raritäten sehr gesucht werden, die Farben zum Theil

Verfertiger lackirter Hüte.

Spiegelpolirer.

unter der Glasur sich befinden und dann viel tiefer und glänzender erscheinen. Die europäische Fabrikation kennt nur wenige Färbstoffe, welche die hohe Hitze des Glasurbrandes ertragen. Die Zeichnungen von Schmetterlingen, Laubwerk, Fischen, Vögeln ꝛc. sind fast immer leicht und anmuthig und

*) J. L. C. Pompe van Meerdervoort, Vyf jaren in Japan, 1857 bis 1863, Leiden 1867, I, S. 262 ff. „Fabrykwezen en Nyverheid." Vortrefflich behandelt ist der Gegenstand auch in: „Die preußische Expedition nach Ostasien." Berlin 1864, I, S. 300 ff. Dazu einzelne Notizen des schweizerischen Generalconsuls Aimé Humbert, in einer Reihenfolge des „Le Tour du Monde". Gustav Spieß, der als sächsischer Commissair mit der preußischen Expedition nach Ostasien ging, ist in seinem Buche über Ostasien, Leipzig 1864, nicht näher auf die japanische Gewerbsamkeit eingegangen, obwohl es wünschenswerth gewesen wäre, daß er, als Kaufmann, in diesem Buche darüber Mittheilungen gegeben hätte.

nicht selten ganz ausgezeichnet schön. Manche japanischen Porcellangeschirre erinnern an altitalienische Majoliken oder auch an die besten französischen Fayencen.

Die Fabrikation von Lackwaaren, auf welche Japan stolz sein kann, ist gleichfalls weit über das Land verbreitet. Bei derselben findet eine zweckmäßige Vertheilung der Arbeit statt. Der Schreiner verfertigt das Holzwerk, liefert dieses an den „Lackverkäufer" ab, der es zum Schlosser schickt, und von diesem geht es an den eigentlichen Lackirer, der die Arbeit in seiner Privatwohnung verrichtet und bei derselben große Geduld und Ausdauer bethätigt. Der Lackfirniß kommt vom Rhus vernix, der sorgfältig angepflanzt und gepflegt wird und sich, wie van Meerdervoort bestimmt versichert, mit Erfolg nach Europa verpflanzen ließe. Er wächst am besten auf trocknem steinigen Boden und verträgt eine mäßige Kälte, die sogar als ersprießlich für ihn erachtet wird. Er darf nicht zu gedrängt stehen, erreicht eine Höhe von 25 Fuß und liefert, je nach der Bodenart, in welcher er wächst, nach dem sechsten oder siebenten Jahre Firniß. Dieser wird in den Monaten vom Juni bis September gewonnen, denn in der übrigen Zeit des Jahres muß der Baum Ruhe haben. Man macht in den Abendstunden kreisförmige Einschnitte in den Stamm und muß dabei sehr vorsichtig zu Werke gehen, auch eine Menge von Erfahrungen benutzen. Gegen Ende Octobers haben sich die Einschnitte, aus welchen der Lack herausgequollen ist, nach und nach von selber geschlossen. Bäume von mittlerm Alter geben den besten und zwar in der Zeit vom Juni bis gegen Mitte August. Im Durchschnitt rechnet man nach van Meerdervoort (S. 247) auf den Baum eine jährliche Ausbeute von 1 bis $1^1/_5$ holländische Pfund, im Werthe von $2^1/_2$ bis 4 Itsebus, also 2 Gulden 12 Cents bis 3 Gulden 40 Cents niederländisch Courant, und da ein Firnißbaum etwa 13 Jahre lang Lack liefert, so gewinnt man von ihm für 30 bis 50 Gulden Waare. Der Lack gehört zu den gefährlichsten Giften, und wer mit demselben zu schaffen hat, muß sich sorgfältig hüten, ihn an die Haut zu bringen. Deshalb bestreichen die Arbeiter sich die Hände mit Fett oder Oel.

In den Lackwaarengeschäften, die namentlich in Yeddo geradezu großartig sind, weil die meisten Fabriken des Landes dort ihre Niederlagen haben, findet man eine unglaubliche Mannigfaltigkeit von Sachen: kleine Schränke und niedrige Tische, Eßkästen mit auf einander stehenden Einsätzen, in denen Speisen transportirt werden, Präsentirbretter, Gestelle zu Kohlenbecken, Rauchapparate mit Feuerbecken, Aschenbecher und Pfeifenhalter; Arzneibüchsen, Spiegelhalter, Kästen von allen Größen und Formen, und Trinkschalen; in wohlhabenden Haushaltungen sind sogar die Waschbecken und die Schöpfkellen, woraus die Pferde getränkt werden, von Lackarbeit. Die in Europa beliebte, welche mit Perlmutter eingelegt ist, wird in Japan selber nicht besonders geschätzt; dort liebt man mehr die Darstellung von Figuren und Landschaften. Uebrigens befindet sich der eigentliche Mittelpunkt der Lackfabrikation in der Stadt Miako. Herr A. Berg schreibt als Maler und Kenner: „Die Erzeugnisse sind bewundernswerth, aber auch in diesem Zweige der Industrie stehen die älteren Arbeiten den neueren voran. Woran es liegt, daß die Fabrikation nicht mehr auf der alten Höhe steht, weiß man nicht; das Material ist heute noch dasselbe." Aehnlich schreibt van Meerdervoort: „Die Kunst, den sogenannten Altlack zu bereiten, ist nahezu verloren gegangen, hauptsächlich wohl, weil man solche Sachen nicht mehr so hoch bezahlen will. Gegenwärtig stammt das, was man an feinen alten Lackwerken bekommen kann, aus Familienerbschaften, und Europäer zahlen manchmal lächerlich hohe Preise dafür; ich habe gesehen, daß für kleine Sachen 100 Gulden bezahlt wurden. Jetzt geben sich die Fabrikanten Mühe, den Altlack zu imitiren und unkundige Käufer werden damit nicht selten getäuscht." Uebrigens bringen die Japaner durch kunstreiche Behandlung des Materials eine unglaubliche Mannigfaltigkeit der Farbe und Textur hervor; bei kostbaren alten Sachen sind zuweilen Gold und Silber in den Lack eingelassen. Die Zeichnung auf den älteren Stücken ist oft von großer Schönheit; Formen wie Arbeit sind von vornehmer, geschmackvoller Eleganz, und der Farbenreiz erscheint so außerordentlich, daß die leidenschaftliche Liebhaberei für dergleichen Dinge sehr begreiflich ist.

Japanischer Handwerker in Winterkleidung.

In Metallarbeiten haben die Japaner längst in erster Linie gestanden. Unser holländischer Gewährsmann betont, daß sie ihre Geschütze ganz meisterhaft zu gießen verstehen.

Als die Europäer ins Land kamen, zweifelten sie anfangs, ob das, was sie sahen, in der That japanische Arbeit sei. Er betrachtete schon 1858 in Kagosima einige 150-Pfünder, welche von den niederländischen Artillerieoffizieren für „wahre Prachtstücke“ erklärt wurden. Die Kunst der Geschützgießerei ist den Japanern schon längst bekannt gewesen, und van Meerdervoort ist überzeugt, daß sie es bald in allen Zweigen den Europäern gleich thun werden. Manche Daïmios haben ihre eigenen Gießereien; aus jener des Landesherrn von Tsekusen erhielt der holländische Arzt eine bronzene Kachel zum Geschenk, die so überaus feinen Guß hat, daß man auf den ersten Blick annehmen könnte, sie sei ciselirt worden.

Offizier und Kriegsleute in Japan im dreizehnten Jahrhundert.

Während Porcellan- und Lackfabrikation nicht vorwärts gehen, ist das im Gegentheil mit der Metallbearbeitung entschieden der Fall.

Die japanischen Säbel sind Meisterwerke und verdienen ihren hohen Ruf. Man zahlt aber jetzt nicht mehr so übertrieben hohe Preise dafür, während man ehemals Tausende von Gulden gab. Die Japaner wissen den Werth eines Säbels sehr genau zu schätzen, und ein rechter Kenner sagt auf den ersten Blick, welcher Meister eine Klinge verfertigt habe; der Name desselben steht allemal auf dem Stiele, welcher in den Handgriff eingelassen wird. Man hat behauptet, daß die alten Schwertfeger ein Geheimniß bei ihrem Verfahren gehabt hätten; dasselbe hat aber wahrscheinlich nur in der Sorgfalt, Genauigkeit und unermüdlichen Geduld be-

standen, mit welcher sie sehr dünne Stahlplatten ungemein lange zusammenhämmerten. Vielleicht haben sie auch eine besondere Verfahrungsweise, den Stahl zu härten. Mit einem guten Säbel kann man einen Menschen aus einander spalten. „Um sie zu probiren, nimmt man Leichen (tracht men lyken in een slag geheel to doorklieven); ja, ich habe aus guter Quelle die Versicherung, daß händelsüchtige Soldaten in Yeddo des Nachts über ruhige Leute hergefallen sind, um ihre Säbel zu probiren; man fände dort Morgens einige Leichen auf der Straße, an denen Säbel probirt worden seien." Ob das letztere wahr sei, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Daß man Säbel an friedlichen Leuten auch in Europa probirt hat, weiß übrigens Jedermann, und so ist wohl möglich, daß auch in Japan noble Passionen in solcher Weise befriedigt werden.

Herr Berg meint, das japanische Schwert könne vielleicht für die schönste Hiebwaffe gelten; die Klinge ist wuchtig und leicht gekrümmt, das Heft mit Rochenhaut überzogen und darüber oft mit dicken seidenen Schnüren beflochten, das ovale Stichblatt von Eisen, die Scheide von Holz und mannigfach verziert und beschlagen. Aber am reichsten sind das Stichblatt und der Knauf gearbeitet; theils erhaben und kunstvoll ciselirt, theils gravirt und mit Gold, Silber und bunten Legirungen eingelegt, bald in verschlungenen Linearmotiven, bald in charaktervoller Darstellung von Blättern, Blumen, Masken, Hausrath, von Menschen- und Thiergestalten. Das größere zweihändige Schwert der Adeligen (der Samraï) heißt Katana, das kürzere Wakisasi; häufig werden diese in Paaren gefertigt, so daß die Knäufe, Stichblätter und alle übrigen Garnituren dieselben sind.

Wir haben schon in unseren früheren Mittheilungen darauf hingewiesen, daß in Japan Vieles an unser europäisches Mittelalter erinnere. Das ist denn auch entschieden mit den Helmen, Visiren, Gesichtsmasken und ganzen Rüstungen der Fall. Unsere Illustrationen liefern auf den ersten Blick den Beleg dafür. Dergleichen Sachen werden in vielen Läden feilgeboten und gehören auch im Abendlande nicht mehr zu den Seltenheiten. Aber die japanischen Rüstungen sind leichter als die eisernen in der Zeit des europäischen Mittelalters, denn sie bestehen gewöhnlich aus starkem Leder oder Bambus, sind mit lackirtem Metall überzogen, werden aus vielen einzelnen Stücken zusammengesetzt und dann mit dicken seidenen Schnüren beflochten und zusammengelascht.

Ein Lanzenträger des Siogun.

Jede vornehme Familie hat ihre Farbe, welche auch von ihren Vasallen und Trabanten getragen wird. So führen die Herren von Minamoto schwarzes Geflecht, die Taïra purpurnes, die Fudsiwara blaßgelbes ꝛc. Die Kriegsmasken sind ebenfalls von Leder und Eisen aus mehreren Stücken gegliedert und geben der Muskelbewegung freies Spiel, der Kriegsfächer hat ein eisernes Gestell und scheint im Handgemenge als Streitkolben zu dienen. Der Helm erinnert, wie die Illustrationen zeigen, an unsere alten Sturmhauben; er hat eine Art von Krempe, inwendig Leder und außen Metall. Bald ist er silberglänzend, bald stahlblau mit blanken Buckeln und Bügeln. Vorne sitzt zuweilen eine Metallverzierung von phantastischer Zeichnung, und in den obersten Knopf werden wohl Federn oder sonstige Zierrathen gesteckt; eine Helmdecke von schwerem, kostbarem Stoffe, die manchmal sehr reich gestickt, doch bei gewöhnlichen Kriegern nur einfach ist, schützt Nacken und Schläfen und reicht bis auf die Schultern hinab.

Die Daïmios und hohen Staatsbeamten legen ihre Rüstungen nur an, wenn eine Feuersbrunst wüthet; dann haben sie die Pflicht, zu Pferde zu erscheinen und die Löschanstalten zu leiten. Uebrigens gehört zur vollen Rüstung auch ein Sturmfähnchen, welches dem auf heraldischen Darstellungen aus unserm Mittelalter ganz ähnlich ist; es wird durch zwei am Rückenharnisch angebrachte Oesen gesteckt und wehet über dem Haupte des Kriegers, welchem namentlich die Maske ein sehr grimmiges Ansehen giebt.

Eine unserer Abbildungen zeigt einen Bogenschützen des Kaisers. Das Bogenschießen wird von Japanern jeden Alters und Geschlechts mit Leidenschaft und großer Fertigkeit geübt; man hat Bogen und Pfeile von allen Dimensionen; sogar in Miniaturformat. Diese können in vier Stücke zerlegt und bequem in der Tasche getragen werden; junge Mädchen benutzen sie zum Scheibenschießen in dem Zimmer. Nicht wenige Japaner wissen mit Bogen und Pfeil so ausgezeichnet umzugehen, daß nur unsere besten Pistolenschützen sich mit ihnen messen können. Der Bogen des Kriegers hat etwa 7 Fuß Länge und, wenn er nicht gespannt ist, eine starke Krümmung nach außen. Nur der kräftigste Arm vermag die Sehne ganz auszuziehen und die Schnellkraft ist wirklich ungeheuer. Der Dicke nach besteht der japanische Bogen aus drei Lagen; inwendig ist zähes Holz und auf beiden Seiten desselben ein Streifen Bambus. Viele sind schwarz oder roth lackirt und in Zwischenräumen mit Rotangbändern um-

wunden, meist von vollendeter Arbeit und Güte. Ein Gleiches gilt von den dünnen Pfeilen aus Bambusrohr, welches mit Oel getränkt und über dem Feuer gebräunt und gehärtet wird; ein solcher Pfeil mag noch so dünn sein, er springt doch niemals. Die Befiederung ist dreireihig, die Spitze von Eisen, und letztere je nach dem Zweck, ob etwa zum Scheibenschießen, zur Jagd ꝛc. verschiedenartig geformt.

Für den Krieg kommen die alten Waffen mehr und mehr in Abgang. Das Schießgewehr ist an die Stelle des Bogens getreten, und die Japaner haben 1867 angefangen, sich ihre eigenen Hinterlader zu verfertigen. Das Schießpulver und die Zündhütchen fabriciren sie schon seit längerer Zeit zu eigenem Bedarf.

Schon weiter oben wurde gesagt, daß die Japaner namentlich auch im Bronzeguß Ausgezeichnetes liefern. Aus den beiden Illustrationen, welche wir mittheilen, ergiebt sich die Feinheit in Zeichnung, Geschmack und Ausführung. Sowohl die Glocke wie der Schlüssel gehören einem buddhisti-

Ein Bogenschütze des Siogun.

schen Tempel in Kioto an; eine nähere Beschreibung dieser Gegenstände haben wir leider nicht gefunden, und da wir unsererseits die japanische Sprache nicht verstehen, so können wir die Inschrift auf der Glocke nicht verdolmetschen. Bei den vielen kleinen Metallarbeiten und eben so bei den Elfenbeinschnitzereien tritt zumeist eine feine Zierlichkeit hervor. Herr Berg bemerkte z. B. in einem Schloß oder Knopfe von kaum einem Quadratzoll Oberfläche drei bis vier farbige Legirungen in getriebener, ciselirter, eingelegter und tiefgeschnittener Arbeit mit ausgesuchtem Verständniß zu einem Ganzen verschmolzen; die Farbencontraste bilden dabei einen wesentlichen Reiz. „Der Geschmack und die Kunstfertigkeit der Japaner in diesen kleinen Arbeiten ist unübertroffen. Auch hier walten neben rein ornamentalen Mustern die humoristischen Sujets vor: z. B. der Hase als Apotheker, welcher vor einem Mörser den mächtigen Stößel rührt; ein Kater, der mit sentimentaler Geberde im Mondscheine tanzt; ein Drache, der eine schöne Zauberin trägt und in den Wolken schwebt;

Schatzgräber, welche einen Kasten öffnen, aus welchem höhnische Gespenster aufsteigen ꝛc. Ein Angler steht am Wasser im Regen. Das scheint eine schwierige Aufgabe für eine Metallarbeit zu sein und doch ist die Darstellung wahr, charakteristisch und anziehend. Die japanische Kunst hat den großen Vorzug, daß sie Charakteristik und Verständniß niemals der minutiösen äußern Wahrheit opfert, während unsere modernen Darstellungen oft so richtig sind, daß man sie kaum erkennt."

Der Verbrauch von Seidenzeugen ist sehr bedeutend, und die Handlungen, in welchen dieselben verkauft werden, haben in ihren weiten Räumen eine große Auswahl. „Die ganze Front des untern Stockwerkes ist nach der Straße zu offen und nur gegen die Sonne mit blauen Gardinen verhängt; auf diesen prangt die Firma in großen weißen Schriftzügen. Auf dem mit feinen Matten bedeckten Fußboden kauern die Handlungsdiener; einige sind mit dem Buchhalten beschäftigt, andere legen den vor ihnen sitzenden Kunden die

Feldlager auf einem Berge.

Waaren vor, Käufer von Rang und Stand führt man in das obere Stockwerk hinauf, wo die theuersten Sorten verwahrt werden. In der untern von Holzpfosten getragenen Halle sieht man keine Waare in den Fächern, sie wird erst auf Verlangen aus denselben herausgeholt." Zur Auswahl findet man schöne Crepps und schwere, geblümte Stoffe, feingestreifte Zeuge in milden, graublauen und bräunlichen Nuancen, welche auch dem europäischen Geschmacke zusagen würden. Doch sind die Stücke von sehr geringer Breite und nur 20 bis 30 Fuß lang. Das Gewebe ist fest und gleichmäßig, aber meist ohne Glanz, sieht oft auch bei sehr theuern Stoffen wie Baumwolle aus.

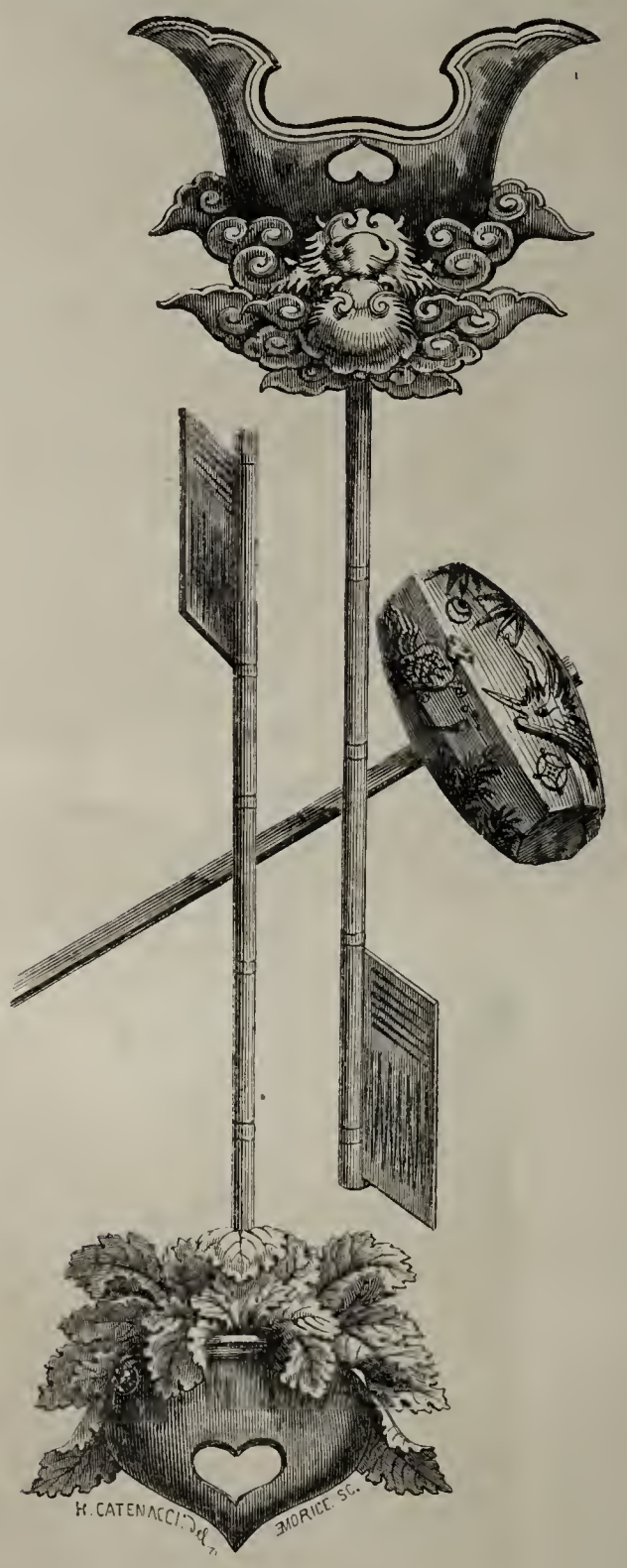
Offenbar sind die Japaner in der Seidenfabrikation hinter den Chinesen entschieden zurück. Van Meerdervoort hebt hervor, daß ihre Zeuge bald an Frische und Farbe verlieren. Manche Fabriken verfertigen nur eine bestimmte Sorte, z. B. schweren, sehr dauerhaften Stoff von schwarzer Farbe für Männerbeinkleider. Sehr hübsch sind die mit Gold- und

Silberfäden durchwobenen Crepps. Die Insel Fatsidsjoo ist ein Verbannungsort für politisch Verurtheilte; von diesen wird ein Seidenzeug verfertigt, das im ganzen Reiche sehr gesucht wird.

Uebrigens sind während der letztverflossenen Jahre die Preise der Seidenzeuge in Japan stark in die Höhe gegangen. Der Grund liegt darin, daß sehr viel Rohseide nach Europa und Nordamerika ausgeführt wird. Dieselbe ist von vorzüglicher Güte, namentlich die Sorte, welche aus dem Gespinnst eines wilden, von Eichenblättern sich nährenden Seidenwurmes gewonnen wird. Von diesem Antherea Yama-mayu wußte man vor 1848 in Europa nichts; die erste Kunde erhielt man durch Professor Hoffmann in Leyden, doch kamen die ersten Eier nicht vor 1861 ins Abendland. Die Versuche, welche mit denselben angestellt wurden, sind verschieden ausgefallen, haben aber die Aufmerksamkeit der Seidenzüchter in hohem Grade erregt.

In Japan werden die Eichen rings um die Bauerhöfe und auf den Feldern entlang den Fußpfaden gepflanzt; so ist der Landmann im Stande, die Entwickelung des Insectes

Eine Glocke in Kioto.



Heiliger Schlüssel und Hammer.

neben seinen übrigen Arbeiten zu überwachen. Es heißt, daß der Yama mayu in einigen Landschaften wild in den Wäldern lebe und auch dort eine ergiebige Ernte gebe. Im Hinblick auf die Krankheit, welche unter den europäischen Seidenwürmern so große Verheerungen anrichtet, kann die Züchtung der Yama mayu, dieser Eichenseidenraupe, vielleicht von großem Vortheil werden. Herr Berg bemerkt, daß die meisten Eiersendungen, welche aus Japan nach Europa geschickt wurden, die Seereise gut überstanden haben und daß von einer in Holland genau nach japanischen Vorschriften behandelten Anzahl Raupen nur zwei Procent verloren gingen. Das endliche Ergebniß wird sich erst nach einer längern Reihenfolge von Versuchen herausstellen. „Man erwartet günstige Resultate von der Kreuzung solcher Schmetterlinge, die aus in Europa erzielten Eiern ausgekrochen sind, mit solchen, die von importirten Graines herstammen. Da jetzt erwiesen ist, daß der Yama mayu die Blätter aller bei uns wachsenden Eichenarten annimmt und sich gesund dabei entwickelt, so ist die Zucht nur Aufgabe der Acclimatisation. Eine Eigenthümlichkeit der Spe-

cies besteht darin, daß sie im Ei — nicht wie andere Arten derselben Gattung im Cocon — überwintert. In Japan ist der Winter nur kurz und deshalb findet der Wurm bei seinem Auskriechen dort die Nahrung schon fertig, während man sie bei uns in Deutschland für die ersten Wochen im Treibhause künstlich erzeugen muß. Eine andere Schwierigkeit für die in Japan übliche Zucht im Freien, ist der Schutz der Raupen gegen Vögel und Insecten. Glückt die Acclimatisation, dann könnte, den Berechnungen zufolge, eine kräftige Eiche jährlich 4 bis 5 Pfund Rohseide liefern." Ein anderer Seidenwurm lebt von den Blättern der japanischen Kastanie. Diese Raupe ist, nach Robert Fortune, über 4 Zoll lang, lebhaft grün, unten weiß gefärbt und dicht mit weißen Haaren besetzt. Man läßt sie nicht zum Einspinnen kommen, sondern schlitzt sie lebendig auf, zieht zwei Bündelchen heraus, die in eine saure Lösung getaucht und dadurch vom Schleime befreit werden; dann liefert jedes Bündelchen einen Faden von etwa 50 Fuß Länge. —

Auch in der geistigen Production sind die Japaner nicht arm und die Buchhandlungen machen sehr umfangreiche Geschäfte. Wo es irgend angebracht erscheint, werden die Werke illustrirt; die Freude an bildlichen Darstellungen ist allgemein; fast jeder Japaner scheint zu zeichnen. Vor den Buch- und Kunsthandlungen hängen bunte Zerrbilder von köstlichem Humor, zu welchen jetzt die Ausländer vielfach den Stoff bieten müssen. Daneben sieht man Landschaften, Thiere, Mordgeschichten, schöne Damen im besten Anputz ꝛc.

„Die Darstellung der chinesischen Schriftbilder in schönem Schwung und Verhältniß ist eine Hauptbedingung der japanischen und chinesischen Bildung, und in ihren Gedichten soll nicht bloß Sinn und Form, sondern auch der schöne Fluß der Schriftzüge wirken. Die Japaner verlangen für das Auge, was wir in Klang und Silbenfall für das Ohr fordern, und begeistern sich für kalligraphische Virtuosität, etwa wie die Europäer für Bravourgesang und wohltönende Declamation. Die Bildung des Auges und der Hand ist ein wesentlicher Theil der Erziehung und trägt gewiß, neben der natürlichen Lebhaftigkeit und Auffassungsgabe der Japaner, nicht wenig zu ihrer Befähigung und Liebhaberei für bildliche Darstellungen bei. Illustrirt sind die meisten botanischen, zoologischen, physikalischen, anatomischen und taktischen Werke, sowohl die original einheimischen als die aus dem Holländischen übersetzten; ferner die Bücher über Waffen, Pferde, Jagd und Fischerei, Garten- und Landbau, Baumzucht, Architektur, Astronomie, Erdbeben, Meteorologie, sodann Staatskalender und Genealogien, Romane, Geschichtswerke und historische Monographien, nicht minder die Werke über Mythologie, Völkerkunde und Alterthumswissenschaft. Alle die bildlichen Darstellungen zeugen, bei vielen Zeichnenfehlern, von äußerster Lebendigkeit, von Sinn und Verständniß für die Bedeutung und das Charakteristische der Formen."

In allen Buchläden findet man Landkarten und Atlanten; die Bücher sind wohlfeil; Leute aller Stände lesen, auch die Soldaten auf der Wache, und man sieht Kinder, Frauen und Mädchen emsig in die Bücher vertieft.

In Betreff der materiellen Entwickelung hat Japan, von Gunst der Lage und des Klimas ꝛc. ganz abgesehen, zwei sehr wesentliche Grundbedingungen und Vortheile. Zunächst hat es Salz in Hülle und Fülle, so daß der Bedarf leicht befriedigt werden kann. Dieser ist aber sehr beträchtlich und man rechnet auf den Kopf jährlich mehr als 3 Pfund; dazu kommt noch das zur Bereitung der Soya, der eingesalzenen Früchte und Gemüse, für das Vieh ꝛc.

Sodann die Steinkohlen. Man wußte längst, daß dergleichen vorhanden seien, doch erst in der neuesten Zeit hat man sich überzeugt, daß sie in überraschender Menge und Mächtigkeit weit und breit auf den Inseln lagern. Im Jahre 1859 machte sich zuerst eine größere Nachfrage geltend, und nun förderten die Japaner in der allerrohesten Weise Kohlen; sie gruben, wo es ihnen gerade bequem war, und gewannen im Ueberflusse, was man eben bedurfte. Auch heute beschränken sie sich im Allgemeinen auf einen bloßen Raubbau, und von einem System ist lange keine Rede gewesen. Jetzt erst hat man da und dort angefangen, bergmännisch zu verfahren. Van Meerdervoort fand die japanische Kohle durchgängig von vortrefflicher Qualität und meint, daß die tieferen Schichten der besten englischen nichts nachgeben würden. Die Ausfuhr nach China ist schon belangreich; von 1859 bis 1862 gingen aus Nangasaki mehr als 130 mit Kohlen befrachtete Fahrzeuge dorthin, und die fremden Kriegsschiffe versorgen sich damit in Japan, wo die Tonne (2200 Pfund) mit $4^1/_2$ mexicanischen Dollars bezahlt wurde, während die englische in den chinesischen Häfen sich auf 20 Dollars stellt.

Japan hat fruchtbaren Boden, Reichthum an Metallen, günstiges Klima, eine regsame Bevölkerung und jetzt auch eine Regierung, die allem Anschein nach aufrichtig die gegen früher völlig veränderte Lage der Dinge begreift. Für das Inselreich des Sonnenaufgangs ist eine völlig neue Zeit hereingebrochen, welche vieles Alte und nicht ferner Haltbare erschüttert hat. Sie bringt unbequeme Uebergänge. Die Umwandlung sehr vieler Verhältnisse wird ohne Zweifel manche Stöße, vielleicht auch innere Kriege im Gefolge haben. Aber was auch die Krisis bringen möge, so viel kann man mit Zuversicht annehmen, daß Japan selbständig bleiben und nicht zu der kläglichen Rolle herabsinken werde, welche China nun schon seit so langer Zeit spielt.

* * *

Nachdem wir das Obige geschrieben, sind uns Nachrichten aus Ostasien zugekommen, welche einen abermaligen Ausbruch einer Krisis in Japan melden. Seitdem dieses Land gezwungen wurde, sich dem Verkehr mit dem Auslande zu eröffnen, sind nicht weniger als drei Taïkuns, zum Theil unter Umständen, die für uns Europäer ein Geheimniß blieben, mit Tod abgegangen. Im vorigen Jahre starb Minamoto Ijemotsi, welchem Pompe van Meerdervoort sein in unseren Mittheilungen oftmals erwähntes Buch gewidmet hat. Er war auch „Fürst von Kisiu" und sein weiterer Titel lautete auch: „Dai Nippon no se i Dai Sjoogun." Sein Nachfolger war Stotsbaschi, ein Mann, welcher die gegenwärtige Lage Japans dem Auslande gegenüber völlig begreift und der Alles aufbot, um die Dinge in glatter Weise und im Sinne der, obwohl aufgezwungenen, Verträge zu lenken. Ihm entgegen arbeitet eine altconservative Partei sowohl am Hofe wie unter den großen Lehufürsten oder Landesherren, den Daïmios, während manche derselben auch ihrerseits die neuen Verhältnisse und deren Anforderungen begreifen.

Wir finden nun in der „Overland China Mail" vom 28. August die, wir wissen nicht ob genau verbürgte Angabe, daß Stotsbaschi abgedankt habe. Die anderen Fürsten seien mißvergnügt gegen ihn, weil er eingewilligt habe, neue Häfen zu eröffnen, wie das in den Verträgen festgestellt worden ist. Nun sei Prinz Owari Taïkun (Sjoogun, Kaiser) geworden, und von ihm wisse man, daß er für die Ausländer keine so günstige Gesinnung hege. „Ein Berichterstatter aus Japan in der Zeitung „Friend of China" meint, daß nun ein Kampf um die Herrschaft nicht ausbleiben könne, doch würden die auswärtigen Regierungen die Ausführung der

Verträge erzwingen und die den Ausländern günstige Partei werde Sieger bleiben."

Vielleicht, so meint die „Overland Mail", wird die Nachricht von jener Abdankung sich nicht bestätigen, aber so viel ist gewiß, daß der Stand der politischen Angelegenheiten in Japan ein Besorgniß erregender ist. Eine illiberale Regierung kann das Land leicht wieder in einen Krieg mit dem Auslande verwickeln und demselben unberechenbaren Schaden zufügen. Unmöglich kann man voraussehen, welchen Verlauf die Dinge in einem Reiche nehmen werden, das eine so eigenthümlich eingerichtete Regierung hat. Die Europäer in Japan glauben übrigens, daß es wohl noch einmal zu gewaltthätigen Auftritten (Krieg mit den Ausländern) kommen werde, bevor die Dinge eine feste, definitive Grundlage gewinnen.

Der „Japan Times" zufolge hätte Stotsbaschi bei seiner Abdankung erklärt, daß er, wie er ja schon nach dem Ableben des vorigen Kaisers gesagt habe, die hohe Würde mit größter Bereitwilligkeit an den jungen Owari abtreten wolle. Ist Stotsbaschi wirklich zurückgetreten, dann stehen eine lange Minderjährigkeit, Streitigkeiten um Einfluß und Herrschaft von Seiten der verschiedenen Parteien, mancherlei Unruhen und vielleicht Bürgerkriege bevor. Stotsbaschi hat von vorn herein eine sehr schwierige Stellung gehabt. Sein eigener Landbesitz ist nicht beträchtlich, er hat als nur kleiner Landesherr kein großes persönliches Heergefolge und ist nur durch sein hervorragendes Talent in so jungen Jahren hoch emporgekommen. Viele große Landesherren sehen in ihm nur einen glücklichen Abenteurer, den sie fürchten oder beneiden, und gegen den sie große Abneigung haben. Sie alle befanden sich in kritischer Lage, als sie ihn ersuchten, die hohe Würde anzunehmen; damals konnten sie ohne ihn nicht fertig werden. Er aber erklärte ihnen nachdrücklich und unumwunden, daß er nur dann Sjoogun bleiben werde, wenn seine Politik in Bezug auf das Ausland bei der Mehrheit der Daïmios Billigung und Unterstützung finde. Nun die Gefahr vorüber ist, werden Ränke gegen ihn angezettelt, und es ist ganz begreiflich, wenn er unter solchen Umständen einer Stellung entsagt, die er nicht gesucht oder gewünscht hat. Er war früher Gotaïro, d. h. Protector des jungen Sjoogun Owari, und hatte als solcher mächtigen Einfluß bei geringer Verantwortlichkeit.

Skizzen aus Siebenbürgen.

Von **Albert von der Gabelentz.**

II.

Die Vaterlandsliebe der Magyaren, ihr politisches Behaben und ihre Rückständigkeiten in der Gultureutwickelung. — Wirthschaftliche Verhältnisse. — Die Szekler.

Ein sehr scharf hervorstechender Charakterzug des Ungarn ist eine glühende Vaterlandsliebe. Sein Ungarn ist ihm der Mittelpunkt der Welt, Ungarns Vergrößerung und Verherrlichung das Ziel seines Strebens. Er ist jederzeit bereit, seine eigenen Interessen denen seines Vaterlandes rückhaltlos zu opfern. Er kennt sein Land und dessen Geschichte gründlich und ist ein immer schlagfertiger Politiker. „Einigkeit macht stark," das erkennt er und mag deshalb keine Zersplitterung in Fractionen. Einem bewährten Führer folgt Jeder blindlings, und sobald das Vaterland ruft, stehen Alle in geschlossener Phalanx da. Auf Kossuths*) Feuerpredigten wuchsen in unglaublich kurzer Zeit Armeen aus dem Boden und die ungestüme Thatkraft des alten tausendjährigen Reitervolkes lebt noch heute ungeschwächt fort. Ist sie einmal wachgerufen, so drängt Alles vorwärts, dem tollkühnsten Führer nach, und die Stimme der Besonnenen findet kein Gehör mehr.

Auch Boner war überrascht durch die völlige Harmonie der politischen Ansichten, welche er bei allen Ungarn fand und die bis zur Gleichheit der Ausdrucksweise über bestimmte Themata ging. Er sagt: „In der Politik stellen die Ungarn ihre Programme auf und führen dann ihre Pläne mit stricter Präcision durch. Wenn man sich über den einzuschlagenden Weg entschieden hat, so wird er unbedingt befolgt. Was die Führer beschlossen haben, das thun Alle. Keine Meinungsverschiedenheit wird geduldet, jeder ordnet mit größter Selbstverleugnung seinen eigenen Willen dem höhern unter.

Wenn nun ein voraussichtlich erfolgloser Beschluß gefaßt wurde, so denkt doch Keiner daran, einen Weg vorzuschlagen, welcher auf Grund gegenseitiger Concessionen zur Verständigung mit dem Gegner führen könnte. Hierzu ist die Disciplin zu streng, aber während durch solche Unterstellung der eigenen Einsicht unter die gemeinsame Handlungsweise Spaltungen vermieden werden, hat das auf der andern Seite den entschiedenen Nachtheil, daß den Veränderungen, welche Zeit und Umstände mit sich bringen, keine Rechnung getragen wird. Verschiedene Menschen sehen die Dinge in verschiedenem Licht, und es würde sich hier und da eine vermittelnde Stimme geltend machen und eine minder starre Haltung, minder überspannte Anforderungen anempfehlen, aber die Furcht, zum Renegaten gestempelt zu werden, hält Jeden zurück. Viele von uns, sagte mir ein wohlbekannter Edelmann, handelten mit moralischer Schwäche. Aus Furcht, bei ihrer Partei Verdacht zu erwecken, nehmen sie eine zu starre und opponirende Haltung Oesterreich gegenüber ein."

Boner sucht den Grund dieses Fehlers in der etwas zurückgebliebenen Geisteseultur der Ungarn. Er sagt hierüber Folgendes:

„Vordem berieth der ungarische Edelmann die Angelegenheiten seines Landes in öffentlicher Versammlung. Um dies mit Erfolg thun zu können, war ihm eine gewisse Summe von Kenntnissen unentbehrlich. Aber diese Versammlungen der Adeligen, diese Berathungen der Pairskammer, haben aufgehört, und der Ungar nimmt heutzutage keinen Theil mehr an der Verwaltung des Landes, weder als Civilbeamter noch in sonst einer Eigenschaft, somit ist eine Triebfeder zum Studium und die Nothwendigkeit desselben sehr verrin-

*) Der bekanntlich von Geburt nicht etwa ein Magyar, sondern ein Slowak ist, dem es gefiel, sich zu magyaronisiren. A.

gert. Auch war früher die lateinische Sprache ein geistiges Bindemittel zwischen Ungarn und dem gebildeten Ausland, der Schriftsteller schrieb Latein, der Staatsmann sprach es, und da die gelehrte Welt von Europa ihre Werke in derselben Sprache veröffentlichte, so war den ersteren die gesammte europäische Wissenschaft zugänglich, während, was der Ungar schrieb, auch in Italien, Deutschland und Frankreich gelesen wurde. So erhielt ihn das Latein, für ihn beinahe Muttersprache, mit der Cultur des Westens in fortwährendem Contact. Jetzt cultivirt er seine eigene Sprache, und da diese von Ausländern wenig studirt wird, so hat der vormalige Gedankenaustausch zwischen den Ungarn und den anderen Nationen Europas zum großen Theil aufgehört. Die den Ungarn zugänglichste und nächste Literatur ist die deutsche; aber obgleich alle Gebildeten deutsch sprechen, so verhindert doch die Abneigung gegen Alles, was diesen Namen trägt, daß sie sich deutsches Wissen zu eigen machen" *).

Was Boner hier sagt, führt uns auf einen andern verwandten Fehler der Ungarn, ihre Selbstüberhebung, verbunden mit Geringschätzung anderer Nationen, vor allen der Deutschen. Dem Ungar erscheint sein Vaterland als das europäische Blumenreich der Mitte, eine Welt für sich, hoch erhaben über der Außenwelt. „Geben Sie mir Globus von Ungarn," so sagte ein Ungar im Laden, wie die Anekdote erzählt. Wenn nicht wahr, ist es doch ganz bezeichnend. Ein Ungar wies uns, ich glaube in Hatzeg, eine Capelle, die sechstausend Jahr alt sein sollte! Vielleicht hat sie Adam erbaut, denn wo könnte das Paradies anders gestanden haben, als in Ungarn?

Dieses übertriebene Nationalgefühl möchte noch hingehen, ist es doch besser, als das ehemals bei uns Deutschen so häufige Gegentheil, es hängt aber mit der Ueberschätzung der eigenen Nation eine Mißachtung anderer Länder und Völker zusammen, welche den Ungarn gegen diese oft ungerecht macht und dem Deutschen gegenüber sich sogar zur Feindseligkeit, mindestens aber zur Abneigung gestaltet. Es ist dies die Antipathie schwächerer Volksstämme gegen benachbarte mächtige und cultivirte Nationen, von denen sie ihre Existenz oder doch ihre Selbständigkeit bedroht glauben. Doch ist die Abneigung des Ungarn gegen den Deutschen noch immer weit entfernt von dem verbissenen Deutschenhaß des Tschechen! Der Grund für diese Verschiedenheit beruht weniger darin, daß für Ungarn die Gefahr einer Germanisirung ferner liegt, als in der ganzen Anlage des (viel bessern) ungarischen Volkscharakters.

Jene Antipathie reißt den Ungarn leicht hin, die Deutschen mit den allerungerechtesten Vorwürfen zu überschütten, sie führte während der Kriegsjahre dahin, daß Deutsche umgebracht wurden, bloß weil sie Deutsche und politisch anderer Ansicht als die Ungarn waren! Boner erwähnt einen solchen Fall und bemerkt über das bittere Gefühl, das die Ungarn gegen die Deutschen beseelt, es sei so intensiv, daß es sie in Allem, was die letzteren betreffe, vollständig blende und ihnen die Fähigkeit raube, sich ein vernünftiges Urtheil zu bilden. Wo es sich um die Angelegenheiten seines Landes handelt, da duldet der Ungar keine abweichende Meinung *). „Jede Frage krystallisirt sich beim Ungarn zur Nationalitätenfrage," sagt Boner, und bemerkt an einer andern Stelle: „Der Ungar liebt es vor Allem, auf seinem „historischen Standpunkt" zu verharren. Dem gegenüber läßt er nichts gelten, weder Civilisation, noch Cultur, noch die Nothwendigkeit. Sobald jedoch der „historische Standpunkt" seinen Wünschen nicht entspricht, so verwirft er ihn wieder. Die Thatsache, daß Siebenbürgen von Ungarn definitiv getrennt war, als dieses an Oesterreich fiel, wird ignorirt. Weil beide Länder vor jener Zeit zusammengehörten und weil er Ungarn vergrößert sehen will, so verlangt der Ungar jetzt die Zusammengehörigkeit."

Boner thut noch eines andern Umstandes Erwähnung, der von unleugbarem Einfluß ist: „Die Ungarn bilden die Faubourg de St. Germain Transsylvaniens. Es steht also nicht nur der Ungar dem Sachsen gegenüber, sondern auch der Edelmann dem freien Plebejer. Zwischen beiden herrscht hier wie anderswo eine Kluft, und das hat man, scheint mir, nicht genug in Betracht gezogen. Den Ungarn als solchen hat deshalb kein Tadel zu treffen; es ist nicht ein Fehler seiner Nationalität, sondern eine naturgemäße Erscheinung, die sich in jeder gemischten Gesellschaft auf der ganzen Welt wiederfindet, selbst da, wo die politische Atmosphäre, in der Alle leben und athmen, die Beseitigung der Standesunterschiede anstrebt. Zwischen zwei Classen, von welchen jede in ihrer eigenen Welt lebt, mit anderen Zielen, Neigungen und Beschäftigungen, kann nicht viel Sympathie herrschen."

Wir pflichten Boner bei, wollen aber gleich an dieser Stelle hinzufügen, daß sich wirkliche Feindseligkeit bloß auf Seite der Ungarn vorfindet. Vielleicht gesellt sich bei ihnen zu den bloßen Standesvorurtheilen noch die Eifersucht auf deutsches Wissen, deutschen Fleiß und seine goldenen Früchte. Der Deutsche ist speculativer, dabei sparsamer und ein besserer Wirth als der Ungar. Wo es dieser ist, ward er es erst in neuester Zeit, gedrängt durch die Ungunst der Verhältnisse. Der ungarische Adel hatte sich durch sein Leben in den großen europäischen Residenzen und Bädern sowie durch seine verschwenderische Gastfreundschaft zu Hause dem Ruin nahe gebracht; hierzu kamen noch die Folgen der unglücklichen Revolution; es blieb ihm keine Wahl mehr, als zu Grunde zu gehen oder sich einzuschränken und die Bewirthschaftung der arg vernachlässigten Güter selbst in die Hand zu nehmen. Zahlreiche Edelleute thaten das letztere und zwar mit bestem Erfolge. Sie waren es, welche mit der Zusammenlegung (Commassirung) ihrer Güter vorangingen und durch Beschränkung der Brache und Einführung eines Fruchtwechsels die Erträge derselben erhöhten. Mit gleich günstigem Erfolge nahmen sie sich der Weincultur an. An den gastlichen Tafeln siebenbürgischer Magnaten bekamen wir fast ausschließlich Weine eigener „Fechsung" zu trinken und es befanden sich ganz vorzügliche Sorten darunter.

Sind demnach Fortschritte in der Cultur des Landes unverkennbar, so fehlt doch viel, bevor es wieder den ehemaligen Wohlstand erreicht haben wird. Der ungarische Adel Siebenbürgens ist in seiner Mehrzahl keineswegs vermögend, besonders bemerkt man dies auf seinen Landsitzen, weniger in den Städten. Das Landhaus selbst hat oft ein recht freundliches Aeußere. Selten ist es schloßartig, meist hat es nur Erdgeschoß und ein Stockwerk. Eine geräumige Halle, von gemauerten Säulen mit Rundbogen getragen, breitet sich vor der Front aus. Sie dient zum Treppenaufgang und trägt im ersten Stock eine verdeckte Veranda, die des Nach-

*) Darin steckt aber nicht etwa wenig von Barbarei. Wir begreifen sehr wohl die Abneigung gegen die zumeist aus den tschechischen Theilen Böhmens recrutirten Beamten, welche das absolutistische System des Herrn v. Bach nach Ungarn schickte; aber was haben diese mit uns, dem deutschen Volke, und unserer Cultur zu thun? Was wären die Magyaren gerade in Bezug auf Culturentwickelung ohne die geistigen Anregungen und Schätze, welche ihnen von uns her stets in reicher Fülle gespendet worden sind? Sie sind brave Leute, diese Magyaren, mit manchen „ritterlichen" und „patriarchalischen" Eigenschaften, gastfrei wie Araber, und das können sie auch sein, da das eigentlich bürgerliche Element bei ihnen nicht eben stark hervortritt. Aber einige Selbsterkenntniß würde bei ihnen nicht vom Uebel sein. Wir respectiren sie, wollen sie aber nicht überschätzen. A.

*) Solche Intoleranz ist entschieden ein Merkmal von geistiger Rückständigkeit und von Mangel an echter Cultur, welche gleichbedeutend ist mit Humanität und welche das Vorurtheil ausschließt. A.

mittags zu Kaffee und Cigarre einladet. Die innere Einrichtung des Hauses ist sehr bescheiden und sieht oft nach Verfall aus. Boner sagt hierüber: „Was nicht nothwendig reparirt werden muß, läßt man in seinem beschädigten und verwahrlosten Zustande, und was ausgebessert wird, wird so schlecht hergestellt, daß sich die beschränkten Mittel darin noch deutlicher als in dem frühern Zustande verrathen. Die Disharmonie zwischen der Anlage des Ganzen und der Ausführung im Einzelnen läßt uns die Unzulänglichkeit der Mittel fühlen. Das Haus ist groß und von schönen Verhältnissen, die Nebengebäude verrathen großen Grundbesitz und zahlreiche Untergebene. Vor dem Herrenhause breiten sich Anlagen zu einem schönen Garten aus, aber Unkraut überwuchert die Blumenbeete und wächst in den Gängen; Dornbüsche überall, die Röhren der Fontaine sind verstopft und man glaubt sich bei einem verwünschten Hause zu befinden. Unordnung herrscht überall, man merkt die Armuth, Armuth wenigstens im Verhältniß zur ersten Anlage des Ganzen. Fenster und Thüren der Nebengebäude sind defect. Maurer und Glaser fehlen überall.“

„Wir treten ins Wohnhaus ein. In den Zimmern finden wir einige Erfordernisse des eleganten Lebens, daneben Gerumpel und Mangel. Auf dem Tisch ist Silbergeräth, aber die Stuhlbezüge sind zerrissen. Dies berührt uns schmerzlich, uns Engländer, die wir an Nettigkeit gewöhnt sind und irdenes Geschirr und Accuratesse lieber sehen, als Silber und Unordnung. Und es stimmt uns trübe, weil unser Wirth so ein Gentleman ist, voll ritterlicher Artigkeit und freigebiger Gastlichkeit. Auch seine unabhängige, männliche Haltung verfehlt nicht ihren Zauber auf uns. Ihn stört der verblichene Glanz nicht, er bemerkt ihn nicht oder scheint ihn nicht zu bemerken. Uns aber ist es peinlich, und wir hegen zugleich ein anderes, wärmeres Mitgefühl für die liebenswürdige Dame des Hauses, deren Grazie und sanftes weibliches Wesen uns, ihr unbewußt, entzückt hat und deren gebrochenes Deutsch uns so allerliebst vorkam.“

Zur Vervollständigung des Bildes, das wir von den Ungarn Siebenbürgens geben wollten, müssen wir noch dem Stamme der Szekler, den man gewöhnlich der ungarischen Nation zuzählt, eine kurze Betrachtung widmen. Dieses Siebenbürgen eigenthümliche Völkchen bewohnt ausschließlich den Osten des Landes, vornehmlich den Udvarhelyer Kreis, in einer Gesammtzahl von ein paarmalhunderttausend Seelen. Sprache und Religion, auch die meisten Sitten und Gebräuche haben die Szekler mit den übrigen Ungarn gemein, dagegen machte uns ihr Aeußeres, bei den Bewohnern der Czik wenigstens, einen abweichenden, mehr nordischen Eindruck. Wir fanden dort in einer Landschaft, welche an das sächsische Voigtland vielfach erinnert, schlanke, meist blonde Männer, denen das Feuer der Magyaren fehlte. Unter den Frauen und Mädchen gab es viele hübsche Gesichter, blonde Haare und helle Augen herrschten aber auch bei ihnen vor. Man ist vielfach der Ansicht, daß die Szekler Nachkommen der Hunnen seien und schon vor der ungarischen Einwanderung das Land innegehabt hätten. Wir können diese Frage hier nicht weiter erörtern. Heutzutage müssen die Szekler jedoch entschieden den Ungarn, wenn auch als eigener Stamm, beigezählt werden; sie sind von diesen nicht weiter verschieden, als etwa der Schwabe von dem Sachsen. In mancher Beziehung erinnerten mich die Szekler an die Basken Nordspaniens. Wie diese halten auch sie sich alle für adelig, wie diese klammern sie sich mit eiserner Zähigkeit an ihre „fueros“, an ihre alten Rechte und Privilegien, wie diese wußten sie sich lange Zeit hindurch eine gewisse Unabhängigkeit zu behaupten. Der Szekler ist weniger lebhaft und beweglich, aber eben so reizbar und leidenschaftlich als der Ungar. Sein blinder Jähzorn reißt ihn leicht zu Verbrechen gegen die Person hin; für gewöhnlich macht er einen mehr ruhigen, ich möchte sagen gemüthlichen Eindruck. Er ist eben so gastfrei wie der Ungar und eben so stolz und selbstbewußt wie dieser. Von beiden aber gilt, was der Oesterreicher mit liebenswürdiger Unparteilichkeit immer und immer wiederholt: „Der Ungar ist ein Ehrenmann!“

Fortschritte der australischen Colonien und ihre Postverbindung mit Europa.

Seit einigen Jahren haben die sechs Colonien Australiens sich eifrig bemüht, ihre Verbindung mit Europa und den Zwischenländern zu vermehren. Wir haben dieser Bestrebungen mehrfach erwähnt, zuletzt, als wir die erste Fahrt des Dampfers schilderten, welcher von Panama nach Sydney in Neusüdwales fuhr. Damit war die ostwestliche Linie eröffnet. Inzwischen hatte die britische Reichsregierung die Colonien aufgefordert, über eine etwaige Abänderung in der Linie von Point de Galle, Ceylon, nach Australien, sich zu berathen. Sie ernannte bevollmächtigte Commissaire, welche in Melbourne zusammentraten, und dort eine Denkschrift entwarfen, welche sich durch Fassung und Inhalt sehr empfiehlt. Die erstere ist loyal und zeugt von Anhänglichkeit an das Mutterland; der letztere ist im Wesentlichen folgender.

Eine einzige Dampferlinie reicht für die gegenwärtigen Bedürfnisse längst nicht mehr aus. Eine solche verband bislang Australien mit Indo-China und Europa. Die Colonien haben sich in Betreff der Volksmenge wie des Nationalwohlstandes ungemein rasch entwickelt. Sie liegen aber weitab vom Mutterland und von Europa, und es ist deshalb doppelt wünschenswerth und nöthig, daß jede einzelne in Bezug auf die Postverbindung und die Verkehrsmittel überhaupt dieselben Vortheile genieße, wie alle anderen. Sie sämmtlich sind, wie weiter unten gezeigt wird, als Producenten wie als Verbraucher von großer Wichtigkeit für Großbritannien. Ihre geographischen Verhältnisse sind jedoch eigenthümlich, und je mehr die Bevölkerung wächst und sich fest besiedelt, um so dringender bedürfen sie einer lebhaftern Verbindung nach Außen hin. In früheren Zeiten konnte Australien die Abgeschiedenheit von der Außenwelt einigermaßen ertragen, aber seitdem es einen so wichtigen Weltmarkt bildet und einen so beträchtlichen Bedarf an britischen Manufacturwaaren hat, liegen die Dinge ganz anders.

Die Denkschrift setzt dann die Verkehrsverhältnisse der sechs Colonien: Victoria, Neusüdwales, Neuseeland, Südaustralien, Queensland und Tasmanien, näher auseinander.

Die Einfuhren derselben stellten sich im Jahre 1865 auf 35 Millionen Pfund Sterling (875,000,000 Francs). Dabei sind die intercolonialen Importe zwischen den verschiedenen Colonien mit inbegriffen, aber die bei weitem überwiegende Menge bestand in britischen Manufacturwaaren.

Die Ausfuhren in dem genannten Jahre, zumeist aus Gold und Wolle bestehend, erreichten den Betrag von mehr als 30 Millionen Pfund Sterling (750,000,000 Francs). Hier folgt die Uebersicht:

	Einfuhr.	Ausfuhr.
Victoria	13,257,537 Pf. St.	13,150,748 Pf. St.
Neusüdwales	9,928,595 „ „	8,191,170 „ „
Neuseeland	5,594,977 „ „	3,713,218 „ „
Südaustralien	2,927,596 „ „	3,129,846 „ „
Queensland	2,505,559 „ „	1,153,464 „ „
Tasmanien	762,375 „ „	880,965 „ „
	34,076,639 Pf. St.	30,219,411 Pf. St.

Im Verlaufe von sechszehn Jahren haben Victoria und Neusüdwales für ungefähr 150,000,000 Pfund Sterling Gold geliefert (3,750,000,000 Francs) und davon entfallen etwa fünf Sechstel auf Victoria. Neusüdwales hat 4,617,100 Tonnen Steinkohlen im Werthe von 2,742,224 Pfund Sterling (68,555,600 Francs) gefördert, und seine Kohlenlager sowohl südlich wie nördlich von Sydney sind unerschöpflich.

Neuseeland und Südaustralien haben eine reiche Mannichfaltigkeit von Hülfsquellen aufzuweisen. Das erstere hat während der letztverflossenen Jahre eine große Wichtigkeit gewonnen, sowohl wegen der Gold- wie wegen der Wollproduction; das andere exportirte binnen zehn Jahren für 4,751,638 Pfund Sterling Kupfer (118,790,950 Francs) und verhältnißmäßig erzeugt kein anderes Land so viel Getreide. Queensland liefert, abgesehen von seinen Mineral- und Ackerbauproducten, insbesondere noch Zucker und Baumwolle. Auch Tasmanien ist keineswegs ohne Bedeutung, denn seine Wolle und Hölzer, seine Getreide und der Walfischthran seiner Fischerei werden in Menge ausgeführt.

Im Jahre 1865 betrug der Werth der fünf wichtigsten Ausfuhrartikel mehr als 21,000,000 Pfund Sterling (525,000,000 Francs). Davon entfielen auf:

	Wolle.	Gold.	Kohlen.	Kupfererz.	Getreide.
	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.
Victoria	3,315,109	6,190,317	—	—	—
Neusüdwales	1,624,114	2,647,668	274,303	—	—
Neuseeland	1,141,761	2,226,474	—	—	—
Südaustralien	964,397	—	—	618,472	1,228,480
Queensland	885,299	101,352	—	—	—
Tasmanien	381,625	—	—	—	107,268
	8,312,305	11,165,811	274,303	618,472	1,335,748

In Betreff der Schifffahrtsbewegung erscheinen die sechs Colonien gleichfalls von großer Wichtigkeit; die nachfolgende Tabelle giebt dafür den Beleg. Im Jahre 1865 sind:

In	Eingelaufen	Ausgelaufen
Victoria	580,973 Tonnen.	599,351 Tonnen.
Neusüdwales	635,888 „	690,294 „
Neuseeland	295,625 „	283,020 „
Südaustralien	183,102 „	174,188 „
Queensland	173,227 „	167,153 „
Tasmanien	100,276 „	102,218 „
	1,969,091 Tonnen.	2,018,224 Tonnen.

Im Jahre 1825 zählte man in Australien 6142 Pferde, 134,519 Häupter Rindvieh, 237,622 Stück Schafe. Dagegen stellen sich für 1865 folgende Ziffern heraus:

	Pferde.	Rindvieh.	Schafe.
Victoria	121,051	621,357	8,835,380
Neusüdwales	282,587	1,961,905	8,132,511
Südaustralien	73,993	158,057	3,779,308
Queensland	51,091	887,856	6,810,005
Tasmanien	22,152	90,020	1,736,540
Total	550,874	3,719,175	29,293,744

Dazu kommt dann noch der sehr beträchtliche, alljährlich stark anwachsende Viehstand von Neuseeland, das, wie oben bemerkt, 1865 für 1,141,000 Pfund Sterling Wolle exportirte.

Die sechs Colonien haben nahe an zwei Millionen Einwohner, betriebsame und unternehmende Leute. Die Küstenentwickelung der vier Colonien des australischen Festlandes beträgt etwa 3000 Miles. Dem ganzen Gestade entlang liegen Ansiedelungen und Handelsstationen. Neuseeland liegt in verhältnißmäßig geringer Entfernung von Australien, aber die Briefe, welche ein Dampfer von Nordwesten her, um das Cap Leeuwin (an der Südwestspitze) bringt, können von den Ansiedelungen in den südlichen Theilen Australiens nach den nördlichen Häfen von Queensland nicht vor 12 oder 14 Tagen, nach denen in Neuseeland nicht vor 9 Tagen gelangen.

Ein Dampfer, welcher den nördlichen Weg durch die Torresstraße nimmt, gewährt noch mehr Nachtheile, weil durch ihn die wichtigsten Colonien, welche ja im Südosten liegen, die Correspondenz aus Europa zu allerletzt erhalten. Eine Dampferlinie, welche sich auf nur eine Fahrt im Monate beschränkt, kann durchaus nicht genügen. Es sind drei Linien erforderlich: eine über König Georgs Hafen (am King George Sund, südöstlich vom Cap Leeuwin); eine zweite durch die Torresstraße und eine dritte nach Panama. Die beiden letzteren sind durch die Thatkraft der Australier zur Wirklichkeit geworden. Die Colonien geben für die Dampferlinien eine jährliche Beisteuer von 200,000 Pfund Sterling *).

*) Wir weisen hier mit Vergnügen hin auf die neueste Ausgabe der Chart of the World on Mercators projection, constructed by Hermann Berghaus and Fr. von Stülpnagel, Gotha bei Justus Perthes, 1867. Sie ist eine ganz vortreffliche Arbeit und wir begreifen, daß binnen wenigen Jahren mehr als 12,000 Exemplare derselben ins große Publicum gelangt sind. Sie ist namentlich auch für die Geographie des Verkehrs von großem Nutzen und sollte bei keinem Kaufmann oder Fabrikanten, der bei seinem Geschäft einen höhern und weitern Gesichtskreis hat, als bei dem größern Theile der Genossen der Fall zu sein pflegte, zu vermissen sein. Sie giebt namentlich eine vollständige Uebersicht der Dampferlinien, und auf ihr übersieht man mit einem Blicke die großartigen Verflechtungen des Verkehrs über den ganzen Erdball. Daß sie den Text in englischer Sprache bringt, bedauern wir unsererseits, begreifen es aber vom Standpunkte der bibliopolischen Betriebsamkeit aus. Uebrigens versteht bei uns in Deutschland selbst jeder einigermaßen geschulte Handwerker etwas Englisch, während in England gelehrte Geographen ohne Scheu bekennen, daß sie kein Deutsch verstehen! Zu Ehre und zum Vortheil gereicht ihnen das allerdings nicht. A.

Die Nama-Hottentoten.

Ein Beitrag zur süd-afrikanischen Ethnographie von **Theophilus Hahn.**

I.

Landläufige Vorurtheile in Betreff der Hottentoten. — Die Namas und ihre geographische Verbreitung. — Ihre körperliche Erscheinung. — Ihre Sprache; die vier Schnalzlaute. — Declination und Zahlensystem. — Das Vaterunser. — Thierfabeln und Erzählungen.

Indem wir es versuchen, ein möglichst getreues Bild der Nama-Hottentoten nach ihren hervorstechenden nationalen Eigenthümlichkeiten zu entwerfen, wollen wir in dieser Schilderung zugleich einen Einblick in das ursprüngliche Naturleben jenes räthselhaften Volkes gewähren, welches, in ungefähr zwanzig nomadisirenden Stämmen, noch vor 2½ Jahrhunderten das südliche Afrika, mit Ausnahme der Kafir- und Betjuanen-Länder, bis zum Wendekreise des Steinbocks hinauf bewohnte: — wir meinen die sogenannten „Hottentoten", deren Urtypus wir noch am reinsten in den von der Cultur noch wenig berührten Namas (in der Landessprache Naman oder Namagu) wiederfinden.

Die Hottentoten selbst nennen sich Khoi-Khoin (Mensch der Menschen oder Freund der Freunde), auch wohl ǂGui-khoin (die ersten Menschen), und endlich Ama-khoin (wahre oder rechte Menschen). Mit welchem Recht oder Unrecht, mag der Leser selbst aus der folgenden Skizze beurtheilen. Die Etymologie dieser Wörter aber zeigt, daß sie sich, wie viele andere Völker, für Ideal-Menschen halten; dann aber weisen auch diese Namen darauf hin, daß die Hottentoten schon vor undenklichen Zeiten, und zwar in so früher Zeit jenes Land inne gehabt haben müssen, daß bei einer weitern Entwickelung ihrer Sprache zu der Stufe, auf der sie sich jetzt befinden, keine Erinnerung an ihre Einwanderung mehr vorhanden war, und daß sie so in der Einbildung, sie seien die ersten und einzigen Menschen, sich obige Bezeichnungen beilegten. Nur spärliche und kümmerliche, dazu noch meistens verbastardete Ueberreste dieses Volkes, welches seine systematische Ausrottung den holländischen Boers und deren berüchtigten Commandos (Treibjagden) verdankt, sind in der Capcolonie noch anzutreffen. Auch den nichtssagenden Namen „Hottentoten" haben sie von jenen fremden Eindringlingen, welche damit die angebliche hottentotische Dummheit und geistige Stupidität bezeichnen wollten. Und dieser Name ist bei uns so eingebürgert, daß man zur Bezeichnung eines beschränkten Menschen keinen passendern Titel als Hottentot bei der Hand hat. Allein bedenke man, daß jene Berichte über die geistige Versunkenheit der Hottentoten großentheils von solchen Reisenden herrühren, die nur auf kurze Zeit sich dort aufgehalten haben, und bei ihrer Durchreise nicht mit dem Volke selbst, sondern mit seinen erklärten Todtfeinden, den Boers, in Berührung kamen, deren eifrigstes Bestreben es war — einige ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet — den Fremden durch allerlei erlogene Erzählungen gegen den Eingeborenen einzunehmen, den sie in ihrem wegwerfenden Hasse nicht anders als „het zwarte goed", d. h. die schwarze Waare, bezeichnen. Wenn nun etwa die Reisenden auch mit Hottentoten in nähere Berührung kamen, so durften sie nicht erwarten, daß diese, da sie vorher mit den Boers freundschaftlich verkehrt hatten, ihnen, durch diesen Umstand mißtrauisch gemacht, sich von ihrer natürlichen originellen Seite geben würden; denn was lag dem mit Recht durch die wiederholten Mißhandlungen gereizten und mißtrauisch gemachten Hottentoten näher, als in diesen Reisenden verkappte Feinde zu erblicken? Daher brauchte auch kein Reisender sich zu schmeicheln, bei einem kurzen Aufenthalte eine auch nur irgend annähernd richtige Anschauung von den verschiedenen Lebensverhältnissen des Hottentoten zu gewinnen.

Es ist nicht unsere Absicht, jene falschen Berichte Lügen zu strafen, allein vor den Verfassern derselben, deren Aufenthalt dort nur ein flüchtiger war, glauben wir das voraus zu haben, unter den Hottentoten resp. Namas *aufgewachsen* zu sein, durch den täglichen Umgang und vertrauteren Verkehr mit ihnen — da die Hottentoten-Knaben meine einzigen Spielkameraden waren — endlich durch die Kenntniß der Landessprache und somit auch einigermaßen der hottentotischen Denk- und Lebensweise eine klarere Anschauung zu haben und dem Publicum ein, soweit es noch in unserer Erinnerung haftet, wahrheitsgetreues Bild bieten zu können.

Indem wir nun von den wenigen Ueberresten im Caplande absehen, in deren Adern durchweg holländisches Blut fließt, indem wir die *Klein-Nama*, südlich vom Unterlauf des !Garib (der Rauschende), und die !Kora am Mittel- und Oberlaufe dieses Flusses übergehen, Stämme, die bereits zu sehr fremde Elemente in sich aufgenommen haben, und deren Sprache mehr oder weniger ein Patois aus holländischen und englischen Bestandtheilen ist, gehen wir auf die Kei-Nama (Groß-Nama) über, welche zwischen dem Unterlaufe des !Garib und dem nördlich parallel mit dem Wendekreis in den Atlantischen Ocean mündenden periodischen Regenflusse Tsoa-χaub wohnen. Im Osten bildet die |Karri-|Karri, d. h. quälende (sc. Wüste), im Westen der Atlantische Ocean die Grenze. Wenn dies Land gerade kein Paradies genannt werden kann, so könnte es doch zu einem angenehmen Wohnsitz civilisirter Menschen umgeschaffen werden, verstände man nur in richtiger Weise das Wasser, welches in Strömen zur Regenzeit fällt und unaufhaltsam dem Meere zueilt, zu sammeln. Denn wo in diesen Gegenden Wasser ist, entfaltet sich auch das üppigste tropische Leben. Das Klima, mit Ausnahme einiger Grade Wärme mehr, als hier zu Lande, ist vortrefflich, die Luft rein und gesund. Mit einer Beschreibung des Landes können wir uns hier nicht befassen. Diejenigen Leser daher, welche eine solche wünschen, verweisen wir auf die im Allgemeinen richtige Darstellung in Stein und Hörschelmann, Handbuch der Geographie ꝛc., 2ter Band, Abtheilung 1, Afrika, S. 164 ff., Leipzig 1853.

In seiner Erscheinung nun hat *der Nama* etwas mittelasiatisch-mongolisches; und weiter unten werden noch die Sagen auf verwandte oder ähnliche Züge bei asiatischen Völkern hindeuten. Die Stirn ist durchschnittlich mehr niedrig als hoch zu nennen, dabei vorstehend und etwas kugelig. Die dunkelbraunen Augen liegen schiefgeschlitzt in etwas weiten Höhlen und stehen ziemlich von einander ab. Dabei fehlt der obere Nasenknochen fast ganz, und nur kurz über dem Munde tritt die Nase kaum bemerkbar hervor, so daß eine ½ Zoll hohe Erhebung eben sichtbar ist, welche ohne die weiten Nasenlöcher auf die Bezeichnung Nase einen geringen Anspruch machen könnte. Um so mehr sind die Backen-

knochen ausgebildet, und bei ziemlich spitz hervorstehendem Kinn, ohne, oder mit nur sehr mangelhaftem Kinnbarte, erscheint die Gesichtsfläche nach unten zusammengedrückt. Doch ist der Mund im Allgemeinen wohl proportionirt, mit Ausnahme beim weiblichen Geschlechte, wo er etwas Rüsselartiges anzunehmen pflegt. Der Grund dieser Erscheinung ergiebt sich weiter unten. Im Uebrigen zeigt der Kopf dieselben Formationen, wie bei anderen Völkern, nur mit dem Unterschiede, daß er mit kleinen, krausen, auf den ersten Anblick pfefferkorn-ähnlich aussehenden Haaren bedeckt ist, weshalb der Boer den Hottentoten spottweise Peperkopje (Pfefferkopf) nennt. Was die Statur anbelangt, können die Nama nicht überall den Maßstab für die der übrigen Hottentoten abgeben, da sie gewöhnlich eine hübsche und schlanke Figur von $5\frac{1}{2}$ bis 6 Fuß haben, die außerdem sehr wohl proportionirt ist. Die anderen Hottentoten nämlich haben eine bei Weitem kleinere Statur, welche bei den Männern 5 Fuß, bei den Frauen höchsteus 4 Fuß erreicht. Ihre Füße und Hände haben oft die niedlichsten kleinen Formen, und in Betreff dieser Eigenschaften sind sie wohl mit Recht in Mancher Augen beneidenswerth. Aber gerade als ob sich Alles bei diesem Volke in Gegensätzen bewegen soll und muß, besitzen viele unter ihnen, besonders aber die Frauen, „unverschämt“ große posteriora, die in Folge ungeheurer Fettansammlung sich bilden und den, auf dem Rücken der Mutter kampirenden Kindern zu einem recht weichen und angenehmen Reitsattel dienen.

Von ihrer Sprache nun kursiren durch die absurden Beschreibungen mancher Reisebeschreiber nicht bloß bei der Mehrzahl der Gebildeten, sondern sogar bei sprachwissenschaftlichen Fachmännern unklare und falsche Vorstellungen. Man hat die Sprache, wie wir es wohl oft haben hören müssen, mit Vogelgezwitscher oder Affengeschrei verglichen, bis man durch eine mündliche Probe davon eines Bessern belehrt wurde. Besonders merkwürdig ist die Erscheinung der sogenannten Klicks- oder Schnalzlaute, die wegen des ungewöhnlichen Gebrauches der Sprachorgane zur Hervorbringung derselben gegenüber dem Mangel ähnlicher Laute bei anderen Völkern eine genaue Beschreibung, durch welche der Leser eine klare Vorstellung empfangen könnte, sehr schwierig, wenn nicht fast unmöglich machen. Die Bezeichnung derselben als widerlich klingende Laute ist ebenso unwahr, als jene falsch ist, die man von dem Bau der hottentotischen Sprachwerkzeuge macht, gerade als ob ein Hottentotengaumen und -Zunge eigens zur Hervorbringung dieser Laute construirt wäre. Warum haben dann Hottentoten, die als Kinder in der Jugend aus ihrer Heimath genommen, später dahin zurückkehrten, ihre Muttersprache nicht als geborene Hottentoten wieder erlernt? d. h. warum haben sie nicht die Schnalzlaute so mit den zugehörigen Consonanten sprechen gelernt, daß die beiden verschiedenartigen Laute — Schnalzlaut und Consonant — wie in einen neuen verschmolzen erschienen? Und warum haben umgekehrt Kinder von Europäern, wie z. B. von Colonisten und Missionairen, die unter den Hottentoten geboren oder in frühester Jugend dahin gekommen wären, die Sprache fließend und fertig sprechen gelernt, so daß Nama versicherten, es fehle denselben nur noch ihre Namaphysiognomie, um Hottentoten comme il faut zu sein. Hieraus geht klar hervor, daß es sich bei der Aussprache lediglich um die Geschmeidigkeit und Biegsamkeit der Sprachorgane, welche in der Jugend größer ist als im vorgerückten Alter, handelt; daß es aber davon gewiß nicht abhängt, welcher Nationalität man angehört.

Dieser Schnalzlaute giebt es nun vier; und nicht zwei, drei oder sechs, wie irrthümlicher Weise von manchen Reisenden berichtet worden ist. Jene Laute sind eine sprachliche Eigenthümlichkeit, und wenn die Kaffern sie auch besitzen, d. h. drei derselben, den Dental, Cerebral und Lateral, so ist dies eines jener Erbstücke, deren sie noch mehrere in sprachlicher und socialer Beziehung von den Hottentoten überkommen haben, wie z. B. die Gorah (ein Musikinstrument), das Dacha- (wilden Hanf) Rauchen, die Namen für das höchste Wesen und die Sitte, demselben Gräber zu errichten, über deren religiös-mythologische Bedeutung noch großes Dunkel herrscht.

Die Schnalzlaute sind nun folgende:

1) Der Dental — | — entsteht, wenn man die Zungenspitze gegen die Vorderzähne des Oberkiefers drückt und plötzlich rasch zurückzieht; es ist derselbe Laut, den man auch in Bedauerungsfällen mitunter zu hören bekommt. |a scharf, |girib Schakal, |gui eins, |nam lieben.

2) Der Palatal — ǂ — wird hörbar, wenn man die Zunge gegen den Vordertheil des Vordergaumens, kurz oberhalb der Vorderzähne des Oberkiefers preßt, und dann schnell zurückzieht. ǂă schlachten, ǂaroma wegen, ǂGammaχas, ǂhoas Botschaft, ǂnani pfeifen.

3) Der Cerebral — ! — entsteht durch Anlegung der Zunge an den Theil des Obergaumens, der sich ungefähr senkrecht unter dem obern Nasenknochen befindet. Sein Klang entspricht ziemlich genau dem Knall, den ein von einer Champagnerflasche gezogener Pfropfen verursacht. !awas der Norden, Auffahrt, !gai gut, !horos Aehre, !khoi laufen, !nona drei, !ois Herde.

4) Der Lateral — || — wird gebildet durch Seitwärtsbiegung der Zunge gegen die oberen Backenzähne. Kutscher pflegen hier oft ihre Pferde mit diesem Laute anzutreiben. Von allen Schnalzen ist dieser am wenigsten gebräuchlich. ||a waschen, ||gami Wasser, ||hau binden.

Die Schnalze können nur zu Anfang der Wörter stehen, und wo sie in der Mitte vorkommen, sind die betreffenden Wörter Composita. ǂam — !na darüber (ǂam über und !na in), ǂgoei — ǂui herausrufen (ǂgoei rufen, ǂui heraus). Dann stehen die Klicks auch nur vor bestimmten Buchstaben. 1) Vor allen Vocalen. 2) a) Vor dem faucalen h; b) vor den guturalen k, g, χ; c) vor dem gutural-faucalen kh; d) vor dem dentalen n.

Der Consonant L ist dem Hottentoten ursprünglich fremd; wie denn auch die Nama, welche mit Missionairen in Berührung kamen und Fremdwörter mit l aussprechen sollten, stets das r dafür anwandten. So sagte man statt Jerusalem, Yerusarems, statt Galilea, Garireab. Bemerkenswerth ist auch die starke Nasalirung ~ mancher Wörter. ||gũ, französisch geschrieben würde ||goun geschrieben werden. Ferner ist der Hoch-, Mittel- und Tief-Ton zu beachten, mit dem ein und dasselbe Wort gesprochen wird, und dadurch seine Bedeutung ändert; dann muß die Länge und Kürze beachtet werden; endlich treten zu allen diesen Umständen noch die Schnalzlaute hinzu, und das mit denselben Buchstaben geschriebene Wort unterliegt einigen 20 bis 30 Veränderungen und eben so vielen Bedeutungen. Beispielsweise erwähnen wir nur die wenigen uns bekannten Fälle mit dem Vocal a vorgenommen. á denn, à Ja, ă weinen, ā trinken, ã lassen, |ă scharf, scharf sein, |ā und |ã naß, |ã stehlen, !ă streuen, !ã hungern, ǂă schlachten, ||ă waschen, ||ã gesättigt, ||ã lieben. Aus diesen Beispielen geht klar hervor, daß es ein Unterschied ist, ob ich sage: Tita gye |ã, ich stehle, oder Tita gye ||ã, ich liebe, ebenso wie es zu Mißverständnissen führen könnte, wenn man im Deutschen sagte: Du bist froh, statt roh, oder Du bist ein Engel statt Bengel und dergleichen mehr.

In der Declination unterscheidet man 1) Einzahl, Sing., 2) Zweizahl, Dual., 3) Mehrzahl, Plur. Die Casusverhältnisse

in unserer flectirenden Weise kennt der Nama nicht; die Formen, die unsern 1. und 4. Fall (Nom. und Acc.) vertreten, werden nicht immer streng der Form nach geschieden, und sehr oft muß es der Zusammenhang ergeben, ob das Wort Subject oder Object sein soll. Ein Datives-Verhältniß giebt es nicht, und dieses Verhältniß wird durch die Form, die dem Accusativ entspricht, ausgedrückt, z. B. Tita gye ǁeība mã kann heißen, ich gebe ihm und — ihn. Da muß auch eben der Zusammenhang entscheiden, in welchem Verhältnisse ǁeība aufzufassen ist. In Betreff des Geschlechtes unterscheidet man ein männliches (mascul), weibliches (feminin) und allgemeines (commune), und zur Bezeichnung desselben werden die Personal-Affixe der 3. Person in ihren verschiedenen Generibus an die Wurzel suffigirt, welche dann zugleich den Artikel vertreten. Einen unbestimmten Artikel giebt es nicht. !gā dienen, !gā-i das Gesinde, !gā-b der Diener, !gā-s die Dienerin. ǁgũ gignere (erzeugen), ǁgũ-i parens, ǁgũ-b genitor, ǁgũ-s genitrix.

Das Zahlensystem ist dekadisch und die Zahlen von 1 bis 10 lauten 1 ǀgui, 2 ǀgam, 3 !nona, 4 haga, 5 gore und goro, 6 !nani, 7 hũ, 8 ǁkhaisa und ǁkhaisi, 9 khoise und khoisi, 10 disi. 11 heißt disi ǀgui ǀa u. s. w., 20 ǀgam disi, 21 ǀgam disi ǀgui ǀa u. s. w., 30 !nona disi, 31 !nona disi ǀgui ǀa u. s. w. 100 disi disi oder gei disi Groß-Zehn. Hiernach bezweifelt wohl Niemand, daß die Einer bis zehn echt hottentotisch sind, und dies noch um so mehr, da wir nicht mehr die ursprüngliche Bedeutung ihrer Wurzeln heraus erkennen können. Der Einwurf oder vielmehr die Behauptung, die Hottentoten hätten ursprünglich nicht „drei zählen“ können, fällt zusammen als unhaltbar. Ob sich aber ihr Zahlensystem nun durch Berührung mit Europäern erst dekadisch weitergebildet hat, ist noch nicht festgestellt. Wenigstens ist es ungermanisch, das additive Verhältniß der Zahlen von 1 bis 20 durch Postposition der Einer nach der Zehn auszudrücken. 12, disi ǀgam ǀa = 10 + 2 = decem duo-que; 13 disi !nona ǀa = 10 + 3 = decem tresque. Ebenso vergleiche man nach obigen Beispielen die hottentotische Zählmethode mit der deutschen. Die Ordnungszahlen werden durch Anfügung der Wurzel des Personal-Pronomens der dritten Person ǁeĩ gebildet, z. B. !nona-ǁeĩ der Dritte, d. h. drei (ist) er, gleichsam der mit der Zahl „drei“ versehene. Durch Anhängung derselben Wurzel werden Patronymika und Völkernamen gebildet, z. B. der Napoleonide würde heißen Napoleõ-ǁeĩ, der Jude Yodē-ǁeĩ, und soll das Geschlecht (Jude oder Jüdin) näher bezeichnet werden, tritt noch das Personal-Affix hinzu: Yodē-ǁeĩ-b, Yodē-ǁeĩ-s. Die Pronomen der ersten und zweiten Person sind besonders im Dual und Plural sehr formenreich, und in diesen beiden Zahlen zusammen unterscheidet man für jede der beiden Personen über 20 verschiedene Formen. Das bezügliche Fürwort „welcher“ fehlt im Nama vollständig, folglich auch Relativconstructionen. So heißt z. B.: Der Stern, welchen die Weisen gesehen hatten, ging ihnen voran:

ǀGamiros, gā-eigu gye mũ-s gye ei-eiba
Der Stern, die Weisen hatten gesehen-ihn, ging voran
gu
ihnen. Alle Vorwörter (Präpositionen) werden bei den Namas nachgesetzt. ei-ǂoasa χu Osten von, hurib !oa dem Meere nach, !hub !na der Erde in. Dasselbe ist mit den meisten Adverbien und Conjunctionen der Fall.

Indem wir uns bemüht haben, im Großen und Ganzen die charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieser Sprache darzustellen, lassen wir noch das Vater-Unser mit einer möglichst treuen Interlinearversion folgen.

„Sida ĩ-tse ǀhomgu !na hã-tse, sa ǀonsa
„Unser Vater-Du Himmeln in sein-Du, Dein Name
as khai-he re, sa gaosib ab hã
Dein geheiligt-werden doch, Deine Herrschaft Deine kommen
re, sa ǂeĩ-sa as i ǀhomi !na-s ĩ
doch, Dein Wollen Dein geschehen, Himmel in-es geschehen
khemi, ǁnati !hub-eib on ei. Nē-tse sida
also wie Erd-Oberfläche auch auf. Heu-te unser
tsē-gorobe bereba ma da. Ẽ sida
tägliches Brod gieb (eigentlich geben) uns. Auch unsere
ǀhawi-na ǀũba da, sida ǀhawiχabe|na da ra
Schuld-en vergessen uns, unseren Schuldner|n wir thun (?)
ǁkadi khemi. Ẽ ta !ai-tsãb !na ǂgai-ǂgui
auch also. Auch nicht Versuchung in führen
da, ẽ ǂkawaba χu ore da. Gaosib tsĩ
uns, auch Bösem von befreien uns. Herrschaft und
ǀgeib tsĩ ǂkeisib tsi-n a sa ǀamösib !na
Kraft und Glanz und sie nämlich Dein Ewigkeit in
χuigye. Amen!
denn. Amen!

Wie man nun aus Unkenntniß mit der Sprache sich es leicht gemacht hatte, allerlei Fingirtes darüber zu sagen, so auch war man gewissenlos genug, ihnen jegliche literarische Thätigkeit und Religion abzusprechen. Aber auch zugestanden, es gäbe einige Naturvölker, bei denen bis jetzt keine literarische Erscheinungen zu Tage traten, denen ferner jegliche religiöse Vorstellung zu mangeln schien, so ist hierbei doch zu bedenken, daß dies solche Völker sind, von denen wir eine höchst unvollständige Kenntniß besitzen, und daß sich sowohl später poetische als auch religiöse Aeußerungen bei näherer Bekanntschaft zeigten. Es hatten solche Völker nur aus Scheu die ihnen heiligen Vorstellungen nicht veröffentlicht, entweder aus Furcht oder Mißtrauen, von den Fremden deshalb verlacht zu werden. Dies Alles trifft vollkommen auch bei den Hottentoten zu. Der holländische Boer war wohl noch so gnädig, ihnen die Verehrung eines Insectes Mantis oder, wie er es auch nannte, Hottentotenteufels, anzudichten, und Reisebeschreiber waren so gewissenlos, ohne weitere Untersuchung dergleichen weiter zu verbreiten. Andererseits hat man ihnen jede Poesie, bis auf wenige schmutzige Erzählungen, abgesprochen. Die weiter unten folgenden Sagen und Erzählungen werden am besten von diesem angeblich schmutzigen Charakter zeugen können. Allein, wenn wir auch bis heute nicht irgend welche Nachricht von literarischen Productionen oder religiösen Anschauungen hätten, dennoch würden wir das Vorhandensein solcher außer Zweifel setzen, nach der allgemeinen Erfahrung, daß diese beiden Elemente, Religion und Poesie, den innersten Lebenspuls der Menschheit ausmachen. Dies gilt zumal von der Poesie, die nicht weniger tief im Menschen wurzelt, als die Sprache. Denn wie Kinder nicht bloß aus innerm Drange, in der Absicht, einen Gedanken mitzutheilen, sprechen, sondern öfter ohne solchen innern Grund, aus reinem Wohlgefallen an der Sprachdarstellung, und wie sie die merkwürdigsten Verhältnisse erfinden, sie bis zum Märchenhaften ausmalen und entwickeln, und so gleichsam unbewußt die wunderbarsten Gebilde schaffen, wie sie Alles in ihrem Spiel beleben, kurz bei Allem, was sie thun, „dichten“: so verhält es sich mit dem Menschen überhaupt, in welchem der poetische Trieb um so stärker ist, je weniger er unter dem Einfluß äußerer Lebensverhältnisse steht. Daher werden wir diesen Trieb zu dichten sogar bei solchen Völkern finden, die nicht besondere Geistesthätigkeit entwickeln. Allein der Beweis vom Vorhandensein religiöser Anschauung sowohl als auch geistiger Productionsfähigkeit

der Hottentoten bleibt uns erspart durch die Thatsache, daß neuerdings unter dem Titel: „Reynard the Fox in South Africa; or Hottentot Fables and Tales by W. H. J. Bleek, Ph. D.“ London 1864 (Reineke der Fuchs in Südafrika oder hottentotische Fabeln und Erzählungen aus Namamanuscripten in das Englische übersetzt), — eine Sammlung poetischer Thiermärchen, Mythen und anderer Erzählungen, mit eingeflochtenen lyrischen Partien, die entweder Lob oder Tadel enthalten, erschienen ist. Abgesehen davon, daß, wie man nach dem Titel etwa vermuthen sollte, unser Reineke, d. h. der deutsche Fuchs, auch nicht ein einziges Mal darin vorkommt, und viele Märchen einen speculativen Anflug haben, indem sie merkwürdige Verhältnisse in der Natur zu erklären suchen — obschon der darin den Reineke vertretende Schakal in seinen nichtswürdigen Streichen unserm Reineke im deutschen Epos in mancher Beziehung um nichts nachsteht —, war es dem Herausgeber um einen kurzen, aber passenden Titel dieses Werkes zu thun. Zunächst mögen in wörtlicher deutscher Uebersetzung einige Züge aus den Schakalmärchen folgen, welche beweisen, daß der Schakal derselbe rothhaarige Schelm ist, wie in den indischen und deutschen Thiersagen. Wir entnehmen aus der Bleek'schen Sammlung Nr. 2 mit der Ueberschrift: „The Hunt of the Lion and Jackal“ (die Jagd des Löwen und Schakal), wo es heißt:

Der Löwe und der Schakal, sagt man, lagen eines Tages im Hinterhalt auf Elennantilopen. Der Löwe schoß (mit dem Bogen) und fehlte, aber der Schakal traf und jubelte: „Haha!“ Der Löwe sprach: „Nein, du trafst gar nichts, ich war's, der traf.“ Der Schakal antwortete: „Ja, mein Vater, du hast getroffen.“ Dann gingen sie nach Hause in der Absicht, zurückzukehren, wenn die Elennantilope todt wäre, um sie zu schlachten. Der Schakal jedoch kehrte zurück ohne Vorwissen des Löwen, stieß seine Nase so, daß sein Blut auf die Spur der Elennantilope niedertropfte und verfolgte also ihre Spur in der Absicht, den Löwen zu hintergehen. Als er diese Richtung etwas verfolgt hatte, kehrte er auf einem andern Wege zu der todten Elennantilope zurück, und indem er in deren Leib kroch, schnitt er alles Fett heraus.

Kurz darauf folgte der Löwe der blutbefleckten Spur des Schakals in der Meinung, es wäre Antilopenblut, und erst, als er schon eine Strecke gegangen war, machte er ausfindig, daß er betrogen war. Er kehrte dann auf der Schakalspur zurück und fand die todte Elennantilope, wo er den Schakal in ihrem Leibe antraf, ihn beim Schwanze ergriff und mit einem Ruck herauszog. Der Löwe schalt den Schakal mit folgenden Worten: „Warum betrügst du mich?“ Der Schakal antwortete: „Nein, mein Vater, ich betrüge dich nicht; ich hoffe, du kannst dich davon überzeugen. Ich bereitete dieses Fett für dich, lieber Vater, zu.“ Der Löwe sagte: „Nimm denn dies Fett, und bring es deiner Mutter“ (der Löwin), und er gab ihm die Lungen, seinem Weibe (d. h. des Schakals) und Kindern zu bringen. Als der Schakal ankam, gab er das Fett nicht dem Weibe des Löwen, sondern seiner eigenen Frau und Kindern; die Lungen aber gab er der Frau des Löwen und bewarf des Löwen kleine Kinder mit den Lungen, indem er sprach:

„Ihr Kinder des Dicktatzigen
Ihr Dicktatzigen *)!“

Dann sprach er zur Löwin: „Ich gehe, meinem Vater (dem Löwen) zu helfen (beim Schlachten).“ Aber er zog ganz fort mit Weib und Kind. —

Ein anderes Märchen, welches im Wesentlichen desselben Inhalts und „Des Löwen Antheil“ Nr. 3 „The Lion's Share“ betitelt ist, fährt zum Schlusse noch fort, nachdem der Schakal sich von der Löwin verabschiedet, mit der Bemerkung, sie brauche selbst zu dem erlegten Wilde nicht hinzugehen, da ihr Herr Gemahl, der Löwe, in eigner Person Weib und Kind zu dem Festschmause abholen wolle und er (der Schakal) sein Weib und Kind abgeholt hatte:

Als der Schakal mit Weib und Kind in die Nähe des erlegten Wildes gekommen war, rannte er in ein Dorngebüsch und zerkratzte sich das Gesicht bis zum Bluten, worauf er vor dem Löwen erschien und zu ihm sagte: „Ha, welch ein Weib hast du genommen? Siehe hier, wie sie mein Gesicht zerkratzt hat, als ich sie aufforderte, mit uns zu kommen; du mußt sie selbst holen, ich kann sie nicht herbringen.“ Der Löwe ging sehr aufgebracht nach Hause. Dann sprach der Schakal: „Flink, laß uns einen Thurm bauen!“ So häuften sie Stein auf Stein, Stein auf Stein, Stein auf Stein, und als es hoch genug war, wurde Alles oben hinaufgeschafft. Als der Schakal den Löwen mit Weib und Kind herannahen sah, rief er ihm zu: „Onkel, während du abwesend warst, haben wir einen Thurm gebaut, um besser das Wild erspähen zu können.“ „Prächtig,“ sagte der Löwe, „aber laßt mich zu euch hinaufkommen.“ „Gerne, lieber Onkel, aber wie willst du es anfangen, heraufzukommen? Wir müssen einen Riemen für dich hinablassen.“ Der Löwe band sich an das Seil und wurde hinaufgezogen. Aber als er bald an die Spitze angelangt war, wurde der Riemen vom Schakal zerschnitten, der dann scheinbar bestürzt ausrief: „Ach, wie schwer bist du, Onkel! Geh, Weib, hole mir einen neuen Riemen“ („einen alten,“ sagte er, zu ihr abseits gewandt). Der Löwe wurde wieder in die Höhe gezogen, aber kam auf dieselbe Weise wieder zu Boden. „Nein,“ sagte der Schakal, „so geht es nimmer. Du mußt doch versuchen, hoch genug zu kommen, um zum wenigsten einen Mund voll zu erhalten.“ Dann befahl er seinem Weibe laut, ein gutes Stück zu bereiten. Aber abseits sagte er zu ihr, einen Stein heiß zu machen und mit Fett zu umhüllen. Dann zog er den Löwen noch einmal in die Höhe, und indem er sich beschwerte, er (der Löwe) sei schwer festzuhalten, befahl er ihm, seinen Mund zu öffnen, worauf er den heißen Stein in seinen Rachen niederstieß. Sobald der Löwe denselben verschluckt hatte, bat und flehte er ihn, möglichst rasch zum Wasser zu laufen. —

Ein anderes Thiermärchen „Die Schakalsbraut“ Nr. 4 „The Jackals Bride“, wonach der Schakal mit der Hyäne Hochzeit hält, zu der auch der Löwe kommt und hinaufgezogen wird, ist im Ganzen eine Variation des zuletzt erzählten mit dem Schluß, „daß der Löwe in Folge des glühenden Steines sich den Schlund verbrennt und stirbt.“

Solche und noch andere Geschichten werden vom Schakal erzählt, wie er in intriganter Weise den übrigen Thieren mitspielt, und die jenen Thaten Reineke's nun nichts nachstehen, wenn dieser die Wölfin schändet oder den Kater in die Falle lockt. Doch sei hier noch aus dem Märchenkreise, in welchem besonders andere Thiere auftreten, gleichsam zur Charakteristik derselben, noch eine Erzählung angeführt. Nr. 13: „The Leopard and the Ram.“ Der Leopard und der Widder:

Ein Leopard kehrte heim von der Jagd bei einer Gelegenheit und stieß auf den Kraal eines Widders. Nun hatte der Leopard niemals einen Widder vorher gesehen, und indem er also unterthänigst nahte, sagte er: „Guten Tag, Freund. Wie ist dein Name?“ Der andere mit seiner groben Stimme sagte, indem er seine Brust mit dem Vorderfuß schlug: „Ich bin der Widder. Wer bist du?“ „Ein Leopard,“ antwortete der andere, mehr todt als lebendig, und dann ergriff er die Flucht vor dem Widder und rannte, so schnell er konnte, nach Haus. Der Schakal lebte an demselben Orte, wo der Leopard sich aufhielt, und der letztere ging zu ihm und sagte:

*) Bei den Namas gilt ein kleiner Fuß für schön und ein breiter für unschön, demnach sollen obige Worte ein Schimpf sein.

„Freund Schakal, ich bin ganz hinter Athem und halbtodt vor Furcht, denn ich habe gerade ein schrecklich glotzendes Ungeheuer gesehen mit einem großen und dicken Kopf, und indem ich es fragte, was sein Name wäre, antwortete es rauh: „der Widder."" — „Was bist du für ein verrückter Leopard," rief der Schakal, „einen so schönen Brocken Fleisch im Stich zu lassen! Warum thatest du das; doch wir werden morgen gehen und ihn zusammen auffressen."

Am nächsten Tage machten sich die beiden nach dem Kraale des Widders auf, und als sie hinter dem Hügel hervorkamen, sah sie der Widder, welcher ausgegangen war, sich umzusehen und zu untersuchen, wo er an diesem Tage zarte Kräuter pflücken könnte, und sogleich kam er zu seinem Weibe und sprach: „Ich fürchte, das ist unser letzter Tag; denn der Schakal und Leopard ziehen beide gegen uns. Was sollen wir thun?" „Fürchte dich nicht," sagte die Frau, „sondern nimm dein Kind in die Arme und kneife es, daß es schreit, als ob es hungrig wäre." Der Widder that so, als die Verbündeten gegen ihn heranzogen. Doch kaum hatte der Leopard seine Augen auf den Widder gerichtet, so befiel ihn wiederum Furcht, und er wünschte zurückzukehren. Der Schakal hatte dies vorausgesehen und band den Leopard mit einem ledernen Riemen an sich fest und sprach: „Komm doch!" — als der Widder mit lauter Stimme schrie, indem er sein Kind zu gleicher Zeit zwickte: „Das ist brav von dir, Freund Schakal, uns den Leoparden zum Essen zu bringen; denn du hörst, wie mein Kind nach Futter schreit." Als der Leopard diese grausigen Worte hörte, bat er den Schakal, ihn loszulassen, gerieth in die größte Aufregung, schleppte den Schakal über Berg und Thal, durch Büsche und über Felsen, und wagte nicht eher hinter sich zu sehen, bis er sich und den halbtodten Schakal wieder an Ort und Stelle gebracht hatte. Und so entkam der Widder. —

Eine andere Gattung von Fabeln und Märchen ist speculativer Art, indem man darin versucht hat, gewisse Umstände und eigenthümliche Erscheinungen in der Natur, besonders in der Thierwelt, zu erklären, z. B. Cloud-Eating, das Wolkenessen. Hierin wird erzählt, warum die Hyäne hinten einen kurzen linken Fuß habe. Die Nama stellen sich nämlich die Wolken als eine Fettmasse vor und sagen, der Schakal habe oben auf der Wolke gestanden und davon gefressen, er sei beim Herabspringen von der Hyäne aufgefangen worden. Dagegen habe er sie nicht wieder aufgefangen, als sie herabgesprungen sei, und folglich habe sie sich beim Sturz verletzt. — Ein anderes Märchen: The Dove and the Heron, die Taube und der Reiher, giebt den Grund an, warum der Reiher einen krummen Hals habe. Der Schakal hatte nämlich der Taube ihre Jungen abzuzwingen gewußt mit der Drohung, selbst hinaufzufliegen, wenn sie dieselben nicht gutwillig hergäbe. Der Reiher, welcher kurz darauf die Taube den Verlust ihrer Jungen beklagen findet, wirft derselben ihre Dummheit vor, und belehrt sie, daß der Schakal nicht fliegen könnte. Später kommt der Schakal wieder und verlangt ein Junges, welches ihm aber mit der Bemerkung abgeschlagen wird, der Reiher hätte gesagt, der Schakal könnte nicht fliegen. Der entlarvte Schelm geht zum Reiher und beißt ihm aus Rache in den Hals. — Im Märchen: The Zebra-Stallion, der Zebrahengst, neckt der Pavian die Zebras und stört sie beim Wassertrinken, worauf ein junger Zebrahengst ihn gegen einen glühenden Stein preßt, so daß der Pavian seit jenem Tage einen kahlen Fleck auf dem Rücken hat.

In Nr. 29: „Why has the Jackal a long black Stripe on his Back, warum hat der Schakal einen langen, schwarzen Streifen auf seinem Rücken" — sitzt die Sonne, als sie noch auf Erden war, einst am Wege. Die Menschen gehen gleichgültig vorüber, nur der Schakal nimmt sich ihrer an, indem er sie auf seinen Rücken in das Tragfellchen (abakhob) setzt. Für diese Freundlichkeit brennt ihm die Sonne den Rücken schwarz. — Vier andere Sagen, Variationen des Themas: Ueber den Ursprung des Todes, erklären zugleich noch die Mondflecken und den Spalt in der Hasenlippe. Eine derselben, mit Hinzuziehung der Theile aus den anderen, welche die Mondflecken und die Hasenlippe behandeln, ist folgende: Der Mond — sagt man — sandte einst ein Insect zu den Menschen mit den Worten: „Geh zu den Menschen und sage ihnen: Wie ich sterbe und sterbend lebe, so sollt auch ihr sterben und sterbend leben." Das Insect machte sich mit dieser Botschaft auf den Weg, wurde aber unterdessen auf dem Wege von dem Hasen eingeholt, welcher fragte: „Auf welcher Botschaft bist du jetzt begriffen?" Das Insect antwortete: „Ich werde von dem Monde zu den Menschen gesandt, ihnen zu melden, daß, wie er stirbt und sterbend lebt, so werden sie sterben und sterbend (im Tode) leben." Der Hase sprach: „Da du ein unbeholfener Läufer bist, so laß mich gehen (die Botschaft auszurichten)." Mit diesen Worten rannte er fort, und wenn er Menschen antraf, sprach er: „Ich bin vom Monde gesandt, euch zu melden: Wie ich sterbe und sterbend umkomme, auf dieselbe Weise sollt ihr auch sterben und gänzlich zu Ende kommen (d. h. es wird mit euch aus sein)." Dann kehrte der Hase zum Monde zurück und erzählte ihm, was er dem Menschen gesagt hätte. Der Mond erwiderte ihm zornig und sprach: „Wagtest du den Menschen etwas zu sagen, was ich nicht gesagt habe?" Bei diesen Worten nahm er ein Stück Holz und schlug ihn an seine Nase. Seit jenem Tage ist des Hasen Nase gespalten. — Der Hase, mit Recht erzürnt, eine solche Behandlung erfahren zu haben, hob seine Tatze auf und zerkratzte des Mondes Gesicht, und die dunkeln Flecken, welche wir jetzt auf der Oberfläche des Mondes sehen, sind Schrammen, welche er bei der Gelegenheit erhielt.

Wegen der bösen Nachricht, welche den Namas alle Hoffnung eines jenseitigen Lebens benahm, wollen sie das Hasenfleisch nicht essen (wahrscheinlicher aber, weil er Götterbote und deshalb heilig ist). Die Knaben jedoch dürfen es essen bis zum Tage ihrer Mannbarkeit. Wenn einer aber nach dieser Zeit davon ißt, muß er sich zur Reinigung einer bestimmten Strafe unterwerfen.

Mythologische Vorstellungen bei uncivilisirten Völkern.

Die Symplegaden. Sonne und Rachen der Nachtgöttin. — Die Weltschildkröte. — Opfer und Fasten. — Leichenceremonien. — Der Traum und dessen Wirkungen. — Beschaffenheit der Seele.

Eduard Röth in Heidelberg, der leider so früh Dahingeschiedene, hat in seiner „Geschichte der abendländischen Philosophie“ sehr richtig betont, daß die religiöse Dichtung den Beginn des Bildungsganges bei den verschiedenen Völkern bezeichne. Dieser folgt die geschichtliche Ueberlieferung in dichterischer Form, nachher entwickelt sich die Gefühlsdichtung, die Lyrik, dann die Reflexion, aus welcher die Spruchdichtung hervorgeht, und durch diese vermittelt tritt zuletzt die Philosophie hervor. —

Mit der Mythologie fangen die Völker an, aber nachdem sie auf eine höhere Stufe der Entwickelung gelangt sind, kommt ihnen der eigentliche Sinn und die Bedeutung derselben abhanden. Uns Menschen des neunzehnten Jahrhunderts z. B. sind die mythologischen Auffassungen unserer Vorfahren ganz fremd, und wir bedürfen der Reflexion, um uns in die Ansichten der früheren Zeiten hineinzufinden. Wir werden das um so eher können, wenn wir uns in die Anschauungen der unentwickelten Völker und Stämme hineinversetzen. Die „Wilden“, deren wir noch heute so viele auf dem Erdballe haben, geben uns manche Fingerzeige in Betreff der Mythen unserer arischen Urahnen. Nicht bloß den Geist, sondern sogar Einzelnheiten, z. B. solcher, welche an die griechische Mythologie erinnern und in derselben Analoga haben, finden wir heute noch bei manchen nur wenig entwickelten Völkern, z. B. jene in Bezug auf die Sonne, welche ja überhaupt als erwärmendes, belebendes, verdorrendes und zerstörendes Element in vorderster Reihe steht.

Ed. B. Tylor hat in der „Anthropological Review“ October 1867 S. 303 ff. eine Abhandlung über „die Erscheinungen der höhern Civilisation, welche Bezug auf einen anfänglichen Ursprung unter wilden Stämmen haben,“ mitgetheilt, und er erläutert das, was wir eben andeuteten, zunächst an der berühmten Argonautenfahrt.

Das Schiff „Argo“ mußte durch die Symplegaden fahren (durch die „zusammenklaffenden“), welche sich abwechselnd öffneten und dann sofort wieder zusammenschlugen. Was zwischen dieselben eingeklemmt wurde, mußte zertrümmert werden, aber die „Argo“ ruderte hindurch, weil die Göttin Athene sie so lange aus einander hielt, bis alle Gefahr vorüber war. Seit jener Zeit blieben die Symplegaden stehen, das Gebot der Göttin hatte sie festgebannt. Aber wie und wodurch entstand dieser Mythus?

Er steht nicht etwa vereinzelt da, kommt auch im östlichen Asien vor und hat Bezug auf den weit verbreiteten Sonnenmythus. Vielfach finden wir die Ansicht, daß die Nacht ein gewaltiges Ungeheuer sei, von welchem die Abendsonne verschlungen wird. Im Sanskrit ist der Abend rajanimukha, Mund der Nacht. Zwei Völker weiter im Osten wissen, wie es sich mit dem Rachen der Nacht verhält. Mani ist bei den braunen Polynesiern der Gott der Sonne und die Sonne selbst; seine Urahnin ist Hine nuite, die Göttin der Nacht, zugleich Erzeugerin und Zerstörerin der Sonne. Als Mani fast das Ende seiner glänzenden Laufbahn erreicht hatte, erfuhr er, daß die Nacht da, wo der Gesichtskreis aufhört und wo das Dunkel beginnt, ihn besiegen werde. Ihre Zähne sind hart und scharf wie Stücke von Obsidian, ihr Haar gleicht dem langen Seekraut und ihr Mund ist wie der Rachen einer Schlange. Mani unternahm das Wagniß. Wäre er wieder hinausgekommen, so würde sie gestorben, er jedoch lebendig geblieben sein. Als er aber im Rachen war, erwachte sie und tödtete ihn, und dadurch ist der Tod in die Welt gekommen, denn die Nacht ist die Göttin des Todes; wäre aber Mani nicht getödtet worden, dann würde auch niemals ein Mensch gestorben sein.

Auch die Karens in Birma wissen vom Rachen der Nacht zu erzählen. Sie erzählen, daß im Westen zwei gewaltige Felsmassen sich abwechselnd öffnen und schließen und daß die Sonne bei ihrem Untergange dorthin geht. Die Analogie zwischen den verschiedenen Mythen ist klar. Wenn Mani durch den Rachen der Nacht hindurch gelangen kann, nach der andern Seite hin, dann wird er leben, und der Rachen des Todes kann die Menschen nicht mehr verschlingen; wenn die „Argo“ glücklich durch die Symplegaden kommt, dann können dieselben nicht mehr zusammenklaffen, sondern bleiben in alle Ewigkeit offen. Aber Mani wurde verschlungen und damit begann die Herrschaft der Göttin der Nacht und des Todes.

Trümmer von mythologischen Vorstellungen, die einst einen tiefern Sinn hatten, erscheinen nicht selten in späteren Zeiten als vereinzelte Wundererzählungen. So z. B. die große schwimmende Schildkröte. Die Seeleute halten dieselbe für eine große Insel, gehen ans Land, graben hinein und machen Feuer an; das aber verdrießt die Schildkröte und sie taucht ins Meer hinab. In Tausend und eine Nacht erscheint diese Erzählung als eine vereinzelte Wundermähr, sie erhält aber sofort ihre Stelle und ihren Zusammenhang, sobald wir die Kosmogonien wenig entwickelter Völker ins Auge fassen. Der Polynesier unserer Tage hält, gleich manchen Völkern des Alterthums, die Erde für eine flache Ebene, über welche sich ein Dach, sagen wir ein Himmel, wölbt. Die Vorstellung ist etwa so, als wenn wir uns eine Schüssel mit einem Deckel vorstellen, oder auch eine Schildkröte. In alten indischen Sagen bedeutet der untere flache Theil derselben die Erde und der obere, gerundete, den Himmel. So erklärt sich der weitverbreitete, ins hohe Alterthum hinaufreichende Mythus von der Weltschildkröte, welche auf dem Oceane schwimmt. Diese Vorstellung ist abgeschwächt worden und es blieb ein schwimmendes Schildkröteneiland übrig. Was einst eine kosmogonische Ansicht war und da und dort noch ist, wurde in späteren Zeiten und in anderen Gegenden, in welchen der ursprüngliche Sinn der Sache abhanden gekommen war, zu einem Mährwunder.

Wenn wir unter höher gebildeten Völkern Vorstellungen, Ansichten oder Bräuche finden, für die man keine andere Erklärung zu geben weiß, als daß es sich dabei um eine Ueberlieferung, eine Ceremonie oder einen Instinct, überhaupt um etwas handle, das sich aus den Umständen und Verhältnissen, unter welchen es gefunden wird, nicht erklären läßt, — wenn wir ferner finden, daß dieselben (oder ähnliche) Vorstellungen und Bräuche bei einem weniger gebildeten Volke eine verständliche Bedeutung oder einen Zweck haben, welcher dem geistigen Zustand eines solchen Volkes entspricht, dann dürfen wir annehmen, daß wir dem Ursprunge solcher Ansichten und Vorstellungen auf die Spur gekommen sind. In dem, was scheinbar keinen Sinn hat, liegt dann allerdings ein tie-

ferer Sinn verborgen und die Forschung gewinnt eine sichere Grundlage.

Wir müssen uns vertraut machen mit der Art und Weise, in welcher noch unentwickelte Völker denken und wie sie zu ihren Vorstellungen gelangen; wir müssen mit ihren Augen sehen, mit ihren Vorstellungen denken und nach der Richtschnur, der gemäß sie raisonniren, unser Urtheil abgeben. Sobald das der Fall ist, finden wir manche Dinge, welche uns, die wir auf einer ganz andern geistigen Stufe uns befinden, inhaltslos erscheinen, voll Sinn und Unterlage.

Betrachten wir einmal Opfer und Fasten, also Ceremonien oder Vorschriften, die man theils ausübt oder befolgt, weil sie einmal vorgeschrieben worden sind, theils weil sie auf den Geist und die Seele des Andächtigen, welcher sich Entbehrungen auferlegt, einwirken sollen. Bei weniger entwickelten Völkern erscheinen aber beide in einem neuen, ganz andern Lichte, und sie haben bei ihnen so zu sagen einen viel praktischeren Anstrich. Hier, unter ganz anderen geistigen Vorstellungen, als den unserigen, ist das Verbrennen oder Begraben einer Opferspende für einen Geist etwa so viel und eben so sehr Pflicht, wie bei uns das Abzahlen einer Schuld an den Gläubiger oder das Ueberreichen eines Geschenks an einen lebenden Menschen. Das Fasten gilt für eben so praktisch, nothwendig und zweckmäßig, wie bei uns das Essen.

Ein Europäer, der da etwa annimmt, daß er eine Seele habe, und daß sein Pferd oder sein Hund eine solche nicht habe, muß sich in eine ganz andere Atmosphäre des Denkens und der Vorstellungen versetzen, wenn er einen Wilden begreifen und verstehen will. Bei diesem hat nicht bloß Mensch und Hund, Pferd und Vogel eine Seele, sondern auch der Baum und das Getreide, eine Frucht oder ein Beil, ein Speer und ein Boot. Beim Tod eines Menschen geht seine Seele, die ein ungreifbares und insgemein auch unsichtbares Etwas ist, hinweg gleich dem Körper irgend wohin in ein zukünftiges Leben. Deshalb müssen die Sklaven oder Frauen, welche ihn bei Lebzeiten bedient haben, auch dorthin gehen und ihm dienen, und man tödtet sie, damit ihre Seelen seiner Seele folgen. Und genau zu demselben Zwecke tödtet man auch seine Pferde und Hunde. Die Leichen, die Kleider, Bogen und Pfeile, Tabackspfeife und Tabacksbeutel werden verbrannt oder begraben oder verlassen, alle unter der festen Annahme, daß ihre Seelen oder Geister hingehen, um dem Geiste des Verstorbenen in jener Welt zu dienen.

Bei den Indianern Nordamerikas begraben die Fischervölker ihren Todten mit Boot und Rudern, damit er sie in der andern Welt gleich bei der Hand habe. Die Seele des dahingeschiedenen Menschen wird begleitet von der Seele seines Kahns, des Ruders und des Fischspeeres, die er dann nach Belieben gleich zur Hand hat. Bei den Jägervölkern erhält der Todte Bogen und Pfeil, Flinte und Roß, damit er auf den glücklichen Jagdrevieren der andern Welt sogleich das Pürschen beginnen könne.

Die Leichenceremonien haben bei vielen unentwickelten Völkern eine große Uebereinstimmung. Wir finden auch, daß sie alles opfern, was der Todte überhaupt besaß: Weiber, Sklaven, Verwandte, Pferde, Hütte, Nahrungsmittel, Waffen, Boote, Kleider, Schmuck und auch die Hunde, welche ihm den schwer zu findenden Weg nach der andern Welt weisen müssen. Dazu auch Geld, damit er die Fahrt über das Wasser bezahlen könne, welches zwischen den Regionen dieser und jener Welt liegt, oder den Zoll für das Passiren der Himmelsbrücke zu erlegen im Stande sei. Alle diese Vorstellungen stehen in einem ununterbrochenen, innigen Zusammenhange.

In der griechischen Sage kommt die Frau des Eukrates aus der andern Welt zurück, um ihren Schuh zu holen; man hatte vergessen ihn mit ihren anderen Sachen zu verbrennen und er fehlte ihr deshalb im Geisterlande. Der Geist der Melissa erschien fröstelnd vor ihrem Gemahle, weil man ihre Kleider nicht verbrannt hatte; diese mangelten ihr deshalb in jener Welt. In unseren Tagen kaufen die Bewohner der Sulu-Inseln, im ostasiatischen Archipelagus, für hohe Preise die zum Tode verurtheilten Verbrecher; wer einen solchen tödtet, hat die Gewißheit, daß derselbe in jenem Leben ihm als Sklave dienen müsse. Die Seele des Kaisers von Cochinchina wird mit allem nothwendigen Bedarf und mit allen Luxusartikeln versorgt. Man verbrennt sie und sie folgen ihm; auch wird nach wie vor Speise für ihn bereitet und an einen bestimmten Platz gestellt.

Man begreift leicht, wie derartige Gebräuche der Entwickelung nachtheilig sind oder dieselbe ganz unmöglich machen. Bei manchen Stämmen in Südamerika verbrennt man überhaupt Alles, was der Todte besaß: Hütte, Bäume, Waffen ꝛc.; es kann demnach kein Eigenthum sich ansammeln. Bei nordamerikanischen Stämmen gehören polirte Steine und Schalen, welche bei den Volksspielen gebraucht werden, dem ganzen Stamme als Gemeingut und werden deshalb nicht begraben.

Die Chinesen verbrennen für die Todten versilbertes Papiergeld und Papierkleider. Der Uebergang von einem praktischen Zwecke zu einem verschwindenden und abgeblaßten Symbolismus tritt in den Todtenopfern in Rom hervor, wo sie als eine bloße Ceremonie erscheinen, in den Zierrathen auf den Gräbern der Christen in den ersten Jahrhunderten, in den Blumen und Kränzen, welche wir auf die Gräber legen.

Das Opfer für andere geistige Wesen, z. B. für Elfen, Waldgeister, höhere und niedere Götter, entspringt aus denselben Vorstellungen, wie jenes für die Geister abgeschiedener Menschen. Der Chinese setzt die Speise für den Todten hin und wartet, bis die Geister ihren Antheil an dem Seelenfutter verzehrt haben, dann fällt er selber darüber her. So stellt auch der Fidschi-Insulaner Nahrungsmittel hin, um dem sehr starken Hunger seiner Götter zu genügen. Aber diese sind geistige Wesen und sie verzehren nicht etwa die sichtbare Nahrung selber, sondern die Seele, welcher die Fähigkeit zugeschrieben wird, sich von der Speise zu trennen. Bei den Radschmahalstämmen stellt man ein aus Fleisch und Reis bestehendes Opfer unter ein Zelt. Nachdem der Gott vollauf Zeit gehabt hat, sich zu sättigen, nehmen sie das Zeltdach hinweg und verzehren die Speisen. Dieser Brauch ist überhaupt sehr weit verbreitet; die Andächtigen genießen, was der Gott oder Geist übrig läßt, und wenn man die Theorie der Seelen, aus welcher dieser Brauch hervorgeht, in Erwägung nimmt, dann erscheinen Vorstellung wie Praxis ganz folgerichtig.

Das Opfer ist also bei unentwickelten Völkern nicht etwa der ceremonielle Brauch oder eine Handlung der Entsagung, wie bei höher entwickelten, welche dasselbe ihrem religiösen System eingefügt haben, sondern ein ganz praktisches Verfahren, um den Geistern der Todten oder anderen geistigen Wesen das darzubieten, was ihnen frommen und nützlich sein kann. Sie bringen das Opfer in ähnlicher Weise, wie sie einem Herrscher Abgaben zahlen würden.

Der Wilde oder Halbwilde ist überzeugt, daß die ganze Welt mit Geistern erfüllt ist. Denn jeder Mensch und jedes Thier hat eine Seele, die sich vom Körper trennen und in denselben zurückkommen kann, wann es ihr beliebt. All und Jeder hat seinen Leib wie seinen Geist: jeder Baum und jedes Wasser, jeder Stern und jeder Wind ist durch einen Geist belebt, der aber nicht nothwendig allezeit in denselben befindlich ist, denn er kann kommen und gehen. In wachem

Zustande sind diese Geister dem Menschen insgemein unsichtbar, aber im Zustande des Träumens kann er sie wahrnehmen, auch wenn sie weit von da entfernt sind, wo ihr materieller Körper sich befindet. Die Geister von Menschen und von Dingen kommen und besuchen ihn, und sein eigener Geist geht auch aus und besucht jene. Er lebt unter und mit diesen Geisterwesen in einer Art und Weise, von welcher sich der Europäer nur schwer einen Begriff machen kann; er unterhält sich mit ihnen über das, was er thun soll, über das, was ist und was gewesen ist.

Wenn er mit der Geisterwelt in Verbindung treten will, dann befolgt er ein Verfahren, das ihn sicherlich in die Gegenwart der Geister bringt. Das hat ihn die Erfahrung gelehrt. Er enthält sich eine Zeitlang aller Nahrung. In Folge dieses Fastens bekommt er Gesichte, Visionen. Nachdem er genugsam mit der Geisterwelt verkehrt hat, nimmt er Nahrung zu sich und lebt wie andere Leute.

Von einem algonkinischen Häuptling Namens Tsching wahk erhielt Schoolcraft folgende Mittheilung:

„Die Indianer legten schon vormals großen Werth auf das Fasten; sie genossen sechs, ja sieben Tage lang gar nichts, wodurch ihr Leib wie ihre Seele leicht wurden und sie für Träume vorbereitet waren. Ihre Absicht war, von der Sonne zu träumen; sie meinten, daß solch ein Traum sie fähig mache, Alles zu sehen, was sich auf der Erde begebe. Indem sie nun lange fasteten und viel über die Sache nachdachten, gelang ihnen das auch. Schon in früher Jugend beginnen das Fasten und die Träume, und was ein junger Mann während derselben sieht und erfährt, das nimmt er als Wahrheit an und richtet danach sein künftiges Verfahren ein; er ist überzeugt, daß diese Offenbarungen ihm Erfolg versprechen. Wenn er durch das Fasten Glück hat und das Volk glaubt, er besitze die Gabe, in die Zukunft zu blicken, dann kann er hoch emporsteigen. Solch ein Prophet versucht seine Kräfte erst insgeheim, in Gegenwart nur eines Andern, der ihm dann öffentlich den günstigen Erfolg bezeugen kann; dann fährt er weiter fort, zeichnet die Figuren der Gestalten, welche ihm in seinen Träumen offenbart worden sind, auf Baumrinde ꝛc., und das macht er so während eines ganzen Winters. Alsdann hat er ein ganzes Verzeichniß seiner wichtigsten Offenbarungen vor Augen. Mit der Zeit wächst sein Ruf. Seine Kekiwins oder Urkunden werden den alten Leuten vorgezeigt, welche darüber berathen, denn das ganze Volk glaubt an die Offenbarungen. Nachdem man sie bestätigt gefunden, wird er für einen Propheten erklärt, er gilt für einen mit Weisheit begabten Mann und die Leute folgen seinem Rathe. Das war so der alte Brauch und die berühmten Krieger sind auf solche Weise zu ihrem Ansehen gelangt." —

Wir wollen unsererseits einige Erläuterungen hinzufügen, welche geeignet sind, das was Tylor beibringt, genauer zu erläutern, namentlich das Verhältniß der Seele.

Die Odschibwäs, welche zu den nördlichen Algonkinern gehören, nehmen an, daß die Seele schon vorhanden gewesen sei, ehe der Mensch selber Mensch wurde. „Heraufkommen" ist gleichbedeutend mit „geboren werden". Die „Schatten der Menschen, die Geister," sind schon vor der Geburt vorhanden. Auch bei den Irokesen fand man den Glauben an eine Präexistenz der Seele. Bei den Dakotahs (Sioux) muß die Seele, wenn sie sich vom Körper trennen will, eine bestimmte Oeffnung wählen. Die Seele ist aber von zwiefacher Art. Der Odschibwä bekleidet das Grab mit einem Dache aus der Rinde des Cedernbaumes; er schneidet in das Giebelende ein Loch, „damit die Seele hinaus könne, denn es giebt zwei Seelen." Ein Krieger gab folgende Erläuterung: „In unseren Träumen ziehen wir durch weite Strecken und erblicken Hügel, Seen und noch vieles Andere mit unseren Augen. Aber gleichzeitig bleibt doch eine Seele in unserm Körper zurück, sonst würde dieser ja todt sein. Es muß also eine zweite Seele geben, die uns in unseren Träumen begleitet." Die Huronen bezeichneten die Körper längst Verstorbener mit dem Ausdruck Eskenn, d. h. Seelen; denn die eine Seele trennt sich beim Tode des Menschen vom Körper, bleibt aber an der Grabstätte haften bis zu dem großen Todtenfeste (welches die irokesischen Stämme alle acht Jahre feierten und bei welchem die Gebeine aus den einzelnen Gräbern in eine gemeinschaftliche Grube gelegt wurden); dann wird sie in eine Taube verwandelt oder geht auch wohl unmittelbar in die Heimath der Geister. Die zweite Seele ist dem Körper gleichsam anhaftend und bleibt im Grabe, bis Jemand sie als Kind reproducirt.

Die vom Körper geschiedene Seele bewahrt dieselben Neigungen und Eigenschaften, wie im irdischen Leben, deshalb legt man (wie oben nachgewiesen wurde) das, was dem Verstorbenen lieb und nützlich gewesen, in oder auf das Grab. Eine Mutter wickelt das todte Kind in Biberfelle und Baumrinde und legt ihm eine Wiege, eine Klapper, Glasperlen und andere Spielsachen neben das Grab, welches sich gewöhnlich an einem vielbetretenen Pfade befindet, damit die Seele des Kindes von irgend einem Vorübergehenden aufgenommen werde. Bevor die Mutter vom Säuglinge scheidet, thut sie etwas von ihrer Muttermilch in eine Schale und gießt es ins Feuer, damit dem Kinde auf der einsamen Wanderung ins Land der Geister die Nahrung nicht fehle.

Im Anfange unseres Jahrhunderts wurde der etwa zehnjährige Knabe eines Predigers in Kentucky von einer Bande Odschibwäs, die auf ihren Streifzügen weit nach Süden geschwärmt war, geraubt und mit nach dem Obern See geschleppt. Er blieb länger als zwanzig Jahre unter den Wilden und wurde selber in allen seinen Anschauungen und seiner ganzen Lebensweise zum Indianer. Als er spät wieder unter seine weißen Landsleute kam und seiner Muttersprache, die er bis auf wenige Wörter vergessen hatte, wieder mächtig geworden war, dictirte er eine Geschichte seines Lebenslaufes unter den Indianern, und dieses Werk John Tanner's, das ich 1838 (Leipzig, bei Engelmann) deutsch herausgegeben habe, bildet eine der wichtigsten Quellen für die Kunde des innern Lebens der Indianer.

Als Tanner einst Mangel an Nahrung hatte, sang und betete er die halbe Nacht; dann erst legte er sich schlafen: „Da sah ich im Traume, wie ein schöner junger Mann durch die Giebelöffnung in meinen Wigwam hinabstieg. Er sprach: Weshalb das Geräusch, welches ich vernehme? Weiß ich etwa nicht, wann dich hungert und dürstet? Ich halte stets meine Augen auf dich gerichtet und du brauchst mich nicht durch lautes Schreien herbeizurufen. — Dann wies er nach Osten hin und sprach weiter: Siehst du dort nicht jene Spuren? Ich antwortete: Ja, es sind zwei Elennthiere (Moose deers). — Ich gebe dir diese zwei Elennthiere zu essen. — Dann ging er aus der Thür meiner Hütte; als er diese öffnete, sah ich, daß Schnee in dichten Flocken fiel. Da rief ich meinem Gefährten in der Hütte zu, er möge mit mir rauchen, und bereitete das Muzinneninsuk, d. h. ein Bild der Thiere, welche mir im Traume gezeigt worden waren. Bei Tagesanbruch verließ ich meine Hütte; der Schnee lag nun schon hoch, ich folgte der mir angedeuteten Richtung, und schon ehe Mittag kam, sah ich zwei Elennthiere, welche ich beide geschossen habe." (Karl Andree, Nordamerika, S. 246 ff.)

Die oldenburgischen Ziegelbrennereien.

Von **Friedrich Ewald.**

Wohl kein Zweig fabrikmäßig betriebener Industrie darf eines so hohen Alters sich berühmen, als eben die Ziegelsteinbereitung. Lesen wir doch schon in dem zweiten Buch Mosis (Cap. 1), wie „ein neuer König, der aufkam in Aegypten und nichts von Joseph wußte," den Kindern Israel das Leben sauer machte „mit schwerer Arbeit in Thon und Ziegeln." Und damit wir uns völlig überzeugt halten dürfen, daß hier von nach Art unserer jetzigen gebrannten Ziegeln die Rede ist *), lesen wir weiterhin (Cap. 3) den Befehl Pharao's: „man soll dem Volk nicht mehr Stroh geben wie bisher, daß sie Ziegel brennen; lasset sie selbst hingehen und Stroh zusammenlesen. Die Zahl der Ziegel aber, die sie bisher gemacht haben, soll man ihnen nicht mindern."

Weshalb gerade das ägyptische Deltaland so dringend auf die Production künstlicher Steine hingewiesen war, ist leicht ersichtlich. Wollte man nicht den umständlichen und kostspieligen Transport von Bruchsteinen aus dem oberägyptischen Gebirgslande auf sich nehmen, so zwang die Nothwendigkeit, nach einem Ersatzmittel sich umzusehen, sobald nur erst Menschen auf dem jungfräulichen Boden sich ansiedelten. Dieselbe Nothwendigkeit wird überall wiederkehren, überall unabweisbar sich geltend machen, wo Alluvialbildungen von größerer Ausdehnung entstehen.

Somit ist es denn keine auffallende Erscheinung, wenn die Fluß- und Seeküsten des norddeutschen Flachlandes, insbesondere aber des Herzogthums Oldenburg einen förmlichen Kranz solcher Ziegelbrennereien aufzuweisen haben, da ohne sie eine der nothwendigsten Bedingungen zur Besiedelung dieser Gegenden, denen es, wie bekannt, gänzlich an Holz fehlt, mangeln würde.

Ob nun dieser Industriezweig auf dem heimischen Boden erwachsen, oder ob derselbe etwa durch die Römer den germanischen „Barbaren" übermittelt worden ist, darüber giebt es wohl nur vage Vermuthungen. Der Umstand, daß die Etymologie des Wortes Ziegel (plattdeutsch tegel, lateinisch tegula) auf lateinischen Ursprung hinweist, möchte allerdings für die letztere Annahme sprechen, ohne gleichwohl die Beantwortung dieser Frage schlüssig zu machen. Jedenfalls giebt es mehr als ein Beispiel, daß die Noth, diese Mutter aller Erfindungen, dieselben Entdeckungen an den verschiedensten Orten und völlig unabhängig von einander entstehen ließ, wo nur die gleichen oder ähnliche Bedingungen und Verhältnisse auf sie hinwiesen.

Ihrer äußern Erscheinung nach bestehen die oldenburgischen Ziegelbrennereien (oder, wie sie hier einfach genannt werden: Ziegeleien) aus einem Hauptgebäude (Brandhaus), gewöhnlich von kubischer Form, mit hohem, spitzem Dach, und zwei langen, zu beiden Seiten desselben sich erstreckenden Trockenschuppen, Alles mit rothen Ziegeln gedeckt, so daß die Gebäude, von fern gesehen, eine gar nicht unerfreuliche Staffage der Landschaft bilden. In ihnen herrscht während des Sommerhalbjahres (vom April bis zum November) ein so reges und ununterbrochenes Schaffen und Treiben, wie in einem Ameisenhaufen, und es möchte vielleicht keine ganz verlorene Mühe sein, diese Arbeit, wie das Product, welches ihr seine Entstehung verdankt, ein wenig näher ins Auge zu fassen.

Kehren wir in eine dieser Ziegeleien ein, so bemerken wir zunächst in der Mitte jedes der langen, niedrigen Trockenschuppen einen erweiterten und durch Pfosten gestützten Raum (bei größerer Länge des Schuppens auch zwei, in geeigneter Entfernung von einander befindlich), in welchem das zu den Ziegeln bestimmte Material seine erste Verarbeitung erfährt. Bekanntlich ist dies Material ein zäher, fetter, kalkfreier Thon *), wie solcher in den oldenburgischen Marschen in Bänken von bedeutender Mächtigkeit sich abgelagert findet. Eine jede Ziegelbrennerei hat daher in ihrer nächsten Nähe eine Thongräberei, wo der Thon abgestochen wird, und zwar geschieht dies bei dem zähern Lehm (hier dwo genannt, daher auch dwokuhle [kuhle = Loch]) im Herbst, damit der Frost die Schollen mürbe mache und so der Proceß des Zerkleinerns erleichtert wird. Dieser letztere wird nun eben in jenem vorerwähnten Raume, der Tretdiele, bewerkstelligt. Dieselbe besteht aus einer flachen, ausgemauerten Grube, in welche man den Thon schafft, um ihn danach mit Wasser zu übergießen und durchzukneten. Zu dieser Procedur bediente man sich früher eines oder mehrerer Pferde, welche man fortwährend durch den zähen Brei in die Runde trieb, bis ihre Hufe denselben zu einer völlig homogenen Masse verarbeitet hatten. In neuerer Zeit verrichtet diese Arbeit ein zweiräderiger Karren, der mit seinen dicken, plumpen Rädern vermittelst einer geeigneten Vorrichtung eine Spirale von dem Centrum der Grube nach ihrem Umkreise zu beschreibt, während auf dem gepflasterten Außenrande das vorgespannte Pferd ohne allzu große Anstrengung seinen Weg verfolgt. — Ist nun der Thon bis zu dem geeigneten Grade solchergestalt verarbeitet worden, so wird derselbe auf einem Handkarren fort- und an diejenige Stelle des Trockenhauses geschafft, wo das Formen vor sich geht. Während noch der „Ankarrer" mit einem hölzernen Spaten (an eisernen Instrumenten haftet der Thon, während hölzerne ihn glatt ablassen, oder, wie man hier sagt: „löschen") das zähe Material abladet, ballt schon ein Anderer, der „Aufstecher", dasselbe mit der Hand zu Klumpen, deren jeder dem zu einem gewöhnlichen Backstein erforderlichen Quantum entspricht. Ein dritter Arbeiter schleudert nun mit einer eigenthümlichen, kräftigen Handbewegung den ihm gereichten Klumpen in einen auf dem vor ihm befindlichen Tische stehenden viereckigen, hölzernen Rahmen, die Ziegelform, welche der Thon vermöge der ihm mitgetheilten heftigen Bewegung vollständig ausfüllt, während gleichzeitig

*) Es soll gleichwohl natürlich nicht in Abrede gestellt werden, daß man sich gelegentlich nicht auch an der Luft getrockneter Ziegel bedient habe. Diese letztere Art wird ohne Frage sogar die ältere sein, wie sie denn hier und da wirklich noch den Namen „ägyptische Ziegel" führt. — Daß diese Luftziegel im Alterthum mehrfach angewendet wurden, dafür zeugt unter Anderem das Verfahren, welches nach dem Frieden des Antalkidas, 387 v. Chr., der spartanische König bei Belagerung der Stadt Mantinea anwendete, und durch welches er die Besatzung derselben zur Uebergabe zwang. Vermittelst eines durch Mantinea fließenden Flüßchens brachte er nämlich eine Ueberschwemmung hervor, durch welche nicht nur die Häuser der Stadt Noth litten, sondern auch die aus ungebrannten Ziegeln errichteten Festungsmauern einstürzten.
Schlosser's Weltgeschichte Bd. II. S. 49.

*) Es ist unter dieser Bezeichnung sowohl der graue Thon — Letten — als auch der gelbe — Lehm — zu verstehen. Der letztere findet sich in vorzüglicher Güte am Rande der Marsch, nach der Geest zu, und liefert die bei weitem am meisten geschätzten Steine.

der Former noch mit einem Streichholze glättend über die obere Fläche fährt. Rasch wird nun der Rahmen von der Tischplatte heruntergeschoben, wobei man mit einer äußerst geschickten Bewegung ein Herausfallen des Inhaltes verhütet, indem die Form „kantig", d. h. so gestellt wird, daß statt der breiten offenen Fläche eine der geschlossenen schmalen Seiten sich nach unten kehrt. Während nun der rohe Stein — wenn dieser Ausdruck statthaft ist — auf einem mit Sand bestreuten Brette fortgetragen und auf den dazu bestimmten Platz niedergelegt wird, eine Arbeit, zu welcher, da sie nur Gewandtheit und keine Körperkraft erfordert, man fast immer Knaben verwendet, hat die Manipulation des Einfüllens und Streichens von vorn wieder begonnen. Alle diese Verrichtungen gehen mit solcher Schnelligkeit und so exact vor sich, wie es eben nur bei dieser im Princip längst als richtig anerkannten Theilung der Arbeit möglich ist. Man nennt dieses Personal, welches also aus drei vollgültigen Arbeitern und in der Regel zwei mit dem Geschäft des Forttragens bestimmten „Jungen" besteht, einen Pflug. Solcher Pflüge zählen die größeren Ziegeleien zwei bis fünf. Jeder derselben liefert als Maximum, d. h. während der längsten Sommertage und wenn keine Störung bei der Arbeit eintritt, 6000 bis 7000 Ziegel per Tag. Dieselben liegen dann, sauber neben einander geordnet, auf dem Fußboden der Trockenscheunen und auf eigens dazu errichteten Brettergestellen, um zunächst „lufttrocken" zu werden. Zu diesem Ende hat man, indem die Schuppen keine Seitenwände erhielten, der Luft freien Durchzug gestattet, mit der Beschränkung jedoch, daß die Ziegeleien der Marschen große verstellbare hölzerne Klappen an ihren Trockenhäusern aufweisen, um den Luftzug in etwas abhalten und reguliren zu können, weil die „Kleierde" beim Trocknen leichter rissig („haarig") wird, als der zähere Lehm. Bevor nun die Backsteine in den Brandofen wandern, wird noch ein jeder einzelne mit einem Messer beschnitten, um ihm die möglichste Sauberkeit und Glätte zu verschaffen. Erst dann wird der letzte und wichtigste Proceß, der des Brennens, mit ihnen vorgenommen.

Der Ofen, in dem Hauptgebäude einer jeden Ziegelei, dem Brandhause, befindlich, hat gewöhnlich die Gestalt einer oben abgestumpften Pyramide. In ihm werden nun die Ziegel dergestalt aufgeschichtet, daß zwischen je zwei Ziegelmauern ein freier Gang (Zug) bleibt, der zur Aufnahme des Feuers bestimmt ist und durch Ueberkragung der Steine nach oben zu geschlossen wird, so daß also die ganze, oberhalb dieser „Züge" aufgestapelte Backsteinpyramide gleichsam auf Gewölbgängen ruht. Das in letzteren angefachte Feuer ist anfänglich nur schwach und zielt zunächst darauf hin, die Ziegel ihres überflüssigen Wassergehaltes zu entledigen. „Schmullen" nennt man diesen Vorgang, der sich durch den dichten grau-weißen, dem Dache des Brandhauses entsteigenden Rauch ankündigt. Nach und nach nimmt dieser Rauch eine dunklere und zuletzt völlig schwarze Farbe an, — ein Zeichen, daß das Feuer mehr und mehr verstärkt worden ist. Die Hitze erreicht endlich eine solche Intensität, daß der ganze Ofen und sämmtliche in ihm enthaltene Steine durchglüht werden, bis endlich nach Verfluß von etwa zwölf Tagen die letzteren vollkommen hart gebrannt sind und nunmehr die etwa drei bis vier Tage dauernde allmälige Abkühlung eintritt. Der Ofen wird alsdann geräumt, damit sofort zu einem neuen Brande geschritten werden kann, die fertig gebrannten Steine aber sortirt man je nach ihrer Güte, indem man zugleich die schlecht und unbrauchbar gewordenen (Wrack- oder Mundsteine) ausscheidet. Die Zahl der auf einmal gebrannten Steine beläuft sich bei größeren Ziegeleien bis zu 60,000, und da während des Sommers jedesmal 15 bis 16 „Brände" vorgenommen werden, so würde sich die Production einer einzigen Ziegelei auf nahezu eine Million Steine jährlich belaufen.

Je nach der Beschaffenheit des Thones, aus welchem sie verfertigt, wie des Hitzegrades, welchem sie ausgesetzt wurden, zeigen nun die gebrannten Ziegel, sowohl was das Aussehen, als was ihre Güte betrifft, große Verschiedenheiten. Für die schlechtesten gelten die gelben und gelbgrauen; besser sind schon die grell- und braunrothen; als die vorzüglichsten aber sind die von dunkler, bläulicher Farbe, die sogenannten Klinker (das Wort scheint holländischen Ursprungs) zu nennen. Letztere besitzen eine solche Härte, daß sie am Stahle Funken geben, und liefern daher ein unschätzbares Material zu Chaussee- und Wasserbauten. Das Vorkommen des zu Klinkern geeigneten Thones ist jedoch auf einen verhältnißmäßig kleinen District beschränkt, und zwar finden wir denselben unweit der südlichen Ufer des Jadebusens, in der Umgegend des Dorfes Bockhorn. Gegenwärtig wird an den deutschen Nordseeküsten wohl kaum ein größerer Hafen-, Dock- oder Schleusenbau unternommen, zu dem man sich nicht der vortrefflichen Bockhorner Klinker bediente.

Es versteht sich von selbst, daß hinsichtlich der Bereitungsweise der Ziegel hier und da Modificationen eintreten. So erfordern auch z. B. die Dachziegel (Dachpfannen, hier schlechtweg Pfannen genannt) natürlich eine besondere Behandlung. Nachdem nämlich die entsprechende Menge Thon in einem Rahmen zu einer ziemlich großen und verhältnißmäßig dünnen Platte verarbeitet worden ist, wird dieselbe auf ein eigenthümlich gebogenes Brett gelegt und so getrocknet, nachdem man den Haken oder die Nase, mit welcher der Ziegel über den Sparren faßt, noch besonders angeknetet hat. Ferner finden sich statt des Formens mit der Hand mehrfach Ziegelpreßmaschinen eingeführt, die natürlich Steine von schärferen und sauberern Umrissen liefern. Allein da es bei der Verwendung des Backsteins in den meisten Fällen nicht so sehr auf die übergroße Accuratesse seiner Form ankommt, so werden die Maschinen die einfachere und ursprüngliche Art seiner Herstellung wohl schwerlich ganz verdrängen. Dagegen ist eine besondere Art des Ziegelbrennens, wie dieselbe z. B. in Belgien vielfach ausgeübt wird, im Oldenburgischen wohl kaum noch zur Anwendung gekommen. Es ist dies das Brennen auf freiem Felde, in Meilern, Feldöfen (aus den getrockneten Steinen errichtet) oder Gruben. Daß bei dieser primitiven Bereitungsweise immer eine große Anzahl schlechter und unbrauchbarer Ziegel ausgeschieden werden muß, ist leicht ersichtlich, weshalb man denn auch hier wohl vorgezogen hat, bei der solideren Art der Fabrikation zu bleiben.

Woher kommt nun aber in diesem von Holz und Kohlen entblößten Lande das Feuerungsmaterial, welches erforderlich ist, um diese Hunderte von Ziegelöfen zu speisen, welche allsommerlich ihre Rauchwolken entsenden? Die von England importirte Kohle ist zwar von der Benutzung nicht ausgeschlossen, allein die Hauptrolle spielt dennoch der heimische Torf, dieses volkswirthschaftlich so wichtige Product der Moore, die fast immer das Marschland und die Geest von einander abgrenzen. Mit einer jeden Ziegelei, wenigstens wenn ihr Betrieb ein schwunghafter sein soll, ist daher nothwendig eine Torfgräberei verbunden, und je näher beide zusammenliegen, desto größer ist natürlich die Ersparung an Arbeit und Betriebscapital. Oft indeß ist die Entfernung zwischen beiden eine stundenweite, und jahrein, jahraus ist alsdann eine Anzahl von Menschen beschäftigt, den Torf herzurichten und an Ort und Stelle zu führen. Man staunt manchmal, wenn man zur Frühjahrszeit diese ungeheuren schwarzen Hausen, die während des Winters herangeschafft wurden, neben den Ziegeleien erblickt und dieselben dann gegen den Herbst im eigentlichsten Sinne in Rauch aufgegangen findet. — Uebrigens

ist der Torf auch da, wo sein Preis sich nicht erheblich niedriger stellt als derjenige der Kohle, dieser letztern bei der Ziegelsteinfabrikation bedeutend vorzuziehen, weil die durch ihn erzeugte sehr viel gleichmäßigere Hitze von wesentlichem Einfluß auf die Güte der Steine ist.

Der Eindruck, welchen wir von dem Leben und Treiben in diesen Ziegelbrennereien mit hinwegnehmen, würde nur sein unvollständiger sein, wollten wir nicht wenigstens eine flüchtige Beachtung noch ihrem Arbeiterpersonal schenken. Es ist dabei zunächst der seltsame Umstand hervorzuheben, daß dasselbe fast ausnahmelos nicht aus Landeskindern, sondern aus fremden Zuzüglern und zwar zu neun Zehntheilen aus lippe-detmoldischen Unterthanen besteht. Im Frühling, wenn die stärksten Nachtfröste vorüber sind, also etwa zu Anfang oder Mitte April, sieht man ganze Schaaren dieser „Ziegler", ein Bündel auf dem Rücken, einen Knotenstock in der Hand, in das Land einziehen. In der Regel hat eine jede Ziegelei ihre bestimmten Leute, die alljährlich getreu wiederkehren. An ihrer Spitze steht ein „Meister", welcher die Arbeiten, namentlich aber das große Umsicht und Sachkenntniß erfordernde Geschäft des Brennens leitet, und der dem Ziegeleibesitzer gegenüber eine verantwortliche Stellung einnimmt. — Der Willkomm des letztern in Bezug auf die einrückenden Ziegler besteht zunächst aus einem vollwichtigen Tractament, mit welchem man sich nach Kräften für die saure Arbeit des Sommers stärkt. Am folgenden Tage werden dann die nöthigen Einrichtungen und Vorbereitungen getroffen. Von dem Ziegeleibesitzer erhält die Gesellschaft — denn als solche constituirt sie sich jederzeit — ein Stück Feld zur Gewinnung von Sommerfrüchten angewiesen. Außerdem wird ihr eine Milchkuh zur Nutznießung überlassen; denn die Verköstigung fällt niemals dem Herrn zur Last, sondern ist Sache der Ziegler selbst. So werden denn vor allen Dingen Vorräthe an Speck und Hülsenfrüchten angeschafft, um die Menage herzurichten. Eine Abwechselung des Küchenzettels findet niemals statt; der anspruchslose lippesche Arbeiter begnügt sich mit dieser frugalen, derben Kost, welche in ihrer steten Wiederkehr — Erbsen, Bohnen, Speck — allerdings weit unter den Ansprüchen oldenburgischer Landeskinder steht. Ueberhaupt zeugt es für den Wohlstand dieser Gegenden, daß man hier ein so unausgesetztes, angestrengtes Arbeiten, wie es das dieser fremden Ziegler ist, gar nicht kennt. Um 3 Uhr Morgens wird, im Hochsommer wenigstens, mit dem Tagewerk bereits begonnen, das, mit Ausnahme eines zur Mittagsruhe benutzten Stündchens, vor Einbruch der Dunkelheit keine Unterbrechung erleidet. Es versteht sich von selbst, daß, wenn der Ofen in Thätigkeit gesetzt ist, der Brand auch Nachts einer steten Beaufsichtigung bedarf, wobei denn natürlich das Personal wechselt. Dabei wird die Arbeit, an sich schon schwer genug, noch doppelt beschwerlich durch die plötzliche Abwechselung von Hitze und schneidend kaltem Zugwind, welcher die Arbeiter hier bei dem glühenden Ofen und dort in den luftigen Trockenhäusern ausgesetzt sind. Man sieht daher, wenn der scharfe Frühlings-Ostwind einige Wochen lang über die weite, baumlose Marschebene dahin fährt, unter den Ziegelarbeitern so viele bleiche, hohlwangige Gesichter, daß man sich von lauter Schwindsuchtscandidaten umgeben glaubt. Indessen scheint es doch kaum, als ob die angedeuteten Uebelstände dauernd nachtheilige Folgen nach sich zögen; wenigstens verlautet nicht, daß das Gesundheits- und Sterblichkeitsverhältniß der Ziegler sich als besonders ungünstig herausstellte. — Die Löhnung der Arbeiter wird nach der Anzahl der fertig gelieferten Steine bemessen und beträgt $1^3/_4$ bis 2 Thaler pro mille. Ein fleißiger Arbeiter kann unter günstigen Umständen bis zu 100 Thaler in einer Saison verdienen, wovon doch mindestens die Hälfte als Reingewinn mit in die Heimath wandert.

Eigenthümlich ist es, daß die Ziegler unter sich eine Art von Verfassung haben. Oberste Instanz nämlich ist der sogenannte Ziegelbote, eine Art von Commissionair, der zwischen den Arbeitern und den Ziegeleibesitzern Angebot und Nachfrage vermittelt und im Sommer alljährlich eine Rundreise durch das Land macht, jeder Ziegelei seinen Besuch abstattend, wobei etwa entstandene Differenzen durch seinen Ausspruch geschlichtet werden. — In ihrer Heimath, Lippe, existirt, nebenbei bemerkt, ein eigenes, aus zwölf erwählten „Meistern" bestehendes Schiedsgericht für die Ziegler; auf das oldenburgische Gebiet indeß hat sich diese Einrichtung nicht übertragen.

* * *

Von welcher unberechenbaren Wichtigkeit für die norddeutschen Küstenländer die gesammte Ziegelsteinfabrikation ist, davon macht man sich wohl erst eine richtige Vorstellung, wenn man sich durch den Augenschein überzeugt, welch eine Seltenheit in ihnen ein von Bruchsteinen aufgeführtes Gebäude ist *). Der Backstein hat überdies den Vortheil, daß er ein schlechterer Wärmeleiter ist, als der Bruchstein, mithin weder der Winterkälte noch der Sommerwärme so leicht Zutritt in das Innere des Gebäudes gestattet als dieser. Schönere Kunststraßen, als die vermittelst der eisenharten Klinker hergestellten Chausseen sind nicht wohl denkbar. Es rollt sich auf ihnen fast so leicht und ebenmäßig, wie auf einer Eisenbahn dahin, und das Netz, welches sie über das Land breiten, wird durch die Fürsorge der Regierung von Jahr zu Jahr sozusagen mit neuen Maschen versehen, so daß allein nach dieser Seite hin der Klinkerproduction noch auf lange Jahre hinaus ein steter Absatzmarkt gesichert ist. Der Bau des preußischen Kriegshafens bei Heppens am Jadebusen würde mit noch unendlich viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen haben, lieferten nicht die Klinker ein Material, welches dem Andrang von Sturm und Wellen auf das Wirksamste trotzt, und das, wenn überhaupt, doch nur mit den größten Schwierigkeiten und Kosten durch ein anderes zu ersetzen wäre.

Dient nun auch der Backstein wesentlich dem Bedürfnißbau, so ist dennoch keineswegs seine Verwendung zu Luxusbauten ausgeschlossen, ja dieselbe scheint immer größere Dimensionen annehmen zu sollen, je mehr man sich überzeugt, daß sowohl in architektonischer wie malerischer Hinsicht der Ziegelstein die mannigfaltigste Benutzung möglich macht. In Bezug auf die malerische Wirkung braucht nur an den ansprechenden Eindruck erinnert zu werden, den der Wechsel hellerer und dunklerer Steine — letztere etwa als Lisenen oder Friese von dem eigentlichen Körper des Gebäudes sich abhebend — auf das Auge macht **). In dem Bemühen der Neuzeit, einen wahrhaft volksthümlichen Baustil zu schaffen, dürfte leicht dem Backstein eine noch größere Zukunft vorbehalten sein, wie denn gegenwärtig schon in der mühevollen und unscheinbaren Arbeit, welche dem Boden Bau- wie Brennmaterial gleichsam abzwingt, der Talisman des Märchens verborgen erscheint, welcher Schlacken und Erde in Gold verwandelt.

---

*) Im Butjadingerlande, z. B. dem zwischen Weser und Jade belegenen Landestheile, dürften die einzigen nennenswerthen Beispiele die alten aus Tuffstein erbauten Kirchen sein, zu welchen die Friesen das Material über das Meer geholt haben sollen.

**) Es findet sich diese Art der Verzierung bereits an den übrigens sehr schmucklosen gothischen Backsteinkirchen Pommerns, Mecklenburgs und der Marken aus dem 13. und 14. Jahrhundert.

Eine Besteigung des Vulcans Kilauea auf Hawaii.

Ein Deutscher aus San Francisco, der sich W. Schr. unterzeichnet, schildert im „California Democrat" vom 18. September seine Besteigung des Kilauea. Dieser Feuerberg hat seiner Eigenthümlichkeit wegen die Aufmerksamkeit der Geologen ganz besonders auf sich gezogen, und wir wissen, daß ein uns befreundeter mit den vulcanischen Erscheinungen gründlich vertrauter Gelehrter in Dresden eine Expedition nach den Sandwichsinseln vorbereitet, um dort mindestens ein Jahr lang den Mauna Roa und den Kilauea auf Hawaii speciell wissenschaftlich zu erforschen.

Die Schilderung unseres californischen Landsmannes ist folgende:

Der Kilauea liegt auf Hawaii, der größten der aus acht Inseln bestehenden Gruppe der Sandwichsinseln und erhebt sich gegen 3630 Pariser Fuß über den Meeresspiegel. Der Krater hat, nachdem er Jahre lang sich ziemlich ruhig verhalten, in der neuern Zeit wieder bedeutende Thätigkeit entwickelt und zeigte sich während meines Besuches sehr lebendig.

Am 21. Juni 1867, nach einer prächtigen zwölftägigen Fahrt von San Francisco in Honolulu angelangt, nahm ich schon den folgenden Tag Passage in einem kleinen nach Hawaii bestimmten Schooner, dessen Capitain, Mr. Crane, sich mir während der ganzen Tour sehr gefällig und nützlich erzeigte. Nachdem wir zwei Tage lang hinreichend Muße gehabt, die Inseln Malokai, Lanai und Maui in ziemlicher Nähe zu betrachten, sahen wir uns endlich am dritten Morgen unmittelbar vor Hawaii, während die aufgehende Sonne die über 14,000 Fuß hohen Bergkolosse Maona Koa und Maona Loa vergoldete. Der letztere ist ebenfalls ein Vulcan und hatte im Jahre 1857 seinen jüngsten Ausbruch, bei welcher Gelegenheit er einen 60 Meilen langen und 2 Meilen breiten Lavastrom bis in das Meer sandte. Der Capitain landete mit mir in Kailua (Sommerresidenz des vorigen Königs), während der Schooner mit leichter Brise weiter segelte. Wir verschafften uns hier Pferde, sprengten so rasch als es die schauderhafte Straße erlaubte bergauf und erreichten bald eine Zuckerplantage, wo wir von der Gastfreundschaft des Verwalters (die Frau war eine Hamburgerin) Gebrauch machten. Zwischen Kaffee- und Zuckerfeldern hinreitend, und nachdem wir noch öfters bei weißen Ansiedlern eingekehrt waren, erreichten wir gegen Abend das in langer Reihe von einzelnen Häusern sich hinziehende Städtchen Kona, durch seinen vorzüglichen Kaffee bekannt, und stiegen dann die steile Straße nach der Bai von Kealakeakua hinab. Hier zeigte mir der Capitain die Stelle, wo im Jahre 1778 Capitain Cook von den Eingeborenen ermordet wurde. Die Stelle wurde bis vor einigen Monaten nur durch einen alten Palmenstumpf, auf dem verschiedene Besucher Kupferplatten mit Inschriften angebracht hatten, bezeichnet; jetzt war ein ziemlich großes steinernes Denkmal der Vollendung nahe. Ein Canoe brachte uns nach unserm Schooner, der am Nachmittag in der Bai vor Anker gegangen war, und bei Tagesanbruch setzten wir unsere Reise fort. Drei Tage lang schlichen wir langsam an der Küste hin, die, fast einzig aus schwarzen Lavamassen besteht und nur selten durch wenige Hütten und Gruppen von Kokospalmen belebt wird. Endlich ankerten wir in Kawaluwalu und ein Ritt von 7 Meilen brachte uns nach dem reizend gelegenen Städtchen Waiohinu, wo ich in dem Hause des Herrn Chr. Spr. gastfreundlich und liebenswürdig aufgenommen wurde.

Zeitig den nächsten Morgen trat ich, nur von einem eingeborenen Führer mit dem romantischen Namen Kamaliikane begleitet, auf einem muntern Pferdchen meinen Weg nach dem Krater an, wohin mich ein Ritt von 40 Meilen zum großen Theil über öde Lavafelder und schauerliche Einöden noch vor Abend bringen sollte. Endlich, als die Sonne sich zum Untergange neigte, und nachdem mein sehnendes Auge schon lange vergebens nach Zeichen von der Nähe des Kraters ausgeschaut hatte, sah ich mich bei einer Biegung des Weges plötzlich am Rande des kolossalen Kessels, der, ungefähr neun Meilen im Umfange und drei Meilen im Durchmesser haltend, von allen Seiten von fast senkrechten Felswänden in der Höhe von 700 bis 1000 Fuß umschlossen wird.

Von diesem Anblicke neu gestärkt, erreichte ich bald, mein todtmüdes Pferd zu einem letzten verzweifelten Galop anspornend, das an der nördlichen Seite des Kraters gelegene Volcano-House, ein für die Verhältnisse sehr gut gehaltenes Hotel (das nächste Haus ist 17 Meilen davon entfernt), wo ein erfrischendes Bad und ein gut besetzter Tisch gar bald die erschlafften Lebensgeister neu belebten. Unterdessen war es dunkel geworden und ich wanderte nun, von dem freundlichen Wirthe und von verschiedenen laternenbewaffneten Insulanern begleitet, nach dem Lookout-House, welches, dicht am Rande des Kraters gelegen, einen großartigen Anblick gewährt. Ein dunkelglühender Feuergürtel schien sich um den ganzen kolossalen Krater zu ziehen, hier und da durch größere helleuchtende Lavaseen unterbrochen, deren gewaltiges Brausen deutlich zu uns heraufdrang. Von dem größten dieser Seen konnte man wegen seiner tiefern Lage nur einen leuchtenden Dampf aufsteigen sehen. Zeitig am folgenden Morgen stieg ich in Begleitung eines Führers in den Krater hinab, der nur von dieser Seite zugänglich ist. Der Weg ist ziemlich bequem und führt durch freundliche Vegetation, Erdbeersträuche und sehr hübsche Farrenkräuter, bis nahe am Boden des Kraters die Vegetation ganz aufhört. Nun ging der Weg über neue Lava, die erst vor wenigen Stunden erkaltet war (erkaltet ist nicht buchstäblich zu nehmen, denn die Lava war so heiß, daß man keinen Augenblick ruhig stehen konnte) und an verschiedenen Stellen kaum einen Fuß tief noch die glühende Masse zeigte, nach dem nördlichsten der Lavaseen. Dieser war etwa 200 Fuß im Durchmesser und wogte und brauste wie ein vom Sturme gepeitschtes Meer.

In derselben Weise passirten wir noch mehrere größere und kleinere Seen, zuweilen an kleinen höchst verdächtig aussehenden Bergkegeln vorüber, die unter fortwährendem Aechzen und Zischen heiße Schwefeldämpfe ausstießen; diese Kegel platzen später, wie mir gesagt wurde, und bilden wieder neue Seen. Aus tausend Ritzen und Spalten stiegen heiße Wasser- und Schwefeldämpfe auf. Der mittlere Theil des Kraters schien längere Zeit unthätig gewesen zu sein; die Lava erschien hier am ältesten und hier und da wuchsen sogar Farrenkräuter aus den Spalten hervor. Jedem, der das Mer de Glace im Chamounithale gesehen hat, muß sich wohl beim Anblick dieses Kraters die Aehnlichkeit der Formation mit dem erstern aufdrängen; beide Plätze bieten den Anblick eines vom Sturme erregten plötzlich erstarrten Sees. Freilich lachen uns dort in Chamouni die Eiskrystalle im schönsten Blau entgegen, während hier Braun und Grau in schwarzem Grunde uns düster entgegenstarrt. Die frische Lava, nachdem sie erkaltet, ist glänzend schwarz und knirscht unter dem Fuß wie hart gefrorener Schnee.

Wir näherten uns nun dem sogenannten Südsee, der alles bisher Gesehene weit in den Schatten stellte. Wir gingen so nahe, als es die große Hitze erlaubte, und erblickten etwa 30 Fuß unter uns einen Kessel, ungefähr 400 Fuß lang und eben so breit, von glühender, in beständiger Bewegung wogender und brausender Lava angefüllt; von Zeit zu Zeit bildeten sich riesige Blasen, die dann donnernd berstend die glühende Masse wohl 150 Fuß in die Höhe schleuderten, während unter furchtbarem Getöse die

Massen in sich zusammenstürzten; der Anblick war über alle Beschreibung großartig, furchtbar schön!

In der Nähe dieses Sees stand ein größerer Kegel, der wegen seiner Aehnlichkeit mit einer Kirche die Kathedrale genannt wurde; etwa jede halbe Minute ließ er ein Aechzen wie ein schwer beladenes Dampfboot hören und warf zuweilen kleine Schauer von glühender Lava aus. Ich muß gestehen, daß ich mich in der Nähe dieses feurigen Monstrums sehr unheimlich fühlte und so schnell wie möglich vorübereilte. Drei Tage später ist die Kathedrale, wie ich nachher erfuhr, in die Luft geflogen, einen neuen Lavasee zurücklassend.

Auf dem Rückwege hatte ich die Freude, einen der größeren Seen überfließen zu sehen; in einer Breite von etwa 20 Fuß ergoß sich der feurige Strom, anfangs schnell und nach und nach langsamer fließend und sich in die Vertiefungen und Spalten vertheilend. Die Lava erkaltet ungemein rasch, weshalb ein solcher Strom, wenn der Fall nicht sehr steil ist, sich sehr langsam fortbewegt. Die Oberfläche erkaltet und wird durch die von innen nachdringende Masse in Falten und phantastische Formen zusammengedrängt, während stellenweise die flüssige Masse wieder durchbricht und sich langsam weiter bewegt. Mein Führer holte mit dem Stocke einige Klumpen glühender Lava heraus, in die er Geldstücke preßte, die dann von der schnell erkaltenden Masse fest umschlossen waren.

Sollte der Krater in derselben Weise wie in den letzten Monaten fortfahren sich anzufüllen, so dürfte der Zeitpunkt nicht sehr fern sein, wo der ganze ungeheure Raum, bis zum Rande angefüllt, überfließen müßte.

Nachdem ich sechs Stunden in dem Krater zugebracht, stieg ich wieder hinauf und trat bald darauf meine Rückreise an. Wenig Stunden und ich war wieder von starren Lavafeldern, Zeugen der früheren gewaltigen Thätigkeit des Maona Loa, umgeben. Den nächsten Morgen erreichte ich Waiohinu und acht Tage später war ich wieder in Honolulu. Wann, o großartiger Kilauea, sehen wir uns wieder?

Die Waldgräber bei Unterlunkhofen im Canton Aargau.

Im Juli 1865 wurde bei Unterlunkhofen, einem Dorf im Bezirke Bremgarten im oberen aargauischen Freienamt, am rechten Ufer der Reuß, ein großer „Heidenhügel" aufgedeckt durch Professor Ludwig Rochholz in Aarau. Dieser vortreffliche Gelehrte hat über den wichtigen Fund in der „Argovia", Zeitschrift der Aargauer historischen Gesellschaft, jüngst Mittheilungen gemacht, die ein hohes Interesse in Anspruch nehmen. Wir unsererseits kennen vorerst nur davon, was ein sachkundiger Mann in der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage vom 20. October 1867) hervorhebt, hoffen aber demnächst näher auf den Gegenstand eingehen zu können.

Herr Rochholz hat alle in dem „Heidenhügel" gefundenen Gegenstände verzeichnet und auch die örtlichen Sagen berücksichtigt. Er erörtert die Grabstreu und den Brenndorn, d. h. symbolische, geweihete Pflanzen als Grabmitgabe in dem Zeitalter, da man die Leichen verbrannte, die Kieselsteine, welche im Steinzeitalter eine Grabmitgabe bildeten; die Urnen, Topfscherben, Geschirrverzierungen, die Eberhauer und Schneckenhäuser, Haselnüsse und Bucheckern und die Ringmünzen. Er giebt auch eine chemische Analyse der Bronze- und Eisensachen, sodann eine Untersuchung der Menschengerippe und Schädel. Als Prachtstück wird hervorgehoben „ein sehr schönes Frauengewand mit Fürgespänge und Bronzegürtel".

Von ganz besonderem Werthe ist die Erörterung über Zeitalter und Race der Bestatteten, „erwogen nach der Landessage von den Erd- und Wassermännern des Zwergenvolkes". Herr Rochholz sieht sich gedrungen zur Annahme finnischer Abstammung der Errichter der ältesten Pfahlbauten, und allmäliger Verschmelzung der Finnen mit späteren, an Anlage und Cultur überlegenen Nachwanderern, und „daher auch Erklärung der schichtenweis über einander gelagerten Producte verschiedener Völker- und Bildungsstufen, sowie der Verschmelzung derselben zu zusammengesetzten, gemischten Erscheinungen."

Es ergeben sich folgende Sätze: — Die finnische Urrace der Pfahlbauer hat den großen Heidenhügel angelegt. Dafür zeugen die in demselben gefundenen Steinkugeln und Steinteller.

Das Geschlecht der Bronzezeit hat den Bau des Hügels fortgesetzt. Dafür sprechen, außer dem Typus der Skelette und Schädel, die Ringmünzen mit ihrer zink- und bleifreien Bronze.

Die Eisenzeit hat den Hügel geschlossen. Dafür zeugt eine neben den Stein- und Bronzesachen gefundene Radschiene.

Desor, der gründliche Kenner der Pfahlbauten, hatte sich gefragt, ob sich in den Sagen und Ueberlieferungen nicht irgend ein Nachklang finden ließe, den man auf diese früheren Wohnsitze auf dem Wasser zurückführen könne?

Nun weist Rochholz nach, wie in den Zwergensagen überall einer im Verschwinden, im Zurückweichen vor größeren und an Cultur überlegenen Siedlern begriffenen Race gedacht wird, welche sich nicht metallenen, sondern steinernen Geräthes bedient. Sie ist von schmächtigem Gliederbau und scheuem Wesen, hat behaarte, dunkel schmutzige Haut, wohnt unter der Erde in Löchern und Höhlen, sehr häufig aber auch im Wasser, aus welchem manchmal ihre Mädchen sich zum Tanze der Menschen unter der Dorflinde stehlen. Manchmal werden aber auch erwachsene Menschen und Kinder von den Bewohnern der Fluth entführt oder hinabgelockt.

Die Sache ist nicht so gemeint, als ob die Germanen in Deutschland und der Schweiz noch finnische Pfahlsiedelungen angetroffen hätten, denn die ganze Keltenzeit liegt dazwischen. „Jene Traditionen gehen vielmehr in der keltischen Sage um. In der germanischen Ueberlieferung können sie nur bei jenen Stämmen auf Berührungen an Ort und Stelle mit den Finnen beruhen, welche eben an Ort und Stelle noch auf finnische Nachbarn trafen. Das war bei den Nordgermanen in Skandinavien der Fall, bei welchen dann auch die Zwergensage ganz unverkennbar auf die „Sumpfleute", d. h. Finnen, hinweist. Es hat aber, auch abgesehen von Entlehnung der Sage von Kelten oder anderen Germanenstämmen, wohl fast jeder Germanenstamm auf der langen Einwanderung von Asien her Gelegenheit zur Berührung mit den weichenden Menschen der Steinzeit gehabt, und alsdann die Sagen, welche an weit entlegenen Orten entstanden, in ganz anderen Gegenden, oft mit genauer Anpassung an die vorgefundene Oertlichkeit localisirt und eingebürgert." — (Diese Ansicht des Berichterstatters der „Allgemeinen Zeitung" ist gewiß richtig. Zwerge spielen auch bei uns in Niedersachsen in der Sage eine große Rolle. Schon vor Jahren, bald nach Keller's Berichten über die ersten Funde von Pfahlbauten, fiel mir ein, was mein Großvater, der 1756 geboren worden war, in meiner frühen Jugend erzählt hatte, um mich vor dem zu warnen, was die „dummen Leute", na-

mentlich jene auf dem Lande, noch steif und fest glaubten. Sie erzählten, sagte er, allerlei einfältige und unglaubliche Dinge von einer Art Menschen, die gar nicht auf der Welt seien, nämlich von den gêlen unnêrschen (plattdeutsch, d. h. gelben Unterirdischen), die dicke, mit kohlrabenschwarzen Haaren bedeckte Köpfe hätten, sehr klein wären und sich vor den „witten Minschen" (weißen Leuten) nicht sehen ließen. Nur dann und wann bekäme man einen gelben Unterirdischen zu Gesicht, doch ließe keiner sich einfangen. Um nun vollends zu zeigen, wie einfältig solcher Bauernglaube sei, behaupte das dumme Volk noch, daß „die großmächtigen Steine in der Heide" von den gelben Zwergen auf einander gehäuft worden seien. Aber „en twarg kann doch sau dicke Steinklumpen nich bören" (d. h. ein Zwerg kann doch so gewaltige Steinmassen nicht emporheben). Damit wurde auf die vielen Dolmen in der norddeutschen Ebene angespielt, namentlich auf jene im Lüneburgischen, und mein Großvater war von der Aller gebürtig. Von der Bedeutung dieser Sage hatte der einfache Bürgersmann keinen Begriff. Ich führe aber die Sache nur an, um hervorzuheben, daß auch bei uns in Niedersachsen die Sage von gelben Unterirdischen, von Zwergen, noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unter dem Landvolke nicht in Vergessenheit gerathen war. Vielleicht kann der eine oder andere unserer Leser in jenen Gegenden, wo Dolmen, „Grabkammern, Steinkammern" ꝛc. im Lüneburgischen oder in der Altmark sich befinden, uns Auskunft geben, ob man im Volke heute noch von den gelben Unterirdischen und Zwergen zu erzählen weiß. Denn daß bei solchen Oertlichkeiten die Sage nicht ruht, ist ausgemacht. A.)

Aus Nordamerika.

Die Adventisten und die Geisterseher. — Die Temperanzfanatiker. — Soldaten und Preßfreiheit. — Aus Californien. Deutsche und Chinesen. Steinkohlen und Dampfschifffahrt.

Adventisten und Geisterseher. In keinem anderen Lande der Welt tauchen so arge Verirrungen religiösen Wahns in größerer Menge auf als im Yankeelande, besonders im puritanischen Massachusetts, das in allerlei Abspurigkeiten voran geht. Zu Wilbraham in Hampden County hielten im September die Adventisten, welcher wir schon vor einiger Zeit im „Globus" erwähnt haben, eine Versammlung. Gleich den Milleriten, mit denen sie wahrscheinlich eine und dieselbe Secte sind, glauben sie, daß „die Welt demnächst untergehen werde". Schon diese bloße Meinung schließt eine Verrücktheit ein, denn was ist die „Welt", und wo soll sie bleiben, wenn sie „untergeht"? Soll sie etwa in die Höhe gehen? Aber leider sind die Redensarten von „oben" und „unten", sobald man sie auf Erde oder Weltall anwendet, an und für sich schon barer Unsinn. — Daß die Welt untergehe, darüber sind die Adventisten einig, nicht aber darüber, ob der große Krach (smash up) 1867 oder erst 1868 erfolgen werde. Länger als ein Jahr wird er aber absolut nicht auf sich warten lassen. In jener Versammlung zu Wilbraham waren die Starkgläubigen im Walde versammelt; sie hatten Zelte aufgeschlagen, sangen wunderliche Lieder, sprangen wie besessen auf und ab, geriethen in Verzückungen und wälzten sich in Krämpfen am Boden umher. Die Prediger wußten grausenhafte Dinge zu erzählen, namentlich, daß der leibhaftige Teufel (der in der alten und neuen Welt, sogar auf dem Ocean umhergeht, also doch wohl ein allgegenwärtiges Subject sein muß) den Menschen nachstelle. Das ging den Adventisten sehr nahe; sie sprangen hoch auf, als ob sie den Teufel packen wollten und riefen: „O, könnten wir den Satan todtschlagen!" Ein Zelt war mit Stroh angefüllt; in diesem saßen junge Mädchen und Frauen; diese schrieen in einem fort: „Wir fühlen uns sehr wohl und erwarten den Herrn." Da und dort lagen ohnmächtige Negerinnen, während eine weiße Frau jede Minute ihre „Himmelfahrt" erwartete. Damit dieselbe ordentlich von Statten gehe, hatte sie am Saum ihres Kleides eine Schnur angebracht, und mit derselben den Rock, des Anstands halber, eng um „die langen Knochen, welche mit Fleisch umhüllt sind", gebunden; denn das Wort „Beine" zu gebrauchen, wäre unanständig.

Aus den östlichen Yankeestaaten sind allerlei Abspurigkeiten auch nach den westlichen Gegenden gelangt. Vor etwa funfzehn Jahren begann das Unwesen mit den Klopfegeistern (Knockings und Rappings) zu Rochester im Staate Neuyork, das aus dem an sich harmlosen „Tischrücken" hervorging. Diese bis heute noch unerklärte Erscheinung wurde bald von Speculanten zur Geisterseherei ausgebeutet, und diese Geisterseherei wurde zu einer „Religion", welche an ein „Fortleben nach dem Tode" glaubt, nicht aber an eine Auferstehung. Das unendliche Dasein ist eine Kette von Entwickelungen; die Lehre vom Sommerlande verbannt die Schranken von Tod und Grab.

Seit einigen Jahren hat der Glaube an Geistereinwirkung und Sommerland kaum Fortschritte gemacht; die christlichen Geistlichen traten, wie das begreiflich und herkömmlich ist, eifrig gegen die „Teufelei" auf und erklärten, daß Niemand, der an dieselbe glaube, sich dazu eigne, ein Amt zu bekleiden und die Wahlstimmen seiner Mitbürger zu erhalten. Damit trafen sie den Punkt, wo ein biederer Amerikaner am verwundbarsten ist. Dem neuen Cultus blieben nur noch diejenigen getreu, von denen die christlichen Geistlichen behaupteten, daß sie keinen Verstand mehr zu verlieren hätten.

Diese Unverstandsleute hielten nun im September zu Cleveland in Ohio eine Versammlung ab, über welche wir im deutschen „New-Yorker Journal" folgenden Bericht finden:

In Brainard's Hall waren an die dreihundert Geisterseher und Geisterseherinnen versammelt. „Mediums" in Bloomercostümen, finster dreinschauende Calvinisten und fröhliche Anhänger der Lehren von Robert Dale Owen, Jungfrauen mit Locken und Calico-Kleidern, Irrenhaus-Candidaten und Candidatinnen bildeten eine Versammlung von außergewöhnlichen Menschenkindern, wie deren selbst ein „Meeting" von deutschen Radicalen nicht interessanter liefern könnte. Die Convention war vier Tage in Sitzung. Was sie gethan, ist schwer zu sagen. Am ersten Tage erschien eine Deputation von Shakern — die jüngste unter ihnen soll etwa vierzig Jahre alt gewesen sein — um die Apostel der neuen Lehre zu hören. Ein Irländer stellte folgenden sonderbaren Antrag, welcher zwar zur Debatte, aber nicht zur Abstimmung kam: „Beschlossen, daß wir als Wahrheit anerkennen, daß eine der ersten großen Principien der Reform ist, durch die Form zu verbessern. Wir empfehlen daher allen Freunden des Fortschrittes überall die Nothwendigkeit eines besseren Verständnisses der Gesetze, welche die Reproduction in der menschlichen Familie regieren. Wir anerkennen Lehrer dieser Grundsätze als Mitarbeiter und wollen durch alle uns zu Gebote ste-

henden Mittel diejenigen unterstützen, welche diesem Werke dienen.“ Die allgemeine Aufmerksamkeit an den ersten beiden Tagen der Sitzung erregte ein gewisser Capitain Barnes aus New-Jersey, der sich für einen Boten aus der andern Welt ausgab. In der Hand hielt er eine große Karte, die er von Zeit zu Zeit entrollte und sich bereit erklärte, eine beliebige Anzahl Seelen durch die Irrwege nach dem Sommerlande zu führen. Dies dürfte übrigens für Capitain Barnes eine schwere Aufgabe sein; denn aus allen Reden, welche bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, geht hervor, daß kaum drei Personen eine und dieselbe Meinung von der Geisterseherei haben. Die Grenzen des „Sommerlandes“ sind so unbestimmt wie die Grenzen des Weltalls. Die Spiritualisten haben keinen gemeinsamen Glauben, keine gemeinsame Ueberzeugung. Ihre Reden waren ein seltsames Gemisch von puritanischen Floskeln, Haß gegen das Christenthum, Lüsternheit nach freier Liebe und vagen Schilderungen des Lebens nach dem Tode. Es fehlte nicht an witzigen, wohl gar geistreichen Bemerkungen, und hätte der Nichtgeisterseher versucht, das Schauspiel zu bespötteln, er wäre Gefahr gelaufen, demselben mitleidigen Lächeln zu begegnen, welches man in Irrenhäusern wahrnimmt, wenn man zu den Einbildungen der Unglücklichen ungläubig den Kopf schüttelt. Wie die von der Außenwelt getrennten Geisteskranken die ganze Menschheit für verrückt halten, so zucken diese sich noch frei bewegenden Irren mitleidsvoll die Achsel, wenn der Alltagsmensch sich anmaßt, die Wahrheiten der reinen Lehre zu bezweifeln. —

Zu Worcester in Massachusetts hielt die „Temperanz Convention“ am 17. September ihre Sitzung. Da sehr viele Yankees nicht wissen, was es heißt, mäßig trinken, und da sehr viele Bestialitäten von ihnen in trunkenem Zustande begangen werden, so ist man darauf verfallen, überhaupt alle geistigen Getränke zu verdammen. Seit zwanzig Jahren ist in diesem Sinne agitirt worden, und der „Liquor“ spielt auch eine politische Rolle. Die Radicalen haben ihn auf dem Papier und in ihren „Plateformen“ (d. h. Parteiprogrammen) in Acht und Bann gethan, sie sind für puritanisch strenge Sabbathfeier und haben auch das Bier verflucht. Damit gaben sie freilich denjenigen Deutschen, welche so geistesbeschränkt waren, sich dieser Partei des Fanatismus und der Constitutionsvernichtung anzuschließen, den größten Anstoß, und als sie definitiv das Lagerbier antasteten und dasselbe mit Verachtung behandelten, wurden die Radicalen unter den „Dutchmen“ rebellisch. Ja so weit sind diese biederen Teutonen schon gekommen, daß sie jetzt den Thee- und Wasserfanatikern den Gehorsam aufgekündigt und in manchen Städten erklärt haben, sie ständen auf der „Lagerbier-Plateform“ und würden keinem ihre Stimme geben, der nicht ausdrücklich gegen den Temperanzunfug sich erkläre. Das wird wohl schwerlich viel helfen. Zu Worcester wenigstens erklärte ein angesehener radicaler Temperanzmann: „Das Verkaufen berauschender Getränke ist ein Verbrechen.“ Im puritanischen Neuengland mengen sich die Geistlichen in Alles und Jedes, und das Temperanzwesen ist, seit man auf den Kanzeln nicht mehr Krieg predigt, recht eigentlich ihre Domaine. Der ehrwürdige Pastor Eddy decretirte: „Niemand, der geistige Getränke genießt, darf sich im Staate Massachusetts trämmen lassen, Gouverneur zu werden. Der smarte Senator Henry Wilson, dessen Lieferungsgeschäft über 1 Million Paar Soldatenschuhe wir neulich erzählt haben (S. 192), fehlte auch nicht. „Es überläuft mich ganz kalt, wenn ich nur davon reden höre, daß man Erlaubnißscheine („Licenzen“) für den Verkauf von Liquor bewilligen wolle. Der Gedanke, daß Leute durch das Gesetz ermächtigt werden sollen, Branntwein oder gar Lagerbier zu verkaufen, ist mir gräßlich und erfüllt mich mit Schrecken und mit Abscheu.“ —

Während des Bürgerkrieges wurden von den Nordsoldaten auch in den „loyalen“ Staaten viele Druckereien zerstört, wenn die Zeitungen, welche aus denselben hervorgingen, des „Copperheadismus“, „südlicher Sympathien“ ꝛc. verdächtig waren. Die Freiheitssoldaten erhielten dann Befehl, die Druckerei zu erstürmen und die Pressen zu zerschlagen. Die Offiziere von der „Freiheitsarmee“ haben an dergleichen Geschmack gefunden und setzen die löbliche Praxis auch im Frieden fort. Im September 1867 gab zu Camden in Arkansas ein Major Pierce seinen Unionssoldaten den Befehl, die Druckerei des „Eagle“ zu demoliren. Das geschah. Die Soldatenlogik der Freiheitsarmee geht aus folgendem Berichte des Platzcommandanten Oberst Gilbert hervor:

„Tadel der Presse, welcher gegen die Diener des Volkes gerichtet ist, mag geduldet werden. Aber die Truppen der Generäle Ord und Niel, welche beordert worden sind, letztere in der Erfüllung ihrer Pflichten zu unterstützen, sind keine Diener des Volkes von Arkansas, sondern eher dessen Herren, und man erachtet es für eine starke Impertinenz, daß die Zeitungen dieses Staates sich herausnehmen, an General Niel Kritik zu üben, gleichviel welches die näheren Umstände des Falles auch sein mögen.“

Ein Landrath könnte sich nicht bündiger ausdrücken. Aber in Arkansas ließ wenigstens das Correctiv nicht lange auf sich warten. General Ord antwortete:

„Ihr Schreiben vom 15. d. M., in welchem Sie die Handlungsweise einer Anzahl Soldaten zu vertheidigen suchen, von Soldaten, die durch ihre Offiziere mißleitet worden sind, indem sie gewaltsamer Weise in das Haus eines Bürgers eindrangen und dessen Eigenthum zerstörten, ist eingelaufen. Sie (der Platzcommandant) werden sich darüber zu erklären haben, weshalb jenem Verfahren von Ihrer Seite nicht vorgebeugt worden ist, und ferner nachzuweisen haben, ob die Bestimmungen des Kriegsartikels 32 beobachtet worden sind. Ihre Behauptung, daß die von General Niel befehligten Soldaten nicht Diener des Volkes von Arkansas, sondern eher dessen Herren seien, ist durchaus ungerechtfertigt, sowohl gegenüber dem Volke wie gegenüber dem General. Sie ist im Gesetze durchaus nicht begründet. Die Anmaßung, daß eine Abtheilung Soldaten nach ihrem eigenen Gutdünken gewaltthätiger Weise das Eigenthum eines Bürgers zerstören und sich der ärgsten Verletzungen des öffentlichen Friedens schuldig machen kann, würde selbst unter einem Napoleon nicht geduldet werden.“ Seit diesem Erlasse ist General Ord bei den Radicalen nicht mehr in Gunst; er ist nicht „Satrap“ genug.

Auch in anderen Gegenden wird über Zuchtlosigkeit der Unionssoldateska geklagt. So schreibt z. B. eine Correspondenz von der Indianergrenze: „Die Art und Weise, wie das Bundesmilitair sich gegen die Ansiedler benimmt, spottet jeder Beschreibung. Jüngst zerstörte dasselbe eine Farm und wollte den Eigenthümer todtschießen, weil er sich geweigert hatte, Branntwein an die Soldaten zu verkaufen. Jetzt erfahren wir aus Omaha, daß dort eine Abtheilung Soldaten in ein Magazin eindrang, den Wächter aus demselben vertrieb, mehreren Branntweinfässern den Boden einschlug und sich bestialisch betrank. Sie nahmen auch Fässer mit eingemachten Austern und Früchten weg. Die Offiziere untern Ranges vergaßen sich so weit, daß von ihnen die gemeinen Soldaten zu diesen Excessen ermuthigt wurden und daß sie die Anführer spielten.“

Wir wollen einen Blick auf Californien werfen.

Die „Sabbathgesetze“ spielen auch am Stillen Ocean in der Politik eine wichtige Rolle. Bei den Wahlen in Californien und namentlich in San Francisco (September 1867) stimmte fast die gesammte deutsche Bevölkerung gegen die Radicalrepublikaner, zu deren Partei alle „Sabbathfanatiker“ gehören, und für die demokratische Partei, deren Führer sich verpflichtet hatten, „das Sonntagsgesetz zu vernichten“. Die Deutschen waren auch sehr bös über einen Hirtenbrief des anglikanischen Bischofs Kip,

der sich mit großer Heftigkeit gegen die gottlosen Ausländer ausspricht. Er eifert grimmig gegen die Bälle am Sonnabend, die „Dinner Parties“ am Sonntag und besonders gegen die „Picnic-Parties“. Er begreift nicht, „wie irgend ein Mensch, der sich Christ nenne, sich so weit vergessen könne, an Gottes heiligem Tag im Freien solch einen gottlosen Carneval zu feiern.“ Die Deutschen sind nämlich, nach vaterländischer Sitte, gewohnt, am Sonntage mit ihren Familien außerhalb der Stadt ins Freie zu gehen, Speise und Trank, die sie der Sabbathgesetze wegen in keinem Wirthshause kaufen können, mitzunehmen, und auf dem grünen Rasen und unter schattigen Bäumen zu singen und harmlose Spiele zu treiben. Darin sieht der Bischof „a scandal by which Christ is dishonoured.“ All dieser Greuel komme durch die „Fremden“ ins Land, unter denen die Deutschen und Franzosen dem Bischof vorzugsweise anstößig erscheinen. — Bei jenen Wahlen handelte es sich noch um eine andere wichtige Frage. Nachdem die Radicalrepublikaner einmal die absolute Gleichstellung der Neger mit den Weißen erklärt haben, erscheint es nur folgerichtig, daß sie auch den Chinesen auf dieselbe Stufe bringen wollen, wie den Schwarzen. In Californien, wo etwa 60,000 Chinesen leben, sind sie dabei auf nachdrücklichen Widerstand gestoßen und haben eine schwere Niederlage erlitten. Die Deutschen haben, mit wenigen Ausnahmen, gegen die Gleichstellung der Chinesen gestimmt. Der „California Democrat“ vom 18. September schreibt: „Bundessenator Trumbull, der radicale Fanatiker, hat die Grundsätze seiner Partei im Senate der Vereinigten Staaten offen ausgesprochen, indem er erklärte: die Chinesen müßten Stimmrecht haben, und ein Chinese sei mindestens eben so gut wie ein Deutscher.“

Wir wollen hier bemerken, daß die Partei der Radicalrepublikaner zum großen Theil aus den früheren Knownothings besteht, daß aber trotzdem ein großer Theil der Deutschen in den östlichen, mittleren und westlichen Staaten dieser Partei anhängt. Durch letztere ist dieselbe zur Herrschaft gelangt und durch die Radicalrepublikaner sind in verschiedenen Staaten die Sabbathgesetze eingeführt worden. Jetzt endlich wird ein Theil dieser „republikanischen“ Dutchmen stutzig, sieht ein, daß man sie doch nur als „Stimmvieh“ benutzt hat, und fängt nun an, rebellisch zu werden, zunächst, um wieder „freie Sonntage“ zu bekommen.

In Betreff des „chinesischen Votums“ ist für die Stimmung unserer Landsleute bezeichnend, was ein deutscher Bürger von San Francisco in einer Warnung an die Wähler ausruft. Es ist allerdings einige Uebertreibung darin, der Grundgedanke aber scheint uns richtig zu sein.

„Haben die Wähler den Fluch bedacht, den sie über unser Land bringen würden, wenn sie mexicanische Zustände bei uns einführten? In Mexico haben sie die Amalgamirung der schwarzen, rothen und weißen Race und sie ist gleichbedeutend mit Bürgerkrieg, Anarchie und Niedertreten jeder Cultur; diese heißt Herabwürdigung der weißen Menschen im Interesse eines übermüthigen Pfaffenthums, und Vernichtung des Adels der Arbeit, welcher im deutschen Elemente seinen höchsten Ausdruck findet. Hat man die Geschichte des Negerstaates Hayti vergessen, welche seit drei Generationen mit Blut geschrieben ist, eines Staates, der heute noch auf derselben Stufe der Barbarei steht, wie vor 60 Jahren, und wo bisher die schwarze Race auch nicht ein einziges Culturelement entwickeln konnte? Nun, multiplicirt die mexicanischen Greuelzustände mit China und ihr habt das, was man uns in Californien bescheeren möchte, ihr habt die Plateform der Radicalen. Impft auf den mexicanischen Räuber die chinesische Dirne, den chinesischen Dieb, die ganze Abscheulichkeit des Mandarinenthums, und ihr habt das radicale Zukunftsparadies. Gebt dem Chinesen den Stimmzettel in die Hand, und Asien wird seine Schaaren nach unserm dann unglücklichen Lande importiren. Mit 150,000 Chinesenstimmen kann man dann jeden deutschen Protest am Stimmkasten verlachen. — Man hat in blindem Fanatismus der Civilisation unseres Jahrhunderts den Krieg erklärt, man ruft asiatische Barbarei aus. Laßt uns flüchten zu den wilden Indianern auf den Ebenen, denn dort ist noch ein Paradies im Vergleich zu dem, was diese Wahnsinnigen erstreben, welche den Feuerbrand in unsere Häuser werfen, um des schmutzigen Gewinnes eines einzigen Tages willen. Christliche Fanatiker mit ihrer Sabbathfeier wagen laut das chinesische Heidenthum zu proclamiren. Deutsche, erwacht! Kämpft für euer Eigenthum und eure Kinder; kämpft für die Cultur unseres Jahrhunderts und für alle Errungenschaften desselben.“ —

Von Wichtigkeit erscheint, daß in Shasta County in der Nähe des Round Mountain ergiebige Steinkohlenlager gefunden worden sind. — Am Cap Mendocino wird ein hoher eiserner Leuchtthurm errichtet.

Die Dampferfahrten zwischen San Francisco und Yokohama und Hongkong haben ihren regelmäßigen Fortgang. Die Preise nach Japan stellen sich für die Ueberfahrt für Cajüte 250, State Rooms 220, für Berths 200, für Zwischendeck 85 Dollars; nach Hongkong respective 300, 270 und 250 Dollars, Zwischendeck 100, Chinesen-Zwischendeck 40 Dollars.

Auch mit den Sandwichsinseln findet jetzt eine regelmäßige Dampferverbindung statt; Fahrpreise in der Cajüte 75, im Zwischendeck 40 Dollars. Diese Linie wird von Bedeutung werden; die hawaiische Regierung giebt derselben auf zehn Jahre eine Jahressubvention von 75,000 Dollars. Der Verkehr zwischen Californien und den Inseln ist schon beträchtlich; die Einfuhr von den letzteren betrug 1866 in San Francisco 1,247,970 Dollars, 1864 erst 494,738 Dollars. Die wichtigsten Artikel sind: Zucker, Melasse, Kaffee, Reis, Baumwolle und Südfrüchte; die Ausfuhren nach den Inseln bestehen in allerlei Fabrikaten und Bauholz; Total 1866 schon 893,877 Dollars. Californische Siedereien haben mit hawaiischen Zuckerpflanzungen für deren gesammte Ernte Verträge abgeschlossen. Nach Vollendung der großen Ostwestbahn durch Nordamerika wird man von unseren deutschen Häfen aus binnen fünf Wochen nach Hawaii gelangen.

Aus allen Erdtheilen.

Die Handelsflotte Deutschlands.

Sie ist bekanntlich die drittgrößte und steht nur denen von Großbritannien und Nordamerika nach. Diese beiden Staaten haben eine ungleich günstigere maritime Lage als wir, eine beträchtlichere Küstenentwickelung, auch viel mehr und von der Natur besser bedachte Häfen. In allen diesen Beziehungen sind uns auch Spanien, Frankreich und Italien überlegen; trotzdem sind diese letzteren durchaus von uns überflügelt worden und ihre Handelsflotten stehen weit hinter der unserigen zurück.

Vor uns liegt eine Schiffsliste, welche den Bestand der deutschen Handelsflotte im Anfange des Jahres 1867 enthält. Die Tragfähigkeit der Schiffe ist durchgängig in sogenannten Commerzlasten aufgeführt, nach denen man nament-

lich in Hamburg rechnet. Eine Commerzlast beträgt 60 Centner; eine sogenannte Roggenlast der Bremer Schiffe 40 Centner; also respective 3 und 2 englische Tonnen, die 20 Centner hält. Es ist zu hoffen, daß die unzweckmäßige Messung und Angabe nach der einen wie nach der andern Last aufhöre, und daß allgemein die Tonne an deren Stelle trete. Es würde dadurch der ganz überflüssigen Buntscheckigkeit ein Ende gemacht und eine Uebereinstimmung mit anderen Handelsflotten erzielt.

Vor der Eroberung Hannovers und der Aneignung Schleswig-Holsteins durch den preußischen Staat waren acht norddeutsche Staaten an der Seeschifffahrt betheiligt; jetzt sind es deren sechs und zwar in folgendem Verhältniß:

		Seeschiffe.	Last.
I.	Preußen.		
	a. Alte Provinzen, 1. Januar 1866 . . Unter der Gesammtzahl sind 97 Schiffe von weniger als 20 Last Tragfähigkeit mit zusammen 1484 Last begriffen. Die Elbflußschiffe sind nicht mit berücksichtigt.	1454	175,184
	b. Neue Provinzen.		
	Hannover. Mitte October 1866 . . . Darunter 60 Seeschiffe von unter 20 Last mit zusammen 831 Last. Außerdem hatte Hannover Ende des Jahres 1865 an Fluß- und Wattschiffen noch 2762 von 30,175 Last. Der Bestand an Seeschiffen Mitte October 1866 war 932 von 62,148 Last.	906	62,570
	Schleswig-Holstein. 1. Januar 1866 Außerdem 1818 Schiffe unter 20 Last, zusammen 14,100 Last.	713	53,776
	Preußischer Staat im Ganzen	3070	307,830
II.	Hamburg. Anfangs 1867 . . . . . Außerdem 31 Flußdampfschiffe von 1458 Last, 1791 Schuten ꝛc. von 15,729 Last, 100 Lichterfahrzeuge von 3068 Last, 88 Kähne von 6206 Last, sowie 3 Elb- und 10 Alster-Dampffährböcke nur für Passagiere. Von den Seeschiffen sind 26 Dampfschiffe von 8033 Last.	507	80,837
III.	Bremen. Anfangs 1867 . . . . . Außerdem 2 Raddampfer von 238 Last und 7 kleinere von 407 Last zum Schleppdienst auf der Weser. 8 Raddampfer von 581 Last zur Passagier- und Güterfahrt auf der Weser, 107 Fluß- und Lichterfahrzeuge von 1889 Last und 1 Passagierdoppelschrauben-Dampfer von 154 Last. Von den Seeschiffen sind 14 Dampfer von 11,033 Last.	293	74,998
IV.	Mecklenburg-Schwerin . . . . . Außerdem 3209 Fluß- und Küstenschiffe, wovon nur 37 zu 595 Last gemessen sind.	423	79,403
V.	Oldenburg. Anfangs 1867 . . . . . Außerdem 406 Fluß- und Küstenschiffe.	191	17,293
VI.	Lübeck. Anfangs 1866	43	5,310
	Gesammtbestand der norddeutschen Seehandelsflotte	4530	566,680

In dieser Ziffer sind nur die eigentlichen Seeschiffe inbegriffen. Andere Völker zählen bei ihren Zusammenstellungen auch alle anderen Fahrzeuge mit, welche sich im Ebbe- und Fluthbereiche der Ströme und in den Häfen bewegen, die Leichterschiffe ꝛc. Rechnen wir, nach diesem Vorgange, auch unsererseits dieselben hinzu, dann stellt sich ein noch respectabeleres Verhältniß heraus.

Unsere Seeschiffe	4530	halten	1,699,840	Tonnen
die kleineren	7250	„	222,156	„
	11,780	Schiffe	1,921,996	Tonnen

Man hat für diese deutsche Kauffahrteiflotte eine neue Flagge beliebt, welche aus den Farben der preußischen Krone, Schwarz-Weiß, und aus dem Roth zusammengesetzt ist, welches die Hanseaten neben dem Weiß führten. Diese schwarz-weiß-rothe Flagge erscheint particularistisch und wird, da sie offenbar nur eine provisorische sein kann, in günstiger Zeit der deutschen Flagge Platz zu machen haben.

Die Compagnie des Suezcanals, welche für die nächsten zwei Jahre noch 100,000,000 Francs bedarf, um ihr Werk zu Ende zu führen, bietet Alles auf, um die Augen der Welt auf ihr Unternehmen zu richten. Das erste Schiff, welches aus dem Mittelmeer ins Rothe Meer fuhr, war bekanntlich ein Triester Fahrzeug, welches der deutsche Rheder Bauer expedirt hatte. Für kleine Schiffe ist nun eine vorläufige Verbindung hergestellt, und die Compagnie befördert Güter theils auf dem Süßwasser-, theils auf dem Salzwasser-Canale; sie muß aber die Waaren auf platte Schiffe umladen. Die Engländer verschifften auf diesem Wege Pferde, Fourage und andere Vorräthe für ihre abyssinische Expedition, und ein Gleiches hat die französische Regierung für ihre Soldaten in Cochinchina gethan. Eine Wasserstraße zwischen beiden Meeren ist also nun vorhanden, aber noch nicht für Seeschiffe von auch nur mittlerem Tiefgange. Es wäre im Interesse des großen Verkehrs lebhaft zu wünschen, daß der Canal in der That 1869 oder 1870 demselben übergeben werden könne. Seine Aufgabe ist erst gelöst, sobald Seeschiffe von 3000 Tonnen Tragfähigkeit ihn befahren. Späterhin kann nur die Zeit lehren, ob und unter welchen Umständen und mit welchem Kostenaufwande der Canal im Stande zu erhalten sein wird, und ob die Befürchtungen, welche von manchen Seiten auch jetzt noch geäußert werden, sich als grundlos herausstellen. Uebrigens versteht die Technik unserer Tage manche Schwierigkeiten zu überwinden, deren Beseitigung in früheren Zeiten unmöglich erschien. (— Wir wollen hier eine Mittheilung aus Pera vom 11. October beifügen, welche wir in der „Allgemeinen Zeitung" finden. Dieselbe sagt, daß die Berichte über den Stand der Arbeiten am Canal nicht sehr tröstlich lauten. „Auf der ganzen Strecke wird nur sehr wenig gearbeitet. Ein von der italienischen Regierung abgesandter Berichterstatter meldet, daß die Maschinen überall (?) im Sande vergraben und halb verrostet liegen." —)

Das Territorium Alaska in Nordwestamerika.

Diesen Namen führen die ehemals russischen Besitzungen an der Nordwestküste Amerikas, welche der Czar den Nordamerikanern für 7,200,000 Dollars verkauft hat. Die Yankees haben dem Lande sofort einen nicht unpassenden Spitznamen gegeben; sie bezeichnen dasselbe als Walrussia, um an Walrosse und Wale zu erinnern. Wir wollen hier bemerken, daß die Westküste im Norden des 55. Breitengrades zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von Behring und Tschirikoff besucht wurde; seitdem erst wußte man, daß der östliche Theil Nordasiens sich bis unter den Polarkreis gegen Amerika hin erstrecke und von diesem durch eine Straße getrennt werde, die zwar oft mit Eis belegt sei, aber doch eine Fahrt ins Polarmeer gestatte. Die russische Regierung legte keinen Werth auf diese Entdeckungen und rüstete erst 1766 eine neue Expedition aus. Schon früher fuhren einzelne Abenteurer von Kamtschatka aus nach dem gegenüberliegenden Amerika, um dort Füchse und Seeottern zu jagen. Dadurch wurde der Pelzhandel in jenen Gegenden angebahnt; einige sibirische Colonisten begannen denselben regelmäßig zu betreiben, ihre Schiffer besuchten die einzelnen Inseln des weithingestreckten Archipelagus und entdeckten 1760 die Aleuten. Alaschka (Aliaschka), denn so ist die richtige Schreibart, galt lange für ein Eiland, bis Cook 1778 ermittelte, daß es zum Festlande gehöre. Die Pelzjäger legten Handelsstationen an, welche zu bestimmten Zeiten im Jahre von Schiffern aus Sibirien und Kamtschatka besucht wurden. Die Fahrzeuge waren merkwürdig einfach; manche bestanden nur aus Brettern, die mit Lederstricken und Thiersehnen an einander befestigt waren und in vielen befand sich nicht einmal ein Nagel. Mindestens ein Drittel dieser Fahrzeuge ging verloren. Das Pelzwerk brachte man nach Irkutsk. Kaiserin Katharina ließ mehrere Expeditionen ausrüsten; 1787 legten die

Russen am Cooks River einige Handelsposten an und drangen bald auch an die Admiralitätsbai, die am Fuße des hohen Berges St. Elias liegt. 1790 hatten die Russen in Amerika 8 Niederlassungen mit 252 weißen Bewohnern. Daran nahm Spanien Anstoß; es behauptete, daß die gesammte Nordwestküste bis zum Prinz-Williams-Sunde, 60° nördl. Breite, ihm gehöre, denn es habe dafür eine Concession vom Papste. Man ließ diese Ansprüche unbeachtet, und eine mit wichtigen Privilegien ausgestattete Pelzhandelscompagnie begann ausgedehnte Operationen. Sie war seit 1799 Gebieterin über die russischen Besitzungen in Amerika, und gründete 1805 Sitka auf der Insel Neu-Archangel, das auch jetzt Hauptort des neuen Territoriums ist. Dort hätten 1806 alle Bewohner verhungern müssen, wenn nicht ein nordamerikanisches Schiff aus Rhode-Island noch rechtzeitig mit Lebensmitteln angelangt wäre.

Die Russen scheinen ihre früheren Pläne auf der Westseite des amerikanischen Continentes völlig aufgegeben zu haben. Im Jahre 1812 erbaten sie sich vom spanischen Statthalter Californiens die Erlaubniß, an der Bodegabay, nördlich von San Francisco, einige Häuser errichten und Ackerbau treiben zu dürfen, um ihre nördlichen Niederlassungen mit Lebensmitteln versorgen zu können. Sie nannten diese Niederlassung Ross (russisch), bauten ohne Weiteres ein Fort und der spanische Statthalter verfügte die Ausweisung der Russen. Diese aber behaupteten sich ihm zum Trotz; erst 1841 verkauften sie das Fort für 30,000 Dollars an den durch die Goldentdeckungen so berühmt gewordenen Capitain Sutter. Die Besitzung war ihnen nicht mehr nöthig, seitdem sie mit der Hudsonsbai einen Vertrag abgeschlossen hatten, demgemäß Sitka und ihre übrigen Niederlassungen die nöthigen Vorräthe an Mehl und Lebensmitteln geliefert bekamen.

Ich will hervorheben, daß vor etwa 40 Jahren die Russen mit dem Gedanken umgingen, sich der Sandwichsinseln zu bemächtigen. Sie schickten einen Deutschen, Dr. Schäffer, mit etwa 100 Russen und Bewohnern der Aleuten nach Hawaii; er besuchte Oahu und blieb ein ganzes Jahr lang auf Atui, um dort eine Niederlassung zu gründen. Die Sache scheiterte, ich weiß nicht weshalb.

Sie hatten damals überhaupt hochfliegende Pläne und machten übertriebene Ansprüche. Ein Ukas vom 4. September 1821 erklärte die ganze Westküste Amerikas im Norden des 51. Breitegrades, also vom Königin-Charlottesund an, sodann die ganze Ostküste Asiens im Norden vom 45° 30', sammt allen um und nebenliegenden Inseln für ausschließliches Besitzthum des Kaisers von Rußland.

Noch mehr. Der Czar verbot allen Fremden, unter Androhung schwerer Strafe, diesen Küsten sich auf weniger als 50 Stunden zu nähern, ausgenommen im Falle dringendster Noth. Und noch mehr. Der russische Gesandte in Washington hatte für seinen Kaiser auch die volle Souverainetät über den ganzen Stillen Ocean im Norden jenes 51° nördl. Breite in Anspruch genommen und diesen Theil des Weltmeeres für ein mare clausum erklärt! Gegen so exorbitante Ansprüche erklärte sich nicht nur das Washingtoner Cabinet mit äußerster Entschiedenheit, sondern auch England legte auf dem Congresse von Verona dagegen Protest ein.

Diese Forderungen Rußlands gaben Anlaß zur Aufstellung der sogenannten Monroe-Doctrin, welche seitdem von so großer Bedeutung geworden ist. Präsident Monroe nämlich stellte, im Hinblick auf obige Ansprüche und auf die Verhandlungen, welche durch dieselben hervorgerufen wurden, 1823 in seiner Botschaft an den Congreß den inhaltschweren Satz auf, welcher zu einer Hauptmarime der nordamerikanischen Politik geworden ist: daß in beiden Hälften Amerikas europäische Mächte nicht ferner Colonien anlegen sollten; der neue Continent müsse sich selber bestimmen und dürfe nicht von auswärtigen Staaten abhängen.

Großbritannien und Rußland protestirten gegen diese Doctrin; das letztere blieb dabei, die Nordamerikaner von seinen Niederlassungen, überhaupt von der Küste des Stillen Oceans im Norden des 54° 40' nördl. Breite auszuschließen; den Engländern machte es das Recht streitig, die Flüsse zu befahren, welche aus dem Innern, nämlich dem Gebiete der Hudsonsbay-Gesellschaft, durch die russische Küstenlinie ins Meer fallen.

Alle diese Streitigkeiten haben ihrer Zeit viel böses Blut gemacht; sie nahmen aber ein Ende, als England seine Ansprüche auf Oregon fallen ließ. Rußland ging zu einer gemäßigten Praxis über und hat sich nun eines Besitzes entledigt, auf welchen es früher so hohen Werth gelegt. (Karl Andree, Nordamerika S. 215 bis 225.)

Die Nordamerikaner und die Insel Formosa. Diese letztere ist von der Küste Chinas nur durch einen verhältnißmäßig schmalen Meerescanal getrennt, durch welchen in jedem Jahre Tausende von Schiffen fahren. Der südliche Theil des Eilandes wird von Wilden bewohnt, welche die Mannschaft aller Schiffe, der an jener Küste stranden, unbarmherzig ermorden. Dieses Schicksal hatte vor einiger Zeit jene des amerikanischen Schiffes „Rover". Nominell ist Formosa eine chinesische Besitznng, und deshalb hat der nordamerikanische Consul zu Amoy sich mit den chinesischen Behörden ins Einvernehmen gesetzt; er will im Namen der Vereinigten Staaten den südlichen Theil von Formosa in Besitz nehmen. Während des Nordostmonsuns fahren alle Schiffe, welche von Swatau, Amoy oder Taiwan nach Fntschen und überhaupt nach dem Norden bestimmt sind, um das Südcap von Formosa, denn an der Ostseite der Insel vermeiden sie die heftige Strömung, welche während jenes Monsuns im Canale, also an der Westseite, nach Süden geht. Es ist manchmal nicht zu vermeiden, daß sie dabei in den vortrefflichen Hafen am Südende der Insel einlaufen, um Wasser oder Lebensmittel einzunehmen. Dort wohnen Wilde der schlimmsten Art, blutdürstige Leute, welche die Fremden ans Land und in die Wälder locken und sie dort ermorden. Sie haben von den Chinesen Luntengewehre, Kugeln und Pulver gekauft, und sind von jenen in Ruhe gelassen worden, weil kaiserliche Edicte verboten haben, sich in Feindseligkeiten mit ihnen einzulassen. Nun wollen die Nordamerikaner dem Unfug ein Ende machen.

Zur Statistik der Auswanderung. Amtlichen Nachweisungen zufolge beträgt die Zahl der Auswanderer, welche aus den Häfen Großbritanniens und Irlands verschifft worden sind, von 1815 bis zum Schlusse des Jahres 1866 die Zahl von 6,106,392 Köpfen, was einen Jahresdurchschnitt von 117,430 Köpfen ausmacht; aber für die letztverflossenen 10 Jahre beträgt dieser Durchschnitt 163,607.

Im Jahre 1866 wurden aus jenen Häfen 204,882 Auswanderer verschifft. Davon waren 50,856 Engländer und Waliser, 12,307 Schotten und 98,890 Irländer. Der „Exodus" aus der Smaragdinsel dauert also fort. Die Zahl der verschifften Deutschen, Norweger, Dänen und Schweden, welche nach Nordamerika und Canada zogen, stellte sich auf 26,691 Köpfe, und 8138 gehörten verschiedenen anderen Nationalitäten an.

Bis 1847 hatte die Auswanderung einen mäßigen Umfang, dann wuchs sie ins Riesenhafte. Von 1847 bis und mit 1854 wurden 2,444,800 Leute verschifft, also 305,600 im Jahresdurchschnitt. Dann folgte bis 1861 ein beträchtlicher Rückgang und diesem bis jetzt wieder ein Anwachsen.

Von 1847 bis 1854 zogen 1,656,044 Irländer über See, in den acht folgenden Jahren nur 479,915, in den dann folgenden vier Jahren 431,846, zusammen 2,567,805 Köpfe. Irland hatte 8,175,288 Einwohner im Jahre 1841, es zählte nur 6,516,794 im Jahre 1861.

Den größten Zuwachs von Irländern erhalten die Vereinig-

ten Staaten von Nordamerika, welche immer weniger „angelsächsisch“ werden je mehr keltische Zumischung kommt. Dorthin gingen 1866 aus den britischen Häfen 161,000 Köpfe, wovon 86,594 Irländer, 38,421 Engländer, 22,372 Deutsche und Skandinavier und 6825 Schotten, sodann noch 6788 aus anderen Völkern.

Nach den britischen Besitzungen Nordamerikas gingen nur 13,255 Köpfe; von diesen bilden die Irländer nur eine geringe Zahl, nämlich 3921, während auf die Engländer 3850, die Deutschen und Skandinavier 2816, auf die Schotten 2208 entfallen.

Nach Australien und Neuseeland 24,079 Köpfe; davon 12,944 Engländer, 2767 Schotten, 7990 Irländer; das übrige waren Ausländer. In Victoria landeten 8531, in Queensland 6054, Neuseeland 4298, Südaustralien 3392, Neusüdwales 1648, Westaustralien 167, Tasmanien 7.

Nach anderen Ländern der Welt wurden 6530 Personen verschifft. Von 1847 bis 1865 verschifften 4,437,715 Auswanderern sind durch Schiffbruch und Seeunfälle überhaupt nur 5327 ums Leben gekommen.

Im Häringsfange an der schottischen Küste von Aberdeen bis Wick sind in der Fischereizeit, die am 15. September geschlossen wurde, nicht weniger als 3200 Fahrzeuge beschäftigt gewesen.

Mammuthelfenbein aus Sibirien kommt fortwährend in großer Menge in den Handel. Im Jahre 1866 wurden etwa 40,000 Pfund gesammelt, sowohl in den sibirischen Tundras wie auf dem neusibirischen Archipelagus vor den Mündungen der Lena. Sie waren die Ausbeute von mehr als einhundert Mammuthen. Man findet dort Zähne von 150 bis zu 300 Pfund Gewicht, und es hat ganz den Anschein, als ob diese Förderung „vorweltlichen“ Elfenbeins noch lange Zeit vorhalten werde.

Die Eidechse als Fetisch im Nigerdelta. Seit langer Zeit ist dieses Thier von den Negern am Bonnyflusse heilig gehalten worden; es war der Haupt-Juju, den kein schwarzer Mann unsanft anzutasten wagte. Mehr als einmal sind in Bonnytown Aufläufe entstanden, weil europäische Matrosen, welche von der Heiligkeit der Eidechsen nichts wußten, sich an denselben vergriffen hatten. Es wimmelte in Bonny von denselben, sie waren in allen Hütten und wurden lästig, aber man ließ sie gewähren, weil sie eben Fetische waren. Nun hält sich seit zwei Jahren der schwarze Bischof Samuel Crowther in Bonny auf, um seine Stammgenossen im Nigerdelta mit den 39 Artikeln der anglikanischen Kirche bekannt zu machen. Jüngst hat er gemeldet, daß „das Evangelium einen großen Sieg über den Götzen des Bonnyvolkes erfochten“ habe. Es ist ihm nämlich gelungen, den König und die einflußreichsten Häuptlinge davon zu überzeugen, daß die Eidechse in der That kein göttliches Wesen sei, und er hatte Einfluß genug, sie dahin zu bewegen, daß sie den Eidechsen den Krieg erklärten. Das geschah im April 1867. An einem bestimmten Tage wurde der Feldzug eröffnet und gewiß sind die Eidechsen, welche sich bisher so sicher fühlen konnten, nicht wenig erstaunt gewesen, als sie plötzlich von ihren Anbetern und Verehrern überfallen und hingemetzelt wurden. In allen Straßen Bonny's lagen todte Eidechsen und Crowther zählte auf einem Platze deren nicht weniger als 57. Man ließ sie liegen, um das Volk zu überzeugen, daß sie keine höhere Macht besäßen. Uebrigens verfiel man auf ein schlaues Mittel, um eine etwaige Revolution unmöglich zu machen. Die Häuptlinge verfuhren ähnlich, wie seiner Zeit der Hebräer Moses mit dem goldenen Kalbe; sie ließen in alle Brunnen der Stadt etwas Eidechsenblut schütten. Wer von solchem Wasser trank, hatte die Eidechse tödtlich beleidigt und durfte auf ihren Schutz nicht mehr rechnen; er hatte seinen Fetisch verloren, und gerade das wurde beabsichtigt. Die Leute mußten aber doch trinken und so blieb ihnen keine Wahl. Auch der letzte Ausweg wurde versperrt. Bei dem Missionshause ist ein Brunnen, und in diesen war kein Eidechsenblut geschüttet worden. Zu diesem kamen Massen von Frauen und Mädchen, welche dem alten Felisch noch weit anhänglicher waren als die Männer und deshalb das mit Blut versetzte Wasser verschmäheten. Bischof Crowther knüpfte die Erlaubniß, aus seinem Brunnen zu trinken, an eine Bedingung. Er hatte bisher, wenn er auf den Straßen predigte, großes Aergerniß daran genommen, daß seine weiblichen Zuhörer keine andere Tracht hatten, als ihre schwarze Haut; jetzt erklärte er, daß er nur bekleideten Weibern Wasser verabfolgen werde. Binnen wenigen Tagen waren dann alle mehr oder weniger bekleidet; sie gaben das Versprechen, daß sie auch in Zukunft den neuen Brauch befolgen wollten.

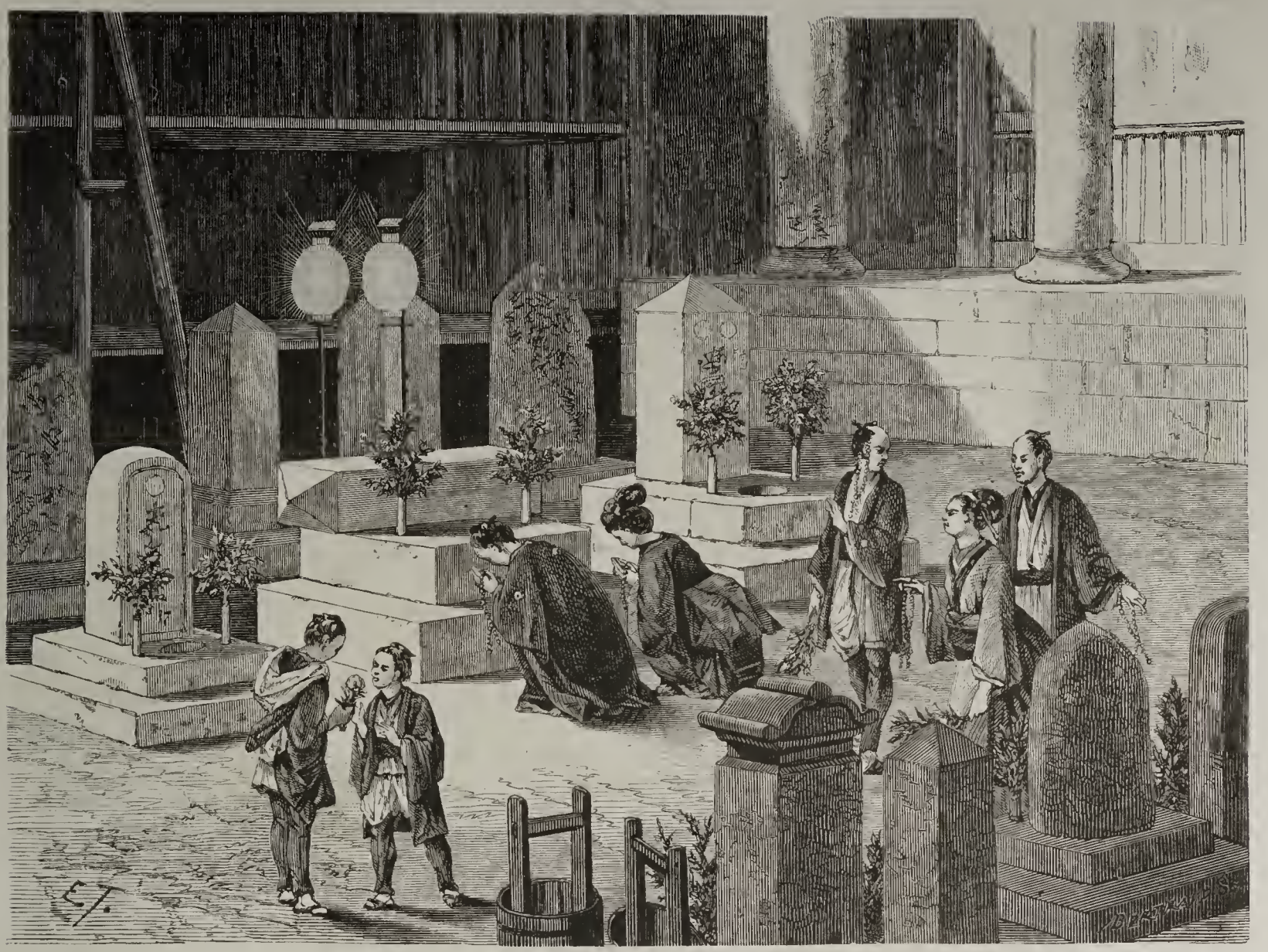
* * *

In Birmingham hat der Ingenieur Platt einen Vortrag über Baumwollenspinnerei gehalten, in welchem er nachwies, daß in den Fabriken Großbritanniens dermalen 36,000,000 Spindeln Baumwolle spinnen. Bei regelmäßiger Thätigkeit liefern sie an jedem Arbeitstage von 10 Stunden 64,000,000 Miles, „genug, um in jeder Minute (?) die ganze Erde viermal mit einem Faden zu umspinnen.“

Die Nachtheile der Entwaldungen sind hundert und aber hundert Mal auf das Handgreiflichste nachgewiesen worden und dennoch geht der Unfug immer weiter. Frankreich weiß ein Lied davon zu singen, wie der Frevel, den man an den Wäldern verübte, sich durch Ueberschwemmungen rächt, die dann in wenigen Tagen einen Schaden anrichten, welcher sich nach Hunderten von Millionen berechnet. Auch in tropischen Gegenden hat man, trotz des üppigen Pflanzenwuchses, alle Ursache, bei der Abholzung vorsichtig zu Werke zu gehen. Ich erinnere mich, den Nachweis gefunden zu haben, daß Pulo Pinang, diese schöne und anmuthige Pfefferinsel in der Straße von Malakka, welche einst für sehr gesund galt, in Folge der Entwaldung ungesund geworden ist. Das weiß man sicherlich auf der benachbarten, vor der Südspitze Asiens liegenden Insel Singapore; aber trotzdem hat man sich nicht warnen lassen. Die übelen Folgen zeigten sich bald. Die Kaffeebäume gediehen im Schutze der Wälder vortrefflich, jetzt sind sie abgestorben und Singapore liefert keinen Kaffee mehr. Ebenso tragen die des Schattens und des schützenden Laubdaches beraubten Muskatnußbäume, welche bis vor wenigen Jahren einen so reichen Ertrag lieferten, keine Früchte mehr, doch liegt hier der Fehler auch mit daran, daß man sie allzustark düngte, weil man meinte: „viel hilft viel,“ was aber nicht zutraf. Nur die Cocospalme ist übrig geblieben; sie liebt die Sonne und man gewinnt aus ihr Nußöl.

Der Potfisch, welcher das Spermaceti liefert, wird vorzugsweise in der Südsee gefangen. Seit etwa einem Vierteljahrhundert ist demselben alljährlich von 300 bis zu 500 Schiffen nachgestellt worden, und die Walfischjäger sind unverständig genug gewesen, auch die Weibchen und Jungen ohne Unterschied zu tödten. Nun hören wir die Klage, daß der Spermwal sich nur noch selten blicken lasse und daß kein Schiff mehr eine volle Ladung gewinnen könne, auch wenn es drei Jahre lang auf dem Fange gewesen sei. Man geht aber wohl zu weit, wenn man behauptet, daß der Potfisch dem völligen Aussterben nahe sei; er wird sich im großen Ocean forterhalten, aber es lohnt sich dann schwerlich, Schiffe für den Fang auszurüsten.

Herausgegeben von Karl Andree in Braunschweig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Japanische Gräber.

Beiträge zur Kunde von Japan.

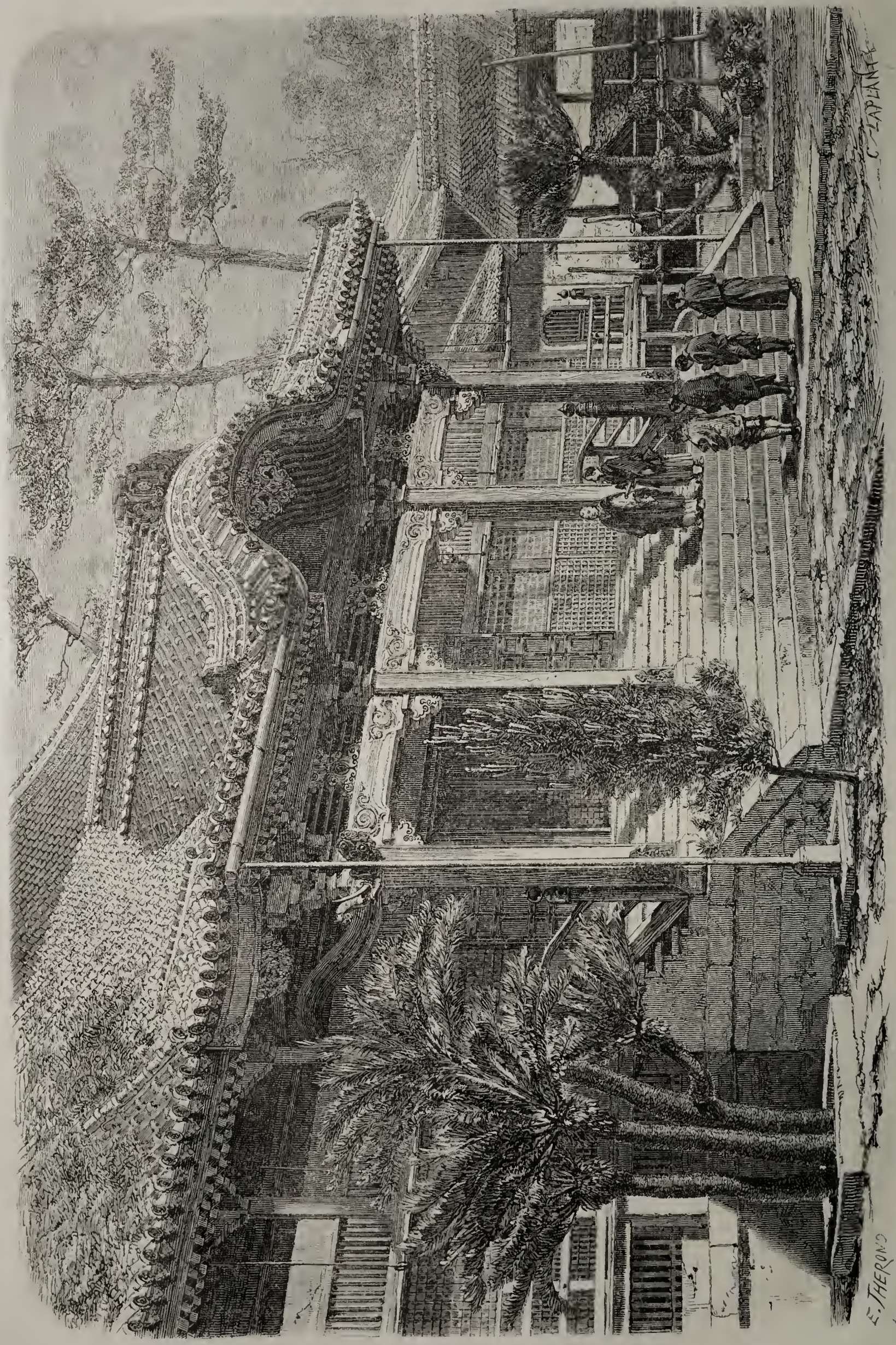
II.

Naturſinn der Japaner; die Reize der Landſchaften. — Die Umgebungen von Nangaſaki. — Lage der Tempel. — Gräberſtätten und Leichenfeierlichkeiten. — Das Laternenfeſt für die abgeſchiedenen Seelen. — Die Yaſiros. — Religiöſe Anſchauungen und kosmogoniſche Vorſtellungen. — Ten zio daï ſin und die Kamis. — Sintocultus und Syutophiloſophie. — Der Buddhismus; das japaniſche Gepräge deſſelben und ſeine Secten. — Geſchichte ſeiner Einführung und Verbreitung. — Legenden. — Buddhabilder. — Der Höllenrichter. — Die Bonzen; das bewegliche Betpult Rinſoo. — Die verſchiedenen Gottheiten und Götterbilder. — Phantaſtiſche Thiere.

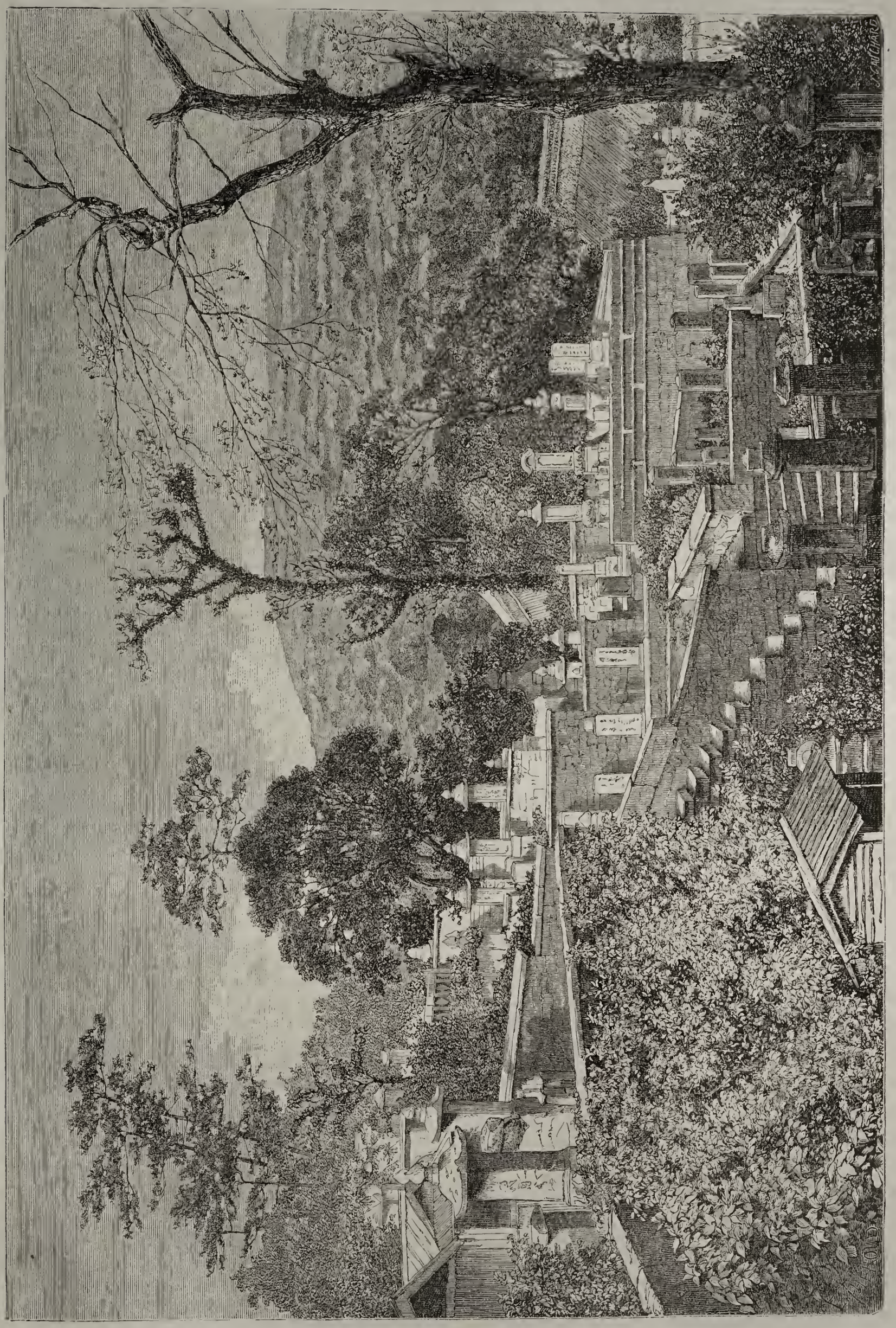
Man hat ſchon oftmals das chineſiſche Reich mit einem verfallenden, wurmſtichigen Gebäude verglichen, das von Invaliden bewohnt und bewacht werde. Wir laſſen dahingeſtellt ſein, ob darin nicht einige Uebertreibung liegt, aber ſo viel iſt richtig, daß Japan, ſeinem Nachbar gegenüber, geſund und kräftig erſcheint. Hier iſt keine Ruine und kein Staub, Alles iſt friſch und grün, und das Ganze erſcheint in Jugendfülle. Die Japaner ſelbſt ſind empfänglich für die Naturſchönheiten ihres Landes und auch eifrig bemüht, der Landſchaft einen recht annuthigen Charakter zu geben.

Die Europäer betreten den Boden des Inſelreiches gewöhnlich bei der Hafenſtadt Nangaſaki auf Kiuſiu, wo der Pflanzenwuchs ſchon ſüdliche Formen aufweiſt. Alle ohne Ausnahme ſind entzückt über die Schönheit der Umgebungen, und wenn ein Maler wie Herr Berg ſagt, daß dieſelbe kaum zu beſchreiben ſei, dann dürfen wir glauben, daß die Landſchaft „reich und herrlich“ ſei. Südlich erhebt ſich der Bergeshang ſteil aus dem ebenen bis zum Rande mit dichten Häuſermaſſen gefüllten Thalboden. An der äußerſten Straße, welche am Fuße der Höhe hinläuft, liegen neben einander auf Felſenfundamenten ſtattliche Tempelportale in langer Reihe. Breite, ſteinerne Treppen führen hinan zu geräumigen Terraſſen, beſchattet vom dichten Wipfelgewölbe ehrwürdiger Rieſenkiefern. Dort ſtehen Glockenhäuſer und Reinigungshallen, Monumente und Nebencapellen von mancherlei Form, bald ſchlank und zierlich, bald breit und maſſig, meiſt in einfachen, ernſten Verhältniſſen gebaut. Dazwiſchen Gruppen ſchöner Gewächſe, beſonders Cicadeen, deren dunkle, unförmige Stämme und kraufe Wipfel mit dem lederartig glänzenden Wedeln eine charakteriſtiſche Zierde bilden. Die Form und die Anlage dieſer Höfe iſt unregelmäßig und bei jedem Tempel anders; ſie iſt der Beſchaffenheit des Bodens und namentlich dem Bedürfniſſe der Landſchaft angepaßt.

Bahnen von breiten Quadern, welche die Höfe durchſchnei-



Ein buddhistischer Tempel in Nangasaki.



Leichenacker in Nangasaki.

den, führen auf die einzelnen Gebäude oft in schiefen oder diagonalen Linien zu und theilen den Flächenraum in angenehmen Verhältnissen ab. Manchmal steigt man über mehrere solcher Terrassen durch reiche Portale zum Haupttempel hinan, der bald geradeaus, bald seitwärts vom Hauptaufgange liegt und von Priesterwohnungen umgeben ist. Der Eindruck, welchen diese Höfe machen, ist ernst und großartig; zumeist bieten sie schöne Aussichten über das Häusermeer und den belebten Hafen dar. Baumgruppen, zum Theil von ehrwürdigem Alter, fehlen niemals; die wuchtigen Dächer der Tempel und Portale ruhen auf stämmigen Säulenpfosten, deren Holz durch die Zeit eine tief dunkle Färbung angenommen hat. Ihre Ornamentik beschränkt sich in edlem Maß auf die Balkenköpfe, Verkröpfungen und Füllungen, die in breitem, markigem Schnitzwerke bald phantastische Ungeheuer, bald stilisirte Pflanzen- oder auch Wogen- und Wolkengebilde darstellen. Der Ton des Ganzen ist tief gesättigt; häufig bekleiden dichte Epheumassen die aus bläulich grauen Quadern gefügten Strebemauern der Terrassen. Die weißen Papierfenster der Priesterwohnungen und die hellen Fugen der schwärzlichen Dächer vertiefen wie Glanzlichter die dunkle Wirkung.

Die eine unserer Illustration zeigt einen solchen Tempel bei Nangasaki, eine andere stellt einen Friedhof bei derselben Stadt dar.

Auch diese Gräberstätten sind charakteristisch für den Natursinn der Japaner. Der Schweizer Humbert bemerkt: „Sie schmücken auch ihre letzte Wohnung auf Erden mit den Beigaben eines ewigen Frühlings; die Friedhöfe tragen in jeder Jahreszeit Grün und Blumenschmuck. Die Gedenktafeln auf den Gräbern bewahren die Erinnerung an die Hingeschiedenen, aber nichts gemahnt an Verwesung oder Zerstörung. Jede Familie hat ihre besondere unfriedigte Stätte und jeder Todte erhält seinen Stein."

Diese Gräberstätten bauen hinter den Tempeln sich auf; sie nehmen einen Bergabhang auf der ganzen Länge der Stadt von 400 bis 500 Fuß ein. Endlose kleine Treppen führen, in verschiedenen Höhen von ebenlaufenden Pfaden geschnitten, bis oben hinauf. Dazwischen liegen auf unzählbaren unregelmäßigen Terrassen die Ruhestätten, vielleicht familien-

Trauerfeier im Tempel.

weis abgetheilt, in Gruppen, deren jede von einer niedrigen Mauer umgeben ist. Aus den gedrängten Reihen der vielgestaltigen Grabsteine ragen Laternensäulen und Buddhastatuen empor, oft in ganzen Reihen von einförmiger Bildung. Hier und da sieht man ein stattliches Denkmal. Alles ist, besonders in den tiefer gelegenen älteren Theilen, mit Moos, Epheu, Immergrün und zierlichen Farrenkräutern dicht bewachsen. Wo der vorspringende Boden einen Absatz bildet, ist der Raum zu einer größern Anlage benutzt. Hier wird die Terrasse, welche das Erbbegräbniß eines angesehenen Hauses trägt, von Strebemauern gestützt; Kiefern, Cryptomerien, herrliche Kampferbäume, Eichen, Lorbeeren, Cypressen, Thuja, Ahorn und Podocarpus ragen in prächtigen Gruppen aus dem Orangen-, Camelien-, Bambus- und Myrthengebüsch, aus Stechpalmen, Aralien, Ligustrum, Viburnum und Eläagnussträuchern hervor und beschatten den abhängenden Felsboden, wo zwischen Moos und Epheuranken eine Fülle wuchernder Kräuter sprießt. Da und dort steht die malerische Wohnung eines Todtengräbers oder ein Vorrathsschuppen mit fertigen Grabsteinen und Götzenbildern. Das Ganze liegt in reizender Verwirrung, und man kann, sagt Herr Berg, dort Tage lang umherirren, ohne sich an der Anmuth und Lieblichkeit der Landschaft zu sättigen. Die Lage nach Norden schützt den Abhang vor Sonnengluth; daher die unvergleichliche Ueppigkeit des Pflanzenwuchses. Man klettert staunend von Terrasse zu Terrasse, denn jedes Fleckchen ist zugänglich, und gewinnt bei jeder Wendung, bei jeder veränderten Beleuchtung ein neues, überraschendes Bild. Der Blick auf die Bai und das ferne Meer, auf das Stadtgewimmel unten und die gegenüberliegenden Höhen wird immer schöner und erhält den mannichfaltigsten Reiz durch die reichen, wechselnden Vordergründe. An Staffage fehlt es nicht, denn die Bürger von Nangasaki lustwandeln an schönen Tagen mit Frau und Kind auf diesen Friedhöfen. Herr Berg, der dort viel zeichnete, ward oft freundlich von ihnen angeredet und auf die Herrlichkeiten der Landschaft aufmerksam gemacht; aus Mienen und Geberden konnte er deutlich abnehmen, daß sie selber die schöne Natur recht freudig genossen. Hier und da sah er auch Frauengestalten in schneeweißem Trauergewande vor den Gräbern beten; sie knieten

oft lange, in tiefe Andacht versunken. Der Japaner hat überhaupt die rührendste Pietät für seine Todten. Vor allen neuen Gräbern und vor vielen, deren dichte Berankung von längst vergangenen Zeiten spricht, findet man frische Sträuße und Opferkerzen, und am Laternenfest werden die Todtenäcker glänzend beleuchtet.

Ueber dieses Fest giebt uns Humbert, als Augenzeuge, eine eingehende Beschreibung. Dasselbe wird gegen Ende unseres Augustmonats abgehalten und dauert drei Nächte lang. Am ersten Abende werden mit bunten Laternen die Gräber derer beleuchtet, welche im abgelaufenen Jahre gestorben sind. In den beiden folgenden Nächten geschieht dasselbe mit sämmtlichen Gräbern, gleichviel ob neuen oder alten. Die Familien verweilen auf dem Friedhofe und essen und trinken zu Ehren der Vorfahren. Auf allen Terrassen ist heiteres und munteres Leben und man läßt Raketen steigen.

Europäer betrachten dieses merkwürdige Schauspiel von der Rhede aus, und dasselbe gewährt, von einem Schiffe her gesehen, einen geradezu feenhaften Anblick. In der dritten Nacht, gegen zwei Uhr in der Frühe, ziehen lange Processionen von den Höhen hinab und stellen sich dann in Gruppen am Ufer der Bai auf. Jeder trägt eine Laterne, und während unten Alles von Licht flimmert, wird es oben dunkel und still. Die Todten müssen vor Tagesanbruch eingeschifft werden und verschwinden. Für sie sind Tausende, aus Stroh oder Binsen geflochtene, kleine Kähne verfertigt worden, und in jedem liegen einige Früchte und kleine Münzen. Auch die Papierlaternen werden diesen kleinen Fahrzeugen anvertraut, welche ein kleines Mattensegel tragen und vom Winde auf die Rhede hinausgetrieben werden, wo sie dann in Flammen gerathen. Die ganze Flotte wird vom Feuer zerstört und bald hat dann auch die letzte Seele diese Erde verlassen.

Auch in Japan waltet der Glaube ob, daß der Verstorbene im Jenseits dessen bedürfe, was ihm hier auf Erden lieb oder nothwendig war. Bevor der Buddhismus eine weite Verbreitung gewann und als der Dienst der Kamis vorwaltete, errichtete man angesehenen Leuten stattliche Grabdenkmäler, Yasiros, d. h. befestigte Wohnungen, die man mit einer kyklopischen Mauer umgab. Den Sarg stellte man in eine steinerne Kiste und diese unter ein hölzernes Gebäude.

Leichenfeierlichkeiten im Hause.

Man legte dem Abgeschiedenen seine Rüstung und seine Waffen mit ins Grab; dann opferte man einige seiner Diener und sein Leibpferd. Diese barbarischen Bräuche sind aber schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Abgang gekommen; statt lebendiger Menschen opferte man nur Puppen und statt der Rosse gemalte Pferde.

Mit der Bestattung der Leiche sind in Japan manche feierlichen Gebräuche verbunden. Sie findet gewöhnlich nach buddhistischem Ritus statt. Der Sarg besteht aus einem leichten, mit weißem Papier beklebten Holzgestelle, in welchem der Todte aufrecht sitzt. Es heißt, die Japaner wüßten ein Mittel, den steifgewordenen Körper wieder biegsam zu machen und ihn so in die sitzende Stellung zu bringen. Manchmal wird eine Trauerfeier im Tempel veranstaltet; nachher trägt man den Sarg auf den Schultern der dann in weiße Gewänder bekleideten Angehörigen hinaus, und legt ihn unter dem Gesange von Litaneien auf dem Friedhofe in die Gruft. Es soll in sehr frühen Zeiten Brauch gewesen sein, die Todten zu verbrennen.

Religiöse Anschauungen durchdringen das ganze Leben der Japaner, deren alte mythologische Vorstellungen mit denen anderer Völker nichts gemein haben; die Sagen knüpfen sich an japanische Oertlichkeiten und an die Naturbeschaffenheit des Landes, welchem sie eigenthümlich sind. Himmel und Erde entwickelten sich aus einem wellenschlagenden Chaos; die leichteren Theile stiegen in die Höhe, die schwereren senkten sich, und in der Mitte bildete sich ein göttliches Wesen, ein Kami, der einhundert Millionen Jahre lebt und aus sich selber einen Nachfolger zeugt, der eben so lange existiren und gleichfalls einen Nachfolger zeugen wird. Dann folgen nach einander vier Götterpaare, Mann und Weib, und jedes derselben regiert zweihundert Millionen Jahre die Welt. Durch sie wurden die japanischen Inseln, die Flüsse, die Berge, der Vater der Bäume und die Mutter der Pflanzen erzeugt; dann auch Ten zio daï sin, ein glänzendes Wesen, das wegen seiner Schönheit an den Himmel versetzt und zum Sonnengotte wird. Er ist Stammvater der fünf irdischen Göttergeschlechter. Seine nachgeborenen Brüder sind der Mond, ferner ein Genius des Meeres und Sosan, der Geist der Unruhe und Bewegung, des Ungewitters und der

Stürme. Er stiftet Unfrieden, muß sich aber dem Sonnengotte beugen und zur Erde, nach Japan, hinabgehen, wo er in Verkehr mit den Menschen tritt. Er befreit eine Jungfrau von einem Drachen und zeugt mit ihr einen Sohn. Seine Nachkommen, die irdischen Kamis, Halbgötter und Heroen, wollen den von Ten zio daï sin entsprossenen Göttern mehrmals die Herrschaft über die Erde streitig machen, werden aber besiegt. Es war den Japanern eigenthümlich, jeden bedeutenden Mann, der sich um das Land Verdienste erwarb, unter die Götter zu versetzen und das hat sich bis in späte Zeiten erhalten. Die Mikados treten ohne Weiteres durch das Geburtsrecht in die Reihe der Kamis, aber auch andere Sterbliche werden förmlich canonisirt und erhalten besondere Tempel, in welchen man sie verehrt.

Der alteinheimische Kami- oder Sintocultus war theils Natur-, theils Heroendienst und hatte, wie es scheint, keine theosophische Grundlage. Als die Moralphilosophie des Confucius von China nach Japan hinüberkam, gewann sie namentlich unter den gebildeten Ständen viele Anhänger und später war dasselbe mit dem Buddhismus der Fall, weil derselbe bestimmte Glaubenssätze aufstellt. Der letztere ist seit mehreren Jahrhunderten gleichsam Staatsreligion und zu ihm bekennen sich äußerlich alle Japaner. Aber die höher gebildeten Leute gehören fast alle der philosophischen Schule Synto an, welche sich auf die Lehren des Confucius gründet und nicht eigentlich als Religion betrachtet werden kann. Ihr zufolge ist die Ausbildung des sittlichen Principes im Menschen vor Allem zu erstreben. Ueber die Frage nach dem geistigen Wesen der Gottheit stellt man keine Sätze auf, weil wir Menschen doch nicht im Stande seien, darüber zu unzweifelhafter Gewißheit zu gelangen. „Das Körperliche, Unvollkommene, Vergängliche steht im Gegensatze zu dem Geistigen, Vollkommenen, Ewigen, dessen Keim in jeden Menschen gelegt ist; er hat die Pflicht, denselben aus eigener Kraft zu nähren und auszubilden. Staat und Familie sind unmittelbare Ausflüsse des ewigen Principes und dazu vorhanden, die Ausbildung des Geistig-Sittlichen im Ganzen und Einzelnen zu leiten und zu fördern. Als Symbol des Scheinbaren und Endlichen wird die Sonne betrachtet, für das Symbol der Ewigkeit und Wahrheit gilt der Himmel. Die Wahrheit wird im Bewußtsein eines jeden Menschen geboren; er ist bestimmt, ihr durch eigene Wahl anzugehören und mit dem Ewigen Eins zu werden.“ Das sind wesentliche Lehren des Confucius, welche die Syntoschule sich angeeignet hat.

Die Anhänger des reinen Sinto- oder Kamidienstes verschmähen allen Bilderdienst und gehen in keinen Buddhatempel. Der Buddhismus zerfällt auch in Japan in verschiedene Secten, die mehr oder weniger von dem alten Kamidienste mit ihren Lehren verschmolzen haben. So hat der Buddhismus mehr oder weniger ein nationales Gepräge gewonnen, und insbesondere ist die Secte der Niobu-Sinto sehr zahlreich; in ihr sind Gebräuche und Lehren des Buddhismus und des Kamidienstes auf das Innigste verschmolzen; ja die ersten Verkünder des Buddhismus in Japan haben ihre Lehre geradezu auf den Kamidienst gepfropft. Die im Sintocultus hochverehrten Ahnen kamen unter der Hülle indischer Gottheiten in buddhistischen Tempeln zum Vorschein, während indische Götter und Propheten in Japan wiedergeboren wurden und in den Personen lebender Regenten, großer Männer und Helden auftraten. Buddhistische Mönche gaben vor, den japanischen Sonnengott in China in der Gestalt eines indischen Heiligen angetroffen zu haben; er sei dort erschienen, um feindliche Anschläge gegen sein Schutzland abzuwenden. Sie brachten dann das Götzenbild nach Japan hinüber und es bekam dort einen eigenen Tempel.

Von den gebildeten Japanern wird der Buddhismus und dessen Priesterschaft geradezu verachtet; die verständigen Leute wollen nicht, wie der gemeine Haufe, ein Gegenstand plumpen Mönchsbetruges werden. Ein japanischer Gelehrter schrieb an unsern Landsmann Herrn von Siebold: „Der Butto ist bei uns herrschender Gottesdienst, und als solcher aus keinem andern Grunde aufgestellt, als um das Volk in seiner Dummheit zu erhalten. Mit Ausnahme der Secte Sensyu geht das Streben aller Bonzen dahin, das Volk und vor allen den Landmann in plumper Unwissenheit zu lassen. Sie sagen: Einfältigkeit führe auf dem Wege des blinden Glaubens und Vertrauens in die Vorschriften und Auslegungen der heiligen Bücher von selber zur Tugend!“ Der gemeine Mann hat blinde Ehrfurcht vor den Bonzen, blickt aber mit scheuer Achtung zu der philosophischen Secte als einer höhern auf, deren erhabene Lehren nur den Bevorzugten zugänglich sind.

Dagegen steht der Kamidienst bei Vornehm und Gering in hohem Ansehen; selbst die Anhänger der Syntolehre beweisen ihm Ehrerbietung und beobachten gern die althergebrachten Festgebräuche der nationalen Gottesverehrung. Fast alle Japaner, und namentlich auch viele buddhistische Priester, besuchen neben den Tempeln ihrer Secten auch die Kamihallen. Die Gebräuche dieses Sintocultus sind mit dem Volks- und Familienleben innig verbunden und nicht davon zu trennen. Auch den buddhistischen Japaner begleiten Gebräuche und Feste des Kamidienstes von der Wiege bis zum Grabe durch das Familien- und Bürgerleben. Sie führen ihn erheiternd und erbauend im Kreise des Jahres herum und mahnen zu bestimmten Tagen und Stunden an die Vorzeit, an die Pflichten gegen sich selbst und die Seinen, gegen Mitbürger und Vorgesetzte. Anstand und Lebensart stehen in enger Beziehung zum Kamidienste; die Festgebräuche sind eine Schule der Bildung für die Jugend; sie verfeinern die Sitten.

In jeder Wohnung befindet sich an erhöhetem Platze eine kleine aus weißem Holze geschnitzte Hauscapelle, Miyä, aufgestellt, in welcher ein Symbol der Reinheit, das Goheï, aufbewahrt wird. Es ist ein aus Papierstreifen bestehendes Sinnbild des Kami, gewöhnlich mit Sprüchen der Moral und Weisheit beschrieben. Vor demselben stehen Blumentöpfe und Opfergeräthe und zur Seite Laternen. Das häusliche Heiligthum ist geschmückt mit immergrünen Zweigen, namentlich auch mit Myrthen und Cypressen-, und in den Gefäßen wird zu gewissen Zeiten Thee, Saki und gereinigter Reis bereitet. Auch in dem Garten beim Hause hat der Götze einen zierlichen Ehrensitz. Der Sintodienst ist ein Natur- und Heroencultus; alle Andachtsübung scheint auf Erhebung der Seele an wunderbaren Naturkräften hinauszulaufen, und der Cultus ist reich an sittlichen Vorschriften und Regeln für das Leben.

Der Buddhismus war schon tausend Jahre alt, ehe er nach Japan kam. Im Jahre 552 erhielt Kin Meï, der dreißigste Mikado, aus Korea von dem dortigen Könige von Petsi ein Standbild des Schakyamuni, der bei den Japanern Budda Siaka genannt wird, und außerdem buddhistische Bücher, Fahnen, einen Baldachin und mancherlei andere zum Cultus gehörende Sachen. In einem Briefe schrieb der König von Petsi: die aus dem fernen Indien stammende Religion enthalte die allerbeste Lehre und offenbare Geheimnisse, welche selbst dem Confucius dunkel geblieben seien. Sie versetze uns in einen Zustand, dessen Glückseligkeit gar nicht übertroffen werden könne. Er, der König, sende nun diese Lehre in das Reich des Mikado, damit sich erfülle, was in Buddha's Büchern stehe: „Meine Lehre soll sich nach Osten hin ausbreiten.“

Der Mikado fragte seine Minister, was mit der Statue

des großen indischen Kami geschehen solle. Einer derselben, Inamе, hob hervor, daß alle Völker im Westen den Buddha verehren, und es sei nicht gut, wenn Japan ihm den Rücken kehren wolle. Ein anderer Minister, Namens Wokosi, warf ein, ob nicht etwa die einheimischen Kamis zornig würden, falls man dem Fremden Huldigungen darbringe? Darauf entgegnete der Mikado: „Es ist gerecht und billig, daß dem Menschen gestattet werde, was sein Herz begehrt. Also möge Inamе das Bild verehren!“ Dieser bauete dann einen Tempel für dasselbe. Aber bald nach Aufstellung des Bildes brach die Pest aus und man überredete nun den Mikado, daß dieselbe eine von den alten Göttern verhängte Strafe sei. Die Bildsäule wurde umgestürzt und der Tempel zerstört; aber der Buddhismus behielt doch manche Anhänger; es kamen Bonzen aus Korea, der Streit, welcher zum Theil blutig und gewaltthätig geführt wurde, dauerte fort, bis um 620 die neue Lehre festen Boden gewann. Ein schlauer Bonze wußte den Landesherrscher zu gewinnen. Er warf sich vor dem sechsjährigen Enkel des Mikado nieder, weil er in demselben einen Fleisch gewordenen Buddha erkannt habe. Der Knabe wurde für den Priesterstand bestimmt und der koreanische Mönch leitete die Erziehung desselben. Als er herangewachsen war, trat er als der erste Oberpriester der Buddhalehre in Japan auf, und noch heute wird er verehrt als Sjo tok daïsi, d. h. der heilige und tugendhafte Erbprinz.

In Japan erinnert Vieles daran, daß der Buddhacultus aus einem fernen und fremden Lande stamme. Man sieht in den Tempeln Elephantenköpfe und Palmbäume; aber die indische Lehre hat in Japan manche Zuthaten bekommen,

Der Höllenrichter.

und dasselbe gilt von den Sagen über Buddha. Als dieser zur Welt gekommen war, stellte er sich sofort auf seine beiden Beine, machte nach allen Himmelsrichtungen hin sieben Schritte, zeigte mit der rechten Hand nach dem Himmel, mit der linken zur Erde und sprach: „Rings um mich herum und weder oben noch unten giebt es ein Wesen, das mit mir verglichen werden kann und der Verehrung so würdig ist wie ich!“

Der Todestag Buddha's wird namentlich zu Kioto in dem Toofukziteupel in großartiger Weise gefeiert. Man rollt das berühmte Bild des Nehanzao auf, welches der berühmte Maler Toodenzu entworfen hat. In der Mitte liegt Buddha unter einem Sarasbaume, versenkt in ewige Ruhe. Sein Gesicht hat einen feierlichen Eindruck; es deutet an, daß seine Intelligenz frei geworden ist, daß er selber sich in die Nirwana versenkt hat. Seine um ihn versammelten Jünger blicken auf ihn mit Trauer und Bewunderung. Die Mühseligen und Beladenen, die Pariahs, beweinen den mildthätigen Freund, der sie speiste und ihnen Almosen gab; er war ihr Tröster, dessen Worte der Barmherzigkeit ihnen die Aussicht eröffneten, daß auch sie einst befreit werden sollen. Auch die Thiere, ja alle Creaturen sind schmerzlich erregt, daß der todt ist, welcher Alles, was lebt, sei es unter welcher Gestalt, schonte und unangetastet ließ. Die Genien der Erde, des Wassers und der Luft nahen sich achtungsvoll; ihnen folgen die Fische und die Vögel, Insekten und Kriechthiere und viele Vierfüßer, unter denen namentlich der weiße Elephant hervortritt, in welchem die höchste Stufe der brahmanischen Seelenwanderung verkörpert ist.

Wir wollen hier keine Betrachtungen darüber anstellen,

ob die buddhistische Nirwana ein Zustand sei, in welchem die Seele in dem Urnichts aufgehe oder vielmehr in das göttliche Urwesen zurückkehre, von welchem sie einst ausging. Die letztere Vorstellung ist tröstlicher als die erstere. Buddha nimmt die Existenz des Schmerzes an, von welchem der Mensch heimgesucht wird; Ursachen desselben sind die Leidenschaften, Fehler, die Unwissenheit und auch schon das bloße Dasein. Der Schmerz kann nur ein Ende finden, wenn die Existenz selber aufhört. Es giebt kein anderes Mittel, aus dem Kreise der sich immer wiederholenden Wiedergeburten herauszutreten, als den Eingang in die Nirwana; mit der vollständigen Vernichtung von Seele und Leib hört auch der Schmerz auf. Wenn auch nur ein Atom von der Seele übrig bliebe, dann könnte sie ja wieder erscheinen und ihre Befreiung liefe dann, wie so vieles Andere, nur auf eine Täuschung hinaus. Das Nichts, von wannen man nicht wiederkehrt, ist das einzige Asyl, die einzige Rettung.

Auf der Stufe zwischen dem Leben und dessen völliger Vernichtung gehen allerlei Dinge vor, von welchen die Bonzen Wundersames zu berichten wissen. Die Seele des Menschen gleicht einem schwimmenden, hin- und herwogenden Dunste; dieser ist unauflöslich, hat eine längliche Gestalt, etwa wie ein „Froschwurm“, mit einem dünnen Blutstreifen, der oben vom Kopfe bis zum Schwanzende sich hinzieht. Wer genau aufpaßt, kann sehen, wie er aus dem Hause entweicht, sobald ein Mensch seine Seele aufgiebt; jedenfalls hört man dann, daß die Fensterläden krachen.

Wohin geht nun die Seele? So recht eigentlich wissen die Bonzen das nicht, aber so viel wenigstens ist ausgemacht, daß sie von den dienenden Geistern des Höllenrichters in Empfang genommen wird. Dort wird Gericht über sie gehalten und sie müssen, die „Seelen“ nämlich, vor einem Spiegel niederknien. Wie es dabei zugeht, ist aus unserer Illustration zu ersehen. Der Herr Höllenrichter macht ein gar grimmiges Gesicht. Die Seelen, welchen Verbrechen zur Last fallen, müssen je nach der Beschaffenheit derselben in einem oder in mehreren der achtzehn concentrischen Höllenkreise umherirren. Sobald sie hinlänglich vorbereitet sind, kommen sie der Reinigung halber in das Fegefeuer. Der Deckel desselben wird ihnen aber erst geöffnet, nachdem sie es so weit gebracht haben, daß sie nicht mehr rückfällig werden; dann können sie ihre Seelenpilgerung fortsetzen.

Die Seelen arger Bösewichter hausen in Einöden, unter Getrümmer und Giftpflanzen, und eben daselbst treiben sich auch grauenhafte Dämonen umher. Gewöhnlich sind das Stellen, wo einst ein blutgieriger Ritter oder Feudalherr die ärgsten Schandthaten verübte. Aber die Rache ließ nicht auf sich warten; er wurde ermordet und seine Burg ging in Flammen auf. Nun kommt er bei Nachtzeit und geht um; er wird gepeinigt durch das Andenken an die Abscheulichkeiten, welche er verübte, und arg gequält durch Höllengeister und auch die Schlachtopfer, die er einst hingemordet.

Man hat den Buddhismus wohl als einen Cultus bezeichnet der keinen Gott kenne, als eine Religion des Nichts, welche durch die Verzweiflung erdacht worden sei. Aber fast der dritte Theil der Menschheit bekennt sich zum Buddhismus. Dieser stützt sich indeß auf eine Art von geoffenbarter Gottesweisheit, doch seine Theorie von Welt und Ewigkeit ist allerdings in ihren wesentlichen Sätzen fast durchaus verneinend. In Japan fand er unter einem in der Gesittung vorgeschrittenen Volke wohl so viele Anhänger, weil er, wie schon weiter oben angedeutet wurde, bestimmte Glaubenssätze lehrt und zum Denken anregt. Hier erfuhr er auch manche Umwandlungen und weicht dadurch von dem indischen und chinesischen Buddhismus in manchen Stücken ab. Man nennt mehr als dreißig Secten, welche keine Tempel besuchten, keine Bilder verehrten und ein reines, inneres Leben, innere Zufriedenheit und Heiterkeit als höchstes Ziel und als den wahren Beruf des Menschen hinstellten. Die Bonzen mochten, wie das bei Theologen überall herkömmlich ist, unter einander über die Vorzüge ihrer verschiedenen Lehren streiten, aber das Volk hatte Menschenverstand genug, sich von ihnen nicht fanatisiren zu lassen.

Bonze höhern Grades.

Die Bonzen der meisten Secten stehen in der öffentlichen Achtung sehr niedrig. Der japanische Buddhismus hat Mönchs- und Nonnenorden, Monstranzen, Rauchgefäße, den Krummstab, Rosenkranz, Reliquien, Talismane und Ablaßkram. Auf den Altären der Buddhatempel stehen Candelaber, Weihrauchbecken, künstliche Blumensträuße, bronzene Thierbilder und noch manche andere Sachen. Manchmal stehen die großen Götzenbilder auf dem Altare hinter prächtigen Goldgittern; in den Nebencapellen findet man viele kleinere Bildsäulen von Heiligen und manche Votivgemälde. Einige Tempel enthalten kolossale durch zwei Stockwerke reichende Bildsäulen; in anderen sind ganze Wände von oben bis unten mit Miniaturstatuetten von einer und derselben Form bedeckt. Geschnitzt, gemalt, von Holz, von Stein und

Bronze steht Buddha an allen Ecken und Enden, bald aufrecht, oder sitzend auf der Lotosblume, oder segelnd, betend, oder in Betrachtung versunken. Jeder Berg, jeder Fluß, jede Kluft ist einem Heiligen geweiht; an allen Pfaden fordern Götzenbilder den Wanderer zur Verrichtung der Andacht auf.

Die Mönche gehen, wie unsere Illustrationen zeigen, geschorenen Hauptes und in langen, faltigen Gewändern. Sie leben ehelos, sollen weder Fisch noch Fleisch essen und gelten zumeist für habsüchtig und ausschweifend. Auch machen sie sich wie dem Volke das Beten bequem, weil ja ohnehin nach ihrer Meinung „blinder Glaube hinreichend ist, um den Menschen zur Vollkommenheit zu führen."

Der Oberpriester Fudaisi, der aus China nach Japan kam, erfand eine Vorkehrung, durch welche die Mönche der Mühe überhoben wurden, „das Rad des Gesetzes" zu drehen, und doch buchstäblich das vorgeschriebene Verbot zu erfüllen. Er verfertigte das Rinsoo, eine Art von beweglichem Betpulte, das sich um eine Angel dreht und auf welchem die Rollen der heiligen Bücher liegen. Die Eingeweiheten erhielten, je nach dem Grad ihrer Andacht, die Erlaubniß, das

Betende Bonzen.

Rinsoo zu einem Viertel, oder zur Hälfte, oder zu drei Viertel abzudrehen. Die ganze Umdrehung wurde nur in seltenen Ausnahmefällen gestattet, denn sie ist so hochverdienstlich, daß sie dem Durchlesen aller überhaupt vorhandenen heiligen Bücher gleichgeachtet wird.

Eine besondere Mönchsbrüderschaft hat das Monopol zur Ausbeutung des großen Familienrosenkranzes. Der buddhistische Rosenkranz hat nur dann seine volle Wirkung, wenn er ganz genau und vorschriftsmäßig abgebetet wird; die geringste Ungenauigkeit benimmt ihm die Kraft. Nun ist aber erklärlich, daß dann und wann ein Irrthum vorkommt und in solchem Falle muß ein „Bonze des großen Rosenkranzes" herbeigeholt werden, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Er führt ein mächtiges Instrument mit sich, das einer Boaschlange gleicht, legt dasselbe in die Hände der Familie, deren Angehörige im Kreise knien. Der Mönch selber steht vor dem Hausgötzen und leitet die erforderliche Operation vermittelst eines Holzes und eines kleinen Hammers. Nachdem er das Zeichen gegeben, stimmen Vater, Mutter und Kinder das vorgeschriebene Gebet aus voller

Kehle an. Die kleinen und die großen Kugeln werden in Bewegung gesetzt. Die Hände bewegen sich maschinenmäßig, während das Schreien immer lauter wird und so lange dauert, bis Alle, denen nun der Schweiß von der Stirn herabrinnt, matt und müde werden. Doch das Glück ist vollständig, weil man weiß, daß die Götter zufriedengestellt sind.

Es wurde schon früher angedeutet, daß die buddhistischen Mönche sich in Japan vielfach dem altnationalen Kamidienste anschmiegten; sie entlehnten demselben manche Symbole und suchten beide Religionen zu verschmelzen, indem sie in ihre Tempel Kamis (Götter oder Heilige) einführten, welchen sie die Titel und Attribute indischer Gottheiten beilegten; sie verwandelten demnach diese letzteren in japanische Kamis. Die Sache war im Hinblick auf die Lehre von der Seelenwanderung ohnehin nicht schwierig. Diese Combination der beiderlei Culte wird als Riobu Sinto bezeichnet, und durch sie kam es, daß der Buddhismus die herrschende Religion wurde.

Schon früh wurden dem großen indischen Buddha Kolossalstatuen errichtet, und als Muster und Urbild für solche gilt der große Daïbuds in Kamakura. Ferner wurde die japanische Vorstellung von der höchsten Gottheit in dem phantastischen Bilde Amida's vorgestellt, für welches man neun verschiedene Gestalten hat, durch die alle seine Incarnationen und wesentlichen Vollkommenheiten symbolisirt werden; eine der letzteren wird durch einen Hundskopf versinnbildlicht.

Unter den Hülfsgöttern, welche als Vermittler zwischen dem Menschen und der Gottheit dienen, fand insbesondere Kwannon große Gunst; er hat in Yeddo einen Tempel, der stark besucht wird, der aber doch nicht in so hohem Ansehen steht, wie der Tempel der 33,303 Genien (Sanman sansin sanbiak sansin santaï) zu Kioto. Die Gottheit ruhet auf einer Lotosblume und hat das linke Bein untergeschlagen; ein Schleier wallt auf die Schultern, ein Halsband hängt auf die Brust herab. Dieses Bild des Kwannon zu Kioto hat nicht weniger als 46 Arme und diese sind mit allen möglichen Attributen der Macht des Gottes behängt.

Die Botsats verehrt man als göttliche Hülfe spendende Wesen. Auch der Botsat sitzt auf einer Lotosblume; ein um das Haupt gehendes Band fällt auf die Schultern her-

Das Refectorium in einem Bonzenkloster.

ab; die rechte Hand hält eine Lilie oder eine Lotosblume. Etwas niedriger stehen die Arhans, welche seit Jahrtausenden den Kreislauf der Seelenwanderungen vollendet haben; die Gonghens, Gottheiten, welche noch unter menschlicher Gestalt wieder geboren werden; dann die Dzizoo, die Futo und noch viele andere.

Auch die achtzehn Hauptjünger Sakiamuni's, die Rakans, sind zu Gottheiten geworden. Dann auch die eifrigsten Apostel seiner Lehre, die Sennins; dazu kommen noch die vielen Märtyrer, Mioodzins. Von diesen allen hat jeder einzelne seine Attribute; der eine den Tiger, der andere eine Schildkröte, das Reh, den Kranich, den Drachen, den Bambus, den Regenbogen, einen Wasserfall und so fort ins Unendliche.

Der Buddhismus hat aber auch seine Himmelskönigin; er hat Pförtner und Hüter des Himmels, deren manche auch als Tempelhüter gelten; er hat Könige der Erde und Könige der Hölle; wohlwollende Geister und Rachegeister. Er setzte neben die Sonne, diese altjapanische, nationale Gottheit, auch die Götter des Mondes, der Planeten, der Zeichen des Thierkreises und die Genien des Regens, des Windes und des Donners. Schutzpatrone hat er für die Aerzte und Soldaten, die Pferdeknechte und die Jäger, kurzum für alle möglichen Berufe.

Futen, Gott der Winde, hat in der chinesischen Mythologie Attribute, welche dem Hirsche, dem Sperling und dem Leoparden entlehnt sind, in Japan aber hat er lediglich einen Schlauch wie Aeolus; aber er schwebt in den Lüften mit flatterndem Haar und trägt den Schlauch auf den Schultern. Dieser hat zwei Oeffnungen, und auf jede derselben drückt Futen mit einer Hand, so daß er sie nach Belieben schließen oder öffnen kann. Raïden, der Donnergott, welcher auch den Blitz macht, schwebt auf Wolken und führt in jeder Hand einen Hammer, mit welchem er auf ein halbes Dutzend Cymbeln schlägt, die seinen Kopf umgeben.

Die Zahl der phantastischen Thiere, welche auf den Cultus Bezug haben, ist sehr bedeutend. Der Kirin hat den Kopf von einem Einhorn, die Füße vom Hirsch und den Leib von einem Pferde; seine Erscheinung ist rasch wie der Blitz, und er streift in seinem Rennerlaufe kaum den Boden. Der Koma inu stammt wahrscheinlich aus Korea und bildet eine Art Mittelding zwischen Hund und Löwen; der Dria

oder Djja ist ein Drache mit sechs Krallen. Auch der Tatsmaki, vor welchem alle guten Menschen sich fürchten, ist ein gewaltiger Drache; er haust in Höhlen, die tief im Meere liegen, kommt manchmal aus demselben hervor, steigt bis zum Himmel und verursacht dadurch jene gefährlichen Wirbelstürme, welche man in den östlichen Gewässern als Taïfune bezeichnet.

Wir wollen zum Schlusse bemerken, daß schon im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Ruhe im Innern des Reiches mehrfach durch Priester und Mönche, namentlich jene in der Umgegend von Miako, gestört wurde. Sie werden in den geschichtlichen Werken als hochfahrend, übermüthig und ränkesüchtig bezeichnet. Hunderte von Klöstern waren reich dotirt; die rivalisirenden Mönche befehdeten einander mit Feuer und Schwert, so daß die Regierung mit Nachdruck eingreifen und sie zur Ruhe verweisen mußte. Mit den Verfügungen derselben war bald die eine, bald die andere Partei nicht zufrieden. Dann zogen die Bonzen, bis an die Zähne bewaff-

Verehrung eines buddhistischen Oberpriesters.

net, in hellen Haufen nach der Hauptstadt Miako, und es ist mehr als einmal vorgekommen, daß sie den Palast des Kaisers in Brand gesteckt haben. Sie bildeten zahlreiche Körperschaften, welche sich auch in späteren Jahrhunderten, als innere Kriege in Japan ausgebrochen waren, an den Kämpfen betheiligten. So wurde auch in Japan, wie gleichzeitig in Europa, die Priesterschaft zu einer politischen Macht, welche großen Einfluß übte.

Die Mohammedaner in China.

Wir meldeten neulich im „Globus“, daß ein mohammedanischer Häuptling, Tsin lin, in Yünnan, der südwestlichen Provinz von China, sich zum Kaiser des Landes erklärt habe. Diese Thatsache ist von Bedeutung. Kaum ist der pseudochristliche „Himmelssohn“, der Kaiser der Taïpingrebellen, besiegt worden, und ein paar Jahre nachher tritt ein Bekenner des Islam auf und verkündet, daß er fortan „das Schwert des Reiches“ sei. Er hat die Armee, welche die Mandarinen ihm entgegenstellten, aufs Haupt geschlagen und findet immer mehr Anhang. Die „Overland China Mail“ (vom 11. September) hält diesen Aufstand für sehr bedenklich und nimmt von demselben Anlaß, einige Mittheilungen über die Stellung der Mohammedaner im chinesischen Reiche zu geben.

Schon sieben Jahre nach der Hedschra, also bereits im ersten Drittel des siebenten Jahrhunderts, kam ein Araber nach Canton; die chinesischen Jahrbücher nennen ihn Schi ha peh, Schnapasa, Omrah oder Ngan meleh und wollen

wissen, daß er ein Oheim des Propheten Mohammed gewesen sei. Davon sagen freilich die arabischen Werke nichts, aber so viel ist ausgemacht, daß schon sehr bald nach Mohammed's Auftreten Bekenner seiner Lehre nach China kamen; die Nachrichten darüber in den Annalen von Knang tung (Canton) lauten ganz bestimmt: Schuapasa, ein fremder Priester aus dem Reiche Medina, sei nach Canton gekommen, um dort Handel zu treiben. Er bauete dort einen Tempel, starb aber im Jahre 629, bevor derselbe vollendet war. Sein Grab ist noch heute in Canton zu sehen.

Seit jener Zeit kamen nach und nach mehr Araber dorthin, ihre Zahl wuchs nicht unbeträchtlich an und die chinesischen Annalen melden, daß sie unter Muftis standen und nach den Geboten des Korans gerichtet wurden. Sie nahmen eine ähnliche Ausnahmestellung ein wie noch jetzt die Fremden überhaupt in den chinesischen Handelsstädten. Ueber ihre Verhältnisse in China giebt der Bericht zweier mohammedanischen Reisenden Auskunft, welche im neunten Jahrhundert das Land besuchten. Sie sind die ersten Ausländer, welche über dieses Reich schreiben; dann folgen die Mittheilungen, welche Ibn Batuta giebt und nachher jene Marco Polo's. Es wird erzählt, daß im Jahre 889 die Stadt Canton oder Kandu bei Hanghan (es ist nicht genau zu ermitteln, welche Stadt gemeint sei) von einem Rebellen erstürmt wurde, der wild genug wüthete; er soll 120,000 Mohammedaner, Christen und Parsis, welche dort des Handels wegen sich aufhielten, ermordet haben. In dieser Angabe ist eine gewaltige Uebertreibung enthalten, aber so viel geht aus derselben hervor, daß die Zahl der Mohammedaner schon in jener Zeit nicht unbeträchtlich gewesen sein kann. Seit dieser Metzelei scheinen eine geraume Weile keine Araber gekommen zu sein; sie waren ohnehin keine festen Ansiedler, sondern nur des Handels wegen dort.

Die chinesischen Mohammedaner betonen mit Stolz, daß sie nicht über See gekommen seien, sondern daß man sie eingeladen und gerufen habe, etwa so wie die Mandschus, welche eine inländische Partei gegen die andere unterstützen sollten. Genauere Nachrichten darüber fehlen, man hat nur Traditionen. Im Jahre 1832 wurde auf dem mohammedanischen Friedhofe zu Canton eine Tafel errichtet, deren Inschrift Folgendes besagt:

„Als Tien pan oder Minghwang, von der Tangdynastie (im Jahre 755), regierte, rebellirte Ngan Luh schan, und die Macht der Insurgenten in jener Gegend der beiden Ströme war groß. Der gegen sie ausgesandte Feldherr wurde geschlagen und die Hauptstadt in große Unruhe versetzt. Seine Majestät entfloh nach (der Provinz) Sze tschuen, um der Gefahr zu entrinnen, und der Kronprinz ging nach Ting wu (in der Provinz Kan su), denn die beiden Hauptstädte waren verloren. Alle Minister baten Seine Majestät, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken, und dieser wurde Kaiser in Ting wu. Er schickte Gesandte über die Grenze, um Beistand zu bekommen. Der Beherrscher der Hwui oder Uiguren befahl seinem Kronprinzen Yarn, sich an die Spitze seiner besten Truppen zu stellen; das waren 100,000 Männer aus dem Volke von Si Yik. Er sollte über die Grenze gehen, um Beistand zu leisten dem Hause Tang schuhsi. Der Friedensfürst (Bruder des Kaisers) wurde ein geschworener Feind des Prinzen Yarn. Diese beiden eroberten, mit Hülfe des Generals Koh tsi und anderer Feldherren, die Hauptstädte wieder und dämpften die Rebellion des Ngan und Sze. Seine Majestät gab den Stämmen der Uiguren ein großes Bankett, und als die Truppen derselben abzogen, behielt er den Prinzen Yarn und dessen besten Generäle, die sich ausgezeichnet hatten, bei sich, und gab ihnen eine Residenz zu Changan. Die Herrscher der beiden Länder, Chinas und der Hwui, traten durch Heirathen in Verwandtschaft mit einander. — Im zweiten Jahre der Hien tsung (807) baten die Hwui um Erlaubniß zu Ta ey sen, in (der Provinz) Schan si, das Mo sei sze oder Elysiumkloster zu bauen. — Unter der Regierung Wu tsungs (842) suchten einige tausend Priester aus den Stämmen der Hwui um Einlaß nach, und der Kaiser ordnete an, daß sie in verschiedenen Theilen der Provinz Schan si ihre Niederlassungen haben sollten. Dort haben sie Schutz und Unterstützung von manchen Herrschern genossen und auch eine große Menge getreuer und aufrichtiger Gelehrten für den Staatsdienst geliefert. Sie haben ihren wahren Glauben tausend Jahre lang rein und unverfälscht erhalten, ohne daß einer von demselben abgefallen wäre. Der blühende Zustand, in welchem wir Moslems in allen Theilen Chinas uns befinden, ist sicherlich von den alten Weisen herzuleiten."

Wir haben diese Inschrift mitgetheilt, um dem Leser zu zeigen, in welchem Stile Documente dieser Art in China abgefaßt werden. Aus derselben geht aber auch hervor, wie es kam, daß in China alle Mohammedaner als Hwui bezeichnet werden. Was auf jener Tafel geschrieben steht, wird wohl richtig sein. Die Mohammedaner stellen aber auch manche völlig unwahre Behauptungen auf, z. B. daß im sechsten Jahre nach der Hedschra der chinesische Kaiser eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken an den arabischen Propheten abgeordnet habe; dann habe Mohammed seinerseits Gesandte geschickt, die in China mit großer Auszeichnung behandelt worden seien.

Die chinesischen Jahrbücher wissen, daß in den ersten Zeiten der Mingdynastie eine mohammedanische Gesandtschaft kam, welche sich aber standhaft weigerte, das Kau tau zu verrichten, nämlich das Niederwerfen vor dem Kaiser; sie hatten Audienz, ohne sich diesem Brauche fügen zu müssen. Hinterher hielt man sie aber doch an, sich dem ganzen Hofceremoniel zu fügen. So behaupten wenigstens die Chinesen.

Die Mehrzahl der Mohammedaner stammt von den Einwanderern, welche aus anderen Staaten ins Land kamen; es scheint nicht, als ob sie viele Proselyten gemacht hätten. Sie legen darauf nur geringen Werth. Wer sich zum Uebertritte meldet, wird allerdings angenommen, aber sie geben ihre Töchter den Ungläubigen nicht zur Ehe und halten sehr darauf, daß die Frauen, welche sie etwa aus einer ungläubigen Familie nehmen, eifrige Mohammedanerinnen werden.

Wallfahrten nach Mekka sind ungemein selten, und daraus erklärt sich wohl auch, daß sie keinen Christenhaß kennen. Aber sie hegen gegen die Nazarener tiefe Verachtung, weil ihnen dieselben für Bilderanbeter gelten und deshalb mit den heidnischen Chinesen auf eine Linie gestellt werden. In jeder großen Stadt findet man mehrere Moscheen; Canton hat deren drei und Hang tschen eben so viele. Dort versammeln sie sich am Donnerstag und am Freitag früh und Nachmittags und lassen sich Stellen aus dem Koran vorlesen, welche die Muftis selber nicht verstehen, denn diese verstehen gar kein Arabisch oder im besten Falle doch nur sehr wenig. Wer die Moschee betritt, zieht die Fußbekleidung aus und setzt einen weißen Turban auf. Den chinesischen Bräuchen haben sie sich insofern unbequemt, als sie im Betsaal eine Tafel zu Ehren des Kaisers aufhängen; sie trägt die Inschrift: „O König, lebe immerdar!" Arabische Inschriften mit goldenen Buchstaben sind nicht selten in so großer Menge vorhanden, daß sie der Moschee einen imponirenden Anblick geben.

Die Verbreitung des Islam wird durch die Circumcision sehr gehindert; die Chinesen haben gegen dieselbe eine unüberwindliche Abneigung. Sie waren aber schon einmal nahe daran, durch Gewalt zu derselben gezwungen zu werden. Nur

der frühe Tod Tamerlan's wehrte dieses Geschick ab. Der gewaltige Herrscher hatte beschlossen, die Chinesen zu bekehren oder sie auszurotten. Eben als er von Samarkand ausziehen wollte, um das Werk zu beginnen, erlag er einer Krankheit.

Bekanntlich haben in früheren Jahrhunderten viele Juden und nestorianische Christen in China gelebt. Sowohl Ibn Batuta wie Marco Polo erwähnen derselben. Was ist aus ihnen geworden? Man meint, daß sie nach und nach in den Mohammedanern aufgegangen seien und schließt es aus dem Umstande, daß viele Mohammedaner in China einen entschieden jüdischen Gesichtstypus haben.

Man hat die Zahl der unter den Chinesen im eigentlichen China zerstreut lebenden Mohammedaner, gewiß viel zu niedrig, auf etwa 600,000 geschätzt. Dabei sind jene in Turkestan, welche eben jetzt wieder einmal auch ihrerseits rebellieren, nicht mit eingerechnet. Dieses Land wurde vor etwa hundert Jahren von den Chinesen erobert, doch ist dasselbe eigentlich nie ruhig gewesen. Noch unter Tao kuang, dem Großvater des jetzigen Kaisers, kostete es ungeheure Anstrengungen, den mohammedanischen Häuptling Jehangir zu bezwingen. Als er nicht eingestehen wollte, daß er ein Rebell sei, sondern erklärte, die Absicht gehegt zu haben, sein Land Turkestan von fremden Eroberern zu befreien, ließ der Kaiser den Hofstaat versammeln und in dessen Gegenwart den Muselmann in Stücke hauen. Den Söhnen jener Generäle, welche im Feldzuge gegen Jehangir umgekommen waren, wurde das Herz des Rebellen zugetheilt, damit sie es den Manen der Gebliebenen opferten. In jenem Aufstande sollen, wie eine Proclamation des Kaisers verkündete, wenigstens 100,000 Muselmänner und 40,000 chinesische Soldaten ums Leben gekommen sein.

Die Verwirrung in Italien.

Von **Karl Andree.**

I.

Seltsame Wandelungen und Verflechtungen!

In den stürmischen Tagen nach der Julirevolution brach in dem seit langer Zeit durch schlechte Regierungen und unablässig thätige Geheimbünde unterwühlten Italien bald da bald dort ein Aufstand aus. An der Rebellion im Kirchenstaate nahmen die beiden Söhne der Creolentochter Hortensia Beauharnais lebhaften Antheil. Ludwig Napoleon rettete damals nur mit Mühe sein Leben.

Als er später, nach mancherlei Abenteuern, nach Gefangenschaft und Verbannung die Herrschaft über Frankreich und die Franzosen erworben hatte, bekämpfte er mit der ganzen Macht des großen Landes, welches ihm unterthan geworden, dieselbe Sache, für welche er in seinen revolutionairen Zeiten die Waffen geführt. Er besetzte Rom, vertrieb Garibaldi und schützte den Kirchenstaat sammt dem Papste. Eine Folge war, daß der Italiener Orsini, der auch ein Carbonaro gewesen, seine Mordbombe gegen den „falschen Bruder" schleuderte.

Späterhin machte derselbe Mann, welcher seinen Kaiserthron auf den Trümmern der französischen Revolution aufgerichtet, abermals gemeinschaftliche Sache mit den italienischen Revolutionairen, und dieselben Freischärler, welche er einst in Rom durch die Kanonenkugeln französischer Soldaten hatte beschießen lassen, wurden die Waffengefährten seiner kaiserlichen Truppen.

Seit dem bekannten Neujahrsgruße an den österreichischen Gesandten, seit 1859, ist keine Ruhe in Europa gewesen. Der Krieg für das, was man Unabhängigkeit Italiens nannte, brach aus, und Oesterreich wurde geschlagen. Die Zettelungen zwischen Ludwig Napoleon und dem Grafen Cavour zu Plombieres trugen ihre Früchte. Der Habsburger büßte die Lombardei ein; aber bald nachher rauchte er mit dem Napoleoniden die Friedenspfeife, in der Meinung, daß nun der Tomahawk für alle Zeiten begraben sei.

Das war ein Irrthum. Sechs Jahre später fanden neue „Abmachungen" zu Biarritz in den Pyrenäen statt, deren wichtigste Folgen sich erst später herausstellen werden, denn heute liegen die Dinge, welche sich aus denselben entwickeln müssen, noch im Provisorium. Der Napoleonide gab die Genehmigung, daß ein preußischer Minister mit demselben Savoyer, welchen die legitimistischen Berliner Blätter einst als einen „Thron- und Kronenräuber" gebrandmarkt hatten, gemeinschaftliche Sache gegen den Habsburger machen dürfe. Dieser legte sein Venetien mit dem Festungsviereck den Napoleoniden zu Füßen und es wurde „hochherzig und großmüthig" an den König von Italien geschenkt. Die Italiener waren damit nicht zufriedengestellt. Der „König Ehrenmann" als „Schwert Italiens" und der Handwerksrevolutionair Garibaldi trachteten auch nach „Tirol bis zum Brenner", als welches nothwendig dem italienischen Reiche einverleibt werden müsse. Nun weiß zwar Jedermann, daß Wälschtirol nie zu Italien gehört hat und seit vielen Jahrhunderten ein Bestandtheil des deutschen Reiches gewesen ist. Es ist ferner widersinnig, auf den deutschen Theil von Südtirol Anspruch zu machen, wenn man sich einmal zum Principe der nationalen Zusammengehörigkeit bekannt hat und im Namen desselben Kriege führt; aber die Politiker nehmen es nicht genau mit der Logik, mit der Folgerichtigkeit im Denken. Italien wollte seine „Einheit" erobern und der „großmüthige Verbündete und Beschützer" nahm ihm Savoyen und Nizza ab. Wer möchte auch etwas umsonst thun?

Der Habsburger mußte im vorigen Jahre die politische Zeche bezahlen. Aber er rauchte noch einmal die Friedenspfeife mit dem Napoleoniden, erst in Salzburg, dann in Paris. Der Eindruck muß ein peinlicher gewesen sein. Es war der Mann der Tuilerien, welcher den Bruder des Kaisers von Oesterreich zu dem mexicanischen Abenteuer bewogen und ihn dann seinem Schicksal überlassen hatte. Das Blut Maximilian's ist kaum trocken und in denselben Tuilerien, wo die nun vom Dunkel des Wahnsinns umnachtete Charlotte so inbrünstig den Imperator angefleht hatte, daß er sein früheres Werkzeug für die „lateinische Idee", seinen Schützling, welchem er Hülfe und Rückhalt des mächtigen Frankreichs zugesagt, nicht preisgeben möge, — in diesen Tuilerien haben die beiden Kaiser bankettirt und einander betoastet. Ob Maximilian, der von Indianerkugeln dahingestreckte, wie Banquo's Geist sich über die Tafel erhoben hat? Gewiß ist, daß derselbe brutale Soldat, Marschall

Bazaine, beim Kaiserbankett in den Tuilerien zugegen war, er, welcher dem wohlwollenden und milden Maximilian jenes barbarische Blutdecret förmlich abpreßte, das diesem den Tod brachte.

Wer die moderne Politik der christlichen Mächte kennt, wird sich wohl hüten, in sentimentales Moralisiren zu verfallen; er wird sich vielmehr daran erinnern, daß keiner, welcher dem dritten Napoleon jemals die Hand gereicht und sich näher mit ihm eingelassen hat, ohne Schaden geblieben ist. Der Habsburger weiß ebensowohl davon nachzusagen wie der savoyisch-piemontesische Ehrenmann, dessen Lage so verzweifelt ist, daß er sich auf einmal allen Verlegenheiten und Qualen durch Abdankung hat entziehen wollen. Es kostete Mühe, ihn von einem Vorhaben abzubringen, dessen Ausführung die traurige Lage Italiens nicht verbessert, das Land keineswegs vom Drucke des Protectors befreiet hätte. Dieser will, daß Italien in seiner vasallenhaften Abhängigkeit bleibe.

Man buhlt niemals ungestraft mit dem Auslande, man muß die Hülfe des Fremden allemal theuer bezahlen. Auch wäre die Annahme widersinnig, daß ein Staat einen andern einheitlich und mächtig zu machen behülflich wäre, lediglich damit dieser in die Lage versetzt würde, jenem mit Erfolg Widerstand leisten und ihn schädigen zu können. Die fragmentarische Einheit Italiens mußte durch den Schimpf der ausländischen Hülfe und Abtretung zweier Provinzen erkauft werden, und obendrein wurde Rom, dessen Besitz die Italiener zur Krönung ihres sehr wurmstichigen und wankenden Einheitsgebäudes für nöthig halten, ihnen definitiv vorenthalten.

Ich habe mich hier nicht mit der Tagespolitik zu beschäftigen, über deren thatsächliche Vorgänge sich Jedermann aus den Zeitungen unterrichten kann. Mir kommt es auf einen Rückblick an und auf das Hervorheben geschichtlicher Analogien, die sich unwillkürlich und in sehr drastischer Weise aufdrängen.

Unabhängigkeit und dauernde Selbständigkeit erringt ein Volk nur durch sich selbst, aus sich selber heraus und durch eigene Kraft. Allemal sieht es sich von vornherein in eine schiefe Lage versetzt, sobald es bei seinen Bestrebungen sich auf eine fremde, ihm an Stärke überlegene Macht stützt. Diese kann, wie schon angedeutet wurde, keine andere Absicht haben, als sich für ihren Beistand einen politischen Preis zahlen zu lassen. Gewöhnlich wechselt man, im günstigen Falle, lediglich den Gebieter, gleichviel unter welchem Namen. Solch ein Volk hat, Italien zeugt dafür, die neue Unterwürfigkeit mit Strömen von Blut, Vernichtung des Wohlstandes und mit dem niederschlagenden Gefühl einer größern oder geringern Ohnmacht zu zahlen. Es kennt das Gängelband, an welchem es geleitet wird, und entbrennt über die wenig würdige Rolle, die es durch eigene Schuld spielt, in wildem Ingrimme gegen den, welcher für den Beschützer und Befreier gehalten sein will!

Der norditalienische Potentat von Piemont hat sich aus der kläglichen Geschichte seiner Vorfahren keine praktische Lehre gezogen. Victor Emanuel, der noch von keiner Seite her als ein staatsmännischer Kopf gepriesen worden ist, ließ sich als einen von der „Vorsehung“ bestimmten Träger der Freiheit und Unabhängigkeit hinstellen. Von langer Hand wurde von Turin aus Italien nach allen Richtungen hin unterwühlt, und mit um so größerm Erfolge, da fast alle Regierungen auf der Halbinsel ein Schimpf und eine Schande für das Land und für das Jahrhundert waren. Im August 1858 fanden die Abmachungen zwischen Cavour und Ludwig Napoleon statt; das sogenannte Programm der That wurde zwischen beiden festgestellt und von jener Zeit an ist das „Schwert Italiens“, der piemontesische König, ein Vasall Napoleon's geworden. Es war nun constatirt, daß Italien die Dinge nicht „da se“, allein und durch sich selbst, machen könne. Man öffnete dem „Befreier“ die Alpenpässe und fing damit an, die piemontesische Armee bis auf Weiteres der französischen einzuverleiben.

Gleichzeitig wurde von Paris her dem aufmerksamen Europa dreist verkündet, daß man in Italien nur das „Recht der Nationalitäten und der Civilisation“ zur Geltung gebracht habe.

Weiter oben wurde angedeutet, daß König Victor Emanuel die Warnungen unbeachtet gelassen habe, welche die Geschichte seiner Vorfahren ihm so nahe legt. Savoyen, sein Stammland, das er dem napoleonischen Frankreich überantworten mußte, hatte zu Anfang des elften Jahrhunderts seinen ersten Grafen, Beroald, der es sich zum Ruhm anrechnete, aus deutschem, altsächsischem Blut abzustammen; er wäre, der heutigen italienischen Floskel zufolge, deshalb nur ein „untergeordneter Barbar“. Trotzdem führte Victor Emanuel im zweiten Hauptfelde seines savoyischen Wappens ein silbernes Roß auf rothem Grunde, wie heute noch das altsächsische Braunschweig; dann einen schrägstehenden Rautenkranz auf schwarz und goldenem, zehnfach quer getheiltem Grunde, und im untern Theile drei rothe Hörner auf silbernem Grunde. Denn der Ahnherr Beroald leitete seine Herkunft ab von unserm tapfern, altsächsischen Herzog Wittekind, und das Wappen trägt die Embleme von Niedersachsen, Obersachsen und Engern. Doch das nur beiläufig.

Die savoyischen Grafen waren Vasallen des deutschen Kaisers und ihr Gebiet gehörte zum oberrheinischen Kreise; 1416 hatten sie den Herzogstitel erhalten und wurden Vicarien des Reichs in der Lombardei und in Piemont. Den Königstitel nahmen sie 1713 an, nachdem sie im Utrechter Frieden das Herzogthum Montferrat und einen Theil des mailändischen Gebietes am rechten Ufer des Po erhalten hatten. Statt der ihnen in jenem Friedensschlusse zugesprochenen Insel Sicilien bekamen sie Sardinien.

Politische Bedeutung in den europäischen Händeln gewannen sie, weil ihr Land eine wichtige geographische Lage zwischen der Schweiz, Italien und Frankreich einnahm. In Piemont liegen Alpenpässe, zu welchen der Herrscher den Schlüssel in den Händen hatte. Einen solchen politischen Factor mußten die großen Cabinette in ihre Berechnungen aufnehmen, weil er als Freund und Bundesgenosse nützlich werden, als Feind dagegen viel schaden konnte. Auf diesen Umstand stützte das Haus Savoyen von Anfang an seine Schaukelpolitik, die bis heute angedauert und eben so oft Schaden wie Gebietszuwachs gebracht hat. Zuverlässig ist jenes Haus niemals gewesen, aber eben jener geographischen Lage wegen mußten andere Mächte, so wenig sie ihm auch trauten, sich doch immer wieder mit ihm einlassen. Das Haus irrte sich manchmal in seinen Combinationen und gerieth dann in arges Gedränge, so zum Beispiel in den Kriegen zwischen Kaiser Karl dem Fünften und König Franz dem Ersten von Frankreich; es verlor damals das Wallis, das Waadtland und Genf. Emanuel Philibert wurde von den Franzosen aus dem eigenen Lande verjagt, das er erst 1559 im Frieden von Chateau Cambresis wieder erhielt. Er verdankte seine Restituirung Philipp dem Zweiten von Spanien, welchem er als Feldherr nicht unersprießliche Dienste geleistet hatte. Aber sofort ging sein ganzes Bestreben mit planmäßigem Vorbedacht darauf hin, dem Einflusse desselben spanischen Königs, welchem er doch seinen Thron verdankte, sich zu entziehen.

In der savoyischen Hauspolitik, welcher man keinen Vorwurf daraus machen darf, daß sie eigennützig und selbstsüch-

tig war — denn das ist ja überhaupt jede Politik —, spielen seine und kluge Berechnung, abenteuerliche Pläne, Schwäche und Energie in buntem Wechsel durch einander; Erfolge und Mißgeschick folgen einander in merkwürdiger Weise. Die Gebietsvergrößerungen, auf welche es bei allen Combinationen abgesehen war, nahmen ihren Fortgang; man ließ sich jeden Dienst so theuer als möglich bezahlen. So wurde der oben schon angedeutete Landzuwachs im Utrechter Frieden erworben, namentlich die wichtige Festung Alessandria und das Montferrat. Späterhin focht Karl Emanuel der Dritte als Spaniens und Frankreichs Verbündeter gegen Oesterreich, und zum Lohn für seine Dienste bekam er abermals ein Stück altmailändischen Gebiets: Tortona und Novara, und nach dem österreichischen Erbfolgekriege, im Wormser Frieden, noch Vigevano und Anghiera. Man „arrondirte“ sich, wie damals gesagt wurde; heutzutage ist der Ausdruck „annectiren“ für die Sache beliebt worden. Piemont entwarf vor nun mehr als einhundert Jahren auch schon Pläne zur Einverleibung der Republik Genua.

Nicht lange nachher traten dann Wandelungen ein, in welchen ein harter Schlag nach dem andern auf das Haus Savoyen fiel. Diese Schläge kamen von Frankreich her. Victor Amadeus hatte sich mit Oesterreich gegen die Revolution verbündet. Die Republikaner nahmen ihm Nizza und Savoyen weg. Er starb 1796; sein Nachfolger Karl Emanuel der Vierte mußte abdanken, trotzdem er sich mit der Republik gegen Oesterreich verbündet hatte. Er hoffte auf Kosten des letztern, für Nizzas und Savoyens Verlust, in der Lombardei entschädigt zu werden. Aber das Pariser Directorium begegnete seinem Verbündeten mit äußerster Nichtachtung und schaffte ihn kurzer Hand bei Seite. Ihm wurde lakonisch kundgethan, daß er ohne weiteres Säumen das Land zu räumen habe; das Volk sei weder mit ihm noch mit seinem Adel zufrieden; er habe ohnehin denselben zu hohe Steuern auferlegt.

Dieser Karl Emanuel ging nach der Insel Sardinien; Piemont und bald nachher auch Genua wurden eine Beute Frankreichs. Der König starb in einem Jesuitenkloster. Das Haus Savoyen hatte aufgehört zu regieren.

Aber der Wiener Congreß brachte ihm bessere Tage. Man restaurirte das Haus, und die Großmächte, England voran, beeiferten sich mit großer Wärme, dasselbe zu vergrößern. Man sprach ihm, außer dem frühern Besitze, auch das lang ersehnte Genuesische zu; mit der Restauration der Republiken besaßten sich die Monarchen nicht. Nach mehr als siebenzig Jahren wurde solchergestalt der oben erwähnte Plan einer Einverleibung Genuas verwirklicht.

Die Gebeine der Beherrscher von Piemont und Savoyen waren im Erbbegräbnisse zu Hautecombe am See Bourges beigesetzt. Als die französischen Heerschaaren in revolutionairer Begeisterung über die Grenze stürmten, plünderten sie die Abtei und warfen Knochen und Asche in alle vier Winde. Die gallischen Barbaren Ludwig's des Vierzehnten hatten ja auch, hundert Jahre früher, die ehrwürdigen Gräber unserer deutschen Kaiser im Dome zu Speier erbrochen und geschändet.

Von den sardinischen Königen führt einer den Beinamen des Unentschlossenen, ein anderer den des Wilden, einen dritten hat man als den Glücklichen bezeichnet. Aber wo wäre wohl Glück im Hause Savoyen gewesen? Zwei Könige sind lebenssatt und müde in Mönchsklöstern gestorben, ein dritter mußte, nachdem er die unwürdigste Behandlung erfahren hatte, auf einer Insel Zuflucht und Verborgenheit suchen; ein vierter findet persönliche Sicherheit nur in einem fremden Kriegsheere; ein fünfter stirbt als Staatsgefangener, nicht weniger als drei legen in Verzweiflung die Krone nieder, und hat nicht der Vater Victor Emanuel's, der vorzugsweise durch Schwanken und Charakterlosigkeit schwer heimgesuchte Karl Albert, einst von sich selbst gesagt: „Mir bleibt nur die Wahl zwischen der (vergifteten) Chocolade der Jesuiten und dem Dolche der Carbonari?“

In den Tagen der Restauration, als die reactionaire Pest dem revolutionairen Taumel und der Napoleonischen Soldatenwirthschaft folgte, wurde namentlich in Piemont gegen Alles Sturm gelaufen, was die neue Zeit gebracht hatte. Gleichviel ob es gut oder schlecht war, es sollte mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden durch Jesuiten, Soldaten und Censur. In blindem Wahne wurde das Haus Savoyen selbst einer der wichtigsten seiner Traditionen untreu. Es hatte stets den Ansprüchen der römischen Curie und allen Anmaßungen und Uebergriffen der Geistlichkeit gegenüber festen Willen gezeigt. Der Clerus, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, hatte reichlich den fünften Theil des Grund und Bodens im Königreich in seine todte Hand zu bringen gewußt. Das erschien doch allzu stark für einen ohnehin vielfach privilegirten, in sich hierarchisch gegliederten und abgeschlossenen Stand, welcher neben so großem Reichthum auch die Seelen beherrschte und den Schlüssel zu Himmel und Hölle nach Belieben handhaben konnte. Deshalb betrieb Karl Emanuel der Dritte den Abschluß eines Concordates, aber nicht in dem Sinne, welcher das unheilvolle österreichische Instrument durchdringt, dessen Beseitigung heute so große Mühen und Anstrengungen erfordert. Es war nicht darauf berechnet, dem Clerus exorbitante Vorrechte zu geben und die freie Bewegung des Geistes niederzuhalten, sondern es sollte ein Schutzdamm gegen clericale Einmischungen und Uebergriffe sein und dem Monarchen freie Hand lassen. Es wurde 1726 mit der römischen Curie abgeschlossen und später durch Papst Benedict den Vierzehnten noch einmal ausdrücklich gutgeheißen und bestätigt. Das in unseren Tagen so scharf betonte Non possumus vermochte der Energie jenes Königs gegenüber in der Praxis keine Geltung zu erlangen. Denn jenes Concordat gab der Krone das Recht, alle Ernennungen zu geistlichen Aemtern zu bestätigen oder zu verwerfen; selbst die Bullen des Papstes mußten die Genehmigung des Königs haben, bevor sie Gültigkeit im Lande erlangten. Und obendrein wurde die Geistlichkeit zur Zahlung von Abgaben herangezogen.

Nach der Restauration wurde diese Geistlichkeit als ein Hauptinstrument zum Regieren betrachtet. Mit Inbrunst und grimmiger Gier übernahm sie die elende und verächtliche Rolle, welche man ihr zuwies. Sie hauptsächlich sollte die Knechtschaft der Geister durchführen und zu einer Hauptstütze auch der staatlichen Willkür dienen.

Die blöde Kurzsichtigkeit einer solchen Politik des Hauses Savoyen rächte sich bald. Sie erstrebte Gehässiges und Verwerfliches und bewirkte das Gegentheil von dem, was sie gewollt. Nichts war ja auch begreiflicher und mehr in der Ordnung, als daß alle besseren Köpfe einem so tyrannischen Zwangssysteme gegenüber feindselig auftraten und die revolutionaire Gesinnung immer weiter um sich griff. Bald wurde sie so mächtig, daß das Haus Savoyen die Fremden herbeirufen mußte, um der Mißvergnügten Herr zu werden. Oesterreich, das herkömmlich in solchen italienischen Krisen, die ja außerhalb Piemonts öfter vorkamen, retten mußte, wurde um Hülfe angefleht, und es gab sich auch allemal zu der undankbaren Rolle eines Retters her, eines Retters für Regierungen, welche eigentlich das Recht zum Dasein verwirkt hatten und die man besser dem Orcus geweiht hätte. Und Dank hat Oesterreich für diese italienische Retterrolle weder verdient noch erhalten; ganz besonders ist das gerettete Piemont es gewesen, welches ihm gegenüber die Feindschaft bis zum Excesse getrieben hat.

Die Revolutionaire wurden niedergeschlagen, aber der durch den Wiener Congreß eingesetzte König Victor Emanuel der Erste fühlte, den Ereignissen gegenüber, seine geistige Unzulänglichkeit und Schwäche; er dankte ab und überließ die Krone seinem Bruder Karl Felix. Und auch bei diesem tritt wieder das herkömmliche Schwanken und Schaukeln in der Politik des Hauses Savoyen hervor. Er buhlte eifrig mit den Restaurationsbourbonen in Frankreich und buhlte und liebängelte doch gleichzeitig mit Oesterreich.

Es wurde eben gesagt, daß die piemontesische Regierung weit eher ein Hinabwerfen in den Orcus als eine Rettung verdient hätte; oder wäre es anders mit einem Regierungssysteme, das im dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts durch königlichen Erlaß befahl: „Niemand darf lesen und schreiben lernen, wenn er nicht 2000 Lire im Vermögen hat“? Diesen Erlaß hatte der christliche Clerus von dem schwachköpfigen und willigen König erhalten. Außerdem wurde nur reichen Leuten erlaubt, eine Universität zu besuchen. Daß auf Antrieb der Geistlichkeit die italienischen Uebersetzungen unserer deutschen Classiker verboten, daß Lessing, Herder, Goethe, Schiller ꝛc. förmlich geächtet wurden, kann weiter nicht befremden.

Jener Karl Felix, der 1831 starb, hatte noch den Sturz der Bourbonen älterer Linie erlebt und gesehen, daß ihr und sein System in Trümmer zerfiel, während die Revolution abermals siegte. Und nun sein Nachfolger Karl Albert! Auch bei ihm, theils aus wetterwendischer Charakterlosigkeit, theils aus geistiger Beschränktheit und falscher Berechnung, dann wieder aus Furcht, dasselbe Schwanken und Schaukeln, dieselbe Unzuverlässigkeit, welche als Erbübel und Erbsünde durch die Geschichte des Hauses Savoyen wie ein schwarzer Faden sich hindurchzieht.

Karl Albert, im Eifer für die Willkürherrschaft und aus tiefer Abneigung gegen alle Constitutionen, hatte sich gleichsam herbeigedrängt, um unter den bourbonischen Fahnen des Herzogs von Angoulême die spanischen Cortes zu bekämpfen und die Constitutionellen niederzuschlagen. Die Genuesen, welche die Verbindung mit dem verwahrlosten Piemont stets mit Widerwillen ertrugen, erklärten diesem Könige, sie seien derselben durchaus überdrüssig; sie boten ihm große Summen Geldes, falls er sie losgeben wolle. Nachdem der König sich dessen geweigert, erhoben sie sich, belagerten ihn und Oesterreich spielte dann wieder einmal die Rolle des Retters. Es sollte bald erfahren, wie jener Monarch ihm dafür dankte.

Die Welt war in nicht geringem Maße erstaunt, als ein solcher König, der nach so vielen Wandelungen und nach dem Hin- und Herliebängeln bald mit den Carbonari, die er betrog, bald mit den Constitutionellen, die ihm nicht trauten, bald mit Absolutisten und Clerus, die ihn als Werkzeug benutzten, — als ein solcher König sich plötzlich als „das Schwert Italiens“ hinstellte. Er trieb ein schnödes Spiel mit der „italienischen Idee“. Die allgemeine Strömung war nach der Februarrevolution von 1848 wieder einmal revolutionair geworden und die Nationalitätenfrage trat mehr und mehr in den Vordergrund. Karl Albert travestirte sich im Handumdrehen in einen italienischen liberalen Patrioten. War doch auch Oesterreich in revolutionairen Zuckungen, es schien in sich selber zu wanken und Manche verkündeten den Verfall des polyglotten Kaiserstaates, weil sie denselben wünschten. Ganz im Charakter der savoyischen Hauspolitik trug dann Karl Albert seinen Dank gegen den Retter ab. Es kam darauf an, die Verlegenheit Oesterreichs zur Erwerbung der Lombardei und des Venetianischen zu benutzen und, angeblich im Interesse der italienischen Idee und Einheit, das venetianische und lombardische Gebiet mit Piemont und Savoyen zu vereinigen. Dann war das subalpinische Königreich vorhanden, jenes Ziel erreicht, nach dessen Verwirklichung die savoyische Politik so lange getrachtet hatte. Piemont wollte nicht länger eine bescheidene Mittelmacht sein; es hatte die Anwandelung, eine Art von Großmacht zu werden, verbündete sich mit den revolutionairen Elementen, rief die Ausländer herbei und wurde schmählich aufs Haupt geschlagen. Oesterreich rettete 1849 sich einmal selber, und Karl Albert wurde in der Lombardei als Verräther verflucht und vom Volke mißhandelt.

Im Jahre 1848 hatte derselbe Papst, welchem wenige Jahre später die damals im höchsten Grade blödsichtige Politik Oesterreichs das Concordat gleichsam zu Füßen legte, die Fahnen der gegen die „Barbaren“ in den Kampf ziehenden Freischaaren und Soldaten eingesegnet. Alle „geretteten“ Staaten Italiens, mit alleiniger Ausnahme Neapels, sandten ihre Truppen gegen Oesterreich und verstärkten das piemontesische Heer. Als aber dieses zurückgeworfen und besiegt war, wandten sich die Lombarden von ihren „Befreiern“ ab und ließen sie hungern, während sie den Oesterreichern willig Lebensmittel lieferten.

Karl Albert floh vor dem Feinde und suchte in Mailand eine Zuflucht. Dort verhöhnte ihn das Volk, es warf nach ihm mit Steinen, bedrohte sein Leben und nur mit Mühe und Noth und Todesgefahr entkam er. Eine Abtheilung piemontesischer Soldaten traf rechtzeitig ein, um den Königsmord zu verhindern. Derart mißhandelt und gehetzt, fand der „Befreier“ erst wieder Sicherheit als er die Lombardei im Rücken und piemontesischen Boden unter den Füßen hatte.

Im nächsten Jahre nahm er den Kampf wieder auf; er wurde bei Novara niedergeschmettert. Der unglückliche, unfähige, charakterlose Mann, irregeleitet durch Ehrsucht und Hang nach Vergrößerung der savoyischen Hausmacht, verließ Italien, suchte in Portugal ein Asyl und starb dort an gebrochenem Herzen.

Ein deutscher Kaufmann auf der ostasiatischen Insel Sachalin.

II.

Die Giliaken an der Pilewabai. — Cap Sjakotan. — Landung bei den Kohlengruben an der Sertunaybucht. — Die Factorei. — Das Najassithal. — Verkehr mit einer Ainosfamilie.

Herr Otto Esche befand sich, wie unsere Leser wissen, nach einer beschwerlichen Seefahrt bei den Giliaken in der Pilewabai an der Westküste von Sachalin. Wir lassen ihn weiter erzählen.

Leider wurde bei den Giliaken, als ich bei ihnen war, ein Kind krank, und alsobald änderte sich auch ihr Benehmen völlig; sie kamen nicht mehr zu uns und waren bei unseren Besuchen scheu und abwehrend; Gefälligkeiten gab es gar

nicht mehr, und sogar das Einholen unseres Brennholzes aus der nächsten Waldung wurde mißfällig beobachtet, einige Male das Holz auch in und vor unserer Wohnung so impertinent beguckt und gefragt, woher wir es hätten, daß ich die Herren Giliaken umdrehte, rechtwinklig bog und auf die begreiflichst-höflichste Weise zum sofortigen Weggehen veranlaßte. Lange konnte ich den Grund einer so plötzlichen Umwandlung nicht auffinden, bis am nächsten Tage der Giliak, in dessen Jurte die von uns geschlachteten Schweine abgebrüht worden waren, mich um eine Silbermünze ansprach, damit er dieselbe zur Versöhnung der durch die Brühoperation beleidigten Geister auf seinem Feuerplatze opfern könne. Zu diesem Zwecke müsse das Silber geschabt und die feinen Späne müßten auf den Herd gestreut werden; es dürfe aber Niemand von uns dabei sein.

Ich erfuhr, daß diese Procedur durch ein altes Weib vorgeschrieben worden sei, welches ich allerdings öfters gesehen, aber nur für die ehrwürdige Stamm- und Urgroßmutter des ganzen Dorfes gehalten hatte. Ich gab dem frommen Manne anstatt des Silbergeldes einen Rum und einen Cigarrenstummel, und brachte bald die wunderbare Neuigkeit heraus, daß der Tod der kranken Giliakin durch unsere Ankunft im Dorfe verschuldet worden sei, daß wir durch unsere neue Missethat des Schweineschlachtens auch das Kind krank gemacht hätten, daß wir überhaupt ganz verworfene Menschen seien, die, anstatt rohe Fische, Seewürmer und Polypen zu essen, Schweineblut vergossen hätten, und am Ende auch noch Giliaken schlachten könnten. So hatte der alte Stammdrache gepredigt. Wer hätte das in der alten elenden Gestalt vermuthet, wenn sie in ihrer aus Löchern, Schmutz und Fett bestehenden formlosen Kleidung an einem anderthalb Klafter langen Stabe mühsam zwischen ihren Stammeskindern herumschlich, das rechte Auge mit irgend etwas Schwarzem überklebt, während die linke Seite des Gesichtes einem in rohes Hasenfleisch halbeingesetzten Seehundsauge glich. Ich hatte bisher in ihr nur die arme alte Person mitleidig berücksichtigt, für die ich gern einige kleine Proviantgeschenke übrig gehabt hätte. Nun änderten auch wir unser Benehmen; sobald ein Giliake ohne triftige Veranlassung nach etwas fragte, und uns oder unsere Wohnung nur ansah, wurde er abgewiesen und fortgejagt, und es dauerte nur wenige Stunden, so war die frühere Freundlichkeit wieder hergestellt, der Einfluß der Alten gebrochen.

Am. 7. und 8. November war das Wetter sehr kalt und schlecht; wir hatten heftigen Sturm aus Nordwest mit viel Schnee und ziemlicher Kälte. Trotz des fürchterlichen Schneewetters ging ich am Tage öfters am Meeresstrande spazieren, nur um dem Rauche der Hütte für einige Zeit zu entfliehen. Endlich am 9. November fing das Wetter an sich zu bessern; der Abend wurde heiter und still, und über Nacht wurde auch das Meer ruhig. Der Morgen des 10. Novembers fand uns in voller Regsamkeit. Bei schöner stiller Luft mußten wir rudern und durften hoffen, damit am nächsten Mittag unser nur noch 25 englische Meilen entferntes Reiseziel zu erreichen. Alles ging gut; das Wetter blieb schön. Die Küste war hoch, bergig und unerreichbar, wie wir früher gesehen hatten, doch kamen einige Strecken vor, wo man am Fuße der Bergwände wenigstens bei niedrigem Wasser hätte anlegen können. An einem wenig vorspringenden, geradeaufsteigenden Cap, von den Eingeborenen und den auf Sachalin wohnenden Russen Sjakotan, auf der russischen Karte aber zu möglichster Verwirrung Wosdwischenja genannt (während die etwa 10 Meilen südlicher liegende Stelle Sertunay auf der Karte Sokkota benannt ist), war hoch oben eine fast horizontal laufende Kohlenader zu unterscheiden, die, aus der Entfernung betrachtet, mehr wie Braunkohle denn wie schwarze Steinkohle aussah. Gegen neun Uhr Abends sahen wir am Lande ein Licht oder Feuer, und da dort herum Niemand weiter wohnt, als unser Kohlenplatzwächter, so arbeiteten wir rüstig auf die Stelle zu. Bald konnte ich drei Leute erkennen, die an einem Feuer schürten, und — da fuhr unser Boot auf einen Felsen auf, daß es beinahe umschlug; ringsum guckten schwarze Steine aus dem Wasser, und ein großes Glück war es, daß unser Rückruderer gleich bei der nächsten hohen Dünung das Boot wieder in tieferes Wasser brachte. Wir mochten 400 bis 500 Faden vom Lande entfernt sein, und riefen den Leuten dort zu, erhielten aber keine Antwort, woraus wir schlossen, daß es Giliaken seien, die uns nicht verstanden. Nach meiner Meinung, bei genauerm Nachdenken, konnte unser Reiseziel auch noch nicht so nahe sein.

Während ich noch überlegte, ob ich nochmals die Landung in der Nähe oder auf einem Umwege versuchen solle, fiel ein Schuß am Lande, augenscheinlich in der Richtung nach uns zu. Ich zog deshalb vor, etwas weiter wegzurudern, den Tag abzuwarten und den Anker auszuwerfen. Die Nacht war so ruhig, daß ich allein die Wache übernahm und die Leute schlafen ließ. Es war keine geringe Aufgabe, von zehn Uhr Abends bis sieben Uhr Morgens ruhig und still im schaukelnden Boote zu sitzen und doch nicht einzuschlafen. Ich brachte es glücklich durch, sogar ohne zu rauchen, schöpfte einige Male das Wasser aus dem lecken Boote und weckte die Leute beim ersten Scheine der Morgendämmerung. Nach Verlauf einer Stunde sahen wir vor hohen nach dem Meere zu schnell abfallenden Bergen ein kleines fast rundes Thal mit einem schmalen Ausgange nach See zu vor uns, dann ein Haus, gleich darauf noch eins und bald auch eine Flaggenstange. Um elf Uhr ließ ich das Segel einziehen und fuhr das Boot aufs Land; bevor aber die Leute mit den bereitgehaltenen Rudern das Boot stützen und sichern konnten, warf die hohe Dünung dasselbe herum und ganz um, so daß wir sammt Proviant und allen Sachen ins Wasser geschleudert und sammt Boot ans Land gespült wurden. Das gab eine Arbeit! In kaum fünf Minuten hatten wir uns und unser Eigenthum nothdürftig über die Wassergrenze geborgen. Da sich gar Niemand zu unserer Begrüßung blicken ließ, rannte ich nach dem durch einen kleinen Hügel von unserm Landungsplatze aus verdeckten Wohnhause, um alle vorhandene Hülfe in Anspruch zu nehmen. Ich traf nur einen alten Giliaken, der am Boden saß und, über mein plötzliches Erscheinen erstaunt, sich auf die Knie warf und mit der Stirn einige Male auf die Diele pochte — das ist die demüthigste Giliakenbegrüßung —, bevor er meine Behauptung, daß ich der Herr vom Hause sei und ihn beim Boote am Strande brauche, begreifen konnte.

Bald danach begrüßten mich zwei junge kräftige Bursche, Ainos von dem einige Meilen südlicher mündenden Flüßchen Najassi; sie hatten unser Segel gesehen und waren sogleich herbeigeeilt, um die neuen Ankömmlinge kennen zu lernen. Kaum hatten wir das Boot vollständig aufs Trockne und in Sicherheit auch gegen hohe Fluth und Brandung, so setzte mit heftigem Nordsturme ein so dickes Schneegestöber ein, daß wir vorläufig nur unsere trockenen Vorräthe schnell nach dem Hause transportirten, den Rest der Sachen aber, mit Boot und Segel überdeckt, bis zu besserm Arbeitswetter liegen ließen. Der Giliak figurirte als zeitweiliger Ersatzmann für den eigentlichen Platzwächter, einen Russen, der erst gestern nach Pilewa weggegangen war, um sich dort womöglich etwas Taback und andere Kleinigkeiten zu verschaffen, da er seine eigenen Rationen verbraucht oder vertauscht hatte. Es stellte sich heraus, daß er und zwei Gilia-

ken bei dem Feuer übernachteten, in dessen Nähe wir am Abend vorher waren.

Das Haus liegt auf dem mittelsten Absatze eines terrassenartig aufsteigenden Hügels und ist nach russischer Weise aus Baumstämmen gebaut; es enthält nach See zu ein größeres Wohnzimmer, daneben ein kleines Stübchen von etwa 8 bis 10 Fuß, und auf der Bergseite, mit dem Eingange von der Rückseite des Hauses, einen casernenmäßigen Raum, der 60 bis 70 Arbeiter gut beherbergen kann. Zur Zeit wohnte bloß ein einziges Huhn da. In der Caserne ist ein großer Backofen, etwas schief und verdächtig; ein ähnlicher nur kleinerer und besser gehaltener Wärmungsapparat ist im großen Wohnzimmer und daneben noch ein sogenanntes Kamin von Eisenblech in dem Cabinette, wo ich mein Hauptquartier, d. i. mein Bett aufschlug. Aus dem Wohnzimmer tritt man nach der Mittagsseite aus dem Hause und überblickt da von der kleinen Anhöhe ein niedliches, in seiner Art wirklich reizendes Thal, kaum mehr als ein Thalmodell, aber in Allem complet und hübsch. Am Fuße der kleinen Anhöhe, etwas rechts vom Wohnhause, näher zum Meere, ist das Lagerhaus der Ansiedelung; hinter demselben schlängelt sich ein heller Bach durch ein dichtes Gehege von Weiden dem Ausflusse nach dem Meere zu. Etwas höher am Bache hinter einem kleinen Vorsprunge des Hügels findet man das Badehaus nebst Schmiede; dahinter dehnt sich das Thälchen nach beiden Seiten aus als ein mit Weiden, Erlen, Birken und Rosen bewachsener Park, der außer von dem größern Bache noch von verschiedenen kleineren Wasseradern durchzogen wird und im Ganzen mehr einem verwilderten Garten, als einer unbebauten Wildniß gleicht. Unter den Rosen fielen mir einige wirkliche Bäume auf, von 12 bis 15 und mehr Fuß Höhe, der untere Stamm 4 bis 6 Zoll im Durchmesser. Der Thalboden ist prächtiges Gartenland, und die an mehreren Stellen gemachten Nutzungsversuche haben die befriedigendsten Erfolge gehabt. — Der Bach und mit ihm das Thal werden von den Eingeborenen Sertunay genannt; auf der russischen Karte ist der Platz als Sokkota angegeben; das enge Thal etwa acht Meilen nördlicher, nicht weit unterhalb Cap Sjakotan, wird von den Bewohnern Sachalins ebenfalls Sjakotan genannt, demnach ist die unrichtige Benennung durch die Russen wohl nur Folge einer Verwechslung der Oertlichkeiten. —

Am folgenden Tage, 12. November, dauerte das stürmische Schneewetter noch fort bis gegen Mittag; die ruhigere zweite Hälfte des Tages benutzte ich zur speciellern Besichtigung der Gebäude und Einrichtungen, zum Aufräumen verschiedener umherliegender Geräthschaften und zu einem Gange nach den nächsten Kohlenadern und Stapeln ausgearbeiteter Kohlen dem Strande entlang nach Najassi zu. Was ich dort sah, veranlaßte mich, den nächsten Tag zu einer genauen Erforschung zu bestimmen. Ich nahm am andern Morgen einen meiner Leute mit mir, und war bald mit voller Bewunderung der sich mir zeigenden Merkwürdigkeiten beschäftigt. Der etwa 400 bis 500 Fuß hohe steile Berg zeigt gleich an der Mündung des Sertunaybaches die ersten Kohlen — einen nördlichern Gang, der sich unterm Wohnhause wegzieht, rechne ich nicht —, die sich vom Meere aus zwischen thonigschieferigem, bröckligem Gestein den ganzen Berg hinaufziehen; es sind mehrere sehr dünne Lager, fast wie Holzkohle erscheinend, die ich später in stärkerm Maße weiter zurück zwischen den Bergen am Sertunaybache wiederfand. Weiter am Strande ziehen sich durch die sandige Erde viele leichte Kohlenlinien, bis plötzlich zwischen festerm Gestein eine gegen 7 Fuß hohe Ader die ganze Höhe hinaufläuft. Hier ist gearbeitet worden; gegen zehn aus Baumstämmen dicht am Wasser aufgeführte viereckige Behälter mögen gegen 600 bis 700 Tons Kohlen enthalten, welche den guten englischen Sorten schwerlich nachzustehen brauchen: schwarz, großstückig, hart und mit schönem glatten Bruche.

Ich kroch in einige der gut ausgezimmerten Gänge hinein, und fand sie so kurz, daß ich ohne Licht schon das Ende erreichte. Bald kamen mehrere Kohlenlager von 2 bis 5 Fuß Dicke, sämmtlich in gleicher schiefer Richtung, manchmal durch in den Berg einfallende Schluchten in tiefen Winkeln bloßgelegt; später erschien ein mächtiges Lager weniger guter Kohlen von grauem Aussehen und mehr schieferigem Bruche, aber in wahrhaft großen Massen; davon lagen auch etwa 600 bis 800 Tons vorräthig. Danach ändert sich der Berg in eine hohe Sandsteinwand, hinter welcher neue großartige Kohlenadern auftreten, deren Güte an verschiedenen Stapeln von zusammen wohl 1000 bis 1200 Tons zu ersehen ist. Weiterhin erscheint ein hartes Gestein sandigen Kornes von graugrüner Farbe als Vorläufer für einige 3 bis 4 Fuß breite den Berg fast gerade aufsteigende Gänge von schön schwarzer, besonders harter, muschelig brechender Kohle, etwas wie zwischen Holzkohle und Glas, bruchig wie Pech. Ich schlug mir einige Stücke mit dem Beile aus dem Berge ab und packte mir wenigstens die Taschen voll. Die letzte Kohlenader wird von dem aus dem Najassithale mündenden Najassiflusse begrenzt, fünf englische Meilen von Sertunay entfernt, auf welcher Strecke ich im Ganzen gegen 3000 Tons Kohlenvorräthe geschätzt — in ziemlicher Uebereinstimmung mit den darüber vorhandenen Rechnungsangaben — und so viel verschiedene kleinere und größere Kohlengänge gezählt habe, daß ich mit der Zahl confus wurde, und selbst nicht mehr weiß, wie viele es waren. Jedenfalls sind sehr viele Kohlen dort und mehr, als während meiner Lebenszeit alle Schiffe der Welt transportiren können.

Das Najassithal ist ansehnlich weiter und tiefer als das von Pilewa. Der Fluß hat bei seiner Mündung eine Breite von wohl 20 Faden, und sein Lauf durch das Thal bildet viele scharfe Biegungen und Windungen, deren erste von See aus eine gegen Süden zu einem breiten Hügel aufsteigende Halbinsel abtheilt, die, nur mit Gras bewachsen, zuerst meiner Aufmerksamkeit gegen das Ende unserer Bootfahrt aufgefallen war. Nahe der Spitze der Halbinsel stehen zwei Jurten der eingeborenen Aïnos. Der Thalboden mag etwa zwei englische Meilen breit sein, und scheint sich nach drei bis vier Meilen Tiefe noch in mehrere engere Theile zwischen hohen Bergen auszudehnen. Der Kräuter- und Baumwuchs gleicht dem von Pilewa, scheint aber noch mächtiger und üppiger, und der ganze Eindruck des lieblichen Thales mit seiner prächtig und schön abwechselnd bewaldeten imposanten Bergeinfassung war so, daß ich mich gleich da hätte ansiedeln mögen, wenn noch mehr Deutsche dagewesen wären, wenn ich mir deutsche Leute, Hauswirthschaft und — Lagerbier dorthin denke.

Die an der Mündung des Najassiflusses wohnenden Aïnos nahmen mich mit großer Freude auf; warum? weiß ich nicht. Sie hatten trotzdem, daß ihre Hauseinrichtung, Kleidung und Lebensweise ganz der der Giliaken gleicht, doch ein auffallend anderes Wesen in ihrem Benehmen, eine natürliche Aufmerksamkeit, Höflichkeit, ich möchte sagen Zartheit, eine Art von feinem Ton und gewinnende Liebenswürdigkeit. Gern folgte ich der Bitte der jungen Burschen, welche mich gleich am ersten Tage zu Sertunay begrüßt hatten, ihre in einer andern Hütte wohnenden Eltern zu besuchen. Als Imbiß bot man mir getrocknete Fische, Jukulu; man reinigte dieselben und röstete sie auf glühenden Kohlen mit großer Aufmerksamkeit und Vorsicht, bevor sie mir auf reinlichen japanesischen lackirten Holzschalen oder flachen Tassen präsentirt wurden. Man muß in jeder Jurte, welche man besucht, wenigstens etwas

genießen, wenn man die freundlichen, gutherzigen Bewohner nicht bitter täuschen und kränken will.

Beim Besuch der erwähnten Alten drückte sich in dem Wesen des mich einführenden kräftigen, schlankgewachsenen Sohnes unverkennbar ein liebender Stolz in der Weise aus, wie er seinen Vater und seine Mutter mehr mir, als mich ihnen vorstellte; die beiden Alten, obwohl ihrerseits fortwährend bemüht, mir jede mögliche Aufmerksamkeit — immer durch die Vermittelung der Kinder, deren im Ganzen vier waren — zu erweisen, behaupteten doch eine achtungverlangende Zurückhaltung, und besonders die Mama, wenngleich fürsorgliche Hauswirthin, hielt sich in einer Manier, die der selbstbewußten Großmutter einer hochadligen Familie Ehre machen würde. Ein voller Ausdruck von Genugthuung und Zufriedenheit sprach aus allen Gesichtern, wenn ich dem alten Paar Achtung zeigte und besonders die ehrwürdige Matrone auszeichnete, in deren feinen Zügen fast zu erkennen war, daß sie glaube, nur ihr Recht zu bekommen.

Die Gesichtszüge sämmtlicher Aïnos, die ich sah, sind regelmäßig, intelligenter und ansprechender als die breiteren und derberen Formen der Giliaken; das Gesicht ist länglicher, die Nase auch dem entsprechend, die Augen sind lebhafter und begreiflicher; die Farbe ist bläßer, obgleich durch Rauch und Schmutz auch etwas beeinträchtigt. In der zuerst besuchten Jurte war ein etwa elf- bis zwölfjähriges Mädchen mit einem so vollkommen weißen und schön ovalen Gesichtchen, hübschen Zähnen, prächtig frischen und doch schüchternen blauen Augen, mit so natürlich leichten, graciösen Bewegungen, mit solch angenehmem Lachen und Sichfreuen, daß sie wirklich als reizende Erscheinung gelten kann und ich sie hier als eine Schönheit erwähnen muß.

Die Aïnos gehören schwerlich zu den Mongolen, wie die Giliaken; sie haben mehr Aehnlichkeit mit den Japanesen, von denen sie auch im Benehmen gelernt zu haben scheinen. Japanesische Dschonken besuchen öfters ihre Küste und bringen Kessel, Koch- und Eßgeschirre, Kleidungsstoffe, Beile und andere Instrumente, Zwirn, Tabackspfeifen und viele andere Kleinigkeiten gegen Seekohl, Trepang, Felle, getrocknete Fische und andere Sachen. — Auf meiner Rückkehr nach Sertunay wurde ich von einem Aïno begleitet, dem Vater des hübschen Töchterchens, der mir, obwohl in Folge eines schon vor langer Zeit mit einem Bären bestandenen Kampfes sehr lahm, mit seinem Jagdspieße wie ein Kämpfer aus der Zeit des Trojanerkrieges vorkam.

Am nächsten Tage, 14. November, erstieg ich den dem Wohnhause gegenüberliegenden Berg — denselben, der die Kohlen birgt —, um einen passenden Platz für einen zu errichtenden Leuchtthurm zu wählen. Die Waldung enthielt schöne starke und hohe Tannen; überhaupt bezeugte das Aussehen des Waldes einen fruchtbaren Boden und günstiges Klima. Am Nachmittage folgte ich dem Sertunaybache aufwärts und kam bald zum Ende des Thales, von wo aus das Bachbett nur eine sehr enge Schlucht zwischen sehr steilen, kaum ersteigbaren, hohen, aber dicht bewaldeten Bergen bildet. Der Bach würde sich ausgezeichnet für Anlegung einer Mühle eignen. — Der 15. November war wieder einmal ein wirklich schöner Tag, an dem ich mit Hülfe zweier von meinen Leuten mehrere Säcke mit Kohlenproben füllte und heimtrug.

Endlich am 16. November kehrte unser Platzwächter von Pilewa zurück, nachdem er sich daselbst zwei Tage aufgehalten und auf dem Rückwege auch noch Zeit genommen hatte, einen Seehund zu schießen und ruhig zu warten, bis Dünung und Strömung ihn ans Land gebracht hatten. Ich hätte den Menschen gern dafür auf irgend eine Weise tüchtig bestraft, denn die Jahreszeit war nicht danach, daß ich gern viel Zeit verlieren konnte. Der Tag verging unter Controlirung des Inhalts des Lagerhauses, der aus Instrumenten, Geräthschaften und Proviant bestand.

Die Nama-Hottentoten.

Ein Beitrag zur süd-afrikanischen Ethnographie von **Theophilus Hahn.**

II.

Der Zauberer Heitsi-Eibib. — Mythus vom Monde. — Werwolfsgeschichten. — Zauberer und Amulete. — Die Sage vom ersten Menschen. — Proben von Hottentotenpoesie. — Rachelieder.

Ein eigener Mythencyklus handelt über jene räthselhafte Persönlichkeit, dessen Gräber sich noch heute sowohl in der Capcolonie bis zum Kiskamma, als auch im ganzen Großnamalande und sogar nordöstlich hinauf bis zu den Matabele verbreitet finden. Diese Gräber selbst bilden Gruppen von 5 bis 10, oft 20 Steinhaufen, die sogar in solchen Gegenden angetroffen werden, wo auch nicht ein einziger Stein vorkommt.

Die wichtigsten Mythen aus diesem Gebiete sind die bei Bleek unter Nr. 36: „Heitsi-Eibib und Nr. 37: The Victory of Heitsi-Eibib, der Sieg des Heitsi-Eibib“ erwähnten. — Heitsi-Eibib oder Kabib war ein großer und berühmter Zauberer unter den Namas. Er verstand Geheimnisse zu erzählen und zu prophezeien, was zukünftig geschehen wird. Einst war er mit einer großen Volksschaar auf der Reise und ein Feind verfolgte sie. Bei der Ankunft an einem Wasser sprach er (beschwörend): „Meines Großvaters Vater, öffne dich, daß ich hindurchgehen mag, und schließe dich hinterwärts.“ So fand es statt, wie er gesagt hatte, und sie kamen wohlerhalten hindurch. Dann schickten sich ihre Feinde an, auch durch die Oeffnung hindurchzugehen. Aber als sie in der Mitte derselben waren, schloß es sich über ihnen und sie kamen um. — Heitsi-Kabib starb zu verschiedenen Malen und lebte wieder auf. Wenn die Hottentoten seine Gräber passiren, werfen sie einen Stein darauf, um Glück zu haben. — Heitsi-Eibib konnte verschiedene Gestalten annehmen. Zuweilen erschien er schön, sehr schön, oder sein Haar wuchs lang hernieder zu den Schultern; aber zu anderen Zeiten war es wiederum kurz. — In Nr. 37 wird Folgendes erzählt: „Im Anfang waren zwei (Wesen). Der eine hatte eine große Grube in den Boden gemacht und saß dabei und befahl den Vorübergehenden, einen Stein an seine Stirn zu schleudern. Der Stein jedoch sprang zurück und tödtete die Person, welche ihn geworfen hatte, so daß sie in

die Grube fiel. Zuletzt wurde Heitsi-Eibib erzählt, daß auf diese Weise viele Menschen umkämen. So machte er sich denn auf und kam zu dem Manne, welcher den Heitsi-Eibib aufforderte, einen Stein auf ihn zu schleudern. Jener aber jedoch lehnte es ab, denn er war zu klug. Er lenkte aber des Mannes Aufmerksamkeit auf etwas seitwärts gelegenes, und während dieser sich umwandte, um hinzusehen, schlug ihn Heitsi-Eibib hinter das Ohr, so daß er starb und in seine eigene Grube fiel. Nach diesem ward Frieden und die Menschen lebten glücklich." — In einer andern Variation, wo der besiegte Mann ǂGã-ǂgorib, d. h. „der in die Grube stößt" genannt wird, heißt es zum Schluß: „Seit jenem Tage athmeten die Menschen frei und hatten Ruhe vor ihrem Feinde, denn er war besiegt." — Endlich wird in einer Mythe: „The Raisin-Eater, der Rosinenesser", erzählt, Heitsi-Eibib habe von der Frucht des sogenannten wilden Rosinenbaumes (eigentlich Gobé-Baum) gegessen, sei erkrankt und davon gestorben. Im Tode habe er seinen Angehörigen noch verboten, von der Frucht des Baumes zu essen, damit ihnen nicht gleiches Schicksal widerführe. An dieses Verbot knüpfte er aber zugleich die Verheißung, wenn sie auch stürben, würden sie sterbend leben. Später findet man ihn auf einem Baume in der Nähe des Grabes wieder von der Frucht des Gobé-Baumes essend, und als er zu seinem Grabe eilte, um darin zu verschwinden, fing ihn sein Sohn, bevor er zu demselben gelangte, und brachte ihn wieder zum Kraale hin. Seitdem lebte Heitsi-Eibib wieder unter seinen Leuten.

Nach alle diesem nun ist unsere Ansicht folgende: Es mag wirklich einst einen Mann Heitsi-Eibib gegeben haben, der als weiser und tapferer Häuptling sich unter den Hottentotenstämmen berühmt gemacht hat. Viele seiner Thaten mögen auch in den Augen des gewöhnlichen Volkes übernatürlich und zauberhaft erschienen sein. In ǂGã-ǂGorib fand er vielleicht einen Nebenbuhler, der ihm allerlei Chicanen anzuthun bemüht war, z. B. seine Leute tödtete und dergleichen mehr. Heitsi-Eibib besiegt in Folge dessen seinen Nebenbuhler, und so war Friede und Ruhe unter seinem Scepter wieder hergestellt. Er hat wahrscheinlich auch — und dies widerspricht bei jenen Völkern der Würde eines Häuptlings durchaus nicht — sich eine ziemlich ausgebreitete Kenntniß von Kräutern und sonstigen vegetabilischen und animalischen Stoffen angeeignet, die er praktisch zur Heilung von Krankheiten zu verwenden wußte. Endlich starb er. Was war natürlicher, als daß die Nama bei dem allgemein verbreiteten Glauben an Geister und deren Einwirkung auf den Menschen, ferner bei dem Glauben an Auferstehung die Hoffnung hegten, er würde einst zu seiner Zeit wiederkommen; finden wir doch bei uns noch den Glauben an die Wiederkunft eines Barbarossa und Nero. Nun rief man ihn an, brachte ihm unblutige Opfer in Steinen, Zweigen und Blumen, indem man zunächst zu seinem Grabe wallfahrtete; aber bei der weiten Ausdehnung des Hottentotenstammes war es nicht Jedem gestattet, zum Grabe zu eilen, weshalb man dann darauf verfiel, in der Nähe, wo man wohnte, und am liebsten da an wüsten, schweigsamen Orten, neue Steinhaufen als Grabdenkmäler zu errichten. Und je mehr Zeit die Erinnerung an die wirkliche Person des Heitsi-Eibib verwischte, desto mehr wurde sie vergeistigt und, wie bei den Griechen, an den Himmel versetzt, wo Heitsi-Eibib noch jetzt allnächtlich als Mond auf sein Volk herniederschaut. Für diese Ansicht, daß Mond und Heitsi-Eibib identisch sind, verweisen wir zuerst auf die wörtliche Uebereinstimmung der Verheißung eines jenseitigen Lebens in der Mond- und Heitsi-Eibib-Sage. Zweitens heißt es, der Heitsi-Eibib sei von Osten gekommen und habe viel Vieh gehabt; auch der Mond geht im Osten auf und beherrscht der Sterne Heer. Drittens, wenn eine allegorische Deutung erlaubt ist, verweisen wir auf die Stelle, welche sagt, daß nach der Besiegung des bösen Wesens die Menschen wieder frei aufgeathmet hätten; ebenso wie die Brust wieder im milden Mondesglanze bei der kühlen und zumal für jene heißen Gegenden willkommenen Nachtluft nach des Tages Gluth freier athmet. Dann verweisen wir endlich besonders darauf, daß beider Namen im grammatischen Geschlecht übereinstimmen, d. h. Masculina sind.

Hierzu bemerken wir noch, daß es eine über fast ganz Asien und Europa weit verbreitete Sitte ist, den Todten oder auch den überirdischen Mächten Stein- oder Grabhügel als Cultusstätten zu errichten, wie z. B. es bei den Kalmücken und Mongolen noch jetzt, bei den Kelten und germanischen Völkern ehemals Sitte war. Die Hottentotensagen verweisen auch in vielen anderen Zügen nach Asien *), wie z. B. die oben erwähnten Thiermärchen, dann die Mondsage, wo fast in ganz Ostasien, China, Indien und Ceylon auf die verschiedenste Art Hase und Mond in Verbindung gebracht werden. So wurde einem englischen Reisenden auf Ceylon von den Eingeborenen das Fernrohr abverlangt, um den Hasen im Monde besser betrachten zu können. Dann finden sich auch Züge von Thier- und Menschenverwandlungen, die im fernen Indien und auch bei anderen Völkern ihren Wiederhall finden. Diese Gattung erinnert lebhaft an unsere deutschen Werwolfsgeschichten, z. B. Bleek Nr. 25: „A Woman transformed into a Lion, ein in einen Löwen verwandeltes Weib," welche Erzählung wir der Originalität halber beifügen:

Einst zu einer bestimmten Zeit reiste ein Hottentot in Gesellschaft mit einem Buschweibe, welches ein Kind auf dem Rücken trug. Sie waren etwas vorangezogen auf ihrer Reise, als ein Rudel Zebras erschien, und der Mann zum Weibe sprach: „Ich bin hungrig, und da ich weiß, daß du dich in einen Löwen verwandeln kannst, so thue das jetzt und fange uns ein wildes Pferd, damit wir essen mögen." Das Weib antwortete: „Du wirst bestürzt werden." — „Nein, nein," sagte der Mann, „ich fürchte mich vor dem Hungertod, aber nicht vor dir." Während er noch sprach, begannen Haare hinten am Nacken der Frau zu erscheinen. Ihre Nägel nahmen zusehends die Gestalt von Klauen an, und ihre Gesichtszüge änderten sich. Sie setzte das Kind nieder. Der Mann, durch die Verwandlung in Schrecken gesetzt, kletterte auf einen nahen Baum. Das Weib schaute zu ihm furchtbar hinauf, und bei Seite gehend, legte sie ihren Brukkaros (weibliches um die Hüften gelegtes Kleidungsstück) ab und stürzte als vollendeter Löwe in die Ebene. Sie sprang und kroch zwischen die Büsche auf die wilden Pferde zu, sprang auf eins derselben, welches niederstürzte, und der Löwe leckte sein Blut. Dann kehrte der Löwe dahin zurück, wo das Kind am Schreien war, und der Mann rief vom Baume: „Genug, genug. Verwunde mich nicht. Lege ab deine Löwengestalt, ich werde nimmer wieder verlangen, dies zu sehen." Der Löwe schaute zu ihm hinauf und brüllte. „Ich werde hier bleiben, bis ich sterbe," sagte der Mann, „wenn du nicht wieder ein Weib wirst." Darauf begannen Mähne und Schwanz zu schwinden; der Löwe ging zu dem Busch, wo der Brukkaros lag. Dieser wurde angezogen, und das Weib

*) Es ist das eine aus der sogenannten Entlehnungs- und Uebertragungstheorie hervorgegangene Ansicht, die wir unsererseits plattterdings nicht theilen. Es wird sich Gelegenheit finden, diese Theorie genauer zu betrachten. Man könnte den Stiel ja leicht umkehren und sagen: die asiatischen Züge wiesen auf hottentotischen Ursprung hin ꝛc. Und was ist natürlicher, als daß die Menschen ganz spontan und ohne, der Himmel weiß woher alles, von fremden Völkern zu borgen, das Thiermährchen entlehnen und darauf verfallen, den gleichen oder verwandten Thieren auch gleiche oder ähnliche Attribute beizulegen?

A.

in ihrer ursprünglichen Gestalt hob das Kind auf. Der Mann stieg herab und nahm Theil an dem Pferdefleisch, aber nimmer verlangte er wieder, daß das Weib für ihn Wild fangen sollte. —

Mit diesen religiösen Vorstellungen ist ein grenzenloser Aberglaube und auch Zauberei verbunden. Geisterglaube ist unter ihnen sehr verbreitet. Sie geben vor, Ahnungen zu haben. Auch der Glaube an böse und gute Vorzeichen ist bei ihnen nicht minder stark, wie bei unserm christlichen Landvolk. Mondfinsterniß erfüllt sie mit Schrecken und hält sie von ihren Unternehmungen und Vorhaben ab. Die zu einer Gesellschaft gehörigen Leute zu zählen, gilt als ein besonders schlimmes Omen, weil man glaubt, daß einer aus der Schaar sterben müsse. Ein Missionair, der einst, unbekannt mit diesem Aberglauben, seine Arbeiter zählte, hätte diese Unvorsichtigkeit bald mit dem Tode gebüßt. Auf seine Bitten jedoch wartete man erst den Einfluß des Zählens ab, und natürlicherweise zeigten sich keine verderblichen Folgen. Auch haben sie Zauberer, die vermöge mancher Erfahrung und Kenntniß der Krankheiten sehr treffliche Heilmittel kennen und oft glückliche Kuren ausführen, wodurch sie sich natürlich in großes Ansehen zu setzen verstehen. Im Grunde ist es aber mit ihrer Kunst und Gelehrsamkeit nicht weit her. Sie können sich höchstens rühmen, etwas schlauer und verschmitzter zu sein, als die anderen, deren abergläubische Dummheit sie meisterhaft ausbeuten. In besonders schweren Krankheitsfällen begiebt sich der Zauberdoctor zum Patienten, flößt ihm allerlei Mixturen ein, murmelt geheimnißvolle Beschwörungen vor sich hin, von denen Niemand etwas versteht; dann fährt er plötzlich mit der Hand dem zum Tode erschöpften Kranken an den Unterleib, greift den Krankheitsteufel mit einem derben Ruck heraus, fährt geschwind mit der Hand unter seinen Karóß (Pelzmantel) zurück und rennt dann unter den wahnsinnigsten Grimassen nach allen Richtungen schnaubend und blasend hinter die Büsche, wo er dem bösen Geiste den Garaus macht. Nach diesem Manöver kehrt er, sehr schlau mit den Augen blinzelnd, zum Kraale zurück, wo er irgend ein fettes Stück Vieh bezeichnet, das zur gründlichern Heilung des Kranken geschlachtet werden muß. Natürlich nimmt der Schelm den Löwenantheil. Solchen Personen, die es etwa versuchen sollten, das Gaunerhandwerk zu entlarven, treten diese Zauberer mit der unverschämtesten Keckheit gegenüber.

Einst konnte ein Missionair das Treiben eines solchen Menschen nicht länger mehr ansehen und verlangte von ihm, er solle einmal einen Beweis seiner Zauberkraft ablegen, indem er ein dargebotenes Küchenhandtuch hinterschlucke. Alles war sehr gespannt, wie der Doctor seine Aufgabe lösen würde. Dieser nun würgte kalt lächelnd zum nicht geringen Erstaunen des Missionairs und zur Glaubensstärkung des abergläubischen Volkes das Tuch hinter und hatte vollständig reüssirt. Bündnisse mit Geistern und Zauberei sind unter ihnen allgemein, und nicht selten haben Sklaven, Buschmänner oder Bergdamara die Opfer dieses schnöden Aberglaubens sein müssen. So ließ ein Häuptling in dem Glauben, seine untergebenen Buschmänner hätten durch Zauberei den Tod seines Sohnes verschuldet, diese bei lebendigem Leibe in Gruben verbrennen. Die Zauberer beschäftigen sich auch noch mit Anfertigung von allerlei Amuleten, womit sie Handel treiben. Selbstverständlich bestärken sie die Leute, um ihrem Krame Absatz zu verschaffen, in der Gespensterfurcht. Die Amulete (Piljas genannt) sind an eine schmutzige Schnur gereiht; z. B. zwei kleine Muscheln, zwei Antilopenhornspitzchen, verschiedene Perlen, zwei Stückchen weißgelbes Holz, welche letzteren „Weißvergessen“ heißen, und die Eigenschaft haben sollen, den Europäer die Beleidigungen des Nama vergessen zu lassen; dann einige Stückchen Wurzelholz, und endlich zwei aneinander gebundene Holzstückchen, die den Namen „Mädchenliebe“ führen, weil man nach dem Volksglauben sich dadurch die Zuneigung eines Frauenzimmers verschaffen kann.

Ueber ihre Herkunft haben die Nama eine Sage vom „ersten Menschen“ „|Gurikhoisib“. Dieser soll mit seiner Mutter in ihrem Lande gewohnt haben und überhaupt der erste Mensch gewesen sein. Von wo dieser einzige Mensch gekommen sei, davon wissen sie nichts mehr. Wie er aber mit den Thieren des Feldes, besonders Löwen, Tigern, Hyänen und Affen in großer Freundschaft gelebt und mit ihnen Khorós (eine Art Würfelspiel) gespielt, ihnen alle Perlen abgewonnen habe und dabei in Streit gerathen sei, darüber erzählen sie Folgendes: „Einziger-Mensch“ kam täglich mit den Thieren auf der Felsplatte von Hoaχanas zusammen, wo sich noch jetzt Fußspuren des „Einzigen-Menschen“, des Löwen und anderer Thiere finden sollen. „Einziger-Mensch“ hatte den Thieren schon fast Alles abgewonnen, denn er war klüger als sie. Halt, dachte „Einziger-Mensch“, dem Murren der Thiere werde ich ein Ende machen, und sagte am folgenden Tage zu seiner Mutter beim Weggehen: „Laß doch die Hunde alle los; denn ich werde dir den Affen zusenden, um Perlen zu holen; bevor er aber ins Haus kommt, müssen erst die Hunde ihn tüchtig zerzausen; doch wenn er beginnt schwach zu werden und zu wehklagen — hä, hä — dann treibe die Hunde von ihm weg, laß ihn ins Haus kommen und gieb ihm die Perlen.“ „Einziger-Mensch“ spielte an diesem Tage so nachlässig, daß er Alles verlor und nichts mehr hatte. Dann sprach er zum Affen: „Gehe doch und hole mir einige Schnüre von Perlen. Bitte darum nur bei meiner Mutter und sie wird sie dir geben.“ Der Affe geht hin. Als er aber nahe ans Haus kommt, da fallen ihn die Hunde an und zerzausen ihn trotz seiner Gegenwehr. Endlich wird er matt und klagt — hä, hä —, so daß die Menschenmutter die Hunde forttreibt und ihn in das Haus kommen läßt. Dort sieht er denn zu seinem Schrecken, daß von allen Thieren des Feldes Köpfe an der Wand hingen. Dann forderte er die Perlen, hinkte langsam mit denselben nach dem Spielstein und gab sie schweigend ab. Er steigt dann auf den Berg und ruft von oben herunter: „Wir sind viel, aber wir werden wenig; denn von uns allen habe ich Köpfe da im Hause gesehen.“ Seitdem bleibt der Affe auf den Bergen und kommt nicht wieder zu dem Menschen. Bald darauf stieg ein Gewitter auf und entlud sich in der Nachbarschaft. Der Löwe sprach: „Ich werde morgen hingehen und das Wasser in der Fläche besehen, aber Niemand darf mir dahin folgen.“ „Einziger-Mensch“ sagte: „Hat dich deine Mutter also belehrt? Ich werde auch kommen und sehen.“ Am folgenden Morgen nimmt „Einziger-Mensch“ sechs Spieße und geht mit seinen Hunden, das Wasser zu besehen. Er tödtet unterwegs bald einen Schakal, bald einen Hasen, und wirft dieselben auf einen Busch, den Raubvögeln zum Fraß. Als er nun zum Regenwasser kam, lag der Löwe unter einer großschattigen Mimose. Die Hunde des „Einzigen-Menschen“ liefen gleich ins Wasser, legten sich nieder, leckten das Wasser; danach schüttelten sie sich und sprangen fröhlich umher. „Einziger-Mensch“ wischte sich den Schweiß aus den Augen und stand unterdessen Wache. Als darauf seine Hunde ihren Durst gelöscht hatten, läßt sich „Einziger-Mensch“ auf ein Knie nieder, hält seine Spieße in der linken Hand, während er mit der rechten das Wasser trinkt.

Seit jenem Tage nun trinken die Nama auf ähnliche Weise das Wasser, wenn sie auf der Jagd sind. — Eben ist aber „Einziger-Mensch“ mit trinken fertig, so beginnt der Löwe mit seinem Schwanze zu wedeln und zu schlagen und läßt sein Bubu dazwischen hören. „Wohlan,“ sagt „Einzi-

ger-Mensch", „laß sehen, wer der stärkste ist, da dich deine Mutter so gut gelehrt hat," und hetzt seine Hunde auf den Löwen. Die springen zu, reißen ihn zu Boden, und „Einziger-Mensch" stößt ihm alle Assagaien (Speere) in den Leib, so daß der Löwe von allem Blutverlust und Schmerzen ohnmächtig wird. Dann spricht er zu dem halbtodten Löwen: „Nun gehe hin und sage deiner Mutter, wie sie dich so gut gelehrt hat." „Einziger-Mensch" ging dann nach Hause und trank die Milch, die seine Mutter für ihn gemolken hatte. In der Nacht aber wurde es dem Löwen sehr kalt, und da er nicht gehen konnte, so rief er seiner Mutter: „Mutter, trag' mich! Mutter, trag' mich!" Da ist dann die Löwenmutter gekommen und hat ihren Sohn geleckt und ihm etwas zu essen gebracht; hat ihn aber auch ermahnt und belehrt, daß er sich von dem Menschen fernhalten müsse, weil der gar zu klug sei und solche Waffen habe, womit er alle anderen tödten könne. — Bleek, der diese Erzählung im Wesentlichen so wiedererzählt, fügt noch zum Schluß die Ermahnung der Löwenmutter in folgendem Liede hinzu:

„Hüte dich vor dem Einen, der scharfe Waffen hat,
Welcher trägt eine Quaste von Tigerschwanz,
Vor dem, der weiße Hunde hat,
O du, Sohn von der, welche kurzohrig ist,
Du mein kurzohriges Kind,
Sohn von der, welche rohes Fleisch ißt,
Du Fleischverschlinger,
Sohn von der, welcher Nasenlöcher roth von Beute sind,
Du mit den blutgefärbten Nasenlöchern,
Sohn der, welche Teichwasser trinkt,
Du Wassertrinker."

Tritt uns in dieser Erzählung auch wieder jene oben erwähnte Ansicht mancher Völker entgegen, sich für die einzigen und besten Menschen zu halten, so finden wir auch Anklänge an die viel verbreitete Sage eines goldenen Zeitalters.

Merkwürdig ist noch die Erscheinung von Poesie, deren Charakter, ähnlich der hebräischen, ein scharf ausgeprägter Parallelismus ist. In diesen Liedern tritt uns echte Hottentotenpoesie entgegen und beweist, daß es den Namas durchaus nicht an poetischem Talente fehlt. Auch sie lieben es, die Wechselfälle des Lebens zu besingen und die Außenwelt in den Kreis ihrer Phantasie zu ziehen. Ein Sieg über die Feinde, Freude über einen lieben Gast, eine glückliche Jagd oder der Aerger über empfangene Strafe, Hader und Zwist zwischen Eheleuten und — woran wir gewiß nicht zweifeln können — die Liebe; alle Vorkommnisse des täglichen Lebens treiben den Nama zum poetischen Erguß.

Mütter pflegen den kleinen Säugling auf den Schooß zu nehmen und zu besingen (kāri). Ein solcher Lobgesang ist stets improvisirt und der Inhalt ungefähr folgender:

„Du Sohn einer hellängigen Mutter,
Du weitsichtiger,
Wie wirst du einst „Spur schneiden" (das Wild aufspüren),
Du, der du starke Arme und Beine hast,
Du starkgliedriger,
Wie wirst du sicher schießen, die Herero berauben
Und deiner Mutter ihr fettes Vieh zum Essen bringen,
Du Kind eines starkschenkligen Vaters,
Wie wirst du einst starke Ochsen zwischen deinen Schenkeln bändigen,
Du, der du einen kräftigen Penis (χāb) hast,
Wie wirst du kräftige und viele Kinder zeugen."

Hierbei pflegt die Mutter die besungenen Theile zu streicheln und zu küssen, die Geschlechtstheile jedoch betastet sie nur und küßt die eigenen Finger, welche diese Theile berührt haben.

Oder die Frauen nehmen Veranlassung, ihre Wuth über eine wohlverdiente Züchtigung gegen ihren Mann, den sie durch Launenhaftigkeit zum Aeußersten gereizt haben, in einem Nachelied auszulassen. Wenn sie nämlich die Geduld ihrer Männer aufs Aeußerste erschöpft haben, prügeln diese die Frauen mit dem Schambock, einem wegen seiner furchtbaren Wirkung sehr gefürchteten Prügelinstrumente, durch, worauf die Bestrafte sich in einiger Entfernung von der Hütte, womöglich auf einer Erhöhung, niedersetzt. Die Melodie fängt in den höchsten Tönen an, und jede Zeile wird in demselben angeschlagenen Tone gesungen, bis das Lied mit dem tiefsten Stöhnen, etwa dem Murren eines eigensinnigen Kindes zu vergleichen, endigt. Auf dieser Stufe angelangt, fängt die Melodie wieder in derselben Weise an, nur mit dem Unterschiede, daß der Inhalt ein anderer ist. Dieser ist nichts weniger als ästhetisch. Jedes Nachelied beginnt mit dem stereotypen „Nē khoiba ubebatere," d. h. „nimm diesen Menschen doch von mir fort." Dann folgt die Anrede an den Häuptling und seine Richter, worauf die Klage vorgebracht wird, in der sie sich selbstverständlich als unschuldig, ihren Mann aber als ein Scheusal darstellt. Nun folgen Epitheta ornantia, deren sich das ziemlich abgestumpfte Zartgefühl einer europäischen Proletarierfrau schämen würde.

Der Häuptling oder Richter nimmt gar keine Notiz von solcher Klage, da er aus eigener Erfahrung nur zu gut weiß, wie verdient und heilsam eine solche Züchtigung ist. Höchstens kommt der Herr Gemahl, wenn sie es mit ihren Schmeicheleien zu arg machen sollte, und gerbt ihr noch einmal das Fell. Die einzigen neugierigen Zuhörer sind Kinder, besonders Mädchen, die für zukünftige Fälle billigen Unterricht genießen, und vielleicht einige Hunde, die entweder im Chore mit einstimmen, oder den geblauten Rücken der Herrin belecken. Die Frau aber, welche alle Elemente, Menschen und Thiere beschwört, will auch eigentlich keine Bestrafung ihres Mannes, dafür hat sie ihn trotz der Prügel viel zu lieb. Ihr Gesang ist nichts weiter, als eine Art unschuldiger Genugthuung: „Die wilden Thiere und Würmer sollen ihn so verspeisen, daß nichts mehr von ihm gefunden werden möchte; die heiße Sonne und der glühende Wüstenwind sollen ihn ausdörren, daß er sterben muß." Nach Beendigung ihres Stunden langen Gesanges geht sie stolzen Schrittes, mit ihrem hintern Fettpolster schwänzelnd, mit rüsselartig gespitztem Munde, dem Zeichen der Verachtung und des Stolzes, in die Hütte, wo am Abend sich, wenn das Vieh im Kraale gemolken ist und sich gelagert hat, Gelegenheit findet, um das Hüttenfeuer hingestreckt, mit ihrem Manne wieder freundschaftlich anzuknüpfen. Alles raucht und schwatzt, Groß und Klein, sogar die kurz vorher entzweiten Eheleute, welche sich dann in Zärtlichkeiten überbieten, als ob sie von jeher im schönsten Einvernehmen mit einander gestanden hätten.

Wenn ein Häuptling im Kriege oder auf der Jagd glücklich gewesen ist, dann wird er bei seiner Rückkunft auch mit einem improvisirten Lobliede empfangen, wie es noch neuerdings geschah, als der alte Namahäuptling Dasib, der Fürst des „Rothen-Volkes", einen südlich wohnenden Orlamstamm in die Flucht geschlagen hatte. Ein Missionair, der unverheirathet zu ihnen gekommen war, holte sich nach einigen Jahren eine Frau aus der Capcolonie. Bei der Rückkehr wurde er auch mit einem Liede begrüßt, worin es von seiner Frau hieß:

„Die du einhergehst mit langen schwarzen Haaren,
Du Tochter einer schwarzängigen Mutter,
Du schwarzängige.
Du, deren Gewand nachschleppt,
Daß der Staub gefegt wird
Und hinter dir aufwirbelt."

Derselbe Missionair mußte einst ein auf seiner Station wohnendes Weib eines benachbarten Stammes wegen anstößigen Lebenswandels excommuniciren. Auch er blieb nicht von einem Nachelied verschont. Nach dem stereotypen Anfang: „Nē khoiba ubebatere“ hieß es ungefähr folgendermaßen weiter: „Wenn er des Nachts im Traume jenseit des großen Wassers bei seinen Lieben wäre, wenn er träume, wie seine Mutter ihn streichle und besänge, wie seine Schwestern ihm schöne fette Speisen vorsetzten; dann wünsche sie, daß die knatternden Gewehre ihrer Stammesbrüder ihn aus dem Schlafe schreckten, daß ihre Kugeln ihn durchbohren und seine dunkeln Augen die Heimath nicht mehr sehen möchten.“

Das Verschwinden des Aralsees in Innerasien.

Die turkostanischen Zwillingsströme Amu Darja und Syr Darja, der Oxus und der Jaxartes der Alten, sind in unseren Tagen von großer Wichtigkeit geworden. Beide münden in den Aralsee und auf ihnen oder ihnen entlang ziehen von diesen die Wege nach Buchara und in das alte Bactrien hinein. Der Oxus strömt durch das Chanat Buchara und in seinem untern Laufe durch jenes von Chiwa; der Jaxartes, welcher vom Himmelsgebirge (Thian schan) herabkommt, bildet die Hauptader des Chanates Chokand. Dieses ist während der letzten Jahre zumeist in die Gewalt der Russen gefallen, welche von dort aus den Krieg gegen den Emir von Buchara führen und schon bis in die Nähe von Timurs Hauptstadt Samarkand vorgedrungen sind. Der Jaxartes wird von russischen Dampfern befahren und ist zu einem moskowitischen Strome geworden.

Für die physikalische Geographie sind beide Ströme und der Aralsee, in welchen sie münden, von hohem Interesse. Der letztere bildet ein beträchtliches Wasserbecken von mehr als 1000 Quadratmeilen Flächeninhalt, hat eine Länge von 57, eine Breite von etwa 40 Meilen, liegt, nach den bisherigen Annahmen, 34 Fuß höher als das Schwarze und 110 Fuß höher als das Kaspische Meer. Mit diesem letztern hat er einst im Zusammenhange gestanden, und vom Oxus aus zieht noch jetzt, vom Mündungsdelta ab nach Südwesten hin, ein nun trocken liegendes, deutlich erkennbares Flußbett, der Oghus, bis zur Balkanbai an der Ostküste des Kaspisees.

Die Schriftsteller des Alterthums hatten also Recht, wenn sie beide Ströme in dieses Becken münden ließen. Aber wie ist es gekommen, daß sie nun in den Aralsee fließen? Diese Frage ist jüngst vom russischen Admiral Butakoff erörtert und beantwortet worden („Proceedings of the geographical society XI, Nr. 3, S. 113 ff. 1867), und wir wollen das Wesentliche mittheilen.

Butakoff erforschte die Mündungen des Oxus zweimal, 1848/1849 und 1858/1859. Der Strom theilt sich, ein Delta bildend, zuerst in 42°12′ N. und 60°15′ O. von Greenwich. Dort beginnt das Delta, dessen centraler Theil eine Art von Depression bildet, in welches die Wassermenge aller Verzweigungen, mit Ausnahme der am weitesten nach Westen liegenden (des sogenannten Laudan), in einer Reihe von seeartigen Becken abfließen; diese sind mit Schilf und Binsen bedeckt. Die Mündung des Laudan hat auf der Barre eine Tiefe von nur $1\frac{1}{2}$ Fuß. Der östliche Arm des Delta heißt Kuwan Darja oder Kuk, der blaue, und in der Nähe des Sees Yang su, der neue Fluß. Im Jahre 1849 mündete der größere Theil der Wassermasse des Flusses durch diesen Arm, und Butakoff konnte $9\frac{1}{2}$ Miles von der Mündung entfernt im See süßes Wasser schöpfen. Dagegen war 1859 der Aral bis dicht an die Mündung dieses Yang su hinan salzig. Butakoff fuhr damals, im September, diesen Canal $22\frac{3}{4}$ Miles weit aufwärts; dann traf er auf eine Felsenleiste, welche sich gerade durch das Bett zieht und die nur $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{4}$ Fuß Tiefe zeigte. Der Hydrograph mußte dort seinen Dampfer von 40 Pferdekraft verlassen und einen kleinern von 12 Pferdekraft besteigen. Oberhalb der Felsenleiste war der Yang su 50 bis 80 Faden breit und 5 bis 8 Fuß tief. — Nachdem dieser östliche Arm vom Strome sich abgesondert hat, fließt dieser gen Nordwest und Nord; er sendet viele kleine Zweige aus und einen größern Canal, den Karabaili, welcher sich über die Depressionen verbreitet; aus diesen fließt dann das Wasser in den Ulkun Darja, d. h. großes Wasser, zusammen, und durch dieses findet die größte Wassermenge, welche der Oxus führt, ihren Weg in den Aral. Westlich vom Ulkun liegt die Taldyk-Mündung, welche 1849 eine rasche Strömung hatte, 3 Fuß Wasser auf der Barre, 1858 aber nur $1\frac{1}{2}$ Fuß.

Die Ermittelungen Butakoff's haben über Vieles, das bisher dunkel war, Licht verbreitet. Roderich Murchison gab in der Londoner geographischen Gesellschaft einen ausführlichen Bericht. Er wies zunächst darauf hin, daß in Betreff des Aralsees eine Erscheinung vorkomme, für die wir auf der ganzen Erde kein Nebenstück finden. Der See ist mehrmals völlig ausgetrocknet und dann von der Karte Asiens verschwunden. Wie es Sterne giebt, deren Umfang von der ersten bis zur fünften Größe wechselt, so ist der Aralsee manchmal 300 bis 400 Miles lang und zu anderen Zeiten nur ein mit Schilf bewachsener Sumpf gewesen, bald auch eine Wüstenstrecke mit hartem Boden, welche von Reisenden durchzogen wurde, ohne daß sie etwas von einem Seeboden ahneten.

Alexander von Humboldt hat in seinem großen Werke über Centralasien den veränderlichen Lauf des Oxus nachgewiesen, der bald in das Kaspische Meer, bald in den Aralsee geflossen sei; er ging aber nicht so weit zu behaupten, daß derselbe auch zeitweilig völlig verschwunden sei. Dafür sind aber nun die bündigsten Beweise vorhanden.

In den Zeiten des classischen Alterthums, überhaupt vom Jahre 600 vor bis 500 oder 600 Jahre nach Christus, wußte man überhaupt nichts vom heutigen Aralsee; kein Schriftsteller erwähnt desselben. Alle stimmen darin überein, daß der Oxus und der Jaxartes in das Kaspische Meer münden. Bekanntlich ist Alexander der Große mit einem Heer in jene Gegenden gezogen und er hat die geographischen Verhältnisse derselben durch mehrere seiner Offiziere erforschen lassen. Diese zogen an der Küste des Kaspischen Meeres hin, während er selber den Oxus überschritt und bis an die Ufer des Jaxartes kam. Jene Offiziere berichteten, daß beide Ströme in den Kaspischen See münden. Dafür spricht auch der alte Handelszug, der Weg, auf welchem Europa innerasiatische Waaren bezog. Derselbe kam vom „indischen Kaukasus“ den Oxus entlang bis in das Kaspische Meer, ging aus diesem den Kur aufwärts, von dort bis zum Phasis und ans Schwarze Meer.

Der heutige Aralsee nimmt nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der Depression im centralasiatischen Tafellande ein; er hat kein Quellwasser und wird vollständig von dem Wasser gebildet, welches die beiden großen Ströme ihm zuführen. Sobald diese eine Zeit lang von ihm abgelenkt werden, muß er im Verlauf weniger Jahre austrocknen und dann wieder zu dem werden, was er eigentlich ist, eine Depression in der Wüste. Die Sache selbst wird durch die Nivellirungen klar. Der Aral liegt (wie schon oben bemerkt wurde) 117 Fuß über dem Wasserspiegel des Kaspisees und 33 Fuß über jenem des Schwarzen Meeres, der Kaspisee aber 84 Fuß tiefer als das letztere. Sobald sich also eine Wasserverbindung zwischen dem Aral und dem Kaspisee bildete, mußte der erstere natürlich seinen Abfluß zu dem niedriger liegenden Becken nehmen.

Während man nun im Alterthum bis etwa 600 nach Christus einstimmig darüber war, daß Oxus und Jaxartes in den Kaspisee mündeten, war man von da an bis etwa zum Jahre 1300, also volle 700 Jahre lang, der gerade entgegengesetzten Meinung. Die Araber und andere ihrer mohammedanischen Nachfolger waren im Besitze jener Gegenden; sie schrieben geographische Werke, kannten alle topographischen Einzelnheiten und alle Autoren behaupten, daß beide Ströme in den Aral fallen, den See von Charesm, wie sie ihn nennen und wie er auch heute bei ihnen heißt.

Es giebt dafür nur eine einzige stichhaltige Annahme. Die nämlich, daß der Lauf beider Ströme in Folge irgend einer Naturbegebenheit, einer großen Bodenstörung, eine Aenderung erfahren habe und daß sie in den Aralsee abgelenkt worden sind, der ihnen seine Existenz verdankt.

Aber nun weiter. Von etwa 1300 bis 1500, also volle 200 Jahre lang, hatten viele Europäer Gelegenheit, mit der Geographie Innerasiens genauer bekannt zu werden, als selbst wir bis in unsere Tage hatten; erst seitdem die Russen ihre Herrschaft so weit ausgebreitet haben, erhalten wir über Manches sichere Kunde. Im Mittelalter gingen bekanntlich viele Gesandtschaften von europäischen Höfen nach der Mongolei und wir haben darüber viele Berichte. Diese sind jüngst vom Obersten Yule (demselben, welchem wir ein vortreffliches Werk über Birma verdanken) zusammengestellt worden. In keinem derselben wird des Aralsees erwähnt, obwohl der Reiseweg mancher Berichterstatter mitten durch denselben hindurchführte. Pegoletti z. B. giebt alle möglichen Einzelnheiten über den Handelsweg, der vom Schwarzen Meere nach China führte und auf welchem man Thee und Seide bezog. Vom Aralsee weiß er kein Wort; dieser fehlt auch auf der berühmten catalonischen Karte, auf der borgianischen und auf der venetianischen von San Mauro. Die Reisenden kamen von der Wolga her nach Saratschack an der Ostküste des Kaspisees, von dort gingen sie nach Otrar am Jaxartes, und dieser Weg muß durch die Gegend gegangen sein, welche heute der Aral einnimmt. Hier ist ein negativer Beweis, daß dieser See in jener Zeit nicht vorhanden war.

Wir haben aber auch positive Beweise. Vor etwa 25 Jahren machte Yar Mohammed Chan, Häuptling von Herat, viel von sich reden. Das war zur Zeit des afghanischen Krieges. Jener Mann sandte an Herrn Murchison, als Beweis der Freundschaft, ein seltenes persisches Manuscript. Verfasser desselben war ein Offizier des Sultans, Schah Ruch von Herat; er schilderte insbesondere den Zustand der Provinz Chorassan im Jahre 1418; er kannte denselben ganz genau bis in alle Einzelnheiten hinein. Murchison machte Auszüge aus dieser Handschrift, namentlich über die Austrocknung des Aralsees, und diese hat er, wir wissen nicht weshalb, erst jetzt veröffentlicht.

Der Verfasser des Manuscriptes beschreibt die Seen Asiens, kommt dann auf jenen von Charesm (den Aral) und sagt: „In allen alten Büchern wird gesagt, daß er die Wasser des Oxus in sich aufnehme; aber gegenwärtig, im Jahre der Hedschra 820 (1417 nach Christus), existirt der See nicht mehr. Der Dschihon (Oxus) hat sich einen Weg zum Kaspischen Meere gebahnt; in dieses fällt er bei einem Orte Namens Karlawan, wie ich später an der geeigneten Stelle beschreiben werde.“ Genau dasselbe wiederholt der Verfasser später, wo er von den Flüssen und insbesondere vom Oxus spricht; dieser münde ins Kaspische Meer bei einem Punkte, den man Karlawan oder auch Akrischeh nenne. Von Charesm bis dahin, wo der Oxus ins Kaspische Meer falle, sei die Gegend zum großen Theil Wüste.

Ueber den Jaxartes wird Folgendes bemerkt: „Dieser Fluß von Chodschend geht durch die Wüste von Charesm und vereinigt sich im untern Theile seines Laufes mit dem Dschihon (Oxus); so erreicht er das Kaspische Meer.“ Daraus ist zu entnehmen, daß der Jaxartes unterhalb Otrar sein gegenwärtiges Bett verließ und zur Linken hin eine Linie einschlug, welche jetzt (wie aus Meyendorff's Karte ersichtlich wird) durch Schilfsümpfe und Lagunen bezeichnet ist und daß er zwischen Chiwa und Kungrad den Oxus erreichte. Von da an flossen beide Ströme in einem und demselben Bette.

Bemerkenswerth ist eine Aeußerung des großen indischen Kaisers Baber, welcher die Geographie seiner turanischen Heimath genau kannte. Er sagt, daß zu seiner Zeit (im ersten Drittel des sechszehnten Jahrhunderts) der Jaxartes den See von Charesm nicht erreiche, sondern sich in der Wüste verliere. Wir glauben, daß Murchison Recht hat mit einer Annahme, der zufolge er zuweilen sich mit dem Oxus vereinigte und zu anderen Zeiten in der Wüste sich verlor.

Nach dem Jahre 1500 finden wir Nachweise, daß beide Ströme abermals in dem Aral eine Mündung gefunden haben. Wer mit der Geschichte des Welthandels bekannt ist, weiß, daß ein englischer Handelsagent, Jenkinson, 1550 durch Centralasien nach Buchara ging. Er landete an der Küste des Kaspischen Meeres bei Mangischlack (Ming-kischlag) und kam dann an einen Punkt der Küste, wo ehemals, wie man ihm erzählte, der Oxus in den See gefallen sei. Der Fluß habe jedoch vor einiger Zeit seinen Lauf geändert und wieder in den Aralsee genommen. Der Beherrscher jener Gegend, Abul Ghasi Chan, der ausführlich über seine Heimath geschrieben, gab genaue Einzelnheiten über das Ereigniß und bezeichnete auch das Jahr, in welchem der Oxus wieder in den Aral geflossen sei. Der Strom wäre allmälig ausgetrocknet (auf der Strecke nach dem Kaspisee hin) und habe den Aralsee gebildet, wie man ihn nun finde.

Alle neueren Reisenden haben das verlassene Bett des Oxus genau an den Stellen gefunden, welche in den früheren Beschreibungen bezeichnet worden sind. Die erste Nachricht darüber gab Murawieff, welcher 1819 von der Balkanbai am Kaspischen Meere nach Chiwa ging; dann fand auch Conolly, der später in Buchara ermordet wurde, als er von Astrachan nach Chiwa reiste, jenes alte Bett, und in der jüngsten Zeit hat Vambery es beschrieben. —

Der Jaxartes ist, wie oben bemerkt, im Besitze der Russen und der Oxus wird folgen. Dieser ist für sie vielleicht noch wichtiger als jener. Man hat schon die Frage aufgeworfen, ob es nicht thunlich und zweckmäßig sei, zunächst den Jaxartes wieder mit dem Oxus zu vereinigen; die Boden-

verhältnisse würden keine Schwierigkeit darbieten. Dann käme es darauf an, die vereinigten Ströme wieder in den Kaspischen See zu lenken.

Die Ausführung dieses Planes würde von geradezu ungeheurer Bedeutung sein; denn diese Wasserbahn, welche ins Herz von Innerasien hineinführte, wäre gewissermaßen eine Fortsetzung und Ergänzung der Wolga. Es würde vermittelst der Canalverbindungen, welche im russischen Binnenlande längst vorhanden sind, eine schiffbare Straße hergestellt, die in St. Petersburg begönne und ihr Ende am Fuße des Hindu Koh hätte*)!

*) Die Erforschung des Jarartes durch Butakoff, welcher mit einem Dampfer den Strom 807 Werst bis Baïldyr Tugaï aufwärts fuhr, haben wir „Globus" VIII., S. 113 ff. geschildert. — Es mag hier bemerkt werden, daß man im laufenden Jahre 1867 eine merkwürdige Erscheinung am Wasserspiegel des Kaspischen Meeres beobachtet hat. Während sein normales Steigen und Fallen sonst nur durchschnittlich zwei Fuß beträgt, ist der Spiegel diesmal volle anderthalb Fuß höher gestiegen. A.

„Rockengänge", „Lichtenabende" und der „Andreasabend" in Schlesien.

Von Dr. R. Drescher.

Im Spätherbst, wenn alle Feldfrüchte eingebracht sind, wenn die Wintersaat beendet, die Kirmesfeier vorüber ist, wenn die Nächte langen und die Nachtfröste angefangen, da beginnt, wie überall unter dem deutschen Landvolke, auch unter dem schlesischen die alljährliche Blüthezeit des geselligen Verkehrs, da heben die „Rockengänge" an und die „Lichtenabende".

Von früh bis oft spät in die Nacht hinein wird jetzt in jeder Haushaltung an den Wochentagen besonders von den älteren Frauen gesponnen, von den jüngeren weiblichen Hausgenossen aber nur in den jetzt zahlreicheren Mußestunden. Auch die schulpflichtigen Knaben werden nun des Abends zum Spinnen angehalten, und selbst der alte Großvater auf der warmen Ofenbank oder, wo noch sogenannte alte deutsche Oefen vorhanden sind, auf den nicht minder behaglich erwärmten breiten Stufen eines solchen sitzend, läßt jetzt mit zitternder Hand seine „Spille" (Spindel) auf der Diele umhertanzen. Abends aber versammelt sich Jung und Alt, Herr und Frau, Magd und Knecht mit „Spinnradlar" und Spill'n"*) entweder um den mit brennenden Kienspänen**) erleuchteten kleinen Herd neben dem warmen Ofen oder, wo dieser nicht vorhanden ist und das zumal in den Häusern der ärmeren Leute, um den sogenannten Kienstock, ein einfaches hohes Gestell von Eisen, auf dem nahe der Decke den ganzen Abend über Kienspäne brennen, und der den Vortheil hat, daß man sich rings um ihn herum gruppiren kann. Der Rauch von diesen Kienstöcken wird durch einen an der Decke darüber befestigten Rauchmantel von Sackleinwand aufgefangen und in den Ofen geleitet. Während die Frauen und die größeren Kinder eifrig spinnen, schleißen Herr und Knechte wohl Schleißscheite zu Kienspänen oder schnitzen gemeinschaftlich an einem Hausgeräth, rauchen dabei gemüthlich ihr Pfeifchen und hören auf die Neuigkeiten, die von zufällig anwesenden oder eingeladenen Besuchern mitgetheilt werden, oder auf die Märchen und Gespenstergeschichten, die früher häufiger als jetzt ein beliebtes Unterhaltungsthema solcher harmlosen Abendgesellschaften bildeten.

Nichts ist natürlicher, als daß durch eine solche Sitte der gesellige Verkehr während des Winters in hohem Grade angeregt wird. Man ist von jeher daran gewöhnt, daß die Nachbarn, Männer, Frauen und erwachsene Kinder zu solchen Spinngesellschaften bald bei dem einen, bald bei dem andern Wirthe sich einfinden, gleichviel ob eingeladen oder nicht eingeladen, und da bei diesen Zusammenkünften von Seiten der Wirthe zumal an den Wochentagen gar nichts „hergemacht" wird, so ist der auf diese Weise vermittelte gesellige Verkehr ein äußerst zwangloser und angenehmer. Da man im Winter daran gewöhnt ist, jeden Tagesbesuch einen Besuch „zum Rocken" und jeden Abendbesuch einen Besuch „zum Lichten"*) zu nennen, so ladet selbst im Sommer, wo äußerst selten längere Besuche abgestattet werden, eine Nachbarin die andere „zum Rocken" und „zum Lichten" ein, obwohl bei diesen Besuchen in der Regel gar nicht gesponnen wird. „Zum Rocken" pflegt man stets des Nachmittags zu gehen, wie in den Städten zu einem Kaffee; ebenso endet auch ein „Rockengang" etwa um dieselbe Stunde, wie eine städtische Kaffeegesellschaft. In der Regel aber bleibt wer einmal „zum Rocken" gekommen ist, auch vollends „zum Lichten" da.

So begegnet man während des Winters sowohl des Nachmittags als Abends zahlreichen Frauen und Mädchen mit Spinnrad und Rocken im Arm auf den Dorfgassen, wenn sie zu einem solchen Besuche unterwegs sind. So giebt es kein Dorf im deutschen Schlesien, in dem die jungen Burschen und Mädchen nicht während des Winters wenigstens häufig, wenn nicht fast täglich, bei dem oder jenen „Wirth", d. i. Grundeigenthümer, an solchen Lichtenabenden zusammenträfen. Während dann die „Frôvelk'r", d. i. Mädchen und Frauen, eifrig spinnen, rauchen die „Monnsvelk'r" oder „Monnszennr'r", wie sie im Gläzischen heißen, ihr Pfeifchen. Es werden Volkslieder gesungen, allerhand Neuigkeiten, Märchen, Sagen und Gespenstergeschichten erzählt, Räthsel aufgegeben; man überläßt sich zwanglos froher Unterhaltung und unschuldigen Neckereien, und unter Scherz und Frohsinn vergehen die Abendstunden mit ungemeiner Schnelligkeit, so daß nicht selten erst um 11 Uhr oder gegen 12 zum Heimwege aufgebrochen wird.

*) Die mundartliche Schreibart ist hier, um falschen Lesungen vorzubeugen, derart gewählt, daß nur geschrieben ist, was gehört wird. Jeder einfach geschriebene Vocal ist kurz zu lesen. Der einzelne Punkt über der Zeile bezeichnet das stumme e da, wo es in der Mitte eines Wortes oder als Abkürzung anderer Vocale auftritt, z. B. in Wörtern wie Eng'rle, Hund'l, d', s', für Engelein, Hündlein, die, sie. Ist von zwei nebeneinander stehenden Vocalen der eine mit einem Zeichen überschrieben, der andere nicht, so ist der erstere lang und der andere nur kurz vor- oder nachklingend zu lesen, z. B. bei Buåt'r, schliät, dréim (für Vater, schlägt, darum), wo die Vocale å, í, é lang zu lesen und zu betonen sind.

**) Wenn an solchen Abenden ein brennender Kienspan einen großen Rispel hatte, so pflegte man früher (ich weiß nicht ob noch jetzt) zu sagen: „Das bedeutet großen Schnee;" sprang aber der Rispel mitten von einander, so hieß es: „Es kommt Besuch." Bunzl. Monatsschrift 1792. 280.

*) Ebenso in Nordböhmen. Vergl. Ign. Petter's Nordböhmische deutsche Mundart 1864. 38.

Um 9 Uhr beginnt in den Dörfern des ganzen schlesischen Gebirges, aus deren einigen diese Schilderung vorzugsweise entnommen ist, in der Regel eine halbstündige Pause, genannt „d' holbe Sitzinge" (die halbe Sitzung). In dieser bricht häufig ein großer Theil der Spinngesellschaft, besonders die jungen Leute, zu einem kurzen Besuche auf in eins der Nachbarhäuser, mit dem gewöhnlich allerhand Scherze verbunden werden. Ein einzelner aus der Schaar drückt z. B. auf die Thürklinke der Stube des Nachbars und versteckt sich dann schleunigst hinter die „Olmr" (Almar, Brotschrank) im „Hause" (d. i. Hausflur), so daß beim Oeffnen der Thür nichts zu sehen und zu hören ist, worauf erst, nachdem die Insassen der Stube gebührend erschrocken oder erstaunt sind, auf einmal die ganze Besucherschaar mit lachenden Gesichtern zum Vorschein kommt. Oder man klopft von außen an die Fenster und giebt kein Zeichen von sich, sobald eins derselben geöffnet und in die Dunkelheit herausgefragt wird, wer denn da sei, worauf dann dieselbe Ueberraschung erfolgt.

Bei der Heimkehr von solchen Lichtenabenden fehlt es auch in der Regel nicht an jungen Burschen, die sich wohl den etwas rücksichtslosen Scherz erlauben, durch gellende Rufe, Pfeifen oder „ Juchzen" die benachbarten Schläfer aus ihrer Nachtruhe aufzuschrecken. Das muß einst weit schlimmer gewesen sein, als in der Regel heutzutage, denn schon im Jahre 1601 wurde auf dem Frühjahrs-„Dreidinge" zu Hunnersdorf im Grünebergischen über diesen selben Unfug so begründete Klage geführt, daß für jenen Ort damals die Rockengänge und Lichtenabende bei einem Thaler Strafe verboten wurden, „damit die Nachtruhe nicht fernerhin durch das „Nachtpäken" und „Juchzen" gestört werde." Trotzdem aber hat sich die Unsitte bis zum heutigen Tag erhalten.

Wohl allgemein kreist nach dem einfachen Abendbrot an solchen Abenden unter allen Anwesenden Kornbranntwein oder leichtes Bier zur Erquickung von Hand zu Hand, von dessen Genuß sich auch die anwesenden Frauen nicht ausschließen, wenn sie auch in der Regel nur nippen. Der Anstand gebietet dabei demjenigen, an welchem die Reihe gerade ist, seinem Nachbar mit den Worten „auf Dein Wohl" zuzutrinken, worauf dieser erwidern muß „wohl bekomm Dir's" *). Im Laufe des Abends läßt wohl auch die Hausfrau ein- oder mehrmals durch eine fast nie fehlende verschließbare Oeffnung in der Zimmerdecke gebackenes Obst herabregnen „z' Netze" (d. i. zur Netzung), wie man dafür im Gläzischen sagt. Ein dampfender Kaffee, ohne den man sich gesellige Zusammenkünfte unter unseren Landbewohnern, wie auch unter anderen, überhaupt gar nicht mehr denken kann, beschließt in der Regel das fröhliche Zusammensein. Die Sitte, an solchen Abenden Punsch zu brauen, Krapp'l zu backen, Pfänderspiele zu spielen, beschränkt sich, wo sie überhaupt eingedrungen ist — und das ist noch keineswegs allgemein der Fall — in der Regel auf die sonntäglichen Lichtenabende, an denen ohnedies in der Regel gar nicht gesponnen wird.

Die Bezeichnung „Nummelabende", welche in deutschen Gegenden Oberschlesiens (z. B. Piltsch bei Troppau) für gewisse Lichtenabende gilt, scheint mit der bairischen der „Rumpelnächte" zusammenzufallen, unter denen man gewisse Lichtenabende in der Zeit kurz vor Weihnachten versteht, an denen man in fröhlicher Geselligkeit sich ganz besonders gern gehen läßt **).

Daß eine derart'ges geselliges Treiben auf schwache Charaktere zuweilen einen demoralisirenden Einfluß ausüben kann und unter einer rohern Bevölkerung manchmal geradezu der Unsittlichkeit Vorschub leistet, liegt in der Natur der Sache, gilt aber keineswegs so allgemein, wie man Manche behaupten hört, die nur nach dem oft sehr beschränkten Umfange ihrer eigenen Kenntniß der Volksgebräuche urtheilen und einen Theil für das Ganze nehmen.

Die „Pôp'lhôle" und die „Spillahôle".

Auf Geschicklichkeit und Fleiß im Spinnen wird noch bis zum heutigen Tage überall unter dem schlesischen Landvolke ein großer Werth gelegt. Eine jede Miethsmagd ist verpflichtet, nicht nur das Quantum Flachs, das nach altem Herkommen zu ihrem Jahreslohne gehört, den Winter über abzuspinnen, sondern auch in ihren Mußestunden während dieser Jahreszeit für ihre Dienstherrschaft am Spinnrad zu arbeiten und zwar fleißig und ordentlich. Nur Sonnabend Abend soll weder von den Mägden noch von sonst irgend Jemandem gesponnen werden, „sonst verdirbt das Garn," wird ausdrücklich zur Warnung versichert. Aber der Rocken muß auch bis zu diesem Abende abgesponnen sein, sonst hat ein Unglück wem das nicht gelungen ist (Puschkau, Kaltenbrunn, Nogau, Pilgramsdorf, Ranske, Neukirch). Dafür werden an diesem Abende in der Regel und zwar oft bis spät in die Nacht hinein Federn geschlissen *). Lässigen Kindern droht man in der Reichenbacher Gegend noch heute mit der „Spillahôle" und im Gläzischen und Jägerndorfischen mit der „Spilladrulle" oder auch, und zwar in der erstgenannten Gegend, mit der „Pôp'lhôle". „Dieselbe käme in den Winternächten in jedes Haus, nachzusehen, ob die Kinder auch beim Spinnen fleißig gewesen. Den Faulen ließe sie eine Anzahl „Spillu" zurück, die binnen einer gegebenen Frist vollgesponnen sein müßten, sonst erfolge noch härtere Strafe." Fragen die Kinder, wer denn diese nächtliche Aufseherin ist und wie sie aussieht, so wird ihnen im Gläzischen geantwortet: „Ja, die Spilladrulle sieht gar schrecklich aus, sie ist mit „Stiefmutter" gefüttert und in „Stiefmutter" eingehüllt **)". „Stiefmutter" nennt man dort nämlich die Abfälle von dem sogenannten „Werg" bei der Flachsbereitung.

Diese Spillahôle, Pôp'lhôle, Spilladrulle ist neueren gediegenen Forschungen zufolge Niemand Geringeres als „Frau Holle", wie die holde „Frîa", die Göttin der Liebe und specielle Beschützerin des Hauswesens, ebenso des Flachsbaues und Spinnens nur in den fränkischen und thüringischen Gegenden Deutschlands genannt wird ***). Eine schwache Erinnerung an diese Eigenschaften der Göttin lebt also in unserm Landvolke noch bis zum heutigen Tage. Auch hat sich als wahrscheinlich herausgestellt, daß jene „Stiefmutter" genannten Abfälle einst als Geschenk betrachtet wurden, das alljährlich der Frau Holle gebühre †), resp. Frau Holle zu Ehren verbrannt werden müsse. Auch daß sie gerade „Spillahôle" und „Pôp'lhôle" bei uns heißt, ist nicht ohne Wichtigkeit, da von der fränkischen Hollefrau, die in einigen Gegenden, besonders aber im Hennebergischen, auch „Hollepôpel" genannt wird, ganz derselbe Zug mit den zurückgelassenen Spillen bekannt ist ††). Auch diese specielle Uebereinstimmung in Benennung und Auffassung

*) Diese Worte werden hochdeutsch gesprochen. Trotz dieses Branntweingenusses ist wenigstens unter den deutschen Schlesiern die Trunksucht und besonders der übertriebene Branntweingenuß keineswegs verbreiteter als in den angrenzenden deutschen Ländern, ja überhaupt nicht verbreitet zu nennen; desto mehr aber leider unter der polnischen Bevölkerung des Landes.

**) Rößler im „Schles. Provinzialblatt," 1864. S. 9. Desgl. Simrock Myth. S. 558. 563. 577.

*) Dasselbe gilt von den Gegenden um Chemnitz am Erzgebirge, Ansbach in Franken (Grimm, Abergl. 130. 680), von Westphalen (Kuhn, W. S. 47. 89) und der baierischen Oberpfalz (Bavaria II, 305).

) Weinhold, W. 36. *) Grimm, Myth. 245.

†) Weinhold, W. 94.

††) Brückner, V. z. e. henneb. Idiotikon. S. 9. Grimm, Myth. 1212.

bildet einen der zahlreichen Beweise von der fränkisch-thüringischen Abstammung der deutschen Schlesier.

Der Andreasabend.

Inzwischen kommt der Andreasabend (30. November) heran, der unter dem schlesischen Landvolk Jahr aus Jahr ein ganz besonders heiterer Geselligkeit und dem Frohsinn gewidmet wird.

Hier ist es an der Stelle, den Grund anzugeben, warum bei den schlesischen wie bei allen deutschen Volksfesten das jedesmalige Fest schon immer an seinem Vorabende beginnt. Man denke an den „Andreas-Abend", den „Johannis-Abend", den „Walpurgis-Abend", den „Christ-Abend" u. s. w.; alle sind nach dem Namen des darauf folgenden Tages benannt. Das rührt davon her, daß die Zeitrechnung unserer Vorfahren, was den Anfang der Tage anbetrifft, von der unserigen gänzlich verschieden war. Noch bis um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts rechnete man allgemein den Anfang jedes Tages vom Sonnenuntergange, und das Ende wieder zum Sonnenuntergange. Bei unseren Volksfesten hat sich diese Sitte noch bis zum heutigen Tage erhalten.

Am Andreasabend gilt es ganz besonders, dem Schicksal eine Andeutung über die nächste zu erwartende Zukunft abzugewinnen. An diesem Abend spinnen nur wenige und vor Allem das junge Volk überläßt sich heute ausschließlich geselliger Unterhaltung.

Man schmilzt Blei in Blechlöffeln, gießt es dann in eine Schüssel mit Wasser und erräth aus den dabei sich bildenden Figuren natürlich das, was man sich am liebsten wünscht*). Ein Gleiches thut man auch mit geschmolzenem Wachs.

Manche Mädchen gehen stillschweigend aus der Gesellschaft in den Holzstall und jede rafft dort mit beiden Händen auf einen Griff eine größere Anzahl Holzscheite in ihre Arme. Mit diesen eilen sie dann in die Stube zurück, und diejenige, welche zufällig eine gerade Anzahl ergriffen hat, darf hoffen, noch im nächsten Jahre Braut zu werden**).

In anderen Gegenden wird an diesem Abend ein Gänserich in die Stube gebracht. Die Mädchen stellen sich dann in einer Reihe auf, man verbindet dem Gänserich die Augen, dreht ihn einige Male um sich selbst herum, und dasjenige Mädchen, auf welches er nunmehr zuläuft, kommt am ersten von allen unter die Haube***). Die Gans war der heilige Vogel der deutschen Liebesgöttin und dies ohne Zweifel der Grund, warum man gerade sie zu Liebesorakeln verwendete.

An vielen Orten gehen an diesem Abend manche Mädchen „ganz stockstill" an die „Hühnerbühne" und stören das Geflügel darinnen auf. Dabei gilt es aber, scharf aufzuhorchen, denn ein schlesisches Sprichwort belehrt über diesen Fall:

Gock'rt d'r Huân
Krîj ich an Muân
Gock'rt d' Henn
Krîj ich kenn; oder
Gôt wiß, wenn †).

In anderen Orten wieder geht auch das heirathslustige Mädchen um die zwölfte Stunde dieser Nacht an einen Zaun außerhalb des Dorfes, der die Feldmark eines Nachbars von der des andern trennt, „Rênzaum" (genannt Rainzann)*). Diesen Zaun schüttelt es mit den Worten:

Rênzaum, ich schitt'l dich.
Faine Libe ripp'l dich,
Belle Hund'l, belle.
Mâks doch fain, wärsch welle.

Darauf legt es sein Ohr auf den Grenzrain an dem Zaune und horcht so lange, bis irgendwo ein Hund bellt. „Aus der Gegend, wo dies endlich geschieht, kommt dann auch der ersehnte Freier."

In der Grafschaft Glaz übte man früher dieselbe Sitte an Kreuzwegen, doch ohne den Spruch herzusagen. Einem jungen Mädchen zu Schlegel bei Neurode soll aber diese Wißbegier einst üble Früchte eingetragen haben. „Als sie nämlich an dem Kreuzwege kauerte und lange schon gehorcht hatte, ob nicht endlich ein Hund bellen würde, kam auf einmal ein Reiter auf einem pechschwarzen Rappen zu ihr heran, nahm sie in seine Arme und verschwand mit ihr in den Lüften." Noch bis zum heutigen Tage will mancher an dem Platze, wo dies geschehen sein soll, Nachts die klagenden Worte vernommen haben: „verflucht bin ich in Ewigkeit."

Im Gläzischen betet am Andreasabend manches Mädchen beim Schlafengehen:

O heilg'r Thôms, o heilg'r Andrês,
Gib m'r doch zum Vôrschain,
Welch'r werd mei Liebster sain.
Ai d'r Wôrt on ai d'r Tôt
Wuâs a f'r Klädung âhôt!**)

Die bisher mitgetheilten Gebräuche, von denen mehrere ebensogut auch am Weihnachtsabende oder in der Adventszeit überhaupt vorgenommen werden, waren fast ausschließlich Liebeszauber des Andreasabends und der Andreasnacht. Doch gestattet diese Zaubernacht auch die Anwendung anderweitigen Zaubers, der mit der Liebe nichts zu thun hat. Im Gläzischen und im Striegauischen z. B. bricht in dieser Nacht so manches Mädchen in aller Stille einige Zweige von dem ersten besten Kirschbaum und steckt sie in ein Gefäß mit Wasser. „Wenn diese Zweige bis zum heiligen Christabende Blüthen treiben, der darf sie nur getrost Abends zur Christnachtfeier mit in die Kirche nehmen, da erkennt er unter den anwesenden Weibsbildern alle, welche Hexen sind. Diese sitzen dann nämlich mit großen „Melkgelten" auf den Häuptern in den Bänken. Er soll sich aber beim Heimwege nur ja in Acht nehmen, denn die entrüsteten Hexen lauern ihm dabei auf und suchen ihm den Hals zu brechen."

Das ist ungefähr dieselbe Reihe von Hochzeits- und anderen Orakeln am Andreasabende, wie sie zum Theil an demselben Abende auch in vielen anderen deutschen Ländern befragt werden. Wieder aber ist charakteristisch, daß dies ausschließlich nur mittel- und süddeutsche Länder sind, kein einziges norddeutsches. Die fränkischen Bewohner des Harzes, obwohl in Norddeutschland wohnend, sind hier mit eingerechnet***).

*) Vergl. Bresl. Erzähler 1803. 794.

**) Aus Sprottau in Niederschlesien, desgl. aus der Grafschaft Glaz und den angrenzenden deutschen Gegenden Oberschlesiens. Siehe Schles. Prov. Bl. 1865. 132, und Phönir 1864. 36. Desgl. Bunzl. Monatsschr. 1792. 119.

***) Aus Piltsch bei Troppau. Vergl. Schl. Prov. Bl. 1865. 132.

†) Aus den Gegenden von Schönau, Niempsch und Neurode. Auch um Reichenberg in Nordböhmen zu Hause. Vergl. Firmenich, G. V. 1846. II, 377.

*) Weinhold, W. 75. Preis in Schl. Prov. Bl. 1865. 132. und Großpietsch im Phönir. 1864. 36. 1865. 20.

**) Auch der Abend des St. Thomastages (21. December) gilt als vorbedeutend.

***) Vergl. z. B. Spieß, Abergl. im Obererzgeb. 1862. 16. Illustrirte Zeitung 1864, Nr. 1121. Mehrere Aufsätze in Pfeiffer's Germania und Wolf's und Mannhardt's Zeitschrift. Grimm, Abergl. 847. 100. 636. 685. 783. 773. 579. Desgl. Firmenich, German. Völkerst. 1846. II. 377.

Aus allen Erdtheilen.

Der Polarreisende Capitain Hall hat sich während des verflossenen Sommers an der Repulsebay aufgehalten, und dort haben mehrere Walfischjäger ihn besucht. Er hauste an derselben Stelle, wo er auch überwintert hatte. Sein Zelt bestand aus Seehundsfellen, und er lebt völlig wie ein Eskimo. Im vorigen Winter hatte er eine Expedition unternommen, um sich für die Schlittenwanderung, welche er im nächsten Winter zu machen gedenkt, die nöthige Anzahl Hunde zu verschaffen. Er hatte damals fünf Matrosen von Walfischfahrern mitgenommen, ferner auch zwei Eskimos, und zog mit seinen 30 Hunden etwa 6 Wochen lang in nordwestlicher Richtung. Dann traf er mit einem kleinen Eskimostamme zusammen, der sich sehr feindselig benahm, doch konnte er dem Reiz einiger Messer und Schüsseln nicht widerstehen und überließ dem Capitain dafür 40 Hunde. Die Reise war höchst beschwerlich, das Wetter sehr kalt; die Nahrung bestand aus gefrorenem Fleisch und dann und wann einem Löffel voll Branntwein. Capitain Hall konnte am Tage ganz bequem neun Pfund Fleisch verzehren und befand sich sehr wohl dabei. Er will im Laufe des Winters bei jenen einst feindseligen Eskimos verweilen, weil sie ihm gesagt haben, es seien früher längere Zeit hindurch einige weiße Männer bei ihnen gewesen. Einer derselben sei gestorben und von seinen Gefährten sorgfältig begraben worden. Begreiflicherweise dachte Hall dabei an die Gefährten Franklin's. Er will nun, abermals von fünf Matrosen begleitet, Nachforschungen anstellen. Bären, Füchse und Moschusochsen hat er in Menge erlegt. Der Walfischfang im hohen Norden war ungemein spärlich ausgefallen.

Das russische Generalgouvernement Turkestan. Durch Edict vom 11. Juli 1867 ist verfügt worden, dieses neue Gouvernement, dessen Landschaften bisher theils zu Orenburg, theils zu Westsibirien gerechnet wurden, bestehe: aus dem Gebiete Turkestan, dem Taschkendischen Rayon, den im Jahre 1866 jenseits des Syr Darja occupirten Landstreifen und dem Theile des Gebietes Semipalatinsk, welcher südlich vom Tarbagataigebirge liegt. — Die Grenzen des Generalgouvernements sind: Gegen das westsibirische Generalgouvernement das Tarbagataigebirge und dessen Abzweigungen bis zur jetzigen Grenzlinie zwischen dem Gebiete Semipalatinsk und dem Gebiete der sibirischen Kirgisen; dann diese Grenze bis zum Balchasch-See und weiter im Bogen, welcher durch die Mitte dieses Sees und von diesem in gerader Linie von der Mitte der Perowskibucht am Aralsee zum Berge Termembes im Districte Terekli, dann zu dem Berge Kalmas, dem Districte Musbil, den Bergen Akkum und Tschubar-Tjubja, zur Südspitze der Wüste Muin Kum, zum Districte Myn-Bulak bis zur Vereinigung der Flüsse Sfary Su und Tschu. — Das Generalgouvernement zerfällt in die beiden Gebiete Syr Darja und Semiretschenskaja, zwischen welchen der Fluß Kurugoty die Grenze bildet.

Brooks Eiland im nördlichen Großen Ocean. Wir haben dieser Insel schon einige Mal erwähnt; sie gewinnt dadurch Bedeutung, daß sie im Fahrwasser der zwischen San Francisco und Japan steuernden Dampfer liegt. Die Nordamerikaner haben sofort Besitz von ihr genommen und sie durch Ingenieure erforschen lassen. Das Eiland liegt unter 28° 13′ N. und 177° w. L. v. G. Die Dampfer können 4 Miles vom Ufer in 8 Faden (48 Fuß) tiefem Wasser ankern. Man hat im September bereits angefangen Häuser und Magazine zu bauen, denn Brooks Eiland soll als eine Station für Schiffs- und Kohlenvorräthe dienen.

Die Haiducken in Bulgarien. Wir haben vor einiger Zeit („Globus", XI, S. 310) eine plastische und lebenswahre Schilderung des Haiduckenthums von Siegfried Kapper mitgetheilt. Jetzt lesen wir, daß bei dem Aufstande, welcher in Bulgarien gegen die ottomanische Pforte ausgebrochen ist, die Haiducken vorzugsweise betheiligt sind; sie bilden den Kern der Insurgenten, und diese „Helden" erregen natürlich die Bewunderung ihrer moskowitischen Stamm- und Sprachverwandten, welche ohnehin den Kampf gegen den Islam für einen heiligen Krieg halten. Eines ihrer Blätter, „Moskwa", entwirft folgende Darstellung, durch welche Kapper's Schilderung bestätigt wird; die moskowitische Färbung und die Abneigung gegen die Türken verstehen sich von selbst.

„Leute, die ein muthiges Herz und eine heiße Liebe für politische Freiheit haben, erklären dem türkischen Staate, eigentlich der tyrannischen Herrschaft des osmanischen Stammes, den Krieg, und da sie zu schwach sind, um offene Schlachten dem Feinde zu liefern, so begeben sie sich in das Dickicht der Wälder oder das Falkennest auf der Höhe der kaum zugänglichen Berge und lauern da auf ihren Feind. Sie berühren nie einen Christen oder fremden Reisenden, sie theilen unter den Armen Brot und Geld aus und halten streng alle Fastentage des Kalenders. Ihr Wort ist ihnen ein selbstgegebenes Gesetz, und sie verletzen dasselbe in keinem Fall. Die slavischen Haiducken sind veredelte Auflagen des mittelalterlichen Raubritterthums, und übertreffen durch Edelmuth und Begeisterung die griechischen Klephten der Zeiten, die den griechischen Befreiungskämpfen vorausgingen. So ein Haiduck ist der jetzige Anführer der Bulgaren in dem Balkan, Panajot Chitev, der die Campagne gegen Mithad Pascha eröffnete. Seit zehn Jahren Haiduck und seit sechs Jahren Aram Pascha, d. h. Haiduckenhäuptling, ist er den türkischen Behörden gut bekannt. Von seiner Tapferkeit erzählt man Wunderdinge. Hier ein Beispiel: Er schickt eines Tags einen seiner Leute nach Plevlje um Brot und Käse zu kaufen, befiehlt aber zu diesem Zwecke die Erlaubniß des Ortsmudirs einzuholen. Der Mudir erlaubt es — und schickt eine Abtheilung Militär dem Sendboten nach. Am Fuße des Balkans erblickt dieser den Panajot, und gleich darauf sieht man das türkische Corps. Panajot hat um sich nur 20 Menschen, läßt sich aber in ein Gefecht ein, und rennt in die Mitte der Türken hinein. Seine goldbehängte Tracht glänzt in der Sonne, und sein Damascenersäbel bewegt sich mit Sturmgeschwindigkeit rechts und links. Es entsteht ein fürchterliches Blutbad, und die Türken fliehen zuletzt in voller Auflösung von dannen. Die Kugeln prallen an ihm ab, da er ein Panzerhemd trägt. Nach dieser Affaire wichen die Türken diesem Wojewoden stets aus, ausrufend: „Mit dem goldenen Schajtan (Teufel) ist nichts zu machen!" — Gleich an Tapferkeit sind die von Panajot ernannten Wojewoden Schivko, 38 Jahre alt, seit sieben Jahren Haiduck, Dimtrije Pechleran, 28 Jahre alt, seit drei Jahren Haiduck, und Zonko, 40 Jahre alt, der zwar nie Haiduck war, aber im Balkan aufwuchs und das Hauptquartier der belgradischen Haiducken bei sich hat. Diese vier Insurgentencorps bilden eine Stärke von beiläufig 2600 Mann und stehen unter dem Haupteommando Panajots. Diese haben den Türken die meisten Niederlagen beigebracht, weshalb Mithad Pascha 1000 Medschidies (türkische Pfund Sterling) auf den Kopf Panajots setzte, und mit Paukenschall diesen Preis in ganz Bulgarien bekannt machte. Panajot ist aber in Rumänien und wird dort überwintern. Von Panajot unabhängig ist der Wojewode Philipp, auch Totija genannt, der im Walde Pustija die ihm nachgesandten regulären Truppen förmlich aufrieb. Philipp hat ebenso viel

Kühnheit als Klugheit gezeigt, und ihm sagt man nach, daß er noch nie ein nachtheiliges Treffen zu verzeichnen hatte."

Die Verrussung der polnischen Bauern nimmt einen raschen Fortgang. Der „Russische Invalide" schreibt, daß ein „Hauptergebniß der Bauernreformen in dem Fortschritte besteht, welchen die Bauern in der Kenntniß der russischen Sprache machen". Im Bezirke der Bauerncommission von Kielce war Ende Juli der Unterricht im Russischen in 159 Knaben- und 2 Mädchenschulen eingeführt, und die Bauern lernen das Russische mit Lust überall da, wo der Verkehr der Regierungsbehörden mit den Gemeindeverwaltungen in russischer Sprache geführt wird. Im Bezirke von Suwalki ist in 44 Schulen der Unterricht im Russischen eingeführt, in den übrigen 42 ist die „Reform" vorbereitet. In den lithauischen Schulen kommt die polnische Sprache gar nicht mehr in Anwendung. Auch diese Gelegenheit läßt das Ultramoskowiterthum nicht vorüber gehen, um gegen die Deutschen auszufallen. Der „Invalide" sagt, daß die Lehrer der deutschen Schulen ganz gern in der polnischen Sprache Unterricht ertheilen, sich aber dem in russischer Sprache unter allen möglichen Vorwänden zu entziehen suchen.

Abnahme der Bevölkerung in Irland. Die Volkszählung auf der grünen Insel ergab 1861 eine Ziffer von 5,788,415 Köpfen, 1866 nur 5,582,625, trotzdem die Geburten zugenommen hatten. Im Jahr 1845 betrug sie 8¼ Millionen und vor 60 Jahren war sie so stark wie heute. In diesem Zeitraume hat sich, wie das „Chronicle" erwähnt, die Bevölkerung von England verdoppelt. Aber das relative Verhältniß der Geschlechter ist nicht das nämliche für 1806 und 1867, denn sie bezeichnet den Unterschied zwischen einer unter natürlichen Bedingungen zunehmenden kleinen Bevölkerung und einer durch Auswanderung ihrer männlichen Jugend abnehmenden. Im Jahre 1806 betrug bei einer Seelenzahl von 5,557,469 der Ueberschuß des weiblichen Geschlechts über das männliche 50,469 Kopfe, und jetzt 184,756. Die Zahl der Taubstummen, Blinden, Krüppel, Blöd- und Wahnsinnigen ist in Irland in auffallendem Zunehmen.

Die Steinkohlenproduction läßt sich in ihrer Gesammtheit nicht genau bestimmen; die vier Hauptländer derselben sind bekanntlich Großbritannien mit nahe an 100 Millionen; Preußen mit 20 Millionen, Nordamerika auch etwa 20, Belgien und Frankreich mit je 12 Millionen Tonnen. Für alle übrigen Länder nimmt man etwa 14 Millionen Tonnen an, jede zu 20 Centner; doch hat man z. B. in Nordamerika Tonnengewicht von 2240 Pfund für Kohlen. Es wären 178,000 Fahrzeuge von je 1000 Tonnen Tragfähigkeit erforderlich, um diese Masse zu verschiffen. England verschifft jetzt nahe an 10 Millionen Tonnen. Sehr wichtig sind auch die Kohlenwerke im Königreich Sachsen. Dem „Dresdener Journal" zufolge waren allein im Zwickauer Revier im Jahre 1866 nicht weniger als 75 Steinkohlenwerke im Betrieb, welche 19,695,300 Scheffel = 32,599,775 Centner lieferten. Dazu kamen 99 Braunkohlenwerke mit einer Production von 4,086,858 Centnern. Die gesammte Kohlenmenge hatte einen Geldwerth von 4,050,110 Thalern.

Das gelbe Fieber in Nordamerika hat im Jahre 1867 mit einer fast beispiellosen Heftigkeit gewüthet, namentlich in Neuorleans. Das dortige „Bülletin" bemerkt, daß die böse Seuche in Boston zuerst 1693 erschien, in Neuyork von 1702 bis 1722. Im Mississippidelta wurde damals zuerst die Ansiedelung Bilori heimgesucht, wo in wenigen Tagen ein Sechstel der Ansiedler hinweggerafft wurde. Merkwürdigerweise kam in Neuorleans von 1772 bis 1794 das gelbe Fieber nicht vor, obgleich dieser Hafen in ununterbrochenem Verkehr mit Havana stand, wo es doch sehr häufig auftrat, aber in den Jahren 1794 bis 1797 raffte es 1 von 15 dahin, und dann eine Reihe von Jahren lang mehr als 5 Procent. Ein sehr schlimmes Jahr war 1817; 1821 und 1842 waren fast eben so bös. In dem letztern wurden in Neuorleans etwa 15,000 Leute mehr oder weniger heftig von der Krankheit ergriffen und es starben 1325. Im Jahre 1812 starben an einem Tage 80 Menschen, 1847 aber schon 95. Im letzten Jahre erlagen 2253 Personen. Das ist an sich schlimm genug, aber unbedeutend gegen 1853, denn in diesem Jahre starben 12,151, wovon mehr als zwei Drittel am gelben Fieber; am 21. August erlagen demselben 283 Kranke. Neuorleans ist im Verlauf der letzten 70 Jahre zwanzig Mal vom gelben Fieber heimgesucht worden.

Zum Sectenwesen in Rußland. Aus dem öden Sumpfe der griechisch-russischen Orthodoxie sind manche wunderliche Blasen aufgestiegen. Die rechtgläubige Kirche hat ihre liebe Noth mit einer großen Anzahl „ketzerischer Secten", deren Lehren und Gebräuche theils albern, theils grauenhaft sind, da das russisch-dogmatische Christenthum, gleich dem byzantinischen, von welchem es ein obendrein verkümmerter Ableger ist, und religiöse Freiheit nicht duldet. Da der Czar aber auch zugleich Papst ist, so hat diese Kirche auch den weltlichen Arm zur Verfügung gegen die „Ketzer". Diese müssen, wenn sie nicht verfolgt werden wollen, ihren Glauben verheimlichen und ihre Gebräuche in aller Stille ausüben. Daß die der orthodoxen Kirche entlehnten Lehren vom Teufel, von der ewigen Verdammniß und was dergleichen Sätze mehr sind, den russischen Bauern die Köpfe verwirren, ist erklärlich; thun sie doch dasselbe nur allzuoft bei Leuten aus den „civilisirten" Völkern Europas, wo ja auch der religiöse Wahnsinn alle anderen Formen der Abspurigkeit an Zahl weit überragt.

Die russischen Blätter theilen nicht selten Angaben über Aeußerungen des religiösen Wahnsinns mit, die gewöhnlich einen grauenhaften Charakter tragen. Jüngst berichtete eine Zeitung, der „Golos", Folgendes aus dem Gouvernement Wladimir. Hier ist, besonders in den Kreisen Wladimir, Ssusdal und Kowrow, die ketzerische Secte Chlystowschtschina oder der Chlysty, d. h. der sich Geißelnden, sehr verbreitet. In der Eparchie Wladimir ist die Geistlichkeit nicht gerade sehr thätig; es giebt hier weder Missionsverbrüderungen, wie z. B. im Gouvernement Ssaratow, noch locale Erforschung der Secten, noch Streiter gegen die Ketzer. In Folge dessen wird der Kampf gegen die Ketzerei nicht von den geistlichen, sondern von den weltlichen Behörden geführt. Vor Kurzem wurden diese zu ernstem Einschreiten veranlaßt.

Das vierzigjährige Bauermädchen Akulina Timofejew aus dem Dorfe Lubenkina, Kreis Wladimir, hatte sich bei den Chlysty durch ihre Heiligkeit den Namen der „Mutter Gottes" erworben und eine solche Gewalt unter ihren Anhängern erlangt, daß der „Friedensvermittler", nachdem er erfahren, die Timofejew habe den Chlysty gepredigt, sie dürften keine Abgaben zahlen, die Gouvernementsverwaltung um Entfernung der falschen Prophetin zu bitten gezwungen war. Ein anderes Mitglied der Secte, der Bauer Iwan Wukolow, wurde der Apostel Petrus genannt. Der Chef des Gouvernements ließ die beiden Genannten zur Criminaluntersuchung vor den Gerichtshof in Wladimir ziehen. Wukolow antwortete auf alle Fragen des Untersuchungsrichters nur mit einem unverständlichen Brüllen; es konnte daher gegen ihn nur das Gesetz über die Geistesschwachen in Anwendung gebracht werden. Die Akulina Timofejew wurde nach Transkaukasien verwiesen.

Die ersten Spuren dieser Flagellantensecte wurden in Rußland im Jahre 1717 in dem zur Eparchie Rostow gehörigen Kreise Uglitsch entdeckt. Die Anhänger derselben nannten sich anfangs selbst Quäker, obgleich ihre Lehren sehr abweichend von denen der bekannten Quäkersecte sind. Die Chlysty glauben an das baldige Erscheinen des Antichrist und das nahe bevorstehende Ende der Welt. Die Sacramente der orthodoxen Kirche verwer-

fen sie ganz, doch nehmen sie eine Art von Abendmahl mit einfachen Brotstücken. Der Regierung unterwerfen sie sich äußerlich, ohne ihre Autorität innerlich anzuerkennen. Eine gesetzliche Ehe kennen sie nicht. Bei ihren Andachtsübungen singen sie auch ihre Gebete, tanzen, geißeln sich, die Begeisterten predigen und prophezeien, und gewöhnlich werden auch dabei die scheußlichsten Orgien gefeiert.

Demselben Gerichtshofe war auch der Proceß gegen einen gewissen Kurtin übergeben worden. Dieser Mensch gehörte der Secte, welche den Namen Sspassow-Sfoglassie (rettende Uebereinkunft) führt und deren Lehren den gewagtesten Theorien der ganzen Bespopowschtschina (der priesterlosen Secte) entlehnt sind. Die Anhänger der Secte verwerfen die orthodoxen Geistlichen und die Sacramente, kennen keine göttliche Gnade, und Erlösung erwarten sie nur von dem Heilande, der selbst am besten weiß, wie die, welche zu ihm ihre Zuflucht nehmen, zu retten sind. Kurtin hatte nun in seinem Fanatismus seinen eigenen einzigen Sohn zum Opfer gebracht. Er äußerte sich bei dem Verhör über seine Handlung in folgender Weise: „In einer Nacht wurde mein Kummer darüber, daß alle Menschen jetzt zu Grunde gehen müssen, so groß, daß ich nicht eine Minute schlafen konnte, mehrmals aufstand, die Kerzen vor den Heiligenbildern anzündete und unter Thränen und auf Knien um meine Rettung und die meiner Familie betete.

Da kam mir der Gedanke, meinen Sohn vom ewigen Verderben zu retten, und da mein Sohn Grigorij, mein einziges Kind, sehr muthwillig, lustig und über seine Jahre klug war, fürchtete ich, daß er nach meinem Tode im Glauben umschlagen und auf alle Ewigkeit der Hölle verfallen werde, und ich beschloß ihn zu tödten. Mit diesem Gedanken ging ich bei Tagesanbruch an das hintere Thor, betete und bat den Erlöser um ein Zeichen, so daß, wenn mir nach dem Gebete derselbe Gedanke von der rechten Seite käme, ich meinen Sohn Gott zum Opfer bringen würde, weil nach unserer Ansicht die Gedanken, die von rechts kommen, vom Engel, diejenigen aber, die von links kommen, vom Teufel herrühren.

Nach Beendigung des Gebetes kam mir dieser Gedanke von rechts, und ich kehrte mit Freude im Herzen in die Hütte zurück, wo mein Sohn und meine Frau zusammen auf der Bank schliefen. Da ich von meiner Frau Widerrede fürchtete, weckte ich sie und schickte sie in das Dorf Perowo nach Schaffellen. Ich selbst blieb bei dem Sohne und sagte zu ihm: „steh' auf, Grischenka! ziehe ein weißes Hemd an, ich will mich an dir ergötzen." Nach der Lehre der Sspassowo ist es Sünde, im bunten Hemde zu sterben, und da mein Sohn kein weißes Hemde hatte, zog ich ihm das meinige an und legte ihn auf die Bank, um mich an ihm zu ergötzen. Dann legte ich ihm einen Pelz unter den Kopf, schlug plötzlich das Hemde auf und versetzte ihm mit einem Messer mehrere Stiche in den Leib. Da der Knabe zu zucken und sich umherzuwerfen begann, und sich selbst auf das Messer aufspießte, schlitzte ich ihm den Leib von oben bis unten auf."

Kurtin fiel dann betend vor dem Heiligenbilde auf die Knie und bat Gott, dieses neue Opfer gnädig anzunehmen. Zu dem noch athmenden Kinde zurückkehrend, ließ er dasselbe die Worte: „Gott verzeiht Dir, Vater", wiederholen und den Gesang zu Ehren der Mutter Gottes hersagen und begann dann wieder zu beten. Als die Frau zurückkehrte, befahl ihr Kurtin, Alles dem Dorfältesten anzuzeigen, indem er hinzufügte, daß er den Heiligen einen Feiertag gemacht habe. In das Gefängniß eingeschlossen, tödtete sich Kurtin durch Hunger, noch ehe sein Proceß entschieden war.

An Propheten fehlt es in Rußland nicht, und im September 1867 hat im Lande der donischen Kosacken der altgläubige Kosack Sylvester Konstantinow seine Künste zum Besten gegeben. Er gilt für einen Heiligen und Prediger wie es wenige giebt und singt mit tönender Stimme religiose Lieder. Regen und Schnee kann er voraussagen; auch hat er gläubigen Seelen, die ja nirgends fehlen, verkündet, Gott finde gerade an ihm den größten Gefallen und habe ihm befohlen, bei lebendigem Leib in den Himmel zu fahren. Das Volk freute sich sehr, ein so erhebendes und seltsames Schauspiel mit anzusehen, Konstantinow traf die nöthigen Vorkehrungen zu seiner halsbrechenden Fahrt, hielt im Bethaus einen Gottesdienst ab, band sich dann die Flügel, mit deren Hülfe er in Jehovas Arme fliegen wollte, an seine Arme fest und kletterte auf das Dach des Bethauses. Nun konnte das „Wunder" vor sich gehen. Der Heilige ordnete noch einmal Alles an seinen Flügeln, zupfte an den Federn, schlug dann mit den Armen in der Luft umher, erhob erst einen Fuß, dann den andern, stampfte, erhob sich, aber nicht in den Himmel, sondern fiel kopfüber vom Dache, überschlug sich zwei Mal in der Luft und lag dann ohne Besinnung am Boden. Das Volk hielt das Alles nur für einen vorbereitenden Scherz, welchem die Himmelfahrt folgen werde. Aber der Prophet war ohne Besinnung und mußte nach Hause getragen werden. Als er wieder zu sich kam, zog sich der heilige Prophet schlau aus der Affaire. Das Wunder, sagte er, sei nicht gelungen, weil er mit dem unrechten Fuße auf die Wolke getreten habe. Das nächste Mal werde er es besser machen. Er bereitete sich (im September) auf eine zweite Himmelfahrt vor und das Volk harrte dem Wunder entgegen.

Bildungsanstalten in Sibirien. Die Altmoskowiter, welche in ihrer Russomanie gegen alles Deutsche im Czarenreiche Sturm laufen, würden sehr verständig handeln, wenn sie ihren Eifer auf bessere und nützlichere Dinge lenken wollten. Es wäre z. B. sehr ersprießlich, etwas mehr als bislang in Rußland geschehen ist, für Unterricht und Bildung des Volkes zu thun. Aus Mittheilungen des „Sibirischen Boten" ergiebt sich, daß es jenseits des Ural in dieser Beziehung äußerst schlimm bestellt ist. Sibirien hat auf einem Areal von 261,150 Quadratmeilen 4,625,699 Einwohner. Dabei besitzt es aber nicht eine einzige höhere Bildungsanstalt für die männliche Jugend. Mittlere Lehranstalten dieser Kategorie sind drei mit 575 Schülern, untere 16 mit 1321 Schülern vorhanden. Die Zahl der Specialanstalten für die männliche Jugend (geistliche und militairische) beläuft sich auf 20 mit 2464 Lernenden. Von Lehranstalten für Mädchen giebt es daselbst drei höhere (das Institut in Irkutsk und die Gymnasien in Tomsk und Omsk) mit 151 Zöglingen (ohne das Irkutsker Institut, von welchem die Nachrichten fehlen), und 17 untere mit 893 Schülerinnen. Volksschulen für Kinder beider Geschlechter sind 560 (darunter zwei Privatschulen) mit 11,693 Schülern und 485 Schülerinnen. Es giebt demnach 39 männliche Lehranstalten mit 4360 Schülern, 20 weibliche mit 1054 Zöglingen und 560 Anstalten für beide Geschlechter mit 12,178 Lernenden; im Ganzen 619 Lehranstalten mit 17,592 Lernenden, darunter 1539 Mädchen.

Verschwendung des Congresses in Nordamerika. Die Handwerkspolitiker im Yankeelande betrachten die öffentlichen Gelder als Object der Plünderung für sich; die „Spoils" (d. h. die Beute) sind ihnen Alles in Allem. Scham ist unbekannt, namentlich in dem Rumpfcongresse, in welchem die „Partei der großen moralischen Ideen" zu vier Fünfteln überwiegt. Wie diese Radicalrepublikaner die praktische Anwendung der moralischen Ideen auffassen, ergiebt sich aus folgender Mittheilung des „Newyorker Journals". Dasselbe fragt: Wo das Geld hingeht? und antwortet:

„Durch die ungeheuren Geldsummen, welche während des Kriegs aus der Tasche des Volks in die Taschen der Contractoren gewandert sind, ist die Gewohnheit, Onkel Samuel zu plündern, bei unseren Landesvätern, die dabei auch möglicher Weise die Hand im Spiel hatten, ebenfalls eingerissen. Nicht genug,

daß an dem Schatzamte allein zwanzigtausend Beamte hängen, welche das Blut der Nation saugen und außer ihrem Gehalt von fünf- bis siebentausend Dollars noch eine reiche Ernte durch Uebertünchung der Steuerdefraudationen Seitens der Tabacks- und Liqueurhändler halten; nicht genug, daß der Congreß den Gehalt seiner Mitglieder auf fünf Tausend Dollars erhöht hat, so daß wir denselben für jeden Tag, an welchem sie Gesetze erlassen, die von der Mehrheit des Volkes mißbilligt werden, 30 Doll. bezahlen müssen; nicht genug, daß die Congreßmitglieder jährlich 2000 Doll. für Meilengelder erhalten und daß sie ein ansehnliches Sümmchen durch die Plünderung von Contractoren ꝛc. herausschlagen können, nein, auch mit kleinem Diebstahl befassen sich die Herren. Man lese folgende Ausgaben, welche dem „Miscellaneous Document" Nr. 54 des Senats entnommen sind.

Der Senat bestand in der letzten Sitzung aus nur 52 Mitgliedern, was nicht verhinderte, daß die kleineren Ausgaben ein 87 Seiten starkes, enggedrucktes Pamphlet anfüllen. Wir entnehmen demselben Nachstehendes:

Für 504 Taschenmesser	1118	Doll.	30 C.
„ 405 Federmesser	1246	„	— „
„ 703 Papierscheeren	325	„	— „
„ Schwämme	374	„	79 „
„ 1137 kleine Scheeren	1189	„	10 „
„ 210 Paar Handschuhe à 2,50 . .	525	„	— „
„ 116 Tagebücher	206	„	75 „
„ 294 Portefeuilles à 4 Doll. . . .	1176	„	— „
„ 446 Portemonnaies à 2,50 Doll.	1015	„	— „
„ 309 Bürsten	324	„	35 „
„ 556 Nadelkissen	60	„	— „
„ 1085 Schachteln Federn	1892	„	64 „
„ 2808 Bleistifte	725	„	33 „
„ Zeitungen und Zeitschriften	3266	„	60 „
„ 2876½ Ries Papier	4092	„	37 „
„ 1,807,454 Briefcouverts	10904	„	97 „

Von den anderen Items, Papierbeschwerer, Pfropfenzieher, Radirer, Gemsleder, Blankbooks, Tintenfässer, Schreibmaterialien, goldene Federn, Kämme, Eau de Cologne, Seife, Pommade, Citronen u. s. w. wollen wir gar nicht reden. Das sind gewiß interessante Zahlen.

Die 52 Herren verbrauchten also jeder 18 Messer, das Stück zu 2,53 Doll., und 36 Scheeren. Wahrlich, die ausgeschnittenen Zeitungsartikel müssen dem Gemüthe der Senatoren und der Scheeren sehr zugesetzt haben, und der Versuch, die Unthaten derselben mit für 300 Doll. Schwämmen auszulöschen, muß sehr aufreibend für die Schwämme gewesen sein. Aber erst die Handschuhe, die Bürsten, das vollständige Toiletten-Necessaire; welch ein Wunder, daß Bruder Jonathan nicht auch die Strümpfe, die Hemden und die Zahnstocher für die Landesväter besorgen muß! Und da fragt man noch, wie es kommt, daß wir über 2000 Millionen Dollars Schulden haben und warum Gold auf 146 steht!"

Die indischen Kulis auf Ceylon. Auf dieser „Zimmtinsel" waren in der Mitte des Jahres 1867 etwa 105,000 Leute beschäftigt, welche auf dem indischen Festlande ihre Heimath haben. Sie verdingen sich gewöhnlich auf zwei Jahre für einen bestimmten Arbeitslohn, gehen nach beendigter Kaffee-Ernte auf einige Monate heim und kommen nach einiger Zeit wieder. So findet ein stetes Hin- und Herziehen zwischen Ceylon und dem Festlande statt, aber manche bleiben auch als Ansiedler auf der Insel und erwerben Grundeigenthum. Männliche Arbeiter bekommen einen Taglohn von 7 bis 9 Pence, Arbeiterinnen und Kinder 4½ bis 7 Pence, was für jenes Land kein schlechter Lohn ist. Manchmal entläuft ein Kuli; auch wird darüber geklagt, daß hin und wieder Kaffee gestohlen und dann der Arbeiter hart behandelt wird; im Allgemeinen ist aber, laut dem Berichte des Gouverneurs, das Verhältniß für Pflanzer wie für Kulis befriedigend. Die letzteren wohnen in reinlichen „Häuserlinien", erhalten ihr Hauptnahrungsmittel, den Reis, weit unter dem Marktpreise geliefert, und werden in Krankheitsfällen auf Kosten des Pflanzers ärztlich behandelt und mit Arznei versehen. Schwererkrankte bringt man in das Civilspital, das für alle Pflege täglich 6 Pence anrechnet, die aber der Pflanzer bezahlen muß. „Die Regierungsaufseher sprechen als ihre Ueberzeugung aus, daß die Kulis auf Ceylon besser wohnen, besser genährt werden und sich viel besser befinden als in ihrer Heimath auf dem Festlande." — Da die Versuche mit freien Negern so höchst ungünstig ausfallen, regelmäßige Arbeit für die Erzeugung tropischer Producte unbedingt nöthig ist und die Sklaverei bald auch auf Cuba und Brasilien zu Ende gehen wird, so gewinnt die Auswanderung asiatischer Kulis eine doppelte Wichtigkeit. Schon in Westindien sieht man wie ersprießlich sie ist; ohne die Kuliarbeit würden die dortigen Colonien in noch größerm Verfalle sein. Es kommt also darauf an, diese Auswanderung und die Stellung der asiatischen Arbeiter so zu regeln, daß sowohl sie wie die Grundbesitzer zufrieden sein können. Die englische und die holländische Regierung haben in dieser Angelegenheit schon Anerkennenswerthes gethan; dagegen sind bei den Portugiesen in Macao schmachvolle Dinge vorgekommen. Sie haben, unter dem Schutz und nicht ohne Mitwissen ihrer Behörden, den Menschenraub in ein förmliches System gebracht. Im Frühjahr 1867 z. B. wurde in Hongkong bekannt, daß sie etwa einhundert Annamesen geraubt hatten, um dieselben zu verkaufen. Die britischen Behörden legten sich ins Mittel und passen seitdem den Portugiesen genau auf, damit solche Abscheulichkeiten sich nicht wiederholen.

Leihbibliotheken in China sind schon seit langer Zeit vorhanden und im Blumenreiche der Mitte viel älter als in Europa. Sie werden vom Volke sehr stark benutzt und haben viel Uebereinstimmendes mit unseren derartigen Anstalten, namentlich auch darin, daß das Publicum vorzugsweise Romane verlangt. Name des Leihenden und Nummer des Buches werden eingetragen; Unbekannte müssen Versatz geben; wer ein Buch beschädigt hat, muß eine im Cataloge festgesetzte Strafe zahlen. Jedes Buch trägt den Stempel der Leihbibliothek, und die Geschäftsleute, welche auf Pfänder leihen, werden ausdrücklich gewarnt, auf diese Werke kein Geld vorzustrecken. In einer Beziehung sind uns die Chinesen voraus, sie haben nämlich auch wandernde Leihbibliotheken, durch welche die Bücher in die Dörfer gelangen. Hausirer fahren mit ihren Bibliotheken im Lande umher, geben in den Dörfern Bücher ab, nehmen die, welche gelesen worden sind, wieder in Empfang und treiben das Geschäft in dem Bezirke, welchen sie versorgen, das ganze Jahr hindurch.

* * *

Wie das Skalpiren thut. Darüber schreiben nordamerikanische Blätter Folgendes:

William Thompson, ein Telegraphist an der Pacific-Eisenbahnlinie, hat ein romantisches Abenteuer gehabt. Er ist von Indianern scalpirt worden und lebt noch, um es erzählen zu können. Er verlor seinen Scalp kurz vor der Wegnahme des Zuges an Plum Creek Station, und folgendes ist die Geschichte, die er den staunenden Bürgern von Omaha, wo er jetzt ist, erzählt:

„Dienstag Abend ungefähr um neun Uhr verließen ich und fünf Andere Plum Creek Station, und fuhren die Strecke hinauf auf einem Handkarren, um nachzusuchen, wo der Bruch im Telegraphen sei. Als wir an der Bruchstelle ankamen, sahen wir eine Menge Ziegel auf der Strecke aufgeschichtet, aber in demselben Moment sprangen ringsherum Indianer vom Gras auf und feuerten auf uns. Wir feuerten zwei bis drei Schüsse ab, aber da wir sahen, daß die Indianer auf uns eindrangen, liefen

wir fort. Ein Indianer auf einem Pony suchte mich heraus. In einer Entfernung von 10 Fuß feuerte er auf mich, bei welcher Gelegenheit eine Kugel in meinen rechten Arm eindrang; da er mich noch laufen sah, drehte er sein Gewehr um und schlug mich mit dem Kolben nieder. Dann nahm er sein Messer heraus, stach mich in den Hals, wickelte das Haar um seinen Finger und begann dann mit Sägen und Hacken meinen Scalp abzuziehen. Obgleich der Schmerz grauenhaft war, und ich Schwindel und Unwohlsein fühlte, so wußte ich doch recht gut, daß ich mich ruhig verhalten mußte. Nach ungefähr einer halben Stunde that er den letzten Schnitt am linken Schlaf und da der Scalp noch ein bischen hing, so gab er einen Ruck. Da dachte ich, ich müßte mein Leben aushauchen. Ich kann es Ihnen nicht beschreiben. Ich fühlte gerade, als ob der ganze Kopf weg wäre. Darauf schwang sich der Indianer in den Sattel und galopirte davon. Aber wie er wegging, ließ er meinen Scalp wenige Fuß von mir entfernt fallen, welchen ich nun glücklich erlangte und verbarg. Die Indianer waren dicht in der Nachbarschaft, sonst hätte ich meine Flucht bewerkstelligen können. Während ich so dalag, konnte ich die Indianer umherlaufen, mit einander flüstern und dann kurz darauf Hindernisse auf die Strecke legen hören. Nachdem ich so ungefähr anderthalb Stunden dagelegen hatte, hörte ich das tiefe Rumpeln des Zugs, wie er daher gebraust kam und ich wäre wohl im Stande gewesen, ein Zeichen zu geben, wenn ich es gewagt hätte."

Der „San Francisco Demoerat" klagt über die Zunahme des religiösen Wahnsinns in Californien, der in Schrecken erregender Weise zunehme. „Im Irrenhause zu Stockton sitzen jetzt (September 1867) 720 Irre; im Verlaufe der letzten drei Wochen kamen 27 neue Ankömmlinge. Nicht weniger als 17 halten sich für Jesus Christus, 32 für unsern Herrgott, 2 für den heiligen Geist und 19 für Propheten. Nicht weniger als 21 Frauenzimmer sind in Folge religiöser Verzückungen manns-toll geworden. Von den Irren waren 132 Angehörige der „Christian Association".

Ein Neger, Namens Cisco, in Hudson-City, Staat Neujersey, hatte sich „am Sabbath" so weit vergessen, ein Goddam über die Lippen zu bringen. Die Sünde wurde dem Recorder gemeldet und dieser dictirte dem schwarzen Manne eine Strafe von 10 Dollars zu. In demselben Orte hatte ein Deutscher, Herr Schubert, sich der Greuelthat schuldig gemacht, „am Sabbath" in seinem Garten Rosenstöcke zu beschneiden und das Unkraut auf einem Blumenbeet auszujäten. Dafür hielt ihm der Recorder eine eindringliche Strafpredigt und verurtheilte den gottlosen Deutschen obendrein zu 1 Dollar Strafe. So geschehen im September 1867.

Das Postamt in Neuyork empfing und sandte ab aus und nach Europa in der Woche, welche mit dem 14. September schloß, 186,276 Briefe. Davon entfallen auf den Verkehr von und nach England 71,291, Frankreich 35,584, Belgien 1079 und Deutschland 78,322; das letztere steht also den übrigen Ländern voran.

Die radicale Partei in Nordamerika, welche nach allen Richtungen hin so beklagenswerthes Unheil über das Land bringt, hat bekanntlich auch allen Negern das Stimm- und Wahlrecht zuerkannt. Natürlich nur in den von ihr unterjochten und militärisch beherrschten Südstaaten, denn die nördlichen und westlichen Staaten haben das Negerstimmrecht verworfen. Im Süden also stimmen die Neger. Dazu ist erforderlich, daß der, welcher eine Stimme abgiebt, sich mit Namen bei einem Beamten „einregistriren" läßt. Der bekannte Pastor Beecher Stowe hat erklärt, es sei gar nicht nöthig, daß man lesen oder schreiben könne, um ein guter Bürger zu sein; die Neger seien loyal und deshalb gute Bürger, welche ihr Stimmrecht angemessen ausüben würden. So ist es auch geschehen. Im September übten sie das Recht aus, aber wie? Man schreibt dem deutschen „Newyorker Journal" aus Südcarolina: „Viele Neger brachten Säcke und Körbe nach den Registrirungsplätzen mit, um die Registrirung nach Hause zu tragen, und durch den Eifer, mit welchem die schwarzen „Menschenbrüder und Bürger" herbeieilten, blickte immer die Besorgniß durch, sie möchten nicht Registrirung genug bekommen. Viele glaubten nämlich, dasselbe sei etwas zu essen; andere meinten, sie bestehe in Kleidern, noch andere, es handle sich um die Vertheilung confiscirter Ländereien und dafür sei der Name Registration erfunden worden! Man hatte ihnen nämlich gesagt, sie müßten vor den Registratoren erscheinen, um das Wahlrecht zu erhalten (to receive their elective franchise)." — Die Radicalrepublikaner octroyirten den südlichen Negern das Wahlrecht, um sich mehr als eine halbe Million Stück „Stimmvieh" (voting cattle) zu sichern, und der rohen schwarzen Masse die Majorität zu verschaffen. Den Neger machten sie frei und die ihnen illoyal dünkenden Weißen wurden vom Stimmen und von der Wahlfähigkeit ausgeschlossen. So machten die Radicalen Hunderttausende von weißen Männern zu Sklaven. Doch scheint es als ob endlich die tyrannische Blut- und Gewaltherrschaft dieser „republikanischen Partei" zu Ende gehe; sie hat bei den Wahlen im October und November große Verluste und Niederlagen erlitten.

Im Februar 1867 befanden sich zu Yokohama in Japan mehr als 700 Europäer, darunter etwa 60 Deutsche. Die Schiffsbemannung ꝛc. ist bei diesen 700 Köpfen nicht mit eingerechnet.

Einen „Spaziergang" von Vera Cruz am mexicanischen Meerbusen bis nach Memphis in Tennessee hat in den heißen Sommermonaten Capitain de Mather zurückgelegt. Er stand früher in der Armee der Conföderirten, trug mehrere Wunden davon, und ging später nach Merico, wo er unter Kaiser Maximilian diente und abermals verwundet wurde. Er befand sich in Vera Cruz, doch fehlten ihm die Mittel, sich einzuschiffen. Da nahm er seine Krücke, trat die Wanderung zu Fuß an und legte die Strecke von 2190 Miles in 145 Tagen zurück. Er hat im Durchschnitt 22 Miles im Tage zurückgelegt; in Texas war er einmal 74 Stunden auf einer wasserlosen Prairie und hatte in dieser Zeit nichts zu essen oder zu trinken.

Von Seiten der russischen Regierung ist die Genehmigung zum Bau einer Eisenbahn von Poti am Schwarzen Meere nach Tiflis in Georgien ertheilt worden. Diese Straße wird für den Handelsverkehr von großer Bedeutung werden, indem sie das nördliche Persien auf eine leichte Weise dem großen Verkehr eröffnet. Es kann nicht fehlen, daß durch sie der jetzige Handelsweg von Trapezunt über Erzerum nach Tiflis beinahe völlig lahmgelegt wird.

In Pern wird die Strecke zwischen Lima und Jauja zum Behufe des Baues einer Eisenbahn vermessen.

Während die Indianer in Nordamerika gegen die Weißen einen blutigen Krieg führen, in welchem sich der Häuptling „Gefleckter Schwanz" (Spotted tail) auszeichnet, befindet sich dessen braune Tochter, die als eine „sehr hübsche und ansprechende Lady" gepriesen wird, zu Omaha in Nebraska in einem Erziehungspensionate. Sie spiele, heißt es, ganz vortrefflich Clavier und singe italienisch mit ganz correcter Aussprache. Wenn sie heirathet, will sie nur einen weißen Gentleman haben, nicht einen braunen, rauhen Krieger der Steppe.

Herausgegeben von Karl Andree in Braunschweig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

In der Walachei.

I.

Walachische Zustände und dakoromanische Phantasien. — Panrumänismus. — Stände und Classen; Luxus und Uncultur. — Die Hora, Reigentanz der Bauern. — Die Landschaft zwischen der Donau und Bucharest. — Eine Schänke am Walde. — In der Nähe der Hauptstadt. — Verschiedene Volksthümlichkeiten. — Die Bojarenaristokratie. — Privilegirte und Steuerpflichtige. — Ein geschichtlicher Rückblick. — Die Hauptstadt Bucharest. — In einem walachischen Gasthofe. — Problematische Existenzen. — Kirchen. — Türkische Gebäude. — Das Hotel Manuk.

Die Walachen haben keinen guten Namen in Europa und sie thun auch nichts, um einen solchen zu verdienen. Die Judenermordungen im Jahre 1867 erinnern doch gar zu sehr an schlimme Tage des Mittelalters; das Treiben der Bojaren ist nicht danach angethan, den gebildeten Völkern Achtung einzuflößen, und die Wirthschaft unter dem Fürsten Cusa hatte keinen erbaulichen Charakter. Die Volksmasse wird nach wie vor gedrückt und der hohenzollernsche „Heiland“ befindet sich in dem durch Intriguen aller Art unterwühlten Lande in einer höchst unbehaglichen Lage. Der Mann möchte Ordnung schaffen und das Recht zur Geltung bringen, aber er hat einen Augiasstall um sich. Er wird Lob verdienen, wenn es ihm gelingt, der Sauberkeit einigermaßen zum Rechte zu verhelfen. Die Mißbräuche sind geradezu kolossal; ein Bojarenthum, das an Unsittlichkeit und Verderbtheit seines Gleichen sucht, hat ein Interesse daran, dieselben aufrecht zu erhalten. Der deutsche Fremdling ist Allen, welche aus der Corruption Vortheil ziehen, längst zuwider und sie möchten sich gern seiner entledigen. Aber einen Fürsten aus dem preußischen Königshause kann man nicht in einer beliebigen dunkeln Nacht ohne Weiteres in Abgang decretiren, wie den ehemaligen Major Cusa, und so muß man sich den „Deutschen“ bis auf Weiteres gefallen lassen. Eine dankbare Rolle hat derselbe nicht übernommen; bisher schöpfte er lediglich Wasser in ein Sieb; papierne Decrete gestalten das Leben und Treiben der Bojaren nicht um; sie können denselben keinen andern Volkscharakter aufprägen.

Die „Rumänen“ haben sich große Dinge vorgenommen. Die Bojaren, welche wie Quecken über die ganze Walachei und Moldau hinwuchern, schwindeln sich in Nationalitätsphantastereien hinein und wollen ein großes dakoromanisches Reich schaffen. Sie zählen in dem Ländergebiete zwischen Theiß, Donau und Dnjestr etwa acht Millionen Stamm- und Sprachgenossen, für welche das „Fürstenthum Rumänien“, nämlich die vereinigte Moldau und Walachei, den Mittelpunkt bildet. Aber die Moldau ist der Verbindung schon dermaßen überdrüssig, daß man sich dort die frühere Unabhängigkeit zurückwünscht. Als im Juli 1867 die moldauischen Deputirten und Senatoren zu Roman eine Berathung abzuhalten sich anschickten, ließ man Soldaten aus der Walachei einrücken und verbot die Conferenz, weil dieselbe möglicherweise „landesverrätherische“ Absichten haben könne. Die Verfassung gewährleistet freilich das Versammlungsrecht, aber darauf nahm man keine Rücksicht. Die Nebenbuhlerschaft zwischen Jassy und Bucharest ist aufs Schärfste ausgeprägt; die Moldau glaubt sich gegen die Walachei zurückgesetzt und übervortheilt; die Abneigung ist gegenseitig.

Nichtsdestoweniger trifft man Vorbereitungen, um den Panrumänismus ins Leben zu rufen. Die Waliser haben ihr Eidsteddfod, die Kelten hielten jüngst in der Bretagne einen pankeltischen Congreß und die „Dakoromanen“ ließen es sich nicht nehmen, im August 1867 auch ihrerseits einen Congreß abzuhalten. Der Moskauer Slavencongreß diente als Muster und Vorbild. Wie am Ufer der Oka und im Kreml sich slavische Brüder unter den Fittigen des nordischen Adlers zusammenfanden, so versammelten sich „rumänische Genossen“ zu Bucharest aus der Moldau und Walachei, der Bukowina, Siebenbürgen, dem Banat, Bessarabien, Macedonien und Bulgarien. Man empfing aber die Genossen aus den sechs zuletztgenannten Landschaften nicht in officieller, sondern nur in „officiöser“ Weise, um den Nachbaren in Oesterreich und Rußland keinen Anstoß zu geben. Ein panrumänischer Staat könnte ja ohnehin nur auf Kosten dieser beiden Mächte und des Sultans ins Leben gerufen werden, und es ist kaum anzunehmen, daß diese sich willig zeigen würden, die Pläne der Panrumänen zu fördern. Weisheit ist überall gut angebracht; deswegen wurde als Hauptzweck des Congresses die Gründung einer Akademie hingestellt, welche Einheit der Schriftsprache, die Rechtschreibung und die Grammatik für alle rumänischen Stämme feststellen soll. Uebrigens verhehlte man nicht, daß diese Akademie in Bucharest auch einen politischen Mittelpunkt aller Rumänenstämme bilden, das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit dort, wo dasselbe noch nicht vorhanden ist, wachrufen, da wo es schon sich zeigt, befestigen und kräftigen solle.

Wenn nur diese Culturcandidaten und Civilisationsaspiranten, die jetzt in allen Winkeln Europas auftauchen, den Gaul nicht beim Schwanz aufzäumen wollten! Da haben die acht Millionen „Rumänen“ aus ihrer Mitte kaum fünfzigtausend Menschen, die wir dem kleinen Bürgerstande zuzählen könnten und auch diese nur in der allerdürftigsten Weise; selbst hinter dem, was die Slaven an Kleinbürgerthum für sich entlehnt haben, stehen sie weit zurück. Rechnet man dann

Die Hora, walachischer Tanz.

etwa dreißigtausend Bojaren, die sich als höhern und niedern Adel hinstellen, so bleiben lediglich gedrückte Bauern und zum Theil sogar nomadisirende Hirten übrig. Wo ist hier das Zeug zu einem europäischen Culturstaate des neunzehnten Jahrhunderts? „Putz und Schmutz“ liegen unvermittelt neben einander; ein parasitisches Bojarenthum saugt wie ein Blutigel an dem armen Volke, das man recht eigentlich als eine armselige plebs contribuens bezeichnen kann und welches den Bojaren, wie früher der Bauer dem magyarischen Adel, als optima flens und pessima ridens erschien. Der äußere Schliff dieser Bojaren ist dem Pariser nachgemacht, aber inwendig steckt der Dacier, wie er in den Tagen des Königs Decebalus und des Kaisers Trajan war. Das gilt von der Mehrzahl, die auswendig sich mit französischem Firniß lackirt hat. Rühmliche Ausnahmen fehlen natürlich nicht, und diese verdienen um so mehr Lob und Anerkennung, da sie von einer so verpesteten Atmosphäre umgeben sind und in dieser sich bewegen müssen.

Betrachten wir uns Bucharest, wo die Akademie gegründet werden soll, und einen Theil der Walachei etwas näher. Es ist vor einiger Zeit in diesen Blättern (Bd. XII, S. 20 ff.) eine Fahrt nach der Walachei auf der Donau geschildert worden. Wir verließen die Reisenden in Dschurdschewo, von wo sie nach dem etwa acht deutsche Meilen entfernten Bucharest in einem primitiven Wagen, einem Birdsch, fuhren. Sie hielten unterwegs an einem Sonntage Rast in einem Dorfe, in welchem Zigeuner aufspielten und die festlich angeputzten Bauern einen Rundtanz, eine Hora, aufführten. —

Ein Dutzend junger Bursche bildeten einen Kreis, in welchem sie sich langsam, bald rechts bald links bewegten. Nachher wurden die Töne der Mandoline und eines Dudelsacks lebendiger und junge Mädchen traten in den Reigen. Nun war die Hora geschlossen und sie dauerte lange; aber an den Tänzern bemerkte man keine besondere Aufregung. Uebrigens hat die Hora wenigstens eine sehr hübsche pantomimische Tour. Tänzer und Tänzerinnen drehen sich einige Mal, halten die Arme weit aus einander gestreckt, verengen den Reigen, treten näher zu einander heran, klopfen einander auf die Schultern, biegen den Kopf unter den emporgehobenen Arm und blicken sich gegenseitig in die Augen. Diese Tanzfigur ist ganz allerliebst, nur verliert sie dadurch, daß sie allzu oft wiederholt wird und daß Lebhaftigkeit und leidenschaftlicher Ausdruck fehlen. Ob diese Hora aus den Zeiten der Römer stammt? Man sagt es, aber die Leute im Alterthume sind bei diesem Tanze sicherlich munterer gewesen und die Trasteveriner in Rom legen ganz andern Schwung in ihre Reigentänze als die Rumänen an der Donau. Bei den letzteren fehlt offenbar die innere Lust; es ist als ob sie unter dem beobachtenden Auge des Herrn und Gebieters sich ein officielles Vergnügen machten und eingeschüchtert wären. Auch die Musik hat etwas Trauriges, Gedrücktes, fast Klagendes.

Kein Wunder. Die Bauern haben seit Jahrhunderten unter schwerem Drucke gelebt, der auf allen ihren Lebensverhältnissen lastet. Was freier Aufschwung und heitere Lebendigkeit ist, wissen sie nicht. Die harte Abhängigkeit ließ keine Frische aufkommen; sowohl der Gesichtsausdruck wie das ganze Wesen haben etwas Melancholisches. Die Kinder lachen nicht, die jungen Bursche haben etwas Trotzigwildes an sich und daneben doch ein gedrücktes Wesen, das peinlich auffällt. Die Männer in reiferm Alter fügen sich, nachdem sie gleichgültig und abgestumpft geworden sind, in Alles, was das Schicksal über sie verhängt.

Ein paar Stunden nach Mittag ließ unser Schaffner anspannen; wir kletterten in unsern Birdsch hinein und fuhren, sofort wieder von Staubwolken umwirbelt, im Galop weiter. Fast überall, wo hohe Bäume standen, fanden wir Rosse und Reiter, welche im Schatten Kühlung suchten; auch siebenbürgische Fuhrleute hielten Rast und hatten ausgespannt.

Aus dem Gebüsch kam urplötzlich ein etwa zehnjähriger Knabe auf uns zugelaufen; er war so nackt wie Gott ihn geschaffen hatte. Hinter ihm her sprang ein kleines Mädchen, welchem das langherabwallende Haar als einzige Kleidung diente. Es war ein reizendes, pralles Kind, das uns anlächelte wie ein Cherubim auf einem Bilde von Rubens. Der Junge hatte eine Hautfarbe wie florentinische Bronze. Wir gaben diesen Zigeunerkindern eine Kleinigkeit und dann hüpften sie fort.

Wir beobachteten hier zum ersten Mal eine eigenthümliche Praxis, welche die Postillone und Kutscher in der Walachei mit ihren Pferden vornehmen, um sie bei drückender Hitze frisch und munter zu erhalten. Dann und wann hält der Schaffner plötzlich still, springt ab, packt mit einer Hand die Vordermähne und reibt dem Gaule damit sehr heftig die Augen. Nachher greift er ihm an beide Ohren und zieht diese so weit als irgend möglich aus einander. Das Thier läßt sich diese Operation ganz gern gefallen und giebt hinterher zu erkennen, daß dieselbe ihm wohlgethan habe.

Die walachischen Landpferde sind klein, häßlich, haben einen dicken Kopf, vorstehenden Widerrist und eckige Hanken, aber es steckt viel Feuer in diesen unansehnlichen Gäulen. Die vor unserm Birdsch waren sicherlich keine ausgesuchten Thiere, aber sie rannten ununterbrochen im Galop, trotz der vielen Schlaglöcher, der Baumwurzeln und der Steine, die im Wege lagen, immer in dichten Staub gehüllt und unter einer brennenden Sonne; sie brauchten nicht ein einziges Mal angetrieben zu werden.

Wir kamen endlich einmal in einen Wald. Sofort vernahm ich ein zischendes und zirpendes Geräusch, das mir bald recht widerwärtig wurde; es wiederholte sich in einer Weise, die mich geradezu peinigte. Dazu kam das Rollen und Knarren der Räder und das Geklingel der Schellen, mit welchen die Pferde behängt waren. Der Schaffner erklärte mir die Sachen: der Saum am Walde beherbergte wer weiß wie viele Tausende von Heuschrecken.

Am Ende des Waldes lag eine Schänke, die uns recht gelegen kam. Wir hatten Durst und stiegen ab. Ein Diener brachte ohne Weiteres eine Flasche Wein mit zwei Gläsern, weil sich dergleichen hier ganz von selber verstand. Wir wünschten aber auch etwas Trinkwasser und es kostete keine geringe Mühe, dasselbe zu bekommen. Wir gaben dem Diener unsern Wunsch zu erkennen, er brachte aber eine zweite Flasche Wein, obwohl die erste noch unberührt dastand. Als wir mit dem Kopfe schüttelten und ihm unser Begehren zu verdeutlichen suchten, wollte er beide Bouteillen wieder fortnehmen. Nun bestrebten wir uns, ihm in einem halben Dutzend Sprachen begreiflich zu machen, worauf es hier eigentlich ankomme. Der Abkömmling der alten Dakoromänen wußte nichts von aqua, acqua, agua, eau, water, Wasser, und so ging ich dann in die Schänke hinein, wo ich glücklicherweise einen Spülnapf fand, in welchem die Gläser geschwenkt wurden. Als ich dieses Naß mit dem Finger berührte, verstand man mich und der Aufwärter fuhr im Nu mit zwei Gläsern in den Spülnapf. Diesen Trunk verbaten wir uns; er holte dann Wasser aus dem Brunnen. Während wir den Wein tranken, kam eine alte Zigeunerin herbei, die uns belehrte, daß Wasser im Walachischen apa heiße.

Bis hierher führte der Weg durch eine Landschaft, die man im gewissen Sinn als eine Steppe bezeichnen kann; der ganze Charakter hatte etwas Rohes oder Wildes. Von nun an verspürten wir jedoch, daß wir in die Nähe einer großen

Die Landschaft zwischen Dschurdschewo und Bucharest.

Stadt kamen. Wir sahen Aecker, die mehr oder weniger gut bestellt waren, fuhren an Baumreihen hin, und Spuren von einiger Ordnung, die freilich nicht weit her war, wurden bemerklich. Die Häuser in den Dörfern standen nicht mehr so weit entfernt von einander und auch nicht in so argem Verfall. Die Steppe lag hinter uns, aber von einer Culturlandschaft, wie man sie in anderen Gegenden findet, sobald man einer großen Stadt näher kommt, war hier allerdings nichts zu bemerken.

Endlich kamen einzelne spitze Thürme in Sicht und bald auch Kuppeln; beide hoben sich eigenthümlich von dem bräunlichen Duft ab, welcher über der Stadt lag. Aus einiger Entfernung gesehen nimmt es sich aus, als ob die Kirchen, Villen und Häuser in einem ungeheuern Garten ziel- und planlos umhergestreut worden seien, und der Gesammteindruck ist recht wohlthuend. Aber man findet bald, daß die angenehme Vision auf eine Täuschung hinausläuft. Sobald man die Vorstadt erreicht, ist man unangenehm überrascht, weil man überall nur Unordnung, Verfall und abscheulichen Schmutz vor Augen hat. Der Eindruck ist geradezu widerwärtig. Das Pflaster der Hauptstraße, wenn überhaupt von einem solchen die Rede sein kann, war ausgefahren und hörte auf manchen Strecken völlig auf; ein Schlagloch folgte dem andern und wir wurden abscheulich hin und her, auf und ab gerüttelt. Es war ein Kunststück und ein Glück, mit heilen Knochen in den Gasthof zu gelangen. Die Straßenbeleuchtung ließ eben so viel zu wünschen übrig wie das Pflaster.

Die beiden rumänischen Fürstenthümer nehmen einen Flächenraum von etwa 2270 Geviertmeilen ein und haben 4,200,000 Einwohner, von denen mehr als drittehalb Millionen auf die Walachei entfallen. Neun Zehntel der Gesammtbevölkerung sind rumänischen Stammes, der Rest begreift verschiedene Völkerschaften. Da sind z. B. die Griechen. Ihrer waren stets schon in den Tagen des byzantinischen Kaiserthums im Lande, und nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken kamen viele in die Walachei; sie treiben zumeist Handel. Als später griechische Phanarioten aus der türkischen Hauptstadt Hospodare in der Moldau und Walachei wurden, zogen sie ganze Schwärme ihrer Landsleute nach sich, welche sich zumeist mit rumänischen Familien verschwägerten. Aus Bulgarien sind im siebenten Jahrhundert Ansiedler in das alte Dacien gekommen, und nach den Kriegen zwischen Rußland und der Pforte, namentlich nach dem Friedensschlusse von Jassy, 1791, und von Adrianopel, 1829, sind Bulgaren in nicht unbeträchtlicher Anzahl auf das moldauische und walachische Gebiet hinübergegangen. Auch Armenier fehlen nicht. Als ihr asiatisches Vaterland im elften Jahrhundert von Persien aus schwer bedrängt wurde, flüchteten viele von ihnen nach Europa, namentlich nach Galizien und in die Moldau. Auch späterhin, in den Jahren 1342, 1418 und 1606, kamen wieder Armenier in nicht unbedeutender Anzahl. Das Culturelement wird vorzugsweise von Deutschen vertreten, in deren Händen die besseren Gewerbe fast ausschließlich sich befinden, auch beleben sie den Handel. Der Rumäne sieht die ihm an Cultur überlegenen Fremden mit scheelem Blick an, und auch darin liegt ein Beweis, daß er noch in der Halbbarbarei steckt.

Die Juden werden von ihm schlecht behandelt, und die Scheußlichkeiten, welche noch im Jahre 1867 gegen diese im Allgemeinen nicht liebenswürdigen aber harmlosen Leute verübt worden sind, zeigen deutlich, wie der rumänische Freisinn die vielgerühmte Gleichberechtigung der Nationalitäten versteht. Jene Hebräer sind entweder sogenannte spanische oder polnische. Die ersteren kamen aus der Türkei, wohin sie vor der Verfolgungssucht der christlichen Spanier geflohen wa-

Ansicht von Bucharest.

ren, die anderen sind zahlreich besonders in der Moldau und bilden in Jassy ein Drittel der Bevölkerung. Viele sind aus Polen entflohen, um sich der russischen Recrutirung zu entziehen. Den interessantesten Theil der Bevölkerung bilden die Zigeuner, deren Zahl sich auf etwa eine Viertelmillion beläuft.

Es ist hier nicht der Ort, näher auf die politischen Verhältnisse Rumäniens einzugehen. Es stehen viele schöne Verfassungsparagraphen und Verordnungen auf dem Papiere; man wird namentlich in französischen, von Bojaren beeinflußten Blättern, nicht müde, das freisinnige Staatswesen an der Dimbowitza zu preisen, die Wahrheit aber ist, daß drittehalb bis dreitausend Bojarenfamilien eine parasitische Aristokratie bilden, Land und Volk aussaugen, dasselbe in den kläglichsten Zuständen lassen und eine höchst gemeinschädliche privilegirte Kaste bilden. Da ein Bürgerstand fehlt, dem Volkscharakter die Gediegenheit abgeht, die Bojaren einen Ruhm darin suchen, lackirte Pseudo-Pariser zu spielen, so wird aus Land und Volk nichts zu machen sein. Dazu kommt eine in stupider Orthodoxie ganz verknöcherte, ungebildete, am Formelwesen haftende Geistlichkeit, welche für die Volksbildung rein nichts thut. Wo wäre hier der Stoff zu einer höhern Culturentwickelung?

Man hat in den letzten Jahren allerlei versucht, um dem „rumänischen Staat“ ein einigermaßen civilisirtes Ansehen zu geben, aber Alles ist schwankend und unfertig. Der Fürst aus dem Hause Hohenzollern, der gewiß mit Reformplänen ins Land gekommen ist, weiß davon zu erzählen. Aber bisher ist es ihm nicht gelungen, einige Zucht in diese Bojaren zu bringen. Er darf es nicht wagen, sie zu brüskiren. Hier ein Beweis. Nach den scheußlichen Judenhetzen in der Moldau und nachdem mehrere Hebräer in Galatz von rumänischen Pöbelbanden ermordet worden waren, wollte das gesammte Consularcorps in Bucharest dem Fürsten Karl aufwarten, um im Namen des Rechts und der christeuropäischen Gesittung ihm Vorstellungen zu machen. Die Consuln gingen von der Ansicht aus, daß die Principien der Humanität verletzt worden seien, und wollten Seine Hoheit bitten, diesen Principien fortan Geltung zu verschaffen. Seine Hoheit aber „verschloß wohlmeinenden im Namen des Menschlichkeitsprincipes beabsichtigten Vorstellungen sein Ohr.“ Gewiß dachte er gerade wie die Consuln, aber der Hohenzoller Karl hat keine Mittel, solchen Greuelthaten zu steuern, die um so empörender sind, da sie unter einem Ministerium verübt wurden, das im Namen eines radicalen Liberalismus ans Ruder gekommen war. Ein

Hohenzoller kann lernen, daß an der Dimbowitza und untern Donau die Dinge anders liegen als an der Spree oder am Niederrhein! Man fügt sich eben.

Man modernisirt jetzt „Rumänien“; aber bis 1862 waren die Verhältnisse von ganz eigener Art; sie konnten kaum für europäische gelten. Daß die Bojaren, die Voltaire lesen und für Frankreich schwärmen, nichts von dem, was in anderen Ländern als nothwendig für ein geordnetes Staatswesen gilt, in ihre Heimath übertrugen, ergiebt sich aus Folgendem.

Das organische Reglement von 1831, diese Landesverfassung, theilt die Bevölkerung in zwei Classen: die privilegirte und die steuerpflichtige. Die erste bestand aus solchen Individuen, welche von allen Abgaben frei waren: Bojaren, Beamten aller Classen, Priestern, Mönchen, Soldaten, Dienstboten der Privilegirten, Zigeunern der Klöster und der Bojaren ꝛc. Die Zahl dieser steuerfreien Individuen belief sich in beiden Fürstenthümern auf nicht weniger als 680,000 Köpfe!

Steuerpflichtig waren: die Handwerker und Handelsleute, die Patentirten, wie sie hießen. Man theilte sie in drei Classen nach der Art ihres Geschäftsbetriebes; ihre Zahl betrug etwa 120,000. Dann die Bauern, 640,000 Familien, zusammen reichlich 3,200,000 Köpfe. Ein Sechstel der Bevölkerung ist demnach abgabenfrei. Die arbeitenden Classen aller Art hatten im Staate nichts zu sagen, waren von aller Mitwirkung und Theilnahme an politischen Dingen gänzlich ausgeschlossen; ihr Beruf war: Steuern zu zahlen.

Die Bojaren reichen als eine Art von Adelskaste nicht über das Ende des funfzehnten Jahrhunderts hinaus. Bis dahin war Jeder, der Waffen trug, ein Boyer. So hießen auch noch im achten und neunten Jahrhundert die Nachkommen der alten römischen Ansiedler, welche damals noch mit Ochsen bespannte Sichelwägen in die Schlacht führten. Wer einen solchen besaß, war ein Boïer (bovis herus), wie Jeder, der zu Pferde bewaffnet erschien, ein Cavalier war (cavalli herus). Jener Titel dauerte, so lange der Krieg währte, und der Träger desselben war in dieser Zeit frei von Abgaben.

Die Würden waren lediglich persönlich; der Sohn erbte den Titel des Vaters nicht. Jeder Rumäne war Soldat und wer dem Lande diente, erhielt einen militairischen Titel. Erst Radu oder Rudolf der Vierte, Fürst der Walachei, führt das Titelwesen am Hofe ein; drei Bojarenclassen mit neunzehn Titeln. Zu der ersten Classe gehörten: Der Groß-Ban von Krajowa, Gouverneur der fünf Districte; — der Groß-Vornick, Minister des Innern; — der Groß-Logothet, Minister der Justiz; — der Groß-Spathar, Feldherr; — der Groß-Vestiar, Finanzminister; — der Groß-Postelnik, Minister des Auswärtigen. — Bojaren zweiter Classe waren sechs. Diese führten einen silbernen Stab, durften aber keinen Bart tragen, denn dieser war ein Vorrecht der Großbojaren. Im Rathe dieser letzteren hatten sie zwar Sitz, aber eine berathende Stimme nur, wenn sie aufgefordert wurden, ihre Meinung zu äußern. Diese Bojaren zweiter Classe waren: Der Groß-Aga, Polizeimeister und Hauptmann der Jäger; — der Groß-Paharnik, Mundschenk; — der Groß-Cluciar, Armeelieferant; — der Groß-Stolnik, Hofintendant; — der Groß-Caminar, welcher die Leibwache befehligte; — der Groß-Commis, Aufseher der Marställe und Landesgestüte. — Die dritte Classe bestand aus sieben Bojaren, welche nur bei außerordentlichen Gelegenheiten dem Geheimen Rathe beiwohnten: Der Groß-Serdar war General der Reiterei; — der Groß-Slandjar, Hofmarschall; — der Groß-Pitar, er mußte für die Verpflegung des Heeres sorgen; — der Groß-Armasch, Gefängnißaufseher; — der Groß-Portier, Ceremonienmeister; — der Groß-Satar, Inspector der Soldatenzelte; — endlich der Groß-Cluciar, welcher die Armeemagazine zu beaufsichtigen hatte. Alle diese Aemter waren zugleich bürgerlich und militairisch und jeder Inhaber hatte einige Stellvertreter.

In Kriegszeiten kam es vor, daß kleine Bojaren sich zu einem höhern Range emporschwangen. Die Aemter wurden nur auf ein Jahr verliehen, wer aber einmal eine Würde bekleidet hatte, behielt sein Leben lang den Titel.

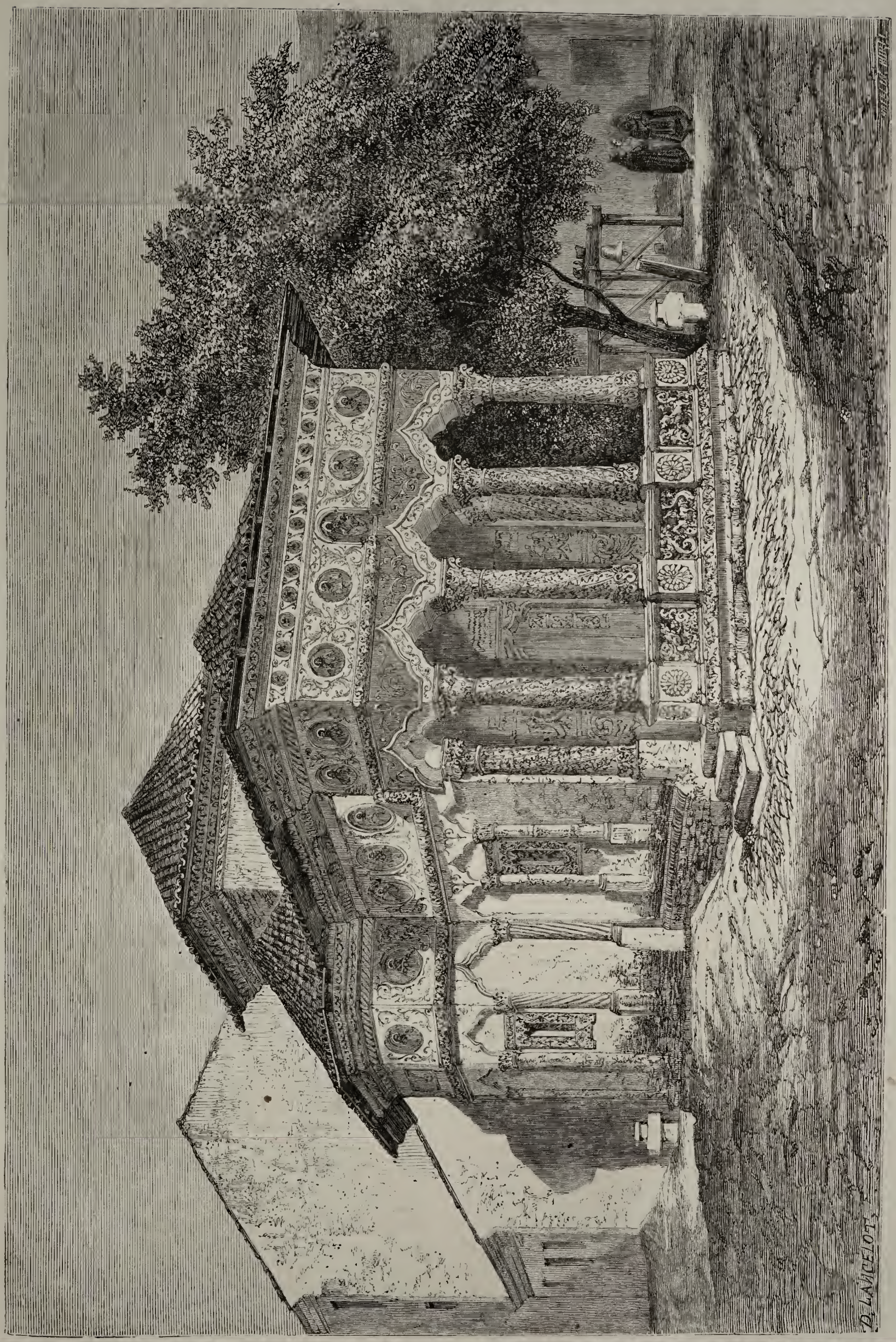
Mit diesen Einrichtungen kamen Rangunterschiede und Privilegien auf; das alte einfache Leben und Treiben wurde wesentlich alterirt, und als nun gar die Herrscherwürde in Konstantinopel an den Meistbietenden verkauft wurde, traten Mißbräuche aller Art an die Tagesordnung. Die beiden Fürstenthümer waren im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts unter die Herrschaft des türkischen Sultans gekommen und sie konnten sich ihre Fürsten nicht mehr selber wählen. Seit 1711 schickte die Pforte phanariotische Griechen aus Konstantinopel, welche zwar den Namen Hospodare trugen, aber in der That lediglich Pächter waren, welche auf drei Jahre das Privilegium erhielten, diese Länder auszubeuten. Sie verkauften auch die Bojarenwürde gegen gewisse Taxen. Als seit 1802 russischer Einfluß vorwaltend wurde, verlängerte man die Dauer des fürstlichen Amtes auf sieben Jahre; seit 1826 wurde gestattet, daß die Bojaren ihre Fürsten auf drei Jahre wählen durften. Nach dem Adrianopeler Frieden wurde diese Zeit auf Lebensdauer verlängert; nach dem Kriege der Westmächte gegen Rußland wurden 1858 die Moldau und Walachei zum Fürstenthum Rumänien vereinigt; sie wählten einen Offizier, Cusa, als Alexander Johann den Ersten zum Fürsten; er „war mehr Bojar als alle Bojaren“, plünderte das Land aus, wurde abgesetzt und machte dem Hohenzoller Karl Platz.

Die vornehmen Classen hatten sich schon privilegirt und waren corrumpirt ehe die Phanarioten mit ihrem konstantinopolitanischen Griechenschwarm ins Land kamen. Durch diesen wurde aber die allseitige Corruption, in Sitten wie im Staatswesen, kolossal gesteigert und was von Respectabilität unter den Rumänen noch etwa vorhanden war, ging völlig zu Grunde.

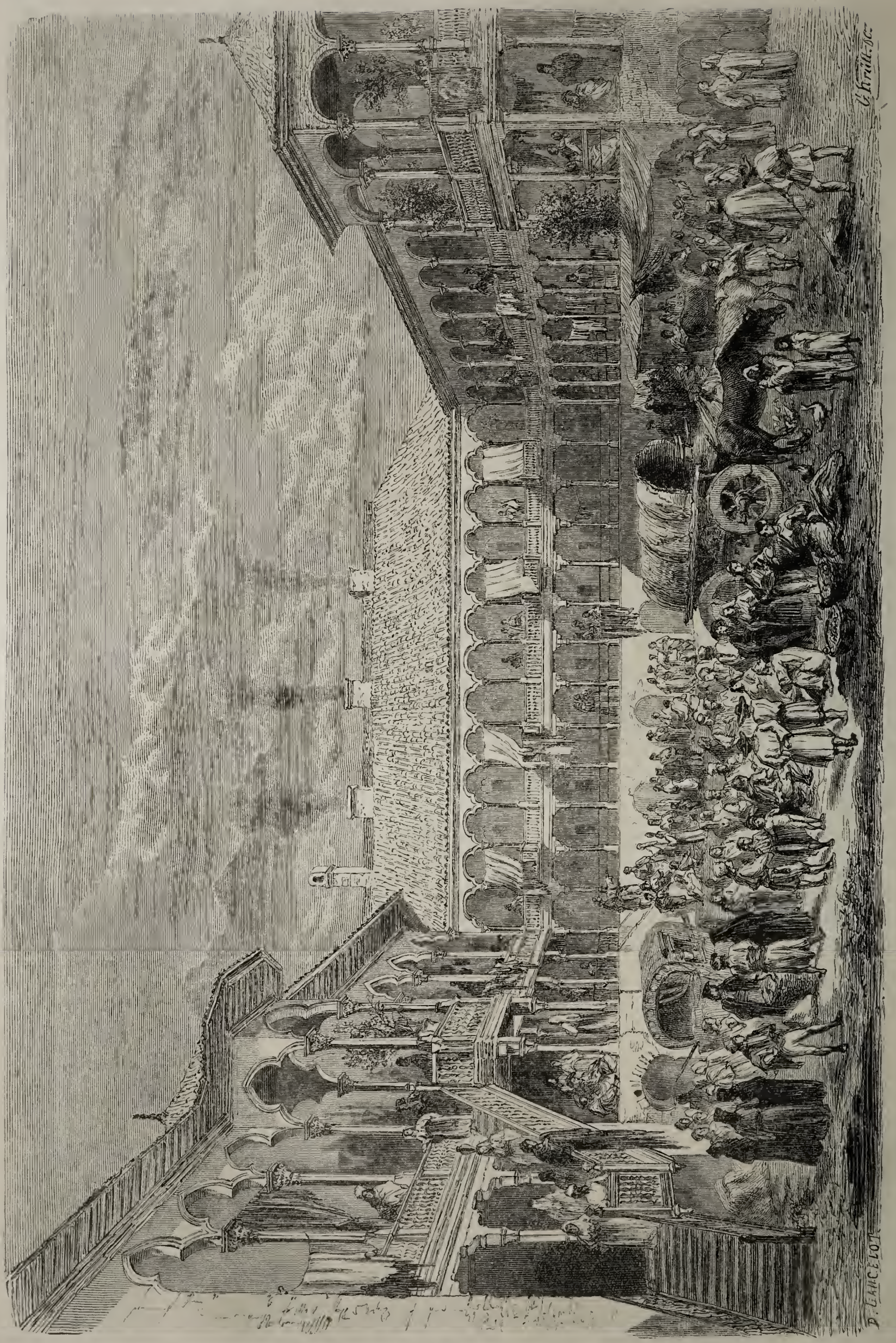
Das organische Reglement von 1831 hatte sich die Adelseinrichtungen, welche Czar Peter den Russen gegeben hatte, zum Muster genommen, der Hospodar gab den Rang, mit welchem der Titel verbunden ist. Die Bojarie ist demnach keine geschlossene Kaste; wer Rang und Amt erhält, wird Bojar. Aber viele Bojaren haben großen Grundbesitz. Im Jahre 1865 zählte man in der Walachei 3200, in der Moldau 2800 Bojarenfamilien; das Reglement theilt sie in große und kleine. Doch wir wollen uns zunächst wieder nach der Hauptstadt der Walachei wenden.

* * *

Wir sind in Bucharest, Rumäniens Capitale, der Stadt des ärgsten Schmutzes und des raffinirtesten Luxus, der armseligsten Hütten, neben welchen sich Prachtpaläste erheben, der grundlosen Straßen, der zehntausend Equipagen und der dreißigtausend Luxuspferde. Man bemerkt dort, daß das civilisirte Abendland seitwärts liegt, und wird vielfach vom Oriente berührt. Man würde mehr als fünf Stunden gebrauchen, wenn man einen Gang rings um die Stadt machen wollte, denn viele Häuser, namentlich in den Vorstädten, liegen zerstreut und sind mit einer Art von Gärten umgeben. Unter den mehr als hunderttausend Einwohnern zählt man etwa achttausend fremde Europäer, welche vorzugsweise das Culturelement vertreten, etwa fünftausend Juden, Repräsen-



Kirche in Bucharest.



Hotel Manuk, ein Chan, in Bucharest.

tanten des Handels, an zwölfhundert Priester und Geistliche, zumeist Vertreter des Aberglaubens und der Ignoranz, und neuntausend Zigeuner.

Sehr richtig sagt der Franzose Lancelot („Le Tour du Monde“ Nr. 326), daß Bucharest eben so schwer zu beschreiben als zu durchwandern sei. Etwa in der Mitte liegt das Handelsquartier mit seinen vier Hauptstraßen, dem Theater, fürstlichen Palästen, Waarenläden, in welchen alle Fabrik- und Luxusgegenstände aus den gewerbtreibenden Ländern Europas und aus dem Oriente zur Schau gestellt sind, und Kaffeehäusern in Menge. Hier ist man noch in europäischer Umgebung, man befindet sich zwischen Häusern, die zum Theil sehr ansehnlich aussehen. Aber außerhalb dieses Viertels fühlt man sich sofort in der Walachei; da liegen Hütten und Häuser unregelmäßig nebeneinander und das Ganze erscheint wie eine Anzahl von Flecken und Dörfern, welche durch einige Wege miteinander in Verbindung stehen.

Ueberall die schärfsten Gegensätze unvermittelt und fast ohne alle Uebergänge neben einander! Bettelarmuth und zerlumptes Elend neben einem übertrieben raffinirten Luxus. Enge, krumme, schmutzige Gassen, kothige Plätze, feuchte Hütten auf sumpfigem Boden, — elegante Gebäude und zierliche Landhäuser der Reichen daneben. Das Ganze macht den Eindruck des Unfertigen, es ist kein Zusammenhang da, und das gilt auch von den verschiedenen Classen der Gesellschaft. Die Franzosen erwarten, daß die „modernen Ideen“ auch in der Walachei das praktische Leben umgestalten würden; das ist aber eine windige Hoffnung so lange Bojaren und Popen die Hauptrolle spielen. Die letzteren wollen von solchen Ideen nichts wissen und die ersteren sind mit jenen Ideen übervoll gepfropft, ohne daß die Gesittung im Lande dadurch auch nur um einen Schritt weiter gebracht worden wäre. Bälle, ein paar öffentliche Gärten, Concerte, Equipagen, Illuminationen mit bunten chinesischen Lampen sind doch nur sehr unbedeutende Beigaben der Civilisation; Straßenpflaster und Beleuchtung wären besser angebracht. Selbst der Corso, auf welchem die vornehme Welt sich in Parade zeigt, erscheint armselig; die noch jungen Baumreihen gewähren keinen Schutz gegen Sonne oder Staub und der Blick von dort auf die Stadt ist unangenehm. Da sieht man halb eingefallene Mauern und neben denselben viele Zelte von Zigeunern, lange Reihen von Wagen, deren Bespannung aus mageren Ochsen besteht; diese liegen bunt durcheinander auf der Erde und ein Gleiches ist der Fall mit den Fuhrleuten. Daneben fahren die Prachtkaleschen der Bojaren mit galonnirten Kutschern, Haiducken und Livreedienern.

Für Ethnologen und Maler bietet Bucharest Stoff zu Beobachtungen und Bildern in Hülle und Fülle. Das ganze Treiben ist bunt und ungemein farbig. Lancelot war in ein walachisches „Hotel“ gerathen. Die Frau vom Hause, eine kleine, überaus magere Gestalt, war äußerst salop gekleidet, aber mit vielerlei Putz und Schmuck behängt. Sie trug eine französische Crinoline, ein kurzes walachisches Schnürleibchen, eine serbische Haube, niedergetretene Schuhe und hatte das mit Perlensträngen durchflochtene Haar in Flechten um den Kopf gelegt. Zwei Mägde waren so leicht bekleidet, daß man in anderen Ländern daran Anstoß genommen haben würde, und ein halbes Dutzend Kinder wälzte sich am Boden umher.

Lancelot erzählt einen drastischen Vorfall. Er speiste mit einem befreundeten Engländer in einem sogenannten Sommersalon, der nach dem Hofraume zu eine offene Seite hatte. Plötzlich hört er einen durchdringenden Schrei aus dem großen Salon her. Die Gäste springen von Tisch auf und eilen dorthin. Ein Bursch von etwa zwanzig Jahren lag heulend und weinend auf der Erde und hielt beide Hände vor das Gesicht; ein halbes Dutzend von Aufwärtern stand um ihn herum und alle hatten die Fäuste geballt. Sie wollten jenen Burschen prügeln, aber der Gastwirth legte sich ins Mittel; die Execution sollte regelrecht von Statten gehen. Der Missethäter hatte einen Secretair erbrochen und Geld entwandt; die Aufwärter waren dadurch in schlimmen Verdacht gekommen und übten nun landesübliche Justiz. Einer nach dem andern fiel über den Dieb her und versetzte ihm erst eine Anzahl Ohrfeigen, dann mehrere derbe Kopfnüsse und zu guter letzt einige Fußtritte. Daneben stand ein Mann in Bojarenkleidung und mit äußerst würdiger theatralischer Haltung; man hätte ihn wohl für einen Polizeiaga halten können, er war aber nur der Herr jenes Dieners und wohnte im Hotel. Nach abgethaner Sache nahm er den arg Zerbläueten mit sich hinaus und dieser blieb in seinem Dienst als ob weiter nichts vorgefallen wäre.

In jenem Sommersalon wurde auch Hazard gespielt. Der „Spielmarqueur“ war ein Mensch mit gedrückter Miene und elegischem Blicke; er trug stets einen schwarzen Frack, vertheilte die Karten, setzte die Billardkugeln auf und schlief im Stehen. Leider war der Frack glatt, blank und fadenscheinig geworden, aber der Inhaber bewahrte trotzdem eine gewisse Würde, eine Art von nobelm Anstande, denn er war ein Edelmann, aus einer angesehenen tschechischen Familie, der seine ganze Habe verspielt und es, wer weiß weshalb, angemessen gefunden hatte, in der Walachei eine Stellung zu suchen. Diese war nun allerdings keine aristokratische, aber er fügte sich mit Geduld hinein, nachdem eine alte Zigeunerin ihm gewahrsagt hatte, daß er einmal reich und sehr glücklich werden müsse. Diesem Zeitpunkte sah der Edelmann aus Böhmen mit äußerster Gemüthsruhe entgegen. Bis auf Weiteres hatte er seinen Wohlthäter an einem deutschen Baron, der jeden Tag Billard spielte, seine Meerschaumpfeife rauchte, den Hut aufs Ohr gerückt hatte und nach Bucharest gekommen war, um fidel zu leben. Am liebsten spielte er mit dem Tschechen. Gewann dieser die Partie, dann erhielt er vom Baron einen Zwanziger; verlor jener, dann mußte er nach jeder Partie ein Glas Limonade trinken. An einem Nachmittage hatte er elf große Gläser voll hinabzuschlucken, hatte aber neun Zwanziger gewonnen.

Ein anderes Bild. In der Restauration, in welcher Lancelot zu Mittag speiste, hatten die Aufwärter bisher im Gesichte ganz ordentlich ausgesehen. Eines Tages aber waren sie alle gezeichnet; der eine hatte eine gequetschte Nase, der andere blau unterlaufene Augen, der dritte einen geschundenen Backenknochen, der vierte eine Schmarre wie ein deutscher Student, welcher einen „Schmiß“ ins Gesicht bekommen hat. Aus der Küche her vernahm man eine Art von Waffengeklirr und zwischendurch auch das Klappern von Kasserolen. Die Küchenjungen waren auf den Zweikampf wie versessen und es ging überhaupt romantisch und wild her. Die Sache wird begreiflich, wenn man weiß, daß das ganze weibliche Küchenpersonal aus den Trümmern einer ungarischen Schauspielerbande recrutirt worden war; diese hatte schlechte Geschäfte gemacht und mußte sich auflösen. Die erste Heldenspielerin war zur Comptoirdame geworden und schrieb die Tassen Kaffee und die Schoppen an; die Soubrette hatte sich in ein Stubenmädchen verwandelt, und so weiter. Die Küchenjungen waren Brüder und sie lebten mit der übrigen Dienerschaft in steter Fehde. Wir wissen, wie tapfer sie sich wehrten.

An Abenteurern aus verschiedenen Ländern fehlt es in Bucharest keineswegs, aber nicht alle sind so harmlos wie jene ungarischen Comödianten. Es giebt eine Art von problematischer Existenzen, welche der Walachei eigenthümlich sind und die anderwärts schwerlich ein Nebenstück haben. Die solide Erziehung ist in manchen vornehmen Häusern un-

bekannt, denn man sieht vorzugsweise nur auf äußern Schliff in französischer Manier. Manche junge Leute geben sich dann ausschließlich den nobelen Passionen in der Weise hin wie man sie in der Walachei zu treiben gewohnt ist und gehen an denselben zu Grunde. Weiber, Champagner und Spiel fressen die Habe auf und der junge Edelmann greift zu Erwerbsarten, welche mit der Arbeit und dem Arbeiten gar nichts zu schaffen haben. Vielleicht besitzt er noch einiges Geld und hat da oder dort noch etwas Credit. Er kann französisch parliren, tritt sehr dreist und selbstbewußt auf, hat ein äußerst glattes Benehmen, einen schwarzen Frack, Glanzhandschuhe und von Moralität keine Spur. Skrupel kennt er überhaupt nicht, aber Alles liegt ihm daran, einen einflußreichen Mann zum Protector zu haben und durch ihn wo möglich eine Anstellung zu erhalten. Er gedenkt Staat und Volk durch seine Dienste zu beglücken, bis ihm aber das gelingt, tritt er als Geschäftsmann auf. Am liebsten klammert er sich an wohlhabende Fremde, denen er jede mögliche Auskunft giebt. Er nimmt gern gute Cigarren an. Er spielt aber auch den Vermittler in Handelsgeschäften, er will Pferde verkaufen, erbietet sich, die Ausländer bei der „guten Gesellschaft" einzuführen, verhandelt Seidencocons, erbietet sich auch, gute Heirathspartien zu arrangiren oder eine Audienz beim Fürsten zu vermitteln. Man thut wohl, sich mit diesen Leuten auch nicht im Entferntesten einzulassen.

Die Zahl der Kirchen in Bucharest übersteigt einhundertundfunfzig. Die meisten sind armselige Gebäude und viele stehen in ganz abgelegenen Winkeln. Die Bauart ist durchgängig mehr oder weniger byzantinisch und auf die nicht selten naiven oder wunderlichen Ornamentirungen ist große Sorgfalt verwandt worden. Die besten architektonischen Monumente läßt man aber unbeachtet und giebt sie in kläglicher Weise dem Verfalle preis; in der neuern Zeit geht man in der Geschmacklosigkeit so weit in dieser halborientalischen Stadt Gebäude in gothischem Stile zu errichten. Dieser ist an und für sich vortrefflich, paßt aber nach Bucharest wie die Faust aufs Auge. Auch sonst kommen architektonische Monstra vor, z. B. die Kirche des heiligen Spiridion, an welcher byzantinische Motive und Grundlagen mit gothischen Thürmen und mancherlei Schnörkeleien zu einem Zerrbilde vereinigt worden sind. Die Thürme nehmen sich aus wie Minarete, und der Türke hat nicht gerade Unrecht, wenn er diese

Jude in Bucharest.

Butikenhalter in Bucharest.

Kirche für eine Moschee hält. — Eine andere Kirche, von welcher wir eine Abbildung mittheilen, ist eine der geschmackvollsten in Bucharest.

Aus den osmanischen Zeiten hat Bucharest keine architektonischen Denkmäler, aber in den Vorstädten findet man manche Gebäude von türkischer Bauart. Nach der Straße zu haben diese Häuser nur kleine Fenster, die so hoch liegen, daß Niemand hineinsehen kann; die kleine Eingangsthür ist insgemein zierlich und hübsch, das erste Stockwerk hat durchgängig Galerien, von denen man Alles, was draußen vorgeht, überblicken und doch selber, wenn man will, ungesehen bleiben kann. Auch ein weit vorspringender, auf drei Seiten mit Fenstern versehener Erkeranbau fehlt gewöhnlich nicht. In abgelegenen Straßen stehen türkische Häuser, die einen sehr angenehmen Eindruck machen. Sie sind von Gärten mit Jasminhecken umgeben, das Erdgeschoß ist mit Sträuchern und Blumen umpflanzt, bis an das vorspringende Dach ziehen sich Schlingpflanzen und gewöhnlich stehen auch hohe Akazien da. Natürlich fehlt auch hier die Galerie nicht; von ihr aus fällt der Blick auf schattiges Gebüsch oder auch auf einen Springbrunnen. Die Türken verstanden es, sich ihre Wohnungen recht gemächlich und ihren Neigungen und Bedürfnissen entsprechend einzurichten.

Charakteristisch ist der alte Chan (das Einkehrhaus oder die Herberge), welche Mannk Bey errichtet hat. Er trägt noch sein altes Gepräge, führt aber jetzt in Tagen, wo der Gastwirth sich in einen „Hotelier" travestirt, die vornehme Bezeichnung „Hotel Mannk". Er ist aber in noch höherm Grade als manche andere „Hotels" unausstehlich für Leute mit einigermaßen empfindlichen Geruchsnerven und noch mehr für solche, die gern Haut und Kleider rein halten. Wer aber das walachische Volkstreiben beobachten will, muß sich über solche Bedenklichkeiten für den Augenblick hinwegsetzen.

Also wir wagen uns auf jede Gefahr hin in das Hotel Mannk. Als es den Türken gehörte, war es sauber, kecker und nett; seit die Christen darin ihr Wesen treiben, ist Alles Schmutzfinkerei. Unsere Illustration zeigt, daß Hauptgebäude und Flügel zwei Galerien haben; das Ganze gewährt einen angenehmen Eindruck, Alles zeugt von zierlichem Geschmacke und macht den Eindruck, als ob wir einen Palast sehen. Aber wir haben heute lediglich nur noch einen Einkehrstall vor uns, in welchem Alles ein wirres und schmieriges Durchein-

ander bildet. Wir sehen siebenbürgische Frachtfuhrleute und deutsche Handwerksburschen, türkische, griechische und bulgarische Krämer, jüdische Hausirer, allerlei Müßiggänger, Zigeuner und Popen, Bauern und Stutzer oder Leute, die das sein möchten. Man drängt sich auf dem geräumigen Hofe und auf den Galerien neben einander hin; man sieht alle möglichen Trachten aus der untern Donauregion, Leute aus dem Gebirge und aus dem Flachlande. Charakteristisch war ein polnischer Jude mit langem Bart, der eine merkwürdige gelbe Kopfbedeckung trug; sie sah aus wie ein Tafelaufsatz aus Biscuit.

Die Zimmerthüren gehen nach den Galerien hinaus und diese werden als Promenaden oder Säle betrachtet, in denen man alle möglichen Dinge abmacht. Kein Mensch genirt sich vor dem andern, jeder thut als ob er allein in der Welt wäre und von Rücksichtnahme auf guten Anstand weiß man nichts. Auf diesen Galerien wird Kinderwäsche gesäubert; der Barbier scheert Gesicht und Kopf, ein Seiltänzer giebt einem Affen Unterricht und ein neugeborenes Kind wird gewaschen. Es ist ein Treiben auf diesen Galerien, das einem Menschen aus civilisirten Ländern ein interessantes aber keineswegs angenehmes Schauspiel darbietet. Und nun der Bucharester Schmutz!

Was der Hofraum eigentlich vorstellt, läßt sich nicht leicht sagen; er ist alles Mögliche: ein Feldlager, ein Waarenlager, Marktplatz, Versammlungsort für Menschen der verschiedensten Berufsarten, Börse und Menagerie. Man sieht ausgespannte Planen, Zelte, Waarenballen, Fässer; in dem kellerartigen Untergeschosse liegen rohe Häute, Schaffelle und Büffelhörner; da und dort sieht man auch aufgeschüttetes Stroh und Düngerhaufen. Von Ordnung ist hier platterdings gar nichts zu bemerken. Dann und wann kommt ein Frachtwagen, ein Birdsch, ein Reiter; Weiber rufen Lebensmittel aus, ausgespannte Pferde wiehern und schlagen aus, Hunde bellen oder heulen, und mächtig fette braune Schweine wälzen sich in dem Spülicht, der aus der Küche nach dem Hofe abfließt. Das Alles rührt weder Türken noch Walachen, weder Bulgaren noch Griechen; sie verhandeln ihre Geschäfte mit aller möglichen Gemüthsruhe und bilden einen auffallenden Gegensatz zu den beweglichen Juden, die sich überall zudrängen, Geld wechseln und Brillen, Probirsteine und Goldwage bei sich führen.

Die Verwirrung in Italien.

Von **Karl Andree.**

II.

Wir haben die Schicksale der Könige von Piemont geschildert und gezeigt, welch traurigen Ausgang Karl Albert nahm.

Der erste König von Italien, Victor Emanuel, befindet sich in bedrängtester Lage und ihm steht die öffentliche Achtung eben so wenig zur Seite, wie seinem unglückseligen Vater. Er schwebt ohne jeden festen Halt in der Luft, er hat durch dasselbe Schwanken und Schaukeln, welches für die savoyische Hauspolitik so kennzeichnend ist, alles Vertrauen zu sich verscherzt, und muß das demüthigende Bewußtsein mit sich herumtragen, daß er lediglich ein Vasall und ein Werkzeug des Beherrschers der Franzosen ist. Es verschlägt wenig, ob er beschämt und ingrimmig in seine Ketten hineinknirscht oder nicht; die Befehle kommen aus Paris und im Palaste Pitti zu Florenz muß Gehorsam geleistet werden.

Neun Jahre sind verflossen, seitdem in Folge der Wallfahrt Cavour's nach Plombieres zu Turin von Seiten der amtlichen Presse verkündet wurde, man wolle den Bruch mit Oesterreich und die Vertreibung der Tedeschi aus dem durch diese Barbaren entweiheten Italien. Mit großem Nachdrucke wurde verkündet, daß „Frankreich am Werke der Befreiung mitarbeiten“ werde. Dann fing man an, die Lombardei aufzureizen, und als Oesterreich in dieser Provinz seine Besatzungen verstärkte, wollte man darin eine Provocation und eine Beleidigung Italiens finden. Gleichzeitig erhielten die Pariser Regierungsblätter den Auftrag, gegen die österreichische Barbarei und Fremdherrschaft zu hetzen und die öffentliche Meinung für einen Krieg günstig zu stimmen. Daß dabei viel von Nationalität, Civilisation, Freiheit, ewigen Rechten der Völker und anderen derartigen Dingen die Rede war, versteht sich von selbst.

Seit dem Sommer 1858 hatte ein Ränkespiel begonnen, bei welchem es, wie das auch völlig in der Ordnung erscheint, kein Theil ehrlich mit dem andern meinte, das aber in seiner Art classisch erscheint und einen würdigen Stoff für die Darstellung eines Macchiavelli abgäbe. Wahren Nutzen und Vortheil haben freilich die, welche das Spiel in Scene setzten, nicht davon gehabt; die Verwirrung und der Antagonismus sind größer als je zuvor. Graf Cavour, der sich vermaß, den „Befreier“ in Schach halten und ihm ein Bein stellen zu können, ist nun längst todt und sieht das Unheil nicht mit eigenen Augen. Er war wenigstens ein Kopf, doch würde es auch ihm nicht möglich gewesen sein, die Napoleonischen Einflüsse fernzuhalten, welche sich aus dem thatsächlichen Protectorat von selbst ergeben.

Ein Italiener wenigstens hat das ganze Treiben seit 1858 richtig durchschauet und ist bis auf diesen Tag consequent geblieben. Dieser Mann ist Mazzini. Er wollte von Hülfeleistung der Ausländer nichts wissen und protestirte gegen das Hereinziehen der Franzosen in die italienischen Angelegenheiten. Wie man sonst auch über ihn, seine Pläne oder Phantasien urtheilen möge, so viel bleibt gewiß, daß sein Instinct und seine Auffassung in dieser Beziehung sich als richtig bewährt haben. Er sah klarer als die Garibaldi, Pallavicino, Farina und die übrigen Mitglieder des revolutionairen Ausschusses zu Turin, welche unter Cavour's und Victor Emanuel's besonderer Obhut aufreizende Schriften verfaßten und verbreiteten, durch welche die italienische Umwälzung vorbereitet wurde. Diese Männer der „Associazione“ wähnten der Franzosen sich schon wieder entledigen zu können, nachdem diese den Theil der Arbeit gethan, welchen man ihnen zudachte. Aber zunächst erfuhr der stets sanguinische Garibaldi herbe Enttäuschungen, und gegenwärtig war der Held von Aspromonte wieder einmal in der Lage, unter Ausfällen gegen den „verächtlichen Tyrannen“ ein halsbrechendes Abenteuer zu wagen. Die dreifarbige Fahne

der Franzosen flattert wieder in Civita Vecchia und in Rom, Freischärler und Truppen des Königs von Italien stehen im Kirchenstaate, und was weiter werden kann, entzieht sich aller Berechnung.

Wir schreiben diese Zeilen in den ersten Tagen des Novembers 1867. Rom soll Hauptstadt Italiens werden, so verlangt das italienische Volk. Die Partei der Action drängte, und als sie den König unentschlossen fand, ergriff sie wieder einmal die Initiative. Den lärmenden Demonstrationen des Volkes gegenüber versicherte Victor Emanuel den Abgesandten der unruhigen Menge: die italienischen Truppen sollten gegen Rom marschiren und mit Garibaldi gehen, sobald eine Einmischung Frankreichs stattfinde. Aber von den Tuilerien aus erfuhr er Drohungen und in der Pariser Presse nur Hohn; diese sagte offen heraus, man werde nicht säumen, die Italiener „für ihre Undankbarkeit zu züchtigen". Sie müßten energisch daran erinnert werden, daß man von französischer Seite die italienische „Einheit" nicht ohne Proteste, Verwahrungen und Bedingungen erlaubt habe.

Der König wankte und schwankte. Dem kühnen Worte, welches er den Abgesandten des demonstrirenden Volkes gesagt, folgte die von dem Savoyarden Menabrea gegengezeichnete Proclamation gegen die irregeleiteten „Banden", welche in den Kirchenstaat eingefallen seien. Damit war dem Fasse der Boden völlig eingeschlagen. Hat denn, so fragen die Italiener, Napoleon nicht für den Papst die aus französischen Soldaten bestehende Legion von Antibes bilden und von einem seiner Generäle inspiciren lassen? Schritt er gegen die Bildung legitimistischer „Banden" ein? Wohlan, italienische Banden haben in Italien doch eben sowohl ein Recht der Existenz, wie die Napoleonische Bande der Antibeslegion und die Turcos des heiligen Vaters.

Und dem Könige ruft man ins Gesicht, daß er Italien und die Monarchie compromittire; man hat ihn ausgezischt und ausgepfiffen, nachdem man für Garibaldi und die Republik tausendmal Lebehoch gerufen *). Victor Emanuel hat scheinbar stets große Anläufe genommen und allemal ist er zurückgewichen. Man sagt ihm offen, daß er, ein ohnehin verschwenderischer König, die beste That seines Lebens thue, wenn er abdanke; seine Mißregierung besiegle die Schmach Italiens; er sei ein Lakai der Franzosen und habe die Erlaubniß zum Einrücken in den Kirchenstaat bei seinem „Protector erbetteln" lassen. Es scheint, daß auch die aufrichtigen Monarchisten diesen König-Ehrenmann aufgegeben haben; gewiß ist, daß sie keine Achtung vor ihm hegen. Muß er doch gerade von dieser Seite her den Vorwurf hören, daß er in der gegenwärtigen Krisis weniger Muth zeige, als weiland König Ferdinand Bomba von Neapel, welcher den Angriffen der vereinigten Engländer und Franzosen Widerstand geleistet und wenigstens seine Ehre gerettet habe.

Von vielen Seiten wird König Victor Emanuel sogar für einen „Feind des Landes" ausgegeben. Die wilden Fluthen gehen hoch, aber mit allen Recriminationen und Verwünschungen wird an der Thatsache nichts geändert, daß französische Bayonnette wieder in Italien blinken, daß eine französische Kriegsflotte binnen vierundzwanzig Stunden einen beliebigen italienischen Hafen besetzen oder beschießen kann und daß die italienische Seemacht außer Stande ist, erfolgreichen Widerstand zu leisten. Auch hier tritt die Abhängigkeit zu Tage.

Italien hat die Fremden ins Land gerufen, um Fremde zu vertreiben. Es verspürt die Folgen, welche unausbleiblich waren. Jetzt möchte es des Befreiers sich um jeden Preis entledigen, und dieser weiß, daß er gehaßt und verflucht wird; er kennt aber seine Macht und wandelt auf seiner Bahn fort.

Das neue Italien ist in sich durchaus unfertig. Seine Finanzen sind in einer haarsträubenden Weise zerrüttet, die Abgaben sind, gegen 1858, vervierfacht, die Corruption der Beamten ist so arg wie in Nordamerika, der Wohlstand ist gesunken, Heer und Flotte sind auf einen Stand hinaufgeschraubt worden, welcher nicht lange behauptet werden kann, ohne das Land noch mehr zu ruiniren. Dazu kommt die gegenseitige Leidenschaft und Erbitterung der Parteien, der lose Zusammenhang unter den verschiedenen Provinzen, die bei dem scharf ausgeprägten Localgeist ihre Vergangenheit und ihre alten Gegensätze noch nicht vergessen haben; eine grimmige Geistlichkeit, welche unablässig wühlt, und ein Brigantenthum, dessen man nicht Herr zu werden weiß. Den König achtet man für nichts, weil auf ihn kein Verlaß ist, und die Franzosen stehen im Lande!

Wieder einmal sehen wir, daß Herrscher und Völker die Lehren der Geschichte sich nicht zu nutze machen. Die Franzosen wären nicht gekommen und auch von den Italienern nicht gerufen worden, wenn die einen wie die anderen die Fingerzeige der Vergangenheit beachtet hätten. Wie seltsam nimmt es sich aus, daß einst die Turiner Blätter des Grafen Cavour in Bezug auf Frankreich sagten, dasselbe sei „die Vorsehung Italiens!"

Wir wollen daran erinnern, daß die deutsche Macht in Italien seit dem Untergange des römischen Kaiserthums bis 1866 niemals eine Unterbrechung erfuhr. Dagegen sind die Versuche der Franzosen, im Süden der Alpen festen Fuß zu fassen, allesammt gescheitert, aber allemal erst, nachdem über die Apenninenhalbinsel arge Verwüstung gekommen war. Sie stürmten mit ihren Heeresmassen hinein, tränkten den Boden mit Blut, gewannen glänzende Schlachten, erlitten schwere Niederlagen und wurden zuletzt immer wieder hinausgetrieben. Das ist der Verlauf seit den Tagen der sicilianischen Vesper, seit Karl's des Achten Rückzug aus Neapel, seit der Schlacht von Pavia, seit der Herrschaft des Prinzen Eugen Beauharnais, des Kaisers Napoleon und des Königs Joachim Murat. Aber es waren nicht Italiener, welche aus eigener Kraft den Fremdling vertrieben!

Allemal wenn die Franzosen in Italien sich zu schaffen machten, luden sie Haß und Erbitterung des Volkes auf sich. Sie wurden von den Italienern förmlich verflucht. Die Sache erklärt sich, wenn man z. B. in Erwägung nimmt, wie die französische Politik in den Jahren 1795 bis 1814 zu Werke gegangen ist. Wir fanden darüber in den Briefen des Generals Bonaparte, welche auf Anordnung Napoleon's des Dritten gedruckt worden sind, interessante Mittheilungen. Einmal schreibt der Corse, seine französischen Soldaten (die „Befreier Italiens") seien um kein Haar besser als eine „Bande von Straßenräubern". Kein Wunder, denn er selber ruft ihnen in einer seiner Proclamationen zu: „Soldaten, ich führe euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt, reiche Provinzen und große Städte werden in eure Gewalt fallen." Das Plündern begann; die Befreier nahmen jene Zusage wörtlich, trieben aber ihr Handwerk so arg und wild, daß der General eine Anzahl derselben als unver-

* Am 31. October drang in Turin ein zahlreicher Haufen gegen das Stadthaus vor, nachdem die Musikbande der Nationalgarde zweimal die Garibaldihymne gespielt hatte. Man umringte sofort das kolossale marmorne Standbild Victor Emanuel's unter dem Atrium des Palastes. Ein im Gesicht geschwärzter junger Arbeiter stieg auf das Piedestal, zog ein Handbeil unter seinen Kleidern hervor und schlug auf die Hand und den Säbel los, so daß letzterer herabfiel. Die versammelte Menge brach in laute Verwünschungen aus ꝛc. („Augsburger Allgemeine Zeitung" vom 5. November, Correspondenz aus Turin.) Einige Tage später trug ein Mann einen Galgen in den Straßen umher, „an welchem die Figur einer höchstgestellten Person baumelte." Spada d'Italia!

besserliche Räuber füsiliren ließ. Er schämte sich seiner Soldaten und sagte ihnen: „Ihr habt eure Lorbeeren durch Feigheit und Verbrechen geschändet.“ Von den italienischen Bauern wurden die Franzosen nur als Heuschrecken bezeichnet. Bonaparte schleppte unzählige Kunstwerke fort; im Kirchenstaat allein erpreßte er an baarem Gelde 18 Millionen; an das Directorium schickte er 30 Millionen.

So verstand Bonaparte, nachdem er die Italiener aufgefordert hatte, „ihre Tyrannen zu verjagen,“ das Werk der Befreiung. Als die Bauern in Calabrien, welche von den Franzosen ausgeplündert waren, die Gewaltthätigkeiten und Erpressungen unerträglich fanden und sich zur Wehre setzten, schrieb Bonaparte an seinen Bruder Joseph:

„Ich verzeihe nichts. Laß mindestens sechshundert Rebellen über die Klinge springen, laß Häuser in Brand stecken, mindestens dreißig in jedem Dorf, und vertheile die Beute an die Soldaten. Erstürme und plündere einige Flecken, die sich am schlechtesten aufgeführt haben. Damit wird ein Exempel gegeben; der Soldat wird dadurch munter und bei guter Laune erhalten.“ (Cela rendra aux soldats la joie et l'envie de s'agiter!!)

Die alte Republik Venedig wurde von dem Befreier Bonaparte in kaltberechneter Treulosigkeit hingeopfert. Oesterreich hatte seine Niederlande, das heutige Belgien, an Frankreich abtreten müssen; als Entschädigung für diesen Verlust war ihm das Venetianische zugewiesen worden. Aus Bonaparte's Correspondenz geht hervor, daß er unterm 19. April 1797 nach Paris an das Directorium schrieb: er werde der venetianischen Republik ein Ende machen. Aber noch am 26. Mai desselben Jahres, also nachdem er schon vor fünf Wochen diesen Beschluß gefaßt hatte, sagte er der venetianischen Regierung: „Unter jeglichen Umständen werde ich Alles thun, um Ihnen zu beweisen, wie sehr es mir am Herzen liegt, Ihre Freiheit befestigt zu sehen, und wie sehr ich wünsche, daß dieses unglückliche Italien endlich reich, frei und von den Ausländern unabhängig dastehe.“

Die schamlose Perfidie, welche in diesem Verfahren liegt, tritt um so schärfer hervor, wenn man erwägt, daß er schon am 18. April in einem geheimen Artikel der Präliminarien von Leoben Venedig den Oesterreichern zugesprochen hatte; diese verpflichteten sich ihrerseits, das Gebiet jenseits des Oglio an Frankreich abzutreten. Am. 16. Mai schloß dieser Bonaparte zu Mailand mit den schon insgeheim hingeopferten Venetianern einen Freundschaftsvertrag! Diesem gemäß rückten französische Soldaten in Venedig ein, und Bonaparte ließ dasselbe durch einen Commissair regieren, bis er am 18. October bekannt machte, daß die Republik Venedig beseitigt sei. Die gegen ein solches Verfahren erhobenen Proteste fertigte der „Befreier“ kurzweg mit den Worten ab: „Das venetianische Volk ist für die Freiheit nicht geeignet und durchaus unfähig, dieselbe zu würdigen.“ Er fügte höhnisch hinzu, daß es diesem Volke ja unbenommen sei, die Freiheit zu vertheidigen, wenn es so hohen Werth auf dieselbe lege. So häufte er auf die schmachvolle Treulosigkeit noch den kränkenden Uebermuth.

Nach solchen Vorgängen wird der italienische Nationalfluch: Maledetti Francesi! begreiflich. Selbst demjenigen aus der Bonapartischen Sippe, welchen die wenigsten Vorwürfe treffen, ist derselbe entgegengeschleudert worden. Napoleon hatte den Italienern ihren „Wahn“ von Freiheit und Unabhängigkeit ausgetrieben, er confiscirte beide für sich. Die ephemeren Republiken: cispadanische und transpadanische, cisalpinische und parthenopeische, verschwanden wie Nebelgebilde; Italien war ein Anhängsel des französischen Kaiserreichs, und der südliche Theil wurde unter einen Satrapen gestellt, welcher den Titel eines Königs von Neapel führte.

Als Napoleon's Geschicke sich erfüllten, machte der Ingrimm der Bedrückten sich Luft. Im Frühling 1814 landete Lord Bentinck in Livorno mit sicilianischen und englischen Truppen; er rief in seiner Proclamation dem Volke zu: „Seid Italiener, nehmt eure Rechte wieder und werdet frei!“ Aber sie dachten nicht daran, Italiener zu sein. Oberst Catinelli, welcher im Auftrage Bentinck's das Land durchreiste, um über die Stimmung des Volkes und dessen Bedürfnisse Bericht zu erstatten, schrieb: „In Neapel wünscht man die Bourbonen zurück, in Rom und den Legationen den Papst, in Florenz den Großherzog Ferdinand, in Modena das Haus Este und in Verona den Kaiser Franz.“ Als im April 1814 in Mailand Unruhen ausbrachen, berichteten Gonfalonieri und Oberst Trecchi an den Lord, daß die ganze Lombardei der Franzosen satt und müde und durchaus österreichisch gesinnt sei.

Im sogenannten Königreich Italien mußte der Vicekönig Eugen Beauharnais genau nach Pariser Vorschriften schalten und walten, und namentlich Soldaten über Soldaten liefern. Die Italiener hatten gegen Frankreich eine Verschwörung gebildet, welche in den höheren und mittleren Ständen mehr als viertausend Mitglieder zählte. Nach den Niederlagen Napoleon's bei Leipzig und Hanau hielt General Zucchi mit dem, was von italienischen Truppen übrig geblieben war, seinen Einzug in Mailand. Die Verschworenen gewannen ihn, oder er förderte wenigstens ihre Pläne, als er ausstreute, Napoleon lege die eiserne Krone nieder, entbinde die Italiener vom Eide der Treue und fordere sie auf, ihre Unabhängigkeit zu erobern. Eugen Beauharnais ging dann mit dem Plan um, sich zum constitutionellen Könige von Italien ausrufen zu lassen, aber er kannte die Abneigung des Volkes gegen alles Französische und wagte nicht, die Deputirten des Landes einzuberufen. Die Verschworenen ihrerseits blieben unthätig, weil unter ihnen Zwist obwaltete. Viele erwarteten wieder einmal Rettung vom Auslande, damals von England, andere ließen sich mit Murat ein, der von Neapel her in den Kirchenstaat eingerückt war; auch die Oesterreicher rief man als Befreier an. Murat, ein allerdings nicht eben geistesbegabter Nachahmer napoleonischer Praktiken, versicherte öffentlich: „Italien soll unabhängig werden,“ nämlich von den Franzosen; er hatte aber gerade damals mit Oesterreich ein Bündniß abgeschlossen! Beauharnais war in Mailand, sprach kein Wort von Freiheit oder Unabhängigkeit, verlangte aber Treue für sich und seinen Kaiser.

Die Mailänder zeigten ihm, daß sie seiner müde seien; sie riefen ihm ins Gesicht: „Vaterland und Unabhängigkeit! Wir wollen keinen Eugen und keinen Napoleon; hinaus mit den Franzosen. Spanien und Deutschland haben das Tyrannenjoch abgeschüttelt, Italien muß ihnen folgen!“ Im Sitzungssaale des Senates durchstach ein Nobile unter wilden Flüchen Napoleon's Bildniß mit einem Regenschirm und zerfetzte es, bis die Lappen herabhingen. Gleichzeitig begann eine Verfolgung aller Französischgesinnten; das aufgeregte Volk erstürmte das Haus des Ministers Prina und mißhandelte ihn. Er wurde aus dem Fenster geworfen und auf der Straße mit Regenschirmen todtgeschlagen. Man schleppte die Leiche bis Abends zehn Uhr in der Stadt umher unter lauten Verwünschungen gegen den Ermordeten und die Franzosen, welchen er gedient hatte. Dreißig und etliche Jahre später wurde, wir haben es schon oben gesagt, Karl Albert vom mailändischen Volke mißhandelt und verflucht, und nur mit Noth rettete er sein Leben. Im Jahre 1859

riefen die Mailänder die Republik aus und französische Soldaten machten mit ihnen gemeinschaftliche Sache!

Bei allem, was hier gesagt worden ist, und im Hinblick darauf, daß Victor Emanuel seinen wohlverdienten Lohn dafür empfängt, daß er den Kaiser Napoleon als den Befreier und als die Vorsehung Italiens proclamirte, erinnern wir uns an die Worte des italienischen Geschichtschreibers Cesare Balbo. Er rief den Italienern mit warnender Stimme zu:

„Wir haben die Griechen gegen die Gothen gerufen, die Longobarden gegen die Griechen, die Franken gegen die Longobarden, die Deutschen gegen die Franzosen, das Haus Anjou gegen das Haus Schwaben, die Aragonier gegen das Haus Anjou, die Franzosen gegen die Aragonier, die Oesterreicher gegen die Franzosen, die Franzosen gegen die Oesterreicher und niemals haben wir etwas Anderes damit erreicht, als daß wir die Knechtschaft wechselten. Frankreich ist von uns immer gegen Deutschland und Deutschland gegen Frankreich herbeigerufen worden. Aber es ist einerlei, ob wir die Herrschaft des einen oder des andern zu tragen haben; nur dauerte jene der Deutschen allemal länger als jene der Franzosen."

Nach dem Falle des ersten Napoleon begann die Restauration und die Art und Weise der Ländervertheilung entsprach damals den Wünschen der Italiener; nur die Genuesen murrten, weil man sie an Piemont „geschmiedet" habe. Die europäischen Mächte wollten das solchergestalt vergrößerte Gebiet des Hauses Savoyen als eine Schutzmauer gegen die Uebergriffe Frankreichs hinstellen. Diese Berechnung hat sich als falsch erwiesen.

Die Zeit einer wahnwitzigen Reaction und der Geheimbünde kam. Die Regierungen, welchen zumeist der gesunde Menschenverstand abhanden gekommen war, hatten nicht das mindeste Verständniß für die Lehren und Warnungen, welche von der Geschichte mit Flammenzügen gezeichnet waren. Sie erstrebten eine unbedingte Rückkehr zum Alten, das doch historisch in so blutiger Weise gerichtet und abgethan war. Sie befolgten ein System, welches lediglich den Priestern genehm sein konnte. Die Gegenwirkung blieb nicht aus; eine Verschwörung folgte der andern und Italien wurde zu einem Vulkan, aus welchem unablässig Dolche hervorzuckten. Die Menschen fanden weder Befriedigung noch Beruhigung in solchen Zuständen; man verfiel, nach Art und Weise des romanischen Racencharakters, von einem Extrem ins andere. Bald tritt Niedergeschlagenheit und verzagtes Ergeben ein, dann folgen ausschweifende Hoffnungen und kühne Pläne. Man hielt kein Maß, weder im Glücke noch im Mißgeschicke; es fehlte die ruhige, nachhaltige Kraft, und wo die Energie folgerichtig auftrat, hatte sie das Gepräge eines abscheulichen Despotismus, wie in Neapel, oder einer zugleich blutigen und lächerlichen Tyrannei, wie in Modena. Auch die Zustände des vom Clerus regierten Kirchenstaates wurden zu einem Skandale für Götter und Menschen.

Italien blieb unglücklich. Im vorigen Jahrhunderte waren Verfall und Verknöcherung immer weiter gegangen und die Zustände zumeist ganz trostlos; nur Toscana machte eine Ausnahme. Der Adel verfiel immer mehr in Trägheit, der Mittelstand verlor an Kraft und Wohlstand, der Bauer blieb gedrückt, der Volksunterricht wurde in frevelhafter Weise vernachlässigt und der Clerus lag wie ein giftiger Mehlthau auf dem Lande. In dieses brauseten dann die Stürme der französischen Revolution hinein und wir haben weiter oben gezeigt, welches die Folgen waren.

In den Tagen der Reaction fing man in Italien an, die Fremden für alles Schlimme verantwortlich zu machen, aber die Regierung war doch in den Händen der Italiener selbst und man schaffte Mißbräuche auch dort, wo das Ausland durchaus unbetheiligt war, nicht ab. Wir sind weit entfernt, die von Oesterreich befolgte Politik zu billigen, aber schlechter als die französische erscheint sie in keinem Falle. Schon um 1820 war es klar, daß sie den Italienern zuwider war. Aber seit dem sechszehnten Jahrhundert ist die Lombardei niemals in so blühendem Zustande gewesen wie in den vierzig Jahren vor 1859; Venedig gelangte durch die Oesterreicher aus seinem tiefen Verfall wenigstens zu einiger Blüthe und es ist nur Schuld seiner eigenen trägen Nobili und des Mangels an Energie beim Volke, daß es nicht besser vorwärts kam. Die österreichische Regierung schützte den Bauer gegen den übermüthigen Adel, der ihm dafür grollte; sie schuf Ordnung und ließ keine Briganten aufkommen. Sie verschonte die italienischen Provinzen mit ihrem Papiergeld und ließ die Verwaltung durch Italiener führen. Wer Mazzini's Buch: „Italien, Oesterreich und der Papst" kennt, weiß, daß dieser Italianissimo 1845 in demselben sagte und nachwies, daß „Oesterreich die beste Regierung führt, welche Italien jemals gehabt hat." Er sagte damit nur die Wahrheit.

Aber die Politik Oesterreichs war schlecht; es hatte den unwürdigen italienischen Potentaten allen nacheinander die Krone gerettet und sie verdankten ihm ihre Erhaltung. Trotzdem intriguirten sie ihm gegenüber, kokettirten mit dem bourbonischen Frankreich und spielten moderne Guelfen gegen den Ghibellinen in Wien. Sie selber waren es, welche jede Einigung Italiens hinderten, denn Oesterreich trat nicht weniger als drei Mal mit Vorschlägen zu einer föderativen Gemeinschaft der einzelnen italienischen Staaten hervor (1819, 1825 und zuletzt noch einmal 1839) und brachte eine gemeinschaftliche oder doch annähernde Zollgesetzgebung in Vorschlag. Dafür ist es gerade von den italienischen Regierungen angefeindet worden, welche überhaupt keine Reformen wollten. Sie wiesen die Anträge ab, weil sie ein Streben nach Suprematie dahinter witterten, sie, die ihre Existenz ohne österreichische Bayonnette nicht eine Woche hätten fristen können, und bei jedem Ausbruche einer Revolution in Wien um Hülfe flehten!

Dafür, daß Oesterreich so schlechten Gesellen Hülfe und Rettung brachte, erhielt es seinen historischen Lohn, und eine Folge seiner Politik der Reaction war, daß es alle seine italienischen Besitzungen verlor. Es war dem von Mazzini proclamirten „Geiste der Zeit" gegenüber in einer schiefen Stellung, die nun aufgehört hat. Es sperrte italienische Staatsgefangene auf dem Spielberge bei Brünn ein und lud dadurch große Abneigung auf sich, besonders seit Silvio Pellico seine Gefangenschaft so rührend geschildert. Sein Verfahren erschien gehässig, aber es muß doch auch erwähnt werden, daß 1822 der neapolitanische Minister Canosa, welcher doch kein „Deutscher" war, mehr als 16,000 politische Gefangene in den Kerkern hatte! Als Oesterreich es war, das am neapolitanischen Hofe die Entfernung eines solchen Mannes als wünschenswerth anrieth, und als es das ganze extreme Benehmen des absolutistisch-pfäffischen Sanfedistenbundes für nachtheilig erklärte, schrien alle italienischen Höfe über „deutsche Anmaßungen". Warum hatte Oesterreich auch die nichtsnutzigen Bourbonen gegenüber der Revolution gerettet!

Die Zinninsel Billiton im indischen Archipelagus.

Vom Bergingenieur **D. Herrklotz.**

Nachdem ich zwei Jahre im Dienste der sogenannten Billiton-Maatschappij als Betriebsbeamter gestanden, ist mir Gelegenheit genugsam geworden, die große Bedeutung der Insel durch ihre reichen, unerschöpflichen Zinnlager, die schon jetzt in der Handelswelt Interesse erregen, kennen zu lernen, andererseits sind auch die Culturverhältnisse des Eilandes nicht uninteressant, und da ich leider aus den größeren geographischen Handbüchern ersehe, daß die wenigen Nachrichten über dieselbe noch ungenau sind, so halte ich es nicht für ungeeignet, einige Mittheilungen über Bankas Schwesterinsel zu machen, welche ich durch eigene Erfahrungen verbürgen kann.

Die Insel Billiton, von den Malayen Blitong genannt, liegt zwischen 2°30′31″ und 3°15′20″ südlicher Breite und 108°18′30″ östlicher Länge; sie wird im Norden durch die chinesische See, im Süden durch die Javasee bespült. Im Westen ist sie durch die Gasparstraße von Banka und im Osten durch die Karimatapassage von Borneo getrennt. Sie umfaßt 120 geographische Quadratmeilen und ist sehr regelmäßig, ja beinahe rechtwinklig geformt. Ihre langen Küsten laufen nördlich und südlich, während die kurzen sich nach Osten und Westen ausstrecken. Nur wenige Vorgebirge unterbrechen diese Regelmäßigkeit. Im Allgemeinen ist das Küstenland flach und das Binnenland wellenförmig erhoben. Inmitten der Insel erheben sich ganz freistehende Berge und Hügel, die über einen großen Theil der Insel verbreitet sind. Dieselben erreichen ihre beträchtlichste Höhe im Herzen der Insel bei dem Campong Gunung Tadjouw in den Spitzen des Gunung Tadjam laki und Gunung Tadjam bini, die etwa 2000 Fuß beträgt.

Die Hauptformation besteht, gleich jener der reichen Nachbarinsel Banka, aus Granit und diesem beigeordneten Gebirgsarten. Man trifft hier viele primaire Eisenerze an und die Inländer verarbeiten auch dasselbe für ihren Bedarf, niemals ist aber ein geregelter Eisensteinbergbau betrieben worden. Ebenso kommen Kupfererze vor, doch soweit jetzt bekannt, nur sehr vereinzelt. Die Insel ist am unfruchtbarsten unter allen des indischen Archipels, liefert auch nur sehr wenig starkes Holz, obwohl anderes Holz sonst im Ueberfluß vorhanden ist.

Die Küsten sind unwirthlich und höchst gefährlich für den Seefahrer. In der Zeit, als ich dort war, ist im Durchschnitt fast in jedem Monat ein größeres Schiff gestrandet, vorzüglich in der Gasparstraße. Sie sind rings von Korallenriffen, Sandbänken und Klippen umgeben, die sich weit und oft freistehend in die offene See erstrecken. So kann z. B. der Postdampfer, welcher am 10. jeden Monats hier anlegt, nicht in den Hafen von Tandjong Pandang kommen, sondern bleibt 6, ja bei niedrigem Wasserstande 10 Seemeilen von der Küste liegen. Die Küsten selbst bestehen aus Felsen, Korallen, Sand und Schlamm.

Was die Thierwelt der Insel betrifft, so ist dieselbe an Nutzthieren sehr arm, denn wir finden weder Pferde, Rindvieh, Büffel, Ziegen, Schafe, Gänse noch Enten. Es sind zwar in letzterer Zeit von der Billiton-Maatschappij Pferde und Büffel eingeführt worden, doch scheint es, daß sie hier bei dem magern Futter nicht gut gedeihen wollen. Die Büffel sind von Java eingeführt und sehr nützlich. Sie haben eine glatte, nackte Haut und sind von so unförmlicher Gestalt, daß sie, von hinten gesehen, eher einem Elephanten oder einem vorweltlichen Thiere gleichen. Ihre schwarzen Hörner sind meist nach unten zu gebogen, während die vorherrschende Hautfarbe dunkelgrau ist. Trotz ihres furchterweckenden Aussehens sind sie harmlos und lassen sich leicht leiten, was mittelst eines starken Taues geschieht, welches man ihnen durch die Nase gefädelt hat. Der Hühnerstand der Insel ist bedeutender, da das Fleisch dieses Geflügels die Nahrung der wohlhabendern Bevölkerung ausmacht. Die Hühner sind von aller Art wie in Deutschland, mit Ausnahme der wild im Walde lebenden. Die Hunde sind von ganz besonderer Race und sehr von den europäischen treuen Freunden der Menschen verschieden. Sie haben mehr die Eigenschaften und das Aussehen des Wolfs und sind furchtsam, menschenscheu und tückisch.

So arm Billiton an Nutzthieren ist, so gesegnet ist es an lästigen Geschöpfen. Obenan stehen die Affen, deren Gekreische manchmal ganz unausstehlich wird. Sie waren so frech, in mein Haus und meine Küche einzudringen, um zu stehlen; Papageien, grüne, rothe und graue, und wilde Tauben sind vorherrschend unter den Vögeln; Faulthiere, Stachelschweine, Zibethkatzen, Leguans, Geckos, Vampyre, Stinkthiere und Landschildkröten giebt es auch. Die Zibethkatze richtet in den Hühnerställen allnächtlichen Schaden an. Eigenthümlich sind eine Art kleiner Rehe (Moschus pygmaeus), von den Malayen Kitang Ketjill genannt, deren Fleisch den Geschmack des feinsten Wildprets hat. Ich habe oft den Versuch gemacht, dieselben zu zähmen, doch starben sie allemal bald in der Gefangenschaft. Diese Thierchen mit ihren klugen Augen sind nicht höher als 10 Zoll und ungemein zart und in schönstem Ebenmaß gebaut. Es ist ein gefälliger Anblick, wenn man sieht, wie die Alte wiederkauet und das Junge, kaum von der Größe eines Eichhörnchens, stehend säugt.

Lästig sind die vielen Schlangen, deren es hier aller Art giebt, nicht minder die vielen Scorpione. Sie halten sich meist in den baumrindenen Wänden der Häuser auf und sind klein, aber äußerst gefährlich. Weniger schlimm ist der große Buschscorpion, den man eher für einen Krebs hält und der 3 bis 4 Zoll lang ist. Alle Flüsse von nur einiger Bedeutung wimmeln förmlich von Krokodilen, dem malayischen Cuwaya, und ich habe deren von 22 Fuß Länge gesehen.

Die die billitonische Küste umspülenden Gewässer sind reich an Fischen, die eine äußerst schmackhafte Nahrung bilden. Es leben in ihnen das Seekalb, große Schildkröten, Tintenfische, Austern, Krabben ꝛc. und Fisch ist die ausschließliche Nahrung der armen Küstenbewohner.

Billiton gehörte früher zur Residentschaft Banka und erst seit der im Jahre 1852 erfolgten Constituirung der unter dem Namen Billiton-Maatschappij bestehenden Bergbaugesellschaft ist ein Vertreter der holländischen Regierung, jetzt ein Deutscher, Herr v. Gaffron, unter dem Titel eines Assistent-Residenten, dort stationirt.

Die Insel wird mittelbar durch den zu Tandjong Pandang wohnenden Depati (Fürst) Tjakra di Nigrat regiert. Er befiehlt persönlich über einen Theil der Insel, während entferntere Districte unter einer Anzahl Ingabeis (Vögte) stehen. Die Depatis und Ingabeis kommen durch Erbfolge zur Regierung, doch sind sie in neuerer Zeit gänzlich Vasallen der holländischen Regierung geworden, wie sie auch bei

ihrem Regierungsantritt formell von dem niederländischen Gouvernement bestätigt werden müssen. Letzteres regiert factisch; es erläßt aber seine Verordnungen nur durch die eingeborene Regierung und bezahlt diese. Die geringste Opposition der letztern gegen das holländische Gouvernement würde den Sturz derselben zur Folge haben. Aehnlich wie hier ist es auf Java und sämmtlichen Besitzungen.

Von der frühern Geschichte Billitons ist nicht viel zu sagen, als daß es bis zum Jahre 1822 eine Hauptstation der noch heute im indischen Archipel so furchtbaren Seeräuber war. Kein Europäer hatte vorher freiwillig die Insel betreten, und nur die immer mehr zunehmenden, meist von hier ausgehenden Seeräubereien veranlaßten im genannten Jahre endlich die holländische Regierung, den Capitain Moltke zum Civil- und Militaircommandanten der Insel zu ernennen. Moltke landete 1822 mit einigen hundert Mann Truppen im jetzigen Tandjoung Pandang, warf Schanzen auf und erbaute ein kleines Fort auf dem Gunung Tjerotjop. Seit diesem Jahre also ist Billiton im eigentlichen Besitze der Holländer, und wenn seit dieser Zeit die seeräuberischen Unternehmungen auch nicht mehr von hier ausgehen und die größere Zahl der dieses einträgliche Gewerbe betreibenden Küstenbewohner nach anderen Inseln ausgezogen ist, so sind doch seit jener Zeit die jetzt friedlichen Einwohner, welche die Küstenstrecken und Flußufer bewohnen, oft und bis in die jüngste Zeit den Angriffen der vorzüglich von den Sulu-Inseln kommenden Barbaren ausgesetzt worden. Vielleicht ist es mir in Zukunft gestattet, einige authentische Thatsachen der neuern und neuesten Zeit des Seeraubes zu erzählen, und ich will nur dieser kurzen geographischen Skizze über die Insel Billiton noch einige Worte über deren Bevölkerungsverhältnisse beifügen. Dieselbe besteht:

1) aus den ursprünglich malayischen Bewohnern der Insel (Orang darat). Ihre Zahl ist nicht mit Sicherheit anzugeben, doch finde ich sie im Regierungsalmanach für Niederländisch-Indien vom vorigen Jahre mit 12,363 bezeichnet;

2) aus den Bewohnern der Prauen (Prahus), einer Art kleiner Seefahrzeuge, von den Eingeborenen auch Orang laut (Meeresbewohner), auch Orang sekahs genannt. Sie bewohnen etwa 100 kleine Prauen, die an den Küsten liegen und ihre Zahl wird 600 kaum übersteigen;

3) etwa 3000 Chinesen, die mit sehr wenigen Ausnahmen die beim Zinnbergbau beschäftigten Arbeiter ausmachen, und

4) ungefähr 1000 Fremden, die mit Ausnahme von 17 Europäern, welche in den verschiedenen Zinndistricten stationirt sind oder der niederländischen Regierung angehören, aus Singalesen, Borneonen, Javanern, Sumatranen und anderen malayischen Stämmen angehören; außerdem aus einigen arabischen Priestern, und im Fort Tjerotjop liegen etwa 40 javanische Soldaten unter Commando eines europäischen Premierlieutenants.

Die Bergbaugesellschaft besteht seit dem Jahre 1852 unter Protection des Prinzen Hendrick von Holland, und ich behalte mir vor, in einer der nächsten Nummern dieses über den Erdball verbreiteten Blattes über die Bedeutung derselben zu sprechen *).

*) Ich kenne eine recht gute, obwohl nur kurze Beschreibung von Billiton; sie steht in der „Handleiding by de beoefening der Landen Volkenkunde van Nederlandsch Oost-Indie ꝛc., door Dr. J. J. de Hollander. Breda 1861. I. S. 685 bis 692." Dr. Hollander giebt 12,864 Bewohner an, wovon nur sieben Europäer, 763 Chinesen, 946 fremde „Oosterlingen" und 11,148 „Inboorlingen". Die letzteren theilt er in folgender Weise ein: Orang dagang, Kaufleute; diese „fremden Oosterlingen" kamen zumeist von der Westküste von Borneo, von Palembang auf Sumatra, Banka, Linga und Celebes. Sie wohnen fast alle in dem Haupthandelsplatze Tandjong Pandang. — Die Orang laut, „Seemenschen" (laut heißt im Malayischen die See), bezeichnet er als Orang sekah. Sie wohnen, wie auch Hr. Herrklotz aus eigener Anschauung meldet, in (bewaffneten) Prahus (praauwen, wie die Niederländer schreiben), beschäftigen sich zumeist mit dem Fang von Fischen, Tripang und Agar-agar. (— Dieses Seekraut, Gigartina tenax, wird zu einem Gelée oder festen Leime zusammengekocht, ist bis nach Neuguinea und zu den nordaustralischen Küsten hin verbreitet und bildet einen wichtigen Handelsartikel nach China. Als Gelée mit Zucker ist es dort eine beliebte Leckerspeise, als Leim benutzt man es in der Papier- und Seidenfabrikation. —) Die Orang sekah treiben aber auch noch manchmal Seeraub. Sie sind kleine, kräftig gebaute Leute; ihre Hautfarbe ist dunkler als jene der eigentlichen Malayen; manche haben krauses Haar, das bei keinem unvermischten Malayen vorkommt. Ihre Sprache enthält manche malayische Wörter, ist jedoch im Uebrigen ein Kauderwälsch (een bargoensch), welches nur sie allein reden. Sie verstehen sich vortrefflich auf den Schiffsbau; manche von ihnen haben sich, auf Antrieb der Niederländer, zur Ansässigmachung auf dem Lande bequemt. — Als die „eigentlichen Bewohner" bezeichnet Hr. Dr. Hollander die Orang darat; sie wohnen zumeist in kleinen Dörfern oder vereinzelten Weilern inmitten ihrer Ladongs, Reisfelder; die Hütten ruhen auf Pfählen, Dach und Wände bestehen aus Baumrinde. Die Orang darat sind Malayen und sprechen Malayisch; sie gelten für „gutartig, gastfrei und ehrlich"; manche sind beim Eisenschmelzen beschäftigt. Hr. Dr. Hollander sagt am Schlusse seiner Darstellung: „Im Allgemeinen ist unsere Kunde von Blitong und seiner Bevölkerung noch sehr oberflächlich;" um so dankenswerther ist der obige Beitrag des Herrn Herrklotz, der aus eigener Anschauung diese Insel kennt. — Ich will hier Gelegenheit nehmen, auf den sehr hübschen „Atlas van Nederland en zyne overzeeische bezittingen, Amsterdam, Seyffardt's Buchhandlung" hinzuweisen. Die zweite Auflage erschien 1865. Die Karten 7 bis 11 stellen den hinterindischen Archipelagus dar. A.

Die Nama-Hottentoten.

Ein Beitrag zur süd-afrikanischen Ethnographie von **Theophilus Hahn.**

III.

Die Sklaven. — Verschiedene Stämme. — Gastfreiheit. — Allerlei Sitten und Gebräuche. — Phthirophagie. — Stellung der Frauen. — Hüttenbau. — Kraale. — Der Karoß.

Wenn man im Allgemeinen nicht über die Behandlung der Sklaven im Vergleich zu anderen Völkern klagen kann, so fehlt es doch nicht an grausamen Zügen, die das Loos eines Sklaven nicht beneidenswerth machen. Besonders die Frauen kehren eine launenhafte Behandlung, verbunden mit raffinirter Quälerei, heraus. Denn wenn sie einen Sklaven prügeln, so kann man deutlich auf ihrem Gesicht eine infernalische Freude lesen, die sich an den Qualen ihrer Opfer

weidet. Ueber Mißhandlung oder sogar Ermordung seines Sklaven ist der Herr keinem Richter verantwortlich. So setzten einige Nama einst ihren entlaufenen Sklaven nach. Da jene überhaupt aber eine ungeheure Scharfsichtigkeit und Geschicklichkeit in der Auffindung der Spuren besitzen, dazu beritten waren, so holten sie die Flüchtlinge bald ein, banden drei derselben als Zielscheiben an Bäume aufrecht an und schossen dann erst die Hände an den Gelenken ab, nachher die Füße an den Knöcheln, und so allmälig alle übrigen Glieder, bis der übergroße Schmerz oder eine Kugel durch Kopf oder Brust dem Leben der Unglücklichen ein Ende machte. Hierbei wurden die anderen gezwungen, Zeugen der Qualen ihrer Gefährten zu sein. Und dieser Handlung rühmten sich die Leute offen und frei, ohne dabei zu gewärtigen, von irgend Jemand zur Rechenschaft gezogen zu werden. Sonst pflegt der Herr seine Sklaven für Vergehen mit dem Schambock zu züchtigen, einer Gerte aus Rhinoceroshaut, welche in ihrer Wirkung noch grauenhafter als die russische Knute ist. Die geringfügigsten Umstände können einem Sklaven die Schambockstrafe zuziehen. In solchem Falle ziehen zwei Männer ihn an Händen und Füßen zu Boden, indem der eine in sitzender Stellung beide Füße gegen das Gesäß des Sträflings stemmt und die Beine desselben straff an sich zieht; der andere stemmt seine Füße gegen die Schultern und zieht die Arme des Sklaven an sich. So auf dem Boden nackt ausgespannt, pfeifen und hageln die Schambockhiebe aus dem hochgeschwungenen Arm eines unbarmherzigen Herrn, welcher nicht eher abläßt, bis er selbst vor Anstrengung nicht mehr schlagen kann, oder der bewußtlose Zustand des Sklaven und sein zerfleischter Rücken jenen, wenn er überhaupt noch menschliche Regung besitzt, die Henkerarbeit einstellen läßt. In solchen Fällen kehren besonders die Frauen eine nichtswürdig boshafte Seite heraus, indem sie statt des Schambocks mit einem Zweige der berüchtigten Acacia detinens, von den Holländern „Warteinbischen“ genannt, den Rücken ihres Sklaven zerhacken und schließlich irgend welche ätzende Substanz, Salz oder Salpeter, in die Wunden streuen. Von solchen Scenen ist Schreiber dieses oftmals Zeuge gewesen, und es ließen dieselben solche Eindrücke zurück, daß er später im Traume ähnliche Scenen wiedererlebte und vom Schlafe aufgeschreckt wurde.

Ein gemeinsames Oberhaupt haben die Nama nicht, obschon obengenannter Dasib die Oberhäuptlingschaft beanspruchte, sondern sie zerfallen in zehn und einige Clans, die noch dazu ihrem größern Bestandtheil nach eingewanderte Caphottentoten, d. h. Orlams, sind. Der übrige Theil steht als Vollblutnama unter Zeib und Dasib, dessen Volk sich das „königliche Volk“ nennt. Und wirklich zeigen diese Leute sich als Menschen von Charakter und Energie; sie sind tapfer und kriegerisch und haben einen nicht unbedeutenden Grad von Nationalstolz, der sich in zähem Festhalten der überlieferten väterlichen Sitten und Sprache kundgiebt. Andere Stämme sind noch die Gunungu, Aunin, !Naringu, welche aber wegen weniger glücklicherer Boden- und Klimaverhältnisse materiell und geistig ungünstiger gestellt sind, als die oben genannten Stämme. Jeder Stamm hat seinen eigenen Häuptling, dessen Würde in männlicher Linie erblich ist. Außerdem, daß er der reichste Mann ist, hat er vor seinen Unterthanen keine besondere Auszeichnung voraus, höchstens ist seine Hütte etwas größer, und bei gemeinschaftlichen Mahlzeiten erhält er das beste Stück Fleisch, z. B. das Kreuzstück. Er bestimmt, wohin der Stamm ziehen soll, schlichtet die Streitigkeiten, bestraft Vergehen, beruft Volksversammlungen u. s. w., wobei er von einem Rathe der Angesehensten des Stammes unterstützt wird. Sonst ist es mit der Häuptlingswürde nicht weit her, wenn er nicht durch besonders energisches Auftreten, durch kühne Jagden und dergleichen mehr sich in Ansehen zu setzen weiß. Denn wenn die Zügel der Regierung von ihm nicht streng gehandhabt werden, so thut Jeder beinahe, was er will. Doch herrschen bei ihnen wirklich gute Einrichtungen, wie z. B. folgendes Gesetz beim Stamme Dasib: Steigt der Reisende auf dem Platze ab, so sind bestimmte Beamte dazu da, seine Pferde oder Ochsen in Empfang zu nehmen, zu leiten, abzusatteln, zu tränken und zu weiden, des Abends vor wilden Thieren in Sicherheit zu bringen und dergleichen. Der Fremde wird mit Milch, Fleisch, Wasser und Holz versorgt und hat einen Schutzmann, der ihn bedient und vor den Belästigungen der Kinder und Erwachsenen schützt. Zu seinem Aufenthalt ist ein besonderes geräumiges und reinliches Mattenhaus errichtet, und ist der Fremde allein, so muß der Schutzmann bei ihm schlafen und ihm das Feuer brennend erhalten. Für einen Europäer wird noch eine besonders reinliche, vor Ungeziefer gesicherte Schlafstätte errichtet, da sie seinen Ekel vor ihrem Ungeziefer kennen. Will der Reisende wieder aufbrechen, so macht er es den betreffenden Beamten bekannt, diese wiederum dem Häuptling, und zur bestimmten Zeit, und wenn es auch in der Nacht ist, sind die Zug- oder Reitthiere zur Stelle gebracht. Bezahlung zu fordern fällt Keinem ein, auch ist es in Belieben des Fremden gestellt, ob er seinen Gastfreunden ein Geschenk machen will. Selbst wenn er dies unterläßt, wird er doch das nächste Mal dieselbe gastfreundliche Aufnahme finden. Einige Häuptlinge haben auch schon zur Erleichterung des Handels und Verkehrs Anfänge zu Landstraßen gemacht; z. B. führt ein zum Theil schon fertiger Weg von der Missionsstation Bethanien nach Berseba; und der intelligente Orlamhäuptling Jonker Afrikaner hat durch das nördliche Hochland eine Landstraße bis zur Walfischbai angelegt.

So gastfrei nun auch die Nama sind und dem Fremden alle möglichen Aufmerksamkeiten erweisen, so können sie dort eine weniger liebenswürdige Seite herauskehren, sobald er ihr Gebiet verlassen hat. Denn je nachdem man sich bei der Weiterreise ihres Schutzes und ihrer Empfehlung beim zunächst wohnenden Stamme versichert hat, wird man sicher reisen. Man kann nämlich, besonders wenn man Mißtrauen gegen sie gezeigt hat, wohl gewärtigen, außerhalb ihres Gebietes ausgeplündert zu werden, welches sie nicht einmal Diebstahl, sondern einfach „abnehmen“ nennen. Oder, wenn man sich wegwerfend über sie äußern sollte, so verstehen sie ausgezeichnet Revanche zu nehmen. Einst kam ein Tauschhändler in das Land, und hatte zum Wegweiser einen geriebenen und verschmitzten Menschen, den Bruder eines Häuptlings, dessen Kraal das Ziel seiner Handelsreise sein sollte. Gibb, so hieß nämlich dieser Herr, war ein Engländer comme il faut, und sprach ziemlich verächtlich von Allem, was nicht Engländer war; besonders aber moquirte er sich über die Nama und ihre Dummheit. Sein Führer belacht seine Witze, ohne sich irgend etwas anmerken zu lassen, bis sie endlich in die Nähe des Kraales seines Bruders gelangen. Dann sagt er zum Engländer, in dessen Vertrauen er sich einzuschleichen gewußt hatte, mit dem dummsten Gesichte der Welt: „Wir dürfen jetzt nicht weiter fahren; wir müssen erst einen Boten an meinen Bruder senden und um Erlaubniß bitten, in seinem Kraale Handel treiben zu dürfen; denn im Unterlassungsfalle hast du und habe ich das Schlimmste zu erwarten, da mein Bruder keinen Spaß versteht.“. So wird dann ein Bote zu dem Namafürsten hingesandt, dem der Führer im Geheimen noch einen besondern Auftrag gegeben hat, worin er ihn von der Namaverachtung des Engländers in Kenntniß setzte und bat, demselben einen kleinen Streich zu spielen.

Die Nacht verging und der Führer wußte den Engländer

durch allerlei grauenerregende Erzählungen von der Gewaltthätigkeit seines Bruders in nicht geringe Furcht zu versetzen. Am folgenden Tage kommen endlich nach langem Warten zwölf Mann hoch zu Ochs im scharfen Trabe herangeritten. Es sind die Gesandten des Fürsten mit der Botschaft: Der Tauschhändler solle nur kommen, allein den Wagen zurücklassen; denn der Fürst wolle sich erst mit ihm über die Handelsbedingungen einigen. Wohl oder übel mußte der Engländer den Boten zu Fuße folgen, und als sie vor den Kraal kommen, hatte der Häuptling zum Empfange die ganze Kraalbewohnerschaft, Groß und Klein und jeglichen Alters, ungefähr 600 Personen, aufgestellt und ihnen befohlen, sich Hände und Gesicht mit Kuhmist zu beschmieren und den Ankömmling zu umarmen und zu küssen. Dies geschah. Er mußte sich die stundenlange Umarmung unter dem Hohngelächter des ganzen Kraales, zumal aber seines Wegweisers und Dolmetschers, gefallen lassen. Nach dieser Procedur durfte der Tauschhändler seinen Wagen kommen lassen, fand im Uebrigen sehr freundschaftliche Aufnahme und trieb seinen Handel. Das nennt man im wahren Sinne des Wortes angeschmiert, und diese Handlungsweise ist bei ihnen nicht selten und der Prüfstein für den Charakter des Fremdlings (Missionairs), der sich unter ihnen niederläßt. So wurde eine Missionairsfrau in Gegenwart ihres Mannes von sämmtlichen Männern eines Kraales, die sich auch mit frischem Kuhmist beschmiert hatten, umhalst und abgeküßt. Trotzdem es in der Brust des Missionairs kochte, zeigte er äußerlich eine kaltblütige Gelassenheit. Die Folge dieses ruhigen Verhaltens war, daß er später — wie er denn überhaupt es verstand, den Namacharakter richtig aufzufassen — mit wirklichem Segen unter diesem Volke gearbeitet hat. Sein Name ist Vollmer. Vor wenigen Monaten ist in ihm ein tüchtiger Missionair in Folge der übermäßigen Anstrengung ins Grab gestiegen. Man hat alle Ursache, diesen Verlust zu bedauern. Friede seiner Asche! Ein anderer Missionair dagegen, ein Engländer, der sich eine ähnliche Procedur nicht gefallen ließ und gegen die liebenswürdigen Umarmungen handgreiflich wurde, mußte sofort das Land verlassen. Es ist also nicht leicht, Missionair zu sein, denn man muß unter Umständen auch Kuhmistumarmungen vertragen können.

Uebrigens darf man sich nicht zu sehr darüber wundern, daß die Leute so rasch mit Kuhmist bei der Hand sind. Ist er doch, wo sie nicht in der Nähe reichliches Wasser haben, ihre tägliche Seife. Man nimmt nämlich etwas frischen Kuhmist und reibt ihn, wie Seife, so lange in den Händen umher, bis er ganz trocken abfällt, und die Hände dann auch wirklich ganz rein sind. Höchstens nimmt man dann noch etwas Wasser und wäscht die Hände nach, um den Mistgeruch zu vertreiben. Allein wem diese Sitte der Nama ekelerregend sein sollte, dem können wir mit einer andern Erzählung dienen. Ganz merkwürdig ist nämlich das Verhältniß der Damen zu ihren Läusen. Sie essen diese vor Liebe auf; wenn nämlich ein Frauenzimmer ihren Karóß nach allen Dimensionen nach Läusen durchsucht, pflegt sie die fettesten und größten dieser Thierchen mit den Zähnen zu zerknacken, dann aber wieder auszuspeien. Findet sich dagegen eine Laus, die noch nicht die gehörige Größe erlangt hat, so nimmt sie dieselbe zwischen die Fingerspitzen, küßt das Thierchen unter verschiedenen Schmeicheleien und setzt es dann wieder in den Karóßpelz mit den Worten: „Mäste dich noch eine Weile, mein liebes Thierchen, daß du fett und dick wirst und deine Mutter Freude an dir hat.“ — Hierbei ist zu untersuchen, ob sie sich als Lausmutter verstanden wissen will, oder ob sie die wirkliche Mutter der Laus damit meint. Die Gegend der Hüften, welche von einer Art Schnüren umgürtet wird (s. die Beschreibung davon weiter unten), ist ein wahres Läusemagazin. Ich bin mehr als einmal Augenzeuge gewesen, wie ein Frauenzimmer diese Schnüre abnahm und auf einen flachen Stein oder ein eigens dazu gehaltenes Läusebrettchen leise ausklopfte und dann mit einem runden glatten Steine die Sechsfüßler, die, wie gesäet, neben einander wimmelten, darauf zermalmte. Es sind halt merkwürdige Menschen; vor einem schönen Hasenbraten oder unserm Hühnerfleisch zeigen sie den größten Ekel, während sie Läuse, 2 bis 3 Fuß lange Eidechsen, Ameiseneier mit Milch zu einem Brei gekocht, mit Wollust verspeisen. Aber so sind die Menschen, und ländlich, sittlich.

Bei unabsichtlichem Morde lassen die durch den Verlust eines Angehörigen Betroffenen sich durch eine Buße an Vieh versöhnen, indem der Mörder noch ein Versöhnungsmahl veranstaltet, wozu er eine Kuh schlachtet und seine und des Gemordeten Verwandte und Freunde einladet. Er selbst wird zur Sühne mit dem Blute der Kuh bestrichen, die Gäste aber verspeisen das Fleisch, von dem er nicht essen darf. Bei beabsichtigtem Morde dagegen wird unnachsichtlich Blutrache geübt. Der nächste Verwandte ist verpflichtet, den Mörder aufzusuchen und zu erschlagen. Sollte der Bluträcher im Kampfe unterliegen, so ist der nächstfolgende Anverwandte zur Rache verpflichtet, und ein solcher Mörder ist auf jeden Fall dem Tode preisgegeben. Sollte der Ermordete gar keine Verwandte haben, so ist sein Freund der Bluträcher. Bei einem nördlichen Stamme, in der Gegend von Rehoboth, hatte ein Buschmann, der sein umherschweifendes Leben aufgegeben hatte und unter jenem Stamme ansässig geworden war — solche Fälle kommen wohl unter Umständen vor — zwei Schwestern eines Nama geheirathet. In einer Aufwallung von Zorn erschlug er nach einiger Zeit seine Weiber und flüchtete in das Gebiet eines südlich wohnenden Stammes, wo er sich, bis an die Zähne mit giftigen Pfeilen bewaffnet, vagabundirend und Erpressungen übend umhertrieb. Kurze Zeit darauf kam von Rehoboth Ordre, diesen Menschen zu verhaften und einzuliefern. Der Buschmann dagegen wurde von Tage zu Tage kecker und unverschämter, und drohte jeden, der ihn anzutasten wagte, sofort niederzuschießen. Endlich gelang es, ihn durch eine List zu fangen. Man band ihn darauf vorläufig an ein Wagenrad, um ihn am folgenden Tage zu deportiren. Doch am selbigen Abend kommt der Bluträcher selbst zu dem Platze, und kaum hört er von der Gefangennahme des Mörders, so nimmt er ein schweres Holzscheit, geht zu dem Buschmann mit der Frage, warum er seine Schwestern ermordet hätte? Die trotzige Antwort: „Es ginge ihn nichts an und es seien noch andere Weiber da, die er heirathen könne,“ büßte der Buschmann mit einem die Hirnschale zerschmetternden Schlage. Dann band ihn der Bluträcher los und warf ihn außerhalb des Kraales, Schakalen und Hyänen zum Fraße; am folgenden Morgen bezeichneten nur noch einige zermalmte Knochen die Ueberreste des Buschmanns.

Außer dem Bau der Mattenhütte, dem Zubereiten der Matten, Nähen der Karósse, Reinigen der Milchgefäße, Arbeiten, die doch meistens auf die Sklavinnen fallen, endlich Toilettemachen à la Hottentote, d. h. sich mit einem schönen !Khubib kleiden, mit Diosmasalbe einreiben, Läuse fangen, dann für einen corpulenten Körper sorgen, d. h. essen, schlafen und faullenzen, auch mitunter Taback rauchen und in Ermangelung dessen wilden Hanf oder Dacha, hat das Weib nichts weiter zu thun. Von ihr heißt es mit Recht: Sie säet nicht, sie erntet nicht, und ihr himmlischer Vater nährt sie doch. Höchstens ernten sie, wo sie nicht gesäet haben. Beim Bau der Mattenhütte leisten die Männer Handlangerdienste. Um eine solche Hütte zu errichten, sind zunächst zweierlei Dinge nöthig: gebogene Stangen von der Dicke und

doppelter Länge der Bohnenstangen. Diese langen Stäbe härtet und biegt man im Feuer, so lange sie noch feucht sind, dann Matten, welche man mit einem 2 bis $2^1/_2$ Fuß langen einer Degenklinge ähnlichen Pfriemen aus den Schienbeinen der Giraffe anfertigt. Der Faden wird aus dem Baste des Dorubaums, einer Mimose, derart gedreht, daß man den sehr zarten, weißen, zwischen dem äußern Bast und dem Holze liegenden weichern Bast dazu verwendet. Vor der Verarbeitung kaut man denselben der größern Geschmeidigkeit halber, worauf man zwei gleiche Streifen auf dem prallen Schenkel zum Faden dreht, ähnlich, wie die Fuhrleute den Peitschenschlag (unndartlich: Schmicke, Schmitz, Knappe) aus Hanf auf ihren Schenkeln zu drehen pflegen. Trotz dieser einfachen Zubereitung wird der Faden überall gleichmäßig. Während die Frau den Faden dreht, ist der Mund fortwährend mit Vorkauen von neuem Material beschäftigt, so daß das Geschäft manchen ausgezeichnet von der Hand geht und sie in wenigen Stunden wohl hundert und mehr Ellen davon verfertigen. Die Binse, aus denen die Matte bereitet wird, wächst an feuchten Orten in Flußniederungen und wird zum Ausziehen der Lohe und der größern Dauerhaftigkeit wegen vor der Verarbeitung ins Wasser gelegt. Der Aufbau der Hütte ist in einem halben Tage vollendet. Ein Kreis von 20 bis 25 Fuß Durchmesser wird abgesteckt und die Erde innerhalb desselben ungefähr 4 bis 6 Zoll so nach der Mitte hin herausgenommen, daß die Bodenfläche concav erscheint. Hierauf werden auf dem Rande des Kreises Löcher in einer Entfernung von 2 Fuß gegraben, in welche obige Stäbe hineingesteckt und die jedesmal sich gegenüberstehenden oben in der Mitte zusammengebunden werden. Dann werden über dieses Holzgerüste oder vielmehr Holzgerippe die Matten ausgespannt. Die zunächst am Boden befindlichen werden so befestigt, daß man sie bei Tage zur Erhellung oder Lüftung der Wohnung auf die Seite schieben kann. In Betreff der Form gewähren die Bienenkörbe genau den Anblick einer solchen Hütte en miniature.

Der Eingang, vor welchen in der Nacht eine Matte niedergelassen wird, ist 3 bis 4 Fuß hoch. In der Mitte der Hütte ist der Herd auf flacher Erde zwischen drei Steinen, die das Gestell für den fußlosen Topf oder Kessel bilden. Dem Eingange gegenüber im Hintergrunde ist ein Gerüst von mehreren ästigen Stangen, die den Dienst von Mantelhaken versehen, und woran Flinten, Vorrathsäcke, Karósse, Felldecken ꝛc. angehängt werden. Der übrige Raum, mit Fellen ausgelegt, dient des Nachts zum Lager, wo Alles bunt und wirr durch einander liegt; der Karóß, bei Tage als Mantel gebraucht, dient dann zur Decke, und die Fleißigeren und Wohlhabenderen haben auch wohl als Kopfunterlage ein mit Haaren gestopftes ledernes Kissen. Zur Sicherung der Hütte gegen einen Sturmwind sind Riemen über dieselbe gezogen, die von centnerschweren Steinen gehalten werden; und zur Abhaltung des umherlagernden Viehes, das wohl die Matten zerkauen würde, ist ein Palissadengang oder eine sogenannte todte Hecke aus Dornenzweigen darumgezogen. Ein besonderer Rauchfang ist nicht vorhanden. Der Rauch muß durch die Mattenritzen oder die Thür sich einen Weg suchen. Mehrere solcher Hütten bilden einen Kraal, welches Wort holländischen Ursprungs ist. Der Nama nennt einen solchen Hüttencyklus !Ās, d. h. Lagerplatz. Bei Verlegung eines Kraales werden sämmtliche Hütten abgebrochen, die krummen Stäbe in zwei Bünden rechts und links aufwärtsstehend auf einen Ochsen gepackt. Eben so wird das übrige Hausgeräth sammt den Kindern auf Ochsen geladen, während die anderen entweder zu Fuß das Vieh treiben oder, wie die Frauen, auf Ochsen nebenher reiten. Höchst komisch ist der Anblick, wenn ein solches Thier sich in Galop setzt und dabei den Schwanz, wie eine Fahne, in die Höhe streckt. Doch thun manche Ochsen, wenn auch nicht an Ausdauer, so doch an Schnelligkeit es einem Rosse gleich und leisten besonders auf Jagden sehr gute Dienste. Die Nama verschneiden nicht bloß ihre Ochsen, sondern auch die Ziegenböcke, wodurch dem Fleische der Bocksgeruch entnommen und es äußerst schmackhaft wird.

Beide Geschlechter bedienen sich des Karóß, einer Art Mantel aus Schaf-, Schakal- oder Wilden-Katzen-Pelz. Bei den Vornehmeren unterscheidet sich dieser Karóß, zumal beim weiblichen Geschlecht, dadurch, daß die Kopfseite, welche wie ein Umschlagetuch umgeschlagen wird, aus einer mosaikartigen Zusammensetzung regelmäßig geschnittener bunter Fellstückchen in dreieckiger oder viereckiger Form besteht. Dagegen unterscheiden sich die beiden Geschlechter in der übrigen Tracht. Denn die Männer tragen um die Hüfte einen Riemen, an welchem zur Bedeckung der Geschlechtstheile ein Stück Schakalspelz oder anderes Fell befestigt ist. Neuerdings, durch Einfluß der Missionaire, kleiden sich die Reicheren vollständig nach europäischer Art, oder tragen doch zum mindesten ein langes baumwollenes Hemd oder ein ledernes Beinkleid. Ebenso kleiden sich die Frauen mehr oder weniger europäisch; sonst jedoch deckt den übrigen Körper, d. h. die Hüften, ein !Khubib, von den Colonisten Broekkaróß genannt, welches ungefähr die Gestalt eines dreieckig gefalteten Umschlagetuches hat. Zwei Zipfel des !Khubib werden vorn verknüpft, und an dieser Schürzung ein quasten- und franzenartiger Schurz befestigt. Man unterscheidet nun einen !Khubib für mannbare und unmannbare Personen. Die mannbaren nämlich pflegen am Rande dieses Kleidungsstückes gleichsam als Garnitur Haare des Felles zu lassen, und die obere Seite, wo er vom Knie aufwärts die Schenkel berührt, mit einer spitzenähnlichen bunten Perlenstickerei zu versehen. Auch das Schurzfellchen ist mit allerlei Zierrath von Metall- und Glasperlen versehen, und an den langen, herabhängenden Riemchen desselben sind zahlreiche Quasten angebracht. Dann tragen sie noch um die Hüften eine lange, wiederholt geschlungene Schnur, an welcher statt der Perlen kleine runde, durchlöcherte Plättchen von Straußeneierschalen aufgereiht sind. Außerdem tragen sie an einem Gürtel noch allerlei größere oder kleinere Schildkrötenschalen, die zur Aufbewahrung ihrer Hottentotenpomade dienen. Der Inhalt dieser Pandorabüchsen duftet oft nicht gerade zum lieblichsten. Bei dem noch unmannbaren weiblichen Geschlecht fallen alle diese Verzierungen fort, und ausgenommen einiger kupferner und eiserner Ringe um Arme und Beine und Amuleten ist bei allen der übrige Körper nackt. Am Tage der Mannbarkeit, wenn das Mädchen die erste Menstruation hat, erhält sie jenen reicher geschmückten Broekkaróß, der sie gleichsam als heirathsfähig bezeichnet. Dann sitzt sie drei Tage lang dem Eingange der Hütte gegenüber an der Seite, wo das Hausgeräth sich befindet, in einem von fußhohen Stäben eingeschlossenen, $2^1/_2$ bis 3 Fuß im Durchmesser weiten Kreise mit türkenmäßig untergeschlagenen Beinen, den Mund zum Zeichen ihres Hochgefühls und Stolzes fischmaulartig vorgestreckt und zuweilen mit ihrem Kopfe herausfordernd nickend. Am dritten Tage endlich wird eine junge fette Ferse geschlachtet. Der nächste Anverwandte, gewöhnlich ihr ältester unverheiratheter Vetter, erscheint mit der Nachbarschaft zur Gratulation und zum Schmaus. Indem er ihr das Magenfett des Rindes über den Kopf hängt, wünscht er ihr, so fruchtbar zu sein, wie eine junge Kuh, und recht viele Kinder zu gebähren. Dann kommen ihre Freunde und Freundinnen mit ähnlichen Glückwünschen, worauf der Festschmaus beginnt und unter Tanz und Gesang, wobei man sich womöglich in Honigbier bezecht, endigt.

Mittheilungen über die Insel Rügen*).

Von Dr. Ernst Boll.

Putbus und die übrigen Seebäder. — Sagard auf Jasmund. — Die landschaftlichen Reize. — Ausbeute für Botaniker und Geognosten. — Die Fauna. — Seedaak und Fata Morgana. — Sammlungen von Alterthümern.

Für den großen Strom der Reisenden ward die Insel Rügen, welche 1815 in Folge der staatlichen Umgestaltung Europas durch die Napoleonischen Kriege an Preußen kam, erst dann zugänglich, als sie bereits etliche Jahre unter dieser neuen Herrschaft gestanden hatte. Fast zweihundert Jahre lang an Schweden und dessen Interesse gekettet, war ihre Verbindung mit dem deutschen Festlande nur eine sehr lose und gelegentliche gewesen.

Durch Errichtung eines Seebades bei Putbus lenkte man die Aufmerksamkeit der deutschen Badereisenden auf die Insel. Dies erste rügianische Seebad entstand zu einer Zeit, als ein älteres Mineralbad auf derselben schon mit schnellen Schritten seinem Untergange zueilte. Nachdem man sich nämlich in Norddeutschland Jahrhunderte lang zur Körperreinigung mit den warmen Badstuben, und in vielen Krankheitsfällen mit der wunderthätigen Hülfe der Heiligen und Reliquien begnügt hatte**), mußte man nach der Reformation einen Ersatz für diese letzteren beiden suchen. Diesen glaubte man in den mineralischen Heilquellen zu finden, da aber ein Besuch der schon lange im mittlern und südlichen Deutschland gekannten wegen der vielfachen Hindernisse, welche ehemals dem Reisen noch entgegenstanden, für die meisten Leute außer dem Bereiche der Möglichkeit lag, so bemühete man sich, deren in der Nähe zu entdecken. Da nun schwache Eisen-, Schwefel- und Salzquellen in Norddeutschland nicht selten sind, so war dies Bestreben bald mit Erfolg gekrönt, und so tauchten denn im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert hier eine zahlreiche Menge von Heilquellen auf (in Pommern z. B. bei Kenz unweit Barth, bei Stettin, Gülzow, Polzin u. s. w.), welche die wunderbarsten Wirkungen haben sollten und daher auch anfänglich fast alle einen großen Zulauf hatten, leider aber ihre Kraft so wenig bewährten, daß ihr Ruf bald wieder dahinschwand.

Auch bei Sagard auf Jasmund hatte man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf einem zur Pfarre gehörigen Grundstücke zwei Eisenquellen entdeckt, welche sodann bis zum Jahre 1765 jährlich von einigen (wohl nur rügianischen) Badegästen besucht wurden; aber diese Gäste blieben endlich fort, weil es in Sagard damals noch an allen für ein Bad nöthigen Einrichtungen fehlte, und jeder sich dort so gut oder so schlecht durchhelfen mußte, wie es eben anging. Durch Errichtung einer ordentlichen Badeanstalt suchte zwar dreißig Jahre später der damalige Prediger v. Willich seine Heilquellen wieder in Aufnahme zu bringen, aber die Rolle, welche sie nun spielten, war auch jetzt nicht glänzend und nur von kurzer Dauer, denn bald nach dem Jahre 1820 ward die Badeanstalt auf höheren Wunsch oder Befehl gänzlich geschlossen, — weil die Leitung einer solchen mit der Würde des geistlichen Amtes nicht im Einklange stehe! — Wir hätten dies an und für sich so unbedeutende Sagarder Bad gar nicht zu erwähnen gebraucht, wenn sich nicht noch ein anderes Interesse daran knüpfte. Um nämlich seinen Gästen einen angenehmen Zeitvertreib zu verschaffen, ermunterte v. Willich sie nicht allein zu fleißigen Ausflügen in die Umgegend, sondern er machte ihnen auch den schönsten Punkt auf der Halbinsel zugänglicher, indem er einen fahrbaren Weg durch die Stubnitz nach Stubbenkamer bahnen und auf letzterer im Jahre 1801 ein Gebäude errichten ließ, in welchem dieselben nöthigenfalls ein Unterkommen finden könnten. Es gab also das Sagarder Bad mittelbar den ersten Anlaß, zahlreicheren Besuchern diese Perle Rügens zu erschließen. Bald stellten sich diese nun dort auch in größerer Anzahl ein, aber nicht bei allen war der Naturgenuß die Hauptsache, denn schon im Jahre 1805 klagte Grümbke, daß jene Hütte zuweilen das Reiseziel zahlreicher, sehr ungleich gemischter Gesellschaften sei, die hierher führen, um — gut zu schmausen und dann wieder davon zu eilen. „Du weißt (fügt er hinzu), ich bin kein Freudenfeind, und fühle so gut wie einer den erquickenden Genuß von Speise und Trank nach einer ermüdenden körperlichen Anstrengung; allein ihn hier zur Hauptsache machen zu wollen, das entweihet diesen Ort, welcher geeignet ist, einem andern Gotte zu huldigen, als dem Bauche. In dieser schauerlich schönen Wildniß, unter diesen grünen Buchenhallen, auf der Zinne dieses blendenden Riesentempels, vor diesem ungeheuren Lasurspiegel des Meeres sollten nur ernste und hohe Gedanken in der Brust des Naturfreundes aufkeimen; die ganze Situation, die den Stempel der Würde, der Hoheit und des Geheimnißvollen trägt, scheint vorzüglich dazu geeignet zu sein, daß das Gemüth sich sammle, seine innersten Tiefen belausche und eindringe in das verborgene Leben der unendlichen Welt, wozu denn Einsamkeit und Ruhe nothwendige Bedingungen sind, und daher müßte man Stubbenkamer entweder allein, oder höchstens in Gemeinschaft vertrauter, gleichgestimmter Freunde besuchen.“ — Was Grümbke wohl sagen würde, wenn er die Hunderte von Frem-

*) Vergleiche die Aufsätze über Rügen im „Globus“ XI, S. 71 ff., welche mit diesen Mittheilungen ihren Abschluß finden.

**) Berühmte Wallfahrtsorte in Norddeutschland waren z. B. Schwerin und Wilsnack, wo das „heilige Blut“ verehrt wurde. Der Betrag der Opferspenden, welche die Pilger darzubringen hatten, ward an diesen beiden Orten auf eine höchst originelle Weise geregelt. Es war dort nämlich eine große Wage errichtet, auf welcher sich die Kranken, wenn sie die wunderthätige Hülfe des heiligen Blutes in Anspruch nehmen wollten, wägen lassen mußten, um die Schwere ihrer Sünden zu ermitteln, und dann hatten sie „nach dem Gewichte ihres Leibes“ von ihrem Hab und Gut zu opfern, entweder Gold, Silber und Geld, oder auch Lebensmittel und andere Naturalien, als Getreide, Flachs, Butter, Speck und dergleichen, je nachdem ihre Vermögensverhältnisse waren. Diese beiden Wallfahrtsorte blieben bis zur Reformationszeit in Flor, einem dritten auf Rügen war nicht so lange Dauer beschieden. Dieser befand sich auf der Halbinsel Zudar und war gleichfalls sehr angesehen. Ein Besuch desselben gewährte halb so viel Ablaß, als eine Pilgerfahrt nach Rom, aber es nahm damit schon in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ein sehr unglückliches Ende, worüber die Stralsunder Chronik folgendermaßen berichtet: „anno 1372 do wolden vele Fruwen up den Zudar fahren und dar qnam ein Weder und grot Storm up, und dar vordrunken alltomalen veel Personen, wol in die 90, jung und old, Fruwen, Kinder, Ammen und Megede, beide rick und arm. Darna ward dat Afflath wedder gelecht, wente (denn) dar schach grot Schade.“ Für diesen eingegangenen Wallfahrtsort ward aber diesen Gegenden sehr bald ein Ersatz geboten, indem nun in dem bei der vorpommerschen Stadt Barth belegenen Dorfe Kentz ein wunderthätiges Marienbild auftauchte, zu welchem sogar Pestkranke (wie z. B. der Herzog Barnim VI. von Pommern-Wolgast) — freilich ohne Erfolg — ihre Zuflucht nahmen.

den in ihrem Thun und Treiben erblicken könnte, die jetzt so mancher Sommertag auf Stubbenkamer zusammenführt?

Da das Wasser der Sagarder Eisenquellen auch im Sommer nur eine Temperatur von etwa + 10° C. besitzt, so konnte es nur im erwärmten Zustande zum Baden benutzt werden. Daß man auch ein kaltes Bad in Flüssen, Landseen oder gar im Meere nehmen könne, daran wagte bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in ganz Deutschland kaum Jemand zu denken. Das erste deutsche Seebad ward im Jahre 1793 auf Betrieb des mecklenburgischen Medicinalraths Dr. Vogel bei Doberan angelegt, — das erste rügianische aber im Jahre 1816 zu Lauterbach bei Putbus, welchem einige Jahrzehnte später auch noch die Dörfer Binz, Crampas und Saßnitz als Badeorte sich zugesellten. Alle diese rügianischen Seebäder zusammen mögen jetzt jährlich von etwa tausend Badegästen besucht werden, welche theils den höheren Ständen der insularen Bevölkerung angehören, ihrer Mehrzahl nach aber vom Festlande hierher kommen. — Das eigentliche rügianische Landvolk hat aber noch jetzt eine Scheu vor dem kalten Wasser. In Crampas und Saßnitz badete noch vor wenigen Jahren (als ich zuletzt dort war) keiner der erwachsenen Einwohner, und nur erst bei der Jugend fing der Nachahmungstrieb allmälig an, auch nach dieser Richtung hin sich zu regen. Daher verstand denn dort auch keiner der Männer zu schwimmen, so nützlich ihnen diese Kunstfertigkeit bei der Ausübung ihres Berufes (denn sie sind alle Fischer) auch oft werden könnte.

Durch die vorstehend bezeichneten Einrichtungen ward Rügen in den letzten Decennien für die festländischen Besucher von Jahr zu Jahr nicht allein zugänglicher, sondern auch verlockender, und die Zahl derselben blieb in steten Steigen. Wenn nun unter diesen auch die gewöhnlichen Touristen und die Badegäste numerisch bei weitem das Uebergewicht haben, so übt doch die Insel auch auf Leute andern Schlages eine große Anziehungskraft aus. Denn jedem, der sie heimsucht, theilt sie, gleich dem „Mädchen aus der Fremde“,

„eine Gabe,
Dem Bilder, jenem Blumen aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder geht beschenkt nach Haus.“

Schon in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte der Zufall zwei junge Künstler hierher geführt, die später berühmte Landschaftsmaler wurden, nämlich den Prenzlauer J. P. Hackert, welcher um das Jahr 1762, und den Greifswalder K. D. Friedrichs, der dreißig Jahre später an den schönen rügianischen Naturscenen seine Studien machte. Nach und nach folgten Andere ihrem Beispiele, und jetzt bringt jede Reisesaison strebsame Maler und Zeichner hierher, wo sich ihnen so viel Stoff für ihre Studien darbietet. „Denn der Künstler (sagt Grümbke, welcher sich selbst sehr wohl auf die Malerei verstand), der die Luftperspective recht studiren, und die Abstufungen des Colorits der Mittelgründe, die sanfte Verschmelzung ihrer Tinten in einander und den magischen Duft, worin die Ferne schwimmt, der Natur selbst absehen will, — der besteige Rügens schwellende Hügel.“

Eine so schöne Scenerie, wie diese Insel sie darbietet, und welche schon Kosegarten für seine größeren erzählenden Dichtungen (Jucunde und die Inselfahrt) mit Glück als anmuthige Decoration verwendet hatte, konnte auch für die Novellistik nicht unbenutzt bleiben, und so hat denn z. B. Klöpper für seinen in den letzten Zeiten des ranischen Heidenthums spielenden Roman „Barnemor und Giesela“, Galen (Lange) für den „Strandvogt von Saßnitz“ und für die „Insulaner“, Wilhelmine Lorenz für eine Novelle, welche den Titel „Auf Rügen“ führt, und Spielhagen für seine mir allerdings sehr problematisch gebliebenen „Problematischen Naturen“ die Insel Rügen zum Schauplatze gewählt.

Aber nicht bloß für das künstlerische Schaffen giebt dieselbe gar vielfache Anregungen, sondern sie bietet auch dem Naturforscher eine nicht zu verachtende Ausbeute für seine wissenschaftlichen Studien.

Die so mannigfach gestalteten und so stark entwickelten Küstenlinien — deren Länge bei dieser nicht ganz 17 Quadratmeilen großen Insel etwas mehr als 66 Meilen beträgt — geben dem Geognosten die günstigste Gelegenheit, die Einwirkungen kennen zu lernen, welche die Meereswogen auf die Ufer ausüben. Mächtige Alluvionen kann er in der Schmalen Heide, in der Schabe, in dem Bug und auf Hiddensöe studiren, und an dem von Geröllen umsäumten Strande Arkonas, Jasmunds, der Granitz und Mönchguts kann er binnen wenigen Stunden eine reiche Sammlung der verschiedenartigsten Mineralien und Felsarten zusammenbringen. Am lebhaftesten aber werden die mächtigen Kreidelager auf Jasmund und Arkona sein Interesse in Anspruch nehmen, da ihm in Deutschland wenigstens nirgends weiter Gelegenheit gegeben ist, die eigentliche weiße Schreibkreide so zu erforschen, wie gerade hier, denn da, wo sie sonst noch in unserm Vaterlande auftaucht, geschieht dies nur in sehr vereinzelten und kleinen Partien. Nur eine sieben Meilen von Rügen entfernt liegende dänische Insel, nämlich Möen, kann mit diesem darin rivalisiren, — die Köpinge- und Iguabergaschichten und der Saltholmskalk auf Schonen, der Faxöekalk und der Liimsten auf Seeland, die Lager an der mecklenburgischen Küste bei Brunshaupten, Wichmannsdorf und Basdorf unweit Doberan gehören alle einem etwas höheren, die Lager auf der Insel Wollin aber einem etwas tieferen Niveau der senonischen Kreide an. — Dem Petrefactologen erschließt sich in dieser rügianischen Kreide eine reiche vorweltliche Fauna, aus welcher Dr. v. Hagenow schon 450 bis 500 Arten bekannt gemacht hat, die aber mit dieser Zahl (wie eigene Forschungen mir gezeigt haben) noch keineswegs ganz erschöpft ist.

Auch die Flora von Rügen bietet des Interessanten gar Manches dar, und zwar nicht bloß für den Botaniker, sondern für jeden Reisenden, welcher dem Pflanzenreiche einige wenn auch nur allgemeine Aufmerksamkeit schenkt. Letzterer wird über die Fruchtbarkeit erstaunen, welche der insulare Boden in manchen Gegenden zeigt und welche sich unter dem Einflusse der immer feuchten Meeresluft selbst dann bewährt, wenn in regenarmen Jahren die Felder des benachbarten Festlandes fast gar keinen Ertrag geben; als z. B. in dem trocknen Jahre 1842 in der Ukermark die Ernte der Dürre wegen an manchen Orten gänzlich mißrieth, fand ich auf Wittow den Hafer und die Gerste so schön, wie ich sie noch nie gesehen, und auf dem Zular waren die Weizenfelder nicht minder üppig. Wegen dieses größern Feuchtigkeitsgehaltes der Luft geben auf Rügen sogar sehr sandige Felder einen viel höheren Ertrag, als im Binnenlande, — wirklich unfruchtbar sind nur einzelne Stellen auf Jasmund, und zwar da, wo nur eine dünne Schicht von Dammerde die mächtigen Kreidelager deckt, welche das Fundament dieser Halbinsel bilden. In manchen Districten, namentlich auf nachlässig bestellten Baueräckern, wird man auch Gelegenheit haben, noch die Bekanntschaft eines Ackerunkrautes zu machen, welches früher eine weit verbreitete und so arge Plage der deutschen Getreidefelder war, daß man sogar hier und da durch obrigkeitliche Verordnungen gegen sie ankämpfte, jetzt aber durch sorgfältigere Bodencultur fast überall ausgerottet ist ich meine die berüchtigte Wucherblume (Anthemis segetum) welche ich vor zwanzig Jahren auf einigen rügianischen Ge-

treidefeldern noch in solcher Menge gesehen habe, daß sie aus der Ferne einem blühenden Rapsfelde glichen.

Einen eigenthümlichen Eindruck wird die fast aller Vegetation beraubte Schabe und die fast absolute Baumlosigkeit der Halbinsel Wittow auf den Reisenden machen, während in der Stubnitz die gedrungene, knorrige Gestalt der im Kampfe mit den Seestürmen aufgewachsenen Buchen, in der Granitz aber die reizende Mannigfaltigkeit der im bunten Gemisch dort auftretenden Laub- und Nadelhölzer seine Aufmerksamkeit erregen wird; sehr große Baumkolosse aber wird er auf Rügen vergebens suchen, nur auf dem Vilm (einer kleinen Nebeninsel unsern Putbus) war vor einigen Jahrzehnten (ob auch jetzt noch?) eine Eiche vorhanden, deren Stammesumfang etwa 30 Fuß betrug, die also zu den mächtigsten Bäumen ihrer Art in Deutschland gehörte. — Betritt der Reisende Jasmund von der Schmalen Heide aus, so wird das auf der Grenze dieser beiden Gebiete hart am Wege belegene kleine Gebüsch von Stechpalmen (hier Hütsbusch genannt), durch lederartige, glänzende und stachelige Blätter ausgezeichnet, seinen Blicken nicht entgehen, und überhaupt werden ihm alle in der Nähe der Küste belegenen, der feuchten Seeluft und den Seewinden ausgesetzten Gebüsche durch ihre Undurchdringlichkeit und ihre frische und dichte Belaubung auffallen, von welcher letztern Eigenschaft nur der dem Binnenländer fremde graugrüne Seedorn (Nippophaë rhamnoides) eine Ausnahme macht. — Rechnen wir zu diesen floristischen Charakterzügen nun noch einzelne merkwürdige, durch stellenweise massenhaftes Vorkommen (z. B. den Schwalbenwurz in den Wittower Lithen, den zierlichen Schachtelhalm an den Lehmufern Jasmunds) oder durch besonders schöne Blumen (wie z. B. den Frauenschuh auf Stubbenkamer) ausgezeichnete Pflanzen hinzu, so hätten wir damit wohl alles zusammengefaßt, was den gewöhnlichen Reisenden in der rügianischen Flora von Interesse sein könnte.

Dem Botaniker freilich bietet dieselbe in ihrem Reichthum und ihrer Mannigfaltigkeit noch viel mehr dar, namentlich wird den aus dem Binnenlande kommenden Pflanzenforscher das Studium der ihm in seiner Heimath fremdgebliebenen Seestrands- und Meeresflora fesseln, welche ihm hier bei der starken Küstenentwickelung der Insel überall leicht zugänglich ist. Als ein brauchbarer Führer dazu kann ihm H. Zabel's „Uebersicht der Flora von Neuvorpommern und Rügen" dienen, welche im „Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg" (Jahrgang XIII) abgedruckt ist; leider umfaßt sie aber nur die Phanerogamen und Gefäß-Kryptogamen *), es fehlt demnach noch ein sehr ansehnlicher Theil der Inselflora. Es ist sehr zu bedauern, daß noch kein Botaniker die gesammte Flora dieses kleinen, geographisch so selbständigen Gebietes abgehandelt hat, — eine solche Arbeit würde jedenfalls von vielseitigem Interesse sein!

Nicht minder als die Flora verdient auch die insulare Fauna Berücksichtigung, jedoch ist ihr eine solche von Seiten wissenschaftlicher Forscher bis jetzt nur erst in sehr geringem Maße zu Theil geworden. Aus den beiden Classen der Mammalien und Reptilien bietet Rügen freilich nichts Interessantes dar, mit alleiniger Ausnahme etwa des dem Binnenländer fremden Seehundes, der sich noch hin und wieder an den Küsten blicken läßt. Desto mehr Ausbeute aber geben die Classen der Vögel und Fische, unter ersteren besonders die Strandvögel und die Zugvögel, welche letzteren im Herbste, wenn sie von der skandinavischen Halbinsel nach dem Süden heimkehren, von dem anstrengenden Fluge über die Ostsee ermattet, einige Zeit auf den nördlichen Küsten von Rügen und Hiddensöe rasten. Sie sammeln sich dort dann in erstaunlicher Anzahl, und mancher seltene Fang ist von den Ornithologen schon unter ihnen gemacht worden. Die Süßwasserfische sind auf der Insel nur spärlich vertreten, es ist aber doch eine Art darunter, die im norddeutschen Flachlande zu den großen Seltenheiten gehört, nämlich die in den kleinen schnellfließenden Waldbächen der Stubnitz lebende zierliche und wohlschmeckende Forelle. Sehr reich an Arten ist dagegen das die Küsten bespülende Meer, unter denen der Häring die Hauptrolle spielt, und welcher in solcher Menge vorkommt, daß vor einigen Jahren drei Krampasser Fischer in einer einzigen Nacht mit ihrem gemeinschaftlich ausgestellten Setznetze 46,200 Stück fingen! Auch Flundern, Lachse, Aale, Hechte und andere kommen zahlreich vor, allein so sehr man auch auf die materielle Ausbeutung dieses Schatzes der Ostsee bedacht ist, liegt doch die wissenschaftliche Kenntniß desselben noch sehr im Argen. — Ein Gleiches gilt von den sämmtlichen Classen der wirbellosen Thiere, obgleich auch diese gewiß manches Seltene liefern würden, wenn man sich nur die Mühe gäbe, danach zu suchen; einen Beweis dafür geben z. B. die Landmollusken, unter denen bei nur sehr flüchtiger Forschung doch schon mehrere für Deutschland seltene Arten auf Jasmund entdeckt worden sind *). Auch die niederen Thiere der Ostsee verdienen mehr Beachtung, als man ihnen bisher geschenkt hat; denn daß dies Meer an solchen keineswegs so arm sei, wie man früher annahm, haben die Hamburger Naturforscher Dr. Meyer und Dr. Möbius in ihrem lehrreichen Werke über „die Fauna der Kieler Bucht" zur Genüge gezeigt, dessen erster Band im vorigen Jahre zu Leipzig in prachtvoller Ausstattung erschienen ist. — Zwar ist die gesammte marine Fauna der Ostsee nur ein Ableger der Nordseefauna, welcher immer mehr und mehr verkümmert und ausstirbt, je weiter man sich in der Ostsee von den die beiden Meere verbindenden Canälen entfernt; neue Arten wird demnach der Naturforscher in der Ostsee kaum aufzufinden erwarten dürfen, aber die allmälige Umwandlung kennen zu lernen, welche die normal gestalteten Species der Nordsee mit der nach Osten und Norden hin zunehmenden Verminderung des Salzgehaltes der Ostsee erleiden, und zwar mitunter in solchem Maße erleiden, daß man die Stammform in ihnen kaum wiedererkennen kann, bietet ihm Gelegenheit zu Studien, welche durch Darwin's bekannte Hypothese von großer Bedeutsamkeit geworden sind.

Auch der Meteorologe endlich geht auf Rügen nicht ganz leer aus, indem er dort z. B. beobachten kann, wie bei schnellen Temperaturwechseln in der mit Feuchtigkeit gesättigten insularen Atmosphäre merkwürdige Nebelbildungen (der sogenannte See-Daak) mit überraschender Geschwindigkeit entstehen. Ist ihm das Glück günstig, so kann er dort vielleicht auch die Bekanntschaft der Fata Morgana machen, welche auf Rügen schon einige Male in schönster Ausbildung gesehen worden ist. — Für regelrechte Erforschung der meteorologischen und klimatologischen Verhältnisse dieses Inselandes sorgt eine meteorologische Station, welche, im Jahre 1853 zu Putbus errichtet, im Anschluß an die übrigen zahlreichen preußischen Stationen arbeitet. — Mit Ausnahme

*) Der Kryptogamenforscher findet dort z. B. Saligaria calcarea und Schizosiphon gypsophilus an den Kreidewänden, Timmia megapolitana auf Stubbenkamer, Mnium affine varrugicum am Herthasee.

*) Es sind dies die anderweitig nur in Schottland und auf den Shetlandsinseln gefundene Hyalina alliaria Mill., ferner Helix lamellata Jeffr., gleichfalls in Schottland heimisch und in Deutschland nur noch bei Kiel entdeckt, Pupa umbilicata Dr., welche in Deutschland nur noch im südlichen Tirol und bei Triest wieder auftaucht, aber auch weiter nordwärts bei Bergen in Norwegen entdeckt ist, endlich auch noch Pupa edentula Dr. und Clausilia cana Held., welche gleichfalls zu den selteneren deutschen Conchylienarten gehören. Vier dieser eben genannten Arten beherbergt Stubbenkamer, Helix lamellata aber kommt unweit Saßnitz in der Stubnitz vor.

dessen, was diese meteorologische Station geleistet hat, verdankt man fast alles, was man jetzt über die Naturgeschichte der Insel weiß, den gelegentlichen Streifzügen, welche fremde Forscher durch dies Land gemacht haben*). Die Rügianer selbst haben sich leider an diesem Studium noch sehr wenig betheiligt.

Mit lebhafterem Interesse aber haben sie schon seit längerer Zeit dem Sammeln der Alterthümer ihrer Insel sich zugewendet, wozu die große Menge derselben auch einen mächtigen Anreiz geben mußte. — Der erste, welcher dies Sammeln in größerm Maßstabe betrieb, war der Prediger Frank in Bobbin auf Jasmund; er fing damit sogleich nach seinem Amtsantritt im Jahre 1791 an, und brachte im Laufe der Jahre eine nicht unansehnliche Sammlung zu Stande, welche nach seinem im Jahre 1835 erfolgten Tode in den Besitz des Fürsten zu Putbus überging und jetzt auf dem Jagdschlosse in der Granitz aufbewahrt wird. In seinen späteren Lebensjahren fand Frank einen Concurrenten in dem bekannten Gastwirthe Scheppler zu Sagard, dessen Sammlung rügianischer Alterthümer und Petrefacten wohl von allen Reisenden besichtigt worden ist, welche in den letzten drei Jahrzehnten die Halbinsel Jasmund besucht haben. Auch Dr. Fr. v. Hagenow, dessen Verdienste um die Inselkunde wir schon mehrfach gedacht haben und welcher in einem frühern Abschnitte seines Lebens mehrere Jahre selbst auf Rügen gewohnt hat, trug dort viel für seine große Alterthümersammlung zusammen, die nach seinem Tode (1865) für das städtische Museum in Stralsund angekauft worden ist. Alle diese Sammler aber wurden übertroffen durch den Staatsanwalt Rosenberg in Bergen, welcher seit dem Jahre 1851 den rügianischen Alterthümern mit solchem Eifer nachspürte, daß er schon in den ersten drittehalb Jahren in den Besitz von 800 Stück derselben gelangte. Leider ist diese später noch mehr angewachsene werthvolle und instructive Sammlung ihrem Besitzer gefolgt, als derselbe, politisch mißliebig geworden, im Jahre 1863 von der Insel hinweggemaßregelt wurde. Es ist in der That sehr zu bedauern, daß man diesen Schatz der Insel entrissen hat! Er gehörte einst jenen Todten, deren Reste die früher beschriebenen zahlreichen und uralten Grabhügel decken, und wenn jetzt auch die Lebenden im Interesse der Wissenschaft sich dessen bemächtigt haben, sollte man dabei doch nicht vergessen, daß auch dem heimathlichen Boden, dessen Urgeschichte diese Alterthümer erläutern, immer einiges Anrecht an dem Besitze derselben verbleibt. Ein Gleiches gilt von den alten Grabmälern selbst, deren so viele, und zwar nicht etwa um antiquarische Studien an ihnen zu machen, sondern aus dem kleinlichsten Eigennutz im Laufe der letzten Jahrzehnte zerstört worden sind. Möchte doch endlich die Mahnung auch in Bezug auf diesen großen rügianischen Friedhof recht allgemeine Beherzigung finden, welche eine Inschrift über der Eingangsthür zum alten israelitischen Friedhofe in Prag dem Eintretenden zuruft:

„Ehrfurcht dem Alterthum,
Achtung dem Eigenthum,
Ruhe den Todten!"

*) Was bis zum Jahre 1858 über die Naturgeschichte der Insel erforscht worden ist, habe ich in meiner oben schon citirten Schrift „Die Insel Rügen, — Reiseerinnerungen von E. Boll, Schwerin 1858" zusammengestellt. Wer über diesen Gegenstand speciellere Nachweisungen wünscht, mag sie dort aufsuchen.

Eine Reise im Libanon.

Von J. W.

I.

Das ganze Gebirge von Sinai und Horeb, zwischen dem Meerbusen von Suez und Akaba beginnend, durch das petraische Arabien, Palästina und Syrien parallel mit der Ostküste des Mittelländischen Meeres sich hinziehend und dem Taurus anschließend, hat eine durchschnittliche Breite von vier und eine Länge von zwanzig Meilen. Es besteht aus Kalk und Kreidefelsen, daher sein Name; bei den Griechen und Römern: Libanus, bei den Hebräern: Libanon, und bei den Arabern: Dschebel-Liban, d. h. weißes Gebirge.

Zwischen dem Nahar Litani und dem Nahar el Kibir zieht sich die Hauptkette des Libanon in der Richtung von Südwesten nach Nordosten, und prägt der ganzen Ländermasse zwischen diesen Flüssen ihren charakteristischen Stempel auf. Der Libanon ist ein Kettengebirge und sein Kamm läuft in ununterbrochenen Zuge fort, aus dem die Gipfel des Dschebel el Barnk, Kuneiysch, Sanin el Muteirira, Libnan, Machmel und Akkar aufsteigen. Sein Rücken ist im Verhältniß zu seiner Höhe nur schmal, seine Gehänge sind nach beiden Seiten steil, durch tiefe Schluchten und Seitenthäler scharf eingeschnitten, und seine Gipfel steigen, je weiter nach Norden, immer höher empor, bis er dann plötzlich mit der absolut höchsten Höhe, dem Dschebel Akkar (10,000 Fuß), gegen das Thal des Nahar el Kibir abfällt.

Die felsigen Abhänge werden durch eine große Menge von Bergströmen scharf eingeschnitten, welche ihre Quellen zum Theil an den unmittelbaren Gehängen der Gipfel haben, zum Theil aber nur Regenbäche sind, die das Wasser von den Abfällen auffangen, das sie während des Winters und Frühjahrs in reißenden Strömen dem Meere zuführen. Im Sommer erscheinen ihre Flußbetten als tiefe Gebirgsschluchten. Durch diese Flußläufe, die in verschiedenen Richtungen im Zickzack mit den unzähligen Nebenflüssen nach längerm oder kürzerm Laufe vom Gebirge herabfallen, erhalten die Abhänge des Libanon den Charakter des felsigen Terrassenlandes, und es entstehen scharf geschiedene Gebirgsdistricte. Auf der Westseite sind es besonders: Nahar ez Zaharany, el Auwaly, el Damur, Beirut el Kelb, Ibrahim, Abu-Aly, Barid und Akkar, und auf der Ostseite die zahlreichen Nebenflüsse des Litany und Orontes, die dem Gebirge diese Gestalt verleihen.

Das Charakteristische dieser Flüsse ist, daß sie aus oberen, weit sich erstreckenden Längenthälern herabkommen, zwischen felsigen steilen Abhängen eingeschlossen sind und in kurzen Zickzackthälern die vorliegenden Berge durchbrechen, aus deren Westabhängen die kürzeren Küstenflüsse oder Regenbäche unmittelbar ihren Ablauf haben. Der Auwaly ist von ihnen der größte; er entspringt auf dem Südabhange des Kuneiysch, fließt gegen Südwest, trennt durch sein tiefes Thal

die Hauptkette des Libanon, die hier den Namen Dschebel Baruk trägt, von dem Gebirgsdistrict Dschebel el Druz, wendet sich aber dann, die vorüberbiegenden Berge durchbrechend, scharf gegen Westen und mündet eine Stunde nördlich bei Saïda ins Meer.

Die Flüsse Litany und Orontes entspringen auf gleichen Breitengraden, ungefähr auf dem 34. nördl. Br., jener auf dem Libanon, dieser auf dem Antilibanon, und führen, jener nach Süd, dieser nach Nord, dem Mittelmeere ihre Wasser zu, indem sie in bald breitem, bald engerem Thal die Bergzüge des Libanon und Antilibanon trennen und dann, gegen Westen sich wendend, die Berge durchbrechen.

Die Ufer dieser Flüsse sind ungemein pittoresk; an denselben herrscht eine üppige Vegetation. Selbst in den höher gelegenen Thälern sind sie von Oleander, Johannisbrotbaum, Platanen, Sycomoren, Oliven und anderen subtropischen Bäumen und Sträuchern eingefaßt; denn die heiße Sonne Syriens erwärmt auch diese Gegenden noch so stark, daß jene Gewächse herrlich gedeihen.

Der Litany bildet bei seinem Durchbruch durchs Gebirge die schönsten Partien. Er wird dort von den hohen Bergen des Libanon einerseits und dem Dschebel esch Schech andererseits eng zusammengedrängt und bildet zwischen felsigen Spalten viele Katarakte. Er wendet sich dann gegen Westen, und etwa eine Stunde oberhalb dieser Biegung hat sich eine Naturbrücke gebildet. Ein großer herabgestürzter Felsblock ist in seinem Falle von den felsigen Seitenwänden des Litany auf- und festgehalten worden, unter welchem der Strom in seinem schluchtenähnlichen Flußbette mit mächtigem Brausen fortstürzt. Dieser natürlichen Brücke, Dschiesser el Kuweh, dienen die unteren Felswände als Pfeiler. Zu beiden Seiten gehen die Felsen steil in die Höhe, von welchen die überhängenden Blöcke noch herabzustürzen drohen. Aehnliche Bildungen kommen vielfach bei den Durchbrüchen der Flüsse vor. Gleich unterhalb der Nébe el Lebu, Milchquelle, eines Quellflusses des Nahar el Kelb, durchsetzt der Strom den Fels und bildet hier in einem noch großartigern Maßstabe eine Naturbrücke, Dschiesser el Hadschar, d. i. Steinbrücke. Sie gewährt einen prachtvollen Anblick. Der schön geschwungene Bogen hat eine Spannung von 163, eine Höhe über dem Wasserspiegel von 70 bis 80, auf der Höhe eine Breite von 120 bis 160 Fuß. In der Mitte hat der die Brücke bildende Fels eine Mächtigkeit von 30 Fuß; auf beiden Seiten der Widerlagen ist er weniger dick. Nahe unterhalb der Brücke bildet der Strom einen Wasserfall von 400 bis 500 Fuß Höhe. Diese Partie ist höchst romantisch und die schönste des ganzen Libanon; sie ist von Beirut aus in 9 Stunden zu erreichen.

In seinem untern Laufe, 2 Stunden von der Mündung, hat der Nahar el Kelb mehrere Grotten zu durchfließen, welche in ihrem Innern ein vollständiges Labyrinth bilden. Oft verschwindet der Strom ganz, fließt eine Strecke unterirdisch fort und stürzt dann wieder aus einem Fels hervor. In das Innere der Grotten kann man meistens nur mit einem Kahn gelangen.

Betrachtet man den Libanon von der Ebene aus, so hat er ein starres, einförmiges Ansehen. Wegen des steilen, felsigen Terrassenbaues sieht man nur die ungeheuren, schroffen, weißlich-grauen Felsmassen, und das ganze Gebirge scheint als eine nackte Gebirgswand sich emporzuheben, über deren oberen Rändern und Schluchten nur hier und da spärliches Grün herübersieht, während die Terrassen selbst, namentlich die größeren, mit Kirchen, Klöstern, Dörfern und Hütten wie übersäet sind. Niemand ahnt dort oben auf dem Terrassenlande die Existenz einer unzähligen Menge von Ortschaften mit einer zahlreichen Bevölkerung, die mit großem Fleiß Seidenzucht, Land-, Wein, Obst- und Tabacksbau treiben. Diese Culturzweige finden aber nicht alle zugleich, sondern immer nur districtsweise statt.

Der Betrieb auf diesen Gebirgsterrassen würde sehr erleichtert, die Cultur sehr erhöht werden, wenn die Communication und der Verkehr durch gute Wege begünstigt würden. Dies ist aber nicht der Fall; die mit Dörfern und Klöstern übersäeten Terrassen bilden Abschnitte, die fast unzugänglich sind. Die Wege sind steil und steinig, oft mit rutschendem Geröll überdeckt, und stellenweise so schmal, daß nicht zwei Reitthiere einander ausbiegen können. Alle Wege sowohl im Libanon als in ganz Syrien und Palästina sind nur Pfade, die sich in den gebirgigen Theilen meist raupenförmig an den Flußthälern, bald steil, bald flach hinziehen, und an den niedrigsten Einsenkungen die Gebirgskämme übersteigen. Ganz besonders beschwerlich und vielfach gefährlich sind diese Pfade, wenn sie quer durch Flußthäler führen, wo man an einer steilen Wand nieder und an der andern hinaufsteigen muß. Namentlich werden die drei Gebirgsketten des Libanon, die man auf dem Wege nach Damaskus überschreiten muß, von gewaltigen unzugänglichen Gebirgsthälern getrennt.

Nur mit Mühe vermag man einen Pfad zu entdecken, auf dem man früher einzig und allein diese Gebirgsschluchten passiren konnte. Hat man den ersten Rücken überschritten, so gelangt man in ein großartiges wildes Thal; der Pfad hinunter ist so steil, daß man vom Pferde steigen und sich von diesem gleichsam führen lassen muß. In diesem Thale fließt ein kaltes Bergwasser; es ist todt und öde und zeigt nur hier und da verkrüppelte Fichten, die zwischen Gestein aufwachsen.

Das Aufsteigen an der andern Wand des Thales ist weit beschwerlicher als das Niedersteigen. Kaum ist die Stelle zu entdecken, wo der aufsteigende ganz enge Weg wieder beginnt. Im Zickzack führt er einen steilen Felsen hinan. Weiter oben bildet er eine Art von Treppe, deren Stufen aus 2 bis 3 Fuß hohen, eben so breiten Felsblöcken bestehen, die sich im Winter und Frühjahr, wenn sie von Wasser überspült werden, mit schlüpfrigen Moosen bekleiden, so daß es kaum möglich wird, sie zu passiren.

Die Beschwerlichkeiten und Gefahren scheinen oft so groß, daß man glaubt nicht weiter kommen zu können, aber die syrischen Pferde, die echt arabischer Abstammung sind, und allgemein zu solchen Reisen genommen werden, geleiten den Reisenden mit der größten Sicherheit über alle Gefahren hinweg. Geht der Pfad über einen Felsrand, an dessen einer Seite der nackte Fels in die Höhe steigt, auf der andern hoch über einem Flußthal zu schweben scheint, welches mehrere hundert Fuß tief plötzlich unten sichtbar wird, so halten sich die vorsichtigen Thiere auf der oft noch abschüssigen Neigung nach dem gähnenden Abgrunde dicht an der Wand, als suchten sie Schutz an derselben. Man schaudert im Anfang auf solchen Wegen, später gewöhnt man sich daran, und derartige Partien gewähren sogar den größten Reiz. Denn unten im Grunde lacht das entzückendste Bild einer Thallandschaft, wie man es nie in diesem scheinbar kahlen Felsgebirge vermuthet hätte. Die üppigste Vegetation, von feuchten Flußrändern und den emporsteigenden Wasserdünsten genährt, erblickt man auf einem schmalen Raum zwischen steilen Felsen zusammengedrängt. Die bunten Farben der syrischen Flora und die anmuthigsten Laubgruppen vom frischesten Grün, unter welchen ein wie Krystall glänzender Bergstrom brausend und tosend hindurchstürzt, gewähren einen überraschend schönen Anblick.

Ohne die syrischen Pferde wäre das Gebirge gar nicht zu bereisen. Die arabischen Rosse, von denen sie abstam-

men, besitzen eine außerordentliche Leistungsfähigkeit und Ausdauer. Diese Eigenschaften werden hauptsächlich dadurch erzeugt, daß das arabische Pferd Jahr aus Jahr ein in freier Natur zubringt, was allerdings nur bei einem so gesunden und milden Klima, mit dem jene Gegenden beglückt sind, möglich ist. Das stete Einathmen der herrlichen Wüsten- und Gebirgsluft übt einen ungemein wohlthätigen Einfluß auf seine Entwickelung aus; sie verdünnt sein Blut, kräftigt seine Lunge und macht sie elastisch.

Es ist unglaublich, was der Beduine seinem Pferde zumuthet. Dieser macht Ritte von dreißig und mehreren Stunden mit ihm ohne Unterbrechung, bei glühender Hitze der Wüste, bei wenig Futter und wenig Wasser. Nachts bringt das Pferd des Beduinen unter freiem Himmel, angebunden an Vorder- und Hinterfuß, neben der Thür des Zeltes seines Herrn zu. So führt er Raubzüge mit unglaublicher Schnelligkeit aus, die er nicht etwa selten, sondern sehr häufig unternimmt. Dadurch werden die Knochen und Sehnen der Pferde gestählt, und ihr Organismus wird kräftig ausgebildet; sie werden zu Strapazen tüchtig, wie kaum ein Pferd in der Welt.

Die syrischen Pferde sind weniger schön wie die arabischen, aber nicht minder sicher und dauerhaft und zu Gebirgstouren unvergleichlich. Schon als Füllen machen sie mit ihren Müttern die Reisen durchs Land, theilen alle Strapazen mit ihnen, lernen klettern und die gefährlichsten Stellen mit größter Sicherheit überschreiten. Man muß den syrischen Pferden nur ganz den Zügel lassen, den sie oft auch nicht haben, statt dessen nur mit einem Halfter belegt sind. Man miethet sie in jedem größern Ort von sogenannten Muckern. Macht man Reisen von mehreren Tagen ins Gebirge, wobei man Orte passirt, in denen kein Nachtquartier zu finden ist, so muß man auf einem Maulthier Zelt und Kochgeräth mitnehmen und hat dann den Vortheil, daß man sich die schönsten Punkte zu seinen Bivouaks aussuchen kann. Die Muckerpferde sind keineswegs elegant, wohl aber erkennt man deutlich an ihnen die Formen der edlen Race, oft auch Spuren vergangener Schönheit. Der kleine fein geschnittene Kopf, gerade Nase, aufgebogene Nüstern, feurige Augen, lange, wenig struppige Mähnen und Stahl in den Beinen, das sind die charakteristischen Merkmale dieser Thiere.

Die Emancipation der Neger im holländischen Guyana.

Wir haben mehrmals darauf hingewiesen, daß die Regierungen von Dänemark und Holland bei der Freilassung ihrer Sklaven in Westindien mit Verstand und Fürsorge zu Werke gegangen sind, ganz im Gegensatze zu dem widersinnigen Verfahren Englands und Nordamerikas, das so viel Unheil gerade über die Schwarzen bringt. Jene Regierungen haben die menschliche Natur und die besonderen Eigenschaften der Neger in Erwägung gezogen, haben Uebergänge aus dem Zustande der Hörigkeit in jenen der Vollfreiheit angeordnet, die Neger auf eine bestimmte Zeit unter die Obhut des Staates gestellt und die weißen Eigenthümer entschädigt. Die niederländische Regierung, in der Besorgniß, daß auf die freien Neger, sobald diese sich völlig selbst bestimmen können, bei der Arbeit nicht zu rechnen sei, giebt Prämien zur Aufmunterung der Einwanderung; sie scheint befürchtet zu haben, daß ohne eine solche ihre Colonien dem gänzlichen Verfall überantwortet werden könnten.

Der Stand der Dinge im holländischen Guyana ergiebt sich aus einem Berichte des Gouverneurs der Colonie; das Document ist lehrreich und wir wollen den wesentlichen Inhalt mittheilen.

Am 31. December 1865 waren den ehemaligen Sklavenbesitzern 20,182,178 Francs aus den Schadloshaltungsgeldern ausgezahlt worden; der Rest von 694,773 Francs wurde seitdem auch getilgt.

Einwanderer, welche nach Guyana sich begeben wollen, können in jedem fremden Hafen, in welchem sich ein niederländisches Consulat befindet, an Bord genommen werden. Schiffe, welche Einwanderer bringen, sind von allen Hafengeldern frei.

Am Ende des Jahrs 1865 hatten 1265 Colonisten Verträge mit Arbeitern abgeschlossen; unter diesen befanden sich 684 Chinesen, 410 Neger aus verschiedenen englischen Besitzungen, namentlich aus Barbados, aus Demerara und Berbice, sodann 117 Arbeiter aus Madeira. Die übrigen Chinesen, Neger ꝛc. in der Colonie wollten nach Ablauf ihrer früheren Verträge keine neuen abschließen; sie arbeiten nach freiem Belieben auf den Pflanzungen, oder treiben geringen Ackerbau auf irgend einem Flecke, auf dem sie sich niedergelassen haben, oder halten kleine Buden, in welchen sie Lebensmittel ꝛc. verkaufen. Chinesische Verkäufer machen sehr gute Geschäfte. Die Chinesen nehmen in Guyana, auffallenderweise, mit großer Leichtigkeit die Sitten und Gebräuche der europäischen Colonisten an, einige sind sogar Christen geworden und andere haben sich verheirathet, während die Mehrzahl im Concubinate mit schwarzen Frauen lebt, deren Anzahl jene des männlichen Geschlechts beträchtlich übersteigt.

An Prämien für die Einwanderung sind 1865 für eine Compagnie Chinesen 60,000 Francs bezahlt worden. Man hat sie auf die Plantagen vertheilt, und sie arbeiten vortrefflich. Bis zum 31. December 1865 hatte die Regierung 262,000 Francs für Beförderung der Einwanderung aufgewandt, fast ganz für jene aus China, denn auf die aus Madeira und Barbados entfallen nur 19,000 Francs. In Amsterdam hat sich eine Gesellschaft zur Einführung chinesischer Arbeiter nach Surinam gebildet.

Man hatte daran gedacht, freigelassene Neger aus Nordamerika zur Einwanderung nach Surinam zu veranlassen, ist aber verständiger Weise von dieser Ansicht zurückgekommen. Wenn jene nordamerikanischen Neger arbeiten wollen, finden sie in ihrer Heimath Gelegenheit vollauf dazu. In Guyana würden sie ohnehin den noch bis auf Weiteres unter Staatsobhut befindlichen Schwarzen kaum ein gutes Beispiel geben; diese würden dann Squatter werden, und den Umstand, daß sie eine Hütte und einen Fleck Landes besäßen, zum Vorwande für das Nichtsthun nehmen. „Die schlimmen Folgen davon, daß Schwarze sich auf solchen Flecken niederlassen, treten in den Nachbarcolonien hervor.“

Am liebsten hält der Neger eine Verkaufsbude. Die Zahl derselben ist schon übermäßig geworden; die Regierung will aber nicht dagegen einschreiten, sondern ertheilt Concessionen. Die Zahl der Verheirathungen belief sich 1863 auf 311; die Herrnhuter sagen, daß die von ihnen Freigelassenen, welche Ehen geschlossen haben, sich gut aufführen. Sie und katholische Priester besorgen das Schulwesen und die Resultate sind gut; deshalb bewilligt die Regierung für den Unterricht eine nicht unbeträchtliche Summe. Ferner hat sie 1865 für Hülfsbedürftige und Kranke, für Bekleidung und Begräbnisse 110,000 Francs gezahlt; dazu kommen noch die Ausgaben für das Militairspital.

Zur Zeit der Emancipation besorgten die Pflanzer, daß es

ihnen bald völlig an Arbeitern mangeln werde. Sie schlossen deshalb mit solchen Negern Contracte ab, die zu einer regelmäßigen Arbeit nicht geeignet waren; ihre Absicht dabei war, sie zum Verbleiben auf der Plantage zu veranlassen, damit ihre Frauen und Kinder einige Arbeit verrichten könnten. Man kam aber bald von diesem System ab und überließ solche arbeitsunfähigen Leute der Regierung, welche nun dieselben erhalten muß und sie zu den allerleichtesten Beschäftigungen verwendet. Die Unterstützungen für Bedürftige und Kranke sind jetzt viel höher, denn manche Pflanzer, welche früher für ihre kranken und arbeitsunfähigen Sklaven selber sorgen mußten, haben die freien Leute der Regierung überlassen und diese ist verpflichtet, sie zu ernähren. So erklärt sich, daß der betreffende Ausgabeposten 1865 jenen des Vorjahrs um 25,000 Francs überstieg.

Für die Kranken wird große Sorgfalt getragen; die Regierung will zu diesem Zweck eine Abgabe von 5 Gulden (10 Francs) von jedem freigelassenen und fremden Arbeiter erheben.

Viele Neger verlangten von der Obhut, d. h. Aufsicht, welche der Staat bis auf Weiteres sich vorbehalten hat, entbunden zu werden. Die Genehmigung ist aber nur in seltenen Fällen ertheilt worden. Man geht mit Recht in dieser Beziehung sehr vorsichtig zu Werke, um dem Müßiggange keinen Vorschub zu leisten.

Das Emancipationsgesetz verordnet, daß die Kinder unter Obhut stehen und auf der Plantage bis zu ihrem vierzehnten Jahre bleiben sollen oder auch dort, wo ihre Eltern arbeiten; sie sollen dem Pflanzer in einer ihren Kräften angemessenen Weise behülflich sein und werden dafür verhältnißmäßig bezahlt. Die Regierung thut Alles, um die Wohnungen der freigelassenen Arbeiter in guten Zustand zu versetzen.

Die Emancipirten müssen eine Steuer zahlen, in welcher für sie ein Antrieb zu einigem Arbeiten liegt; diese Abgaben brachten 86,768 Francs ein.

Ueber den sittlichen Zustand der Freigelassenen geben folgende Ziffern Auskunft. In den neun Bezirken der Colonie wurden 2561 Freigelassene bestraft; auf Diebstahl kommen 459 Bestrafungen, Trunkenheit 62, Vernachlässigung der Arbeit 1139, schlechte Aufführung 544, Vagabundiren 118, Entfernung ohne Erlaubniß 147, Gewaltthätigkeiten 92. Gegen die Pflanzer kamen 15 Klagen vor; zwei wurden zu Gefängnißstrafe, 11 zu Geldstrafe verurtheilt und 2 wurden freigesprochen.

Der Gouverneur sagt: „Die Emancipation ist über alle Erwartung gut gelungen, denn im Allgemeinen begreift man den Nutzen der Ueberwachung und der Obhut von Seiten der Staatsregierung.“ Darin liegt allerdings der Schwerpunkt und deshalb kann man die Emancipation als nicht mißlungen betrachten. Was aber kommen wird, sobald die staatliche Fürsorge und Obhut einmal aufhört, das müssen wir abwarten. „Die Lage der Freigelassenen verbessert sich und ihre moralische Führung erscheint genügend.“ Das scheint mit den obigen Ziffern nicht übereinzustimmen. Uebrigens haben viele Schwarze ohne Anstand neue Arbeitscontracte zum Theil für zwei und drei Jahre abgeschlossen; man muß aber nicht vergessen, daß alle unter Obhut stehenden zu solchem Abschlusse verpflichtet sind, und daß ferner, wie der Gouverneur weiter bemerkt, Fälle vorgekommen sind, in welchen die Regierung die Emancipirten zu Zwangsarbeit anhalten mußte.

Der Gouverneur sagt weiter, daß die Pflanzer jetzt mit derselben Zahl von Arbeitern, wie sie vor der Emancipation hatten, eben so viel beschaffen. Wir können unsererseits nicht absehen, wie diese Behauptung richtig sein soll, denn der Gouverneur giebt selber eine amtliche Tabelle über die Ausfuhr von Colonialproducten, welche den Beweis liefert, daß dieselbe sich, mit alleiniger Ausnahme des Kakao, um mehr als die Hälfte vermindert hat. Wenn nun so viel gearbeitet würde wie früher, dann ließe sich diese Erscheinung platterdings nicht erklären. Die Emancipation fand 1863 statt. Die Tabelle giebt die Ausfuhren für zehn Jahre; wir heben daraus Folgendes hervor.

1857.	1863.	1866.
	Zucker:	
31,896,993 Kilogr.	27,365,364 Kilogr.	18,557,326 Kilogr.
	Kakao:	
354,844 Kilogr.	615,922 Kilogr.	911,775 Kilogr.
	Kaffee:	
716,649 Kilogr.	281,540 Kilogr.	28,154 Kilogr.
	Baumwolle:	
556,023 Kilogr.	374,155 Kilogr.	228,010 Kilogr.
	Melasse:	
854,924 Gallon.	625,193 Gallon.	435,983 Gallon.
	Rum:	
112,267 Gallon.	123,732 Gallon.	75,594 Gallon.

Man sieht, der Zuckerertrag hat sich um etwa 26 Millionen Pfund vermindert; der Ertrag des Kaffees um $1\frac{1}{2}$ Mill., der Baumwolle um nicht weniger als 700,000 Pfund. Man muß auch nicht vergessen, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil der Arbeit durch Chinesen beschafft wird. Der Gouverneur gesteht selber zu, daß manche Pflanzer zwei Jahre lang gar keinen Arbeiter bekommen konnten und daß ihre Grundstücke dadurch völlig entwerthet worden seien. Die Zustände, so schließt er, werden sich „befriedigender gestalten, wenn die Aufsicht von Seiten des Staates gut ausgeübt wird und die Einwanderung zunimmt. Die Zukunft Surinams hängt davon ab, daß die Staatsaufsicht und die Einwanderung fortdaure; das muß alljährlich und in jedem Berichte betont werden“.

Es geht aus dem Documente hervor, daß die Colonie völlig zu Grunde gerichtet würde, sobald man die Verpflichtung der Neger, Arbeitscontracte zu schließen, aufhöbe. Und auch diese Verpflichtung reicht noch nicht aus; man muß nothwendig asiatische Arbeiter zur Beihülfe nehmen und allmälig deren so viele ins Land schaffen, daß die Neger zuletzt entbehrlich werden.

Ameisen in Brasilien.

Von J. J. von Tschudi's Reisen durch Südamerika ist der dritte Band erschienen (Leipzig, F. A. Brockhaus). Wir haben die beiden ersten Bände früher eingehend besprochen und werden auch auf den vorliegenden näher eingehen. Heute wollen wir nur bemerken, daß derselbe die Reise nach der Provinz Espiritu Santo und eine Wanderung durch verschiedene Theile jener von Rio de Janeiro enthält. In einem besondern Capitel werden die einst vielbesprochenen Parceria-Colonien in der Provinz San Paulo geschildert, in einem andern die deutschen Ansiedelungen in Santa Catharina. Der Inhalt auch dieses Bandes ist wieder ungemein belehrend und die Darstellung ohne jene Leidenschaftlichkeit, die sich seit Jahren in den meisten Arbeiten, welche brasilianische Verhältnisse erortern, geltend macht. Werthvoll sind ferner die Mittheilungen über die Ackerbauverhältnisse, welche Herr von Tschudi eingehend erörtert. Auch die „kleinen Feinde“ der Landwirthschaft finden die gebührende Berücksichtigung,

und wir wollen, als Probe der Behandlung, den Abschnitt über die Wanderameise mittheilen. —

Die brasilianische Agricultur liegt mit einem zwar kleinen, aber sehr hartnäckigen und gefährlichen Feinde, dessen Verwüstungen den Landwirth fast zur Verzweiflung bringen, in stetem Kampfe, ohne ihn beseitigen zu können. Dieser gewaltige Gegner ist die schwarzbraune sogenannte Wanderameise (Atta Cephalotes), im mittlern und nördlichen Brasilien Tanajura, im südlichen Sauvas genannt. Fast alle Reisenden, die über das tropische Südamerika geschrieben haben, erwähnen dieser Ameise, besonders ihrer Wanderungen, ihrer Kraft und ihrer Verheerungen; ich will daher einige speciellen Bemerkungen über ihre Lebensweise beifügen.

Von den ersten Tagen des October bis zu Anfange Decembers verlassen die überzähligen Männchen und Weibchen in zahlreichen Schwärmen die großen schon mehrere Jahre alten Ameisenhaufen. Sie fliegen oft Stunden weit, ehe sie sich niedersetzen, oft aber lassen sie sich auch in unmittelbarer Nähe des Mutterhaufens nieder und wählen dazu vorzüglich Wege, kürzlich gereinigte Pflanzungen, am liebsten sonnige etwas kahle Plätze. Ob die Befruchtung der Weibchen während des Fluges oder später auf der Erde stattfindet, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben. Die Männchen werden gewöhnlich am folgenden Morgen auf dem Platze, auf dem sie sich niedergelassen haben, todt gefunden; die befruchteten Weibchen hingegen gehen eine Zeit lang unruhig umher und suchen sich den geeignetsten Platz für ihre künftige Wohnung. Haben sie diesen gefunden, so beißen sie sich die Flügel ab, bohren sich bis ungefähr 8 Zoll tief senkrecht in die Erde ein und erweitern das untere Ende dieses Ganges zu einer Hohlung (panella), gerade groß genug zur Aufnahme der Eier. Da die Ausflüge vorzüglich bei schwüler Luft, gewöhnlich vor Gewittern stattfinden, so geht eine große Anzahl der befruchteten Weibchen schon bei dieser Arbeit durch die starken Regengüsse zu Grunde; vielen andern wird während des Fluges der Hinterkörper mit den Eierstöcken von der Tesoura, einem Fliegenschnapper (Muscicapa tyrannus), weggeschnappt. Der Drang zum Eierlegen ist aber so gewaltig, daß der Vorderkörper der Ameise, welcher auf die Erde niederfällt, gleichwie die unbeschädigten Weibchen, unverzüglich beginnt sich einzubohren und damit solange fortfährt, bis Instinct und Leben schwinden.

Sobald das Weibchen mit der Aushöhlung der Panella fertig ist, was immer noch am ersten Abende der Fall ist, so verschließt es den Eingang sorgfältig mit etwas Erde, denn es hat in einer kleinen schwarzen Ameise einen fürchterlichen Gegner, der ihm auf das Lebhafteste nachspürt und, wo sie seiner habhaft werden kann, ihm den Hinterleib wegfrißt. Diejenigen Weibchen, die all diesen drohenden Gefahren glücklich entgangen sind, legen nun in verschiedenen Abschnitten die Eier und zwar zuerst die der Geschlechtslosen oder Arbeiter und dann erst die, aus denen sich die Geschlechtsameisen entwickeln. Nach 4 bis 5 Wochen erscheinen die jungen Arbeiter, beschäftigt, die zu kleinen Panellen zu vergrößern. Indem sie Erde durch die Eingangsröhre hinausstoßen, machen sie dieselbe von außen durch eine bestimmte Form bemerkbar, so daß glücklicherweise wenig Erfahrung dazu gehört, die Wohnungen dieser so gefährlichen Feinde in dem Stadium aufzufinden, in dem sie noch leicht zu vertilgen sind.

Legt man um diese Zeit eine solche Panella bloß, so findet man darin das Weibchen von einer sehr großen Anzahl schneeweißer Larven umgeben, aus denen sich später die Geschlechtsameisen entwickeln. Sobald die Panella einige Zoll Durchmesser hat, dann fangen die Arbeiter an, einen senkrechten Gang circa 9 Fuß tief in die Erde zu bohren und höhlen dort eine sehr geräumige Panella aus, die man die Mutterhöhle nennen könnte. Das Weibchen bleibt mit den weißen stets wachsenden Larven 4 bis 5 Monate in der ersten Panella und bewerkstelligt dann mit ihnen den Rückzug in die Mutterpanella, die nun ihre künftige Wohnung bleibt. Nach weiteren 6 bis 7 Monaten haben die Arbeiter von der großen Höhle aus schiefe Gänge nach der Oberfläche der Erde gebohrt und wieder neue Panellen ausgehöhlt. So entsteht nach und nach im zweiten und dritten Jahre eine solche Menge von Panellen, daß man oft in einer Ameisencolonie 400 bis 500 von 5 bis 7 Zoll Durchmesser zählt, welche alle eine unglaubliche Menge von Ameisen beherbergen.

Diese Panellen sind durch schiefe Röhren untereinander verbunden und communiciren ebenfalls mit der Oberfläche, kommen aber oft erst 60 bis 100 Schritt von dem gerade über der Mutterhöhle liegenden Centralhaufen zu Tage. Die Arbeiter schleppen durch diese Gänge die Lebensmittel herbei. Ob die Panellen in beliebiger Richtung oder nach bestimmten Gesetzen angelegt werden, ist noch nicht ermittelt; sie gruppiren sich aber immer am dichtesten um die Mutterpanella. Die tiefsten liegen oft 18 Fuß senkrecht unter der Erdoberfläche.

Beim Ausgraben einer Ameisencolonie findet man in einem Theile der Panella (sie können Brutpanellas genannt werden) eine weißliche oder bräunliche, äußerst leichte, poröse flaumige Masse, die als abgerundetes Ganze den größten Theil des Raumes, oft einen Fuß im Durchmesser bei 6 bis 7 Zoll Höhe, einnimmt. In dieser feinen, leichten Masse bemerkt man Eier und Larven von verschiedener Größe, zahllose kleine Arbeiter ebenfalls von verschiedener Größe, und in den zu diesen Panellas führenden Wegen und in den Panellas um die Brutmasse herum Arbeitsameisen der bedeutendsten Größe. Die flaumige Masse scheint aus Vegetabilien zu bestehen, die durch einen eigenthümlichen Proceß, wahrscheinlich durch Kauen und Vermischung mit einem Drüsensecret, die Umwandlung in diese poröse Substanz erlitten haben. Man beobachtet in derselben ferner eine unzählige Menge kleiner weißer Pünktchen, die unter dem Mikroskop eine eigenthümlich gezackte Form zeigen und, vielleicht ebenfalls ein Ausscheidungsproduct der Ameisen, den Larven zur Nahrung dienen.

Im zweiten Jahre nach Gründung einer Colonie schwärmen die Geschlechtsameisen zum ersten Mal und dann alljährlich von October bis December.

Die Arbeiter, die sich durch einen sehr großen Kopf bei verhältnißmäßig kleinem Leibe und sehr stark entwickelten Freßzangen auszeichnen, haben eine außerordentliche Kraft. Sie schleppen mit Leichtigkeit Maiskörner und Kaffeebohnen in ihre Wohnung; oft sieht man lange Heerschaaren mit Blattabschnitten, die zwanzigmal größer als die Träger sind, alle Hindernisse überwindend, wo es noththut sich gegenseitig helfend und unterstützend, nach der Colonie hinziehen. Es scheint, daß die Vorräthe, in den Panellas deponirt, dort einen gewissen Grad von Gährung oder Fäulniß durchmachen müssen, ehe sie eine passende Nahrung für die Ameisenlarven abgeben. Nach einigen Beobachtern scheinen die Ameisen den Blättern des Farrnkrautes vor allen anderen den Vorzug zu geben, in zweiter Reihe sich aber hauptsächlich an Culturpflanzen zu halten und unter diesen besonders an Orangenbäume, Kaffeesträucher, Baumwolle und Mandiocastauden. Eine besondere Anziehungskraft für sie haben europäische Fruchtbäume (Aepfel und Birnen), und es ist daher sehr schwer, oft geradezu unmöglich, an Localitäten, wo es viele Tanajuras giebt, solche Obstbäume aufzuziehen, denn kaum haben sich die kahlgefressenen Zweige wieder belaubt, so werden sie von Neuem wieder entblättert.

Der Schaden, den die Ameisen der Landwirthschaft zufügen, ist unermeßlich. Man hat daher alles Mögliche zu ihrer Vertilgung versucht und die kaiserliche Regierung hat selbst einen Preis von 20,000 Milreis für ein unfehlbares Mittel zu diesem Zwecke ausgesetzt, aber es ist noch nicht gelungen, ein solches zu entdecken.

Wie schon bemerkt, ist es zur Zeit des Schwärmens leicht, die befruchteten Weibchen in den ersten Panellas aufzufinden und unschädlich zu machen; auch wenn sie schon die Mutterpanellen

bezogen haben, kann man sie durch Eingießen von Terpentinöl durch die Hauptröhre mit den schwachen Arbeitern und Larven tödten. Wenn aber einmal eine Colonie hinlänglich erstarkt ist, eine große Anzahl von Panellen ausgehöhlt und die Ausgangsstollen getrieben sind, dann ist es sehr mühsam, diese Feinde zu bewältigen. Am zweckmäßigsten geschieht es durch Schwefel- und Steinkohlendämpfe, die in das Innere der Haufen geleitet werden. Um bei diesem Verfahren mit Sicherheit auf vollständigen Erfolg rechnen zu können, muß nach längerer Einwirkung der Dämpfe die ganze Colonie ausgegraben werden, um die tiefliegenden Panellen zu untersuchen, denn gewöhnlich beschränkt sich die Wirkung der Dämpfe nur auf die oberen Höhlen, während die Ameisen in den unteren oft viele Tage lang ruhig zuwarten, bis sich Dampf und Rauch verzogen haben, oder von den Arbeitern neue Gänge gegraben werden. Das Ausheben einer solchen Colonie ist aber eine lange und deshalb auch kostspielige Arbeit, denn es ist oft nöthig, ein Loch von 12 bis 15 Fuß im Cubus auszuwerfen, um die Gewißheit zu erlangen, daß die Ameisen in allen Panellen abgetödtet sind, oder um auf die noch tiefer gelegenen die Dämpfe einwirken zu lassen. Eine solche Arbeit ist auf Fazendas, auf deren Territorium oft Hunderte von Tanajurashaufen liegen und wo die theuern Arbeitskräfte sorgsam für die Agricultur zusammengehalten werden müssen, sehr schwer ausführbar und fast nur in Nutz- und Ziergärten und in Parks anwendbar. Da, wo es das Niveau erlaubt, werden durchschnittlich mit gutem Erfolge kleine Canäle von Teichen und Bächen nach den Ameisenhaufen geleitet und so die Colonien ersäuft.

Man hat vorgeschlagen und auch versucht, durch sinnreich construirte Apparate giftige Gase in die Ameisenhaufen zu leiten. Der Erfolg hat aber den Erwartungen nicht entsprochen, denn erstens ist es fast unmöglich, die Gase durch die unzähligen Verbindungsröhren bis zu einer Tiefe von 18 bis 20 Fuß in die letzten Panellen zu treiben; zweitens ist es ebenso unmöglich, die Mündung aller Ausgangsstollen, die unter Sträuchern, Gras u. s. f. im Umkreise von ein paar hundert Schritten vom aufgeworfenen Haufen versteckt sind, aufzufinden und zu verstopfen. Entgehen aber einige derselben den genauesten Nachforschungen und bleiben offen, so entweichen die Gase durch dieselben und die Colonie leidet wenig Schaden.

Von anderen vielfach zur Vertilgung der Tanajuras anempfohlenen Mitteln erwähne ich nur der Kupfersalze und des Arseniks. Man glaubte z. B. durch Parisergrün die Colonien zerstören zu können. Genauere Beobachtungen haben jedoch nachgewiesen, daß, wenn die Eingänge zu allen auffindbaren Stollen mit dieser Kupferverbindung bestreut wurden, die Haufen mehrere Tage lang wie ausgestorben sind, diese scheinbare Ruhe aber von den Arbeitern benutzt wird, um neue Ausgangsröhren zu graben. Nur bei ganz jungen Haufen kann dieses Mittel von Erfolg sein, aber auch bei solchen darf man sich nicht zu schnell einen günstigen Erfolg versprechen, denn Nachgrabungen haben gezeigt, daß 14 bis 18 Tage nach Anwendung des Parisergrüns die Thierchen ganz ruhig, aber noch lebend in den Panellen sitzen. Arsenik tödtet die Ameisen zwar sicher, läßt sich aber ebenfalls nicht mit Erfolg anwenden: bringt man ihn, mit Mehl vermischt, in die Eingangsröhren, so kosten allerdings viele Arbeiter davon und büßen ihre Naschhaftigkeit mit dem Leben; sobald aber die übrigen diese nachtheilige Wirkung bemerken, berühren sie diese Lockspeise nicht mehr und graben häufig Nebenstollen, um die Berührung mit dem Köder zu vermeiden. Aehnlich verhält es sich mit allen übrigen vorgeschlagenen und versuchten Mitteln.

Die Tanajuras folgen der Cultur Schritt für Schritt und haben auch in Gegenden, in denen sie früher fast unbekannt waren, schon auf eine beunruhigende Weise überhandgenommen, trotz des Menschen mit seinen Spaten, Giften und Dämpfen. Aus der Classe des Thierreiches haben die alten Colonien nur wenige Gegner zu fürchten, denn ihr Muth, ihre Zahl und ihre fast unangreifbaren Wohnungen schützen sie vortrefflich vor ihren Angriffen.

Erst in neuerer Zeit hat man einen kleinen, unansehnlichen, aber erbitterten und gefährlichen Feind der muthigen Tanajuras entdeckt, der unter der Protection des Menschen wahrscheinlich befähigt ist, der stets wachsenden Menge dieser Ameisen erfolgreich entgegenzuarbeiten. In der westlichen Provinz Cuyaba lebt nämlich eine sehr kleine schwarze Ameise, die mit der größten Erbitterung den Tanajuras nachstellt und ihnen die Beine abbeißt. Diese Ameisen kamen, auf welche Weise ist nicht nachgewiesen, aber wahrscheinlich durch Zufall, nach Piracicaba in der Provinz São Paulo und sind dort unter dem Namen Cuyabanos bekannt. Einige Jahre nachdem sie sich gezeigt hatten, bemerkte man eine auffallende Abnahme der Sauvas oder Tanajuras, die dort schon zur Landplage geworden waren, und beobachtete die Verwüstungen der kleinen Cuyabanos unter ihnen. Man widmete denselben nun größere Aufmerksamkeit und versandte sie auch nach anderen Gegenden der Provinz, wo ebenfalls diese Thatsache constatirt wurde. Ich hatte Gelegenheit, in einem Garten von Campinas (Provinz São Paulo) die dorthin versetzten Cuyabanos und die Wirkung ihrer unermüdlichen Thätigkeit an Tausenden fußloser, mit dem Tode kämpfender Sauvas zu beobachten.

Wie es scheint, dringen die Cuyabanos nächtlicherweile in die unterirdischen Wohnungen der Tanajuras und beißen ihnen da sie zu winzig sind, sie anderswo zu packen, die Füße ab. Ihre eigene Kleinheit schützt sie aber wiederum vor den weit auseinanderstehenden und gefährlichen Beißzangen ihrer Gegner. Die auch nur an zwei Füßen verstümmelten Tanajuras können nicht mehr ordentlich gehen, sind also arbeitsunfähig und der Colonie nur eine Last. Sie werden daher von den noch unversehrten Arbeitern ergriffen und sammt ihren abgebissenen Füßen vor die Wohnung hinausgetragen, wo man sie in den Morgenstunden in großer Menge theils todt, theils mühsam sich umherschleppend findet.

Die bis jetzt noch vorliegenden Beobachtungen über den Zerstörungskrieg dieser Thierchen sind lückenhaft und es wäre interessant, wenn sie durch einen an derartige Untersuchungen gewöhnten Forscher ergänzt würden. Wie lange eine Heerschaar Cuyabanos braucht, um eine mehrjährige Colonie von Tanajuras auszurotten, wissen wir noch nicht, doch glaube ich, daß sie wohl Monate dazu bedarf, denn neben ihren Feldzügen haben sie auch noch für ihren eigenen Haushalt zu sorgen und den Larven Nahrung, die aus Pflanzen besteht, herbeizuschleppen. Mir scheint es keinem Zweifel unterworfen zu sein, daß da, wo sich zahlreiche Nester von Cuyabanos befinden, die Tanajuracolonien sich sehr vermindern, möglicherweise durch jene gänzlich vertilgt werden können.

Wie schon bemerkt, hat man wiederholt Versuche gemacht, von Piracicaba aus die Cuyabanos nach anderen Gegenden zu versenden. Die meisten dieser Versuche haben nur einen vorübergehenden Erfolg gehabt, denn aus Unkenntniß der Oekonomie dieser Thierchen hat man nur Arbeiter gesammelt und verschickt und diese sind immer einige Zeit nach ihrer Versetzung wieder spurlos verschwunden. Durch Zufall sind aber einigemal befruchtete Weibchen von Cuyabanos in Säcken mit Zucker, den sie ganz besonders lieben, zur Versendung gekommen, und diese haben sich, am Orte ihrer Bestimmung angelangt, vortrefflich eingebürgert und ihre tanajurafeindliche Wirksamkeit mit bestem Erfolge ausgeübt. Es liegt daher in diesem Zufalle ein Fingerzeig, wie diese nützlichen Thierchen am zweckmäßigsten verschickt werden können. Man suche nämlich ein Nest von den Cuyabanos auf, was aber bei ihrer Kleinheit ziemlich schwierig ist, hebe es sorgfältig aus und verpacke es in ein Kistchen mit dem in Brasilien gebräuchlichen groben Zuckermehl. An ihrem Bestimmungsorte angelangt, setze man die Ameisen mit dem Zucker in ein seichtes Loch in der Nähe einer Tanajuracolonie und bedecke es leicht mit Erde.

Da die Cuyabanos unschädliche Thiere sind, das Mittel also nicht so schlimm wie das Uebel ist (wie dies z. B. bei der Vertilgung der Hausratten durch die Wanderratten und bei manchen anderen Feindschaften im thierischen Haushalte der Fall), so verdienen sie jedenfalls die besondere Beachtung der brasilianischen Landwirthe.

Mehrere Reisende haben von Wanderungen der Tanajuras gesprochen. Ich halte die sogenannte brasilianische Wanderameise, die bekanntlich oft in gewaltigen Heerschaaren daherzieht, auch in die menschlichen Wohnungen dringt, dieselben bis in die entferntesten Winkel in Millionen von Individuen durchstöbert, alles Ungeziefer darin gründlich vertilgt, aber auch alle Eßwaaren aufzehrt und nach gethaner Arbeit ihre Wanderung wieder fortsetzt, für eine von den Tanajuras ganz verschiedene Ameisenart. Die Wanderameise kommt besonders häufig im nördlichen Brasilien vor und wird in vielen Gegenden fast zur Landplage. Ihre Invasionen sind besonders zur Nachtzeit ungemein lästig, denn es bleibt den Bewohnern eines von ihnen überfallenen Hauses nichts anderes übrig, als dasselbe sogleich zu verlassen und ruhig abzuwarten, bis jene ihr Geschäft vollendet haben und das Feld freiwillig wieder räumen. Die ganze Oekonomie der Tanajuras ist der Art, daß sie die Annahme, als machen die Arbeiter großartige sehr entfernte Wanderungen, ausschließt.

Man findet zuweilen beim Oeffnen der Tanajuracolonien in oberen Panellas schlangenartige, blinde, geringelte Eidechsen, Arten von Amphisbänen (A. flavescens u. a.), A. fuliginosa; diese Blindechsen sind bei den Brasilianern unter dem Namen „zweiköpfige Schlangen" (Cobras de duas cabezas), weil das Kopf- und Schwanzende auf den ersten Blick nur schwer zu unterscheiden sind, bekannt und obgleich sie keinen Giftzahn haben, folglich ganz unschädlich sind, als äußerst giftig sehr gefürchtet.

Es ist in dem Haushalte der Tanajuras eine auffallende Erscheinung, daß diese mitten in ihren unterirdischen Wohnungen ein fremdes Thier von der beträchtlichen Größe der Blindechsen (sie werden 18 bis 20 Zoll lang und daumensdick) ganz ungestört dulden, um so mehr, als sie sonst die erbittertsten Feinde aller lebenden Wesen sind und jedes Thier, das sich unvorsichtigerweise ihren Colonien nähert, wüthend überfallen und durch ihre Zahl und Kraft selbst Schlangen von mehreren Fuß Länge und Säugethiere von der Größe eines Eichhörnchens bewältigen und tödten. Welchen Grund diese Association habe, ist noch nicht nachgewiesen. Die Brasilianer haben den frommen Wahn, die Ameisen nehmen die blinde Echse aus Mitleid in ihre Wohnungen auf und tragen ihnen Nahrung zu! Gewiß ziehen der Gast und die Hausherren gleich große Vortheile aus ihrem Zusammenleben, sonst würde es nicht so allgemein und ungestört vorkommen*). Uebrigens enthält weder jeder Tanajurahaufen eine Blindechse, noch lebt jede Blindechse in einer Ameisencolonie. Ich habe auch Amphisbänen wiederholt aus seichten, wie mir scheint selbstgegrabenen Löchern aus Kaffeebergen erhalten. Eine andere ebenso gefürchtete „zweiköpfige Schlange" hält sich hauptsächlich an feuchten Stellen, 1 bis 2 Schuh tiefer unter der Erde auf. Es ist die nackte, im frischen Zustande mit einem klebrigen, schleimartigen Ueberzuge bedeckte schlangenförmige „Blindwühle" (Caecilia annulata). Sie wird besonders bei Erdarbeiten, z. B. beim Anlegen und Repariren von Straßen, in feuchtem Boden gefunden. Diese interessanten, in ihrer Oekonomie noch wenig bekannten Thiere bilden ein Mittelglied zwischen Fröschen und Schlangen.

*) Soviel mir bekannt ist, werden die Amphisbänen vorzüglich in sehr alten Colonien entweder in dem großen Haufen der von den Ameisen aus ihren Bauen heraufbeförderten Erde, oder in einer feuchten leeren obern Panella gefunden, äußerst selten in einer tiefern. Hier legen sie auch ihre Eier. Wird ein Ameisenhaufen ausgeräuchert, so ergreifen sie, sobald die Wirkung des Blasebalges beginnt, schleunigst die Flucht. Es sind in den obern Panellas auch schon Eier der Schlange Sipó (Coluber bicarinatus) gefunden worden.

Auf der mexicanischen Halbinsel Yucatan.

Die weißen Menschen im tropischen Theile des ehemals spanischen Südamerika nehmen in höchst bedenklicher Weise an Zahl ab oder vermehren sich doch nicht in dem Verhältniß, in welchem die Zahl der Dunkelfarbigen anwächst. Während man früher für Mexico ungefähr 800,000 bis 1,000,000 Leute von europäischer Abstammung annahm, hat sich jüngst herausgestellt, daß diese Ziffer so ziemlich um die Hälfte verringert werden müsse. Und auch dann darf man noch keine strenge und genaue Blutprobe anstellen. Der Mestize wie der Mulatte hegt überall eine tiefe Abneigung gegen den Weißen, aber er möchte selber gern für einen solchen gelten, und einen brasilianischen Mulatten versetzt man sofort in eine günstige Stimmung, wenn man ihn als Senhor branco, Herr Weißer, anredet.

Fassen wir Mexico ins Auge, so finden wir dort in manchen Gegenden die Zahl der Menschen von rein europäischer Abstammung verschwindend klein. Das gilt namentlich auch von der in vieler Beziehung höchst interessanten Halbinsel Yucatan, welche einen besondern Staat bildet, aber schon ihrer Lage wegen mit den übrigen Gegenden der mexicanischen Lande in geringer Verbindung steht. Sie reicht zwischen dem mexicanischen Golf und dem Busen von Honduras weit in den atlantischen Ocean hinein und grenzt an das Gebiet von Guatemala. Sie ist ohne Häfen und nur einmal in jedem Monate legt ein Dampfer auf der Rhede von Sisal an der Nordküste an. Dieser kleine Ort bildet den Seeplatz für die etwas landein liegende Stadt Merida; nach Südosten hin liegt Valladolid, am westlichen Gestade Campeche. Außer diesen drei ohnehin nicht bedeutenden Städten sind die übrigen Ortschaften klein und Alles zeugt von Verfall.

Welch ein Gegensatz zu den Tagen, da diese Halbinsel ein Culturland der eingeborenen Amerikaner war! Als John Lloyd Stephens 1849 Yucatan durchwanderte, fand er binnen neun Monaten mehr als vierzig in Ruinen liegende Städte, zum Theil mit so großartigen Prachtbauten, daß dieselben den Vergleich mit den großartigsten aller anderen Länder aushalten. Diese Erscheinung ist um so merkwürdiger, da ganz Yucatan keinen einzigen Strom besitzt; die Halbinsel ist lediglich eine große Bank von Kalkstein, die nur eine sehr geringe Höhe über dem Meere, und, wie schon angedeutet, hafenlose Gestade hat. Die Schiffe müssen einige Meilen weit von derselben ankern und die Ein- und Ausschiffung ist immer gefährlich, namentlich bei Nordwind.

Das Klima ist heiß und für Europäer erschlaffend; man kann dasselbe jedoch im Uebrigen als gesund bezeichnen, denn Sümpfe, aus welchen schädliche Miasmen sich entwickeln könnten, fehlen und die Luft ist trocken. Die Küstenpunkte machen insofern eine Ausnahme, als daselbst dann und wann das gelbe Fieber sich zeigt. Die einförmige Ebene hat an vielen Stellen Buschwald und ist ungemein monoton.

Die Zahl der Bewohner mag etwa eine halbe Million betragen; davon sind vier Fünftel Indianer. Wer in Sisal, einem

Flecken mit nicht mehr als zwölfhundert Einwohnern, ans Land geht, findet am Strande sogleich, daß die dunkelfarbigen Menschen an Zahl überwiegen und daß sie nur geringe Bedürfnisse haben, denn sie gehen sehr spärlich bekleidet. Zumeist erscheinen sie hager aber wohlgestaltet. Bei manchem fällt sogleich das Wilde und Düstere im Blick auf, während bei anderen der Gesichtsausdruck nur ernst und melancholisch ist. Manche Männer gehören zu den Indios bravos, d. h. wilden Indianern. Man bezeichnet sie als solche, weil sie Krieg gegen die yucatekische Regierung geführt haben. Die Fehden und Revolutionen nehmen auf der Halbinsel kein Ende und kommen in so großer Menge vor, daß häufig nicht einmal Bericht darüber nach Merico erstattet wird. Als Santa Anna Dictator war, trieb er einen einträglichen Handel mit diesen Gefangenen; er verkaufte sie als „Arbeiter" an die Pflanzer auf Cuba, die ihm für den Kopf 500 Thaler zahlten. Es wurde dabei stillschweigend vorausgesetzt, daß keiner von diesen „Wilden" jemals wieder nach Yucatan zurückkehre. Der Arbeitsvertrag, zu welchem diese Gefangenen im Auslande gezwungen wurden, lautete auf zehn Jahre. Wenn gerade Frieden ist, kommen Indios bravos auch an die Küste und in die Städte, und dann kann Niemand ihnen etwas anhaben.

Im Maimonat ist Alles so dürr, wie der Sand der Sahara; man sieht im innern Lande kein Grün, bis im Juli Regen fällt, durch den plötzlich ein üppiger Pflanzenwuchs ins Leben gerufen wird.

Die heutigen Indianer in Yucatan gehören dem Volke der Maya's an; sie sind unmittelbare Nachkommen der braunen Männer, von denen die jetzt in Ruinen liegenden Prachtbauten herrührten. Durch die spanische Eroberung ist ein Bruch in ihr ganzes Leben gekommen, aber die Erinnerung an frühere bessere Tage lebt noch in den Maya's unserer Tage. Es liegt in allen diesen Menschen eine tiefe Melancholie, sie sind schweigsam und scheinen sich in ihr Schicksal zu fügen. Aber oftmals bricht der

wilde Ingrimm hervor und gerade in Yucatan nehmen alle Revolutionen den Charakter des Racenkampfes an. Dann haben die Indianer sich auch gegen die christlichen Priester aufgelehnt, die für Taufe, Trauung und Begräbniß so hohe Kirchengebühren erheben, und manchen derselben erschlagen. Für die Mordthat erfleheten sie dann Verzeihung von den Heiligen, deren man ihnen eine größere Anzahl gebracht hat, als der Kalender Tage zählt. Zuweilen sind in den Indianerkriegen die weißen Leute aus dem ganzen innern Lande vertrieben worden und haben Schutz in den wenigen größeren Städten gesucht, die auch ihrerseits von Schwärmen brauner Krieger umzingelt waren und in der äußersten Gefahr schwebten.

Es heißt, daß die Indianer Yucatans vom Kaiser Maximilian bessere Tage hofften, gewiß ist, daß die Kaiserin ein lebhaftes Interesse für die schwer heimgesuchte Halbinsel und das Volk derselben bethätigt hat.

Unsere Illustration zeigt keinen reinen Indianertypus. Der Dame sieht man auf den ersten Blick an, daß sie gemischtes Blut in den Adern hat. Es soll wenige reinweiße Creolinnen in Yucatan geben; man lobt sie, wohlverstanden nach spanischen Begriffen, als häuslich, aber so einfach und mehr als saloppe ihre Tracht im Haus ist, um so mehr überladen sie sich mit Schmuck, wenn sie zur Kirche oder auf den Ball gehen. Dann tragen sie den Fustan, ein weißes Gewand, das mit blauen, gelben oder rothen Stickereien verziert ist. Der Ueberwurf „Uipile" läßt Arme und Schultern entblößt; ein weißer Schleier läßt die Rabenschwärze des Haares und den bräunlichen, mehr oder weniger gedunkelten Teint scharf hervortreten. Der Mann neben der Mestizin hat den Typus eines reinen Kaukasiers. Er ist von ungemischtem, europäischem Blute. Der Soldat, ein Mestize, trägt einen lackirten Hut, einen blauen Kittel und weiße Beinkleider. Diese Tracht ist durchaus zweckmäßig in einem so heißen Lande, in welchem man auch Sandalen dem Schuh oder Stiefel vorzieht.

Aus allen Erdtheilen.

Livingstone in Afrika. In der jüngsten Zeit ist von verschiedenen Seiten her die Hoffnung rege gemacht worden, daß der unternehmende Reisende doch noch am Leben sei. So telegraphirte der englische Consul Chnrchill in Kairo am 20. November nach London, daß Livingstone sich vor sieben Monaten in Marunga befunden habe, nach Osten (?) hin vorgegangen sei und sich am Ufer des Tanganyika-Sees befunden habe.

Ferner. Roderich Murchison erhielt einen aus Sansibar vom 28. September datirten Brief von Dr. Kirk. Dieser war bekanntlich Livingstone's Begleiter auf dessen voriger Reise. Jetzt schreibt er, daß er einen eingeborenen Handelsmann gesehen habe, der vom westlichen Ufer des Tanganyika-Sees zurückgekommen sei. Dieser erzählte ihm ausführlich, daß er in jener entfernten Gegend einen weißen Reisenden gesehen habe. — Dr. Kirk meint, das werde wohl Livingstone gewesen sein. Wir unsererseits begreifen aber in diesem Falle nicht, daß Livingstone jenem Kaufmanne keinen Brief mitgegeben hat. Wir wissen aus Burton's Werk, daß arabische Kaufleute von Kaseh in Unyanuesi aus allerdings den Tanganyika-See besuchen und auch auf das westliche Ufer desselben hinüberfahren, namentlich um Elfenbein zu kaufen. Sie stehen alle mit Sansibar in Verbindung, und deshalb bleibt es befremdend, daß jener „eingeborene Kaufmann" über den „weißen Reisenden" keine bestimmte Auskunft gegeben hat. Bis auf Weiteres erscheint seine Aussage nicht von Belang.

In die Region der Hoffnungen hat sich J. S. Moffat begeben; er lebt als Missionär in der Kapregion, ist ein Schwager des Entdeckers und glaubt nicht an die Ermordung desselben. Die Berichte darüber, so sagt er, stammen alle aus derselben Quelle; sie rühren von Musa und den Johannalenten her. Diese haben aber verschiedene und abweichende Erzählungen gegeben, die sich nicht miteinander vereinigen lassen. Anderweitige Angaben widersprechen den Behauptungen der Johannalente geradezu. Arabische Handelsleute sind aus der unmittelbaren Nähe der Oertlichkeit, in welcher die Ermordung stattgefunden haben soll, zurückgekommen, haben aber nichts von einem Ereignisse gehört, welches nothwendig weit und breit in jenem Lande hätte Aufsehen erregen müssen. Ein Häuptling aus dem Innern hat an den Sultan von Sansibar eine Botschaft gesandt, derzufolge Livingstone in bestem Wohlbefinden durch sein Gebiet gereist sei, das jenseits des Punktes liegt, an welchem sich der Mord ereignet haben soll. (— Es wäre zu wünschen, daß Moffat den Namen und die Landschaft jenes Häuptlings nicht mit Stillschweigen übergangen hätte; wir wissen, daß die Häuptlinge im Westen des Tanganyika-Sees keine Mohammedaner sind und daß sie mit dem Sultan von Sansibar in gar keiner Verbindung stehen, vielleicht nicht einmal wissen, daß ein solcher überhaupt in der Welt ist. Hier ist Aufklärung nöthig; ohne solche hat Moffat's Angabe keine Bedeutung. —)

Moffat fährt fort: Livingstone hatte dreierlei Art von Leuten bei sich: 1) Sipahis (aus Indien); diese konnten Klima und Reisebeschwerden nicht ertragen und kehrten um. 2) Die Johanna-Leute (— von der Comoroinsel Andschuan, denn das ist der richtige Name —); sie kamen auch zurück und gaben die Geschichte der Ermordung zum Besten. 3) Neger. Es ist nie gesagt worden, daß auch sie ermordet worden seien. Was ist nun aus ihnen geworden? —

Durch Kirk war die erste Nachricht über die Ermordung nach Europa gekommen. Moffat legt auf dieselbe keinen Werth. Daß Livingstone seit länger als einem Jahre gar nichts von sich habe hören lassen, sei erklärlich. Als er früher das afrikanische Festland in dessen ganzer Breite durchzog, habe man noch viel länger nichts von ihm vernommen. „Ich selber bin einst ein ganzes Jahr lang ohne alle Verbindung mit der civilisirten Welt gewesen, obwohl nicht so weit ab von derselben wie Livingstone. Wenn dieser sich einmal von dem Weg entfernt hatte, welchen die Karawanen aus dem Innern nach der sansibarischen Küste hin nehmen, dann darf es nicht überraschen, daß er keinen fand, der Briefe von ihm dorthin bringen konnte. (— Aber der oben erwähnte arabische Kaufmann hätte das allerdings gekonnt. —) Ich glaube, daß seine getreuen Neger noch bei ihm sind, und ihn bis ans Ende seiner Reise begleiten wollen; mich würde es gar nicht überraschen, wenn Livingstone an einem Punkte zum Vorscheine käme, wo man ihn am allerwenigsten erwarten sollte. Man hatte einst auch meinen Vater (den ältern Missionär R. Moffat) todt gesagt und behauptet, er sei ermordet, dann er sei verbrannt worden." — Die Johannalente werden in einer schenen Nacht, als Livingstone schlief, davongelaufen sein. —

Man sieht, daß aus allen diesen drei Berichten gar nichts Positives zu entnehmen ist. Gewiß würde die ganze Welt sich freuen, wenn der kühne Reisende wieder zum Vorschein käme und die Wissenschaft würde großen Gewinn aus seinen Berichten schöpfen, denn er zog in Gegenden, welche auf unseren Karten eine weiße Stelle bilden. Aber die Hoffnungen sind schwach und beruhen auf zweifelhaften Angaben oder bloßen Vermuthungen.

Das neue Territorium Alaska. Dasselbe war bisher Schauplatz für die Thätigkeit der russisch-amerikanischen Pelzhandel-Compagnie. Diese hat nun ihren Freibrief sammt allem Besitzthum: Häusern, Ländereien, Schiffen ꝛc., an eine aus zwölf Personen bestehende Actiengesellschaft in San Francisco für 600,000 Dollars verkauft. Die Amerikaner verfehlen nicht, Leben in jene Einöden zu bringen. Wir ersehen aus einer Schiffsliste, daß in der ersten Woche des October ein Fahrzeug von San Francisco nach Sitka in See stach, das Dinge an Bord hatte, welche man in „Walrussia" nie zuvor gesehen hat, nämlich: Feuerspritzen, drei schwere Frachtwagen, eine Kutsche, Ponies, Maulthiere, 200 Schafe, mehrere Kühe, Ochsen und Hühner. Auch zwei Compagnien Soldaten sind dorthin abgegangen, und so kann es nicht fehlen, daß reges Leben in die Einöden kommt.

Das Aufblühen von San Francisco in Californien. Diese Stadt wurde an der Stelle erbaut, wo das mexicanische Dorf Yerba buena stand. Sie ist jetzt zwanzig Jahre alt und hat sich in dieser Zeit zum größten See- und Handelshafen an der ganzen Westküste Amerikas emporgearbeitet. Ihr Wachsthum ist in jeder Beziehung großartig, erscheint aber nur als schwach und klein gegen das, was sie im Fortgange der Zeit werden muß. Ein Adreßkalender, „Langley's Directory" für 1867, welcher erst im October erschienen ist, giebt eine Menge von Notizen, aus denen wir einige mittheilen wollen. Die Bevölkerung ist von 83,223 Seelen im Jahre 1859 auf 131,000 angewachsen; der Adreßkalender giebt die Namen von etwa 45,000 „weißen Männern" an, die das 21. Jahr überschritten haben; weibliche Personen über 18 Jahre nur etwa 27,000; unter 18 Jahren 40,000 Seelen. Die Zahl der Chinesen beiderlei Geschlechts wird auf 3600, der Neger auf 2500 angegeben. Fluctuirende Bevölkerung etwa 9000 Seelen. Kinder unter 15 Jahren 34,710; von diesen besuchen 11,000 die öffentlichen Schulen; die Ausgaben für letztere betrugen 1866: 320,959 Dollars, Einkünfte für dieselben 344,300 Dollars. Es gab außerdem 70 Privatschulen, die von 4250 Kindern besucht wurden; nicht weniger als zwölf die-

ser Anstalten wurden von Jesuiten geleitet, welche allein 3400 Schüler hatten. Protestantische Sonntagsschulen wurden von 6745 Kindern besucht, die katholischen von 3600, die jüdischen von 690. Die Zahl der Juden ist sehr beträchtlich.

Im Jahre vom 30. Juni 1866 bis dahin 1867 wurden 710 Holzhäuser und 340 steinerne Häuser gebaut; in den ersten sieben Monaten von 1867 wurden Grundstücke von mehr als 10,000,000 Dollars verkauft. Die Stadt zählt 17,368 Häuser, wovon 3857 massiv. Für Straßenarbeiten wurden im Rechnungsjahre ausgegeben 1,009,883 Dollars; die Gesammtausgaben für Straßenarbeiten haben von 1856 bis 1867 nicht weniger als 5,439,287 Dollars betragen; dafür sind aber auch 30 Miles Straßen in guten Stand gebracht worden.

An Geistlichen hat die Stadt keinen Mangel, denn es sind deren 101 vorhanden. Schrecken erregend ist die Zahl der Advocaten, die zumeist Handwerkspolitiker sind; ihre Zahl erreicht die furchtbar hohe Ziffer von 409! Viel nützlicher sind 70 Bäckereien, 39 Schuh- und Stiefelfabriken, 26 Kosthäuser, 226 Logirhäuser, 135 Hotels und 120 Restaurateure. Geldmakler 92; Liqueurhändler — 1129! Zeitungen 58; 109 incorporirte Compagnien, 17 Dampferlinien, 12 Eisenbahncompagnien.

Mit dem ausgedehnten Handel geht eine schwunghafte Gewerbsamkeit Hand in Hand. Zwei Wollefabriken lieferten für mehr als 900,000 Dollars Waare, eine Wattefabrik stellte täglich 2000 Pfund Watte her, die Pacific Sägencompagnie für 3,000,000 Dollars Fabrikate. Man zählt 11 große Mahlmühlen, 14 Gießereien und Maschinenfabriken; 10 Fabriken lieferten 2,831,419 Pfund Seife, zwei Firmen binnen 16 Jahren mehr als 5000 Billards. Die Zahl der Brauereien beträgt 24; von diesen lieferten 17 nicht weniger als 76,602 Fässer Bier. Jedes Faß von 30 Gallonen muß 1 Dollar Steuer zahlen. Im Monat August zahlte der Brauer Wieland 3260 Dollars Steuer „an den hungerigen Uncle Sam". Bedeutend sind auch die Glas- und Cigarrenfabriken.

Die städtischen Ausgaben betrugen 1,437,281 Dollars, die Einnahmen 1,623,408 Dollars, Schulden 4,748,667 Dollars; sie werden mit 6,10 Procent verzinst. Drückend sind die inländischen Steuern, welche die Union erhebt; für Schuhe und Stiefel wurden im Jahre 145,270 Dollars bezahlt, für Kleidungsstücke 197,284; für Leder 53,227 Dollars, für Eisenwaaren 50,313 Dollars.

In Sacramento County gewinnt der Anbau von Hopfen eine solche Ausdehnung, daß Californien nach einigen Jahren der Zufuhr entbehren kann. — Die Maschinenfabrikation erfreut sich allgemeiner Anerkennung; sie liefert jetzt Stampfmaschinen selbst für die atlantischen Staaten. — Das Gesammteigenthum ist 1866 abgeschätzt worden auf 96,700,397 Dollars, wovon 43,214,976 auf die fahrende, die übrigen auf die liegende Habe entfallen.

Australien. Wir haben nach einiger Unterbrechung wieder eine Nummer der Melbourner „Germania" (vom 26. September) erhalten. Sie meldet, daß der Mount Gambier in Südaustralien wieder vulcanische Thätigkeit zeige. Man hörte starke Detonationen, empfand leichte Erderschütterungen und aus dem Krater drang Schwefelgeruch hervor. — In Goulburne in Neusüdwales hatte man am 7. September einen Schneefall, der zehn Stunden lang anhielt. — An der Twofolbay fing man am 29. August zwei Walfische, deren Geldwerth über 1000 Pf. St. betrug.

Die Regierung von Neusüdwales hat beschlossen, vom 1. Januar 1868 an die Einwanderung nicht mehr durch Geldmittel zu unterstützen.

Bei Ballan in Victoria ist eine Mineralquelle gefunden worden, deren Wasser mit jenem von Selters fast identisch ist. Die Quelle liegt in einer bisher wenig besuchten, wilden Gegend, etwas seitwärts von der alten, nach Daylesfort führenden Straße, unweit von den Quellen des Mooraboolflusses, die Füllung hat im September begonnen.

An der Moretonbay in Queensland hat man ein reichhaltiges Lager von Meerschaum gefunden.

Die Colonie Victoria zählte am 30. Juni 1867 eine Bevölkerung von 647,000 Seelen, wovon 366,576 männlich und 281,013 weiblich. — Der Handel von Melbourne war sehr belebt; die Einfuhren betrugen vom 1. Januar bis 21. September 8,050,612, die Ausfuhren 7,895,595 Pf. St., also in achthalb Monaten eine Handelsbewegung von mehr als 100 Millionen Thaler.

* * *

Die Russen haben jüngst die ins Eismeer fließende Petschora genauer erforscht, und es hat sich ergeben, daß auch dort im hohen Norden am Flüßchen Anchta sehr ergiebige Petroleumquellen liegen. An der Tsilma fand man Kupfererz.

Der Obere-See in Nordamerika war früher wegen der ungemein ergiebigen Kupfergruben in der Umgegend berühmt. Seit einigen Jahren steigert sich aber dort die Eisenproduction; sie stellte sich 1866 auf 306,256 Tonnen. Das Erz ist vortrefflich und wird mit leichter Mühe gewonnen.

Der Trockendock in San Francisco wird als ein „Wunderwerk am Pacific" geschildert. Der Baumeister ist, wie bei der colossalen Brücke über den Niagara und über den Ohio, wieder ein Deutscher, Herr A. W. von Schmidt. Die Schnelligkeit, mit welcher das Werk hergestellt wurde, hat selbst in Nordamerika seines Gleichen nicht. Die Dimensionen des Docks betragen an der Oberfläche 465 und am Boden 400 Fuß in der Länge, bei einer resp. Breite von 120 und 60 Fuß und einer Tiefe von 22 Fuß, groß genug, um jedes Schiff in sich aufzunehmen. Am 1. September v. J. wurde die Arbeit mit nur 15 Mann begonnen. Anfangs glaubte man gar nicht, daß es möglich sei, den Felsengrund so tief auszuhöhlen als nothwendig war, allein den unermüdlichen Anstrengungen des Ingenieurs ist es gelungen, eine Arbeit in kaum einem Jahre fast zu vollenden, die in den nördlichen Staaten bei allen derartigen Regierungsbauten 5 bis 15 Jahre in Anspruch nahm.

Der Freibrief der Panama-Eisenbahn ist durch den Congreß der Vereinigten Staaten von Columbia, d. h. Neugranadas, auf 99 Jahre verlängert worden. Am 17. August, gleich nach Unterzeichnung des neuen Contractes, zahlte die Gesellschaft sofort eine Million Dollars an den Staat, und sie hat an diesen fortan alljährlich 250,000 Dollars abzuführen. Von dieser letztern Summe erhält der Staat Panama jährlich 25,000 Dollars. Die Gesellschaft behält das Recht, auf der Insel Manzanillo und auch an anderen Stellen die ihr nöthig dünkenden Arbeiten auszuführen.

Am La Plata, wo man früher die Kalköfen mit Schafen heizte (es ist buchstäblich wahr), macht man jetzt einen besseren Gebrauch von diesen Thieren. Man verschifft den Talg und salzt das magere Fleisch ein. Neulich wurde von einem Blatte angegeben, daß die La-Plata-Staaten 35 Millionen Schafe zählten; dagegen bemerkt ein Correspondent der „Brazil and River Plate Mail" (vom 22. October) in einem Schreiben vom 12. September, daß die Provinz Buenos Ayres allein mehr als 50,000,000 Schafe zähle. Wir halten diese Behauptung für stark übertrieben, obgleich nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die Zahl des Wollviehes in den letzten Jahren ganz ungemein zugenommen hat.

Herausgegeben von Karl Andree in Braunschweig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

In der Walachei.

II.

Die Dimbowitza. — Eine Reise ins Binnenland. — Am Fluß Ardschisch. — Der walachische Postillon und die Relaisstationen. — Zigeunerschmiede. — Piteschti. — Kirchen und Klöster. — Geschichtliche Notizen über Rumänien. — Die Privilegien der Geistlichkeit. — Die Walachen im Banate.

Bucharest liegt an der Dimbowitza; ein Sprüchwort bezeichnet dieselbe als ein süßes Wasser und fügt hinzu, daß Niemand wieder fortgehe, wer einmal von demselben gekostet habe. Ein seltsamer Geschmack! Gleich oberhalb einer vielfach benutzten Fuhrt liegen die alten Schlachtehäuser aus der türkischen Zeit. Sie gewähren einen widerwärtigen Anblick. Auf Stangen und an Gerüsten hängen Ochsenviertel und Schöpse, die in ungeschickter Weise auseinander gerissen sind; andere Fleischmassen hängen an Ketten; wollige Schafsköpfe, denen man die Augen ausgerissen hat, stecken die Zunge zwischen den Zähnen heraus; überall stehen dort Blutlachen und herrenlose Hunde halten ein leckeres Mahl. Wer diese walachischen Schlachtereien sieht, wird keine große Mühe haben, dem Genusse des Fleisches zu entsagen und für eine Zeitlang wenigstens der Pflanzenkost den Vorzug zu geben.

Es wird einem nach so vielem Schmutz und übelen Gerüchen in diesem Bucharest förmlich unwohl und man eilt hinaus ins Freie, um reine, frische Luft einzuathmen. Aber

Ein Brunnen bei Bucharest.

auch da draußen findet man wenig Trost oder Erquickung. Man sieht nur Gebüsch, unbebauete Felder, die sich wie Haide ausnehmen, Sümpfe und dann auch Obstbäume neben Dörfern. In einem derselben war der Schwungbaum eines Ziehbrunnens am untern Ende mit Gerippen von Ochsenköpfen verziert; das Ganze gewährte einen höchst primitiven Anblick. So wird es wohl auch in den Dörfern der alten Dacier ausgesehen haben.

„In diesem Bucharest trifft man gar zu vielerlei Dinge, von denen man unangenehm berührt wird; arge Verstöße gegen Recht und Gerechtigkeit, gegen Menschlichkeit und Moralität; man fühlt sich leichter, wenn man die Stadt erst wieder im Rücken hat. Sie steht aber, so wie sie eben ist, in völligem Einklange mit ihrer Bevölkerung, und man könnte auch sagen, mit der in ihr lebenden Gesellschaft. Alles ist Ruine.“ So schreibt der Franzose Lancelot, der aber gern den Walachen ein Compliment sagen möchte. Er stellt sich, als glaube er an eine „Renaissance“, und er hofft, daß all

das viele Arge nur provisorisch sein werde. Daß aber seit 1860 sich die Dinge nicht besser gestaltet haben, daß die Civilisation nicht „vorwärts marschirt“ ist, dafür liefern die Barbareien von 1867 einen bündigen Beleg. Der Franzose betont übrigens, daß er bei den höheren Classen viele Vorurtheile, Kastengeist und Haften an falschen Privilegien gefunden habe. Er ist in dem Irrthume befangen, daß man den Walachen die Civilisation anerziehen könne; leider hätten sie bis jetzt noch nicht genug gute Beispiele, Lehrer, Erzieher und Vormünder gehabt. Aber er meint weiter: „Das Gleichgewicht stellt sich her, die Einsicht wird wohl kommen,“ und mit diesen nichtssagenden Redensarten nimmt er Abschied von Bucharest.

* * *

Eine Reise durch die Walachei bietet einem Europäer manches Neue und Interessante dar. Lancelot hatte einen von den wenigen Bojaren kennen gelernt, welche erkannt haben, daß dem Volke vor Allem Unterricht und Schulbildung nöthig sei. Diesen läßt sich Fürst Brancovano angelegen sein, er hat sogar einige Mädchenschulen gegründet, die er auf eigene Kosten unterhält. Wir wissen nicht, ob dieser würdige Mann unter seinen Standesgenossen Nachahmer gefunden hat. Er ist reich und besitzt auch Güter in der kleinen Walachei. In dieser findet man manche alte Klöster, die architektonisch nicht ohne Werth sind. Brancovano hatte Herrn Lancelot veranlaßt, einen Ausflug dorthin zu unternehmen und ihm seinen Secretair zum Gesellschafter und Dolmetscher mitgegeben. Der Kutschwagen wurde mit den in einem solchen Lande sehr nothwendigen Vorräthen und Lebensmitteln reichlich bepackt; auch fehlte ein Diener nicht, der die Stellen und Aemter eines Paharnik, Pitar und Corturar, d. h. eines Kammerdieners, Mundschenken und Zeltaufsehers zugleich bekleidete. Er saß während der ganzen

Ein Postrelais in der Walachei.

Fahrt auf dem offenen Bocke; als Zeichen seiner Würde hatte er eine Doppelflinte umgehängt.

Die erste Poststation liegt am Ende einer Vorstadt von Bucharest. Der Posthalter erklärte sofort, daß er ganz und gar außer Stande sei, die acht Pferde zu stellen, auf welche die Reisenden ihrem Postscheine (Podoroschna) gemäß ein Anrecht hatten; höchstens vier könne er zur Verfügung stellen. Er log unverschämt, denn gerade jetzt wurden ein paar Dutzend Gäule zur Tränke getrieben. Als man ihn darauf hinwies, entgegnete er achselzuckend, die seien alle müde und ganz und gar abgerackert. Dann beobachtete dieser würdige Beamte ein ehrerbietiges Schweigen; er wartete ab, bis man mit einem Trinkgeld herausrücken werde. So vergingen etwa fünf Minuten. Dann äußerte der „Capitain“, denn das ist sein Titel, er wolle seinen guten Willen zeigen und einen seiner Postillone fortschicken, damit der zusehe, ob etwa frische Pferde verfügbar seien; des Dieners wolle er inzwischen den Reisenden nicht berauben, und deshalb schicke er einen von seinen eigenen Leuten. Der Schelm! Der Postillon ging; es war aber eine ausgemachte Sache, daß er nicht wiederkommen solle. So verging die Zeit. Da stieg der Diener Mathe vom Bocke, nahm den Herrn Capitain bei Seite, unterhandelte kaum eine Minute mit ihm, stieg dann sofort, ohne weiter ein Wort zu sagen, auf seinen Sitz, und nun wurden ohne Weiteres von zwei Postillonen acht Pferde vorgespannt. Der biedere Capitain wünschte glückliche Reise; er hatte einen Brabanter Thaler erhalten, und damit war die Sache in Ordnung.

Die Straße, oder besser gesagt der Weg, führte nach Westen hin bis an den Fluß Ardschisch, an welchem das gleichnamige Kloster sich erhebt; er kommt von den Karpathen herab und läuft eine weite Strecke parallel mit der Dimbowitza, die er unweit von ihrer Mündung erreicht. Die Ufer der Dimbowitza sind nicht eben niedrig und das „süße Was-

ser“ trägt wenig dazu bei, das flache, dürre Land zu bewäſſern; auf Haideſtrecken folgen Maisfelder, die einen ziemlich armſeligen Anblick gewähren. Störche ſieht man in großer Menge; dann und wann kommt eine Pferdeſtation in Sicht und ſie gewährt allemal das Bild des Verfalls und der Armſeligkeit. Wir fügen die Zeichnung eines ſolchen Poſtrelais bei — eine mit Stroh und Rohr gedeckte Hütte, ein dito Stall und ein Ziehbrunnen, — das iſt ein fürſtlich walachiſches Poſtrelais. Der Weg iſt breit, die Pferde rennen immer im Galop und ſcheinen es gern zu thun, und die beiden Poſtillone thun ihre Schuldigkeit.

Der walachiſche Poſtillon iſt eine Charakterfigur. Ans Wind, Wetter und allen Beſchwerden macht er ſich gar nichts; ſein Körper iſt ungemein abgehärtet. Leider wird er in unſeren Tagen ſchon von der modernen Kattuncivilisation berührt, indem die frühere maleriſche Tracht allmälig verſchwindet. Sie beſteht in einer Jacke, welche über dem weitärmeligen Hemde getragen wird; gewöhnlich hat ſie eine helle Chokoladenfarbe und iſt mit allerlei Schnörkeleien, die allemal knallende Farben haben, reichlich verziert; die Beinkleider aus dickem, filzartigem Wollzeuge ſind mit ähnlichen Zierrathen beſtickt oder benäht. Vom Knie ab zieht er Beinſchienen aus demſelben Stoff über die Hoſe; ſie fallen nach dem Fuße hin weit ab, wie die Reithoſen der Mexicaner. Der breite Ledergürtel, mit Zinn beſchlagen, iſt dem Poſtillon ſehr nützlich, weil er ihm den Oberleib ſtraff erhält. In dieſem Gürtel ſteckt ein gewaltiges Meſſer, das die Form eines Handſchar (Türkenſäbels) und eine hölzerne Scheide hat. Es dient aber nicht als Waffe, ſondern erſetzt das Beil, und iſt unentbehrlich zu allerlei Reparaturen, welche auf ſolchen Wegen oftmals nöthig ſind. Dazu kommt ein zweites, gewöhnliches Meſſer; dieſes hängt am Gürtel neben einem Tabacksbeutel. Auf dem Kopfe trägt der Poſtillon eine Mütze von Schafsfell und das lange Haar flattert auf den Nacken hinab, während eine Anzahl Stricke immer in Bereitſchaft gehalten werden. Solch ein Burſch ſieht allerdings etwas wild aus, gewährt aber zu Pferde einen ſehr maleriſchen Anblick.

Walachiſcher Poſtillon.

Er ſitzt prächtig im Sattel und denkt an nichts anderes als vorwärts und immer mehr vorwärts zu kommen, gleichviel ob der Weg gut oder ſchlecht ſei. Die Pferde ſind zu zweien neben und weit aus einander geſpannt. Der eine Poſtillon ſitzt auf dem vorderſten Pferde, der andere reitet das mittlere. Er bearbeitet den Gaul mit ſeinen Abſätzen, klatſcht wie unſinnig mit der langen aber kurzſtieligen Peitſche und wird nicht müde, einen eigenthümlichen Ruf oder Schrei hören zu laſſen, der etwa B'uuaaa—h! lautet, aber von Jedem, der nicht walachiſcher Poſtillon iſt, ſchwer nachzuahmen wäre. Denn die erſte Silbe wird heftig herausgeſtoßen, die übrigen bilden gleichſam ein Echo und das letzte a—h hört ſich an wie ein ſauſender Wind. Der Schrei hat etwas Barbariſches und man ſagt, daß die Pferde ſich nicht recht an ihn gewöhnen wollen. Sobald er ausgeſtoßen wird, ſcheuen ſie und fangen an, wie beſeſſen vorwärts zu rennen.

In der Nähe eines Relais laſſen die Poſtillone gellende Töne erſchallen, die gegen das Ende hin ungeheuer ſcharf werden und auf eine ſehr weite Strecke hin vernommen werden. Manchmal liegen die Halteſtellen ſo dicht hinter dem hohen Strauchwerke verſteckt, daß man ſie erſt ſieht, wenn angehalten wird. Deshalb macht der Poſtillon ſich ſchon aus der Ferne bemerklich, und da er kein Poſthorn kennt, ſo muß die Kehle aushelfen. Aber gewöhnlich ſtehen die Gäule auf einer ſolchen Station noch nicht bereit. Der Stall iſt insgemein weiter nichts als ein Schuppen, unter welchem die Pferde vor Sonne oder Regen Schutz finden. Gewöhnlich weiden ſie aber zerſtreut im Buſch umher und müſſen nicht ſelten von weither geholt werden. Dann ſteigt ein Knecht auf ein hohes Gerüſt, das wohlweislich bei vielen Halteſtellen aufgeſchlagen worden iſt, blickt aus, und wenn er nun weiß, wo die Roſſe weiden, kommt er herab, ſpringt auf den erſten beſten Gaul und fängt ein, was er eben einfangen kann. Darüber gehen manchmal mehrere Stunden verloren.

Inzwiſchen mag der Reiſende ſich ausruhen; ſeine Rippen haben dagegen nichts einzuwenden. Manchmal hat ſolch eine Poſthalterei ſogar den Luxus einer Stube, gewöhnlich aber nur einen Raum, in welchen der Wind durch die elenden Wände hineinpfeift und wo weiter nichts zu bekommen iſt, als ein Glas Waſſer. Für nichts, aber auch für gar nichts iſt geſorgt, und wenn den Wagen unterwegs ein Mißgeſchick betrifft, dann mögen die Reiſenden zuſehen, wie ſie ſich weiter helfen. Auf der Poſthalterei würden ſie nicht einmal einen Nagel oder einen Riemen finden. Man kann vom Glücke ſagen, wenn ein Zigeunerdorf in der Nähe liegt; bei einigen Halteſtellen iſt das der Fall. Bei der vierten Station waren die Räder geſchmiert worden, aber die beiden letzten wollten ſich nicht mehr drehen laſſen. Capitain, Knechte und Poſtillone betrachteten ſich den Schaden, keiner indeß wußte, wo derſelbe eigentlich ſteckte. Nachdem man darüber hin und her verhandelt hatte, ließ man einen Zigeuner holen, an deſſen Schmiede wir ſpäterhin vorüberfuhren. Der Mann kannte ſein Handwerk und die Leute, mit denen er zu thun hatte. Auf den erſten Blick ſah er, wo Abhülfe nöthig war. In der Hand hielt er einen großen Hammer und eine kleine Feile, beguckte Wagen und Räder, taſtete hierhin und dort-

hin, klopfte bald an einer Stelle und dann an einer andern, machte ein bedenkliches Gesicht und feilte an verschiedenen Stellen ein wenig hin und her. Der Schaden bestand darin, daß sich ein paar Schrauben etwas verbogen hatten und er war mit leichter Mühe auszubessern. Das that auch der Zigeuner, aber ohne daß die Walachen es merken sollten. Das viele Trödeln und das Hin- und Herklopfen und Feilen lag in seiner Absicht; die Sache mußte lange dauern, weil er so für seine Bemühungen bessern Lohn fordern konnte.

Es war ungewiß, ob wir noch vor Einbruch der Dunkelheit die Station erreichen konnten, wo übernachtet werden sollte. Unser Diener Mathe wußte sich in landesüblicher Weise aus der Verlegenheit zu helfen, als ihm zwei Postillone jeder mit einem losen Viergespann begegneten. Er schlug seine Flinte an und rief ihnen gebieterisch ein Halt zu. Dann sprang er vom Bocke, ließ unsere Pferde ausspannen, legte die anderen vor, und ohne daß weiter viel geredet wurde, jagten wir weiter. Derartiges Expressen von Pferden, die anderen Leuten gehören, findet keinen Widerstand, weil die Herren Bojaren seit langer Zeit diese Praxis üben.

Wir kamen richtig noch vor Sonnenuntergang in Gaëschti an. Dieses Dorf liegt am Ardschisch in einer fruchtbaren Gegend. Ueber das Wasser hat man eine hölzerne Brücke geschlagen, — aber was für eine! Malerisch war sie in hohem Grad, aber auch nicht minder gefährlich. Die zweiunddreißig Beine unserer Gäule traten bald in Löcher, bald auf vorspringende Balken und immer auf wankende Bohlen. Einige stürzten, verwickelten sich in die langen Stränge und zogen noch einige andere nach sich. Das Ding wurde gefährlich; wir sprangen ab und spannten sie aus. Ein Gasthof war natürlich in Gaëschti nicht zu finden; derartigen Luxus trifft man nur in den größeren Städten an. Aber

Schmiede eines Zigeuners.

der Capitain hatte wenigstens einen Raum zur Verfügung, in welchem die Wände dicht waren und man im Schlafe nicht gestört wurde. Am andern Tage waren wir überrascht, am Wege sehr hübsche Landhäuser anzutreffen, die mitten in ordentlichen Gärten standen und von hohen Bäumen beschattet waren. Der Anblick war erfreulich genug, doch wurde der gute Eindruck verwischt, als wir eine Menge von Frohnarbeitern des Weges ziehen sahen. Die Leute gingen schweigsam und finster dahin, einer hinter dem andern. Sie trugen große, schmutzig weiße Mäntel und waren barfuß, obschon dicker Thau im Grase lag.

Das Flußthal des Ardschisch ist ungemein fruchtbar und verhältnißmäßig gut angebaut. Die ganze Ebene war bis an die bewaldeten, in der Ferne aufsteigenden Höhen mit Weizen bestellt; da wo das Gelände höher wurde, trat der Mais an dessen Stelle. Die Landschaft war sanft und anmuthig, aber in dem Gesichtsausdrucke der Menschen liegt etwas zugleich Wildes und Trauriges. Die Dörfer sind elend, aber in einer so freundlichen Umgebung nehmen sie sich, besonders aus einiger Entfernung gesehen, recht hübsch aus.

Piteschti, das schon von weitem sichtbar wird, ist eine der ältesten Städte der Walachei und jetzt Hauptort eines Bezirkes, liegt an der nach Siebenbürgen führenden Straße, besteht aus einem Gewirr dunkler Holzhäuser und hat nicht einmal einen Glockenthurm. Doch sind einige steinerne Häuser vorhanden, die indeß erst in der allerneuesten Zeit errichtet worden sind und sich europäisch ausnehmen; sie bilden inmitten ihrer Umgebung ein ganz fremdartiges Element. Wir sahen dort zwei aneinander gekettete Galeerensklaven, welche mit Eschenzweigen die Straße rein fegen sollten; sie thaten das auch so behende, daß sie eben nur etwas Staub in die Höhe trieben. Diese Verbrecher sahen nicht traurig aus; die anderen Leute unterhielten sich ganz freundlich mit ihnen, drei Soldaten, welche als Wache nebenher gingen, halfen bei

der leichten Arbeit und ein Unteroffizier spazierte gemächlich auf und ab.

* * *

Wir kamen nach Ardschisch, das nördlich von Piteschti, der siebenbürgischen Grenze näher liegt und als Kurtes Ardschisch einst Landeshauptstadt war. Für den Gründer gilt der Woywode Rudolf der Schwarze (der Negru Woda) um das Jahr 1250; er fing an eine Kirche zu bauen, die in ihrer Weise bemerkenswerth ist und erst 1518 vollendet wurde. Das Flußthal ist hier noch sehr eng und die Stadt wird eigentlich nur von einer einzigen langen Straße gebildet; die Häuser sind auch hier von Holz. Dem Ufer entlang und auf den Anhöhen liegen dann noch viele Hütten zwischen Baumgruppen oder in Maisfeldern zerstreut. Das Kloster, welches im Lande weit und breit berühmt ist, liegt

Eine Bojarin.

etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, unweit von der Straße, die von Bucharest nach Hermannstadt in Siebenbürgen führt, auf einer Erhöhung am linken Ufer des Flusses. Die Kuppeln der vier Thürme sind mit Zinn gedeckt, und von ihnen aus hat man einen Blick auf die südlichen Ausläufer der Karpathen. Im Mittelpunkte des Klosters befindet sich die Kirche.

In den walachischen Klöstern ist die Gastfreiheit zu Hause. Als wir in jenes zu Ardschisch hineintraten, traf unser erster Blick auf den Bischof. Er saß auf einem großen steinernen Söller unter einem aus leichtem Zimmerwerk aufgeführten Verschlage und war von mehreren langbärtigen Mönchen umgeben. Sie trugen schwarze Kleider und standen schweigend und achtungsvoll da. Der Prälat empfing uns mit einer majestätischen Güte und Freundlichkeit, sorgte selber dafür, daß wir ein behaglich eingerichtetes Zimmer erhielten und stellte uns einen seiner Mönche zur Verfügung.

Das ganze Leben und Weben in diesem man kann sagen

orientalischen Kloster rückt uns in eine Umgebung, die wir im übrigen Europa nicht wieder finden. Man glaubt byzantinische Miniaturbilder, in Lebensgröße übertragen, vor sich zu sehen. Die Haltung dieser Mönche war so ruhig, daß sie beinahe starr erschien; ihr Einherschreiten war gemessen, die Bewegungen hatten etwas Strenges an sich. Als aber der uns zur Gesellschaft oder auch zur Bedienung angewiesene Mönch Athanasius nicht mehr in Gegenwart des Oberhirten war, löste sich seine Zunge; er wurde überaus gesprächig, hieß uns willkommen, sprach viel vom Segen des Himmels, den er auf uns herabwünsche, und brachte dann, was nicht minder willkommen war, einige Erfrischungen. Der gute Mönch, er wartete uns mit Freuden auf. Seine Hautfarbe war gelblich, sein langes Haar schwarzbläulich, seine Backenknochen standen weit hervor, er sah fast aus wie ein junger Büffel, und sein wohlgemeintes Lächeln verschönerte ihn keineswegs. Aber was ging das uns an; der Mönch war gut, freundlich, gesprächig und ließ sich

Walachischer Bauer im Staat.

mit uns Hähnchen mit Rosinen und Drageschaner guten Wein trefflich munden.

Die Kirche in Ardschidsch gleicht in ihrem Entwurf einem byzantinischen Reliquienkasten; dasselbe gilt auch von der Durchführung des Plans. Sie ist wegen ihrer Ornamentirungen berühmt, welche allesammt byzantinischen Miniaturen nachgebildet worden sind.

In jener Gegend liegen noch andere Klöster, unter denen das von Cosia an der Aluta zu den ältesten gehört. Der Weg dorthin führt von Ardschisch aus gen Nordwesten in eine Gebirgsgegend hinein, wo die kahlen Höhen steil abfallen und der Weg sehr schlecht ist. Die nicht selten pyramidal gestalteten Felsen sind wild über einander aufgethürmt, die Thalschluchten tief eingerissen, der Pflanzenwuchs ist nur spärlich und doch wohnen Menschen dort. An manchen Stellen sieht man armselige Hütten, die theilweise von einer Felsenhöhle gebildet werden; an den Abhängen klettern magere Ziegen umher. Unter den erwachsenen Leuten sind viele durch ganz ungeheure Kröpfe verunstaltet, die in manchen Familien erblich sind, gewöhnlich am Halse sich entwickeln, dann

das Gesicht ergreifen und weiter bis in die Achselhöhlen, auf die Arme, die Hüften, die Schenkel und die Knie gehen, so daß eigentlich der ganze Mensch mit Kröpfen bedeckt ist. Die Auswüchse sind glänzend und bläulich, werden allmälig immer größer, treiben Buckeln von der Größe einer Kartoffel auf ihre Oberfläche und verstellen die unglücklichen Menschen in einer ganz furchtbaren Weise. Man will wissen, daß diese Leute von mongolischer Abstammung seien. Ein Mann, der eine Art von Dorfältesten vorstellte, kam auf uns zugeritten, auf einem Gaule, der mit seinem dicken Kopfe, seiner langherabhängenden Mähne und seinem Gerippe mit dem Reiter durchaus harmonirte. Der Mann hatte sich in Schaffelle gehüllt, die mit einigen Spangen und einem um die Hüften gewundenen Stricke befestigt waren. In diesem Stricke steckte, auf dem Rücken, ein Beil. Die Gesichtsfarbe spielte ins Gelbgrünliche, die Backenknochen standen weit hervor, die Nase war kurz und aufgeworfen, das Auge klein und tiefliegend, das schwarze Haar hing straff herab. Dieser Dorfälteste mochte wohl von den Mongolen abstammen, die siegreich auch bis in die Walachei vordrangen und von denen einige im Gebirge zurückblieben; er war außerdem einarmig und hatte ein hölzernes Bein; es versteht sich, daß er mit Kröpfen gleichsam bedeckt war. Die Walachen vermeiden jeden Verkehr mit diesen Leuten und rühren keinen Kröpfigen an.

Nachdem man einen Berggipfel überstiegen hat, kommt man in das Flußthal des Topologu, in welchem stattliche Nußbäume wachsen; dort liegt Suici, wo der Weg für Pferde aufhört; wer weiter will, muß Ochsen vorspannen.

* * *

Von geistiger Entwickelung ist in der Geschichte der Walachei keine Rede. Sie dreht sich um Kriege, Fürsten, Geistlichkeit und Kirche, um Bojaren und Edelleute. Im Mittelalter geht sie eigentlich von dem oben erwähnten Ardschisch aus, das für die staatliche und kirchliche Hauptstadt galt, aber doch, im Vergleiche zu den europäischen Städten, ein armseliges Nest war. Die Dakoromanen der römischen Zeit waren schon früh zum Christenthume bekehrt worden, und um 360 verkündete Bischof Ulfilas den dort als Eroberern im Lande wohnenden Gothen das Evangelium. Es war ganz erklärlich, daß die Christen in den unteren Donauländern ihre kirchlichen Einflüsse von Konstantinopel aus empfingen und nach dem Ausbruche der großen Spaltung zwischen Rom und Byzanz der orientalischen Kirche sich anschlossen. Sie nahmen das Abendmahl unter beiderlei Gestalten, tauchten den Täufling unter, ließen den heiligen Geist von Gott Vater allein ausgehen und verwarfen die Suprematie des römischen Papstes.

Radu Negru, der schwarze Rudolf, gilt für den Stifter und Gründer des Fürstenthums in der Walachei. Er war Herr der Stadt Fogarasch in Siebenbürgen um 1241, als die Mongolen unter Batu Chan das Land überschwemmten. Auf seinem Zuge über die Karpathen nach Süden hin folgten ihm viele seiner Landsleute; sie verbündeten und verbrüderten sich mit ihren Stamm- und Sprachgenossen, welche im und am Gebirge nach der Donau hin und am linken Ufer der Aluta theils als Wanderhirten, theils als seßhafte Ackerbauer lebten. Dann bauete er am Fuße der Karpathen Kimpulungu (Kimpolung) und trat als Herzog des rumänischen Landes auf. Er trug Sorge, die in Trümmern liegenden Städte Tirgowischt (Turgwici), Bucharest (Bucuresci) und Piteschti wieder aufzubauen, hielt Hof in Ardschidava, welches darum noch heute Kurtea- (Hof-) Ardschisch genannt wird. Auf Antrieb seiner Gattin bauete er dort ein Kloster. Michael Bassaraba, Ban von Krajowa (der sogenannten kleinen Walachei zwischen der Aluta und der Donau), war ins Gedränge gekommen, als der König von Ungarn dieses Gebiet den Johanniterrittern angewiesen hatte. Um sich dieser zu erwehren, erkannte er 1247 jenen Radu Negru als seinen Oberherrn an. Beide Fürsten erwehrten sich gemeinsam der Magyaren und gaben dann ihrem Volk ein Gesetzbuch, welches bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Geltung stand.

Walachische Bäuerin im Putz.

Alle Rumänen waren, ihm zufolge, gleich, weil sie alle Krieger waren, entweder active (Masnagi, Mosnegi, Masnada, Masnieri, Mesnades, Miles) oder nicht mehr activ (Masterrani, Masneni; daher die heutigen Mos'negi und T'erani, d. h. militairische Grundbesitzer des Staates). Grund und Boden gehörten dem Staate, der allein die domnia, die unbedingte Mas'ia hatte. Man hatte ihn in zwei Classen getheilt, in jene der Terrani oder Mos'neni und die des

Staates oder der Gemeinde. Die Mos'uegi allein hatten ein Recht auf die Communalbesitzungen; sie waren aber nicht Eigenthümer derselben, sondern nur Besitzer. Wenn der Inhaber starb, erbte nicht etwa seine Familie, sondern die Ländereien fielen an den Staat zurück. Das Volk wählte den Herzog; die Söhne desselben erbten dessen Titel nicht. Der Herzog besetzte alle Stellen; ein Rath von zwölf Aeltesten stand ihm zur Seite; bei wichtigen Angelegenheiten wurde eine Volksversammlung berufen. Das Land war in Gerichtsbezirke eingetheilt und das Recht wurde von Schupanen gesprochen. Alle Kinder eines Vaters hatten gleichen Anspruch auf den Nachlaß; der Adel war persönlich und vorübergehend; jeder Mos'nag und jeder Mos'nan war ein Edelmann. Der Fürst führte den Titel: Herzog der Moldo-Wlachen, d. h. der Rumänen im Gebirge und im Flachlande. Es gab keine Auflagen (Bîr) noch Abgaben (Tacsa), sondern nur Beisteuern (Cisla), zu welchen die Gemeinden sich freiwillig verstanden. Das Volk zahlte einen Zehnten an den Staat und einen andern an die Kirche; die übrigen acht Zehntel verblieben ihm. Die beiden ersteren waren anfangs nur eine freiwillige Gabe; auch wurde jene an den Staat als Dare (geben, don, donum, Geschenk) bezeichnet; jene an die Kirche wurde in Geld und Naturalien geleistet und hieß Daj Dei, Gottesgabe.

Radu Negru ordnete das Kirchenwesen und setzte Hofämter ein; er stellte auch die Titel fest. Die Minister wurden als Camarasi (Kämmerer) bezeichnet, die Secretaire als Grammatici, die Gehülfen als Slugeri, der Mundschenk als Pocularnik ꝛc.

Solch eine allgemeine Gleichheit ist ein Beweis für die unentwickelten, einförmigen und noch ungegliederten Verhältnisse rückständiger Völker; wir finden sie heute auch noch bei den Serbiern. Aus ihr wächst aber unter Umständen leicht ein privilegirter Stand empor, wie wir das auch in Rußland sehen, wo bis 1556 alle Leute gleich frei waren. Radu's Gefährten konnten in dem von ihnen besetzten Lande um so eher Grundbesitzer werden, da dasselbe nur schwach bevölkert war und Grund und Boden vollauf zur Verfügung stand.

Die Kirche hemmte, wie so vielfach anderwärts, auch in Rumänien Entwickelung und Fortschritt. Bis zum funfzehnten Jahrhundert hatte sie dort nur einen einzigen Prälaten, der seinen Sitz in Ardschisch nahm und dessen Sprengel die Rumänen in der obern Walachei, in Siebenbürgen und Ungarn umfaßte. Jene in der untern Walachei standen unter dem bulgarischen Bischof von Ternowa oder Silistria. Im vierzehnten Jahrhundert bemüheten sich die Päpste, Rumänien für den römischen Stuhl wieder zu gewinnen; dagegen wirkte mit nicht geringerm Eifer der byzantinische Patriarch. Er ernannte für die Walachei einen Metropolitan zu Bucharest, welcher den Titel Erzbischof von Nicomedia erhielt, und einen andern zu Tirgowischt, den er zum Bischof in partibus von Anasia ernannte. Doch waren die Walachen damit nicht recht einverstanden; sie machten es wie die Moldauer, welche nach dem Concilium von Florenz in der Mitte jenes Jahrhunderts ihren Metropoliten fortgeschickt, die lateinischen Buchstaben, welche bisher im Gebrauch gewesen, abgeschafft und die cyrillische Schrift angenommen hatten. Das kam einer förmlichen Revolution gleich. Man ging so weit, alle mit lateinischen Buchstaben geschriebenen Documente, deren man irgend habhaft werden konnte, zu verbrennen, und darin liegt auch der Grund, daß nur so wenige geschichtliche Denkmäler vorhanden sind. Von da an hatte eine Vereinigung mit Rom keine Aussicht mehr; man las die Messe nicht mehr lateinisch oder rumänisch, sondern slavisch und schrieb nun auch Bücher in der slavischen Kirchensprache, von welcher doch nur wenige Priester etwas verstanden und die dem Volke gänzlich fremd war.

Ignoranz und Fanatismus hatten einen großen Sieg erfochten und das Volk wurde arg verdummt. Ein Verstoß gegen das Beobachten der vier großen Fastenzeiten galt für ein ärgeres Verbrechen als selbst Meuchelmord. Von der christlichen Lehre wußten nur wenige Menschen etwas; für die Mehrzahl bestand die Religion in dem Herplappern des Gospodi gosnitui, Herr, erbarme dich unser! in dem mechanischen Schlagen des Kreuzes und in der Kniebeugung. Die Priester waren eben so roh und unwissend, ohne Anstand und Würde; „ihr alleiniger Gott war der Bauch.“ So sagt der Rumäne Kogalnitschan.

Die Geistlichkeit stand in den Streitigkeiten zwischen den Edelleuten und dem Fürsten auf Seiten des letztern. Der Metropolitän hatte den Vorsitz in den Landesversammlungen. Fürst Radu der Vierte gab den Bischöfen, Archimandriten und Aebten in denselben eine berathende Stimme; eine solche erhielten sie auch bei der Fürstenwahl. Die Cleriker alle waren nur von der Kirche allein abhängig. Nach und nach erwarb die Kirche ungeheure Reichthümer. In einem Lande, wo Gasthöfe und Spitäler unbekannt waren, leistete sie für diese eine Art von Ersatz; um das Schulwesen bekümmerte sie sich wenig. Von den Fürsten wurde sie mit Gaben und Geschenken überhäuft, von den Sündern und Gläubigen erhielt sie die Hülle und Fülle, und so kam es, daß schon im sechszehnten Jahrhundert die Klöster mehr Grundeigenthum besaßen, als das gesammte Volk. „Die Kirche hat einen guten Magen!“ Sie hatte den größten Theil des Landes erworben, sie beherrschte Glauben und Gewissen, repräsentirte in den Landesversammlungen den lieben Gott und war in weltlichen Dingen sehr mächtig. Niemand wagte an ihre exorbitanten Vorrechte zu tasten, und sie blieb von allen Abgaben befreit. Den Frevel, „Gott zu besteuern,“ durfte Niemand wagen. Insbesondere war Fürst Nagu der Erste (1513 bis 1521) ungemein freigebig gegen die Geistlichkeit; er war es, welcher den Bau der Marmorkirche zu Ardschisch begann; aber er verschwendete so viel an den Clerus, der gern an sich nahm, daß seine Frau ihren Schmuck verkaufen mußte, damit die Unzahl der Kirchen und Klöster noch vermehrt werden konnte. Einige Zeit nachher mußte aber die Kirche ein Herzeleid erleben. Alexander der Zweite bauete bei Bucharest ein Kloster und ließ dasselbe der heiligen Dreieinigkeit weihen. Trotzdem war er ein grausamer Bösewicht. Mihne der Zweite zeigte großen Eifer für Glauben und Kirche; diese beehrte ihn mit dem Beinamen des „Guten Christen“. Als er jedoch 1591 abgesetzt wurde, nahm er die erpreßten Reichthümer mit sich, entfloh zu den Türken, bekannte sich zum mohammedanischen Glauben und wurde vom Sultan Murad dem Dritten zum Pascha von Aleppo ernannt.

Wir werden Gelegenheit finden, die heutigen Zustände Rumäniens vom culturgeographischen Standpunkte aus zu erörtern und gehen deshalb hier nicht weiter auf die Sache ein *).

Weiter oben ist gesagt worden, daß auch außerhalb der beiden Fürstenthümer mehr als drei Millionen Rumänen wohnen. Sie sind zahlreich auch in dem zu Ungarn gehörenden Banat. Dort sind sie von Freiherrn Edmund von Berg, welcher als Forstmann diese Gegend bereiste, auf-

*) Die wirthschaftlichen Verhältnisse sind in ihrer geschichtlichen Beziehung recht gut in einem Werke V. Boerescu's dargestellt: „La Roumanie après le traité de Paris du 30. Mars 1856, Paris 1856,“ namentlich von S. 118 an. Man begreift daraus vollkommen, weshalb das Land in seinen halbbarbarischen Zuständen verharrte. A.

merksam beobachtet worden. („Aus dem Osten der österreichischen Monarchie," Dresden 1860, S. 89 ff.) Er bemerkt, daß viele Walachen, welche im siebenzehnten Jahrhundert eingewandert, in den Montanortschaften als Berg- oder Hüttenarbeiter oder als Fuhrleute, Holzschläger und Köhler beschäftigt seien. Sie werden dort (seit 1848) Pofanen genannt und unterscheiden sich in ihrer Kleidung von den übrigen Walachen, welche schon vor tausend Jahren im Banate nomadisirten und erst im achtzehnten Jahrhundert in Dörfern als Ackerbauer ansässig wurden. Diese bezeichnet man als Fradutzen, während sie sich selber Romani nennen. Andere Walachen, welche in die Werksorte einwanderten, nennt man dort Zirenen.

Die Walachen schildert Herr von Berg als Männer von schlankem Wuchs und regelmäßigem Gliederbau; das Gesicht ist lang geschnitten, der Kopf eben so geformt und bei vielen die Gesichtsbildung edel. (Unsere Illustrationen sind Portraits von freien Bauern, deren es im obern Theile der kleinen Walachei von Alters her, wiewohl nur in geringer Anzahl, gegeben hat.) Die dunkele Haut im Gesicht erscheint zumeist als Wetterfarbe. Das schwarze Auge herrscht vor, hat fast immer einen tückischen Ausdruck, blitzt bei Erregung lebhaft auf, sobald aber der Mann sich beobachtet sieht, wird es sofort demüthig niedergeschlagen. Das lange, dichte Haar hängt unordentlich, wild und ungepflegt um dem Kopf. Der Mund ist fein gebildet, voll schöner weißer Zähne, und wird von einem Schnauzbarte beschattet; einen Kinnbart trägt der Walache nicht, denn dieser ist ein Vorrecht des Priesters. Er macht den Eindruck eines kräftigen, wohlgebaueten Mannes; schöne Gestalten und Gesichter sind nicht selten. „Ich sah noch bei keinem Volke so viele wirklich schöne und anmuthige Frauengestalten. Kopf und Gesichtsbildung zeigen das schönste Oval, die Nase hat oft eine echt römische Form, die Augen, mit langen Wimpern und dichten Brauen, sind zumeist dunkel und haben nicht selten einen sanften oder schwärmerischen Ausdruck. Füße und Hände sind schmal und klein. Bewegung und Haltung der jungen Mädchen graciös und elastisch."

„Der Walache ist feig, hinterlistig, tückisch, grausam und faul. Er wird niemals einen Mann, namentlich nicht einen mit Feuergewehr bewaffneten, angreifen; er thut es nur aus dem Hinterhalte, oder wenn er weit an Zahl überlegen ist, in räuberischer Absicht, z. B. durch Ueberfallen eines Hauses, und dabei macht er zwischen Stammgenossen und anderen keinen Unterschied. Dabei begeht er die raffinirtesten Grausamkeiten. Nichtsthun ist sein Lebensglück; er läßt sein Weib für sich arbeiten; er arbeitet eben nur, um das Nothdürftigste an barem Gelde zu erwerben, um die Steuern zahlen zu können; für das Wenige, was er im Haushalte bedarf und etwa noch, um ein paar Ochsen kaufen zu können. Er ist gern Fuhrmann und liegt als solcher oft wochenlang mit seinen Ochsen auf der Straße oder im Walde, wo er Kohlen frachtet oder Holz fährt. Er ist ein sehr geschickter Wagenführer." Leute von anderer Nationalität, bei deren keiner der Walache beliebt ist, erklären: „Ohne Prügel ist der Walache nicht zu regieren." Wenn er von Jemand, gegen den er sich vergangen hat, tüchtig geprügelt worden ist, sagt er: „Das ist ein ganzer Herr;" wer ihn mit Worten zur Ordnung verweisen will, wird verspottet.

Der Walache im Banat hat aber auch gute Eigenschaften, zu denen freilich seine Liebe zu beranschenden Getränken nicht gehört. Er lebt in Bezug auf die Nahrung mäßig; freilich bleibt er in Folge seiner Trägheit arm und muß sich deshalb mit den gewöhnlichsten Speisen begnügen. An geistigen Anlagen fehlt es ihm nicht und er weiß gut und geläufig sich auszudrücken, aber seine Bildung ist gleich Null. Er bettelt niemals und ist nicht neugierig. Die Frauen sind fleißig und in ihrer Art geschickt. Die Akazie ist der Lieblingsbaum der Walachen. —

Die Zeit wird lehren, ob die Rumänen es im Fortgange der Zeit bis zur Civilisation bringen. Bisher hat ihre ganze Geschichte nicht dafür gezeugt, daß sie innern Trieb zu höherer Entwickelung und zum Fortschritt haben. Sinn und Anlage zur Bildung eines Bürgerstandes, der überall der Hauptculturträger ist, geht ihnen offenbar ab.

In Padina Matja, einem banater Walachendorfe von 91 Hausnummern und 630 Einwohnern, waren die hölzernen Wände der Capelle so schadhaft, daß Wind und Regen eindrangen. Die Schulstube war abwechselnd ein Kuh- oder Schweinestall. Der Beamte, welcher Herrn von Berg begleitete, warf dem Dorfrichter vor, wie schmählich es sei, daß Kirche und Schule sich in einem so abscheulichen Zustande befänden.

„Ja, Herr, das ist wahr; aber wir sind arm, und wenn uns die Grundherrschaft nicht unterstützt, dann können wir nicht bauen und bessern."

„Nun, wenn ihr hier in Padina Matja nicht mehr so arge Diebe und Räuber seid, dann wird euch sicherlich geholfen werden."

„Ja, Herr, das ist wahr, aber eben weil wir eine so schlechte Kirche und Schule haben, sind wir solche Räuber und Diebe." Daß ein mit Anlagen begabter Mensch sich selber helfen kann und gar nicht nöthig hat, Räuber oder Dieb zu sein, ist jenem Dorfrichter schwerlich in den Sinn gekommen.

Eine Reise im Libanon.

Von J. W.

II.

Das Hinabsteigen vom zweiten Höhenzug auf der alten Straße nach Damaskus ist weniger gefährlich und unbequem als von dem erstern. Unten angelangt geht der Weg in dem Thale fort, das sich allmälig senkt und in das Thal Bekaa führt. Dieses ist von einer Kette des Libanon auf der einen und des Antilibanon auf der andern Seite eingeschlossen, wird von unzähligen Bächen durchflossen und hat herrlichen culturfähigen Boden, bleibt aber unbewohnt und unbebaut. An den Rändern der Bäche herrscht eine üppige Vegetation, da der reiche Boden bei der steten Feuchtigkeit unzählige Gräser und Kräuter aufschießen läßt, und die mit saftigem Grün eingefaßten Bäche, die wie Silberfäden das Thal in malerischen Windungen durchfließen, bringen auf dem gelbbraunen Grunde der Fläche reizende Schattirungen

hervor. Die Höhen des Libanon und Antilibanon, welche hier mit zwei gegenüberstehenden Bergruinen, verfallenen Bergschlössern der Assassinen, geschmückt sind, bilden einen schönen Rahmen zu diesem Thale. Kommt man aus den schauerlichen Bergschluchten nach einem außerordentlich beschwerlichen Wege auf dem Kamme des dritten Höhenzugs des Libanon an, so wird man durch den Blick in die Bekaa angenehm überrascht. Bekaa heißt im Arabischen Längethal und wurde von den Alten Coele Syrien (das hohle Syrien) genannt. Sonst aber ist dies Thal einförmig und still, namentlich im Sommer, wo wegen Mangels an Regen die Fläche bis auf die grün bleibenden Ränder der Bäche ausdorrt und verödet, wie schon erwähnt, ein gelbbraunes Ansehen hat, und weder durch einen Baum noch einen Strauch eine Abwechselung bietet.

Von Seiten der Bevölkerung wird indessen für eine bessere Communication nichts gethan. Selbst leicht zu bessernde gefährliche Stellen läßt man in ihrem primitiven Zustande. Man will dadurch den Zugang zu den Gebirgen so viel als möglich erschweren, indem das Volk fürchtet, daß die Vertheidigungsfähigkeit des Landes geschwächt und durch erleichterte Communication die Sicherheit gefährdet werden würde. Das Gebirge ist auch zum Einzelkampf wie geschaffen; die Felsenvorsprünge und Terrassen begünstigen die Vertheidigung ungemein. Eine bewaffnete Macht darf sich auf den engen und beschwerlichen Pfaden nicht in das Gebirge wagen. Von Einschließung und dadurch zu bewirkendem Mangel kann nicht die Rede sein, da der Reichthum an Producten die Bewohner unter allen Umständen davor schützen würde. Dagegen dürfte der eindringende und nachrückende Feind in den verlassenen Dörfern des Gebirges schwerlich Unterhalt finden. Deshalb haben die Gebirgsbewohner des Libanon ihre Unabhängigkeit in einem gewissen Grade stets bewahren können. Die Kämpfe zwischen den Türken, Drusen und anderen Religionssecten unter einander, die unter furchtbarem Blutvergießen oft Jahrzehnte hindurch gewüthet, haben sie über die Vortheile, welche ihnen aus der Unzugänglichkeit ihrer Gebirge entspringen, genugsam belehrt. Auch die Ereignisse vom Jahre 1860, die furchtbaren Metzeleien der Drusen unter den Maroniten, haben den Bergbewohnern von Neuem den Beweis geliefert, daß ihnen die Schwierigkeit des Terrains den hauptsächlichsten Schutz verleiht, und deshalb wird an den schlechten Wegen so wenig wie an den Sitten und Gebräuchen der Menschen etwas geändert.

Der Handel mit den Orten im Gebirge geschieht durch Vermittelungen. Will man etwas von dort beziehen, so reist man entweder selbst hin, oder man hat unter den Arabern einen Bekannten, der auch wieder seine Verbindungen hat, und bezieht die Waaren durch diesen. Oft auch haben die Gebirgsbewohner bestimmte Orte, wo sie ihre Waaren zu Markte bringen.

Zwischen Beyrut und Damaskus fand jedoch trotz des eben beschriebenen beschwerlichen Weges von je her ein überaus reger, directer Verkehr statt. Denn in Damaskus strömen die kostbaren Waaren aus Persien und dem ganzen Orient zusammen, die über Beyrut nach Europa versandt werden, eben so wie die europäischen Waaren nach dem Orient den Weg über Beyrut nehmen müssen. Beyrut galt und gilt daher als der Hafen von Damaskus.

Seit dem Jahre 1863 sind diese beiden Handelsstädte durch eine Chaussee verbunden. Die Gründer dieser einzigen Kunststraße in Syrien und Palästina sind zwei Franzosen, die Grafen Pertuis, Vater und Sohn. Mit einer vom Sultan ertheilten Concession brachten sie in Paris eine Actiengesellschaft zusammen, welche 1858 den Bau der Straße begann, im Frühjahre 1863 vollendete und dieselbe dem Verkehr übergab. Die Compagnie der Damaskusstraße hat nun Fuhrwerke nach französischer Art, mit hinter einander gespannten Pferden und Maulthieren, eingerichtet, dabei aber einen so hohen Tarif gestellt, daß die Araber größtentheils die alte Transportweise vorziehen, wobei sie noch den Vortheil haben, daß sie einen an mehreren Zollhäusern zu entrichtenden hohen Zoll umgehen.

Auch in Bezug auf den Personenverkehr finden belästigende Einschränkungen statt. So muß der Reisende auf der Tour von Beyrut nach Damaskus, 24 Meilen, welche in 13 Stunden, von 4 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags, fast ohne Unterbrechung zurückgelegt wird, in einer vollgepfropften zwanzigsitzigen Diligence, bei glühender Hitze, wahrhafte Tortur erleiden. In Stora, das wegen der herrlichen Gegend einen interessanten Ruhepunkt bilden würde, darf nur gespeist werden; dem Restaurateur ist das Beherbergen von Fremden in dem der Compagnie abgemietheten Gebäude nicht gestattet.

Die Compagnie ist sehr im Irrthum, wenn sie glaubt durch diese Hindernisse, die sie dem freien und bequemen Verkehr auferlegt, ihre Einnahmen zu steigern. Wenn schon jetzt die Plätze der Diligence mehrere Tage vorher bestellt werden müssen, damit man sich die Mitreise sichere, so ist es augenscheinlich, daß sich die Frequenz vervielfältigen würde, wenn jene Hemmnisse nicht existirten, und man die Freiheit hätte, den langen, beschwerlichen Weg in kleineren Touren zurückzulegen. Daher ziehen auch alle diejenigen, welche Geschäfte nach dem einen oder dem andern Orte treiben und nicht pressirt sind, die verwitterte, alte Gebirgsstraße vor, miethen sich Pferd und Maulthier, desgleichen ein Zelt, was auch billig zu kaufen und leicht wieder zu verkaufen ist, und übernachten, wo es ihnen gerade gefällt. So habe auch ich diese Reise zurückgelegt.

Die Chaussee zieht sich in Schlangenlinien von einer Höhe zur andern über den Kenisepaß (Kirchpaß), am Fuße des Berges gleiches Namens, über den Kamm des Libanon, von wo man eine entzückende Aussicht über die terrassenförmigen Abstufungen des Gebirges nach der Küste hat. Vom Kenisepaß windet sich die Straße an dem steilen Abhange in die Bekaa hinunter.

Wie segensreich würde es gewesen sein, wenn die Chaussee schon 1860 bestanden hätte, wo den unglücklichen, verfolgten Christen in Damaskus wegen der schlechten Gebirgswege im Winter keine Hülfe gebracht werden konnte. Die, welche von Beyrut, um die Unglücklichen zu unterstützen, herbeieilten, wurden nach einer dreitägigen beschwerlichen Reise gezwungen, wieder um- und nach Beyrut zurückzukehren.

Von der Höhe des Antilibanon herab sieht man ein herrliches Thal vor sich, das bis nach Baalbek reicht, wobei man auch zugleich die Einsicht in die wilden Schluchten des Antilibanon bekommt, die nicht ganz so furchtbar sind, wie die des Libanon, doch immer sehr seltsam geformt und von steilen Felsen gebildet, die auch nicht so eng zusammenrücken und häufig sehr freundliche Ansichten gewähren.

Der Libanon hat keine Aehnlichkeit mit anderen Gebirgen; er hat nicht die schönen Wiesenabhänge, die ewigen Schneegefilde, die donnerähnlichen Kataraкten, wie die Alpen und Pyrenäen, nicht die steil aufsteigenden Spitzen und ihre krystallisirten Gipfel. Der Libanon ist kein Granit-, sondern ein Kalkgebirge. Seine Rücken sind langgestreckt und zerklüftet, seine Höhen stets abgerundet. Die Kalkformation des Gebirges hat der Gewalt des Wassers keinen Widerstand gewähren können. Dieses hat die Felsen ausgespült, zerrissen und durchwaschen, und daher erscheint der Libanon starr, ernst, und entbehrt der Frische und Anmuth der Alpenlandschaften. Aber öde kann man ihn nicht nen-

nen, und dies um so weniger, als auf seinen terrassenförmigen Geländen eine höchst fleißige und betriebsame Bevölkerung wohnt. Auch wurden wir oft auf den ungebahnten und beschwerlichen Wegen durch einen Blick auf eine reizende Landschaft überrascht, die uns plötzlich durch einen Ausschnitt tief unten in einem Thale sichtbar ward: grüne Fluren, von einem hellglänzenden Bache durchflossen, eine Mühle treibend; oder ein freundliches Dorf, von Feigen-, Maulbeer- und Olivenbäumen umgeben mit den herrlichsten Schattirungen; oder üppige Getreidefelder mit von Bäumen umgebenen Gehöften und einzelnen Häusern; oder ein malerisch gelegenes Kloster mit einer Kirche auf einem Felsen von majestätischen Palmen beschattet, und über uns eine Herde schwarzhaariger Ziegen, die auf magerer Weide ihre Nahrung suchten.

Außerdem hat aber der Libanon seine besonderen Schönheiten, und diese bestehen in seiner Farbenpracht, in welche sich die höchsten Spitzen des Morgens und Abends beim Auf- und Untergange der Sonne kleiden, und die bezaubernd und über alle Begriffe schön ist. Der sonst nackte, helle Kalkfelsen hüllt sich dann in Rosenroth, in Gold durchschillernden Purpur und in zartes Violett; die höchsten Spitzen glühen dann gleich den Alpen, selbst im Sommer, wo sie vom Schnee entblößt sind. Im Winter, wo sich dieselben mit einem Schneemantel umhüllen und wie Eisberge glänzen, wird die Schönheit des Libanon noch mehr durch den Contrast gehoben, den sie dann am westlichen Abhange mit den grünen Gärten und Maulbeerpflanzungen und dem tiefen Blau des Meeres oder mit den hindurchblickenden, mit stolzen Palmen geschmückten tieferen Thallandschaften bilden.

Durch die scharf eingeschnittenen Flußthäler des Auwaly und des el Kelb sind die größeren Gebirgsdistricte von einander getrennt. Derjenige, welcher sich zwischen diesen beiden Flüssen erstreckt, ist der District der Drusen, welcher auch den Namen Dschebel el Druz führt, und derjenige, welcher sich nördlich von dem Nahar el Kelb bis zum Nahar Abu Aly befindet, ist der Kesrawân, der von Maroniten bewohnt wird.

In Dschebel el Druz liegen die alten Schlösser Deier el Kamr und Bteddîn, von den Arabern Ebteddîn ausgesprochen, in reizender Gegend. Beide liegen an den steilen Thalabhängen des Damûr, jenes auf der Nord-, dieses auf der Südseite, einander gegenüber.

Alle Ortschaften in dieser ganzen Gegend sind von den Drusen im Sommer 1860 zerstört worden. Der größte Theil derselben lag noch im Schutt.

Der schönste und interessanteste Theil des Libanon liegt in Kesrawân: der Cedernwald und Eden, welche beide jährlich von einer großen Menge Reisender besucht werden.

Unmittelbar unterhalb des 9000 Fuß hohen Berges Dschebel Machmel, der mit seinem Haupt nahe an die ewige Schneegrenze reicht, in einem engen kesselförmigen Thale, von dem jedoch die Südwestwand fehlt, stehen die alten Veteranen des Libanon, die Cedern des Waldes, aus dem Salomo das Bauholz zu seinem Tempelbau und das Holz zur Bundeslade durch seine Knechte holen ließ, und die nun bis auf wenige Hundert zusammengeschmolzen sind. Alle übrigen Bäume und Sträucher haben sich im weiten Umkreise von ihnen entfernt. Das Thal der Cedern hat im Durchmesser höchstens eine kleine halbe Stunde. Da dasselbe nach Südwesten geöffnet ist, so finden hier die Schneemassen leicht einen Abfluß, konnten aber befruchtend wirken. Von drei Seiten vor Winden und Stürmen geschützt, haben die Cedern dem Wetter und der Zeit von Jahrtausenden widerstanden.

Die menschlichen Wohnungen sind über eine Stunde von diesem Thale entfernt, und über dem Hain lag eine tiefe, melancholische Stille, nicht eine Vogelstimme ließ sich hören. Der ganze Cedernwald besteht gegenwärtig nur noch aus 300 bis 400 Stämmen; in der Mitte desselben, wo er ein wenig lichter wird, stehen die fünf ältesten Stämme, jeder wenigstens von 9 Fuß im Durchmesser, die so alt erscheinen, daß sie für die Zeitgenossen der Könige Salomo und Hiram gehalten werden. Ihre Rinden sind mit eingeschnittenen Namen der Pilger überdeckt, die bis auf das Jahr von 1140 zurückreichen. Eine dieser Cedern ist vom Blitz gespalten. Man hält sie für die älteste und heiligste. Ihre Rinde ist von den eingeschnittenen Namen fast ganz zerstört, selbst die auslaufenden Wurzeln hat man nicht verschont und mit den verschiedenartigsten Inschriften versehen.

Alle Bäume theilen sich in einer Höhe von 6 bis 7 Fuß in mehrere Stämme. Aus den zahlreichen Rissen der Stämme rinnt ein harzartiger Saft hervor, der einen aromatischen Duft verbreitet, wie er auch dem Holze eigenthümlich ist. Die Aeste breiten sich nach oben sehr weit aus und zwar so regelmäßig, daß sie wie beschnitten erscheinen und ein dichtes undurchdringliches Dach bilden. Die Nadeln sind wie bei den Lärchen nach oben gerichtet, sind eben so klein und schmal und stehen dick zusammen. Die hellgrünen Zapfen stehen ebenfalls nach oben, sind 3 bis $3\frac{1}{2}$ Zoll lang und haben sehr hübsche Zeichnungen. Von einem ganz jungen Nachwuchs ist nichts zu sehen, und so werden die alten Veteranen des Libanon auch dereinst ihr Ende erreichen. Die große Stille, die auf der einsamen Waldhöhe unter dem grünen Dache herrscht, hat etwas Heiliges und ist sehr anziehend.

Wir besuchten auch das zwei Stunden unterhalb des Cedernwaldes liegende Eden. Es ist so alt wie die Cedern selbst; denn schon zu des Propheten Amos' Zeiten war es eine syrische Stadt, die zugleich mit Damaskus genannt wird (Amos I, 15). Es ist auch jetzt der Sitz eines im Lande sehr angesehenen christlichen Maronitenschechs, dessen Haus durch Gastfreundschaft seit Jahrhunderten bekannt ist.

Der Ort, von etwa 2000 Einwohnern bewohnt, liegt auf einem 4450 Fuß hohen Bergkegel, der gegen Südwesten steil abfällt. Er ist von tiefen Thalschluchten umgeben, durch welche Bergströme in Kataraкten herabstürzen. Es herrscht hier eine sehr gesunde Bergluft, welche der Vegetation sehr günstig ist. Kein Plätzchen ist hier unbebaut, die reichlich bewässerten Wiesen breiten sich überall wie ein schöner grüner Teppich aus. Alle europäischen Gemüse und Obstarten, Wallnüsse, Kastanien und Wein gedeihen vortrefflich. Die Aussicht auf die nahen Bergwiesen, in die gesegneten, romantischen Thäler und die malerischen Fernsichten bis zum Meere vollenden die paradiesische Gegend von Eden, welche von den morgenländischen Christen für den Ort, wo einst das irdische Paradies gewesen, gehalten wird.

Im Alterthume müssen Cultur, Betriebsamkeit und Verkehr im Gebirge ganz außerordentlich gewesen sein. Die vielen Rudera der alten Römerstraßen, welche das Gebirge kreuz und quer durchzogen haben, lassen dies mit Bestimmtheit voraussetzen. Auch die Bevölkerung muß im Alterthum sehr viel dichter und stärker gewesen sein; hiervon geben namentlich eine große Menge Ruinen untergegangener großer Städte und Tempel und die vielen Inschriften und Sculpturen aus allen Perioden der alten Geschichte Zeugniß. Diese Ruinen gehen sogar bis auf die höchsten Kämme des Libanon, denn auf der höchsten Spitze des Dschebel Sanin sowie auf dem Dschebel Kuneyseh stehen die Reste von Wachtthürmen mit Wohnungen für die Wächter. Die Ruinen aber sind so verfallen, daß man sich von der Beschaffenheit der ehemaligen Baulichkeiten keine klare Vorstellung machen kann.

Die Nama-Hottentoten.

Ein Beitrag zur süd-afrikanischen Ethnographie von **Theophilus Hahn.**

IV.

Stellung und Beschäftigungen der Frauen. — Das Hottentotische Fettpolster. — Leichenbegängniß. — Spurfinden. — Jagd- und Löwengeschichte. — Geistige Anlagen. — Musik. — Handfertigkeiten. — Die Namas werden von der Erde verschwinden.

Vielweiberei ist bei den Nama gestattet; doch kommt sie weniger häufig vor, als man von diesen Völkern erwarten sollte. Dies hat einen doppelten Grund; erstens ist beim Nama, wie wir es oft Gelegenheit hatten zu beobachten, die Liebe des Mannes zum Weibe nicht bloß eine fleischliche; denn trotzdem, daß viele reich genug sind, sich einen Harem zu halten, begnügen sie sich mit einer Frau; und ferner, wenn die Frau vor dem Manne stirbt, verheirathet sich dieser in höchst seltenen Fällen zum zweiten Mal. Ein zweiter Grund mag aber auch darin beruhen, daß dort die Braut viele Ochsen und Schafe kostet, und die Männer, wie wir das bei anderen südafrikanischen Völkern, z. B. den Kaffern, finden, lieber viel Vieh als ein schönes Weib besitzen. Unzucht kommt bei ihnen verhältnißmäßig nicht so oft vor, wie in unseren civilisirten Ländern, obschon die mangelhafte Tracht doch eigentlich alle Reize dazu offen legt. Auch wird ein unerlaubter geschlechtlicher Umgang in vorkommenden Fällen durch eine Prügeltracht mit dem gefürchteten Schambock geahndet. Wenn manche Missionaire so viel von Unzucht und heidnischem Schmutze dieser Leute gesprochen haben und darin wirklich Manches übertrieben, so halte man ihnen das zu Gute und bedenke, daß diese Herren die Naturverhältnisse jener Völker durch eine religiöse Parteibrille anzuschauen pflegen, die natürlich jedes von den modernen civilisirten Vorstellungen von Anstand abweichende Nationaleigenthümliche als „heidnischen Schmutz und Unflath“ bezeichnen. So schonungslos, wie sie solche Verhältnisse darstellen, ohne sich genauer davon zu unterrichten, eben so schonungslos verfuhren sie in ihrem Missionseifer in der Ausrottung nationaler Sitten. Etwas mehr Toleranz, und man würde eine bessere Anschauung von den Sitten und der Religion der Hottentoten haben, und sonach in den Staud gesetzt sein, mit größerem Erfolge die Mission, anknüpfend an das national Gute, zu betreiben. Allein so sind die Menschen: Homerische Naivetät begrüßen sie mit unauslöschlichem Gelächter. Die sinnlich reizenden Liebeslieder der Sulamith verstehen sie ausgezeichnet auf Christus und seine Kirche zu deuten. Allein naturwüchsige hottentotische Naivetät, wenn z. B. eine Mutter sich über den kräftigen Penis ihres Kindes freut, verabscheuen sie als Teufelswerk, uneingedenk jenes Spruches, der, wenn irgend berechtigt, hier gilt: Naturalia non sunt turpia.

Die Neuverheiratheten pflegen öffentlich unter Mitwissenschaft des ganzen Kraales ihr erstes Beilager zu halten, ohne daß es die besondere Aufmerksamkeit der übrigen erregt. Man begiebt sich in die neu errichtete Hütte und feiert die Brautnacht bei Tage, wobei eine Matte vor der Hütte niedergelassen und an der Erde mit einem Steine beschwert wird, als Zeichen des verbotenen Einganges für Andere.

Die Mütter pflegen ihre Kinder in einem Lammfelle auf dem Rücken zu tragen, welches nach Nama-Art mit Fett weich gegerbt ist, und an dem beim Abschlachten die Haut der Beine gelassen ist, welche man als Bänder gebraucht. Die Hauttheile der Hinterbeine nämlich werden um den Unterleib geschlungen, eine zweite Person hält das Kind an den Rücken und die Mutter zieht dann das Fellchen darüber, indem das eine Vorderbein über die rechte Schulter gezogen, das andere unter die linke Achsel durch mit dem erstern auf der Brust zusammengeknüpft wird. Diese Art Hängematte ist für die ersten Monate des Kindes Wiege. Nicht einmal, wenn das Kind durch Schreien seinen Durst ankündigt und gestillt zu werden wünscht, nimmt die Mutter es vom Rücken in den Arm, sondern reicht ihre schon mehr schlauch- als halbkugelförmige Brust unter der Achsel oder über die Schulter weg dem Saugrüssel des Kindes, welches seine kleinen Hände wie Krallen in die Brust einschlägt und dieselbe saugend wie eine Citrone auspreßt. Diese Säugemethode ist so volksmäßig und allgemein, daß es in der Landessprache ein allgemein bekanntes Wort „aba“ dafür giebt, welches bedeutet, ein Kind auf dem Rücken tragend säugen. Das Tragfellchen selbst heißt „aba-khob“. Man sollte fast glauben, der zusammengebundene Riemen auf der Brust müsse für die Mutter schädlich durch die Last des Kindes sein. Allein man bedenke, daß das Kind so zu sagen auf einem Fettpolster, dem Hintertheile (≠aredi) der Mutter, ruht, und also die Last des Kindes diesem zur größern Hälfte anheimfällt. Ein solches ausgedehntes Posterius gilt als Schönheit, wie überhaupt runde, fette und fleischige Form bei ihnen den Maßstab für diese Eigenschaft abgiebt. Man hat vielfach die abnorme Ausdehnung eines Hottentoten-Posterior mit einem ebenso abnormen Auswuchs des Os ilium in Zusammenhang bringen wollen, doch hat man sich hierin geirrt. Denn Schreiber dieses hat oft Gelegenheit gehabt, an seinen ehemaligen braunen Spielkameraden zu beobachten, wie in der guten Jahreszeit, wo es viel Milch und Wildpret gab, ihre Gesäßtheile für unsere europäischen Vorstellungen nachgerade fabelhafte Dimensionen annahmen. So erinnert er sich eines Burschen in gleichem Alter, dem er eine Hose geschenkt hatte, und wo in der guten Jahreszeit seines Freundes Hinterer eine solche Ausdehnung annahm, daß die Hose hinten allmälig aus den Nähten ging. Weiterhin wurde beobachtet, wie bei geringerer Nahrung diese Fettmasse sich wieder verlor. Die Hottentoten scheinen eben in Betreff dieses Körpertheils ein Analogon in den Fettschwänzen ihrer Schafe zu finden. — Um die Haut der Kinder gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, reibt man dieselbe des Morgens mit Butter ein, oder auch mit Fett oder Diosmasalbe. Des Abends, d. h. wenn man an einer reichen Quelle oder einem Flusse sich befindet, werden die Kinder wieder abgewaschen. Sonst unterbleibt natürlich dieses Waschen, und die kleine Kreatur verliert durch die zunehmende Staubkruste auf der Haut jedes menschliche Aussehen und ist eher einem kleinen, glattrasirten Pavian zu vergleichen. Gegen ihre Kinder sind die Eltern sehr zärtlich und freuen sich, wenn die Kinder so stark geworden sind, daß sie ihre eigenen Eltern prügeln können. Denn dann haben sie die gewisse Ueberzeugung, daß sie auch im Kampfe mit den wilden Thieren und Feinden bestehen werden. Daß Kinder dagegen ihre altersschwachen Eltern ausgesetzt, weil sie dieselben nicht mehr ernähren konnten, ist übertrieben; im

schlimmsten Falle würden wir zugeben, daß Aehnliches auf der Flucht vor Feinden oder wilden Thieren oder auf einer Reise, wo die Vorräthe ausgingen, geschehen konnte, und das allgemeine Wohl und die Sicherheit der übrigen noch Lebensfähigen es verlangte, eine solche Maßregel zu ergreifen. Andererseits haben wir Beispiele, daß Kinder ihren verstorbenen Eltern das zärtlichste Andenken bewahren, auch bei der Bestattung ihrer Todten sehr sorgfältig und rücksichtsvoll zu Werke gehen. Beim Tode des Vaters pflegt der Sohn einen Bock zu schlachten und dessen Leiche mit dem Blute des Thieres zu bestreichen. Dann wickeln sie dieselben nämlich in Matten oder nähen sie in Felle ein; darauf legen sie dieselben in ein Grab, welches nach seiner Gestalt von unseren wesentlich abweicht. Denn nachdem dasselbe die gehörige Tiefe hat, wird am Boden in die eine Längenseite eine besondere Nische als Lagerstätte für den Todten gegraben. Man verschließt hierauf dieselbe mit Stäben, Steinplatten und Laubwerk. Darauf füllt man die ausgegrabene Erde wieder hinein und thürmt einen Steinhügel auf, damit die Hyänen die Leichen nicht wieder herausscharren. Diese Art und Weise der Beerdigung ist um so höher anzuschlagen, als man dabei erwägen muß, welche Mühe es macht, bei den unvollkommenen Werkzeugen ein Grab, und zwar ein solches, auszuwerfen. Man bezeichnet wohl die Hottentoten als entnervte und schwächliche Völker. Vielleicht von den Ueberresten am Cap mag dies richtig sein, da sie durch die Sklaverei, und von den Weißen zu absichtlichem Abortus veranlaßt, ruinirt worden sind. Von den Nama kann dies aber in keiner Beziehung gelten. Bei ihnen hat sich noch die urwüchsige Naturkraft vollständig bewahrt, wie wir aus folgenden Zügen am besten ersehen können. Sogar das weibliche Geschlecht zeigt bei Entbindungen eine bewundernngswürdige Zähigkeit. Eine Frau kam einst in Kindesnöthe und war ohne jeglichen Beistand allein zu Hause. Sie jagte einfach eine zurückgebliebene Kuh von der Lagerstätte auf, legte sich in die warme Vertiefung und entband sich dort selbst. Am Abend saß sie, als ob nichts vorgefallen wäre, rauchend und schwatzend am Feuer. Eine andere, noch sehr junge schwangere Frau zieht des Morgens mit dem Vieh zu dem einige Stunden entfernten Weidefeld hinaus; des Abends kommt die Schäferin zurück und trägt einen kleinen Schäfer, von dem sie des Tages genesen war, auf dem Rücken. Hebammen würden bei ihnen schlechte Geschäfte machen, und ihre Verwunderung über die Frauen anderer Völker, die ein längeres Wochenbett abzuhalten pflegen, ist keine geringe. Diese Sitte ist ihnen so fremd, daß sie in ihrer Sprache gar keine Bezeichnung dafür haben.

Und woher sollte auch Entnervung und Schwäche kommen? Besteht doch die Jugend des Nama in nichts weiter, als gymnastischen Uebungen. So lange der Kraal an Flüssen oder bei tieferen Gewässern liegt, wird fleißig geschwommen, und sogar die Frauen und Mädchen verstehen sich ausgezeichnet auf allerlei Kunststücke im Wasser. Das Zureiten der jungen, unbändigen Ochsen, denen statt Gebiß einfach ein Pflock durch die Nase gesteckt wird, woran ein Riemen als Zaum befestigt wird, macht sie schon früh zu gewandten Reitern. Als Sattel dient der zusammengefaltete Karóß, um den ein Gurt geschnallt ist. Zum Ringen, Springen, Voltigiren über Büsche, Laufen auf den Händen, wobei oft zwei sich mit den Füßen boxen und niederzustoßen suchen, findet sich tagtäglich auf dem Felde hinter der Herde die beste Gelegenheit. Auf der Jagd stärkt sich der Muth und das Selbstbewußtsein, das Auge wird geschärft und lernt aus den geringsten Anzeichen und Umständen wichtige Schlußfolgerungen ziehen. Das Spursuchen, auch „Spurschneiden“ genannt, versteht der Nama wie kein anderer Mensch, mag die Spur über Karuboden (harten Thon), Steinplateaus oder weiche sandige Flächen führen, wo der Wind sie theilweise schon unkenntlich gemacht hat; überall weiß der Nama ihr zu folgen und, was am staunenswerthesten ist, er bestimmt oft das Alter einer Spur bis auf den Tag und die Stunde. Auch unterscheidet er die Spuren von Individuen derselben Gattung, er wird mit der größten Genauigkeit angeben, welche von seinen Rindern, Schafen oder Ziegen, ob es der „Ohnehorn“, „Bleß“, „Langohr“, „Krummschwanz“ ꝛc. gewesen, ob es überhaupt Thiere von seinem Kraal gewesen sind oder nicht. Ebenso unterscheidet er auch die Spuren der Menschen, sowohl die seiner Stammesgenossen, als auch die der Buschmänner und Hereró. Mit unfehlbarer Sicherheit können sie sich plötzlich von einer noch gerade fortlaufenden Spur abseits schwenken, indem sie behaupten, das Wild oder Vieh, welches sie suchen, befände sich genau in der neu eingeschlagenen Richtung. Will nämlich ein Ochs nach einer bekannten Quelle oder einem Weideplatz, der z. B. links von seiner Richtung liegt, sei es, daß er früher schon einmal dagewesen, oder die durch Wind und Luftzug begünstigte Auswitterung ihm das Vorhandensein der Weide ankündigt, so überlegt das Thier allmälig im Weitergehen, ob es die neue Richtung verfolgen soll, und dabei fällt die Körperlast auf die der neuen Richtung zugewandte Seite, wodurch natürlich auch die Fußspuren an dieser Seite eindrucksvoller werden. Der Nama schwenkt bei Verfolgung solcher Spur dann gewöhnlich von seiner Fährte ab und ist sicher, wenn er auch nicht immer genau die neue Richtung trifft, wenigstens die Spur da zu kreuzen, wo der Ochs eine neue Richtung eingeschlagen hat. In jedem Fall erspart er sich doch wenigstens Zeit. Auf steinigtem Boden erkennt er trotz Mangels ausgeprägter Spuren den Weg, welchen das gesuchte Thier oder der Feind eingeschlagen hat. Bei der starken Hitze nämlich und dem fast ewig heitern Himmel dortiger Gegenden ist die obere Seite des Steines dunkler als die untere, der Erde zugewandte Seite, eine Beobachtung, die wir ja auch alltäglich machen können. Durch die Tritte werden nun die Steinchen verschoben oder theils umgedreht, und das Falkenauge des Nama ist seiner Spur so sicher, als ob sie im weichen Boden wäre. Ein Missionair, der lange Jahre, wenigstens anderthalb Decennien später, als der erste Nama-Missionair, Schmelen, in das Land und eben auf jene Station kam und nun von dort aus einen Ausflug nach jener Gegend machte, wohin auch Schmelen einmal des Getreidebaues wegen gereist war, hielt, obschon der Weg durch 5 bis 6 Fuß hohes Gebüsch ging, mit dem Ochsenwagen ganz genau den Kurs des ersten Missionairs ein. Seine Wegführer, welche Nama waren, wiesen nämlich hin und wieder an Aesten, die damals in ihrer Entwickelung durch Ueberfahren gestört, verdorrt oder etwas verkrüppelt waren, nach, daß nur hier der alte Schmelen gereist sei und nicht anderwärts. Es ist ganz merkwürdig und übersteigt alle Begriffe, was die Nama nicht alle für Geschichten aus solchen Spuren zu lesen verstehen; und diese Uebung und Sicherheit darin ist so groß, daß unter hundert kaum einer etwas Anderes herausfühlen und lesen wird, wie die anderen. Trotz aller weiteren Beweise hierfür mögen einige auf authentische Quellen beruhende Geschichten folgen. —

Ein Buschmann wurde von seinem Herrn, einem Nama, nach Vieh ausgeschickt, und mußte hierbei die Furth eines Flusses, an deren Eingang unter einem riesenhaften Ebenholzbaume ein kolossaler Löwe lag, passiren. Der Mann, der zu spät den Löwen erblickt hatte, um zu entfliehen, läßt sich hinter einem Busche nieder, rafft Reisig und dürres Gras zu einem Feuer zusammen und schlägt mit seinem Stahle Feuer. Unterdeß aber nähert sich der Löwe und bereitet sich

zum Sprunge. Der Buschmann versteckt sich nun so zwischen die Aeste des Busches, daß der Löwe ihn unmöglich von vorne fassen konnte. Da kam der Löwe von hinten, zwang ihn, aus dem Busche zu gehen, jagte ihn um denselben, und als er ihn auch so nicht gleich erreichen konnte, sprang er quer über den Busch, biß den Buschmann todt, schleppte ihn unter den Ebenholzbaum, wo er ihn verzehrte. — Wer hat nun die Geschichte erzählt, da doch sonst kein Zuschauer da war? Der Todte gewiß nicht. Die Spuren wiesen über den ganzen Hergang aus. Bei dem kleinen Busche fand man die Zunderbüchse, den Feuerstahl, das Reisigholz. Ferner sah man, wie der Löwe sich zum Sprunge gelegt, dann um den Busch gegangen, den Buschmann daraus vertrieben, drei bis vier Mal umhergejagt hatte, und wie er endlich über den Busch gesetzt, den Mann todtgebissen und zum Baume geschleppt hatte. Dort fand man auch noch einige Kopfhaare und Knochen.

Mehrere Nama fanden eines Tages auf der Jagd ganz frische Kronen (so heißen nämlich in der dortigen Jägersprache die Löwenspuren), denen sie weiter nachgingen. Ungefähr von entgegengesetzter Seite kamen andere Jäger, von einer Giraffenspur geleitet, und trafen mit den ersteren, welche die Löwenspur verfolgten, zusammen. Plötzlich verschwand die Löwenspur, und man konnte ganz deutlich sehen, wie die Giraffe mit aller Ruhe gewandelt und geweidet hatte; denn die Hufe waren breit und tief mit scharfen Kanten in den Boden gedrückt. Beim weitern Verfolg der Giraffenspur zeigte sich, daß das Thier sich in Galop gesetzt hatte; denn die Spuren waren weit aufgerissen. Endlich gelangte man an eine Stelle, auf der deutlich zu erkennen war, wie das Thier ausgeglitten und gestürzt sei. Dicht neben dieser Stelle stand ein alter, splitterhafter Baumstamm, an welchem Blut und Löwenhaare klebten, und darüber hinaus waren frische Kronen, die aber bewiesen, daß der Löwe hinkte. Auf der andern Seite ging die Giraffenspur weiter und ließ an den weit aufgerissenen Spuren deutlich wieder Galop erkennen. Hierauf setzten sich die Jäger zusammen und combinirten Folgendes, was tausend andere in demselben Falle auch gethan hätten. Die Giraffe hatte in der Nacht ruhig geweidet, als der Löwe sie beschlich und mit einem Satze sich auf ihren Rücken schwang. An der schlüpfrigen Stelle wurde der Löwe durch ihren Sturz gegen den Baumstamm geschleudert, wo ihm wohl vorläufig jeder Appetit nach Giraffenbraten vergangen sein mag, und er froh war, mit einer Quetschung und dem Verlust einiger Haare davongekommen zu sein. Es war dieser Ritt nicht so günstig abgelaufen, als ihn Freiligrath in dem bekannten Löwenritt darstellt.

Eine Geschichte mehr komischer Art ist folgende: Eine Reisegesellschaft hatte beim Ausbruch von der Lagerstätte ein kleines Ziegenlamm, welches unter einem Busche eingeschlafen war, vergessen. Diese Ziegenlämmer sind etwas neugierig und tolpatschig dazu. Sie laufen auf jedes beliebige Wesen und jeden Gegenstand, welcher ein Geräusch verursacht, los. Aus dem Schlafe wird das Lamm durch das Geschrei einer Hyäne gestört, auf welche es mäckernd losstürzt. Die Hyäne, durch das Ungewöhnliche solcher Erscheinung bestürzt — wie denn dieses Thier überhaupt dumm und feige ist —, ergreift die Flucht. Anfänglich im langsamen Trabe; als aber das vermeintliche Ungeheuer, d. h. das Ziegenlamm, in gleichem Tempo sie begleitet, geht sie schließlich im Galop davon. Das Lämmchen, welches durch seine Dummdreistigkeit einen Feind vertrieben hatte, mit dem es nun nicht weiter Schritt halten konnte, kehrte zum Lager zurück, von wo es noch an demselben Nachmittage abgeholt wurde. Man hatte nämlich das Thierchen vermißt und einen Mann zurückgeschickt, der es holte, und nachdem er seinen Gefährten von den frischen Hyänenspuren, untermischt mit den Lammspuren, erzählt hatte, wurde einstimmig obige Geschichte combinirt. Für einen Europäer müssen solche Erzählungen allerdings etwas fabelhaft klingen, und wenn er vielleicht einige Zweifel in ihre Glaubwürdigkeit setzt, darf man ihm das nicht besonders übel nehmen. Würde er unter jenen Völkern aufgewachsen sein, so würde er keinen Augenblick die Wahrheit dieser Geschichten bezweifeln, da dergleichen Vorfälle dort nichts Außergewöhnliches sind.

Auch von der Geistesgegenwart und Gewandtheit in Gefahren wollen wir kurz einige Beispiele geben. Ein Nama schlief des Nachts auf der Reise an einem Feuer, welches allmälig zusammensank, so daß der Mann zu frieren begann und aufwachte. Er stand also auf, schürte das Feuer, und ehe er sich wieder schlafen legte, steckte er sich eine Pfeife an. Da sieht er links neben dem Feuer ein Paar Augen aus der dunkeln Nacht blitzen. Er kann sich kaum besinnen, was in diesem kritischen Moment zu thun sei, als die Augen auch schon dicht bei ihm sind und er nun sieht, wie ein Löwe zum Sprunge niederkauert, seinen rothen Rachen mit den furchtbaren Zähnen weit aufreißend. Da kommt dem Hottentoten beim Anblick des rothen Rachens ein Gedanke, und mit dem Gedanken kommt auch der Löwe gesprungen. Der Nama weicht etwas zur Seite, stößt dann mit aller Macht seine nervige Faust in des Löwen Rachen, packt dessen Zunge bei der Wurzel, reißt, kneift und zwickt sie, während der Löwe vor Schmerzen sich mit ihm balgt, und nun nur dahin strebt, sich seines Gegners zu entledigen. Als ihm dies endlich gelungen war, rännt er eilends mit eingezogenem Schwanze das Feld und verschwand im Dunkel der Nacht. — Eine andere Geschichte hat fast denselben Hergang, nur mit dem Unterschiede, daß der Nama kein Pulver mehr im Horn hatte und dem Löwen, der über das Feuer auf ihn sprang, einen glühenden Feuerbrand in den Rachen stieß, worauf jener sich verzog, denn er hatte sich verbrannt.

Bei glücklicher Jagd pflegt man gleich an Ort und Stelle das Fleisch der Schenkel und des Vorderbugs in handgroße Fladen zu zerlegen und an der Sonne zu trocknen, weil es, dadurch vor der Fäulniß geschützt, auf solche Zeiten aufbewahrt werden kann, wo Mangel an Wild ist. Dann wird das Fleisch unter einem Steine pulverisirt und mit Milch zu einem nahrhaften Brei verkocht. Ob ein solcher Brei aber unserm civilisirten Gaumen munden wird, ist eine andere Frage. Daß die Gesäßtheile von einer so nahrhaften Kost anschwellen, ist schon natürlicher. Ihr Vieh pflegen die Nama, bei festlichen Gelegenheiten ausgenommen, nicht zu schlachten. Lieber schnüren sie sich den Hungergurt etwas enger und begnügen sich mit Milch und wilden Zwiebeln. Dann sind sie wieder im Stande, wenn der Tauschhändler kommt, ihr Vieh für Bagatellsachen zu verhandeln. Das nun übrige, weniger zum Trocknen geeignete Fleisch wird auf Packochsen geladen und zu dem Dorfe gebracht, wo die ganze Bewohnerschaft sich unvernünftig besäuft, um auf einige Tage, so lange Vorrath da ist, nicht aus dem Zustande einer verdauenden Boa constrictor herauszukommen. Man fängt wirklich an, Wunder zu glauben, wenn man sieht, welche Fleischmassen hintergeschlungen werden, und es ist ein unerklärliches Räthsel, wo sie diese Quantitäten bergen. Man kann nicht anders, als glauben, der Magen dieser Leute bestände aus Gummi elasticum, das sich beliebig dehnt. Ununterbrochen flammt ein mächtiges Feuer unter dem brodelnden Kessel. Fortwährend wird Fleisch hineingethan und herausgenommen; unter dem Schatten der Bäume oder sonst vor und in den Hütten sitzen nach Türken Art mit untergeschlagenen Beinen größere und kleinere Gruppen um riesenhafte Fleischnäpfe mit einem Topfe flüssigen Fettes daneben. Mit ernsten und

würdevollen Mienen betreibt Jeder das nicht minder ernste Werk, indem er mit der einen Hand zugreift, das Stück, welches er abbeißen will, in Fett getaucht zum Munde führt und kurz davor mit seinem Taschenmesser absäbelt. Ist man gesättigt, so rollt man sich der Verdauung halber auf dem Bauche hin und her, wenn man nicht gar zu faul ist. Die jungen Damen zeichnen sich auch hierin besonders wieder aus; vollgestopft, wie sie sind, lassen sie sich von einem jungen Sklaven den Bauch mit Füßen kneten und bearbeiten, und wenn sie so der Verdauung etwas nachgeholfen haben, so fängt die Fresserei —denn anders kann man doch wohl ein solches unmäßiges Essen nicht nennen — wieder von Neuem an. Ja sogar an die Lagerstätte wandert der Fleischnapf, wo bei etwaigem Erwachen in der Nacht das Fressen fortgesetzt wird. Hierbei leisten die jungen Damen noch dieses, unsern Gefühlen Widerstrebende, daß sie ganze Tassen flüssigen Fettes hintertrinken, ohne dabei irgend welche unangenehme Rührungen zu verspüren. Doch hat dies Alles seinen guten Grund; gilt es ja, einen recht runden und feisten Körper herauszumästen, um — je eher, je lieber — in Hymens Arme zu gelangen. Sie werden nicht sentimental und krank vor Liebe und Eifersucht, sterben auch nicht vor Aerger und Liebesweh, wie die Damen hier zu Lande, spinnen auch keine Liebesintriguen, sondern fassen die ganze Sache sehr materiell und nüchtern auf. Ihr einziges Liebesabenteuer ist die Mast, von deren Ausfall auch, wie beim Schweine, der Preis und Absatz abhängt. Man halte die Berichte von der Freßfähigkeit eines Hottentoten oder Buschmanns nicht für übertrieben, wenn es z. B. heißt: Drei Mann hätten in einer Nacht einen fetten Hammel verzehrt, oder fünf Mann in anderthalb Tagen ein junges Rind. Wir könnten noch andere und mehr Beispiele dieser Art anführen, doch mögen vorstehende genügen. Diese Menschen leisten Stammenswerthes im Essen; allein auch im Hungern sind ihre Leistungen über alle Vorstellungen.

Von ihrer geistigen Veranlagung ist besonders die Fähigkeit, fremde Sprachen schnell zu erlernen, bemerkenswerth. Schon in der ältesten Chronik des Caplandes, in van Riebeek's Tagebuch, wird bemerkt, daß die dortigen Hottentoten bald das Holländische sich angeeignet hatten, daß die Holländer nichts mehr vor ihnen geheim halten konnten, und dies bestätigt sich noch fortwährend in neuerer Zeit auch bei den Namas. Viele unter ihnen, die Gelegenheit hatten, mit Tauschhändlern nach dem Cap zu kommen und sich dort einige Monate aufhielten, sprachen bei ihrer Rückkehr flüssig holländisch und englisch. Ueberhaupt verstehen sie es meisterhaft, Jemandes Geheimnisse abzulauschen oder herauszulocken, während umgekehrt Niemand auch nur ein Sterbenswort von ihren Angelegenheiten erfährt, wenn sie es darauf abgesehen haben. Eine oberflächliche Kenntniß ihrer Sprache reicht zu solchem Zwecke nicht aus; man muß unter ihnen aufgewachsen sein, die verschiedenen bilderreichen Ausdrücke ihrer Sprache vollständig in sich aufgenommen haben, will man anders ihre Verhandlungen und Unterhaltung verstehen.

Weiter ist bemerkenswerth ihre Neigung und Befähigung zur Musik. Allgemein berühmt ist der hottentotische Kirchengesang, d. h. da, wo das Christenthum bereits bei ihnen eingeführt ist. Bei den reinen, klangvollen Stimmen machen sich die zu gleicher Zeit nach dem Takt ertönenden Schnalzlaute durchaus nicht schlecht, indem sie entschieden den Rhythmus des Gesanges heben. Leidenschaftlich gern kaufen sie von den Tauschhändlern allerlei musikalische Instrumente, wie Maultrommeln, Harmonikas und Violinen, und bringen es in der geschickten Handhabung besonders des letztern Instrumentes zu einer bewundernswürdigen Virtuosität. Sie gehen sogar so weit, daß sie sich nach dem Muster importirter Violinen neue Instrumente der Art anfertigen. Diese Instrumente bestehen aus einem der Länge nach durchgeschnittenen und an der Sonne getrockneten, dann ausgehöhlten Kalebasch (Kürbisart), welchen sie mit einer blasenartigen Haut überspannen, darin die Sförmigen Schallöcher des Resonanzbodens einschneiden, an der schmalern Seite einen künstlich geschnitzten Hals befestigen, und endlich die Saiten, aus den Gedärmen der Wilden Katze gedreht, darüber spannen. Der Geigebogen ist ein einfacher hölzerner Bügel, mit Haaren aus dem Zebraschweif bezogen. Das Gnumi oder vielmehr trockne Harz des Dornbaums vertritt die Stelle des Colophoniums. Und wirklich entlocken sie einem solchen selbstgefertigten Instrumente trotz seiner mangelhaften Construction durchaus nicht unangenehme Töne und spielen vortrefflich ganze Melodien darauf. Das Nationalinstrument aber ist die Gorra, welche aus einem 3 bis 4 Fuß langen Bogen von zähem Holze besteht, woran eine Schnur aus Katzendarm gespannt ist. An der einen Seite der Schnur, ungefähr da, wo sie den Bogen berührt, ist eine kleine Federspule angebracht, und an diese legt der Spieler, indem er bald in schnellerm, bald in langsamerm Tempo, je nach der Stimmung seines Gemüthes, mit einem Stäbchen an die Saite schlägt, die Lippe. Die Klänge dieses Instrumentes lassen sich ungefähr mit denen der Aeolsharfe vergleichen.

Zeigen die Hottentoten hierin eine gewisse Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit, so muß diese um so höher angeschlagen werden, als sie sich nur der mangelhaftesten Werkzeuge dabei bedienen können. Schon bei den Kindern offenbart sich der Kunstsinn in plastischen Nachbildungen von Thieren, besonders Ochsen, Pferden und dergleichen. Hierzu bedienen sie sich eines klebrigen und fetten Thons, und die Sorgfalt und der Geschmack, womit sie diese Figuren bilden, lassen nichts zu wünschen übrig. Die Knaben treiben diese Beschäftigung nur zu ihrer Unterhaltung, indem sie Jagdgruppen und dergleichen Ansichten aufstellen. Es ist zu verwundern, daß bei dieser Anlage die Hottentoten nicht längst darauf verfallen sind, menschliche Figuren plastisch darzustellen. Dann schnitzen sie auch mit einem Messer die verschiedenen Theile eines südafrikanischen Ochsenwagens, setzen dieselben in einander und spannen in diesen Wagen ihre nachgebildeten thönernen Zugthiere. Allein nicht zu lange dauert das Vergnügen; denn plötzlich befällt einen der Spielkameraden die Zerstörungswuth, und mit der Behauptung, die Ochsen wollten den Wagen nicht bergan ziehen, greift er zur Peitsche, und mit ihm seine Kameraden, und nun prügelt man so lange darauf los, bis die Thiere wiederum zu Erde geworden, wovon sie genommen waren.

Noch größer zeigt sich die Geschicklichkeit der Erwachsenen in Bearbeitung ihres Hausgeräths. Die Milchgefäße verfertigen sie aus einem kurzen, fußhohen Block, wozu sie nichts weiter, als einen bohrerähnlichen Hohlmeißel und ein kleines hackenartiges Beil haben. Trotz dieser einfachen Werkzeuge vermögen sie dem Gefäß innen und außen eine Glätte und Politur zu geben, deren kein Tischlermeister sich zu schämen brauchte. Daran bringen sie außerdem regelmäßige zackenartige Relieffiguren an. Reparaturen an Flinten, Wagen und anderen Gegenständen würden unsere europäischen Handwerker nicht besser machen, vielleicht bei so unvollkommenen Instrumenten gar nicht.

Dies ist wieder ein Beweis für die Energie und Leistungsfähigkeit der hottentotischen Nation, wenn man bedenkt, welche Geduld und Ausdauer zur Verfertigung oben genannter Dinge gehört.

Die Nama sind übrigens der Geselligkeit nicht abhold, zumal, wenn sie irgend ein Getränk, Kaffee, Thee oder Honigbier, oder eine Pfeife Taback haben. In Ermangelung

von Kaffee und Thee bereiten sie auch wohl aus den gebrannten Kernen der Giraffenakazienschoten, die sie unter Steinen pulverisiren, ein kaffeeähnliches Gebräu, welches aber nicht sonderlich schmeckt. Zur Beseitigung dieses Geschmackes gießt man zwar viel süße Milch hinein, ohne jedoch ihn ganz verschwinden zu machen. Taback rauchen sie für ihr Leben gern, in Ermangelung desselben, wilden Hanf oder Dacha, der wie Opium berauscht, und nicht bloß die Männer rauchen, wohl noch leidenschaftlicher die Frauen. Als das Rauchen unter ihnen bekannt wurde, diente ein hohler Schaf- oder Ziegenknochen als Pfeife; jetzt verfertigen sie mit großem Geschick aus einer Art Serpentinstein Pfeifen, ähnlich unseren geraden Cigarrenspitzen, nur mit größerer Höhlung und von größerer Länge. Diese Pfeifenart ist die gewöhnliche; eine andere, wegen der Einfachheit der Werkzeuge größere Geschicklichkeit und Sorgfalt erfordernde, ist die der Form der holländischen Thonpfeife nachgebildete.

Endlich, als sollten sich alle Contraste im Hottentoten vereinigen, so ist er leicht zu überschwenglichen Gefühlen und Schwärmereien geneigt, und zumal leisten die Frauen hierin etwas. Des Dichters Wort hat auch hier seine Anwendung:

„Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist."

Man weiß nicht, was man zu den christlich-religiösen Vorstellungen des Hottentoten sagen soll, wenn er z. B. behauptet, er fühle, wie sich der heilige Geist in seinem Herzen rühre, oder wenn er plötzlich bei einer etwas scharfen Bußpredigt heulend auffährt und mit einem Armensündergesichte zur Kirche hinausstürmt, wo er hinter einem Busche in der Nähe sich auf dem Boden herumwälzt und dem lieben Gott sein Sündenregister vorhenlt. Einige Stunden später beweist sein ganzes Benehmen nur zu sehr, daß es mit seinen Bußkrämpfen nicht gar weit her war, und er dem armen Missionair, der sich schon Gedanken über die durch seine Bußpredigt hervorgerufene Zerschlagenheit seines geistlichen Pfleglings machte, nur vielleicht zur Erlangung irgend welcher materieller Vortheile hat Sand in die Augen streuen wollen. Ihre Frömmigkeit tragen manche ganz pharisäisch zur Schau, indem sie in einiger Entfernung vom Kraale sich hinter einen Busch werfen und ein schon mehr geplärrartiges Gebet laut ertönen lassen, welches in dem Kraal von Niemand weiter beachtet und beantwortet wird, als von den Hunden. Allein andererseits müssen wir auch gestehen, daß es unter ihnen wirklich viele aus Ueberzeugung Bekehrte giebt, die ihrem Christennamen alle Ehre machen. Davon nur ein Beispiel:

Ein Mann hatte sich zum Abendmahl gemeldet; allein da er bis zur Vertheilung desselben trotz seines Bemühens mit seinem Gegner, der noch dazu ihn durch Betrug beleidigt hatte, den Streit nicht zum Austrag bringen konnte, so enthielt er sich des Abendmahls. Als sein Missionair ihn später nach dem Grunde seines Ausbleibens fragte, antwortete er ihm mit dem Spruche: Matth. V, 23. 24.

Hoffentlich haben wir unsern Zweck erreicht, bei unseren Lesern ein wenn auch nur geringes Interesse für dieses mit Unrecht verachtete Volk erweckt zu haben. Was sein Fortbestehen anbelangt, so müssen wir für dasselbe befürchten. Es wird einst die Zeit kommen, wo durch die grausamen Schritte der sogenannten Civilisation dieses merkwürdige Volk, welches in seinen nationalen Eigenthümlichkeiten ein Räthsel und Fragezeichen für jeden Denkenden ist, niedergetreten sein wird; höchstens werden dann noch verstümmelte geographische Namen als ruinenhafte Sprachdenkmäler eines spurlos verschwundenen Volkes übrig sein. Daher wollen wir, die in der Gegenwart leben, unsererseits wenigstens dies zu verhüten suchen durch energische Beförderung einer die wahre Bildung und Civilisation verbreitenden Macht, deren wohlthätigen Einfluß man, trotz vieler unumgänglicher Mißgriffe, hier nicht wird leugnen können — wir meinen die Mission.

Die Verwirrung in Italien.

Von **Karl Andree.**

III.

Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1860, als der Bürgermeister von Chambery nach Turin kam, um vom Könige Victor Emanuel, der an seinen Verbündeten Napoleon Nizza und Savoyen hatte abtreten müssen, für immer Abschied zu nehmen. Auf Aeußerungen des Bedauerns, daß das alte Stammland von seiner Dynastie losgelöst werde, entgegnete der Ré galantuomo: „Warten Sie nur, bis ich wieder zu Rosse auf den Höhen des Mont Cenis erscheine!" So berichteten damals italienische Blätter.

Im November 1867 schreibt man anders über den König-Ehrenmann. „An seinem persönlichen Muthe zweifelt Niemand, aber in der höchsten Gefahr ist er kleinmüthig zurückgewichen. Das Haus Savoyen muß von nun an auf gleiche Linie mit den Stuarts und Bourbonen gestellt werden. Etwas Oel und ein Stammbaum — darin allein bestehen jetzt noch seine Ansprüche auf die Krone."

Daß Frankreich im Interesse seiner eigenen Politik kein starkes, in der That und Wahrheit einheitlich und kräftig organisirtes Italien wollen kann, weiß Jeder oder kann es wissen. Ein solches widerspräche allen seinen Ueberlieferungen. Nichts liegt ihm ferner, als einen mächtigen Rivalen am Mittelländischen Meere sich zu erziehen, das ja ohnehin in Paris als ein französischer See bezeichnet wird. Man hat sich dort wohl gehütet, das durchaus italienische Corsica dem einheitlichen Italien zu überweisen. Als die Napoleonische Politik mit dem Turiner Könige gemeinschaftliche Sache gegen Oesterreich machte, ward in Plombières eine ganz andere Entschädigung in Aussicht genommen, als nur Nizza und Savoyen. Für Venetien und die Lombardei und das Etschthal hatte man als „Ausgleichungsobjecte" ins Auge gefaßt: Genua, die ganze Riviera di Levante, einen Theil der Lunigiana mit dem Hafen Spezia, sodann auch die Insel Sardinien. Der Meerbusen von Genua sollte ein französischer Golf werden.

Man kann sagen, daß ein solches Hinweggeben altitalienischen Landes ein Schimpf und eine Schande für ein Land sein würde, welches seine Einheit und Nationalität zu erringen strebt. Aber in Italien war man von dem Wahn umstrickt, daß „schon eine Zeit kommen" werde, da man sich

der Franzosen entledigen könne. Vorerst hatte ja der Napoleonische Helfershelfer dem Turiner König Erlaubniß gegeben, sich am Adriatischen Meere auszudehnen. Und wie gierig bissen die Italiener an diesen Köder! Nicht bloß auf Wälschtirol, das doch niemals zu Italien, sondern allezeit zum deutschen Reiche gehört hat, warfen sie habsüchtige Blicke, sondern — Garibaldi voran — auch auf Deutschtirol bis zum Finstermünzpaß und zum Brenner; Meran, Botzen und selbst jenes St. Leonhard, wo die Wiege Andreas Hofer's gestanden, welchen der alte Napoleon in Mantua ermorden ließ, — das Alles sollte italienisch werden.

Aber noch nicht genug. Auch Dalmatien und überhaupt die Ostküste des Adriatischen Meeres wurde schon für eine nothwendige Ergänzung des einheitlichen Italiens erklärt. Zwar ist das eigentliche Volk dort überall slavischen Stammes und Italiener leben fast nur in den Städten; aber einst war Venedig dort Herrscherin gewesen und die neuitalienische Logik folgerte, daß die ganze Adria gleichsam ein Binnensee des neuen Reiches werden müsse. Die Pariser Anweisung auf Entschädigung für das, was an der genuesischen Riviera und überhaupt im Mittelmeere abzutreten sei, lautete auf das zumeist windische Istrien, auf die Hafenbucht von Mugia sammt der übrigen Rhede von Triest und auf diese Stadt selber; auf den Kriegshafen Pola, auf die quarnerischen Inseln, auf ganz Dalmatien mit Sebenico, Zara, Spalatro und Cattaro! Nur Fiume sollte nicht italienisch werden; dieses wurde als einziger Seehafen dem künftig unabhängigen Ungarn vorbehalten. Die Napoleonische Politik speculirte vor acht Jahren auf eine völlige Lahmlegung Oesterreichs; Deutschland sollte nicht einen einzigen Punkt am Adriatischen Meere behalten, nicht mehr einen directen Ausweg zur Levante für seinen Handel haben!

Heute sind die zwei Kaiser, deren einer in den Tuilerien an der Seine, ein anderer in der Wiener Hofburg thront, Arm in Arm mit einander gegangen. Der letztere scheint nicht mehr daran zu denken, wer es gewesen ist, der die Italiener gegen ihn aufgehetzt hat, wer Oesterreich von der Donau und vom Adriatischen Meere verdrängen, ganz Südtirol in ein italienisches Elsaß umwandeln lassen wollte. Der Freund von heute, einst Feind von Solferino und Diplomat zu Villa Franca, erklärt nun Oesterreich, nachdem er dasselbe um Venetien und die Lombardei gebracht, für eine europäische Nothwendigkeit. Es hat seinen Vasallen bei Custozza und auf der Höhe von Lissa aufs Haupt geschlagen und soll nun benutzt werden, um die Einheitsbestrebungen in Deutschland und die freie Regung Italiens hindern zu helfen.

Der Papst soll Rom und Civita Vecchia behalten. Dann bleibt das Königreich Italien „ohne Kopf", der heilige Vater steht unter Napoleonischer Obhut und läßt sich gegen seine eigenen Landsleute, die Italiener, von Paris her beschützen. Damit ist, wir haben es jetzt eben wieder gesehen, in jedem beliebigen Augenblick eine Gelegenheit zur Einmischung in die italienischen Händel und Wirren gegeben. Ja wohl, sagt man an der Seine, Italien ist einheitlich, es kann sich selber bestimmen, kann und darf auch Allianzen abschließen, — wohlverstanden, so weit Frankreich es erlauben mag. Die Ereignisse beweisen, daß das Vasallenthum der italienischen Regierung gegenüber der Napoleonischen „Vorsehung" vollständig ist.

Das Volk allerdings schämt sich dieser entwürdigenden Stellung; aber für jetzt steht es rathlos da und ist in sich selber zerrüttet. Die wirthschaftlichen Verhältnisse sind geradezu trostlos, die Finanzen in heilloser Verwirrung, die Abgaben gegen 1858 auf das Vier- und Fünffache gestiegen, die Erwerbsverhältnisse erscheinen traurig. Das Deficit ist jahraus jahrein kolossal, der Credit gesunken, die Anleihen, welche in rascher Folge einander drängten, bieten keine Zuflucht mehr, Landheer und Flotte müssen auf einem unverhältnißmäßig hohen Stande gehalten werden. Dazu kommt die Corruption eines gewissenlosen Beamtenthums, welches den Staat in schamloser Weise bestiehlt. Gewiß hatte das Königreich Italien eine schwierige Aufgabe, als es daran ging, dem Lande eine neue Ordnung zu bringen; es findet im Innern Berge von Hindernissen zu überwinden. Aber die Hauptschwierigkeit und die größte Verlegenheit liegt doch in dem Umstande, daß das Protectorat des „Befreiers" auf ihm lastet. Gegen dieses hat sich die ingrimmige Erbitterung der Italiener gerichtet. Man darf nicht außer Acht lassen, daß gerade dieses seit so langer Zeit nach allen Seiten hin unterwühlte und früher zumeist beispiellos schlecht regierte Italien volksthümlich eine buntere Musterkarte von Gegensätzen und Stammeseigenthümlichkeiten darbietet, als irgend ein anderes Volk von Europa. Man zählt von den Alpen bis zum Cap Passaro in Sicilien mehr als siebenzig verschiedene Mundarten, die zum Theil sehr weit von einander abweichen. Auch hat das Volk auf der langgestreckten Halbinsel das Gefühl der Gemeinsamkeit und der Zusammengehörigkeit nie recht lebendig gefühlt; demselben ist dieses Gefühl auch heute noch zum großen Theil nur eine Art von Abstraction. Bei uns Deutschen, die wir stets ein Reich und dann einen Staatenbund gehabt, ist der Einheitsdrang viel urwüchsiger. Wir haben, obwohl staatlich oder dynastisch vielfach zerrissen, doch allezeit eine Gesammtheit gebildet, und sobald dynastische Sonderinteressen nicht mehr maßgebend sind, fügt sich Alles bald einem größern Ganzen ein; jeder einzelne Theil weiß, daß er zu diesem Ganzen gehört.

In Italien ist seit dem frühen Mittelalter der Localgeist übermächtig, und die Eifersucht von Staaten und Städten eine bitter feindselige gewesen. Noch in unseren Tagen wollte man nicht einmal von einem italienischen Staatenbunde etwas hören; der gegenseitige Antagonismus verbot ein Zusammengehen zu gemeinsamen Zwecken. Die intelligenten Vaterlandsfreunde wußten allerdings, wo der wunde Fleck lag; sie waren auch einverstanden über das, was zu erstreben sei, über die Mittel und Wege zum Zwecke waren sie jedoch abweichender Meinung. Eine nach allen Richtungen hin falsche Berechnung hat die Napoleonische Politik auch in Italien wie anderwärts in eine falsche Bahn gelenkt, aber der Halbinsel wenigstens den einen Gewinn gebracht, daß es möglich wurde, ein Königreich Italien zu schaffen.

Aber sicher und in sich gefestet steht dasselbe noch lange nicht da. Wir lesen eben wieder, daß in Neapel die Muratisten und die Bourbonisten sich rühren; ferner, daß Mazzini wieder einen republikanischen Aufruf erlassen hat. Ganz Italien ist ein Krater. Es war früher atomistisch zersplittert, man kann sagen, centrifugal in seinen einzelnen Theilen. Die Abneigungen und Rivalitäten sind in Mark und Bein eingedrungen, und die wenigen Jahre, welche das neue Königreich zählt, haben nicht ausgereicht zu einer Umwandlung der Gefühle oder Vorurtheile.

Auch sind die gesellschaftlichen Verhältnisse höchst ungenügend; das Volk ist zu drei Viertheilen ungebildet, der Unterricht vernachlässigt, die Geistlichkeit spinnt Ränke, der Bauer ist in vielen Landestheilen schwer gedrückt, das Räuberwesen steht in Blüthe. In diesem Italien sind ganz neue Grundlagen für das Volks- und Staatsleben zu schaffen; der Bau muß im tiefen Grunde gelegt werden. Und nun vergesse man bei der Beurtheilung der Verhältnisse nicht, daß die Italiener Menschen von romanischer Abstammung sind, daß sie sich in Extremen gefallen und bewegen, daß Folgerichtigkeit, fleißige Ausdauer und sorgfältige Erwägung nicht selten durch wetterwendische Flatterhaftigkeit zu leiden haben.

Der Neubau hat ein wunderliches und buntes Material vorgefunden, und das Volk kann nicht in einem Jahrzehnt alte Vorurtheile und Fehler ablegen oder vergessen, noch weniger aber vermag es seine Charakteranlage zu ändern.

Dante nannte das Italien seiner Zeit „eine Herberge des Schmerzes"; er verglich es mit einem vom Sturm umhergeschleuderten Fahrzeuge, welchem der Steuermann fehlt, und Ugo Foscolo sprach von einer „zuckenden Völkerleiche". Lebendig genug ist Italien, aber nach dem rechten Leiter und Lenker sucht man vergebens. Zwar ist, wir wollen hoffen für die Dauer, im Königthum an und für sich ein Schwerpunkt gewonnen worden, aber von mehr als einer Seite trachtet man dahin, denselben zu verrücken. Die alten Parteien sind noch so rührig, wie sie je zuvor gewesen. Zwar jene, welche einst den absolutistischen Staat zu einem Gegenstande des Greuels für das ganze gebildete Europa gemacht, hat keine Aussicht, jemals wieder an die Herrschaft zu gelangen, aber sie besitzt Mittel und Einfluß genug, um dem jungen Königreiche, durch welches sie um ihre Privilegien kam, Verlegenheiten aller Art bereiten zu können. Sie thut das nach besten Kräften und ist um so gefährlicher, da sie Hand in Hand mit dem Clerus geht. Nur ein Theil der Geistlichkeit ist in Italien patriotisch, und giebt selber zu, daß gerade die Hierarchie, so wie sie geworden und entartet sei, als die schlimmste Wunde am Staatskörper betrachtet werden müsse. Absolutisten und Clericale gehen Hand in Hand; schon seit im Königreiche Piemont, durch die ihrer Zeit vielbesprochenen Sicardi'schen Gesetze, die mittelalterliche Ausnahmestellung des Clerus beseitigt wurde, sind sie unversöhnlich, und die Einziehung und Versilberung der geistlichen Güter während der jüngsten Zeit hat sie nicht günstiger gestimmt. Sie arbeiten dem constitutionellen Staat und dessen Befestigung aus allen Kräften entgegen; sie thun es schon aus Rachelust und aus Haß gegen den excommunicirten Monarchen.

Auch die föderalistische Partei hat viele Anhänger. Gemäß dem Plane des verstorbenen Manin möchte sie Italien, nach dem Muster der Schweiz oder Nordamerikas, in eine Menge von Republiken zerlegen; die Einheit sollte durch einen Nationalcongreß vertreten werden. Diese Föderalisten gingen mit den Constitutionellen lange Zeit denselben Weg, immer mit dem Vorbehalte, bei Gelegenheit das Königreich in eine Föderativrepublik umzugestalten. Sie waren unpraktisch und sind von jenen überflügelt worden, aber sie wirken nach wie vor für ihre Pläne und glauben jetzt, da der Monarch alles Prästigium in der öffentlichen Meinung verloren hat, ihrem Ziele näher zu kommen. Mazzini seinerseits findet unter den niederen Classen, unter dem Mittelstande und unter der Jugend viele Anhänger. Er hat stets verkündet, daß man von den Ränken der Diplomaten nichts, vom Enthusiasmus des Volkes Alles erwarten müsse. Dieser werde die einige und untheilbare Republik ins Leben rufen, und es verstehe sich von selber, daß Rom die Hauptstadt sein müsse.

Die Hoffnungen, den Papst für die Sache des Patriotismus und die politische Freiheit zu gewinnen, haben sich als eitel erwiesen. Man hätte es von vorn herein wissen können, daß auch hier der Phantasterei Gioberti's von einem „idealen, geläuterten Papstthume" das Non possumus eine wohlverdiente Täuschung und ein unrühmliches Ende bereiten werde. Sit, ut est, aut non sit, — das ist Wahlspruch der unveränderlichen, jeder Reform abgekehrten Hierarchie, die außerhalb aller Culturbewegung steht und stehen bleiben will. Der heilige Vater hat seine früheren freisinnigen Wallungen bald in Sack und Asche gebüßt; er ist nun der Mann des Syllabus, welcher dem gesunden Menschenverstande auf Tod und Leben Trotz bietet und als die Bestätigungsurkunde absoluter Unverbesserlichkeit betrachtet werden muß. Wie naiv, mehr als kindlich und fast rührend, wenn nicht patriotisch-albern, erscheint der Aufruf, welchen vor nun etwa zwanzig Jahren der Agitator Mazzini an Pius den Neunten gerichtet hat! Er hoffte etwas für seine Ideen von einem — Papste! Sein Urtheilsvermögen erscheint dadurch allerdings in unvortheilhaftem Lichte, aber er wollte probiren, ob Unmögliches in Mögliches zu verwandeln sei. Der Wahlspruch: „Gott und das Volk!" wurde vorangeschickt; weshalb schrieb er nicht: „Gott und die Kirche und die Geistlichkeit und das Papstthum?" Mazzini legte dem Manne auf dem Stuhle Petri „patriotische" Pflichten ans Herz! Der Katholicismus sei im Despotismus, der protestantische Glaube in Anarchie untergegangen. Rettung aus dem Unheil sei zu erwarten, wenn der Papst „als Apostel der Wahrheit" auftrete und Italiens Einheit ins Leben rufe. Dann werde er ein Wohlthäter für den ganzen Erdball sein.

Die Antwort fiel aus, wie sie allein sein konnte und mußte. Non possumus! Der Papst wies mit Entrüstung die Rolle zurück, welche der Agitator ihm zugedacht; nie werde er revolutionaire Umtriebe befördern. Aber ein Jahr später seguete er doch die dreifarbige Fahne der Revolution ein, also, unter Umständen, possumus. Trotzdem folgte Gaeta. Mazzini und seine Anhänger gaben den Papst als unbrauchbar auf, wie das Haus Savoyen auch. Die Monarchisten stellen den italienischen, die Mazzinisten den revolutionairen Patriotismus in den Vordergrund. Diese Gegensätze wirken gerade jetzt sehr tief ein.

Die größte Verlegenheit für das italienische Reich, gleichviel ob ein monarchisches oder republikanisches, bildet immer der Papst. Rom muß Italiens Hauptstadt schon deshalb werden, weil nur dann die Rivalitäten eine Ausgleichung finden. Instinct und Berechnung sind gleichermaßen für die ewige Stadt. Die Italiener hätten sich des Papstes längst entledigen können, aber der französische „Befreier" hält ihn. Wir brauchen nicht zu sagen, wie inhaltschwer und verhängnißvoll gerade diese ganze Angelegenheit ist und was Alles an derselben hängt. Die Ansichten der Italiener laufen darauf hinaus, daß das Problem nur eine Lösung finde, wenn der durch die Regierung und Verwaltung der Geistlichkeit völlig verwahrloste Kirchenstaat beseitigt werde. Der Papst des Syllabus, ein geschworener Feind aller bürgerlichen und geistigen Freiheit, könne kein Parlament neben sich dulden. Dadurch, daß der Nachfolger des armen Apostels zugleich weltlicher Herrscher sei, habe er sich in eine schiefe, nicht zu rechtfertigende Lage gebracht. Er müsse sich von ausländischen Bayonnetten stützen lassen; in Folge seiner verwerflichen Doppelstellung habe auch der Clerus bei allen gebildeten Leuten die Achtung verloren. Auf keinen Fall, und das wird von den Italienern besonders betont, darf der Papst in Rom bleiben; dort würde ihn Alles an eine Vergangenheit mahnen, deren peinigenden Eindruck man ihm gern ersparen wolle. Nach Frankreich, Spanien oder Oesterreich dürfe man ihn nicht lassen, weil man ihn dort gegen Italien mißbrauchen könne. . .

Aber wohin mit dem, der sich Statthalter Christi nennt? „Treten wir dem römischen Bischofe die Insel Elba ab; dort kann er ungestört seine geistlichen Obliegenheiten versehen. Rom wollen und müssen wir haben!"

Nun will man Conferenzen halten, an denen auch nichtkatholische Mächte sich betheiligen sollen. Wie sollen die unversöhnlichen Gegensätze ausgeglichen werden? Hat man die Quadratur des Cirkels schon erfunden? Die Italiener, so sagen sie selber, werden nicht ruhen, bis der Papst und die Franzosen außer Landes seien. Es kann bis dahin lange Zeit vergehen.

Die Mausoleen der chinesischen Kaiser aus der Mingdynastie.

Die jetzt in China regierende Dynastie führt den Beinamen der Ta tsing, d. h. der großen Reinheit, und hat den Thron seit dem Jahre 1644 inne. Sie kam von Norden her, aus der Mandschurei, und ihre Gründer waren tapfere Männer „mit der Stirn eines Drachen und den Augen eines Phönix“. Tae tsu oder wie er mandschurisch heißt: Abkaefulinga, gerieth mit dem chinesischen Kaiser in Fehde, beschloß, das große Reich zu unterwerfen und nahm den Beinamen Tien ming an, d. h. des Himmels Beschluß. Schon 1635 proclamirte sich sein Sohn Tai tsung zum Kaiser. Auf dem Throne zu Peking saß seit 1627 Huai tsung, der letzte aus dem Herrscherhause der Ming, welches seit 1368 über China regiert hatte.

Ihr Ende erscheint in hohem Grade tragisch. Das Land war in allgemeiner Zerrüttung, die Mandschu drangen 1644 gegen Peking vor, und das mehrfach aufs Haupt geschlagene kaiserliche Heer wagte keinen Widerstand mehr, es legte die Waffen nieder. Ein verrätherischer Eunuche öffnete die Thore der Stadt und ließ die Mandschu ein. Der Kaiser sah, daß Alles verloren sei; das erklärte er den Mitgliedern seiner Familie und einigen Würdenträgern, die er noch um sich versammeln konnte. Die Kaiserin verließ den Saal, umarmte ihre drei Kinder und erwürgte sich selber. Huai tsung rief dann seine funfzehnjährige Tochter zu sich, sprach zu ihr: „Weshalb bist du das Kind eines so unglücklichen Vaters?“ und hieb sie mit einem Schwertstreiche nieder; sie kam indessen mit dem Leben davon. Darauf befahl der Kaiser allen seinen anderen Frauen, sich selber zu tödten, legte seine Galakleider an und ritt nach einem der Stadtthore. Dort rückten eben die Mandschu ein. Huai tsung flüchtete zurück in den Palast, der schon verödet war; kein Mandarin ließ sich blicken. Von Jedermann verlassen und voll von Verzweiflung ging er nach dem Wung-sui-Hügel und verfaßte — echt chinesisch — ein Schriftstück, in welchem er die Großen seines Reiches scharf kennzeichnete; er schloß mit den Worten: „Nehmet meinen Leichnam, hauet ihn in Stücke; ich bin damit zufrieden. Aber schonet meines Volkes und thut ihm kein Unrecht.“ Dann erwürgte er sich selbst; ein Palasteunuche, der einzige Mensch, welcher Zeuge dieses Vorganges war, folgte bald nachher diesem Beispiele.

Die Dynastie der Ming hat dem chinesischen Reiche sechszehn Herrscher gegeben. Die Grabdenkmäler derselben liegen nördlich von Peking, etwas seitab von der Straße, welche nach der Mongolei führt, etwa zwei deutsche Meilen von Tschang ping tschen. Wir finden die Angabe, daß sie vor 1862 von keinem Europäer besucht worden seien; damals aber fand der französische Gesandte Bourboulon Gelegenheit, diese merkwürdigen Denkmäler genau zu betrachten.

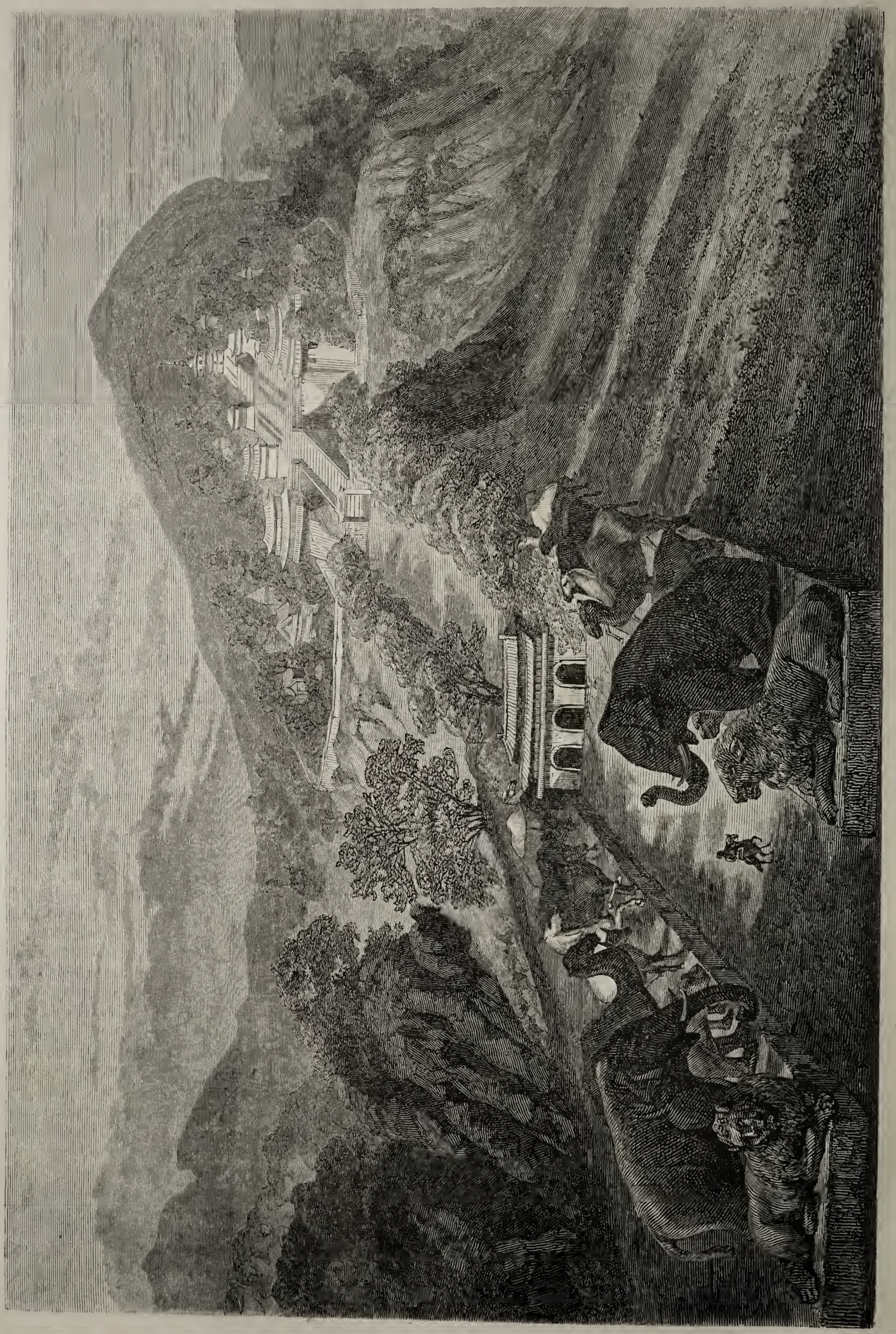
Nordöstlich von der eben genannten Stadt wird das Land hügelig und ist mit vielen Bäumen bestanden. Die Straße führt durch einen tiefen, in den Felsen gehauenen Hohlweg, dann über eine Brücke und jenseit derselben erblickt man plötzlich eine Anzahl seltsam gestalteter Monolithen. Sechs gewaltige Steinmassen bilden eben so viele Säulen; jede ruhet auf einem viereckigen Sockel, der allerlei mythologische Sculpturen zeigt. Auf den sechs Säulen liegen eben so viele mächtige Decksteine und über denselben Dächer von glasirten Ziegeln. Das Ganze bildet den Eingang zu den Grabmonumenten, nach denen ein breiter, gepflasterter Weg durch eine Strecke dürren Landes führt.

Aber man sieht ein Amphitheater bewaldeter Hügel vor sich. Die Chinesen sind Decorationskünstler; sie haben zuerst Monolithe aufgestellt, um die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen und den Besucher auf das, was bald folgen wird, vorzubereiten; sie wollen die Ueberraschung, die sie beabsichtigen, gleichsam stufenweise einflößen. Denn von jenen Monolithen aus kommt man erst in eine Niederung, in welcher der weite Ausblick fehlt, aber bald nachher steigt man wieder aufwärts und hat nach einiger Zeit ein wunderbares und ergreifendes Bild vor sich. Ueberall seltsame Monumente. Man sieht eine Art von Triumphbogen von weißem Marmor mit drei Eingängen. Vor sich hat man eine wahre Armee gigantischer Ungeheuer, welche an beiden Seiten der Straße gleichsam wie Wächter stehen oder liegen, als ob sie ein weiteres Vordringen nicht gestatten möchten. Weiterhin folgen noch andere Triumphbogen und auf dem bewaldeten Hügel selbst liegen dann Tempel, Kioske und Pagoden neben einander so weit der Blick reicht. Das großartige Panorama wird gekrönt durch die Glockenthürme und Kuppeln eines weißen Marmorgebäudes, das über alle anderen hinausragt. Die vergoldeten Ziegel aller dieser Gebäude funkeln in der Sonne und bilden einen flimmernden Gegensatz zu dem dunkeln Grün der Tannen.

Unsere Illustration giebt eine Anschauung dieser wunderbaren Scenerie. Die Elephanten, Rhinoceronten, Büffel, Löwen ꝛc. sind, Bourboulon's ausdrücklicher Angabe zufolge, fünfmal größer als in der Natur, was doch vielleicht eine etwas übertriebene Angabe sein möchte. Diese Bestien erscheinen, wenn man sie näher betrachtet, ziemlich grotesk, wie die Sculpturen der Chinesen überhaupt. Weiterhin findet man Hausthiere, treue Gehülfen des Menschen, der Pferd, Kameel und Ochs wohl zu schätzen weiß. Dann folgen Standbilder weiser Leute, hervorragender Mandarinen und endlich der Kaiser aus der Mingdynastie, deren Ueberreste in den Gewölben der Leichentempel auf den Hügeln ruhen. Zu diesen führt der letzte, am höchsten gelegene Triumphbogen, der gleichfalls mit mythologischen Gestalten bedeckt ist. In der Mitte steht auf einem Steinsockel eine Riesenstatue; sie trägt auf dem Rücken einen mit Inschriften bedeckten Marmorobelisk. Dieses Denkmal ist zu Ehren eines ausgezeichneten Mandarinen erster Classe, der sich als Staatsminister große Verdienste erwarb, errichtet worden. Das Leichensymbol solcher Mandarinen ist die Schildkröte.

Die ganze Landschaft macht einen melancholischen Eindruck und ergreift mächtig. Es wohnen nur wenige Leute in dieser Gegend.

Der Pförtner öffnet einige Thüren. Im ersten Hofraume wird Thee gegeben und ein gutes Trinkgeld in Empfang genommen; nachher können die Fremden umherwandeln, ohne durch Führer oder Aufseher belästigt zu werden. Ueber einige Stufen gelangt man in einen großen, viereckigen Hof; die Zugänge sind mit Marmorplatten gepflastert, an den Seiten Rasenplätze und Cypressen. Dann führen dreißig Stufen in einen andern, eben so großen Hofraum; in diesem stehen gigantische Cedern; sie überschatten acht Tempel mit runden Kuppeln. Dort sieht man eine Reihe von Götzenbildern aus vergoldetem Holze; sie haben fratzenhafte Gesichtszüge. Im Heiligthume steht die chinesische Dreieinigkeit mit sechs Köpfen und eben so vielen Armen. Alle Tempel sind angefüllt mit dergleichen ungeheuerlichen Statuen. Das Ganze bringt eine niederdrückende Empfindung hervor; man fühlt sich beklommen und unbehaglich; ohnehin ist dieser



Die Gräbertempel der Mingdynastie in China.

Hofraum feucht. Man athmet tiefer auf, sobald man eine freiliegende Platform erreicht, auf welcher ein Mausoleum steht. Ein Gewölbe führt zu einer Anzahl von Zellen, die aber vermauert sind. Dort ruhen die Mingkaiser. Eine andere Treppe führt zu einer noch höher liegenden, gleichfalls mit einem Geländer umgebenen Platform, die etwa sechszig Fuß über dem Boden liegt. Von dort ist der Ausblick ganz prächtig. Man übersieht das ganze grüne Thal und die Menge von Denkmälern verschiedener Art. Noch oberhalb dieser Platform setzt das Mausoleum sich in einer mächtigen Kuppel fort; auf dieser steht eine spitze Pyramide, die mit Schuppen und allerlei mythologischen Basreliefs bedeckt ist. Ueberhaupt hat hier jedes Stück Marmor Sculpturen, die eine geradezu verschwenderische Fülle von Einzelnheiten darbieten. Auf der Spitze der Pyramide ruhet eine kolossale vergoldete Kugel, die weithin sichtbar ist.

Das sind die Mausoleen der Mingdynastie, welche vor 228 Jahren der Ta-tsing-Dynastie weichen mußte.

Der Tabulettenkrämer.

Ein Charakterbild aus Andalusien von H. Henrich.

Obwohl unter obiger Firma zahlreiche mehr oder minder gelungene Copien arabischer und jüdischer Vorbilder von wandernden Handelsleuten durch die halbe Welt verbreitet sind, so bleibt doch Spanien, als der während vieler Jahrhunderte ausschließliche und einzige Sitz abendländischen Maurenthums, noch immer deren eigentliche europäische Heimath; ja nicht einmal jede Provinz dieser romantischen Halbinsel bewahrt das Urbild in seiner reinen, ursprünglichen Form. Der legitime Tabulettenkrämer, der „Buhonero“ von echter Race, mit seiner von ihm unzertrennlichen Gefährtin, der „Buhonera“, stammt gleich dem „Torero“ (Stierkämpfer), dem „Majo“ (Stutzer), „Contrabandista“ (Schmuggler) und anderen ähnlichen Typen aus Andalusien, dessen ewig blauer Himmel ein solch freies, unstetes Wanderleben begünstigt und mit heißem Sonnenkusse die solchem Leben nothwendige heitere Sorglosigkeit in den Herzen der Menschen reift.

An den südlichen Küsten des Mittelmeeres, bei Malaga, um Granada und in den Gebirgen von Ronda hat der eigentliche „Buhonero“ seine Heimath und verbreitet sich von da über ganz Spanien aus, begleitet von seiner „Buhonera“, die ihm folgt wie dem Körper der Schatten, unzertrennlich eins mit ihm. Und in der That, ein „Buhonero“ ohne die zu ihm gehörige „Buhonera“, die treue Gefährtin seiner Leiden und Freuden, seiner Drangsale und Gefahren, seiner Mühen und Hoffnungen, gehörte zu den unmöglichen Dingen, wäre etwas Niedagewesenes, Unerhörtes, ein Unding, eine Abstraction, der Gegenstand der Verwunderung, des Mitleids und Spottes all seiner Gefährten.

Man unterscheidet zwei Classen von „Buhoneros“ oder Tabulettenkrämern. Den Krämer mit „Draht und Bohrer“ und den mit „Scheere und Elle“. Erstere Classe bedeutet die Plebs, letztere die Aristokratie der Gattung, wiewohl diese in Wahrheit nur eine Consequenz von jener ist.

Der Tabulettenkrämer mit Draht und Bohrer zieht in Begleitung seiner Gefährtin oder auch allein (denn eine Gefährtin findet sich binnen wenigen Tagen auf jeder Straße) aus irgend einem kleinen Orte des alten Königreiches Granada aus. Ein Quersack, gewöhnlich von Leder, der ihm über die Schulter hängt und an dessen Oeffnung ein Bohrer in Form eines Haspels sichtbar wird, und einige Drahtstifte vermittelst einer Drahtkette an einem Knopfloche seiner Weste befestigt, bilden nebst etwa einem Pfunde desselben noch rohen Metalles sein ganzes Capital. Seine Bekleidung besteht aus einem Paar schlechter Hosen von grobem dunkeln Tuche, die bis unter das Knie herabreichen, einer kurzen, baumwollenen Weste, von einer fest um die Taille anschließenden wollenen „Faja“ (Leibbinde) gehalten, einer fadenscheinigen Jacke, einem durchlöcherten andalusischen Hute und einem Paar „Alpargates“ (Hanfsohlen) von Schnüren gehalten, die sich über dem stets nackten Beine aufwärts kreuzen. Bemerkenswerth dabei ist, daß man an diesen Leuten nie ein neues Kleidungsstück gewahrt, sondern es scheint, als ob Alles von Anfang an schmutzig, zerrissen und in Lumpen an ihnen gehängt habe.

Entsprechend dem Aussehen unsers Helden ist das der Heldin, die ihr Schicksal freiwillig an das seine gekettet hat. Ein rother oder gelber Flanellrock, so kurz, daß er kaum die obere Hälfte der stets strumpflosen und niemals gesäuberten Waden bedeckt, ein Paar Schuhe mit abgenutzter Sohle, heruntergetretener Ferse und verschiedenen Luftlöchern vorn und an den Seiten, ein baumwollenes Tuch um den Kopf und ein eben solches um den Hals sind nebst einem einzigen schmutzigen und verflickten Hemde die ganze Ausstattung einer „Buhonera“. In der rechten Hand trägt sie eine an einem blauen Baumwollenband befestigte Elle, und im linken Arme hängt ihr ein niederes, rundes Körbchen, das alle ihre Handelsartikel, die Gegenstände ihrer eifrigsten Speculation, in sich schließt. Dahin gehören einige Stränge oder Röllchen verschiedenfarbigen Zwirnes, eine Blechbüchse voll Nähnadeln von verschiedener Länge und Dicke, einige Stecknadelbriefchen, auch eines oder das andere Gebündchen Haarnadeln, und außen am Korbe, von einem der Henkel herabhängend, mehrere Stränge Glasperlen, in allen Farben schillernd und auf ein Haar jenen ähnlich, welche um den speckigen Hals der Maritornes geschlungen dem verliebten Ritter Don Quixote de la Mancha als ausgesuchte Perlen des Orients erschienen.

Also vorgesehen schließt sich das Paar „Buhonero“ und „Buhonera“ an mehrere andere Paare derselben Kategorie an, und in Gemeinschaft ziehen sie aus, ein gemeinsames Glück zu suchen.

Wer immer aus Reisebeschreibungen oder eigenem Anschauen das unstete Leben und die bewegten und beweglichen Lagerstätten nomadisirender Araber in der Wüste kennt und zufällig einem solchen Zuge wandernder „Buhoneros“ begegnet, wird sofort die auffallendste Analogie zwischen beiden finden. — Es ist, als ob dieses in der südwestlichsten Ecke von Europa nomadisirende Krämervolk mit seinem abenteuernden Leben, seinen Nachtlagern auf freiem Felde, gleichviel wo die Dunkelheit es überrascht, und namentlich mit den kecken, gebräunten Gesichtern, die noch heute in Schnitt und Ausdruck die deutlichen Spuren ihres arabischen Ursprunges tragen, als ein bleibendes Denkmal der langen Herrschaft jenes Volkes auf spanischer Erde ewig hier fortbestehen solle. Man denke sich eine zahlreiche Gruppe von Män-

nern, Weibern und Kindern jedes Alters, halbnackt oder mit solch schmutzigen, zerrissenen und elenden Lumpen bedeckt, daß sie schon von Weitem auf die äußerste Armuth ihrer Besitzer schließen lassen, unter ein paar armseligen Baracken zusammengekauert; in einiger Entfernung davon etliche halbverfaulte Hühnerkörbe, unter denen das zumeist auf irgend einem Bauernhofe im Vorüberkommen entwendete Geflügel friedlich seiner letzten Stunde entgegenharrt, oder die umgestülpt auch wohl den Jüngsten der Generation als zeitweilige Wiege dienen; ein paar langohrige Vierfüßler, so hager und trübselig anzuschauen, daß man bei deren Anblick an die bekannte Anekdote jenes Bauern erinnert wird, — der seinem Esel das Fressen ganz abzugewöhnen dachte, und es auch wirklich dahin gebracht hätte, wenn das Thier nicht gerade einen Tag vor Beendigung seiner Lehrzeit daran gestorben wäre; — dazwischen ein halbes Dutzend ebenso ausgehungerter kleiner Hunde, die mit endlosem Gekläffe das unendliche Bedürfniß ihres Magens zu betäuben suchen, und das Alles, Menschen und Vieh, zugleich in harmonischer Eintracht und wahrhaft babylonischer Verwirrung, unter einander gemischt und vermengt: — so hat man in Umrissen die Lagerstätte der „Buhoneros", die in ihrem halbwilden Zustande direct aus der afrikanischen Wüste zu stammen und eben erst von einer Welle des Mittelmeeres an die spanische Küste verschlagen scheinen.

Die erste Sorge einer solchen Karawane, sobald sie in die Nähe eines Dorfes kommt, besteht darin, ein passendes Unterkommen für sich und ihre Habe zu finden. In den guten Jahreszeiten genügt dafür irgend ein unbebautes Stück Erde, möglichst nahe bei dem Orte. Ist dies gefunden, so schlagen sie ein paar lange Pfähle in den Boden und bilden aus Decken, Strohmatten und sonstigem alten Hausrathe, womit ihre Esel belastet waren, eine Art Zelte, unter denen sie des Nachts schlafen und bei Tag vor den heißen Strahlen der Sonne sich schützen. Alsdann und während die ältesten und hinfälligsten der Weiber aus zusammengesuchtem Reisig Feuer anzünden und sich anschicken, in einer zwischen drei nach Art eines Dreifußes gefügten Steinen schwankenden großen irdenen Schüssel ein Mahl zu bereiten, dessen Bestandtheile sie selbst noch nicht kennen, breiten die Kinder, groß und klein, Knaben und Mädchen, sich wie eine Heuschreckenplage über das Land aus. Die einen durchlaufen die Straßen des Dorfes, nach Zigeunerart bald durch ergötzliche Witze, wofür der Andalusier sehr empfänglich ist, versificirte Schmeicheleien auf die schönen Augen der Weiber oder Prophezeiungen künftigen Glückes, bald auch durch klägliche Schilderung ihres eignen Elends ein Almosen von mitleidigen Herzen oder befriedigter Eitelkeit zu erpressen, während die anderen verwegeneren vom freien Felde und aus unbewachten Bauernhöfen, mit Umgehung des siebenten Gebotes, das eine oder andere zur Vervollständigung des bezweckten Mahles auf eigene Faust herbeischleppen und gewissenhaft zu den Füßen der mit dessen Bereitung Beauftragten niederlegen.

Der Mann packt inzwischen seinen Quersack aus, ordnet die darin enthaltenen Drahtvorräthe, spitzt seinen Bohrer mit einer in rohem hölzernen Hefte befestigten Feile, untersucht sorgfältig den Stand seiner Stifte und macht sich dann, mit Allem wohl versehen, auf den Weg nach dem Dorfe, wo bereits alle im Verlaufe des Jahres zerbrochenen irdenen Töpfe, Tassen und Teller seiner Ankunft harren, um aus dem dunkeln Winkel, worin sie als halbvergessene Scherben auf einander geschichtet lagen, wieder in neuer, brauchbarer Gestalt an das Tageslicht gezogen und von der erfreuten Hausfrau, gleichwie schon verloren geglaubte und wiedergefundene Kinder, mit verdoppelter Liebe und Sorgfalt fortan behandelt zu werden.

Sogleich bei seinem Eintritte in das Dorf verkündet er seine Ankunft durch den in einem Athem und aus allen seinen Kräften ausgestoßenen Ruf: „Giebt es etwas auszubessern? einen zerbrochenen Krug, eine Schüssel, ein Waschbecken? Ich stelle Alles wieder her, so schön, als ob es eben aus dem Laden käme. Auch Mausefallen habe ich zu verkaufen und Nestel und Ringe in die Corsetten schöner Mädchen. Alles gut und billig! Wer kauft? Heraus mit den Tassen, den Pfannen und Krügen! Ein Sprung will nichts bedeuten. Der „Buhonero" ist da; er macht Alles wieder neu."

Mit solchen und ähnlichen Anpreisungen führt er sich selbst in dem Dorfe ein. Doch wehe dem Aermsten, wenn ein unglücklicher Zufall ihn an dem Platze vorüberführt, wo die Jugend des Dorfes sich zu tummeln pflegt! Sobald die muthwilligen Knaben ihn von fern erblicken, unterbrechen sie ihre Spiele und stürzen ihm entgegen mit dem Rufe: „Wache heraus! Der Herr Gouverneur*) kommt!" Wie auf einen Zauberschlag formiren sich sofort Alle in Reih und Glied und marschiren jubelnd dem Verhöhnten voraus durch das ganze Dorf, welches aus jedem Hause ihnen neuen Zuwachs sendet. Hat der arme Teufel Resignation genug, geduldig sein Kreuz auf sich zu nehmen und es ohne Widerstreben eine Weile zu tragen, so kauft er sich damit um den wohlfeilsten Preis los; denn nichts erlahmt leichter, als der heißblütige Eifer der Jugend, wenn ihm der Sporn des Widerstandes fehlt. Endlos aber wird seine Pein, wenn er das leiseste Zeichen des Unwillens giebt, irgend eine Widersetzlichkeit oder gar einen thätlichen Angriff auf den einen oder andern der kleinen Unholde wagt. „Der Trunkenbold! in den Bach mit ihm! steinigt ihn!" tönt es sogleich von allen Seiten, und wenn er sich nicht in eine ernstliche Katastrophe will verwickelt sehen, so bleibt ihm keine andere Wahl, als möglichst umfassenden Gebrauch von seinen Beinen zu machen und so rasch als immer thunlich Reißaus zu nehmen. Die übermüthige Jugend rennt athemlos hinterdrein, Steine nach ihm schleudernd von der Größe einer Faust, die, wenn nicht fast ein jeder sein Ziel verfehlte, ihn binnen Kurzem den Märtyrertod des heiligen Stephan sterben machten. Mit dem Geschrei der Knaben mischt sich alsbald das Gebell der Hunde, die zähnefletschend von allen Seiten auf den Flüchtigen losstürmen, und er darf sein gutes Glück preisen, wenn er ohne ein Loch im Kopfe oder einen Biß in der Wade mit heiler, wenn auch nasser Haut die Lagerstätte der Seinen wieder erreicht.

Doch nicht immer trifft es sich so schlimm. Es giebt viele Tage, an denen er ohne irgend ein Mißgeschick vom frühen Morgen bis zum späten Abend seinem Berufe nachgeht, und wenn nicht alle irdischen, so doch alle irdenen Schäden ausbessert, einige Mausefallen zu je zwölf bis funfzehn Kreuzer verkauft, vielleicht auch ein paar Dutzend Stifte oder Nestel losschlägt, und mit seinem Tagewerk zufrieden, bei einbrechender Dunkelheit nach seiner Lagerstätte zurückkehrt, um mit dem nächsten Frühroth denselben Trödel von Neuem zu beginnen.

Die „Buhonera" ihrerseits ist inzwischen auch nicht müßig gewesen; unermüdlich läuft sie, mit ihrem Körbchen am Arme, die Straßen auf und ab, und preist vor jeder Hausthür ihre kleinen Handelsartikel mit ungeheuerlichen Worten an. Sie tauscht bei der Dienstmagd ihre Haarnadeln und Schnürbändel gegen Hasen- und Kaninchenfelle ein, verkauft der Frau für sechs Kreuzer Nähnadeln oder ein Röllchen

*) Ein spanisches Wortspiel von gobernador, Gouverneur, und zugleich auch Substantiv von dem Zeitworte gobernar, regieren, ausbessern, flicken, herstellen ꝛc.

Zwirn, und schwatzt dem Herrn eine Reihe bunter Glasperlen für sein ältestes Töchterchen auf. Immer heiter und voll siegreichen Selbstbewußtseins bringt sie ihrem guten Glücke einen unverwüstlich guten Humor entgegen, der sich durch keinerlei Hindernisse oder Mißhelligkeiten beirren läßt. Einer echten „Buhonera“ kräuselt das sorgloseste Lachen stets um die schwellenden Lippen, wobei sie in jedem Momente und auf so reizende Weise zwei Reihen blitzender Zähne zeigt, daß jede raffinirteste Kokette sie darum beneiden dürfte. Bei ihr aber ist das Alles naturwüchsige Eigenart, so auch der unergründliche Schmutz, der gleichsam mit ihr verwachsen und ihr zur zweiten Natur geworden ist. Letzteres hindert jedoch nicht, daß ihr von den ebenfalls nicht allzu sänberlichen Burschen des Dorfes gar manches offene oder heimliche Schmeichelwort im Vorübergehen zugeflüstert wird. Sie weist dasselbe in der Regel mit ziemlich kühler Verachtung von sich; doch hat es sich wohl auch hier und da begeben, daß sie bei ihrer Heimkehr am Abend ein Capital mitbrachte, welches den Effectivwerth der von ihr verkauften Waaren um ein Bedeutendes überstieg, ein Umstand, dem indessen der durchaus nicht eifersüchtige Gatte keinerlei Bedeutung beilegt, und den wir darum, wie billig, auch unserer weitern Nachforschung entziehen dürfen.

Allein auch ohne solche besondere Zuschüsse reicht der tägliche Verdienst von Beiden für ihre Bedürfnisse und den Unterhalt der Kinder aus, die zumeist ein Product der Liebe, selten gesetzlicher Ehe sind. Diese Ceremonie verschieben die „Buhoneros“ für bessere Zeiten, wenn sie, nachdem sie das halbe Vaterland durchlaufen, kraft ihrer Arbeit und ihres Speculationsgeistes sich ein kleines Vermögen erübrigt haben, was sie zu dem höhern Range der „Buhoneros de Tijeras“ (Tabulettenkrämer zur Scheere) erhebt, wonach sie in irgend einem Orte ihrer alten Heimath festen Wohnsitz nehmen und sich von dem Pfarrgeistlichen daselbst einsegnen lassen. In ihrem frühern halbwilden Nomadenleben liegt des Gesetzlosen im Allgemeinen zu viel, als daß sie nicht auch dieser einzigen gesetzlichen Handlung sich ohne Gewissensbisse entziehen dürften.

Sobald die Nacht hereinbricht, versammelt sich Alles, was zu der Karawane gehört, in und vor den Zelten. Der „Buhonero“ jedoch, der während des Tages Gelegenheit hatte, sich die Obst- und Gemüsegärten, den Heuschober und die Fruchtkammern des Bauern zu merken, auch wohl in Gedanken die Höhe der Mauer zu messen, die ihn von dem Hühnerstalle oder den Milchkübeln der Bäuerin scheidet, möchte noch, ehe er sich schlafen legt, an einem thatsächlichen Beispiele die Richtigkeit seiner stillen Berechnungen darthun. Er theilt seinen Plan den jüngsten und unternehmendsten seiner Genossenschaft mit, und findet damit sogleich bei Allen günstige Aufnahme. Man setzt sich in Bewegung, wobei die ganze Truppe in zwei bis drei Abtheilungen zerfällt, und mit einer strategischen Ordnung, würdig eines Feldmarschalls, wird nach allen Seiten hin zugleich operirt. Während die einen durch falschen Lärm die Aufmerksamkeit des Wächters und seiner Hunde nach der einen Seite hin lenken, dringen die übrigen von entgegengesetzter Seite ein und beladen sich mit Allem, was für sie oder ihre Thiere Genießbares ihnen unter die Hände kommt. Mit der Beute kehren sie dann vergnügt nach ihren Zelten zurück, von den dort Harrenden mit andalusischer Beredtsamkeit ob ihrer Geschicklichkeit und ihres guten Glückes gepriesen.

Doch der Winter kommt, von allen armen Leuten und so auch von den „Buhoneros“ gefürchtet. Ihre Wanderungen werden häufig unterbrochen, indem sie oft, der anhaltenden Regengüsse wegen, wochenlang an einer und derselben Stelle rasten müssen. Trifft ein solches Mißgeschick sie gerade an einem Orte, wo keine sogenannte Armenherberge ist, die gewöhnlich von einem in Ruhestand getretenen „Buhonero“ selbst unterhalten wird, und worin man für acht Maravedises (Pfennige) unter Dach übernachtet, so müssen sie sich für ein Unterkommen in irgend einer Scheune, einem verlassenen Schafspferche oder baufälligen Stalle suchen. Hier um ein aus Dünger und halbverfaultem Stroh matt glimmendes Feuer gekauert, von dem ein solcher Rauch aufsteigt, daß er ihnen Thränen so dick wie Haselnüsse, in die Augen treibt, und ein jeder andere, der nicht „Buhonero“ wäre, daran erstickte, liegen Männer und Weiber, Kinder und Bestien in grausiger Verwirrung durch-, neben- und übereinander, schreiend, heulend, fluchend und sich und ihr Schicksal verwünschend.

Der an fortgesetzte Thätigkeit und Bewegung gewöhnten Horde entsinkt aller Muth während solch trüber, thatloser Zeit; doch mit den ersten warmen Strahlen der Frühlingssonne kehrt auch ihre Spannkraft zurück. Das rechte Leben für sie aber beginnt erst mit den Kirchweihen und Jahrmärkten, deren genauen Kalender ein jedes Kind bei ihnen auswendig weiß. Ihre Zelte werden schon einen oder mehrere Tage vorher in der unmittelbaren Nähe des betreffenden Dorfes aufgeschlagen, möglichst im Angesichte des Platzes, worauf die eigentliche „Feria“, das heißt der Viehmarkt, stattfindet. Hier treiben sie sich den ganzen Tag umher. Der „Buhonero“, welcher für diese Zeit seinen Quersack, Draht und Bohrer aufgegeben, steht hinter einem kleinen Tische, ein verbrauchtes, schmutziges Kartenspiel in der Hand, und ladet die Vorübergehenden ein, ihr Glück zu versuchen. Alle, welche je solcher Einladung folgten, haben ein Andenken daran im Gedächtnisse mit fortgenommen und ein anderes aus dem Geldbeutel dafür zurückgelassen; denn der „Buhonero“ versteht sein Geschäft und hat ein ganz besonderes Geschick darin, die Karten so zu mischen, daß das Plus stets für ihn, das Minus für die Spielenden ist. Nie ist es vorgekommen, daß unter seiner Leitung die Bank gesprengt worden wäre. Doch auch für ihn tritt ein Moment ein, wo selbst die eifrigsten Spieler, durch fortwährende Verluste mißtrauisch gemacht, sich endlich kopfschüttelnd zurückziehen und all sein Zuspruch und seine tröstlichen Versicherungen keine Wirkung mehr thun. Da taucht plötzlich mitten aus der entmuthigten Versammlung ein kecker Unbekannter auf, setzt einen Thaler und gewinnt, setzt einen zweiten, dritten und vierten, und so viele Thaler er setzt, so viele verdoppeln sich ihm in der Tasche. Der „Buhonero“ schimpft, flucht, jammert, daß er ein ruinirter Mann sei, und erreicht damit, was er will. Die Umstehenden, welche durch sein Mißgeschick das Vertrauen in ihr eigenes Glück wiedergewinnen, spielen von Neuem in directem Gegensatze zu dem siegreichen Unbekannten, verlieren Alles, was sie setzen. — Der Unbekannte, von dem sie sich so schnöde täuschen ließen, ist, was man unter diesen Leuten einen „Gancho“ (Angelhaken, auch Kuppler) nennt, ebenfalls ein „Buhonero“, dem es obliegt, den allgemeinen Spieleifer durch solch scheinbare Gewinne anzufeuern, die er alsdann gewissenhaft ihrem rechtmäßigen Besitzer wieder einhändigt.

Ein anderes, großartigeres Manöver, welches die „Buhoneros“ bei solchen Gelegenheiten ausführen, und bei dem die Größe des Nutzens im Verhältnisse zu der Größe der Gefahr steht, die sie dabei laufen, besteht in dem, was sie „dar un espanto“ (einen Schrecken einjagen) nennen, das heißt: sämmtliche zum Verkaufe ausgestellten Thiere scheu machen, derart, daß ein jedes nach anderer Seite hin ausreißt. Welche Mittel sie dabei anwenden, ist uns Laien, die wir nur die erstaunliche Wirkung sehen, stets ein Räthsel geblieben. Eines nur steht fest, daß sie sich zu diesem Unter-

uehmen mit den Zigeunern verbinden, denen sie ohnedies, wenn nicht stammverwandt, so doch in Sitten und Gesinnung, wie ein Haar dem andern, ähnlich sind. „Buhoneros“ und „Jitanos“ (Zigeuner) besetzen, sobald die Nacht einbricht, alle Aus- und Eingänge des Platzes, worauf das Vieh zusammengetrieben ist, alle Wege und Gäßchen, die zu demselben führen, und warten daselbst ruhig die Wirkung des „Schreckens“ ab, womit ein anderer Theil ihrer Gefährten beauftragt ist. Gelingt derselbe nach Wunsch, so nehmen die scheuigen Thiere plötzlich und wie auf einen Schlag nach allen Seiten hin Reißaus, und ihre Besitzer oder Wächter, schreiend und fluchend, in unsäglicher Verwirrung hinter ihnen drein. — Die Weiber benutzen diesen Augenblick, um in möglichster Geschwindigkeit ihre Beute an Tüchern, Hüten, Decken, kurz Allem, was in dem allgemeinen Chaos ihnen unter die Hände kommt, zu machen, während die Männer mit großer Gewandtheit die eine oder andere der Bestien aufzufangen suchen und mit ihnen in rasender Eile davonsprengen. Sobald sie mit ihrem Raube in Sicherheit sind, wird das Thier verkauft, die Weiber machen es ebenso mit der von ihnen erbeuteten Waare, und ist Alles glücklich, das heißt ohne störende Einmischung der Polizei (die, beiläufig bemerkt, auch bei solchen Anlässen, wie immer in diesem Lande der Bestechung, nicht abgeneigt ist, unter entsprechenden Bedingungen ein Auge zuzudrücken) abgelaufen, so finden sie sich nach Verlauf weniger Tage und mit einem ansehnlich vermehrten Capitale an dem schon im Voraus von ihnen dafür bestimmten Orte wieder zusammen.

„Buhonero“ und „Buhonera“ sind nun in den Stand gesetzt, ihren Handel um ein Bedeutendes zu erweitern. Ersterer, ohne seinen Quersack, Bohrer und Draht aufzugeben, vermehrt die Quantität seiner Handelsartikel und verbessert sie in Qualität. Statt des gewöhnlichen Eisendrahtes wendet er jetzt den sogenannten Silberdraht an, aus dem sich Haften und Haken, Nestel und Ringe anfertigen lassen, deren er die Schachtel zu zwei Reales (15 Kreuzer) verkauft; statt der plumpen Mausefallen hängen jetzt zierliche Vogelkäfige von seiner Schulter. Ferner macht er Reisen nach Cordova, Sevilla und anderen Hauptstädten, wo er seinen Vorrath an Hasen- und Kaninchenfellen in die Hutfabriken verkauft. Auch seine Kleidung wie die seiner weiblichen Hälfte hat wesentliche Verbesserungen erfahren, das Körbchen dieser letztern ist größer und sein Inhalt mannigfaltiger geworden durch einen Zuwachs an Messern, Scheeren, Knöpfen, Strumpfbändern, Hosenträgern, Spiegelchen und Heiligenbildern.

Noch ein weiteres Jahr der Mühen und Entbehrungen unsteten Wanderlebens, und das nomadisirende Paar läßt sich als „Buhoneros de Tijeras“ (Krämer zur Scheere) an irgend einem Orte seiner alten Heimath nieder.

An diesem Endziele seiner ehrgeizigsten Wünsche angelangt, bleibt wenig mehr von dem Leben des „Buhonero“ zu sagen. Wie bei allen Menschen, die nach langen Jahren der Mühen und Entbehrungen endlich in den Hafen eines behaglichen Wohlstandes einlaufen, sind auch dem „Buhonero“ seine besten Kräfte darüber entschwunden, und er kann nur noch mit halber Lust genießen, was ihm zu spät beschieden ward. Ja einmal an ein unstetes, abenteurendes Leben gewöhnt, fehlt ihm zumeist auch der Sinn für den Frieden einer geordneten Hänslichkeit, und aus dem frühern „Buhonero“ wird darum auf Grund gar mancher gemeinsamer, gewerblicher Beziehungen nicht selten später noch ein höchst brauchbarer Contrabandist. Doch mancher, nach den vielerlei Strapatzen innerer und äußerer Ruhe mehr bedürftig, fügt sich auch gern der neuen Ordnung der Dinge und wird in diesem Falle nach dem alten Spruche, daß sich die Extreme leicht berühren, einer der devotesten und friedliebendsten Bürger des Staates, ein durchaus gefügiges Glied in der Kette gesellschaftlichen Verbandes, ein Mann, der ohne Murren auf Heller und Pfennig alle Steuern zahlt, der an Sonn- und Feiertagen nie in der Kirche fehlt und seine Kinder streng in alle dem unterweist, wogegen er selbst sein ganzes Leben lang gesündigt hat. Quersack, Bohrer und Draht sind verschwunden und an deren Stelle Scheere und Ellenmaß getreten; auch schleppt er die neue Handelswaare nicht auf dem Rücken mit sich, sondern belastet ein stattliches Maulthier damit, stark genug, ihn und seine wandernde Bude auf die nächsten Ortschaften zu tragen, während die ihm nun rechtmäßig angetraute Gefährtin daheim bleibt und dem Hauswesen vorsteht. Auf den Jahrmärkten, die er noch immer regelmäßig besucht, vermeidet er sorgfältig die Nähe der „Feria“, den Schauplatz seiner früheren glorreichsten und zugleich strafbarsten Handlungen, sondern mitten auf dem Marktplatze oder in der belebtesten Straße schlägt er eine sehr anständige Bude auf, worin er mit kaufmännischen Manieren seine Waare feilbietet. Doch da die alten schlimmen Gewohnheiten auch bei dem besten „Buhonero“ sich eben doch nicht ganz vergessen, so kann er nicht umhin, unter den erlaubten und auf dem Schautische offen ausgestellten Waaren auch einige aus Portugal oder Gibraltar eingeschmuggelte verbotene mit unterlaufen zu lassen, woraus er dann einen erhöhten Gewinn zieht. Doch darin besteht auch der einzige Rückfall hier und da in die alten Fehler; in allem Uebrigen darf man für den „Buhonero“ als Regel aufstellen, daß nach dem Maße seines Wohlstandes auch die Kraft seiner Moralität ihm wächst.

Nicht Alle freilich bringen es so weit. Es giebt auch solche, welche durch Mißgeschicke und Unglücksfälle, die außer dem Bereiche menschlicher Berechnung liegen, ihr ganzes Leben zu Draht und Bohrer verurtheilt bleiben. Diese lassen sich zwar auch, wenn die Gebrechen des Alters ihnen jede Wanderschaft unmöglich machen, in irgend einem kleinen Dorfe nieder, an dessen äußerstem Ende sie eine elende Baracke miethen, die sich mit der Zeit zu einer Armenherberge constituirt. Darin behausen sie in langen Winternächten ihre alten Gefährten, wie schon gesagt, um acht Pfennige per Kopf, hören mit Interesse die Geschichte ihrer Abenteuer an und ertheilen ihnen, als Veteranen im Handwerk, manchen nützlichen Rath. — Dabei sind sie die ständigen Kunden aller Wirthshäuser des Dorfes, und fehlen bei keiner Kirchweihe in der ganzen Umgegend. Ueberall hat der „Buhonero“ sein schmieriges Kartenspiel zur Hand, und überall findet er irgend einen alten Zechgenossen, der es nicht verschmäht, eine Partie an ihn zu verlieren; denn wie gebrechlich auch seine Beine und schwach sein Gedächtniß in Allem sonst werden mögen, dafür bewahrt er eine treue Erinnerung, und wie auch die Chancen des Spieles für ihn stehen, der „Buhonero“ gewinnt immer.

Still für sich stirbt er endlich in seiner elenden Kammer, so still und einsam, daß man sein Verscheiden eigentlich nur an dem Umstande gewahrt, ihn zur gewohnten Stunde nicht den gewohnten Weg nach dem Wirthshause wandeln zu sehen. Doctor und Apotheker wenigstens hätten kein Recht an sein Erbe, wenn ein solches sich bei ihm vorfände. Doch es findet sich nicht. Sein Begräbniß geschieht auf Kosten der Gemeinde, in der er starb; denn aus seinem ganzen Nachlasse ließe sich kein Stück Linnen erwerben, seinen Leichnam einzuhüllen.

Der Tornado am Rio Grande.

Seit dem schrecklichen Orkane, welcher vor zwei Jahren auf den Bahama-Inseln hauste und die Stadt Nassau zerstörte, ist der amerikanische Continent von keinem Naturereigniß heimgesucht worden, welches größeres Unheil angerichtet hätte, als dieser Tornado vom Rio Grande. Vier blühende Städte sowie viele Ortschaften der Umgegend liegen in Trümmern, zahllose Fahrzeuge sind untergegangen, unberechenbar ist der Verlust von Eigenthum, und bis jetzt weiß man nur, daß leider auch eine sehr große Anzahl Menschen ums Leben kamen, ohne doch die Zahl solcher annähernd genau bestimmen zu können.

Das Unwetter brach in Brownsville und Matamoros um $8^1/_2$ Uhr Morgens am Sonnabend den 7. September los. Anfangs ein starker Nordwind, verwandelte sich derselbe bald in einen der wüthendsten Orkane, dem nichts mehr Widerstand zu leisten vermochte. Um 11 Uhr trat eine plötzliche Windstille ein. Es schien jedoch, als ob der Sturmgott nur hätte Athem holen wollen, denn bald darauf brach der Orkan mit erneuerter und verdoppelter Wuth los und vollendete das angerichtete Werk der Zerstörung. Auf den Straßen war des Bleibens nicht und in den Häusern war es zu unsicher, da dieselben eines nach dem andern einstürzten, während die Fluthen des Meeres wie des Flusses bereits einzudringen begannen und bald Alles überschwemmt hatten. So wüthete das Unwetter bis Einbruch der Nacht, und die Schatten derselben bedeckten ein Feld der Verwüstung, wie keine Feder sie zu beschreiben vermag.

In Brownsville liegen fast sämmtliche Häuser und alle Kirchen in Trümmern, außer der Kathedrale, von der nur der Thurm einstürzte. In dieser Stadt ist die Anzahl der Todten 10, der Verwundeten 21. An dreitausend Familien sind obdachlos geworden und haben fast Alles verloren. Sie müssen auf den mit Schutt bedeckten Straßen campiren und leiden bereits große Noth. Das Heulen und Pfeifen des Sturmes, der peitschende Regen, die eindringende, brausende Fluth, das Krachen der Häuser, der donnernde Sturz der Mauern und Kirchthürme, das Geschrei und Gewimmer der Verwundeten und Sterbenden — Alles dies zusammen bot ein Bild des Schreckens dar, wie nur Wenige es je gesehen haben. Der „Rio Grande Courier“ sagt, daß ein einjähriges Bombardement nicht solche Verheerungen hätte anrichten können, als dieser Sturm es vermocht hat.

Ganz ebenso wüthete der Orkan in dem Brownsville gegenüberliegenden Matamoros. Die Zerstörung ist hier womöglich noch größer als in Brownsville, und die ganze Stadt wurde während des Sturmes überfluthet. Das ganze prächtige Hausgeviert, eingeschlossen von der 7. und 8. Herrera- und Bustamentestraße, wurde vollständig zerstört. Die Kathedrale wurde sehr schwer beschädigt und liegt in Ruinen. Auch das Waarenlager des Herrn John Gauche in Neuorleans ist vollständig zerstört; sein Verlust beläuft sich auf 100,000 Dollars. In der Stadt wurden mindestens 1500 Häuser zerstört und so viel man bis jetzt weiß kamen 26 Menschen ums Leben, doch ist der Verlust an Menschenleben wahrscheinlich noch weit größer.

In Brazos Santiago ist die Zerstörung ebenfalls eine vollständige. So weit man weiß, verloren hier 12 Personen ihr Leben; ebenso wurden sehr viele verwundet. Ueber das Benehmen der farbigen Soldaten wird Beschwerde geführt.

Noch viel schrecklicher lauten die Nachrichten aus Bagdad. Die Fluthen haben fast die ganze Stadt hinweggewaschen und nur drei Häuser, stark beschädigt, blieben übrig; von den zerstörten Häusern ist keine Spur mehr übrig, da die Fluthen Alles wegrissen. Neunzig Einwohner retteten sich auf den Dampfer „Antonio“; sieben entkamen noch zur rechten Zeit aus der Stadt und an hundert Personen verblieben und haben sich in die übriggebliebenen Gebäude gerettet. Alle anderen sind umgekommen, theils ertrunken, theils erschlagen. Hier muß das Elend über alle Maßen gräßlich sein, da man die Anzahl der Umgekommenen gar nicht annähernd angeben kann.

Nicht minder schrecklich ist die Verwüstung in Clarksville, wo ebenfalls nur zwei Häuser übrig geblieben sind und auch fast alle Bewohner umkamen.

Santa Cruz ist vollständig zerstört bis auf das arg beschädigte Garibaldi-Haus. Auch hier ist der Verlust an Menschenleben im Verhältniß sehr groß.

Auf der See und auf dem Flusse muß der Verlust an Fahrzeugen kolossal gewesen sein; es läßt sich aber zur Stunde noch nichts Bestimmtes darüber angeben. Gewiß ist, daß der Dampfer „Pisano“ mit Mann und Maus zu Grunde gegangen ist. In Brownsville blieb nur ein Fahrzeug, die „Tamaulipas“, in brauchbarem Zustande. Die Dampfer „Camargo“ und „Santiago“ gingen unter. Die „Matamoros“ strandete. Die Dampfer „San Roman“ und „Col. Benedikt“ wurden schwer beschädigt. Die Schooner „Etta“ und „Kabosh“ sind gestrandet. Die ganze texanische und mexicanische Küste in dortiger Gegend ist nach den Berichten mit gestrandeten Fahrzeugen oder den Trümmern der untergegangenen bedeckt. Zahlreiche Leichen wurden bereits aufs Ufer gespült. Es wird langer Zeit bedürfen, um in Erfahrung zu bringen, wie viele Fahrzeuge untergegangen sind, und der Verlust an Menschenleben kann wohl nie festgestellt werden; doch groß ist derselbe, ungeheuer groß.

Der Verlust an Menschenleben in Brownsville ist noch viel größer, als zu Anfang berichtet. Die ganze Stadt wurde überfluthet. Das Kloster wurde umgeweht und 13 Schulmädchen kamen dabei ums Leben. (N. Orl. Deutsche Ztg.)

Die nordamerikanische Weltbahn.

Das colossale Werk wird mit einem unüberbotenen Eifer der Vollendung entgegen geführt. Wir werden gelegentlich die geradezu kolossale Bedeutung schildern, welche dasselbe in Anspruch nehmen kann; es wird nicht fehlen, daß dasselbe Wandelungen und Umgestaltungen im Welthandel und damit auch in den Culturverhältnissen und in der gegenseitigen Stellung vieler Staaten und Völker hervorruft. Heute kommt es nur darauf an, zu zeigen, wie rasch die Arbeiten vorwärts gehen.

Neuyorker Blätter vom 5. November melden, daß die 500 ersten Miles der Union-Pacific-Bahn, d. h. der vom Staate Kansas ausgehenden Abtheilung, vollendet waren. Man hatte den östlichen Fuß der Felsengebirge erreicht. Nun ist man am Werke, dasselbe „mit Eisenschienen zu überbrücken". Vom westlichen Fuße des Gebirges an führt man den Schienenstrang weiter auf der Hochebene, welche zwischen den Rocky Mountains und der Sierra Nevada liegt, zur Vereinigung mit der Central-Pacific-Bahn. Man wird weiter unten sehen, wie viel von derselben bereits vollendet ist. Ueberall folgen Ansiedler der vollendeten Bahnstrecke auf dem Fuße, die rohe Blockhütte wird zum Wohnhause und ein Dorf erwächst nach dem andern. Der Büffel verschwindet, die Wiesensteppe wird in Weizenfeld umgewandelt.

Wir geben in Folgendem, nach californischen Blättern, einen Bericht über den Stand des Unternehmens im August 1867. Das große Werk wird bekanntlich von mehreren Compagnien gebauet, welche von Seiten der Bundesregierung Unterstützung erhalten.

1. Die Central-Pacific-Eisenbahn.

Von Sacramento nach dem westlichen Abhange der Sierra Nevada. Von dort 150 Miles über den Kamm der Sierra Nevada. Von dort bis zur wahrscheinlichen Vereinigung mit der Union-Pacific-Eisenbahn oder bis zu einem Punkte 1000 Miles östlich von Salt Lake City, das einzige Verbindungsglied zwischen dem Innern und den schiffbaren Gewässern des Pacifischen Oceans bildend, 726 Miles.

2. Die Union-Pacific-Eisenbahn.

Von Omaha an den östlichen Abhang der Rocky Mountains. Von dort 150 Miles über den Kamm der Rocky Mountains. Von dort bis zur wahrscheinlichen Vereinigung mit der Central-Pacific-Eisenbahn oder einem Punkt 1000 Miles östlich von Salt Lake City, geschätzt auf 955 Miles.

Die östliche Abtheilung der Union-Pacific-Eisenbahn (Kansas-River, Zweigbahn der vorgenannten), welche sich von der westlichen Grenze des Staates Missouri bis an die Rocky Mountains 50 Miles über Denver hinaus erstreckt; dieselbe empfängt Obligationen und Ländereien nur bis zum 100. Längengrade, ungefähr 600 Miles. Atchinson und Pikes-Peak-Eisenbahn (unbedeutende Zweigbahn der vorgenannten), 100 Miles an den Ufern des Missouri. Sioux-City- und Pacific-Eisenbahn, von Sioux City bis zum Anschluß an die Union-Pacific-Eisenbahn in Fremont 100 Miles. Western-Pacific-Eisenbahn von San Jose nach Sacramento 100 Miles.

Die zum Bau letztgenannter Bahn gebildete Gesellschaft wurde autorisirt, von Sacramento eine Bahn zum Anschluß an eine von San Francisco in südlicher Richtung gehende Bahn herzustellen; dieselbe zieht somit im Bogen um die Bai von San Francisco. Durch spätere Staatsgesetze erhielt die Central-Pacific-Eisenbahn-Compagnie das Recht, ihre eigene Linie auf einem weit kürzern Wege bis nach San Francisco auszudehnen.

3. Die Centrale Nationale Stamm-Linie.

Die Haupt-Stammlinie besteht aus zwei Theilen, deren Bau zwei verschiedene und von einander unabhängige Compagnien übernommen. Die Union-Pacific-Eisenbahn-Compagnie von Omaha, am Ufer des Missouri beginnend, wird sich durch Kansas, Colorado und über die Rocky Mountains bis in die Nähe von Salt Lake City erstrecken, und die Central-Pacific-Eisenbahn-Compagnie, von Sacramento ausgehend, wird ihren Lauf durch Californien, über die Sierra Nevada und von da durch Nevada und Utah nehmen bis zur Vereinigung mit der Union-Pacific-Bahn. Die Hauptlinie hat eine Länge von circa 1700 Miles (mit der Zweigbahn bis San Francisco 1800 Miles).

Der Vereinigungspunkt der beiden mächtigen Compagnien, welche die Hauptlinie bauen — die Central-Pacific- und die Union-Pacific-Compagnie — ist noch nicht officiell festgestellt, obgleich sowohl die Regierung als auch die Beamten beider Compagnien dahin übereingekommen sind, daß sich derselbe in der Nähe von Salt Lake City befinden soll.

Die in den Congreß-Bewilligungen inbegriffenen Compagnien erhalten als absolutes Geschenk 12,800 Acker Regierungs-Ländereien per Mile Bahnlänge und haben durch Congreßgesetze, nach Vollendung fortlaufender Sectionen von 20 Miles ihrer respectiven Bahnen, Anspruch auf den Empfang von Regierungs-Obligationen, welche in folgendem Verhältniß emittirt werden: Zwischen dem Missouri und dem östlichen Abhang der Rocky Mountains (500 Miles) 15,000 Dollars per Mile, über die Rocky Mountains (150 Miles) 48,000 Dollars per Mile, vom westlichen Abhang der Rocky Mountains bis zum Fuß der Sierra Nevada (circa 900 Miles) 32,000 Dollars per Mile, über die Sierra Nevada (150 Miles) 48,000 Dollars per Mile und westlich von der Sierra Nevada (127 Miles) 16,000 Dollars per Mile. Auf die Theile der Bahn, welche in Folge von Terrainschwierigkeiten nicht fortlaufend beendigt werden können, bei denen jedoch die Arbeit größtentheils vollendet, werden getroffener Bestimmung zufolge zwei Drittheile obiger Beträge im Voraus verabfolgt. Oestlich von den Rocky Mountains theilt sich die Linie — der eine Zweig führt nach Omaha zum Anschluß nach Chicago, der andere führt über Denver nach St. Louis und diese beiden Abzweigungen stellen, wie oben angeführt, die Verbindung mit Leavenworth und Sioux City her.

Zur Unterstützung des Baues der Hauptlinie wurden im Ganzen nahe an 25,000,000 Acker Regierungsländereien bewilligt, die unter die beiden erst genannten Compagnien vertheilt sind; mit anderen Worten 12,800 Acker per Mile Bahnlänge von jeder zweiten Section von 40 Sectionen, deren Minimalwerth auf 1,50 Dollars per Acker geschätzt wird, obwohl der westliche, reich mit Wald bestandene Theil sich bedeutend werthvoller erweisen wird.

Die Central-Pacific-Eisenbahn-Compagnie verkauft Parcelen ihrer Landsectionen zur Minimalrate von 2,50 Dollars Gold per Acre; wer aber durch „Preemption" (Vorkauf) schon Besitz von Ländereien, die der Compagnie gehören, ergriffen hat, und es, um sofort einen vollgültigen Besitztitel zu erlangen, vorzieht, von der Compagnie dies Land zu kaufen, erhält ausnahmsweise den Acker zum Preise von 1,25 Dollars.

Von Seiten der Central-Pacific-Eisenbahn sind mit fester Beharrlichkeit alle Hindernisse überwunden, zweiundzwanzig Miles wurden innerhalb zwölf Monaten vollendet, einundzwanzig Miles in sechszehn Monaten, sechsundsechszig Miles in drei Jahren. Im November 1866 waren vierundneunzig Miles in völligem, Nutzen abwerfendem Betriebe bis zu einer Entfernung von elf

Miles vom Gipfel, nachdem eine Steigung von nahe an 6000 Fuß glücklich überwunden war, von den nächstfolgenden fünfzig Miles ist ein großer Theil bereits graduirt — alles Gebirgsbahn und mit 500 Miles gewöhnlicher Bahn vergleichbar.

Uebergang über die Sierra Nevada.

Die „New-York Tribune" giebt einen genauen und umfassenden Bericht dieses Uebergangs bis zum März 1867 in Folgendem:

Die bei dem Bau der großen Eisenbahn nach dem Stillen Ocean befürchteten Hauptschwierigkeiten, der Uebergang über hohe Gebirge und durch Schneestürze verursachte Hindernisse während des Winters erweisen sich bei praktischer Prüfung als durchaus nicht so groß. Erfahrung zeigt, daß ersterer unbedingt ausführbar und daß tiefe Schneetriften sich nicht als unüberwindliche Hindernisse erweisen dürften. Die Central-Pacific-Eisenbahn von Californien, das westliche Glied der großen nationalen Route, von Sacramento (bis wohin Fluth und Ebbe des Meeres reichen) begann im Jahre 1863 und stieß schon am Anfang des Baues auf durch Berge verursachte Terrainschwierigkeiten der schlimmsten Art; innerhalb der ersten hundert Miles mußte der Uebergang über die gefürchtete Sierra bewerkstelligt werden. Im November 1866 jedoch war das Geleise bis nahe an den Gipfel gelegt und bewies auf diese Weise die Durchführbarkeit des ganzen Bergüberganges, bei durchschnittlich geringeren Terrainschwierigkeiten, als der Uebergang über die Alleghanies in den Weg gelegt, und zeigte auf diese Weise die Grundlosigkeit einer der beiden Hauptbesorgnisse. Während des vorigen ungewöhnlich strengen Winters hat sie die Bahn mit Vortheil im Betrieb erhalten und würde dasselbe mit gleicher Leichtigkeit über den Kamm des Gebirges gethan haben. Sie hatte am Summit-Paß starke Arbeiter-Abtheilungen und überzeugte auf diese Weise ihre Beamten, daß die andere Besorgniß vor unpassirbaren Schneetriften ebenso grundlos sei. Nur drei Tage lang war durch Schneefall die regelmäßige Fahrt der Züge gehemmt, eine bedeutend geringere Verkehrsstörung, als viele atlantische Bahnen zu erleiden hatten. An beiden Abhängen des Gebirges wird mit dem Streckenbau vorgeschritten, die Graduirung ist beinahe vollendet und weist eine leicht fahrbare und günstige Linie auf, deren schwierigster Theil im Betriebe ist. Von Sacramento nach Cisco Station, dem gegenwärtigen Endpunkte der Bahn, beträgt die Entfernung 94 Miles, innerhalb welcher 5911 Fuß von der Totalsteigung von 7042 Fuß bereits überwunden sind. Diese Strecke umfaßt den schwierigsten und kostspieligsten Theil des Uebergangs. Die Steigung ist unaufhörlich; einmal gewonnen, wird dieselbe niemals aufgegeben; dieselbe beträgt im Durchschnitt 75 Fuß per Mile; das Maximum derselben, welches bei nur $3\frac{1}{2}$ Miles zur Anwendung kommt, beträgt 116 Fuß per Mile. Die nächst schwierige Graduirung war 105 Fuß per Mile, mit zahlreichen dazwischen liegenden Ebenen. Nur dreißig Procent dieser ganzen Strecke sind durch Curven in Anspruch genommen, deren Radius nirgends unter 573 Fuß oder 10 Graden beträgt. Die Strecke der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn hat an zwei verschiedenen Punkten, zusammen auf 17 Miles Bahnlänge, 116 Fuß Steigung mit Curven von 400 Fuß Radius; die Virginia-Central-Eisenbahn überwand mit einfachen Locomotiven jahrelang Steigungen von 296 Fuß per Mile und hatten deren Curven durchschnittlich gar nur einen Radius von 300 Fuß. Dadurch, daß man von einem Geleis auf das andere, von einer Erhöhung auf die andere überging, kurze Tunnels stach und tiefe Einschnitte machte, wo solches nothwendig war, hat man es dahin gebracht, Passagierzügen eine Geschwindigkeit von 25 Miles per Stunde und Frachtzügen die Hälfte derselben zu sichern. Mit Aufenthalt beträgt die Dauer dieser ganzen Tour mit gewöhnlichen Locomotiven und Zügen sechs Stunden.

Fortschritt des Tunnelbaues und der Abstiche.

Von Cisco bis nach Summit ist die Sprengarbeit größtentheils beendet; durch den Gipfel selbst geht ein Tunnel von 1658 Fuß Länge, der größte der ganzen Linie; nur noch 600 Fuß desselben bleiben zu durchstechen, woran ohne Unterbrechung Tag und Nacht gearbeitet wird und per Woche durchschnittlich 50 Fuß abgestochen werden, so daß man erwartet, im nächsten September mit Locomotiven hindurch und noch 30 Miles weiter fahren zu können. Der Abfall der östlichen Seite des Gebirges ist bei weitem weniger schroff, da das innere Thal 4000 Fuß über der Meeresfläche liegt. Auf 14 Miles kommt ein Fall von 1100 Fuß, hierauf jedoch folgen östlich bis zum Salzsee sanfte Abhänge, die nirgends einen Fall von mehr als 45 Fuß per Mile haben. Auf der jetzt in Graduirung befindlichen Strecke sind mit Einschluß des Summit-Tunnels im Ganzen 14 Tunnels, zusammen von 6000 Fuß Länge vorhanden, von denen zwei Drittel bereits durchstochen sind. Bei den größeren Tunnels und tiefen Einschnitten hat man auf die Legung eines Doppelgeleises Rücksicht genommen, welches sich bei dem zunehmenden Verkehr binnen Kurzem als nothwendig erweisen wird. Zehntausend Arbeiter, meistens Chinesen, sind beschäftigt und ist der schwierigste Theil der Arbeiten der Vollendung nahe, so daß man sich der sichern Hoffnung hingiebt, im nächsten Jahr Locomotiven die Ebenen von Nevada durchbrausen zu sehen.

Nachfolgende Tabelle ergiebt die Distanz der von Zeit zu Zeit vollendeten Theile der Bahn sowie deren Erhebung über den Meeresspiegel:

	Miles.	Fuß.
1. Januar 1865 nach New Castle	31	0,930
13. Mai 1865 nach Auburn	36	—
10. Juni 1865 nach Clipper Gap	42	1,600
4. September 1865 nach Colfax	56	2,443
8. Mai 1866 nach Secret Town	66	3,415
10. Juli 1866 nach Alta	73	3,625
29. November 1866 nach Cisco	94	5,911
Juli 1867 nach Summit	105	7,042
September 1867 nach Virginia Station, geschätzt auf	150	5,800
Juli 1868 nach Humboldt, geschätzt auf	250	4,000
December 1870 nach Salt Lake City, geschätzt auf .	725	4,285

Aus allen Erdtheilen.

Die westindische Insel St. Thomas.

Seit Anbeginn unseres Jahrhunderts ist die Schifffahrt von Wind und Wetter nicht so schwer heimgesucht worden als 1867. Es scheint fast, als ob die Natur aus den Fugen gegangen sei. Bis Ende November sind nahezu dreitausend Schiffbrüche verzeichnet worden und wir haben die Berichte lange noch nicht vollständig. Im Frühjahr gingen Dutzende von Fahrzeugen im Weißen Meere durch Orkane und Eisschollen zu Grunde; späterhin haben in den chinesischen Gewässern fürchterliche Taïfune gewüthet und in unserer Nordsee zählt man die Schiffbrüche nach Hunderten. Soeben finden wir in den neuesten nord-

amerikanischen Blättern, daß bei Neu-Archangel auf der Insel Sitka, im ehemals russischen Nordwestamerika, am 27. October, also nur wenige Tage vor der Heimsuchung der Insel St. Thomas, ein Orkan erlebt worden sei, wie man ihn seit siebenzig Jahren nicht gehabt habe. Der Sturm hielt vierzig Stunden an und war mehr als achtzehn Stunden ein so wilder Orkan, „daß man sich davon keine Vorstellung machen kann." Der Regierungsdampfer „Ossipee", welcher auf hoher See von ihm gepackt wurde, verlor alle seine Boote und nicht weniger als sechsundvierzig Matrosen erlitten während ihrer Arbeit Beschädigungen. Auch Ceylon und die südliche Spitze Vorderindiens sind schwer von Drehstürmen mitgenommen worden. Auch aus Binnenlandschaften finden wir Sturmberichte. Am 12. November litten die Staaten Indiana und Kentucky viel durch einen Orkan; über das Unheil, welches ein solcher an der Mündung des Rio Grande angerichtet, geben wir an einer andern Stelle unseres Blattes eine Schilderung. Am schwersten sind aber die westindischen Inseln Tortola und St. Thomas heimgesucht worden. Wir brauchen darauf nicht näher einzugehen, weil die Tagblätter sehr umständliche Mittheilungen gebracht haben, wollen aber Einiges über St. Thomas bemerken. Sie gehört, nebst St. Jean und St. Croix, den Dänen, welchen sie 1671 von den Engländern abgetreten wurde. Aber der Handel ist dort von Anfang an viel mehr in fremden Händen gewesen. Wir wollen eine Notiz beifügen, die für manche Leser neu sein wird. Der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, hatte seit 1682 einige Factoreien an der Westküste Afrikas, wo eine von ihm privilegirte Compagnie Sklaven einkaufte. Um für dieselben sichern Absatz zu finden, wandte er sich, wiewohl vergeblich, an die französische Regierung, er wünsche die Abtretung einer westindischen Insel. Dann unterhandelte er mit Dänemark, welches ihm gestattete, eine brandenburgische Colonie auf St. Thomas anzusiedeln. Die Dänen gaben 1764, 1767 und 1784, in einer Zeit, da andere Regierungen noch an Monopolen festhielten, den Handel der Insel frei und seitdem gewann St. Thomas ungemein, weil es ein Stapelplatz für den Zwischenhandel wurde. Die Dänen selber haben keinen erheblichen Vortheil aus ihren Colonien gezogen. Was sie an Factoreien an der Westküste von Afrika besaßen, haben sie an die Engländer für 10,000 Pf. St. verkauft, und eben jetzt waren sie in Unterhandlungen mit Nordamerika, welches nicht abgeneigt zu sein scheint, einige Millionen Dollars für die drei Inseln zu zahlen. Ein dänischer Agent war im October in Washington, um einen Abschluß zu erlangen.

Wir haben schon einigemal im „Globus" Mittheilungen über St. Thomas gebracht (III. S. 84, V. 154 ff.); sie waren von deutschen Kaufleuten verfaßt. Heute können wir abermals einen Bericht, gleichfalls aus der Feder eines Kaufmanns, bringen, der uns schon vor längerer Zeit eingesandt wurde; er wird jetzt ein erhöhtes Interesse in Anspruch nehmen können.

* * *

St. Thomas hat einen Flächenraum von etwa 2 deutschen Quadratmeilen; sie liegt auf etwa $18\frac{1}{2}^{0}$ nördl. Breite und 65^{0} westl. Länge. Die Lage ist, vergleichbar mit der von Syra im griechischen Archipelagus, für den Schifffahrtsverkehr ungemein günstig. Mit Europa stehen wir in regelmäßiger Verbindung durch die Dampfer der Royal Mail Company, welche zwischen hier und Southampton laufen. An diese schließen sich hier die derselben Compagnie gehörenden Dampfer an, welche nach den Windward Islands fahren und in weiterer Verbindung bis nach Paramaribo im holländischen Guyana nach Santa Martha und Carthagena in Neugranada und Colon-Aspinwall auf dem Isthmus von Panama gehen. Auf der westlichen Seite schließen sich dann die Dampferlinien an, welche nach Norden hin bis Britisch Columbia, gen Süden bis Valparaiso in Chile gehen. Wir haben ferner Dampferverbindung mit Vera Cruz, Cuba, Haiti und Jamaica, und unser Hafen bildet recht eigentlich einen Knotenpunkt. Auch die Verbindungen mit Nordamerika, gen Norden bis Halifax, via Bermudas fehlen nicht und die spanisch-westindischen Inseln lassen regelmäßig nach hier mehrere Dampfer laufen.

Die Stadt ist dem Hafen entlang gleich einem Amphitheater auf drei hintereinander emporsteigenden Hügeln gebaut. Dieser Hafen bildet ein Wasserbecken, das von der Natur selber zu einem vortrefflichen Zufluchtshafen für Schiffe gebildet worden ist. Es hat trefflichen Ankergrund, ist auf drei Seiten von den umgebenden Bergen geschützt und hat eine sichere Einfahrt von Süden her.

Dieser Hafen ist sehr geräumig und würde, wenngleich das Gewirr darin besonders während der Posttage bedeutend genug ist, dennoch ungleich mehreren Schiffen sichern Platz gewähren.

Nehmen wir alle diese Umstände zusammen und lassen dabei nicht außer Acht, daß St. Thomas einer der ersten Häfen war, an denen das Freihandelssystem (im Jahre 1784) eingeführt und geltend gemacht wurde, so haben wir schon erhebliche Gründe vor uns liegen, welche mit der Zeit dahin mitwirkten, unserm Platze die wichtige Stellung, die er heute im westindischen Handel einnimmt, einzuräumen. Daß unser Handel, dessen Haupttheil in den Händen von deutschen Kaufleuten ruht, nicht auf einer unbedeutenden Stufe dasteht, davon möge man sich durch einen Blick in die mehr oder weniger großen Verkaufsmagazine unserer Kaufleute überzeugen. Alle commerciellen Zweige sind vertreten, unter ihnen als Hauptelement Manufacturwaaren, und die hier sich zusammenfindenden Käufer der übrigen Inseln, von Neugranada, Venezuela ꝛc. treffen stets ein reichhaltiges Sortiment der verschiedenartigsten Artikel an. Wir greifen nicht zu hoch, wenn wir den jährlichen Einfuhrwerth auf zehn Millionen Dollars annehmen.

Wie wir bereits oben andeuteten, ist St. Thomas ein Freihafen und in Folge dessen sind die Einrichtungen unserer Zollbehörde nicht allein äußerst liberal, sondern auch in den zu entrichtenden Zollgebühren sehr billig, da der ganze Eingangszoll nur $1\frac{1}{4}$ Procent auf den Nettowerth der Importation beträgt. Ausgangszoll existirt nur auf westindischen Rohproducten, die ebenfalls $1\frac{1}{4}$ Procent bezahlen.

Als Münzsystem gilt die spanisch-amerikanische Valuta in Dollars und Cents, jedoch coursiren außer dem hiesigen Gelde südamerikanische Doublonen à 16 Dollars, spanische Doublonen à 16 Dollars mit $1\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{4}$ Procent Prämie, nordamerikanisches Gold- und Silbergeld, wovon ersteres auch 1 bis $2\frac{1}{2}$ Procent Prämie werth, französische 5- bis 20-Francsstücke à 96 bis 98 Cents pr. 5 Francs, englische Sovereigns à 4 Dollars 80 Cents bis 4 Dollars 85 Cents ꝛc.

Wir haben zwei Banken: die Bank of St. Thomas und die englische Colonialbank, wovon erstere ein Actieninstitut, letztere eines der Zweiggeschäfte der englisch-westindischen Colonialbank ist. Beide ruhen auf soliden Grundlagen und haben Banknoten ausgegeben, die sie gegen Gold einlösen.

Von den hiesigen Kaufleuten gegründet besteht ferner eine Assecuranzcompagnie, welche indeß nur gegen Seegefahr auf Waaren und Baarfonds und dergleichen versichert, Policen auf Casco dagegen nicht ausgiebt. Außerdem sind verschiedene europäische Feuerassecuranz-Gesellschaften durch Agenturen vertreten.

Das Gewicht soll nach dem Gesetze das dänische sein, indeß bedient man sich im Detailgeschäft gewöhnlich des leichtern englischen. — Im Großhandel wie überhaupt im Allgemeinen gilt als Längenmaß die englische Yard und der englische Fuß, während dänische Elle und Fuß nur wenig zur Anwendung kommen. — Als Maß von trocknen Artikeln wird nach dem englischen Bushel, von flüssigen nach dem Imperial-Gallon gerechnet.

Wenn wir nun als in der nächsten Beziehung zum Handel den Schiffsverkehr, der sich in unserm Hafen zeigt, einer nähern Betrachtung unterziehen, so haben wir auch darin nicht unbedeutende Nummern aufzuweisen, denn die Zahl der St. Tho-

mas besuchenden Handelsschiffe verschiedener Größen beläuft sich jährlich auf 2000 bis 2400 mit 230,000 bis 320,000 Tonnen, die englischen Postdampfer ungerechnet. Unter ihnen zeigt sich die englische Flagge im Durchschnitt am stärksten vertreten, darauf folgt insgemein die amerikanische, und demnächst folgen als die dritten in der Bedeutung des hiesigen Verkehrs die verschiedenen deutschen Schiffe, die wir, Gott sei's geklagt, noch immer nicht unter einer einzigen Flagge vereint und noch immer **ohne Schutz** durch ein kräftiges **deutsches** Marinewesen sahen! Zu der Zahl dieser deutschen Schiffe rechneten wir hier auch diejenigen, welche den schleswig-holsteinischen Häfen zwar zugehören, die aber in Wirklichkeit die — dänische Flagge — zu führen hatten! — Mancherlei Anstalten sind zur Förderung der Schifffahrt getroffen worden: so z. B. die „Marine Repairing Slip", wo Schiffe, auf einer dazu angelegten Schienenbahn an Land geholt, gegen in Anbetracht der hiesigen Verhältnisse billige Kosten kalfatert und ausgebessert werden können. Erwiesen ist, daß die Arbeit sehr gut und, da hinreichend Schiffszimmerleute und Kalfaterer vorhanden, rasch genug geliefert wird, weshalb auch die in den westindischen Gewässern in Noth sich befindenden Schiffe als den besten Hafen zur Ausbesserung des erwachsenen Schadens sich St. Thomas erwählen, wo sie gut und möglichst billig bedient werden, vorausgesetzt, daß die Eigner oder Capitaine sich an ehrenwerthe Firmen wenden. Denn wie an allen Plätzen der Welt Leute sich eingenistet haben, die wohl eher den Namen eines Beutelschneiders, aber nicht den eines rechtschaffenen Kaufmannes verdienen, so sind leider auch wir nicht im Stande, sagen zu können, daß unser Platz von diesem Abschaum der handeltreibenden Welt gänzlich frei geblieben sei. — Hafenabgaben der Schiffe sind nur gering, und ganz frei, mit Ausnahme der wenigen Dollars für Fortpaß (der Paß des Schiffes wird von der Commandantur des Forts ausgestellt) ꝛc. für diejenigen Fahrzeuge, welche Kohlenladungen für die Royal Mail Steam Packet Company bringen und in Ballast wieder ausgehen, während diese oder solche Schiffe, welche in Ballast einkommen, aber theilweise oder ganz beladen wieder ausgehen, für den beladenen Theil ihres Tonnengehalts die demselben entsprechenden Gebühren zu entrichten haben. — Fahrzeuge jedwelcher Gattung, seien es Kriegs- oder Handelsschiffe, können sich jeder Zeit in St. Thomas mit Proviant, Kohlen, Segel und Tauwerk ꝛc. und Wasser vollständig und zu billigen Preisen ausrüsten; das Wasser wird in eigends dazu erbauten Booten vermittelst Pumpen in die entsprechenden Behälter an Bord geschafft. — Kriegsschiffe laufen oft den Hafen an.

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir auch des im Jahre 1854 von der hiesigen Kaufmannschaft gegründeten Hospitals für Seeleute aller Nationen nicht vergessen, ein schönes und seinem Zwecke ausgezeichnet entsprechendes Gebäude, in dem der Kranke unter der Leitung tüchtiger Aerzte die sorgsamste Pflege gegen eine mäßige Vergütung genießt.

Erwähnen müssen wir auch die Errichtung eines schwimmenden Docks, worin Schiffe bis zu 3000 Tons Größe aufgenommen werden können, und die Anlage einer Gasfabrik. Ein Unternehmen wie das erstere findet sich nicht auf der ganzen Strecke zwischen Neuyork und Rio de Janeiro.

Auf der Insel befindet sich nur eine Stadt, welche am Hafen belegen und allgemein unter dem Namen St. Thomas geht, während ihr eigentlicher Name, Charlotte Amalia, wenig bekannt und gänzlich ungebräuchlich ist. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf circa 15,000 bis 16,000, von denen indeß nur etwas über 2000 Weiße sind, während der Rest aus Farbigen und Negern besteht. — Die Häuser, theils aus Steinen, theils aus Holz erbaut, sind dem heißen Klima angemessen luftig eingerichtet, und wenngleich sie in architektonischer Hinsicht nichts Merkwürdiges darbieten, so muß die Gesammtanlage derselben auf den Beschauer schon beim ersten Blick einen angenehmen Eindruck machen. Wie wir die Stadt an drei Hügeln auf amphitheatralische Art emporgebaut sehen, bietet sie wahrlich ein Panorama dar, welches in Schönheit nicht eben auf den letzten Platz zu stellen ist, und noch prachtvoller zeigt es sich Abends, wo Alles erleuchtet ist, vom Hafen aus gesehen. — Aber nicht allein, daß solche Bebauung dem Schönheitssinn entsprechend ist, sie bietet auch in Hinsicht auf Gesundheit Vortheile dar, da dem frischen, wohlthätigen Luftzuge dadurch überall freier Zutritt gestattet wird.

In der warmen Jahreszeit variirt die Hitze gewöhnlich zwischen + 23° und 26° Réaumur im Schatten, während in der kältern das Thermometer bis auf + 16° bis 18° R. im Schatten fällt. Angenehm ist bei solcher Wärme der hier allgemein zur Kühlung des Trinkwassers eingeführte Gebrauch des Eises, welches um 3 Cents pro Pfund das ganze Jahr hindurch zu haben ist. Der Handel mit Eis ist ein von der Regierung verliehenes Monopol, das aber dem zeitweiligen Inhaber desselben die Verpflichtung auferlegt, stets genügenden Vorrath davon zu haben. Vom gelben Fieber wird St. Thomas, gleich anderen Antillen, zeitweilig heimgesucht.

In früheren Jahren gedieh auch der Ackerbau trotz des an sich wenig fruchtbaren Erdbodens unserer Insel ganz zufriedenstellend, aber seit der Freimachung der Neger im Jahre 1848 ist er mit einem Schlage zu Boden gesunken, denn der Pflanzer kann unmöglich den hohen Taglohn von 1 Dollar pro Tag zahlen, um einigen Gewinn aus der Bebauung des Erdreichs zu ziehen, und zu billigerm Preise möchte es ihm schwer werden, die nöthigen Arbeitskräfte herbeizuschaffen, da der träge Neger sich im Vollgefühl seiner Freiheit nicht so leicht zu der härtern Feldarbeit bequemt. Die früher hauptsächlich mit Zucker bebauten Pflanzungen liegen heute zum größten Theil verödet da und erzeugen nur eben genug, um dem Eigenthümer oder Pächter einen unbedeutenden Viehstand zu erhalten, allein begreiflicher Weise kann dieser dem Ackerbauer allein gebliebene Erwerbszweig ihm keine überaus glänzende Resultate liefern. — Das sind die Segnungen der Sklavenemancipation! — Lassen wir indeß dieses Capitel unberührt, denn in den früher im „Globus" veröffentlichten Briefen hat bereits eine andere Feder eine treffende Charakteristik der hiesigen Neger geliefert.

Die Conföderation der britischen Colonien in Nordamerika.

Die Bewohner derselben haben nicht die geringste Neigung, sich von den Vereinigten Staaten annectiren zu lassen. Diese sind durch ein wildes Parteitreiben und die hirnlose Politik der radicalen Partei völlig zerrüttet und es wird lange Zeit erfordern, bevor auch nur einigermaßen ruhige und geordnete Zustände eintreten können. Die Union ist mit so hohen und drückenden Steuern belastet wie kein anderes Land der Welt und sie hat eine Staatsschuld von drittehalb Milliarden Dollars. Die britischen Provinzen dagegen erfreuen sich der Ruhe, des Wohlstandes und der ungestörten Freiheit; sie stehen nicht unter Militairdespotismus und seufzen nicht unter dem Joch einer Partei, welche über das Land im Süden der großen Seen so viel Unheil gebracht hat.

Die britischen Colonien hatten, auch in Hinblick auf die Vertheidigung gegen Angriffe von außen, ein entschiedenes Interesse sich enger aneinander zu schließen. Der Plan ist schon früher mehrmals angeregt worden, gelangte aber erst vor einigen Monaten zur Ausführung. Seit dem 1. Juli 1867 bilden die bisherigen Provinzen Ober- und Untercanada, Neuschottland und Neubraunschweig eine Conföderation, welcher man den wie uns scheint nicht eben passenden Namen Dominion of Canada gegeben hat. Die britische Parlamentsacte, durch welche der Gegenstand zum Abschlusse gelangte, ist vom 29. März 1867.

Die wesentlichen Punkte der Verfassung sind folgende. Die Königin hat die vollziehende Gewalt und läßt dieselbe durch einen von ihr ernannten Gouverneur ausüben; dieser ernennt auch das Ministerium oder den Geheimen Rath. Die parlamentarischen Einrichtungen sind jenen des britischen Mutterlandes nachgebildet und wir können uns darüber kurz fassen. Statt des Hauses der Lords, für welches in Amerika das Material fehlt, hat die Dominion einen Senat von 72 Mitgliedern; ein Senator muß das dreißigste Jahr vollendet und mindestens 4000 Dollars im Besitz haben. Die Senatoren werden auf Lebenszeit ernannt und zwar von der Generalregierung, welche auch den Präsidenten ernennt. Das Unterhaus besteht aus 181 Mitgliedern. Auf die Provinzen Ontario oder Obercanada, Quebec oder Untercanada, Neuschottland und Neubraunschweig entfallen respective 82, 65, 19 und 15 Vertreter. Das Unterhaus wählt seinen Vorsitzenden selbst; das Mandat dauert 5 Jahre. Die Zahl der Mitglieder kann vermehrt werden, doch muß dabei das gegenwärtige Verhältniß in der Vertretung der einzelnen Theile unangetastet bleiben. In jedem Jahre findet eine Parlamentssession statt. Für jede Provinz ernennt der Generalstatthalter einen Untergouverneur.

Die Provinz Ontario hat für sich eine legislative Versammlung, die aus einer Kammer besteht und 83 Mitglieder zählt; die Provinz Quebec hat eine solche mit zwei Kammern: dem gesetzgebenden Rath und der gesetzgebenden Versammlung; die 24 Mitglieder des erstern werden vom Untergouverneur auf Lebenszeit ernannt; die zweite hat 65 vom Volke gewählte Mitglieder.

Die allgemeinen Interessen fallen in das Geschäftsbereich des Bundesparlaments, alle örtlichen Belange in jenes der Provinzialvertretungen. Es ist dafür gesorgt, daß das französische Element in Untercanada nicht durch das englische beeinträchtigt werde, und deshalb behält diese Provinz zum größten Theil ihre alte „Coutume de Paris".

Ein besonderer Artikel der Verfassung hat Bezug auf die ungemein wichtige intercoloniale Eisenbahn, welche zur Consolidirung der gemeinsamen Interessen vom größten Belang ist. Dieselbe wird den St. Lorenzstrom mit Halifax in Neuschottland verbinden und soll so rasch als möglich vollendet werden.

Die Insel Neufundland, die Prinz Edwards Insel, Britisch Columbia, das Rupertsland und das Nordwestgebiet können in die Conföderation aufgenommen werden, sobald sie ihre darauf bezüglichen Wünsche aussprechen. Die Aufnahme ist von einer Bestätigung der Königin abhängig. (— Wir lasen jüngst, daß bereits Neufundland um den Eintritt nachgesucht hat. —)

Alle Provinzen haben Freiheit und Selbstverwaltung in ausgedehntestem Maße. Die Conföderation hat Armee, Finanzen, Verwaltung und Parlament für sich ganz selbständig. Der Generalstatthalter ist wie ein constitutioneller Fürst, obwohl er im Namen der Königin regiert und von dieser abhängig ist. Durch die Ernennung des Senats von Seiten der Regierung kommt ein stabiles Element in das Staatswesen gegenüber einer allgemeinen Demokratie, welche in der benachbarten Union Alles, auch sich selber, überwuchert und nicht selten sich überschlägt, weil sie es unterläßt, sich selber zu controliren. Jene Bundesverfassung der Dominion of Canada ist eingehend und genau von den Delegaten der einzelnen Provinzen erörtert und geprüft worden, und sie erklärte dieselbe für ein „Werk der Eintracht und des Fortschritts".

Ein Prairiefeuer in Nordamerika. Seit einiger Zeit sind viele Truppen gegen die Indianer ausgerückt; sie haben keinen leichten Stand, sondern sind von vielerlei Gefahren bedroht. Dahin gehören auch die Prairiefeuer. Es ist entsetzlich, wenn das trockene Gras der Wiesensteppen in Brand geräth. Wir finden in amerikanischen Blättern folgende Schilderung eines Prairiefeuers aus Fort Ramson in Dakotah, vom 7. October.

Der Wind hatte längere Zeit geweht und steigerte sich Sonntag Nacht zu einem Sturm; der bis Montag Mittag die Heftigkeit eines Orkans erreichte. Ich (der Correspondent) saß eben gegen 11 Uhr in meinem Sibleyzelte, als ein Mann sich zu mir hereindrängte und mir zurief, daß mein Küchenzelt eben weggeweht werde. Ich trat gerade zeitig genug ins Freie, um zu sehen, wie das Zelt in Fetzen zerrissen wurde, während das Kochgeschirr und andere Küchenartikel vor dem Sturme her über die Prairie getrieben wurde. Ich war so sehr in Anspruch genommen mit der Jagd auf meine Küchenutensilien, daß ich die Rauchwolke nicht bemerkte, die über den Höhenkamm getrieben wurde, bis die erstickende Luft mich darauf aufmerksam machte, und so befremdend es lauten mag, auch sonst Niemand hatte das Prairiefeuer früher bemerkt, was sich damit erklärt, daß sich unser Lager in einer Bodenvertiefung befand. Ein Blick ließ mich die Gefahr erkennen, und in mein Zelt stürzen, die Frauen herausholen und sie nach dem Sutlers Lagerhaus — dem einzigen bedeckten Gebäude — bringen, war das Werk eines Augenblicks. Da ich Tagesoffizier war, so mußte ich zurückeilen, die Wache herausrufen und den Alarm geben. Das Feuer kam uns mit entsetzlicher Geschwindigkeit näher und war mit dichten Rauchwolken begleitet, die uns zu ersticken drohten, noch ehe das Feuer selbst uns erreichte. Geblendet und athemlos war jeder Versuch des Widerstandes gegen das Feuer vergeblich und unsere schwachen Versuche in dieser Richtung würden auch nutzlos gewesen sein, denn der Sturm trieb das Feuer bis volle fünfzig Yards weit in einem Sprunge fort.

Ich warf mich auf den Boden, um meine Augen zu beschützen und Athem holen zu können, als es mir einfiel, daß 600 Pfund Pulver im Sutler Waarenhaus aufgespeichert waren. Sofort sprang ich auf und eilte nach dem Lagerhaus, wo ich Major S. fand, der gleichfalls an das Pulver gedacht und die Frauen nach dem Posten hinab geschickt hatte. Ich eilte jetzt nach dem Lager zurück und dasselbe würde in diesem Augenblicke gänzlich zerstört worden sein, wenn nicht ein plötzlicher Windwechsel eingetreten wäre. Der Sturm trieb nun das Feuer seitwärts vom Lager, innerhalb fünf Yards an den Zelten vorüber, und den aufgepflügten Boden um die Heuschober überspringend, setzte es diese, die über sechshundert Tonnen Heu enthielten, in Brand. Das Feuer ergriff dann einige Außengebäude des Postens, die zerstört wurden und flog rasch die Hügelreihe hinauf und weiter fort über die Prairie, wo es das Lager der Halfbreads zerstörte, Männer, Frauen und Kinder, sowie das Vieh verbrannte, während wir selbst halberstickt durch Rauch und Feuer und durch die herumfliegende Asche geblendet waren. Die ganze Garnison kämpfte gegen das Feuer an, um den Posten und das eigene Leben zu retten, und der Wind begünstigte unsere Anstrengungen. Auszulöschen, was brannte, war unmöglich. Die Flammen verbreiteten eine entsetzliche Hitze, wurden aber durch den Sturm vom Lager weggetrieben und der Posten wurde dadurch gerettet. Bei Einbruch der Nacht war die Gefahr vorüber und wir legten uns erschöpft zur Ruhe nieder. Alles war mit Ruß und Asche bedeckt und der Verlust war bedeutend, doch dankten wir Gott, daß wir so davonkamen. Doch sollten wir noch keine Ruhe finden.

Wie die Sonne sank, steigerte sich der Sturm beständig, und in der Erwartung eines Orkans, brachten wir die Frauen wieder nach dem Lagerhaus, und die meisten Offiziere flüchteten sich bald ebendahin. Bald nachher brach der erwartete wirkliche Orkan aus und riß Alles vor sich nieder. Indem ich einiges Bettzeug zu retten versuchte, wurde ich vom Orkan erfaßt und fortgetrieben, doch an der Ecke des Postens stürzte ich über den Hospital-Steward, der dort am Boden lag, und wurde so gerettet. Die Hospitalzelte befanden sich hier, die mit den durch das Feuer beschädigten Personen gefüllt waren, der Sturm riß alle Zelte nieder und warf Zeltstangen und Canwaß auf die armen Leidenden. Ich that Alles, was zur Hülfe derselben geschehen konnte, der Sturm

aber ließ vor Morgen nicht nach. Jetzt erst konnte die ganze Ausdehnung des Schadens übersehen werden. Fast alle Zelte waren zerstört, und alles Eigenthum verloren oder beschädigt. Wir Alle leiden jetzt an Augenentzündung. Prairiefeuer der gewöhnlichen Art sind leicht zu bekämpfen, aber die Thatsache, daß das Lager der Halfbreads ganz zerstört wurde, und die armen Leute verbrannten, beweist, daß auch sie noch nichts derartiges erfahren haben. Zwei Halfbreads kamen in den Flammen um, zwei Frauen starben heute an ihren Brandwunden, sowie ein siebentägiges Kind. Eine ganze Anzahl von Squaws und Kindern liegen im mehr oder weniger gefährlichen Zustand in unserm Hospital und bieten einen schrecklichen Anblick dar.

Wildes Zuckerrohr in Nevada. In den mit Schilf dicht bewachsenen Ufern des Humboldt-Flusses, im Territorium Nevada, kommt wildes Zuckerrohr in großer Menge vor. Die Indianer kennen den Werth desselben sehr wohl, und im Sommer, wenn der Bast springt und der Saft herausquillt, der am Stamme trocknet, sammeln die Squaws diese Zuckerkörner, welche manchmal die Größe einer Wallnuß erreichen. Eine Frau bringt oft in einem Tage 30 bis 40 Pfund dieses wilden Zuckers mit nach Hause, den Groß und Klein leidenschaftlich gern essen und der den „Papooses" so lieb ist, wie den weißen Kindern der feinste Candies. — Das wilde Zuckerrohr ließe sich ohne Frage leicht cultiviren und würde gewiß einen bessern Ertrag liefern als das Sorghum, da der Saft viel zuckerhaltiger ist und die Pflanze den plötzlichen Klimawechsel, wie er in den Bergen vorkommt, mit Leichtigkeit erträgt. In den Niederungen des Sacramento- und des Joaquin-Flusses würde dieses wilde Zuckerrohr Nevadas gewiß ausgezeichnet gedeihen.

Wir finden diese Notiz im „California Demokrat", welcher leider diese Art von Zuckerrohr nicht näher bezeichnet. Das gewöhnliche Zuckerrohr verlangt ein tropisches und subtropisches Klima, kann also hier nicht gemeint sein. Wir wollen beiläufig bemerken, daß der Anbau des Hopfens in Californien sich sehr ausdehnt; Boden- und Witterungsverhältnisse sind ungemein günstig und man hofft mit Zuversicht, in den nächsten Jahren nicht nur den einheimischen Bedarf zu decken, sondern auch beträchtliche Quantitäten auszuführen.

Die Ausfahrten des heiligen Vaters in Rom. Die in München erscheinende „Süddeutsche Presse" bringt folgende Schilderung: Nichts ist leichter als den Papst zu sehen und auch seines Segens theilhaftig zu werden. Man hat zu diesem Zwecke nur nöthig, Nachmittags um 1 Uhr an den Vatican zu gehen. Ehe der Papst in den Wagen steigt, sind schon alle Wachen des Vaticans, von der Nobelgarde und den hundert Schweizern bis zur einfachen Linientruppe und der Feuerwehr herab, unter Gewehr. Es wird Marsch geschlagen, die Musik begleitet, und Trompeter, Pauker, Pfeifer und Tambours der einzelnen Corps lassen sich dazwischen vernehmen. Der Papst erscheint und begiebt sich in den Wagen. Ein Stallmeister in goldverbrämter Uniform, vom hohen Rosse herab den blanken Pallasch wie zum Attakiren vorstreckend, eröffnet den Zug. Hierauf kommen einige Trompeter der Nobelgarde, die Trompete nur auf den Schenkel gestützt. Sie sind in Roth mit Gold gekleidet. Sodann folgt ein Offizier mit 20 Mann derselben Garde. Auch die Nobelgarde trägt einen Säbel mit gerader Klinge, diesen aber nur geschultert. Diese Garde besteht aus den römischen Rittern vom höchsten Adel und von unermeßlichem Reichthum. Sie ist wegen des persönlichen päpstlichen Dienstes von fast allen Steuern frei. An den Palästen derselben sieht man gewöhnlich die Aufschrift „Casa libera". Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß diese hohen Cavaliere, sowie die reichen Römer überhaupt, sich nicht besonders nach der Herrschaft des Rè d'Italia sehnen, denn dann würden viele Vorrechte fallen müssen. Hier darf es kein Polizist wagen, einen Armen wegen Bettelns zu arretiren. Die Römer sind, hoch und nieder, arm und reich, im Allgemeinen durch die päpstliche Regierung erschlafft und verweichlicht. Sie werden sich nie in Ueberzahl aus eigenem Andrang für die „Italia una" aussprechen. — Nach diesem kleinen Abstecher wieder zur edlen Escorte. Was die Uniform jener Guardia nobile anbelangt, so besitzt sie verschiedene Costüme. Bei Ausfahrten trägt sie gewöhnlich einen Helm mit langem über den Rücken hängenden Roßschweife. Der Helm ist nach Art der französischen Dragoner, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß das, was bei den Franzosen Messing ist, hier in purem Golde glänzt. Die Uniform ist dunkelblau, mit Roth und mit Goldstickereien übersäet. Die Beinkleider sind von weißem Tuch, und dazu große Dragonerstiefel mit silbernen Sporen. Die Kuppel des Säbels und der Cartouchière besteht aus Gold- und Silberborten. Die Cartouchière selbst ist von Gold und zeigt die dreifache päpstliche Krone, unter derselben die gekreuzten Schlüssel Petri. Das nämliche goldene Wappen ist auch auf dem Helm. Auf der rothen Schabracke ist es in Gold gestickt und mit so breiten Goldborten besetzt, daß man nur noch ein klein wenig von der rothen Farbe der Decke sieht. Der Carabiner hängt im Haken im goldenen Bandelier. Die Pferde sind gleich ihren Reitern edler Race. Nach den 20 Mann Nobelgarde kommt sofort der päpstliche Wagen, gewöhnlich von 8 Schimmeln gezogen. Das Zaumzeug dieser edlen Thiere besteht aus rothen Seidenschnüren mit Gold durchwirkt. Die Pferde haben Straußenfedern auf dem Kopf. Eben solche Federn sind auch an den vier Ecken oberhalb des Wagens in goldenen Kapseln angebracht. Die Wagendecke ist mit goldenen Engeln geziert. Der Wagen selbst und sogar die Räder glänzen von Gold. Der Kutschenschlag zeigt das päpstliche Wappen in einer Goldplatte geprägt. Kutscher und Bediente sind entsprechend reich gekleidet und tragen einen dreieckigen goldbordirten Hut quer auf dem Kopf. Die Wagenpferde werden überdies von in rothe und weiße Seide gekleideten Läufern und Bedienten geführt. Solche Läufer sind auch unmittelbar vor dem Wagen. Zur Seite des Kutschenschlags reiten höhere Offiziere und Kammerherren mit Orden und Ordensband geschmückt. Diese tragen den Degen in der Scheide. Im Wagen sitzt der Papst nebst einem Cardinal zur Linken. Auf der Rückseite gewöhnlich noch 1 oder 2 andere hohe geistliche Herren. Der Papst ist in violette Seide mit Hermelin besetzt gekleidet. Feine Spitzen sind an den Aermeln und am ganzen Talar. Ein Käppchen von gleicher Seide bedeckt das Haupt. Auf der Brust trägt er ein diamantenes Kreuz mit goldener Kette. An dem Finger einen großen Diamantring, der bei dem Segenspenden der Hand leuchtet und glitzert, daß man ihn ganz nahe vor den Augen zu sehen glaubt. Das Antlitz des Oberhaupts der katholischen Kirche hat — dies wird ihm sogar jeder Gegner einräumen müssen — etwas Ehrfurchtgebietendes und in hohem Grade zugleich Einnehmendes. Die Wangen, von feinem Roth durchhaucht, haben trotz des hohen Alters etwas Jugendliches. Die Lippen scheinen ernst und dennoch wieder freundlich zu lächeln. Die Augen sind von besonderem Zauber, so daß man deren Blick kaum ertragen kann und die eigenen unwillkürlich niederschlagen muß. Die Haare sind schneeweiß und silberglänzend. Das Ganze des heiligen Vaters hat etwas Imponirendes und zugleich Angenehmes und Wohlthuendes, was wohl nicht jedem Herrscher und Religionsoberhaupt eigen sein dürfte. Vom Papst wird fortwährend — trotzdem daß der ganze Zug und der Wagen im gestreckten Trabe durch die Straßen geht — der Segen ertheilt.

Der Geheimbund der Ko lau huei in China. Geheime Gesellschaften sind allemal ein Symptom eines krankhaften Staatswesens; sie sind es namentlich im chinesischen Reiche, dessen Zustände so faul erscheinen, daß die intelligenteren Leute selbst es kaum noch für möglich halten, den Zerfall des Reiches abzuwen-

den. Geheimbünde sind aber in China nicht etwa ein Erzeugniß der neuern Zeit, sondern schon über zweihundert Jahre alt, und in keinem andern Lande der Welt haben sie eine so ausgedehnte Verbreitung gewonnen. Die gegenwärtig regierende Dynastie der Mandschukaiser, welche 1644 der einheimischen Dynastie der Mingfamilie ein Ende machte, hat von Anfang an mit ihnen zu schaffen gehabt, und mehr als einmal ist sie durch dieselben beunruhigt worden. Sie sind einer Hydra vergleichbar; eine Gesellschaft wird unterdrückt, aber sogleich entsteht eine andere. Die Chinesen tragen ihren Hang zu solchen Geheimbünden auch nach fremden Gegenden mit sich, z. B. nach Singapore und Pulo Pinang, wo die Gesellschaft der Hueis (die Engländer schreiben Hoeys) den Behörden mehrmals große Ungelegenheiten bereitet habe. Dort handelt es sich nicht darum, die Regierung zu stürzen, wohl aber darum, welcher von den rivalisirenden Geheimbünden die Oberhand unter den chinesischen Ansiedlern behaupten kann. Die „Overland China Mail" vom 11. September betont den Umstand, daß in Peking ein Geheimbund wirksam sei, welcher den Europäern und Amerikanern durchaus feindlich gesinnt sei und nur auf eine günstige Gelegenheit warte, seine Pläne auszuführen. In Hongkong war 1846 die Triadengesellschaft sehr zahlreich und noch heute sind auf jener Insel einige Geheimbünde, welche sich zwar die Herrschaft der Engländer gefallen lassen, aber allen ihren Einfluß aufwenden, um die Mandschudynastie zu schädigen. Ueberall, wo eine größere Zahl von Chinesen beisammen lebt, wird sofort ein Geheimbund gebildet. Im August hat nun der Vicekönig von Nanking eine lange Proclamation gegen die geheime Gesellschaft der Ko lau hnei erlassen, welche namentlich in den Provinzen Hu pe und Ho nan viele Genossen zählt; meist vormalige Rebellen — oder kaiserliche Soldaten, die nun das Land weit und breit terrorisiren und plündern. Das Wort Ko lau bedeutet älterer, ehrwürdiger Bruder. So reden sich die „Braven" an, wenn sie im Feldlager mit einander reden. Der Vicekönig verkündet allen Verzeihung, welche den Behörden versprechen wollen, wieder gute Unterthanen zu werden. Ein Umstand giebt den Ko lau eine ganz besondere Bedeutung; sie sind die erste militärische geheime Brüderschaft, welche China aufzuweisen hat.

* * *

Ein Correspondent der „Times" schreibt aus Philadelphia, daß die zehn Südstaaten der nordamerikanischen Union von der dort jetzt noch herrschenden radical-republikanischen Partei in viel mehr empörender Weise behandelt werden, wie jemals Polen von den Moskowitern oder Irland von den Engländern in der schlimmsten Zeit der Religionsverfolgungen geknechtet worden sei. Der Correspondent hat vollkommen recht, wenn er sagt: „Kein Land in der Welt ist so schandbar behandelt worden, wie diese Südstaaten und keins verdient mehr die innige Theilnahme ehrenhafter Menschenfreunde. Das Volk im Süden ist nach mannhaftem Kampfe erobert und bezwungen worden, aber von Ausgleich und Verzeihung ist nichts zu bemerken. Der Süden hat in Allem, was seine Bezwinger und Unterjocher verlangten, nachgegeben; trotzdem schmachtet er unter einem Despotismus, von welchem nur der eine Ahnung hat, der ihn selber erlebt. Die ehemaligen Sklaven sind zu Herren und Gewaltigen gemacht worden; es giebt keine Gerichtshöfe, auf deren Unparteilichkeit Verlaß wäre; kein Capital, um den Pflanzungen wieder aufzuhelfen. Der einzige Zweck der radicalen Gewalthaber scheint darauf auszugehen, die weißen Menschen in die Stellung herabzudrücken, welche früher die Neger einnahmen. Die unwissenden Schwarzen werden vom weißen Ränkeschmieden aus dem Norden geleitet. Negerherrschaft in ihrer scheußlichsten Gestalt ist obenauf. So scheußlich und abscheulich ist der durch die wahnwitzig gewordenen Radicalen dem Süden aufgezwungene Jammer, daß viele dieser Radicalen im Norden nun zurückbeben vor dem grenzenlosen Unheil, das ihre fanatische Partei über das Land gebracht hat. Die Neger sind von ihr bewaffnet worden; jetzt drohen sie mit einem Aufstande, verlangen für sich die Ländereien der Weißen und die Regierungsgewalt in den Südstaaten. Der Angelsachse ist dort von angeblichen Angelsachsen den barbarischen von neuengländischen Fanatikern toll gemachten Afrikanern preisgegeben worden." — Aber der Norden hat angefangen sich zu besinnen und die Tage des Radicalrepublikanismus sind gezählt. In Californien, Montana, Ohio, Pennsylvanien und Neuyork ist er bei den jüngsten Wahlen aufs Haupt geschlagen worden, in anderen Staaten hat er viele Tausende von Stimmen verloren. Aber er hat die Republik an den Rand des Abgrundes gebracht und Jahre voll wilder Wirren stehen in Aussicht. —

In der argentinischen Provinz Mendoza ist im September ein allem Anschein nach sehr ergiebiges Lager vorzüglicher Cannelkohle entdeckt worden. Dasselbe liegt bei Paramillo, wo Bleigruben bearbeitet werden; unfern von Uspallata. — Gleichzeitig lesen wir, daß auch in Neugranada, im Staate Bolivar, Kohlen gefunden worden sind. Sie liegen in dem Hochlande, welches das Flußthal des Sinn einschließt, etwa 100 Miles südlich von Carthagena. Die Kohle ist bituminös und ähnelt jener von Richmond in Virginien. Auch auf der Insel Formosa oder vielmehr auf Ponghu, der Hauptinsel der Pescadoresgruppe, sind Kohlen gefunden worden; sie können von dem guten Hafen Nabung aus verschifft werden. Auf Formosa selber, das an „schwarzen Diamanten" sehr reichhaltig zu sein scheint, sind Kohlen an der Nordspitze gefunden worden.

Die Compagnie, welche zu Fray Bentos in der argentinischen Republik Liebig's Fleischextract verfertigt, macht sehr ausgedehnte Geschäfte. Wir finden in Berichten aus Buenos Ayres vom 11. October, daß sie ihrer Fabrikation eine immer größere Ausdehnung giebt. Sie hat jüngst zu den vorhandenen Maschinen noch neue aufgestellt, welche im Ankaufe 45,000 Pf. St. kosteten, und sie wird von 1868 an jährlich mindestens eine Million Pfund Fleischextract liefern. Uebrigens geht man in den argentinischen Staaten mit dem Plane um, auch lebendiges Rindvieh nach Europa zu schaffen. Es soll zu diesem Zwecke besonders gemästet werden. Die neue Dampferlinie zwischen London und Buenos Ayres, die sogenannte „Taits-Linie", hat den Transport argentinischen Schlachtviehes besonders ins Auge gefaßt. Ihr erster Dampfer ist im November von der Themse nach dem La Plata in See gegangen.

Die radicalrepublikanische Partei in den Vereinigten Staaten zählt alle kirchlichen Fanatiker und die Temperanzfanatiker in ihren Reihen. Von den letzteren verwerfen viele sogar den Thee, weil er ein „berauschendes Gift" sei, andere haben dem Taback den Krieg erklärt. Ein neuengländisches Yankeeblatt, das zu Meridian in Connecticut erscheint, verwirft den General Grant als Präsidentschaftscandidaten, weil es doch zu schimpflich für das Land sein werde, einen Mann zur höchsten Würde zu erheben, der Taback rauche.

Die berühmten Quecksilbergruben von Huancavetica sollen, einer Verfügung der peruanischen Regierung zufolge, nicht länger bearbeitet werden. Dagegen will man die neuentdeckten Goldgruben von Chanchamayo in Angriff nehmen, die angeblich mindestens so ergiebig sein sollen wie die californischen.

Herausgegeben von Karl Andree in Braunschweig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

In Quito, der Hauptstadt von Ecuador.

Die verschiedenen Classen der Bevölkerung. — Gegensatz zwischen Creolen und Spaniern. — Die Revolutionen. — Quito vor einhundert Jahren. — Das Klima. — Ein Orkan. — Kirchen und Klöster. — Schmutz und Pbthirophagie. — Frauen aus der guten Gesellschaft. — Die Indianer; Heirathen. — Die Bolficonas. — Die Bilderfabrikation. — Der Maler Salas.

Ein schöneres Land als Ecuador giebt es nicht. In demselben sind alle klimatischen Abstufungen vorhanden, die Früchte jeder Zone gedeihen, der Mensch kann ganz nach Belieben die Stellen aussuchen, welche er für sich geeignet erachtet. Er mag im heißen Unterlande Kokospalmen pflanzen und Zucker bauen, höher hinauf kann er Südfrüchte pflücken und noch weiter aufwärts die Felder mit unseren europäischen Getreidearten bestellen. Ueberall ist die Natur üppig und Ecuador könnte zu einem Paradies umgeschaffen werden.

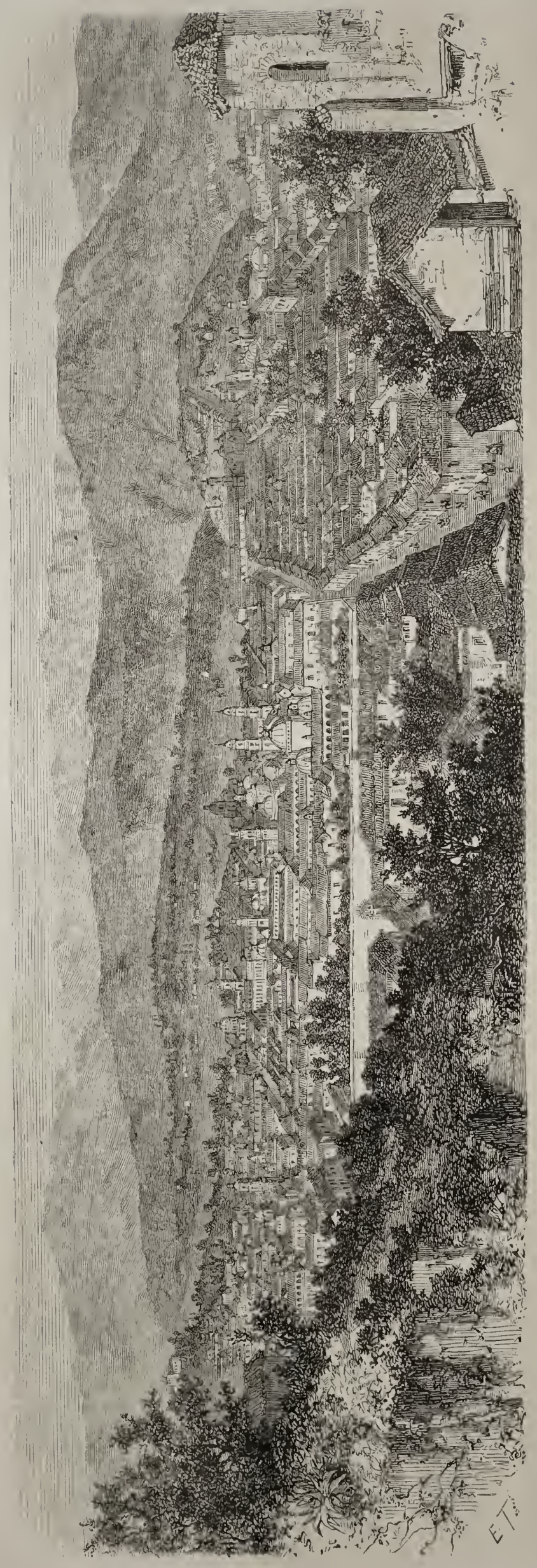
Aber dieses herrliche Land ist zum großen Theil eine Einöde. Unter der Herrschaft der peruanischen Inkas freilich stand es in Blüthe, seitdem aber die christlichen Barbaren aus Spanien auch dieser Aequatorialgegend sich bemächtigten, waren Glück und Segen für immer dahin. Auch hier haben sie in derselben Weise gewirthschaftet und gewüthet wie überall, wohin sie „als Geißeln des Satans“ gekommen sind. Sie brachten Zwang, Monopole und Inquisition; sie selber arteten aus, während sie das braune Volk niedertraten und einen verhängnißvollen Bruch in das ganze Leben desselben hineinbrachten. Bald entstand eine sehr zahlreiche Classe von Mischlingen, die eine Art von Mittelstand bilden; auch Neger wurden, zum Glücke nicht in beträchtlicher Zahl, ins Land geschafft. Allmälig trat dann eine ethnische Anarchie ein und aller innere Zusammenhang ging den Leuten verloren; sie leben nur neben einander und wissen nichts Rechtes und Gedeihliches mit sich anzufangen. Ecuador bietet ganz dieselben Erscheinungen dar wie Mexico, Centralamerika, Venezuela, Neugranada, Peru und Bolivia; die verschiedenen Hautfarben stehen einander mehr oder weniger feindselig gegenüber, das Staatsleben kann keine sichere Unterlage und keinen Schwerpunkt gewinnen und die Revolutionen hören gar nicht auf, seitdem das spanische Zwangsjoch entfernt worden ist.

Ein Ende dieser Zerrüttung ist nicht abzusehen, so lange die Menschen bleiben wie sie sind. Ihre Natur, ihr Grundwesen können sie aber nicht ändern. Die Weißen, die „Creolen“, sind längst außer Zusammenhang mit Europa; ohnehin kamen ihnen von Spanien her zumeist nur Mönche, Beamte und Kaufleute, welche Geld machen wollten; höhere Culturelemente sind nur spärlich ins Land gedrungen und der Clerus hat nichts für die Volksbildung gethan. Uebrigens stellte sich auch in Quito schon früh ein schroffer Gegensatz heraus zwischen den im Lande geborenen Weißen, den Creolen, und den aus Spanien herübergekommenen, welche man als Chapetones bezeichnete. „Diese sind einander so zuwider, daß alles gute Vernehmen dadurch gestört wird.“ Das ist ein Ausspruch Ulloa's, der um 1735 im Lande war. (Allgemeine Historie der Reise zu Wasser und zu Lande ꝛc. Leipzig 1751. Bd. IX, S. 202.) Die Weißen bildeten damals den sechsten Theil der Einwohner, doch wurden alle Kinder von Mestizen und Weißen schon zu diesen letzteren gerechnet. Die Mestizen, also die Abkömmlinge von Weißen und Indianern, bildeten ein Drittel, eben so viel die Indianer, und das übrige Sechstel entfiel auf „Leute von vermischten Geschlechtern“. Damals hatte Quito 50,000 bis 60,000 Einwohner und diese Ziffer gilt auch heute noch.

Ecuador nimmt etwa 10,000 deutsche Quadratmeilen ein. Auf einem Raume, der jenem Deutschlands entspricht, wohnen zwischen 800,000 bis 1,300,000 Menschen. Die letztere Ziffer scheint uns zu hoch gegriffen; nehmen wir sie als annähernd richtig an, so kommen 600,000 auf die Weißen und solche, die dafür gehalten werden; 462,000 auf die Indianer, 7831 auf die Neger und 36,592 auf Mischlinge von Negern mit Weißen und Indianern (E. Behm, Geographisches Jahrbuch, 1866, S. 121). Hier fehlen, wie man sieht, die Mestizen, die wohl den Weißen hinzugerechnet worden sind. Außerdem beträgt die Anzahl der noch wilden Indianer etwa 200,000 Köpfe.

Aus dem Lande könnte nur etwas werden, wenn eine Million Europäer in dasselbe einströmte, die Gewalt an sich risse und der Wirthschaft dieser buntscheckigen, zusammenhanglosen Menge ein Ende machte. Aber wo wäre dafür Aussicht? Vor mehreren Jahren bildete sich in England eine „Ecuador Landcompagnie“, welche vom Paylon und von Esmeraldas aus eine Straße vom Meere bis nach Quito bauen wollte; sie hatte den Plan, Einwanderer an günstig gelegenen Stellen anzusiedeln, und scheint auch, so viel wir wissen, ehrlich zu Werke gegangen zu sein. Aber die Nachrichten über den Fortgang des Unternehmens lauten nicht günstig.

Abgesehen von den Revolutionen, welche alljährlich ein paar Mal in Scene gesetzt werden und deren eine so albern und zwecklos ist wie die andere, hat sich gegen früher in Quito nicht viel verändert. Zwar das Land ist eine Republik geworden, aber diese ist auch danach! Zwei Kammern vertreten das Volk und ein Präsident übt die vollziehende



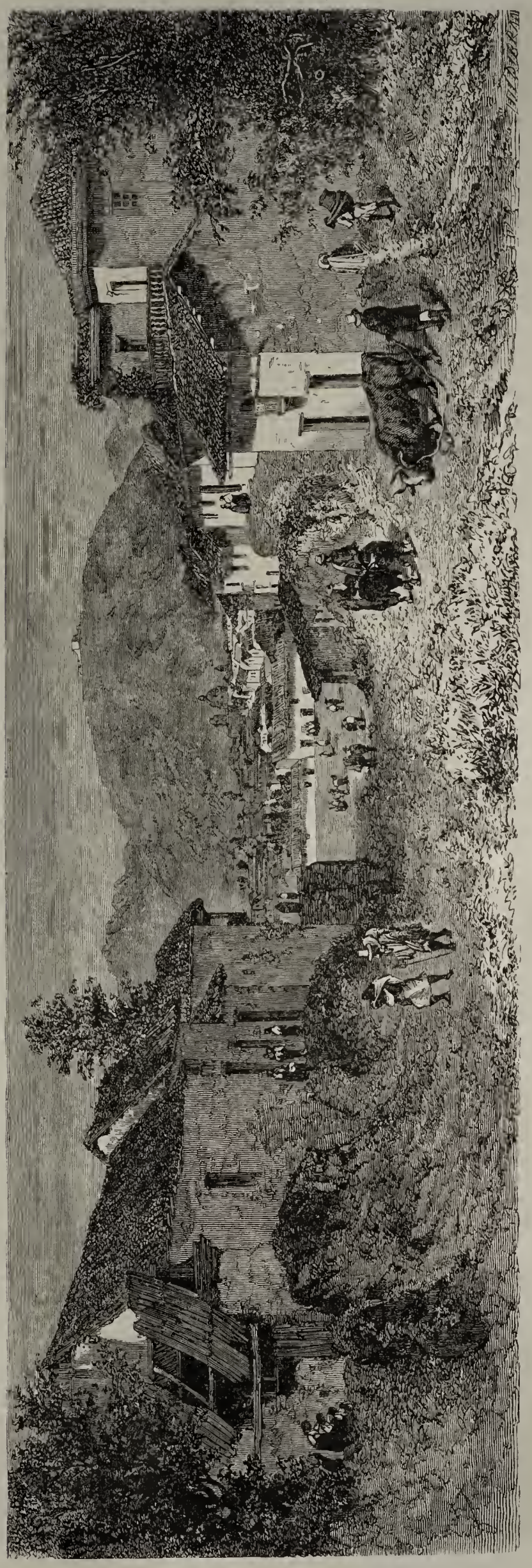
Ansicht von Quito.

Gewalt; aber diese liegt mit jenen regelmäßig im Streit und beide jagen sich wechselseitig fort. Daran wäre weiter nicht viel gelegen, wenn nur das Land dabei zu Ruhe und Gedeihen käme.

Schon zu Ulloa's Zeit waren „ganze Gassen und Gegenden der Stadt verfallen und eingegangen", Quito hatte dem Namen nach eine „Universität", aber an dieser war die Professur der Medicin unbesetzt, „weil Niemand vorhanden ist, welcher Vorlesungen über die Arzneikunst hätte halten können, obwohl es Jedem freisteht, sich darum zu bewerben." Aber die Klöster und Kirchen waren reich. Der Spanier Ulloa, der es mit der Inquisition und dem Clerus nicht verderben durfte, schreibt vorsichtig und beschönigend: „Bei feierlichen Handlungen sieht man in den Kirchen Silbergeschirr in Menge schimmern, und dieses dient nicht nur, dem Gottesdienst ein majestätisches Ansehen zu geben, sondern auch die Pracht der Kirchen zu vergrößern. Dieser kostspielige Pomp und Schmuck macht die Feier ernsthafter und giebt den Kirchen ein herrlicheres Ansehen. In den Kirchen der Nonnenklöster schimmern zwar nicht so viele Kostbarkeiten, dort sieht man aber um so mehr Schmuck und Putz. Dadurch wird der Gottesdienst anständiger."

Die Spanier hielten in ihrem castilianischen Dünkel jede Handarbeit für schimpflich; Künste und feinere Handwerke wurden, wie noch heute, von Mestizen getrieben. „Die Indianer ihrerseits sind so faul und trödeln dermaßen, daß man z. B. den Schuster, bei welchem man Arbeit bestellt hat, zu sich holen läßt und ihn einsperrt, bis er die Schuhe fertig abliefert. Es ist üblich, daß man dem Handwerker das Geld vorausbezahlt, welches er dann gewöhnlich vertrinkt." Dieses Vorausbezahlen ist auch jetzt noch in Peru üblich. Paul Marcoy fand, wie wir seiner Zeit im „Globus" berichtet haben, den Brauch namentlich auch in Arequipa.

Doch wir wollen einen Blick auf das heutige Quito werfen. Die Stadt liegt etwa 15 Grad-minuten südlich vom Aequator, fast 9000 Pariser Fuß über der Meeresfläche, am Fuße des Feuerberges Pichincha, von welchem herab sich viele Schluchten in die Stadt hinabziehen. Diese erhält dadurch eine große Unregelmäßigkeit und Fuhrwerke kommen deshalb nicht vor. Von der Terrasse des Regierungspalastes hat man einen Blick auf nicht weniger als elf schneebedeckte Bergriesen, darunter den Chimborazo und den Cotopaxi, aus welchem unablässig Rauchsäulen emporsteigen. Die ganze Gegend prangt in üppigem Grün, aber der Boden ist unsicher, denn Erdbeben sind sehr häufig. Man hat gesagt, daß Quitos Klima einen „ewigen Frühling" repräsentire, aber unser Landsmann Friedrich Gerstäcker (dessen Schilderung von Quito wir sehr ansprechend finden und deren zutreffende Richtigkeit uns von einem deutschen Bergingenieur bestätigt worden ist) ist anderer Ansicht. Er fand die Gegend wunderbar großartig und schön, aber das Klima im October während seines vierzehntägigen Aufenthalts „nichtswürdig kalt". „Das Wetter war naß und kalt und manchmal auf ein paar Stunden, wenn die Sonne ordentlich herauskam, herrschte Gluthhitze. Auch geht Alles dort in Tuchkleidern, mit dicken Ueberziehern oder dick wattirten Ponchos, und mich hat lange nicht so gefroren, wie in diesem Frühlinge" (Acht-



Eine Vorstadt in Quito.

zehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Colonien. Leipzig 1863. I, S. 222 ff.).

Gerstäcker bahnte sich 1861 von der Mündung des Paylon am Stillen Weltmeer einen Weg nach Quito; der französische Maler Ernst Charton („Le Tour du Monde" Nr. 391) ging im März 1862 von der Hafenstadt Guayaquil dorthin. Beide Reisenden schildern mit glühenden Farben die üppige Fülle und Pracht der tropischen Wälder, durch welche sie zogen. Da wo die Waldregion aufhört, beginnt die Ebene von Guaranda, auf welcher unser Getreide vortrefflich gedeiht. Von dort steigt man gen Osten hin über das Gebirge und bekommt den Chimborazo in Sicht. Charton fand in Quito „eine reine Luft, eine milde Temperatur, welche angenehm erfrischt wurde durch einen Luftzug, welcher von den Bergen herabkam." Aber die gewaltigen Stürme, welche keineswegs selten sind, tragen schwerlich zur Annehmlichkeit des „ewigen Frühlings" bei, und von den häufigen Regengüssen gilt ein Gleiches.

Charton beschreibt einen solchen ecuadorianischen Orkan. Der Reisende hatte einen Ausflug in südlicher Richtung gemacht. „Ich wußte," sagt er, „daß täglich, etwa um drei Uhr Nachmittags, der Sturm mit großer Heftigkeit im Gebirge sich erhob. Ich hatte mir zwar vorgenommen, noch frühzeitig genug wieder in der Stadt zu sein, aber ich hatte mich zu lange mit dem Aufnehmen einer Skizze beschäftigt und das Unwetter brach über mich herein.

Die Sonne war verschwunden und auf den Höhen der Andes trieben im Wirbel dichte Wolken, die einander jagten. Aus den vielen Schluchten des Gebirges zuckten Blitze heraus, während dergleichen auch vom hohen Himmel herabkamen; es waren, ich möchte sagen, wahre Flammenströme. Das dauerte so volle drei Stunden lang fort, und während der ganzen Zeit war ich wie von Feuer umgeben, und das Rollen und Toben des Donners, der im Gebirge wiederhallte, nahm kein Ende. Ein Bombardement aus Tausenden von Kanonen würde schwach erscheinen im Vergleiche zu diesem unbeschreiblichen Geräusche. Nachher ein Wirbelwind, der Alles vor sich niederwarf und mächtige Cedern entwurzelte. Dann erst öffnete der Himmel seine Schleusen und nach wenigen Minuten war alles flache Land in einen See verwandelt, während unzählige Gießbäche von den Höhen herabrauschten. Bald nach sechs Uhr war dieses fürchterliche Unwetter vorüber, aus der Erde erhoben sich warme Dämpfe und der Himmel wurde klar. Es sind damals mehrere Menschen ums Leben gekommen; ich war so glücklich, mich in eine Art von Höhle zu retten."

Quito ist auch heute nur noch an einem einzigen Dinge reich: an unzähligen Kirchen und Klöstern. Charton lobt an einigen derselben die Architektur, und Gerstäcker sagt: die Stadt bestehe eigentlich nur aus solchen Gebäuden, deren Zwischenräume zumeist mit niedrigen, einstöckigen Häusern ausgefüllt sind. Unsere Illustrationen geben uns einen genauen Einblick in die Straßen und zeigen auch die Physiognomien des buntscheckigen Publicums. Man sieht vorzugsweise Indianer und in auffallender Menge auch Mönche verschiedener Orden, die aber meist ein recht weltliches Ansehen haben. Den Typus eines solchen Paters finden wir auf einem unserer Bilder. (S. 358.)

In Quito.

Quito könnte eine so reinliche Stadt sein wie keine andere, denn das vom Pichincha herabkommende Wasser kann durch alle Straßen geleitet werden. Und doch ist vielleicht keine andere so entsetzlich unsauber. „Von diesem Schmutze der Bewohner kann sich Niemand einen Begriff machen, der ihn nicht selber gesehen hat. Das eigentliche Volk lebt wirklich schlimmer wie das Vieh. Die Wohnungen der Arbeiter und Handwerker gleichen Höhlen; man fürchtet sich, den Fuß hineinzusetzen; denn Alles, wohin man sieht, wimmelt von Ungeziefer; man kann sich bei der größten Reinlichkeit nicht davor retten."

Es läßt sich nicht umgehen, daß bei Gegenständen, welche die Ethnographie betreffen, auch undelicate und geradezu widerwärtige Dinge berührt werden. Das läßt sich namentlich dann nicht vermeiden, wenn solche Dinge dazu beitragen, die Zustände eines Volkes zu kennzeichnen. Nun zeigt sich in Ecuador die Verkommenheit der Weißen wie der übrigen Volksclassen darin, daß die Phthirophagie allgemein im Schwange geht, und daß diese Creolen (theilweise) und auch die Mestizen und Indianer in dieser Beziehung nicht besser sind, als die Hottentoten. „In den Ortschaften bei Quito saßen selbst die Brotverkäufer vor den Thüren ihrer Hütte, suchten einander das Ungeziefer ab und verzehrten es." Gerstäcker übertreibt nicht im Mindesten, wenn er hinzufügt: „Dieser schauerliche Gebrauch schien allgemein und zwar nicht bloß bei den Indianern, sondern auch bei sonst ganz anständig aussehenden Weißen. Ich kann nicht sagen, mit welchem Ekel mich das jedesmal erfüllte."

Das war in Flecken und Dörfern. Sehen wir nun, wie der Franzose Charton die Soirée bei einer der ersten Familien Quitos schildert; der Consul seines Landes hatte ihn dort eingeführt. Die Bewohner der Stadt, sagt er, seien noch weniger gebildet, als die von Guayaquil, Lima und anderen Städten; wenn man die Fremden und etliche höhere Beamte in Abzug bringe, finde man höchstens acht gute Familien, und auch bei diesen ist von geistiger Cultur nichts zu bemerken.

Als Charton seinen Abendbesuch machte, traf er an der Hausthür mit einem jungen Hamburger Kaufmanne zusammen, den er von früher her kannte. Der Hanseat gab sich dreistweg für einen ehemaligen Obersten von der Leibgarde des russischen Kaisers Nikolaus aus und ließ sich Graf von Reval nennen. Die Gesellschaft bestand aus fünf Frauen und zwei Fräulein. Diese waren recht hübsch; die Frauen hatten es aber nicht einmal der Mühe werth gefunden, ihr Haar ordentlich zu kämmen. Alle saßen um eine Strohmatte herum, schmauchten gewaltige Cigarren und spieen unaufhörlich mit großer Virtuosität auf den Punkt, welchen sie sich ausersehen hatten. Da die Frauen dort wenig denken und gar nicht lesen, so wurde die Unterhaltung bald höchst langweilig. „Bald fühlte ich ein Jucken, das unerträglich wurde, und ich machte übermenschliche Anstrengungen, um desselben Herr zu werden. Ich bemerkte es am Halse, an den Beinen, unter den Hemdsärmeln. Zufällig warf ich einen Blick auf die neben mir sitzende Dame, und was sah ich? Sie hatte ihr Corset mit der linken Hand etwas vorwärts gezogen, nahm mit den Fingern der rechten gewisse Insecten heraus, welche sie dann geschickt von sich schleuderte. Mir warf sie mehrere sogar ins Gesicht, und der Leser wird nun meine Leiden zu würdigen wissen."

Abends elf Uhr wurde Chocolade gereicht und dazu nicht etwa Backwerk, sondern ein mächtiges Stück Käse, der hier auch die Stelle des Brotes vertritt. Hinterher trinkt man viel Wasser. Das war die Abendmahlzeit; nach derselben griffen die Damen sofort zur Cigarre und begannen wieder jene eben angedeutete Jagd. Charton konnte es nicht länger aushalten und flüchtete sich. Uebrigens sind die Weiber in Quito ganz versessen darauf, Männer zu fangen, namentlich Ausländer, die freilich keine große Neigung fühlen, Damen zu heirathen, deren Liebhabereien dem Anstandsgefühle der Europäer so wenig entsprechen. Nur selten kommen Fremde nach Quito, um dort längere Zeit sich aufzuhalten. Man sucht gleich auszukundschaften, ob sie verheirathet seien; wer unbeweibt ist, wird mit der größten Zuvorkommenheit behandelt, wer schon eine Frau hat, gilt für „verbranntes Papier" (papel quemado). Man will mit dieser Bezeichnung sagen, daß solch ein Mann zu nichts mehr nütze sei!

Ueberhaupt geht es in Bezug auf Heirathsangelegenheiten wunderlich genug her. So haben z. B. die Indianer das Vorrecht, auf Probe zu heirathen. Der Mann darf sich nach Verlauf eines Jahres von seiner Auserwählten scheiden, wenn diese ihm dann noch keine Nachkommenschaft bescheert hat oder solche in gewisse Aussicht stellt; beide Theile können dann nach Belieben neue Verbindungen eingehen. Weitere Förmlichkeiten sind mit einer Hochzeit nicht verbunden; das bürgerliche Gesetz nimmt davon keine Notiz; man braucht nur den Pfarrer herbeizuholen und dieser spricht einen Segen. Damit ist die Sache abgethan. Hinterher halten die Neuvermählten mit ihren Familien ein Trinkgelag; sie vertilgen das berauschende Getränk Chicha (aus gegohrenem Mais) und leeren mächtige Schüsseln, die mit Chupe gefüllt sind. Dieses Lieblingsgericht der Indianer besteht aus Kartoffeln, Mais, Reis, Safran, Fett und einer reichlichen Zuthat von Chilli (Cayennepfeffer). Als Brot oder Zuspeise wird ein kolossaler Käse aufgetragen, der mindestens einen Centner schwer ist. Man röstet Fleisch auf glühenden Kohlen und trinkt, neben der Chicha, auch Zuckerbranntwein in nicht geringer Menge. Musik darf nicht fehlen; man klimpert auf einigen Guitarren und stimmt auch Gesänge an. Der Maler Charton behauptet, daß die Indianer in denselben die Leiden ihrer Vorfahren und den Verlust ihrer Freiheit beklagen; da er aber kein Quichua versteht und keine speciellen Angaben beibringt, so lassen wir dahingestellt sein, ob seine Angabe richtig sei. Aber auch muntere Weisen werden aufgespielt und dann tanzt man die Zamacueca. Solch ein Hochzeitsbacchanal dauert Tag und Nacht hindurch, und wenn die Mittel es erlauben, wohl eine ganze Woche lang.

Die Herrschaft der Spanier ging vor einem halben Jahrhundert zu Ende und Ecuador erhielt eine republikanische Regierungsform. Zuerst schloß es sich 1821 an Neugranada und Venezuela an, welche seit 1819 die Republik Columbia bildeten. Als diese zerfiel, wurde Ecuador zu Ende des Jahres 1831 wieder ein selbständiger Staat. Unter der Republik ist die Lage der Indianer keineswegs günstiger geworden. Auf dem Papiere sind sie allerdings frei und mit allen anderen Bewohnern gleichgestellt. Charton behauptet: „Man belastet sie in drückender Weise, man verkauft sie als wären sie Lastthiere und beraubt sie aller bürgerlichen Rechte. Aber man preßt sie auch zu Soldaten; weiße Leute wollen nur als Offiziere dienen."

In diesen Worten liegt manche Uebertreibung, wahr ist aber, daß die Verhältnisse der Indianer im Allgemeinen beklagenswerth genug sind. Wir finden in den meisten anderen Creolenrepubliken dieselbe Erscheinung. Aber diese Indianer bilden die Mehrzahl der Bevölkerung und sie sind nicht immer weiches Wachs, das sich nach Belieben kneten läßt. Wir sehen in allen jenen Republiken das Bestreben der Mischlinge (der Mestizen; man bezeichnet sie, als Classe genommen, als die Chola), die Gewalt an sich zu reißen, und das ist ihnen mehrfach gelungen. Die Indianer ihrerseits stehen dieser Chola gegenüber, der sie insgemein jetzt noch gehorchen. Sie haben sich aber schon vielfach gegen die-

Verschiedene Volkstypen in Quito.

selbe erhoben und einzelne aus ihren Reihen sind zu Macht und Ansehen gelangt. So war Raphael Carrera, der 1839 sich zum Dictator von Guatemala emporschwang, ein brauner Mensch von ungemischtem Blute, und der weiße Erzbischof ertheilte diesem Manne, der wenige Jahre vorher ein Viehtreiber gewesen, den Segen. Juarez, welchem der weiße Nachkomme Kaiser Karl's des Fünften unterlag, ist Präsident von Mexico. Auch er ist reiner Indianer aus dem Stamme der Mijes im Staate Oaxaca.

Wer die amerikanischen Zustände in ihrem eigentlichen Wesen begreifen will, muß vor allen Dingen die anthropologischen Thatsachen und deren Einwirkungen auf das ganze Leben sorgfältig ins Auge fassen. Nur dann erhält er den Schlüssel, welcher ihm das Verständniß eröffnet. Bisher haben die europäischen Reisenden diesem wichtigen Gegenstande bei weitem nicht die Aufmerksamkeit zugewandt, welche er verdient. In Bezug auf Ecuador gehen weder Gerstäcker (der übrigens manche werthvolle Notizen bringt) noch Charton auf die Sache weiter ein. Der Letztere läßt seiner Phantasie etwas freien Spielraum, wenn er in der Bevölkerung Quitos, ohne die verschiedenen Racen und Mischungen näher zu charakterisiren, „einen edeln Ausdruck in den Typen" findet. Er will feinen Geschmack in Bezug auf Kleidertracht, Schnitt und Zusammenstellung der Farben bis in die niedrigsten Classen hinab gefunden haben; nirgends sei ihm, selbst bei höher begabten Racen, ein so hoher Grad künstlerischen Bewußtseins vorgekommen. Er schildert die Frauen aus dem Volke, die „frischen und graziösen" Bolsiconas, welche, wie er sagt, mit ganz besonderer Anmuth ihre ärmliche Kleidung tragen. Diese besteht manchmal nur aus drei Stücken: einem Hemde, dessen Ränder mit rother oder blauer Baumwolle gestickt sind; sodann aus einem Rocke von dem groben wollenen Stoffe, den man Bayeta oder Bolsicon nennt, und aus einem Plüschtuche, das über die Schultern geworfen wird. Der Rock ist kurz, man sieht das wohlgeformte Bein und den Fuß, welcher Malern und Bildhauern als Modell dienen kann. Die Bolsicona weiß, daß ihr Fuß hübsch ist und sie reibt ihn jeden Tag mit feinem Sande ab. Als Näherin und Stickerin ist sie sehr geschickt und ihre Arbeiten werden weit und breit in Südamerika gesucht. Zeichnen kann sie nicht, sie hat aber einen ausgeprägten Formensinn und eine wunderbare Begabung, die Natur nachzuahmen.

Die „Männer aus dem Volke", so sagt der Maler, sind wohlgestaltet und kräftig gebaut, haben aber in der Haltung des Kopfes etwas Unangenehmes. Der Brauch, auch sehr schwere Lasten vermittelst eines über die Stirn gehenden Lederriemens zu tragen, giebt den Halsmuskeln eine unverhältnißmäßige Entwickelung. Die Eingeborenen sind übrigens unermüdlich; sie können tagelang Lasten tragen, unter denen ein Maulthier zusammenbrechen würde. Sie ruhen täglich nur ein paar Mal aus, essen einen einfachen Brei und trinken Wasser. Aber sie kauen die anregende und kraftspendende Coca, welche mit Recht von den alten Peruanern für heilig gehalten wurde und der Sonne geweiht war. Die Indianer haben auch in Ecuador einen melancholischen Ausdruck im Gesichte. Dieser ist aber nicht etwa lediglich eine Folge des Druckes und der Mißhandlungen, welche sie von Seiten der christlichen Europäer erfuhren, sondern ein kennzeichnendes Merkmal der braunen Race im Allgemeinen. Dieser Druck mag dann allerdings mitgewirkt haben, diese Züge noch mehr auszuprägen. Das Civilisationswerk der Inkas, welche für die Wohlfahrt des Volkes mehr gethan haben, als der ganze spanisch-amerikanische Clerus zusammengenommen, wurde durch den Terrorismus der Europäer vernichtet. Den Jesuiten muß man allerdings das Lob zuerkennen, daß sie sich der Indianer nach Kräften annahmen und sich am besten auf die Eigenthümlichkeit derselben verstanden; auch haben Geistliche aus anderen Orden den braunen Menschen so viel als möglich zu schützen gesucht. Diese Bemühungen haben aber das Unheil nicht abzuwenden vermocht. Die gierige Habsucht der Spanier hat kein Nebenstück in der Geschichte. Kinder von dreizehn Jahren mußten Abgaben zahlen oder wurden als Sklaven verkauft. Wenn ein Spanier eine Reise machen wollte, nahm er ein halbes Dutzend Indianer mit sich; sie waren an einander gekettet, damit sie nicht entlaufen konnten. Der weiße Christ ritt dann auf einem braunen Manne nach dem andern. Erlag ein solcher den Beschwerden, so schnitt man ihm den Kopf ab, damit man nicht nöthig hatte, erst die Kette aufzuschließen; die Leiche blieb unterwegs liegen, zum Fraß für wilde Thiere. Das war in einer Zeit, da in der Provinz Quito ein Pferd zehntausend harte Piaster werth war. Ein so kostspieliges Thier schonte der weiße Mann, — er ritt auf Indianern!

Darf man sich wundern, daß diese mißhandelten Menschen in Wuth und Verzweiflung geriethen? Sie zerstörten Wasserleitungen, Straßen und selbst Tempel, überhaupt Vieles, das an bessere Tage erinnerte. Die Spanier aber verstanden es nicht, etwas Gutes zu gründen; sie sind ein Fluch für Amerika und dessen Volk gewesen.

Quito hat auch heute noch nicht ein einziges Gasthaus, man findet dort kein Hotel, welches dem Fremden eine Herberge bieten könnte. Dagegen hat es, wie schon gesagt, eine unzählige Menge von Kirchen und Klöstern. Einige der ersteren sind im Innern sehr schön und reich mit Schnitzwerk und Bildern ausgeschmückt; wir wollen aber auf eine nähere Darstellung dieser Gebäude nicht eingehen. Wohl aber wollen wir Einiges über die Malerei und Sculptur bemerken, weil diese einen Hauptindustriezweig bilden. Quito ist der Fabrikationsort, von welchem aus ein großer Theil Süd- und Centralamerikas mit Heiligenbildern und auch Gemälden anderer Art versehen wird. Charton versteigt sich so weit, von einer besondern „Malerschule" zu reden, während er doch selber eingesteht, daß einige Bilder zwar „ein gewisses Verdienst haben", d. h. wohl nicht gerade schlecht sind, an den meisten sei aber weiter nichts zu rühmen, als ihre Wohlfeilheit.

Das letztere wird von Gerstäcker gleichfalls hervorgehoben. Er hatte Unterkommen in der Wohnung eines Uhrmachers gefunden, der aus der Mark Brandenburg nach Quito verschlagen worden war. Außer ihm lebte kein Deutscher in der Stadt. Dieser Uhrmacher trieb auch Bilderhandel und hatte viel Fabrikat auf Lager, darunter einige Bilder der besten Künstler Quitos. Aber im Allgemeinen bestehen die Bilder dieser quiteñischen „Malerschule" aus Schund, aus Schablonenbildern, die im Dutzend verkauft werden; es sind aber auch recht gute Gemälde dabei, und fast alle zu einem so billigen Preise, daß man nicht begreift, wie dabei die Kosten für Leinwand und Farbe herauskommen. „Ich habe Heiligenbilder von anderthalb Fuß Höhe und einem Fuß Breite in Oel gemalt gesehen, das Stück zu drei Real Ecuadorgeld, also etwa 12 Silbergroschen. Der Uhrmacher aus der Mark zeigte: ein sehr schönes Mädchen mit Brot, 5 Fuß bei 3, auf starker Leinwand, 8 Dollars. Dann eine Nahel, 4 Fuß bei $2\frac{1}{2}$, auf starkem Baumwollenzeuge, 5 Dollars. Einen Christus mit der Sünderin (eine sehr gute Copie), $4\frac{1}{2}$ Fuß bei 3, nur 9 Dollars." Sehr richtig hebt Gerstäcker hervor, daß es den Malern in Quito an der Fähigkeit mangele, Originales zu schaffen. „Alle wirklichen Originalbilder waren höchst mittelmäßig und fast alle an Händen, Armen und Füßen verzeichnet, während ich ganz vortreffliche Copien, besonders französischer Künstler, sah. Im Copiren haben die Leute wirklich Talent."

Das von unserm wanderlustigen Landsmanne hier Betonte erläutert sich durch eine Schilderung, welche der französische Maler giebt. Er besuchte einen Collegen, der sich eines großen Rufes erfreute. Dieser Maler hieß Salas und hatte bloß einen kleinen Mord auf seinem Gewissen. Er wurde auf einen jungen Mann eifersüchtig und forderte ihn zum Zweikampf. Als dieser verweigert wurde, stach Salas den Nebenbuhler todt. Dafür wurde er eingesperrt und zum Tode verurtheilt. Aber, wie der Franzose sagt, „eine glückliche Inspiration“ seines Advocaten rettete ihm das Leben. Der gewandte Fürsprecher gab den Richtern zu bedenken, daß unter den Inkas, welche die Künste aufmunterten, eine Verfügung gegolten habe, daß ein Künstler, der allgemein als der geschickteste anerkannt werde, nicht mit Todesstrafe für die erste von ihm verübte Mordthat belegt, sondern begnadigt werden solle. Nun stelle er, der Advocat, die Frage:

Eine Vorstadt in Quito.

ob die heutige Civilisation härter und grausamer verfahren wolle oder dürfe als die Inkas, diese weisen Gesetzgeber? Salas sei unbedingt der vorzüglichste Maler; man möge gnädig gegen ihn sein, wenn auch nicht seinetwegen, so doch im Interesse der Republik, welche aus der Pflege der schönen Künste so großen Ruhm und pecuniairen Vortheil ziehe.

Der Mörder Salas wurde darauf hin von den biederen Richtern begnadigt. Der liebe Mann selber erzählte den Vorgang seinem europäischen Kunstgenossen. Salas war nun alt, ein wahrer „Patriarch“; er malte eben an einem lebensgroßen Portrait. In seiner Werkstatt arbeiteten etwa zehn jüngere Leute, vermuthlich seine Schüler? Der alte Maler führte den Fremden im Hause umher. In verschiedenen Zimmern richteten Arbeiter die Leinwand her, andere verfertigten Pinsel, wieder andere rieben Farbe. Der biedere Patriarch hatte „zwanzig Söhne“, die alle mit der Malerei beschäftigt waren. Die beiden ältesten hießen Raphael und Domingo; sie waren mit der Lieferung von Heiligenbildern

beschäftigt, welche sie nach vorliegenden Kupferstichen anfertigten. Charton lobt die feine Farbengebung. Vater Salas hatte während seiner Künstlerlaufbahn mehr als elftausend Quadratmeter Leinwand mit Bildern bemalt! Und was mögen seine zwanzig Sprößlinge zusammengeleckst haben?

Außer den Bildern liefert Quito noch andere Fabrikate, z. B. grobe Wolltuche, Baumwollenzeuge und ein vortreffliches durch Kautschuk wasserdicht gemachtes Zeug. Auch der Handel mit abgebalgten Vögeln ist nicht ganz ohne Belang. Die Indianer, namentlich vom Rio Napo und aus anderen Stromthälern, bringen dergleichen in Menge nach Quito, insbesondere ganz herrliche Kolibris, und tauschen für diese und für sogenanntes vegetabilisches Elfenbein allerlei Nothbedarf ein.

Die Entwickelung der Civilisationsstufen.

In der anthropologischen Gesellschaft zu London ist jüngst ein Steinbeil vorgezeigt worden, das aus dem Gebiete des Amazonenstroms stammt. Ein Mestize, Domenico Fuente, welcher mit den Indianern Handel treibt, kam nach Serpa. Dort fand er braune Leute, welche an den Ufern des untern Madeira wohnen; sie gehören zur Tupi-Abtheilung des großen Guaranistammes, und eine Horde dieser Tupis sind die Nachavas. Von diesen tauschte Fuente die Axt ein und diese kam bald nachher in die Hände des Engländers Williams, der sich zu Ceara aufhielt.

Sie ist die erste, welche vom Madeira nach Europa gebracht worden ist; einige andere sind schon 1860 durch Robert Marsham in London gekommen. Als er am Tocantins mit Apinajesindianern zusammentraf, fragte er, ob sie nichts zu handeln hätten. Sie sagten anfangs Nein, als er aber Glasperlen, Messer, Spiegel ꝛc. auspackte, brachten sie alle ihre Habseligkeiten zum Vorschein, darunter auch ein halbes Dutzend Aexte. Diese hielten sie hoch im Preise, denn jede Steinaxt mußte mit einem eisernen Beile bezahlt werden. Dagegen gaben sie Keulen, Bogen, Pfeile, Kopfputz mit Vogelfedern und dergleichen billig her.

Marsham meint, daß die Indianer solche Aexte nicht als Kriegswaffe gebrauchen, sondern daß sie damit die Leichen der im Kampfe getödteten Feinde zerhacken. Jene Aexte vom Tocantins sind aber an Gestalt verschieden von der, welche Fuente am Madeira eingetauscht hat; jene gleichen einem englischen Käsemesser, diese hingegen sieht ganz so aus, als ob an ihr früher ein Stiel befestigt und daß sie als Hacke benutzt worden sei. Die Aexte Marsham's sind aber nicht von den Apinajes, bei denen er sie eintauschte, verfertigt worden, sondern von einem weit kriegerischern Stamme, jenem der Gaveos; auch die Chavantes und Cherentes, die gleichfalls am Tocantins wohnen, verfertigen eben solche Aexte. Sie alle haben Steincelte. Es ist nicht ohne Interesse, diese Waffen, welche ganz verschiedenen Ursprung haben, mit einander zu vergleichen.

An den Fund neuer Steinwerkzeuge werden oft allerlei Vermuthungen geknüpft; gewiß aber ist, daß sie die Civilisationsstufe des Volkes bezeichnen, bei welchem sie im Gebrauche waren oder noch sind. Wir lassen hier dahingestellt sein, ob es passend sei und zutreffe, daß man die Entwickelung der Völker mit jener des einzelnen Menschen ganz analog hinstellt, so daß unmündige Kindheit, Kindheit, Jugend und Mannbarkeit entsprächen dem Zustande primitiver Barbarei, dem Jägerleben, dem Hirtenleben und dem Ackerbau. Wir meinen aber, daß es nicht wohlgethan ist, in dieser Beziehung ein strenges Schema aufzustellen und zu behaupten, daß lediglich die Stufe des Ackerbaues als historisch bezeichnet werden könne, und daß man die übrigen Stufen als vorhistorisch bezeichnen müsse. Die Mongolen z. B., obwohl vom Anbeginn bis heute eine vorzugsweise nomadische Race, haben doch als solche eine wichtige Rolle in der Geschichte gespielt.

Es ist auch viel zu allgemein gehalten, wenn Hodder M. Westropp in einem Vortrage in der Londoner anthropologischen Gesellschaft behauptete, daß es für jedes einzelne Volk nur eine und dieselbe Entwickelungsgeschichte gebe und daß jedes die vier oben angegebenen Civilisationsphasen in derselben Reihenfolge durchmache. Ich will dagegen hier nur eine einzige Einwendung machen: Die Ureingeborenen Amerikas kannten die Stufe des Hirtenlebens gar nicht und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihrem Continente die Grundbedingung dazu fehlte, nämlich das geeignete Vieh. Denn Bison und Moschusochs lassen sich nicht zähmen. Ferner finden wir dort Völker, welche gleichzeitig Jäger und Ackerbauer waren, z. B. jene in den südlichen Theilen der Vereinigten Staaten: die Cherokees, Choctaws und andere. Sie waren halb Ackerbauer und halb Jäger. Wir heben das hervor, um wieder einmal gegen vorzeitiges Generalisiren zu warnen; man darf am wenigsten allbekannte Thatsachen unberücksichtigt lassen.

Wenn Westropp sagt, daß unmöglich zwei jener Civilisationsphasen zu gleicher Zeit bei einem und demselben Volke vorhanden sein konnten, so ist das unrichtig, wohl aber kann man seine Bemerkung gelten lassen, daß der Uebergang von einer Stufe in die andere keine plötzliche, sondern nur eine allmälige sei; es ist eine „Zwischenperiode vorhanden, welche zugleich von der höhern und niedern Stufe etwas an sich hat und gleichsam beide verbindet." Mit dieser Bemerkung hebt aber Westropp die obige, welche unrichtig ist, selbst wieder auf. Er nimmt ein Gesetz der Reihenfolge an, das sich überhaupt in der ganzen Natur geltend mache und auch für die Geologie seine Geltung habe.

In manchen Ländern, z. B. Frankreich, England, Deutschland, Italien, Sicilien, Palästina, Indien ꝛc., sind Gegenstände entdeckt worden, welche auf eine in sehr hohe Urzeiten zurückreichende primitive Phase der Barbarei deuten. Damals war der Mensch Zeitgenosse des Mammuths und des wollhaarigen Rhinoceros; er bediente sich roher Flintwerkzeuge, die wir jetzt neben den Resten jener Thiere finden. Diese Geräthe und Waffen bezeugen, daß die Menschen, welche sich derselben bedienten, Wilde auf der niedrigsten Stufe waren; sie kannten noch kein Töpfergeschirr und verstanden nicht, die Knochen oder Steine, welcher sie sich bedienten, zu poliren.

Für die Stufe der Entwickelungsphase, in welcher Pfeilspitzen aus Feuerstein (Flint) oder Feuersteinwaffen im allgemeinen Gebrauch waren, haben wir an den Indianern Nordamerikas ein Beispiel. Sie lebten vorzugsweise von der Jagd, waren ganz wesentlich Jäger oder Fischer, nährten oder nähren sich zum Theil noch von Büffeln, Hirschen und Lachs oder anderen Fischen. Sie zeigten eine ungemeine Geschick-

lichkeit in der Verfertigung ihrer Bogen, und bei manchen Stämmen war das Verfertigen von Pfeilen ein besonderes Handwerk. Zu den Spitzen verwandte man Obsidian, Flint oder Quarz. Wir können aus den vorhistorischen Zeiten auch in Europa unverkennbare Zeichen und sichere Beweise anführen, daß auch hier jenes Stadium des Jägerlebens vorhanden war.

Durch die Nachweisungen Lartet's und Christy's ist außer Zweifel gestellt worden, daß im südlichen Frankreich die primitiven Jäger von Rennthier-, Pferde-, Ochsenfleisch 2c. sich nährten. In den von jenen Männern erforschten Höhlen kommen Fragmente vor von Knochen des Hirsches, der Gemse, des Steinbocks, namentlich aber des Rennthiers neben bearbeiteten Flintsteinen von verschiedener Größe. Jenem Stadium gehören auch die dänischen Kjökkenmöddings an; man hat in denselben rohgearbeitete Flintsachen, Schleudersteine und Knochenfragmente gefunden. Dort wohnten die Menschen vorzugsweise in der Küstengegend; ihr Hauptnahrungsmittel bestand in Muscheln, doch genossen sie auch Fleisch von Thieren, welche sie auf der Jagd erlegt hatten.

In Irland hat man jüngst einen interessanten Fund entdeckt. Auf einem Landvorsprunge im Bally-Noe-See kamen einige Hundert Geräthschaften von Flint und von Hornstein (— „chert" sagt Westropp, das aber auch Feuerstein bedeutet —) zum Vorschein, darunter vortrefflich gearbeitete Pfeilspitzen, Schraper und dergleichen mehr neben Knochen und Zähnen des wilden Ebers. Man zieht daraus folgenden Schluß: Diese Eber und der Rothhirsch, von welchem man Geweihe im See gefunden hat, sind von den alten Jägern nach jener Halbinsel hin getrieben und dort mit jenen Waffen erlegt worden. — Bei Friedrichshafen am Bodensee fand man eine Anzahl kleiner Flintmesser und andere Geräthschaften von Silex zusammen mit Knochen vom Rennthier, von einem sehr großen Bär, vom Wolfe, Pferde und Ochsen, außerdem auch Knochen von Vögeln. Die Menschen dort lebten von der Jagd und bedienten sich jener Waffen.

Polirte Steingeräthe — das wird mit Recht allgemein angenommen — zeugen schon von einer etwas fortgeschrittenen Stufe. Der Mensch lebt nicht mehr allein von der Jagd. (— Westropp meint, er habe nun schon gelernt, „seine Beute zu zähmen und die wilden Thiere um ihn herum seinem Willen dienstbar zu machen." Was die „Zähmung wilder Thiere" anbetrifft, so ist das ein Gegenstand, bei dem man nicht vorsichtig genug sein kann. Es hat mit diesem „Zähmen" eine eigene Bewandtniß. So weit die Geschichte reicht, ist es nicht gelungen, Thiere, die einmal wild sind, zu zähmen; die Zahl der eigentlichen Hausthiere, Vögel mit eingerechnet, übersteigt kaum die Zahl dreißig, und neue sind zu denen, welche wir schon vor Jahrtausenden finden, nicht hinzugekommen. Es ist mit dem Herleiten der zahmen Typen von den stammverwandten wilden, einige wenige Ausnahmen, z. B. etwa beim Schwein, abgerechnet, eine mehr als bedenkliche Sache, und die Naturforschung ist in dieser Beziehung noch lange nicht zu irgend einem sichern Ergebniß gelangt; die Ansichten weichen weit von einander ab. Westropp geht, meinen wir, voreilig zu Werke und stellt einen Heischesatz auf, den er nicht beweisen kann. —)

Der Mensch wird ein Hirt; er führt schon ein regelmäßigeres Leben und bereitet sich Werkzeuge, die seinen Beschäftigungen angemessen sind; er verbessert und vervollkommnet die früheren, er versteht namentlich, sie besser und mehr für die Dauer zu schärfen. Die Menschen einer solchen Periode verfertigen Töpfergeschirr (— das haben aber die Jagdnomaden, z. B. in Nordamerika, auch gethan —); er wohnt in Hütten (daher noch die sogenannten Hüttenkreise) oder bauet sich Wohnungen, die auf eingerammten Pfählen stehen, oft an den seichten Stellen eines Sees. Die Grabhügel, Tumuli, zeugen dafür, daß er an ein künftiges Leben geglaubt und die Todten geehrt hat. Er hat den Hund in seinem Dienste. Während er wesentlich Hirt ist, lebt er aber auch von der Beute, welche ihm die Jagd liefert. Er hat als Hausthiere Pferd, Schwein, Schaf, Ziege und den Ochsen mit kurzen Hörnern, aber daneben erlegt er den Auerochsen und den Hirsch.

Für dieses Stadium finden wir die handgreiflichen Beweise über die ganze Welt zerstreut. Die Steinwaffen und Geräthschaften aus den verschiedensten, sehr weit von einander entfernt liegenden Gegenden sind fast identisch in Gestalt und Herstellungsart; einerlei ob sie aus Australien, Europa, Japan, Nordamerika, Peru oder von den Südseeinseln stammen. (— Ein Beweis für den spontanen Antrieb in allen Menschenracen, und daß die „Entlehnungstheorie" auch hier aus dem Spiele bleiben muß. —)

Der Gebrauch der Metalle bezeichnet überall eine Stufe sehr erheblichen Fortschrittes. Die Menschen hatten nun Werkzeuge, mit denen sie mit verhältnißmäßig geringer Mühe Bäume fällen und den Boden urbar machen konnten. Aber die Annahme und Verbreitung der Metallwerkzeuge ging nur langsam von statten; der Uebergang des Zeitalters des Steines in jenes der Bronze ist sehr allmälig gewesen, und lange waren Werkzeuge von beiderlei Material neben einander im Gebrauch. Die ersten Bronzecelts sind offenbar nach dem Muster der steinernen verfertigt worden; im Fortgange der Zeit kamen dann andere und verbesserte Formen auf. —

Die Bronze leistete offenbar der Verbreitung des Ackerbaues großen Vorschub; für Dänemark ist das durch Worsaae deutlich nachgewiesen worden. Als die Menschen den Wald theils durch Feuer, theils durch die Axt ausgerottet oder stark gelichtet hatten, verbreiteten sie sich über das ganze Land und blieben nicht mehr als Muschelesser an den Küsten. In Irland ist der Getreidebau sehr alt und auf dieser Insel sind viele sehr alte Sicheln gefunden worden. In Betreff der Pfahlbauten an den Schweizer-Seen bezeugt die Fauna derer, welche dem Steinzeitalter angehören, daß die Bewohner ein Hirtenleben führten, jene der Bronzeperiode dagegen waren Ackerbauer. Die verschiedenen Civilisationen der Pfahlbauer sind von den neueren Forschern klar nachgewiesen worden, wir gehen deshalb hier nicht besonders darauf ein. Die Bronzesachen waren übrigens nicht bloß Luxusartikel, sondern viele derselben sind Werkzeuge, deren man sich im täglichen Leben zu nützlichen Zwecken bei der Arbeit bediente. Was Töpfergeschirr anbelangt, so haben wir keinen Beweis, daß die Leute des Steinzeitalters die Töpferscheibe kannten; sie hatten für ihr Geschirr ein sehr rohes Material, in welchem Quarzkörner vorkommen, während das Töpfergeschirr in der Bronzezeit viel sorgfältiger bereitet wurde. Auch die Ornamentirung der beiden Epochen ist sehr verschieden. Die Spuren von wilden Thieren werden seltener, jene von zahmen viel häufiger in der Bronzezeit und Alles deutet in ihr auf eine beträchtlich fortgeschrittene Civilisation. Bei Hallstadt fand man die deutlichen Beweise für einen Uebergang von der Bronze zum Eisen; man sieht dort deutlich, wie die Geräthe der erstern jenen des letztern Platz gemacht haben. Die eisernen Waffen dort sind Copien der bronzenen und bronzene Celte haben eiserne Schneiden.

Wir finden in der Folgereihe nach einander im westlichen Europa die „Feuersteinleute" der geologischen Epoche; dann die Rennthiermenschen, welche Jäger waren; darauf die Leute, welche polirte Steinwaffen und Werkzeuge hatten und Hirten waren, nachher die Ackerbauer. Diese Entwickelungen zeigen sich aber nur bei Menschen aus solchen Stammgruppen, welche durch ihre Naturanlagen zum Fortschritte befähigt

waren. Bei den nicht progressiven Racen, z. B. den Negern und Australiern, bemerkt man eine Vermischung und manchmal eine Gleichzeitigkeit jener verschiedenen Phasen. Auch bei den höher angelegten und intellectuell mehr begabten sind jene Phasen bekanntlich nicht etwa scharf von einander getrennt, denn wir wissen, daß z. B. viele Steingeräthe auch in der Metallperiode verfertigt worden sind. In Dänemark finden wir die deutlichsten Beweise des Ueberganges aus der Flint-, Stein- und Bronzeperiode in jene des Eisens.

Das Steinzeitalter reicht bis in unsere Tage hinein und ist auch jetzt noch vorhanden, z. B. auf den Südseeinseln. Vor wenigen Jahren bemerkte man, daß auf einer der Shetlandsinseln eine alte Frau Kohl mit einem sogenannten Pictenmesser schnitt, das heißt mit einem Steinbeile, dergleichen die alten Bewohner jener Inseln sich bedienten. —

Dieser Vortrag Westropp's gab zu einigen Erörterungen Anlaß. Zunächst hob Dr. Hunt, der ein ganz vortrefflicher Beobachter ist, hervor, daß man aus einem so vereinzelten Vorkommen wie jenem auf den Shetlandsinseln keine allgemeinen Schlüsse ziehen dürfe. Jene alte Frau gehöre dem Steinzeitalter nicht an und wisse nicht, woher jenes steinerne Pictenmesser gekommen sei. Man bezeichne dort solche Geräthe als „Donnerkeile", und benutze sie auch als Zauberwerkzeuge; Beweis genug, daß man keine Ahnung von ihrem Herkommen habe. Ein anderer Redner hob hervor, daß wir über die eigentlichen Anfänge der Menschen gar nichts wissen und gar nichts wissen können. Wir unsererseits pflichten ihm bei, denn dieselben reichen in eine Urnacht der Zeiten hinauf, für die wir keine Ziffern angeben können. — Mac Grigor Allan betonte den Umstand, daß manche Racen sich überhaupt nicht über das Stadium des Hirtenlebens erheben und erheben können. Nordamerika liefert dafür unwiderlegliche Beweise. Alle Versuche und die sorgfältigsten Bemühungen, die Jagdnomaden sowohl der Prairie- wie der Waldregion zu einem seßhaften Leben zu vermögen, sind immer und allemal gescheitert. Man setzt diese Versuche auch jetzt noch fort, jeder Ethnograph weiß aber, daß auch sie fruchtlos sein werden. Mackenzie bemerkte, daß der Fortschritt und die Entwickelung der Civilisationen keineswegs gleichmäßig gewesen seien; es habe auch Zeiten gegeben, in denen sie zurückgegangen sei, z. B. in Folge von Naturkatastrophen. Aber jedenfalls müsse man für die Entwickelung eine Zeitperiode annehmen, die ungemein hoch hinaufreiche. —

Carter Blake hob hervor, daß man nicht sagen dürfe, alle Menschen in der Periode polirter Steingeräthe hätten den Hund als Hausthier benutzt. In den belgischen Knochenhöhlen, in denen solche Geräthe vorkommen, habe man bis jetzt noch keine Spur vom Haushunde gefunden. Auch haben wir nicht einmal eine Andeutung dafür, daß die Menschen jener Periode das Schaf, den zahmen Ochsen, das Pferd und den Hund gekannt haben. Was sich vom Ochsen findet, gehört dem Bos longifrons an, der wesentlich von dem jetzt gemeinen, gezähmten verschieden sei. Eben so verschieden ist das wilde Schaf Sardiniens von unserm zahmen Schafe. In Betreff des letztern bemerkte Blyth, daß dasselbe ja in verschiedenen Gegenden sehr verschieden sei; das deute auf mehrere specifische Stämme, von denen einige, z. B. das gewöhnliche langschwänzige Schaf Europas, keine nachweisbaren, jetzt lebenden wilden Repräsentanten habe. Es sei möglich, daß einige kleine kurzschwänzige Racen mit halbmondförmigen Hörnern, dergleichen man z. B. noch auf den Shetlandsinseln finde, daß möglicherweise auch die kleinen schwarzen Schafe, die auf Corsica vorkommen, vom Ovis musimon herstammen, welches noch jetzt wild auf Corsica und Sardinien vorkommt (— und auch das wäre erst nachzuweisen —), aber das zahme, kurzschwänzige Hausschaf im mittlern Hochasien, dessen typische Biegung des Horns sehr verschieden von jener des Muflon und diesem verwandter Arten ist, sind gewiß nicht von einem wilden Stamme jener besondern Form des Ovis abzuleiten. Bei den größeren Arten wilder Schafe, bei den Argalis in Nordasien und Nordamerika, sind die Böcke so wild und kräftig, daß kein Hirt sie zu bändigen vermochte. Bemerkenswerth ist auch, daß keine wilde Art ein Wollvließ trägt.

Aus dem Kaukasus.

Von **Adolf Bastian.**

Obwohl der vertraute Ton, den der Name des Kaukasus für uns besitzt, größtentheils die künstliche Schöpfung einer Theorie ist, so fühlt sich der den Kaukasus bereisende Europäer des Westens doch unwillkürlich von vielen heimathlichen Erinnerungen bewegt, die ihm sowohl aus den äußeren Erscheinungen der dortigen Einwohner entgegentreten, als auch aus den Sagen und Liedern, und selbst in ihren Namen entgegenklingen.

Und in der That, der Kaukasus ist ein Continent in Miniatur. In keinem andern Theile der Erde findet man eine solche Mannichfaltigkeit der verschiedensten Völkerschaften auf so kleinem Raume zusammengedrängt.

Der Kaukasus, auf der Grenzscheide zwischen Europa und Asien, ist eng in die Knotenlinien ihrer Geschichte verwebt; er hat alle die Epoche bildenden Revolutionen durchlebt, er hat alle die Zuckungen mitgefühlt, die jene beiden großen Welttheile so vielfach zerrissen, und während die Oberfläche derselben auf das Vielfachste wechselte, während so manche weit gebietende Königreiche mit ihren Bauten der Pracht und Macht von der Erdoberfläche verwischt wurden, steht der Kaukasus mit seinen unverwüstlichen Bergen noch unverändert da. Er hat die ihn bewohnenden Stämme durch neue Aufnahmen beständig vermehrt, aber keine vernichtet; er zeigt uns noch die sorgsam bewahrten Reste alter Racen, deren Brüder und Verwandte, die einst in den benachbarten Ländern herrschten, längst verschwunden sind oder nur noch in der von ihren Thaten berichtenden Geschichte leben.

Es ist eine überall wiederkehrende Erscheinung, daß in den eine Gegend durchziehenden Bergen die frühesten Bewohner derselben zu suchen sind, welche wir häufig die „Ur"-Einwohner nennen, als die ältesten, bis zu welchen unsere Forschungen zurückzugehen vermögen, die aber eben so häufig nur versprengte Flüchtlinge darstellen, welche, aus den Ebenen vertrieben, in den Bergen eine Zuflucht suchten. Ueberall in Indien sind es die Bergketten, wo die von den gesitteten Einwanderern verachteten Barbaren wohnen, und in den Ge-

birgen zwischen Indien und China oder an der nördlichen Grenze des erstern findet sich ein so buntes Gemisch getrennter Stämme, daß man oft auf jeder Tagereise eine neue Sprache zu sprechen hat. Aehnliches wiederholt sich in den Bergen der Miautse, im Altai, in Kurdistan, im Libanon, Persien ꝛc.

Warum es sich so verhält, ist nicht schwer zu verstehen. Ein Eroberungsvolk wird von dem neu erworbenen Besitz die werthvollsten Theile für sich in Anspruch nehmen, d. h. die fruchtbaren Ländereien längs der Flüsse oder in den Ebenen, und den Besiegten nur die rauhen Berge offen lassen, als einzigen Rückzugsort, wenn sie sich nicht dem Sklavenjoche fügen wollen. Im Laufe der Geschichte muß sich dieses Schauspiel mehrfach wiederholen, und während sich in den Ebenen die historischen Ereignisse abwickeln, werden sich in den abgelegenen Bergfesten die Schichten der Bevölkerungen über einander schieben, indem die schon Vorhandenen enger zusammengedrängt werden, um für Neuhinzukommende Raum zu machen.

Es ist interessant, diese Phänomene überall zu studiren; sie stellen sich aber nirgend großartiger dar, als im Kaukasus, weil sie dort unserm Verständniß am nächsten stehen und direct die Interessen der abendländischen Geschichte berühren. Unter den Söhnen dieser schneeigen Bergriesen lassen sich (nach Abulfeda) Abkömmlinge mit scythischem und sarmatischem Blut, mit kolchischem und griechischem, mit gothischem und thracischem, mit gallischem und slavischem, mit hunnischem und avarischem, mit türkischem und arabischem, mit persischem und armenischem, mit jüdischem und syrischem, mit mongolischem und kalmückischem Blute nachweisen, und wir dürfen ohne Zweifel in kürzester Zeit vielen werthvollen Beiträgen und Aufklärungen darüber entgegensehen, da seit einigen Jahren im Kaukasus das wilde Waffenhandwerk den Künsten des Friedens Platz zu machen beginnt, die unter dem Schutze des in Tiflis residirenden Großfürsten eine reiche Blüthe versprechen.

Auch fehlt es glücklicherweise nicht an Kräften, das Werk zu fördern. Von den lehrreichen Bekanntschaften, die ich auf einer Durchreise durch den Kaukasus zu machen Gelegenheit hatte, gehörte die des Stadtbibliothekars Bergé, der in seiner Geschichte der Tscherkessen die einheimischen Nachrichten über dieses interessante Volk zusammenstellt.

In dem einleitenden Vorworte giebt der Verfasser eine Eintheilung der Bergvölker im Kaukasus, schließt daran einige Mittheilungen über die politischen Beziehungen der Türkei und Rußlands zu denselben, sowie die Ausbreitung des Müridismus und geht dann auf die Ursachen über, die nach dem letzten Kriege zu der massenhaften Auswanderung der Tscherkessen führten. Dort wie anderswo ist die Pilgerfahrt zum Grabe des Propheten eine heilige Gewissenssache der Mohammedaner, und da die russische Regierung die Erlaubniß dazu während des orientalischen Krieges verweigert hatte, erwachte nach demselben die Lust um so eifriger, indem gleichzeitig die Uebersiedelung der Krim-Tataren bekannt wurde und die Mullah es überall als eine Religionspflicht predigten, statt länger unter der Herrschaft der Ungläubigen zu leben, lieber in die Türkei auszuwandern. Weil in Folge der dadurch erzeugten Gährung neue Unruhen zu fürchten waren, stellte es die russische Regierung im Jahre 1859 Jedem frei, nach Mekka zu wallfahrten, nur unter der Einschränkung, daß die Zusammenreisenden keine größere Gesellschaft als von höchstens zehn Familien bilden dürften. Kaum war die Entscheidung bekannt geworden, als sofort überall die Bewohner die Feldwirthschaft vernachlässigten, ihr Hab und Gut veräußerten und in die Türkei zogen, um den Beherrscher der Gläubigen als ihren Fürsten anzuerkennen. Aus dem kubanischen Landstriche sollen so (in den Jahren 1858 und 1859) 30,000 Muselmänner in die Türkei gegangen sein. Im Jahre 1860 kühlte sich indeß die Auswanderungslust dort ab, da man das traurige Beispiel der fortgewanderten Nogaier vor Augen hatte. Als aber in den Kriegsjahren 1861 und 1862 die Kosackenposten weiter und weiter vorgeschoben wurden, blieb zuletzt den abschasischen Stämmen und den darüber hinaus wohnenden Tscherkessen keine andere Wahl mehr übrig, als entweder dem russischen Verlangen fester Ansiedelung nachzukommen oder das Land zu verlassen. Ein Theil der Kabardiner kam aus den Bergschluchten heraus, um Dorfniederlassungen zu bilden, die übrigen aber zogen nach dem Südabhange des Gebirges oder zu den Abadzechen und meistens weiter in die Türkei. Die noch in Waffen stehenden Bergstämme gaben einer nach dem andern den Kampf gegen die feindliche Uebermacht auf, und als im Jahre 1863 bei dem ununterbrochenen Vorrücken der russischen Colonnen die Unmöglichkeit jedes fernern Widerstandes klar wurde, drängte sich die ganze Bevölkerung am Meeresstrande zusammen, wo in Erwartung einer solchen Krisis Segelschiffe und Dampfboote kreuzten, um ihnen die Ueberfahrt nach der Türkei zu ermöglichen.

Die Zahl der Ausgewanderten wird auf 60,000 berechnet. Da vorauszusehen war, daß die Emigration im nächsten Frühjahre (1864) noch größere Dimensionen annehmen würde, traf die russische Regierung selbst geeignete Maßregeln, um die Ueberfahrt zu regeln und zu erleichtern. Im Laufe der ersten Hälfte des Jahres 1864 betrug die Zahl der Auswanderer 318,068 Menschen. In den Jahren 1858, 1859, 1862 und 1863 bis 80,000 Seelen, so daß im Laufe dieser ganzen Zeit ziemlich 400,000 Seelen in die Türkei übergesiedelt; bis auf den gegenwärtigen Augenblick kann man 480,000 bis 490,000 rechnen. Von den Bergvölkern, die im westlichen Kaukasus bis zur Grenze der Kabarda und Abchasiens gelebt hatten, blieben indeß einige Bewohner zurück. Seit 1865 sind auch die Tschetschenzen ausgewandert und die Räumung Abchasiens hat gleichfalls ihren Anfang genommen.

So ist der Kaukasus zum Theil verödet. Seine grünen Berghalden stehen todt und verlassen, gleich den im Gletschereis erstarrten Gipfeln, und die weltgeschichtliche Bühne, auf der schon so manche Völkerbewegung ihr Drama abspielte, erwartet die neuen Actoren, um ihre großartige Scenerie aufs Neue zu beleben. Der Blick wendet sich deshalb gern den Alterthümern zu, die von vergangenen Tagen zeugen, und deren der Kaukasus aus den verschiedensten Epochen seiner Geschichte so viele bewahrt hat. Seine großartigsten Monumente sind die Kurgane, jene stets erneuten Meilenzeiger, um die Straßen zu weisen, auf denen seit den ältesten Zeiten die Völker aus Asien nach Europa wanderten. Wohl sind es nur unscheinbare Hügel, aber Hügel, auf deren Wellenlinien Jahrhunderte und Jahrtausende ihre Thaten geschrieben haben. Bei meiner Rückreise aus Sibirien traf ich sie zuerst in der Steppe bei Omsk und sie begleiteten mich nach den Königsgräbern an den Dnjepr-Fällen und dann bis Krakau, wo ich bei dem Grabe Wanda's (einem der polnischen Mogilen oder preußischen Pillukzstei) von ihnen Abschied nahm. Weiterhin schließen sich die Hünengräber der nördlichen Ebene, die englischen Barrows und die normannischen Hogues an.

Am dichtesten gedrängt stehen die Kurgane in der Tschetschenzia, fehlen aber auch nicht in den übrigen Theilen des Kaukasus. Die cyclopischen Bauten im Lande der Tscherkessen (in Bell's Reise beschrieben) hießen Spenna (Haus des Herrn) oder Aeschenianа (Haus der Helden) und sollen denen ähnlich sein, die sich bei dem Kloster St.

Georg und in anderen Theilen der südlichen Krim finden. Die französischen Ingenieure, welche sich wegen der Grabmäler ihrer gefallenen Landsleute in Sebastopol aufhielten, zeigten mir Risse, die sie von verschiedenen derselben angefertigt hatten und waren noch mit einer allgemeinen Aufnahme beschäftigt.

Die bei Derbend beginnenden Festungswerke, welche die Pässe gegen die Einfälle der Nomaden schließen sollten und 1832 durch Bestucheff und Marlinsky untersucht wurden, scheinen sich bis zur jenseitigen Küste in Abchasien erstreckt zu haben und dann an der Mündung des Kodor mit der um das Gebiet von Dioskurias gezogenen Mauer zusammenzufallen, wie denn nach Dubois' Untersuchungen auch andere Colonien der Griechen am Schwarzen und Asowschen Meer sich durch solche Localfestungen schützten. Von den vermeintlichen „Ueberresten der Scythen" in der Tschetschenzia hat der Staatsrath Golowinsky verschiedene gesehen, die beim Bauen von Citadellen und Kosackenposten bloßgelegt wurden. Die Begräbnißplätze bestehen in Galerien, deren Decke oben abgerundet ist und die ringsum mit Lehm bestrichen sind. Die Nebengänge waren alle mit Todtenkrügen aus gebranntem Thon gefüllt, die in Abtheilungen zusammenstanden. Die Krüge enthielten außer Asche und Knochenkernen auch die Reste halbverbrannter Kleidungsstücke. Bisweilen fand man durchlöcherte Steinkugeln und Rosenkränze an einander gereiht, die aus rothem Carneol gearbeitet waren. Die größere Kugel in der Mitte war gewöhnlich mit einem Hasen verziert. Zu Berdikel (in der Nähe Grosnos) wurden in einer der Galerien kupferne Rauchgefäße angetroffen, sowie verschiedene Goldsachen, unter denen besonders mit Weintrauben an den Seiten verzierte Ohrgehänge bedeutende Kunstfertigkeit in ihrer Bearbeitung verriethen. Beim Bau der Festung Bout (in der Nähe von Michaelowskaja) stieß man plötzlich auf unterirdische Gewölbe, als der den Hügel bedeckende Wald umgehauen wurde, indem die die Baumwurzeln herausziehenden Arbeiter einbrachen und in die Aushöhlung hinabfielen. Nach den Sagen der Tschetschenzen hatte es dort in früherer Zeit keinen Wald gegeben und der Berg war ganz glatt gewesen. Einst aber kamen Schwärme von Vögeln in solcher Menge, daß sie die Sonne verdunkelten. Sieben Tage und sieben Nächte umflogen sie den Berg, auf dem aus ihrem Mist ein Wald emporstieg. Die Tschetschenzen, welche erst in jüngster Zeit nach dem jetzt von ihnen bewohnten Gebiete gekommen sind, konnten keine weitere Tradition besitzen, die Tscherkessen dagegen erzählen allerlei Geschichten über die in ihrem Lande erhaltenen Steinbauten. Nach einer derselben landete eine Flotte winzig kleiner Menschen an der Küste, unterjochte die dieselbe bewohnenden Riesen und zwang sie, diese mächtigen Blöcke für ihre Wohnungen zusammenzuthürmen.

Sagen von den in unterirdische Wohnungen*) verkrochenen Ureinwohnern wiederholen sich im ganzen Norden bei Kamtschadalen, Tschuktschen, Wogulen ebenso wie in Skandinavien und Schottland. Die „Wilden" erscheinen bald in der Gestalt der Giganten, bald in der von Pygmäen, und auch im Kaukasus finden sich Traditionen von den zwerghaften Küstenbewohnern, die auf Hasen ritten, wozu Herodot's Scythia verglichen werden mag. Im Hitopadesa geben sich die Hasen für Gesandte des Mondes aus, um den ihm heiligen Teich zu hüten, und in den Mondflecken sehen viele Völker einen Hasen. Schon Reineggs erwähnte eines Grabmales in der Nähe von Wladikawskas, wo zwei unverweste Leichname „in scytischer oder griechischer Tracht" lägen, und daneben das Gerippe eines Hasen.

Man hat gewöhnlich diese Erzählung wie so manche andere Behauptungen Reineggs' keiner weitern Aufmerksamkeit gewürdigt, aber als ich in Wladikawskas ankam, traf ich einen Augenzeugen, der selbst das Grab besucht haben wollte und der alle Einzelnheiten (den Hasen abgerechnet) genau in derselben Weise beschrieb, so daß ich bedauerte, unterwegs nicht den kleinen Abstecher gemacht zu haben. Gleichzeitig hörte ich, daß bei Anlage einer Ziegelei außerhalb des Stadtthors ein unterirdisches Gewölbe bloßgelegt wäre, das viele Curiositäten enthalten hätte, z. B. Thonkrüge, Schmucksachen, Waffen, Münzen u. s. w. Ich ließ sogleich Nachforschungen anstellen, wohin diese Dinge gekommen sein möchten; aber obwohl erst einige Monate seit dem Funde verflossen waren, konnte schon nicht mehr ein einziges Stück aufgetrieben werden. Aehnliche Erfahrungen habe ich noch einige Male machen müssen, und wenn sich dieselben innerhalb der wenigen Monate wiederholten, auf die sich mein Verweilen im Kaukasus beschränkte, so mag daraus ein Schluß gezogen werden, wie lohnend die Ernte für denjenigen sein würde, der sich einige Zeit mit Muße dergleichen Untersuchungen widmete. Wie die Höhle beim Dorfe Dach-Kessene sollen sich in der Umgegend noch mehrere finden, die mit Thier- und Menschenknochen gefüllt seien**).

*) Die Tumuli in der Madras-Präsidentschaft sollen die Häuser der Pandura genannten Pygmäen sein, die, als die erzürnten Götter einen Feuerregen auf sie herabsandten, diese großen Steine zum Schutze über ihre Köpfe zogen. In den Willfarahög oder Irrfahrerhügel läßt (nach Nilsson) die schwedische Volksansicht Elben oder andere Unterirdische wohnen.

**) Wir werden demnächst noch Einiges über den Kaukasus aus der Feder Adolf Bastian's mittheilen. Kein anderer Reisender unserer Tage hat so viele Länder gesehen und beobachtet, wie unser ausgezeichneter Landsmann aus Bremen, der zugleich ein Gelehrter ersten Ranges ist. A.

Expeditionen auf der Insel Formosa.

Während die Engländer einen Kriegszug gegen Abyssinien unternehmen, haben die Nordamerikaner sich, allerdings in kleinerm Maßstabe, gegen das Eiland Formosa gewandt. Es liegt recht eigentlich auf der großen Fahrbahn des Welthandels, der Küste der chinesischen Provinz Fo kien (Fukian) gegenüber, und alle Schiffe, welche aus dem indischen Archipelagus nach den chinesischen Häfen der Ostküste steuern, müssen an ihm vorüber, je nach der Jahreszeit und den vorherrschenden Winden an der westlichen Küste, welche mit dem chinesischen Gestade den Canal von Formosa bildet, oder um das Südcap herum der Ostseite entlang. Die Holländer hatten im siebenzehnten Jahrhundert eine Niederlassung auf diesem Eilande, gaben jedoch dieselbe wieder auf. Gegenwärtig betrachtet China die Insel als sein Eigenthum, doch befindet es sich thatsächlich nur im Besitze der westlichen Hälfte; der übrige Theil wird von unabhängigen „Wilden" bewohnt. Diese Bezeichnung ist nicht unpassend, denn die Insulaner sind gefährliche Seeräuber und Mörder. Sie schlachten die

Mannschaft der Fahrzeuge, welche an ihrer Küste stranden, unbarmherzig ab. So geschah es im Sommer 1867 mit dem Schiffsvolke des nordamerikanischen Kauffahrers „Rover", und dafür sollen sie jetzt gezüchtigt werden. Da in der neuesten Zeit dieser Insel häufig erwähnt worden ist und mehrfach auch die Rede davon war, daß der norddeutsche Bund dort eine Flottenstation errichten wolle, so wird es angemessen sein, daß wir Einiges über Formosa mittheilen.

Ein katholischer Missionair, Aguilar, der zwei Jahre lang im Innern sich aufgehalten hat, giebt in den „Annales de la propagation de la foi" Mittheilungen, die auf eigener Anschauung beruhen. Südöstlich von der Provinz Fo kien liegt das Eiland Taï ouang (Taï wan), das mit vollem Rechte den Namen der schönen Insel, Formosa, in Anspruch nehmen darf. Die Meeresstraße, durch welche sie vom Festlande getrennt ist, hat eine Breite von 34 Lieues. Die Insel selbst ist 70 Lieues lang (von Norden nach Süden) und hat an einigen Stellen eine Breite von 24 Lieues, an anderen dagegen nur 4 bis 5 Lieues.

Sie ist in vier Bezirke getheilt; Hauptstadt ist Taï wang fu (Facao); ihr Hafen wurde durch den ersten Vertrag von Tien tsing (1858) dem freien Verkehr eröffnet. Die Zahl der Ortschaften beträgt 1710; Aguilar nimmt für dieselben im Durchschnitt 350 Familien an und rechnet, wohl etwas zu hoch, auf jede derselben 6 Köpfe; demnach würde die Volksmenge 3,591,000 Köpfe zählen. Sie besteht aus drei scharf von einander getrennten Classen.

Da sind zuerst die Chinesen. Sie haben den westlichen Theil und die Mitte der Insel inne, kamen zumeist aus der Provinz Fo kien und ihre Mundart unterscheidet sich wenig von jener in Amoy (Emuï, Hia men). Andere stammen aus Canton und diese wohnen zumeist im Innern. Sie handeln mit Opium und verbrauchen selber entsetzlich viel von diesem Gifte, dessen selbst die Frauen nicht entbehren können.

Sodann die Eingeborenen von chinesischer Abkunft, welche im Gebirge wohnen. Sie haben Sitten, Bräuche, Aberglauben und Opiumrauchen mit ihren übrigen Stammgenossen gemein, blicken aber auf dieselben, welche ihnen für „Fremde und Ausländer" gelten, mit Verachtung herab. Mit den Igorrotes, d. h. den alten Eingeborenen, unterhalten sie Handelsverkehr.

Diese Igorrotes scheinen mit den Leuten von Manila stammverwandt zu sein*). Sie wohnen im östlichen Theile, dem Kalehgebirge. Ihre Schriftzeichen sind offenbar den Spaniern entlehnt, doch haben sie auch chinesische Zeichen dabei eingemischt. Man kann, sagt Aguilar, diese Igorrotes nicht als civilisirte Heiden, aber auch nicht geradezu als völlig Wilde bezeichnen. Sie leisten ihren kleinen Königen Gehorsam, verstehen sich auf das Weben der Seide, und tauschen von den Chinesen gegen Taback und andere Bodenerzeugnisse Waaren ein. Dieser Tauschhandel wird in eigenthümlicher Weise getrieben. Die Igorrotes nämlich kommen in ganzen Schaaren und wohl bewaffnet von ihren Bergen herab; auf der zum Marktplatze bestimmten Stelle finden sich dann die Chinesen ein, und jeder von ihnen trägt eine Luntenflinte. Sobald der Handel anfängt, beginnt auch das Schießen; die Chinesen möchten durch das Knallen die Igorrotes einschüchtern, vor denen sie sich sehr fürchten. Sie wissen aus Erfahrung, daß jeder Chinese, welcher sich ins Gebirge wagt, von den Anhöhen herabgerollt wird, aber ohne Kopf!

Die Eingeborenen chinesischer Abstammung sind gegen die Igorrotes höchst rachsüchtig und erlauben sich diesen gegenüber die abscheulichsten Dinge, selbst Menschenfresserei kommt vor. Aguilar schreibt in einem Briefe vom 30. März 1865: „Die Heiden (d. h. chinesische Eingeborene) von Ban kim wollten es einmal den Wilden recht eintränken. Sie schlugen denselben ein Versöhnungsfest vor. Nach dem Schmause begann der Tanz, an welchem die mit Speise und Trank gesättigten Igorrotes gern Theil nahmen. Dabei wurde gesungen, gesprungen und gelärmt, aber bald nahmen die Dinge eine andere Wendung. Die Chinesen fielen über die Wilden her und hieben sie alle nieder. Das Blut floß buchstäblich in Strömen. Ein Chinese schnitt einem Igorrote die Ohren ab und fraß sie auf. — Während der zwei Jahre, welche ich im Innern des Südens von Formosa gelebt habe, wüßte ich nicht, daß ein einziger Tag ruhig gewesen wäre; immer und überall waltete Zwist und Streit ob, Fehden, Kriege und Anarchie nahmen kein Ende und manchmal waren zehn-, zwanzig-, ja bis dreißigtausend Männer an diesen blutigen Wirren betheiligt." So weit der Missionair.

Die zu Hongkong erscheinende „Overland China Mail" wendet ihrerseits der Insel Formosa gleichfalls Aufmerksamkeit zu. Sie meldet (in der vor mir liegenden Nummer vom 15. October), daß der amerikanische Schiffscapitain Horn von Formosa zurückgekehrt sei und Frau Hunt, die Gattin des ermordeten Capitains des „Rover", mitgebracht habe. Auch sei es ihm gelungen, acht Männer, Eingeborene der Baschi-Inseln (— diese Gruppe liegt südöstlich vom formosanischen Südcap —), welche gestrandet waren und von den Wilden gefangen gehalten wurden, loszukaufen. Er erfuhr, daß das ganze Schiffsvolk des „Rover" ermordet worden sei. Der nordamerikanische Consul zu Amoy, le Gendre, hatte dann Anstalten getroffen, um die Wilden zu züchtigen. Auf der Westseite liegt die große chinesische Stadt Taï wan fu und dort residirt der chinesische Gouverneur (der Tao taï). Von diesem hatte der Consul fünfhundert chinesische Soldaten verlangt, es war ihm aber versprochen worden, daß mindestens eintausend „Brave" nach dem Südcap geschickt werden sollten, um dort den Kern eines „Corps der Rache" zu bilden. Diese Landmacht sollte von einem amerikanischen Geschwader unterstützt werden.

Der Krieg ist also unausbleiblich, er wird aber keine leichte Sache sein. Die „Overland Mail" stimmt in dieser Beziehung mit dem „Foo chow (Fu tschau) Advertiser" überein, der die Frage aufwirft, ob es möglich sei, die Wilden derart zu züchtigen, daß sie künftighin von ihren Barbareien Abstand nehmen. Man höre soeben, daß mehrere Stämme im südlichen Gebirge Formosas einen Bund geschlossen hätten, um die Angriffe der Chinesen abzuschlagen. Wenn dem so ist, dann rennen jene 500 oder 1000 Braven geradezu ins Verderben. Jeder Wilde ist jedem Chinesen mehr als gewachsen.

Uebrigens wird, der „Overland Mail" zufolge, jene Expedition, wie sie auch ausfallen möge, wenigstens eine gute Folge haben, die nämlich, daß wir endlich über den südlichen Theil der Insel Näheres erfahren. Wir wissen, daß sie namentlich an Mineralien sehr reich ist. Vier Engländer hatten im Sommer den Plan gefaßt, sich ins Innere zu wa-

*) Also mit den Tagalen auf Luzon. Ueber die Sprache der eingeborenen Formosaner hat zuerst unser großer Linguist Hans Conon von der Gabelentz Licht verbreitet; mir ist aber eben seine Arbeit nicht zur Hand. Ich finde bei Malte Brun, Précis de la géographie universelle, Ausgabe von 1835, IX. S. 376, folgende Bemerkung: „Il parait qu'il y a plusieurs tribus indigènes, et qu'à côté d'une race d'hommes olivâtres (das wären die Igorrotes) il s'y trouve des nègres d'une taille gigantesque, c'est ce que Valentyn donne à entendre." Es ist sehr wohl möglich, daß auch auf Formosa schwarze kraushaarige Menschen die eigentliche Urbevölkerung bilden, und es wäre von hohem Interesse, darüber sichere Auskunft zu erlangen. Wenn sie großen kräftigen Wuchs haben, dann sind sie Papuas und können der kleinen Negritorace nicht angehören. A.

gen, standen aber davon ab. „Sollte Formosa über kurz oder lang von einer westlichen Macht in Besitz genommen werden, so könnte das wohl nur dann erst der Fall sein, wenn die Zerstückelung und Vertheilung Chinas in das Bereich der Thatsachen eingetreten ist. Dann aber werden jene Wilden mit den überlegenen Kräften des Abendlandes zu rechnen haben; sie müssen sich dann fügen oder werden ausgerottet, und das letztere wäre keineswegs zu bedauern."

Ueber den nördlichen Theil der Insel haben wir jüngst einige nähere Kunde erhalten durch Dr. Collingwood (A boat journey across the northern end of Formosa, from Tam suy on the west, to Keelung on the East; in den Proceedings of the royal geographical society, 23. Juli 1867, p. 167 sqq.). Er unternahm seinen Ausflug von Tam suy aus, das an der Nordwestküste liegt. Der Hafen ist vortrefflich; die Stadt, welche auch Hu nei (englische Kakographie: Hoo-wei') genannt wird, besteht aus einer langen Straße mit vielen, zumeist sehr armseligen Läden; außer dem englischen Vieeconsul wohnen dort noch vier Europäer, theils Kaufleute, theils Beamte im chinesischen Zollamte. In der Umgegend wächst die Aralia papyrifera, aus welcher das sogenannte Reispapier verfertigt wird, in großer Menge, und sie bildet für diese Gegend eine nicht unwichtige Ausfuhrwaare. Reis wird in Menge gebaut; die Ausfuhr ist verboten, weil angeblich kaum genug für den einheimischen Bedarf gewonnen werde; wer sich aber mit den Mandarinen zu verständigen weiß, kann trotzdem exportiren so viel er will.

Dr. Collingwood miethete ein flaches Boot (Sampan) und fuhr damit den Tam-suy-Fluß aufwärts, der sich weiter oberhalb in zwei Arme theilt, bei Kan tau. Der linke Arm kommt von Südost; die Aecker sind mit Reis, Mais und Zucker bestellt, namentlich in der Gegend des großen Dorfes Tua tu tin. Von dort gelangt man nach Mangka, der Hauptstadt des Bezirks; sie ist groß aber entsetzlich unsauber; Hauptproducte scheinen Kinder und Schweine zu sein; beide schwärmen in unzähliger Menge umher. Collingwood fand dort einen sehr unternehmenden deutschen Kaufmann, Herrn Mallisch aus Hamburg. Derselbe hatte sich ein zweistöckiges Haus gebaut, — wahrscheinlich ist es das einzige in seiner Art auf der ganzen Insel, denn die Chinesen halten, schon aus Aberglauben, an dem einstöckigen fest.

Am andern Arme des Flusses liegt Ki long (englische Schreibart: Ke lung). Bis nach Mangka können große Dschonken hinaufgelangen. Die Gegend ist sehr reich an Kampher, der aber von der chinesischen Regierung monopolisirt wird. Der „Kampher-Mandarin", welcher das Monopol gepachtet hat, zahlt für sein Privilegium jährlich 40,000 Dollars. Er kauft das Pikol (133 Pfund) Kampher für 5 Dollars und läßt es sich beim Verkaufe mit 27 Dollars bezahlen. Zehn Procent der Waare, die schlecht verpackt wird, gehen durch Verdunstung verloren. Ein deutscher Kaufmann in Tam suy, Herr Leßler, bestritt die Rechtmäßigkeit des Monopols und hatte eben Schritte gethan, um die Sache gerichtlich entscheiden zu lassen.

Der rechte Arm des Flusses ist fahrbar bis zu einer Reihe von Stromschnellen; oberhalb derselben ist dann das Land im Besitze der „Eingeborenen". An jenem Arme bemerkte Collingwood einige Haine von Arekapalmen; aber das Hauptgewächs ist hier der Bambus. Im Hügellande, das 1000 bis 1500 Fuß hoch ist, liegen schwefelhaltige Quellen. Das Dorf Pah chie nah besitzt eine ungeheure Anzahl von Enten. Diese Vögel werden in besonderen Booten bis zu den geeigneten „Futterwiesen" gefahren, und dort weiden sie den Tag über unter Aufsicht eines Entenhüters. Es ist bemerkenswerth, daß sie stets ganz nahe bei einander bleiben und zwar so sehr, daß man die ganze Herde zu jeder beliebigen Zeit mit einem großen Tuche bedecken könnte. Abends treibt der Hüter sie an Bord und fährt nach Hause.

Collingwood fand die Stadt Lik kau reinlicher als Mangka, aber das Volk lief hinter den Huan ha, d. h. Fremden, her und benahm sich etwas unverschämt. Bei Chuy leng cha hören Ebbe und Fluth auf. In dieser Gegend kommen sehr häufig Fasanen vor; eine Feldlerche war, auch in Bezug auf ihren Gesang, unserer europäischen ungemein ähnlich. Der Reisende war überrascht, auch hier weit und breit eine so sehr zahlreiche Bevölkerung zu finden; selbst in Schluchten und Wäldern bemerkte er chinesische Wohnungen, und an sehr vielen Stellen waren Fährboote ununterbrochen in Thätigkeit. Als Hausthiere hält man Schweine, Hühner, Enten, Gänse und Büffel; dazu kommen Katzen von japanischer Abstammung, mit geringeltem Schwanz und von schildkrötenbrauner Farbe, die Hunde sind schlechte Bastardköter; Pferde und Esel fehlen und Buckelochsen sind äußerst selten.

Von großer Wichtigkeit ist an dieser Nordküste der Hafen Ki long (englische Schreibart: Ke lung); er hat eine ungemein malerische Lage, und in seiner Nähe befinden sich die sehr ergiebigen Kohlengruben. Die Stadt selber steht am innersten Theile des Hafenbeckens, der bei Ebbezeit nur ein paar Fuß Wasser hat, so daß die chinesischen Sampans dann nur mit Mühe nach Ki long fahren können, bei Fluthwasser ist die Fahrt bequemer. Europäische Fahrzeuge finden trefflichen Ankergrund in einer schönen Bucht zwischen zwei Hügeln; die Einfahrt in den Hafen ist drei Achtel Mile breit. Die Chinesen gehen abscheulich mit demselben um, da alle Schiffe ihren Ballast nicht ans Ufer bringen, sondern ins Wasser werfen. Im Hafen von Tam suy treiben sie denselben Unfug. Am Eingange zum Hafen von Ki long liegt die Palmeninsel, auf der jedoch keine Palmen stehen; hier fand Collingwood deutliche Spuren, daß sie in verhältnißmäßig junger Zeit sich gehoben habe, und auch an anderen Theilen des Hafens bemerkte er dieselbe Erscheinung. Es ist also doppelt nöthig, den schönen Hafen nicht zu verwahrlosen. Er wird in jedem Jahre wichtiger, theils weil der Handel an Ausdehnung gewinnt, besonders aber als Kohlenstation. Als Collingwood dort war, lagen acht europäische Fahrzeuge, Bremer, Hamburger, preußische und englische, vor Anker. —

Wir wollen einige geschichtliche Notizen beifügen. Die Angabe früherer Missionaire, daß Formosa erst um das Jahr 1430 den Chinesen bekannt geworden sei, ist unrichtig; wir wissen jetzt, daß ihrer schon vor Christi Geburt in den chinesischen Annalen erwähnt wird, schon zur Zeit der Han-Dynastie. Sie galt damals für einen Bestandtheil des Landes der Man ty, d. h. der südlichen Barbaren. Die Japaner nahmen Formosa 1621 in Besitz und erlaubten den Holländern, auf einer kleinen Insel an der Westküste eine Factorei zu errichten. Früher schon waren dann und wann Portugiesen dort gewesen. Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gaben die Japaner ihre Besitzungen auf, weil sie überhaupt mit dem Auslande nichts mehr zu schaffen haben wollten, und nun baueten die Holländer einige Forts, namentlich Zelandia bei Thaï wan fu; sie wurden aber schon 1661 durch den großen Seeräuber Tsching tsching kung vertrieben, demselben, welcher von den Europäern Koxinga genannt wurde und seiner Zeit eine bedeutende Rolle spielte. Sie konnten erst 1683, als sie von einer Streitmacht des Kaisers von China unterstützt wurden, ihre Factoreien wieder beziehen, doch erklärte der Kaiser, daß Formosa ein Zubehör seines Reiches sei. Späterhin haben sie dann jene Factoreien aufgegeben.

Einblicke in den osmanischen Orient *).

III.

Die Kleidertrachten der Bewohner von Bagdad.

Die Trachten der Bagdader, obgleich durchweg, wie die aller Orientalen, weit und luftig, sind bei den verschiedenen Racen, Religionen und Gesellschaftsclassen ziemlich verschieden. Zu Hemden mit ausgeschnittenem Halse und unten sehr weiten in Zipfeln endenden Aermeln sind bei beiden Geschlechtern musselinartige, durchsichtige Gewebe von Flachs oder Nesselfasern, Kettin genannt, sehr beliebt. Das Zeug wird in Bagdad gefertigt, ist sehr schmal, von verschiedener Feinheit und verdient in jenem Klima deshalb vor dem Shirting und anderem Hemdenzeug den Vorzug, weil es der Verdunstung des Schweißes freien Durchgang gestattet und somit die Haut kühl erhält, was bei einer Temperatur von 30 bis 40 Grad Réaumur gewiß von einiger Wichtigkeit ist. Ueber diesem Hemd, das nur die Aermsten vermissen, trägt der Fellah und der niedere Arbeiter der Stadt, wie der Sakka (Wasserträger), der Lastträger, der Handlanger u. s. w. eine braune, aus ungefärbter Ziegenwolle gewobene Tunica, die ihm etwas über das Knie reicht und ungefähr denselben Schnitt wie das Hemd hat. Wenn der Mann an die Arbeit geht, benutzt er die langen Zipfel seiner Aermel, um diese an den Arm zu binden. Die Tunica wird um die Taille von einem mit zwei Schnallen versehenen, oft mit Stickereien verzierten Gürtel von Posamentirarbeit in der Breite von vier Fingern gehalten. Den ungeschorenen Kopf, dessen Haare bei einigen, bei den Beduinen aber fast immer, in mehreren Zöpfen geflochten werden, bedeckt ein baumwollenes Tuch, und darüber wird in Turbanform in drei oder vier Umschlägen der Aegle geschlungen. Dieser besteht aus einer langen Wurst von Kameelgarn, welches von vier Zoll zu vier Zoll mit einer Umwickelung von rother Seide zusammengehalten und verziert ist. Dies ist die uralte Kopftracht der Araber. Die Beduinen tragen unter dem Aegle, statt eines baumwollenen Tuches, den Kefiah von schwerer gelber mit Roth durchwirkter Seide, der ihnen mit seinen zu Franzen gedrehten Endfäden über die Schultern herabfällt und Kopf und Nacken vor dem Einfluß der glühenden Sonnenstrahlen und des heißen Windes schützt. Die besten Kefiah werden in Bagdad verfertigt. Das braune, scharfe Gesicht mit den blitzenden Augen und den schwarzen Zöpfen eines Kriegers der Wüste sieht unter diesem Kopfputz recht romantisch und interessant aus.

Darauf beschränkt sich die Kleidung des Fellah. Hosen oder irgend welche Surrogate derselben kennt er eben so wenig wie die Strümpfe, und nur solche, die sich einen großen Luxus erlauben können, bedienen sich zuweilen einer Art Schuh oder Halbstiefel aus rothem Marokin. Der wohlhabende Beduine trägt dagegen ein bis auf die Knöchel reichendes Unterkleid aus weißer Baumwolle, das ihm beim Reiten die Beine bedeckt. Sein schönster Schmuck ist neben dem Kefiah auch Sommer und Winter der Mantel, Abba genannt, der auch bei allen anderen Bewohnern im höchsten Ansehen steht. Er hat keine Kapuze und statt der Aermel nur Löcher; am Halse wird er durch einen langen Knopf mit Schlinge von Seide befestigt und wallt bis auf die Ferse herunter. Für den Sommer besteht er aus mehr oder minder kostbarem, oft mit Arabesken benähtem oder besticktem Zeug aus feiner weißer Wolle, im Winter aus einem regendichten Gewebe von braun- oder schwarzgefärbten Ziegenhaaren. Jene kommen in bester Qualität und am elegantesten aus Mardin, diese werden am dauerhaftesten in Kurdistan gefertigt. Der Abba besteht aus zwei Stücken, welche nicht, wie es bei uns geschehen würde, durch eine Längennaht, sondern durch eine horizontale mit einander verbunden sind. Am Halse bringt man eine Borde und bunte Stickereien an. Ihre Preise sind natürlich nach der Güte sehr verschieden und variiren von 80 bis 800 Piastern. Mancher arme Teufel hat gar keinen Abba und läuft Winter und Sommer mit nacktem Hals und Beinen, bloß von seiner Tunica beschützt, umher.

Die Weiber der Fellah und Arbeiter sind nicht viel complicirter gekleidet wie ihre Männer. Ein Hemd fehlt ihnen als Unterwäsche meist, und statt derselben und anderer Umständlichkeiten der Toilette hüllen sie sich in einen hemdartigen blau oder roth gefärbten langen Ueberwurf von baumwollenem Zeug, den ein Gürtel mit silbernem Buckel zusammenhält. Ihre Kopfbedeckung ist sehr einfach. Die Haare flechten sie in zwei bis drei Zöpfen, auch wohl gar nicht, und wickeln darum einen kleinen nicht gerade turbanähnlichen Wulst, der ihnen gleichzeitig bei dem üblichen Tragen von Lasten auf dem Kopfe nothwendig ist. Darauf beschränkt sich die Tracht dieser primitiven Damen; doch ihre Reize suchen sie durch weit mehr Umständlichkeiten, als es selbst bei der Pariser Modewelt der Fall ist, in den Augen ihrer Anbeter zu erhöhen. Vor Allem muß eine arabische Schöne, auch die der besseren Stände, wenn sie als elegant gelten will, kunstgerecht tättowirt sein. Nicht nur ihr Gesicht, sondern auch ihr ganzer Körper bis in seine Geheimnisse prangt von den blauen unauslöschlichen Verzierungen, die in der civilisirten Welt nur noch auf den Armen und der Brust einiger Matrosen anzutreffen sind. Eine Mittellinie, welche vom Kinn über den Nabel hinabläuft, bildet den Hauptstamm der Verschönerung, von dem sich dann mehr oder minder zahlreiche Seitenläufer über den übrigen Körper abzweigen. Die Operationen beginnen, wenn das Mädchen zur Mannbarkeit kommt, und werden nach Geschmack im Laufe der Jahre fortgesetzt, hören aber gewöhnlich bei der Verheirathung auf. Das Verfahren ist nicht unschmerzhaft und besteht darin, daß die Haut mit einer oder mehreren Nadeln successive wundgeritzt wird, worauf man dann Tinte oder chinesische Tusche in die verletzte, beliebige Zeichnungen darstellende Stelle reibt. Nach einer kleinen Entzündung heilt die Ritzung und die Haut ist dann zeitlebens mit der gewünschten Marke imprägnirt. Die gemeinen Weiber tättowiren selbst ihre Lippen und, was noch sonderbarer und nach unserer Ansicht scheußlich ist, die Augenbrauen, so daß diese, statt der Haare, von zwei dünnen, schmutzig blauen Bogenstrichen repräsentirt werden. Dabei bleibt indeß die Mode nicht stehen, und eine Coquette, welche die Herzen ihrer Anbeter bezaubern will, trägt nicht nur in den Ohren, sondern auch unter der Nase und an jedem Flügel derselben zinnerne, messingene oder gar silberne Ringe, die, wenn sie prächtig sein sollen, mit falschen Edelsteinen

*) Siehe Globus XII. Nr. 7. S. 211.

geschmückt sind. Das edle Riechorgan verschwindet oft ganz unter den daran gehefteten Metallmassen und Glasflüssen. Fräulein von geläuterterem Geschmack, Töchter von Kaufleuten und andere Honoratioren begnügen sich in der Regel mit einem kleinen goldenen Ringe durch den rechten oder linken Nasenflügel und hüten sich vor der Entstellung ihrer Lippen und Augenbrauen. Um den Hals trägt die Bäuerin gern silberne Münzen, wie alte österreichische Zwanziger. Ueberhaupt trifft man auf der arabischen Halbinsel weit mehr österreichische Münzen, als in der Donaumonarchie selbst. Unerläßlich sind bei Arm und Reich die Spangen um die Fußknöchel. Sie sind bei jenen von Silber, bei diesen von Gold und wiegen oft jede ein Pfund. Sie bilden nicht vollständige Ringe, sondern sind an einer Seite offen, so daß man sie auf- und einbiegen kann. Auch Armbänder tragen die meisten, thun sich jedoch hierauf weniger zu gut, indem sie sich selten anderer als gläserner bedienen. Buntes Glas ist in Arabien noch immer ein sehr beliebter Zierrath und war es von Alters her. Man hat guten Grund anzunehmen, daß die alten Babylonier in der Glasfabrikation schon ebenso weit waren, als die Leute in Böhmen; wer nicht daran glauben will, braucht nur den großen Scherbentumulus in der Nähe des Sees von Nedschof westlich vom Euphrat zu untersuchen und er wird sich von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugen.

Die Eingeborenen der höheren Stände gleichen in ihrer Tracht fast ganz den Türken. Sie hüllen sich in Jacken, Westen und Pluderhosen von demselben Schnitt, tragen indeß lieber statt der ersteren einen Kaftan, d. h. einen Rock ohne Kragen und Knöpfe von Baumwolle, Seide oder Wolle. Sie rasiren sich den Kopf bis auf ein Haarbüschel am Wirbel, setzen den Feß oder sonst irgend eine Kappe auf und wickeln um dieselbe den Turban. Der Name ist im Orient, beiläufig gesagt, unbekannt. „Tülbend“ heißt der Musselin, und diesen benutzt vorzugsweise der Muselmann zu seiner kunstreichen Kopfumwickelung, deren Anordnungen verschieden sind. Der Turban des Arabers ist gemeiniglich umfangreicher als der des Türken. Einen grünen dürfen bekanntermaßen nur die directen Abkömmlinge des Propheten, Saïd genannt, tragen. Diese Enkel eines großen Mannes sind durchgehends arg herabgekommen und sollen insgemein an Beschränktheit des Verstandes leiden. Saïd ist wenigstens ein Name, der sprichwörtlich gebraucht wird, um einen Einfaltspinsel, unserem Hans-Narr entsprechend, zu bezeichnen.

Die Christen bescheiden sich mit einem schwarzen Turban oder, wenn sie Luxus treiben können, verfertigen sie ihn aus einem indischen Shawl. Ein solcher oder ein anderer Stoff wird auch um die Taille geschlungen. Die Juden haben meist den Turban abgelegt und tragen den Feß, den sie mit einem verzierten baumwollenen Tuche umbinden. Die Armenier verschmähen ganz und gar ihre alte Nationaltracht und bedienen sich der fränkischen Kleidung, freilich nicht immer nach der neuesten Mode und dem elegantesten Schnitt; doch behalten sie insgesammt den Feß bei als Zeichen, daß sie die Rajah des Beherrschers der Gläubigen am Bosporus sind.

Die Weiber der mittleren und höheren Stände unterscheiden sich wesentlich von dem niedern Volk. Die civilisirte Bagdaderin trägt ein Hemd von weißer, rother oder blauer Gaze, und die Schalwar, Pluderhosen, welche an den Beinöffnungen um die Kniekehlen gebunden werden und dann weit bis auf die Füße in weiten Falten herabfallen; oben werden diese Inexpressibles nicht gerade um die Taille, sondern so ungemein lose gebunden, daß sie vorn die Hüftpartien nicht bedecken. Ueber diesen Unterkleidern haben die Frauen und Mädchen Sommers einen weiten talarähnlichen Ueberwurf ohne Gürtel aus ebenfalls so durchsichtigem Stoff, daß man darunter recht deutlich sämmtliche Körperformen erkennen kann. Das ist indeß die Haremstoilette, welche Uneingeweihte niemals bewundern dürfen. Christliche Schönen kleiden sich in einen Rock, der von den Roben unserer Damen wenig abweicht, unten ausgezackt und auf der Brust so ausgeschnitten ist, daß der Busen hinter einer leichten Tüllverhüllung ganz sichtbar zu Tage tritt. Wie der Mann auf seinen Schnurrbart, so ist das Weib auf ihre Brüste stolz und sucht dieselben recht vortheilhaft zur Schau zu stellen. Der Kopfputz ist abscheulich und scheint erst in neuerer Zeit Mode geworden zu sein. Er besteht aus einem Feß mit einer so langen und schweren blauseidenen Quaste, daß ihr Gewicht ihn ohne eine Vorsichtsmaßregel sofort herunterreißen würde. Um dies zu verhindern, wird ein buntgedrucktes oder noch besser gemaltes, baumwollenes Tuch um denselben kunstlos gebunden.

Diese unscheinbaren Tücher sind, da sie von allen Frauen des westlichen Orients benutzt werden, ein sehr wichtiger Handelsartikel. Europäische Fabrikanten, namentlich Schweizer, haben ihr Möglichstes gethan, um den Anforderungen der mohammedanischen eleganten Welt auf die billigste Weise zu entsprechen; es ist ihnen indeß nur halb gelungen. Ein im Lande gewebtes, mit dem Pinsel gemaltes Kopftuch ist und bleibt, so kunstlos es auch an und für sich sein mag, den complicirtesten Druckmaschinen Europas ein unerreichbares Ideal. Auch bei vielen anderen Stoffen ist es erwiesen, daß die Producte unserer Civilisation weder so dauerhaft, noch so schön, noch so haltbar in der Farbe und geschmackvoll im Muster sind, als die ähnlichen Erzeugnisse Asiens. Die Schuld liegt gewiß theilweise an dem Maschinenwesen und mehr noch an der einseitigen Auffassung unserer Handwerker und Fabrikanten. Die Leute glauben nicht, daß alle Wege nach Rom führen und gehen mit verzweifelter Hartnäckigkeit nur immer ein und denselben, was im großen Ganzen wohl genügend sein mag, gewiß aber selten zu speciellen Vollkommenheiten leitet. Genug, eine Bagdaderin, die sich eines schönen Kopftuches erfreuen will, muß den hohen Preis für ein in Konstantinopel gefertigtes zahlen. Ihr Feß, wenn sie Vermögen hat, ist ganz mit Perlen überstickt. Ihr langes, reiches, meist dunkeles Haar ist in möglichst viele Zöpfe geflochten, und an den Enden derselben strahlen echte Perlen, Diamanten, Rubine und Smaragden in Ueberfluß. Ihr Hals ist ebenfalls von Perlenschnüren bedeckt; auf der Brust blitzt eine nicht minder kostbare Brosche und der goldgewirkte Gürtel wird von einem großen goldenen ciselirten, mit Edelsteinen ausgelegtem Schloß zusammengehalten. Bei den ärmeren und den Knaben, die ebenfalls den Gürtel tragen, ist es von Silber. Massive Spangen von edelm Metall schmücken die Hand- und Fußgelenke. Oftmals ist bei den Vornehmen das ganze Kleid mit Gold, Perlen und Edelsteinen überstickt und die Dame trägt somit ein bedeutendes Vermögen auf dem Leibe. Die Tättowirungen und die Ringe in der Nase werden trotzdem selten, und dann nur bei einigen Christen und eingewanderten Türkinnen vermißt.

Die Bagdaderinnen haben im Gegensatz zu den braunen, magern Töchtern der Wüste und den Fellahweibern meist sehr üppige Körperformen, einen frischen, gesunden, nur leicht dunkeln Teint, einen wunderbar reichen Haarwuchs und kleine Füße und Hände. Ihre Augen sind schwarz, groß und lebhaft. Mit einem Wort, es giebt dort viele Schönheiten, die überdies selten an den bleichsüchtigen und hysterischen Beschwerden unserer Damen leiden. Sie sind sehr fruchtbar, und wenn trotzdem die Bevölkerung nicht entfernt mit dem, was sie vormals gewesen, zu vergleichen ist, so tragen wahrlich nicht sie, sondern die Pest und die Türken die Schuld. Die erste Plage ist, Gott sei Dank, seit einigen Jahrzehnten

so ziemlich aus der Welt verschwunden, die zweite existirt noch, doch macht sich ihr schädlicher Einfluß mehr auf dem platten Lande, wohin sie sich ausbreiten kann, bemerkbar und vertilgt die Bauern auf mannigfache Weise. In der Stadt schöpft man Athem; die früheren Auswanderungen nach Persien haben aufgehört und die Bevölkerung, namentlich die christliche, ist stark im Wachsen begriffen. Hoffentlich wird ihr nicht wie in Damaskus durch Blut und Brand Einhalt gethan werden, obschon die scheelsüchtige Regierung zu Stambul dazu eines Tages ihr Möglichstes thun dürfte.

Während die gemeinen Weiber des Volks ihr Gesicht unverhüllt zeigen und öffentlichen Arbeiten und dem Kleinhandel nachgehen, verhüllen die civilisirteren beim Ausgehen ihre Reize dem Anblick der Männer so sorgfältig als möglich; doch nicht ohne einigen Luxus. Hauptgegenstand der Spazierkleidung ist das Tschartschaf, ein weites aus zwei Theilen, wie die Abba, quer zusammengenähtes Stück Zeug, welches zur vollständigen Einhüllung des Körpers dient. Ein Zipfel wird mittelst eines Gürtels an der Taille oder mit einer Agraffe auf der Schulter befestigt und der übrige Stoff um

Ein Chaldäer in Bagdad.

Eine Chaldäerin.

den Körper und über den Kopf geschlagen. Es giebt Tschartschafs von Baumwolle und Seide; die ersteren, meist blau und oft mit Gold durchstickt, kommen aus Indien, die letzteren bis im Werthe von 200 Gulden, von allen Farben und meist carrirten Mustern, werden am vortrefflichsten in Bagdad selbst gefertigt. Für die kostbarsten gelten die mit Kochenille gefärbten mit Goldfäden durchwirkten rothen. Die Männer und Väter klagen sehr über diesen in anderen mohammedanischen Städten unbekannten Aufwand. Das Gesicht wird durch eine schwarze Maske von Pferdehaaren, welche man um die Stirn knüpft, verhüllt. Sie hat keine Ausschnitte, sondern ist etwas durchsichtig, aus einem Stück in der Größe eines Quadratfußes mit damastartigen Zeichnungen gewoben; sie hängt frei am Gesicht herunter und die Vermummte braucht sie bloß mit der Hand aufzulüften, um ihre Züge zu zeigen. Daß eine derartige Verhüllung nicht viel, wie die Herren Moslim sich einbilden mögen, zur Förderung der allgemeinen Sittlichkeit beitragen kann, ist wohl einleuchtend, und bei der

Freiheit, welche die Bagdaderinnen in ihrem Verkehr mit einander genießen, bietet ihnen die sittlich gebotene Maskirung die schönste Gelegenheit, in aller Stille sehr unsittlich zu sein. Eine Ueberwachung ist nicht möglich. Ein Weib braucht nur mit einer guten Freundin das Tschartschaf zu tauschen, und weder Mann noch Vater kennt sie, wenn er ihr auf der Straße begegnen sollte, wieder. Die vornehmeren Damen gehen übrigens selten aus und dann nur auf Eseln reitend oder in Begleitung mehrerer Dienerinnen. Strümpfe sind den Frauen Bagdads verhaßt und gehören zur Wintertracht; sie gehen am liebsten barfuß oder benutzen leichte Pantoffel, zur Promenade aber rothe oder gelbe türkische plumpe Stiefel. Die ganze Erscheinung eines Weibes außer dem Hause ist nichts weniger als graziös, und nach dem Ansehen zu urtheilen, würde man hinter der häßlichen Vermummung kaum eine schlanke Schönheit mit feurigen Gazellenangen vermuthen. In den Gynäceen springt bei dem Anzug nur der unkleidsame Feß mit seiner enormen Quaste unangenehm in die Augen; dann sind auch, wie ich bereits erwähnt habe, ursprünglich recht hübsche Frauenzimmer sehr häufig durch die oft ausgedehnten Narben entstellt, welche die Dattelgeschwüre hinterlassen.

In der neuesten Zeit fängt man sogar an, die Kleidung zu europäisiren und die Christinnen wagen es selbst, der berüchtigten Crinoline zu huldigen; dennoch untersteht sich noch keine, sich auf der Straße mit unverhülltem Antlitz zu zeigen. Der Hauptluxus der schönen Welt sind Gold und Edelsteine. Sie wetteifern, einander an Juwelenreichthum zu übertreffen, und dem armen Ehemann bleibt, wenn ihm sein häusliches Glück lieb ist, keine andere Wahl, als sich in die Anforderungen seiner kostspieligeren Hälfte zu fügen. Eine Bagdader Dame trägt oft ansehnliche Capitalien an ihrem Körper, ja vielleicht Alles, was ihr Gatte in seinem Geschäfte über die nothwendigsten Lebensbedürfnisse hinaus erübrigt hat. Der Grund ist derselbe, welcher die Leute veranlaßt, ihre Reichthümer in die Erde zu scharren: weil nämlich jede größere Speculation die Aufmerksamkeit der würdigen türkischen Regierung erregen und die bodenlose Habgier der Paschas und Effendis reizen würde. Der Mammonsdiener, der seine Frau mit Juwelen behängt, hat übrigens mehr Freude als der andere, der sein Geld vergräbt; jener kann jeden Augenblick seinen Schatz ungestört bewundern und von Eingeweihten beneiden lassen, dieser muß sich den Genuß des Anblicks versagen und sein Geheimniß sorgfältig vor den Leuten bewahren. Eine vornehmere Dame Bagdads heißt Chattun und ein Mädchen von Familie Bibi; Chanum ist türkisch und bedeutet dasselbe.

Von der übrigen Bevölkerung stechen nur die türkischen Baschibosuks in Bezug auf die Kleidung etwas ab, da dieselbe an die albanesische Tracht erinnert; die meisten dieser Kerle stammen auch aus Rumelien. Ihre Weiber unterscheiden sich von den übrigen nicht. Die Perser, von denen es in Bagdad wimmelt, zeichnen sich gewöhnlich durch die hohe spitze Mütze von schwarzem Lammfell und einen langen, bei den ärmeren durchgängig blauen Kaftan aus; viele derselben bedecken ihr Haupt statt jener Mütze mit einer Culotte von Filz ohne Turban. Alle Perser und Juden tragen Vollbärte, auch die Araber; allein es ist auffallend, wie viel bartlose Männer oder wenigstens sehr dünn behaarte unter ihnen anzutreffen sind. Christen, Türken und Kurden rasiren sich gemeiniglich und lassen nur den Schnurrbart stehen. Das Scheeren des Haupthaares ist allgemein, doch machen die Beduinen eine Ausnahme, indem sie ihr Haar beliebig in die Länge wachsen lassen und es in Zöpfe flechten. Auch einige Secten, namentlich die Mumsänderen, sind nicht nur ungeschoren, sondern bedecken auch nie ihren würdigen Schädel.

Auf dem Isthmus von Panama.

Von **Theodor Kirchhoff.**

Der Isthmus, im Herzen der amerikanischen Tropenwelt! — „Wie schön es dort sein muß!“ — wird mancher Leser ausrufen. — „Und wie gern möchte auch ich einmal dorthin wandern, um im Schatten der Kokosbäume die poetischen Schöpfungen jener fremden Zone zu bewundern!“

Wir leben in einer Welt der Täuschung, und es ist traurig, wie schnell sich der Nimbus der Vollkommenheit zertheilt, welcher das Schönste auf dieser Erde in der Perspective mit Glorienschimmer umgiebt, wenn wir die Gegenstände unserer Bewunderung etwas näher betrachten.

Dieser Ausspruch könnte wohl nirgends besser bewahrheitet werden als eben hier in Aspinwall, welches sich aus der Ferne so reizend, so romantisch ausnahm, wie es sich im Schooße der Palmenbäume vor unseren Blicken gleichsam verborgen hielt. Aber bereits der erste kurze Marsch vom Quai zum Hotel überzeugte mich, daß wir in einem nichts weniger als paradiesischen Hafen gelandet seien. Eine Menge unsauberer sogenannter „Jamaica-Niggers“ — wie man hier die aus der Insel Jamaica eingewanderten „freien“ Neger benennt — und Indianermischlinge umschwärmten uns wie ein Rudel hungeriger Wölfe, so daß wir froh waren, als wir unter dieser Ehrenbegleitung unser Gepäck in einem nach amerikanischem Landstil aus Holz erbauten, auf den Namen „Hotel“ Anspruch machenden zweistöckigen Gasthause in Sicherheit gebracht hatten.

Die Stadt Aspinwall, welche dem Entdecken der californischen Goldminen ihre Entstehung verdankt, hat an den Waarenhäusern der California-Dampfschifffahrtsgesellschaft recht ansehnliche Bauten aufzuweisen, welche jedoch getrennt von der Stadt am Hafen liegen. Da auch die englischen Dampfer, welche von Southampton aus über den Isthmus den Verkehr mit der südamerikanischen Westküste vermitteln, diesen Platz als ihre Station gewählt haben, so bildet die Hafenpartie, namentlich beim Eintreffen der verschiedenen Seedampfer, ein recht anziehendes Bild. In der eigentlichen Stadt dagegen sieht es sehr abstoßend aus, insbesondere in dem Quartiere der Farbigen, welche hier die Noblesse bilden, und deren Hautfarbe von Pechschwarz durch alle nur denkbaren Nuancen bis ins halbdurchsichtige Gelb spielt. Die Bekleidung dieser Aristokraten erinnert an die glückliche Feigenblätterzeit unseres Ahnherrn Adam, an das goldene Zeitalter, als Eva noch ohne Crinoline im Paradiese Vergißmeinnicht pflückte.

Die reizenden „Damen“ von Farbe lungerten in zerfetzten, jeglichen Schamgefühls spottenden Gewändern schaarenweise auf den schmutzigen Trottoirs, die Straßen waren

voll von buntem Lumpengesindel und nackten Kindern, und Hunderte von häßlichen Aasgeiern wandelten beutesuchend unter ihnen umher oder saßen auf den Dächern der Häuser und den Zweigen der Palmbäume, wo sie ihren Fraß in ungestörter Ruhe verdauten. An allen Ecken und mitten in den Straßen lagen Unrath, zerbrochenes Geschirr, Glas- und Porzellanscherben, zerschlagene Kisten und Kasten, Knochen und vollständige Gerippe. Dazwischen standen windschiefe Holzbuden, in denen die Herren Neger den Reisenden mit fortwährendem Geschrei Melonen, Ananas, Paradiesfeigen, süße Orangen, Limonen, Bananen und andere mir unbekannte Südfrüchte feilboten.

Für die Kauflustigen gab es ferner Leckereien und Kuchen von verdächtigem Aeußern, kühlende Getränke, Branntwein und allerlei Curiositäten, worunter die aus bunten Seemuscheln verfertigten Kästchen ganz besonders nett sich ausnahmen, Korallen und Seegewächse, Affen und Papageien. Letztere waren namentlich zahlreich und in allen Größen da. Die kleinen Schreihälse machten durch unausstehliches Gekrächze mit den Schwarzen um die Wette Lärm.

Etwas ganz Neues für mich waren die sogenannten Elfenbeinnüsse, im Handel unter dem Namen „vegetabilisches Elfenbein" bekannt, die etwa doppelt oder dreimal so groß sind als eine Wallnuß und deren Fleisch durch und durch schneeweiß ist. Mit leichter Mühe kann man aus ihnen allerlei Schnitzwerk zurechtschneiden, welches in kurzer Zeit hart wird und alsdann vom feinsten Elfenbein kaum zu unterscheiden ist.

Die Neger benehmen sich gegen die Weißen im Wonnegefühl der Freiheit mit der raffinirtesten Grobheit. Eine Zahl unternehmender Yankees und Söhne Israels hatten in der Stadt eine Menge von Kaufläden, Kneipen, Billardsalons und Wirthshäusern errichtet, wo sie glänzende Geschäfte machen sollen. Ich meinestheils beneidete diese Herren nicht um ihr Glück und möchte für keine Reichthümer dieser Welt gezwungen sein, mein Leben in solch einem Platze zu verbringen.

Die romantische Tropennacht, welche ich in Aspinwall verlebte, habe ich, dankbar für diese Gunst des Schicksals, mit einem doppelten rothen Kreuze in meinem Lebenskalender angemerkt.

Die Wirthshäuser waren zum Erdrücken überfüllt und machten brillante Geschäfte. Ein elendes Abendessen nebst Logis kostete drei Dollars in Gold — das Reich der Greenbacks hatte hier ein Ende. Das Logis bestand einfach aus einer nichts weniger als saubern Matratze, welche ohne Ordnung irgendwo in einem der zum Ersticken mit Reisenden beiderlei Geschlechts vollgepfropften Zimmer auf den Fußboden hingeworfen ward, — selbstverständlich ohne Kopfkissen oder leinene Ueberzüge dabei.

Da gute Betten von unserm Wirthe weder für Geld noch gute Worte aufzutreiben waren und es nicht rathsam war, die Nacht im Freien zuzubringen, indem ein tropischer Regenguß auf den andern folgte und die Straßen von der betrunkenen, banditenähnlichen farbigen Bevölkerung unsicher gemacht wurden, so versuchte ich mein Heil damit, einen Negeraufwärter mit einem Dollar zu bestechen, um mir ohne Wissen des Wirthes ein erträgliches Nachtlager zu besorgen. Mit freudestrahlendem Gesichte brachte er mir schon nach wenigen Minuten die frohe Nachricht, daß das gewünschte Bett zu Befehl stehe. Schon freuten sich meine müden Glieder auf das sanfte Lager, da deutete mein schwarzer Wohlthäter auf ein Leinentuch, das augenscheinlich schon manchen Reisenden accommodirt hatte und welches er auf dem Fußboden ausgebreitet; an dem einen Ende lag eine umgekehrte Stuhllene als Kopfkissen.

Dankbar für solchen Luxus zog ich mit meinem Staatsbette auf die Veranda, um die Kühle der Nacht zu genießen, wurde jedoch durch einen tropischen Regenguß bald wieder von dort vertrieben. Da es im Schlafzimmer, wo einundzwanzig junge Damen Quartier bezogen hatten, vor Hitze kaum auszuhalten war, empfahl ich mich, trotz reizender Aussicht, bald wieder seinen traulichen Räumen und schloß mich mehreren Leidensgefährten unter meinen Landsleuten an, um bis Tagesanbruch in den Salons und Straßen von Aspinwall umherzuschwärmen.

Mit lautem Singen und Hurrahrufen und öfterm Pistolenschießen marschirten wir die Straßen auf und ab und ergingen uns in zahllosen Thorheiten. Andere Gesellschaften suchten es uns im Lärmen wo möglich noch zuvorzuthun, und die „Herren von Farbe", welche uns mit weißrollenden Augen umschwärmten, schienen große Lust zu haben, ein kleines Scharmützel mit uns zu improvisiren. Da wir jedoch sammt und sonders geladene Revolver — wie fast alle californischen Reisenden — am Gürtel hängen hatten, so ließen uns die mit ellenlangen Messern bewaffneten Söhne Hams wohlweislich in Ruhe und begnügten sich damit, ihren Unwillen über unsere Lebendigkeit durch lautes Zischen und Grunzen zu erkennen zu geben.

Mitunter schlichen sich Patrouillen vorüber, um den Frieden zu bewahren; sie wurden von beiden Parteien jedesmal mit Hohngelächter begrüßt. Diese Grenadiere muß man mit leibhaftigen Augen gesehen haben, um den nöthigen Respect vor ihnen zu bekommen. Mit halb entblößten, durch die zerrissenen schmutzig-weißen Leinewandhosen hindurchschimmernden chokoladefarbenen Beinen, eleganten Fracks und riesigen Tschakos kamen sie, ihre mit Feuersteinschlössern versehenen Gewehre nach allen Richtungen der Windrose hinter den Ohren haltend, ohne Ordnung und gleichmäßigen Tritt daher marschirt, daß Einem vor Angst der Athem stillstand. Die Hautfarbe dieser Krieger konnte man am besten nach ihren Beinen beurtheilen, wenn diese vom Regen reingewaschen waren. Die militairische Haltung dieser Söhne des Mars würde einen ihrer königlich preußischen Collegen unfehlbar sofort in Ohnmacht stürzen. Doch ließen sich diese friedfertigen Patrouillen nur selten in den Straßen blicken, da ihnen das Schießen und der Lärm augenscheinlich wenig behagte.

Mitunter werden hier recht interessante kleine Gefechte von den Californiern gegen die Eingeborenen und Neger geliefert, wobei es auf beiden Seiten Todte und Verwundete giebt. In Panama war es vor nicht langer Zeit zu einem dermaßen blutigen Straßenkampfe gekommen, daß nicht Wenige der Betheiligten getödtet wurden; daß die Behörden den Reisenden seitdem den Eintritt in die Stadt geradezu verboten haben und daß diese bei ihrer Ankunft am Westendpunkte der Isthmuseisenbahn jetzt sofort entweder auf die californischen Dampfer oder nach Aspinwall weiter befördert werden mußten. An kleinen Raufereien fehlte es in Aspinwall auch diesmal nicht, und es war ein Wunder, daß diese nicht in etwas Ernsthafteres ausarteten. Tausend, nichts weniger als nüchterne Weiße, zweitausend von Branntwein begeisterte Farbige, mit einer Menge von liederlichen Weibsbildern und nackten Kindern im Gefolge, machten einen wahren Höllenlärm und dazu plätscherten heftige Regengüsse alle Viertelstunde auf die erhitzten Häupter der bunten Menge, — eine romantische Nacht auf dem romantischen Isthmus, die ich Zeit meines Lebens nicht vergessen werde!

Froh war ich als die Nacht vorbei war und sämmtliche Passagiere um fünf Uhr Morgens an die Eisenbahn beordert wurden, um nach Panama befördert zu werden. Mit nicht geringen Schwierigkeiten machten wir uns Bahn durch das

wüste Gedränge von tausend Passagieren und die uns dicht umschwärmenden Haufen der farbigen Bürger des noblen Freistaates Nueva Granada, und eroberten uns nebst unserm Handgepäck einen Sitz in einem nach amerikanischem Stil eingerichteten Waggon. Zum Uebermaß unserer Sorgen hatten wir uns in einem schwachen Momente noch verleiten lassen, eine alleinreisende Heirathscandidatin unter unsern Schutz zu nehmen und dankten Gott, als wir das zitternde Täubchen neben uns im Coupé in Sicherheit gebracht. Die Freuden des Brautstandes erschienen mir dabei eben nicht in allzu rosigem Lichte, namentlich wenn der zarte Gegenstand der Verehrung über den Isthmus befördert werden soll.

Dazu regnete es fast fortwährend Wolkenbrüche, und man mußte so zu sagen die Augen zu gleicher Zeit hinten und vorn offen haben, damit Einem nicht Uhr und Geldbörse im Gedränge abhanden käme.

Diebereien sind hier etwas Alltägliches, und die dabei entwickelte Gewandtheit und Kühnheit der Farbigen staunenswerth. Die Gelben sind als Taschendiebe unübertrefflich, die Schwarzen dagegen weniger civilisirt und bedienen sich offener Gewalt. Mitunter reißen sie den Passagieren die Reisetaschen geradezu aus der Hand und laufen damit fort, wobei man dann das Nachsehen hat. An Wiedererlangen des Gestohlenen ist selten zu denken, da Alles in der wildesten Confusion drunter und drüber geht. So erging es einem mitreisenden Franzosen, dem eine Reisetasche mit angeblich 500 Dollars in Gold darin aus der Hand gerissen ward, und dessen gallische Beredtsamkeit und haarsträubende Flüche auf das arme Afrika, den Isthmus und die ganze Welt, statt Mitleiden zu erregen, ihm noch obendrein allgemeines Gelächter einbrachten.

Endlich, um sechs Uhr Morgens, setzte sich der Bahnzug in Bewegung und schon nach wenigen Minuten sahen wir uns in einen Sumpf und Urwald versetzt, die ihres Gleichen suchten. Eine undurchdringliche tropische Vegetation schloß uns zu beiden Seiten ein, die von üppig wuchernden Schlingpflanzen durchrankt war. Bald bildeten diese offene hochgewölbte Lauben und tiefe schattige Alleen, bald, sich an den bemoosten Stämmen emporwindend, hingen sie in langen Büscheln an den knorrigen Aesten oder in schön geschweiften Guirlanden von Baum zu Baum. Dazwischen standen breite Fächerpalmen und baumhohe Farrenkräuter. Dann wieder ragten schlanke Palmbäume auf saftig-grünem Rasen in poetischen Gruppen hoch empor, mit gelben traubenartigen Beeren, reich an Oel, unter den dunkelgrünen Kronen; Bananenbäume oder vielmehr -Büsche zeigten sich, mit saftigen schilfartig geformten hellgrünen Riesenblättern, die theilweise schön geschweift bis auf den Boden herabhingen, voll von grünen und goldgelben riesigen Fruchtbüscheln; Kokosbäume streckten ihre mit großen Nüssen gezierten Kronen über das Dickicht empor, und andere Bäume standen daneben, Eichen und verschiedene Species der nordischen Pflanzenwelt, welche sich in nächster Gesellschaft ihrer tropischen Nachbarn recht wunderlich ausnahmen. Schlingpflanzen durchrankten den Urwald in unglaublicher Fülle und bildeten, von Baum zu Baum hängend, oft die herrlichsten Schaukeln. Große Blumen, in flammenden Farben, und zarte Waldesblümlein wuchsen überall, sogar bis dicht an die Eisenschienen heran.

Die Baumstämme, welche ich in diesem tropischen Urwalde sah, waren jedoch keineswegs so mächtig, wie ich sie mir vorgestellt und in den Wäldern am Missisippi oft bewundert hatte. Doch machte diese tropische Vegetation auf mich einen ungleich erhebendern Eindruck als der Pflanzenwuchs jener düsteren nordamerikanischen Waldungen. Ein Gewirr stacheliger Cactusse, an denen hin und wieder große, in bunten Farben schimmernde Blumen beim raschen Vorbeifluge des Dampfrosses wie Juwelen glänzten, schien den Eintritt in das Heiligthum der uns umgebenden Urweltsstille gleichsam zu verbieten.

Ja, Urweltsstille herrschte in diesen Waldungen, denn von lärmenden Affen und schreienden Papageien, den rechtmäßigen Bewohnern dieser Wildnisse, war nirgends eine Spur zu sehen, und nur das schrill pfeifende Dampfungeheuer und die über die Eisenschienen hinterdreindonnernden menschenbeschwerten Waggons, mit den tausend neugierigen Augen aus den offenen Fenstern schauend, sausten wie ein wildes Geisterheer durch die Waldeseinsamkeit. Jene Urbewohner hatten sich längst vor den Schritten der Civilisation ins Innere des Landes geflüchtet, und man müßte sich mit der Axt Bahn brechen, wollte man sie in ihren Schlupfwinkeln aufsuchen.

Als wir den mit trägen Fluthen dahinströmenden schmutziggelben Chagresfluß erreichten, heiterte sich das Wetter unerwartet auf und die höher steigende Sonne, welche zwischen den Baumstämmen hindurch eine Fluth des reinsten Lichtes in die dunklen Waldungen goß, ließ die noch frisch an den Blättern hängenden großen Tropfen vom letzten Regen wie Millionen von Diamanten uns entgegenfunkeln, — ein herrliches Schauspiel, das mich die Unannehmlichkeiten der letzten Nacht bald vergessen machte.

In fortwährenden Windungen lief die Bahn am Chagresfluß entlang, den sie weiterhin auf einer schönen, roth gemalten eisernen Brücke überschritt. Ehe die Eisenbahn vollendet war, mußten die Reisenden auf gebrechlichen Kähnen den Chagresfluß langsam hinauffahren, der durch das seinen Namen führende tödtliche Fieber eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Tausende legten dort den Keim zu frühem Tode, der sie an den Gestaden des ersehnten Goldlandes ereilte; andere Tausende schlafen den ewigen Schlaf im Schatten der Palmen an den Ufern des schlammigen Tropenstromes. Seit die Passage des Isthmus auf der Eisenbahn gemacht wird, ist aber für Reisende, die sich im Genusse tropischer Früchte mäßigen, gar keine Gefahr mehr vorhanden.

Auf den Uferbänken des Chagresflusses standen einige elende Dörfer, welche von Eingeborenen und gänzlich verkommenen Negermischlingen bewohnt wurden, die in denselben halbnackt umherliefen und einen äußerst widerwärtigen Eindruck machten. Mit geringem Aufwande von Arbeit könnten diese freien Farbigen, denen das hiesige Klima außerordentlich gut zusagt, aus den sie umgebenden Wildnissen ein Paradies auf Erden schaffen und den fruchtbaren Boden, auf dem sie wie Tagediebe umherstrolchen, zu ihrem eigenen Frommen und zum Nutzen der Menschheit in lachende Fluren umwandeln, — aber dazu sind sie zu träge, wie alle Abkömmlinge niederer Racen, die sich allein überlassen bleiben. Welch ein Gegensatz! Jene elenden Hütten am Chagresflusse dort, mit den halbnackten bejammernswerthen Gestalten, die aus den niedrigen Thüren mit offenem Munde das vorbeirasende Dampfroß anstaunen, und diese Eisenbahn, auf der wir dahindonnern, welche zwei Oceane verbindet, mit deren Erbauen sich die weiße Race ein Monument ihres Fleißes, ihrer alle Schwierigkeiten überwältigenden Energie und ihrer geistigen Hülfsquellen gesetzt hat!

Den Yankees gereicht es zur Ehre, den Bau dieser Landstraße der Nationen unternommen und trotz unsäglicher Arbeit und nie enden wollender Hindernisse vollendet zu haben. Die trägen Centralamerikaner hätten so Etwas nie zu Stande gebracht! Man muß die Berichte davon gelesen haben, um jener Energie die ihr gebührende Anerkennung widmen zu können. Im steten Kampfe mit der fabelhaft schnell empor

wuchernden tropischen Pflanzenwelt und den unglaublich schnell zerstörenden Eingriffen der Myriaden großer Ameisen, Schritt vor Schritt durch anscheinend bodenlose Moräste vorwärts zu dringen! Die Schwellen mußten aus lignum vitae gemacht und die Telegraphenpfosten mit Cement umgeben werden, um sie gegen Fäulniß und vor Insekten zu schützen; — das Baumaterial aus Tausenden von Meilen weiter Entfernung herbeizuschaffen, Schätze bei Millionen zu verschwenden und im unaufhörlichen Streite mit dem der weißen Race feindlichen Klima, dem tödtlichen Chagresfieber, das die Arbeiter bei Tausenden hinwegraffte, — trotz aller solcher und unzählig mehr Schwierigkeiten diese Bahn dennoch zu vollenden, welch schöneres Monument eigener Tüchtigkeit hätte sich eine Nation schaffen und einer dankenden Nachwelt überliefern können!

Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Menschenleben beim Bau dieser Eisenbahn geopfert wurden, übertraf noch die scheinbare Gleichgültigkeit, mit der die Unternehmer dieses Riesenwerkes ihr Gold fortschleuderten. Tausende von Irländern und Deutschen brachte man mit enormem Kostenaufwande von Neuyork, Neuorleans und anderen Seehäfen nach dem Isthmus, um sie binnen weniger Wochen von anderen Tausenden wieder ablösen zu lassen. Die Einen gingen mit ein paar Dollars Gold in der Tasche und dem Fiebertode in den Adern wieder heim oder reisten weiter nach Californien, um ein Ruheplätzchen in fremder Erde zu finden; Andere, gesund aber arm, begegneten ihnen oder folgten ihnen nach dem Dorado ihrer goldenen Träume, nachdem auch sie ihre Gesundheit geopfert hatten. Aber — „Geld regiert die Welt!" — Sechs bis zehn Dollars pro Tag Arbeitslohn nebst freier Beköstigung und Beförderung nach Californien, sobald der Termin abgelaufen, waren eine Versuchung, der nur Wenige zu widerstehen vermochten, die sich von ihrer Hände Arbeit zu ernähren hatten.

Trotz aller Verschwendung an Gold und der verlockenden Anerbietungen war es oft nicht möglich, weiße Arbeiter in genügender Zahl zu beschaffen, da nur Wenige die verlangte Arbeit länger als ein paar Tage auszuhalten vermochten, so daß man zuletzt versuchweise ein paar Tausend freie Neger von der Insel Jamaica herbeibrachte, für die das Klima des Isthmus wie geschaffen schien. Diese zogen es aber vor, im Schatten der Bananenbäume zu schlummern, von denen ihnen die goldgelben Früchte so zu sagen in den Mund fielen, statt für schweren Lohn beim Bau der Eisenbahn behülflich zu sein. Eine Partie Eingeborener, die man von der Republik Neu-Granada requirirte, leistete bessern Nutzen als jene trägen Schwarzen, die man nicht wieder loswerden konnte, nachdem sie sich einmal auf dem Isthmus eingenistet.

In drittehalb Stunden durcheilten wir die herrlichen Wildnisse des Isthmus (welche kurze Fahrt, beiläufig bemerkt, fünfundzwanzig Dollars in Gold kostet), als plötzlich der wundervolle Golf von Panama mit der alten von einer Ringmauer umgebenen Stadt gleichen Namens, die sich an einen reizenden Palmenhain lehnte, mit hohen Ziegeldächern, zerfallenen Festungsbauten und hier und da mit Muschelschalen gedeckten, in der Sonne hell schillernden Thürmen, dahinter der sich zum Horizont erstreckende blanke Spiegel des Stillen Oceans, wie ein Zaubergemälde uns entgegenlächelten. Vorläufig aber war uns keine Zeit gelassen, die von allen Seiten uns umgebenden Naturschönheiten zu bewundern. Die Behörden der Stadt Panama hielten, wie bereits früher erwähnt, aus Furcht vor Straßenkrawallen die Thore gegen uns geschlossen, und die Ebbe war stark im Fallen begriffen, so daß das kleine Dampfboot, welches uns von dem am Bahnhofe liegenden Quai nach dem draußen in der Bai ankernden Seedampfer „Constitution" bringen sollte, wegen niedrigen Wassers kaum noch fortkonnte und uns mit anhaltend heiserm Geschrei zur Eile ermahnte.

In romantischer Verwirrung ging es vom Bahnhofe auf das Dampfboot, wobei Jeder selbst für sein Gepäck sorgen mußte, indeß Schwärme von Negern, Gelben und Eingeborenen sich zwischen uns drängten, um zum Abschied wo möglich noch einmal ihre Diebsfinger in unsere Taschen zu stecken.

Ohne weitern Unfall erreichten jedoch alle Fahrgäste das Dampfboot, mit Ausnahme der Hamburger Heirathscandidatin, die mit einem halben Dutzend riesiger Schachteln sich nicht schnell genug bewegen konnte und nun inmitten einer Bande halbnackter Panamaer händeringend und mit Zetergeschrei am Strande hin- und herlief. Gern oder ungern mußten wir die unglücklichste aller Bräute vorläufig ihrem grausamen Schicksale überlassen, indeß unser Dampfer lustig in die blaue Bai hinausbrauste, — und bald darauf legten wir an der hohen Schiffswand der prächtigen „Constitution" an, die im Schutze einer grünen Berginsel ruhig vor Anker dalag und ihre lebendige Fracht erwartete, welche sie über den blanken Spiegel des Stillen Oceans nach San Francisco tragen sollte.

Hermann Vambery's „Wanderungen und Erlebnisse in Persien".

Das beste Werk über Persien hat Dr. J. E. Polak geschrieben. Er war Leibarzt des Schahs, befand sich viele Jahre lang im Lande, hatte Gelegenheit zum Beobachten vollauf, und konnte Blicke in das innere Leben thun, wie nicht leicht ein anderer Europäer. Er schildert treu, seine Darstellung ist klar, und wer seine zwei Bände (Leipzig 1865, bei Brockhaus) aufmerksam liest, kann überzeugt sein, daß er eine richtige Auffassung von Land, Volk und Hof gewonnen habe.

Vambery's Buch behandelt denselben Stoff ganz ausgezeichnet. Wir können dasselbe (Pesth, 1867, bei Heckenast) in vieler Beziehung als eine psychologische Ergänzung von Polak's Werke bezeichnen. Dieses letztere schildert im Zusammenhange die Verhältnisse des Volkes, die Wohnorte, das Leben und Treiben in Haus und Zelt; das Familienleben, den Stand der Wissenschaften und der Civilisation, Religion und Gesetz, Feste und Lustbarkeiten, Hof und Regierung, Viehzucht und Bodencultur, Gewerbsamkeit und Handel, Krankheiten und Heilkunde; in dem Buche Vambery's dagegen finden wir vorzugsweise Eindrücke, welche der Reisende auf seinen Streifzügen durch das iranische Land empfängt.

Der Aufenthalt in Persien diente ihm zur Vorbereitung für seine mittelasiatischen Wanderungen nach Chiwa, Buchara, Samarkand und Herat. Er fuhr von Stambul über das Schwarze Meer nach Trapezunt; von hier ging er auf dem bekannten Karawanenwege über Erzerum und Tebris nach Teheran, wo er in der türkischen Gesandtschaft wohnte. Von dort aus unternahm er einen Zug nach Isfahan und

Schiras. Diese Städte sind allesammt vielfach beschrieben worden, und viel Neues, sollte man meinen, wäre darüber nicht zu sagen. Aber Vambery schildert in so eigenthümlicher Weise, wie kein Anderer vor ihm. Es ist in seiner Darstellung eine ganz ungemeine Frische und Unmittelbarkeit, ein merkwürdig feines Beobachtungstalent; mit einigen leichten Strichen weiß er einen ganzen Typus zu kennzeichnen. Die Erzählung dessen, was er erlebt und gesehen, ist immer einfach und stets anziehend, weil sie nichts Ueberflüssiges, sondern stets nur das Gehörige mittheilt und alle Abschweifungen vermeidet. Einige Auszüge aus dem reichhaltigen Buche werden unseren Lesern willkommen sein. —

Der Karawanenweg in Armenien wird durch die räuberischen Kurden unsicher gemacht, namentlich jene vom Stamme der Heideranlu. Ihr Häuptling, Mehemed Bey, steht in größerer Achtung als der Sultan selber; Jeder ist ihm blindlings ergeben und obwohl er, was Ehrlichkeit betrifft, nicht um ein Haar besser ist als jeder andere Kurde, so hat doch die hohe Pforte, seines großen Einflusses halber, ihm den Titel eines Ehren-Kaïmakans verliehen und zahlt ihm monatlich 5000 Piaster. Zur Zeit des letzten russischen Krieges kämpfte Mehemed Bey mit mehr als 15,000 Kurden unter russischer Fahne, was eben nicht zu den Seltenheiten dort zu Lande gehört, denn wer zahlt, der ist Herr, während Religions- und Nationalitätsbande Interessen dritten und vierten Ranges sind. Vambery traf diesen Ehren-Kaïmakan nicht selber, wohl aber seinen Sohn, einen zwölfjährigen Knaben, der schon seit zwei Jahren verheirathet war! Die ihn umgebenden Reiter hatten in ihren Zügen etwas unbeschreiblich Ernstes und Erhabenes, „und es ist mir leicht begreiflich, daß europäische Touristen, die nur den Aeußerlichkeiten nach urtheilen, vom orientalischen Typus so hingerissen sind. Mich konnten die trüglichen Bilder nur wenig ergötzen."

Der Reisende übernachtete in einem armenischen Dorfe. Menschen, Thiere, Futter und Brennmaterialien, Alles war unter einem und demselben Dache sorgfältig bewacht, und während die eine Hälfte der Bewohner schlief, pflegte die andere mit Gewehren die Nacht auf dem Dache zuzubringen und zwar mit gespanntem Hahne. „Ich fragte die Leute, weshalb sie beim Gouverneur von Erzerum nicht Hülfe suchten. Ein Armenier antwortete: „Der Gouverneur ist Haupt der Diebe. Hülfe kann uns nur Gott und sein Stellvertreter, der Czar von Rußland, schicken." Und der arme Mann hatte wirklich Recht."

Nordamerikanische Missionaire schweifen überall im Orient umher; auch Vambery begegnete einem solchen, der mit Frau, Kindern und Schwestern nach Philadelphia zurückwollte. Er hatte Jahre lang am Urmiah-See gewohnt und sein Bekehrungswerk mit nur äußerst geringem Erfolge betrieben. „England und Amerika spenden schwere Millionen zur Verbreitung des Christenthums und der Bibel; doch der Mohammedaner staunt und wundert sich, bleibt aber immer nur Mohammedaner."

Vambery sah den mit Schnee bedeckten Ararat. Das Volk behauptet, daß auf einer Spitze sich die Ueberreste der Arche Noäh befänden. Viele fromme Vartabets (armenische Priester) rühmen sich, die kostbaren Reliquien dieses heiligen Schiffes in dem krystallreinen See auf der Spitze des Berges gesehen zu haben. Andere zeigen sogar Splitter von demselben vor, zur großen Erbauung und Verehrung der Gläubigen. Sie sollen gut sein gegen Magenübel, Augenkrankheiten und andere Uebel. „Auf meinen Reisen in Asien habe ich wenigstens drei oder vier Berge gesehen, auf welchen die Fabel Noah's Arche ruhen läßt; drei oder vier Punkte, wo Menschen die früheren Spuren des Paradieses entdeckten."

In Armenien sind die Grenzen zwischen Persien und den türkischen Besitzungen auch heute noch ohne genaue Bezeichnung.

In der großen Handelsstadt Tebris fiel es dem Reisenden auf, daß die Perser beim Handeln ungemein viel Worte machen; in der Kunst der Ueberredung, meint er, überträfen sie selbst den Chinesen. Ein Wollhändler hatte Waare von einem Käufer zurückerhalten, bot sie aber am andern Tage demselben wieder an. Mit wahrhaft poetischem Schwunge hob er hervor, daß sie ja so weiß, fein und zart sei. Der andere entgegnete: „Freund, was du sagst, ist vollkommen richtig; deine Worte sind, Allah verzeihe mir meine Sünden, so wahr wie der Koran selbst, — aber ich kann es nicht glauben. Ein Anderer findet wohl, daß deine Wolle so ist, wie du sagst; für mich aber ist sie fehlerhaft." Die Schwüre, welche man bei jeder Gelegenheit auf das eigene Leben, auf jenes der Familie, auf das Diadem des Königs, auf die Unschuld Fatima's, auf die Heiligkeit Hussein's, Ali's u. s. w. verschwendet, sind fast unglaublich, und um in Persien ungeschoren aus einem Handel zu kommen, muß man wirklich ein Perser sein!

Die Perser sind bekanntlich Schiiten. Man hat sie sehr mit Unrecht als „Protestanten des Islam" bezeichnet. Vambery bringt viele Beweise für ihren wilden und grimmigen Fanatismus bei und er fand bei ihnen viel mehr Hypokrisie als unter den Sunniten. Auf dem Bazar von Tebris traf er einen Derwisch, der „alle Welt zur Bewunderung hinriß". Er war überzeugt, daß Ali berechtigten Anspruch darauf hatte, der erste Chalif zu sein. Schon vor dreißig Jahren hatte er ein Gelübde gethan, während seines ganzen Lebens kein anderes Wort über seine Lippen zu bringen als: Ali, Ali!" In seinem Hause sprach er zu Frau und Kindern nur diese Worte, eben so wenn er essen oder trinken, wenn er auf dem Bazar etwas erbetteln oder kaufen wollte. In der letzten Zeit war sein Eifer so groß geworden, daß er den ganzen Tag wie ein Besessener in den Straßen zu Pferde umherjagte, einen Stab schwang und wild ausrief: Ali, Ali! Er wurde dafür auch wie ein halber Heiliger verehrt. —

Ueber einen andern (wir können wohl den Ausdruck hier passend anwenden) Derwisch erfuhr Vambery in Tebris allerlei pikante Dinge. Es handelt sich um den Missionair Joseph Wolf, der aus Deutschland und von jüdischer Herkunft war. Er wollte Juden und Mohammedaner im Orient bekehren, drang bis Buchara vor und entkam von dort mit dem Kopfe auf dem Rumpfe. Er war bei den englischen Kirchenfrommen sehr beliebt und machte vor etwa zwanzig Jahren viel von sich reden. Dieser Joseph Wolf behauptete, er habe den Versuch gemacht, den Chan von Buchara und alle frommen Desbegen zu bekehren („welches nur seinen gottesfürchtigen anglikanischen Freunden glaubwürdig erscheint"). Er war einer der furchtsamsten Menschen und verstand nichts von den Landessprachen. „Was ihm in den Augen der fanatischen Mohammedaner am meisten half, das war seine extreme Nonchalance im Anzuge, sein auffallender Hang zum Schmutze, mit einem Worte sein treues Prototyp eines echten Derwisches. Er wurde auch überall der Derwischi frengi (europäische Derwisch) genannt und da man im Osten sich von der letztgenannten Classe der Menschen gar vieles sagen läßt, was ein anderer über die Lippen nicht bringen darf, so hörte man auch von Doctor Joseph Wolf oder Mollah Jussuf, wie man ihn dort nannte, Alles geduldig an. So soll er den englischen Gesandten Oberst Shaw, der ihn dem Könige von Persien vorstellte, in eine nicht kleine Verlegenheit dadurch

gebracht haben, daß er dem Regenten aller Schiiten gleich bei seinem Eintritte in den Audienzsaal, als dieser ihn um sein Befinden fragte, mit einem Bekehrungsversuche zur christlichen Religion antwortete. Ja, sein apostolischer Eifer, dessen er sich überall selbst rühmt, soll ihn sogar damals nicht verlassen haben, als ihn ein Haufen Kurden in Chorassan mitten im Winter ausraubte und, aller Kleider entblößt, auf der freien Steppe à la merci eines wild brausenden Herbstwindes einige Stunden lang stehen ließ. Der begeisterte Missionair soll, wie er selbst sagt, zähneklappernd nicht um Nachsicht gefleht haben, sondern halb erfroren predigte er den wilden Kurden (natürlich in englischer Sprache) the holy Gospel (die heilige Bibel). Wunder! sie waren bekehrt und ließen ihn laufen. Nicht minder wirkte er Wunder unter den Turkomanen. Einmal wurde er für eine alte Hose verkauft, ein anderesmal tauschte man ihn für einen lahmen Esel ein, doch er konnte immer seinen Herrn eines Bessern bekehren (ich wiederhole es: ohne der Sprache mächtig gewesen zu sein), er erhielt seine Freiheit und erreichte Bochara. Hier hielt er in vollem kirchlichen Ornate mit offener Bibel seinen Einzug, doch begnügte sich der ebenso fanatische als wilddespotische Nasrullah Chan damit, ihm eine gewaltige Furcht einzujagen; seine Officiere erpreßten von ihm beträchtliche Summen Geldes und ließen ihn dann laufen. Wie mir meine Freunde in Tebris erzählten, hatte eine fromme Damengesellschaft (denn bei den Damen Englands stand er in besonderer Protection) ihm hierher eine ganze Kiste mit feinster Wäsche zugeschickt, deren er auch wirklich sehr bedurfte. Demungeachtet konnte man ihn von den zahlreichen Thierchen, die er aus Mittelasien mitbrachte, nur schwer befreien. Auch die Geschichte seiner drolligen Zerstreutheiten ist wirklich höchst komisch. Wenn man ihn nach vieler Ueberredung in sein Zimmer zurückschickte, damit er die Wäsche wechsele, kam er eine halbe Stunde später in dem frühern Zustande zurück und man entdeckte bald, daß er das Hemd aus Vergessenheit in den Sack gesteckt habe und es später anstatt eines Schnupftuches gebrauchte. Ein anderesmal bestieg er Sonntags in frommer Congregation die Kanzel und hatte aus Zerstreuung anstatt seines Rockes einen Damenmantel umgehängt. Ja, vieles ist über ihn geschrieben worden, aber noch mehr ließe sich erzählen, denn Dr. Wolf war eine seltene und bewunderungswürdige Erscheinung in jeder Hinsicht."

Da wir hier einmal von Personalien reden, so wollen wir erwähnen, daß Vambery auch mit Herrn v. Blocqueville zusammentraf, demselben, welchem wir unsere Schilderungen aus dem Lande der Turkomanen verdanken („Globus" XI, 353 ff., XII, 161 ff.). Er war „der kostspieligste aller Photographen." Durch und durch ein französischer Edelmann, dabei ein braver, redlicher Junge, hatte er, seinem Hange nach Abenteuern folgend, einen Abstecher nach La belle Perse gemacht. Er wandelte sich dort zum Photographen um und der König engagirte ihn sofort; als Schlachtenmaler wurde er der Armee beigegeben, welche nach Chorassan gegen die Turkomanen zog. Aber die 25,000 „Rustems", d. h. persischen Krieger, wurden von 5000 turkomanischen Räubern überfallen und vollständig geschlagen. Viele Gefangene wurden als Sklaven für 5 bis 6 Ducaten verkauft, aber für Blocqueville erpreßten, wie die Leser des „Globus" wissen, die Turkomanen 10,000 Ducaten.

Gleich anderen Reisenden schildert auch Vambery die Stadt Schirâs nicht ohne einen gewissen Enthusiasmus. Sie liegt in einem Kesselthale, umgeben von einem Kranze von Cypressengärten. Klares Wasser strömt in Fülle; die Fruchtbarkeit ist so üppig, daß in jedem Monate frische Rosen und andere Blumen gedeihen. „Schiras hat die allerreinste ätherische Luft und den allerschönsten blauen Himmel in der ganzen Welt." Der Reisende betont, daß er keine andere Stadt in Persien kenne, die eine so lebenslustige Bevölkerung hätte.

„Jahrhunderte sind verflossen, seitdem Hafis, der Meistersänger des Weines und der Liebe, hier seine Oden gesungen; doch braucht man in Schiras nur wenige Tage zu verweilen, um zu finden, daß die Sitten sich nur wenig geändert haben. Hier huldigt ein Jeder dem Vater Bacchus. Der arme Taglöhner, der Handwerker, der Beamte, ja selbst der fromme Priester pflegt Abends zum Becher zu greifen, das Zechen dauert bis spät in die Nacht, und es ist wahrlich schwer, einem Gelage zu widerstehen, das im Freien, in milder Luft, unter dem nächtlichen Sternenhimmel von Schiras gegeben wird*)." Der Schiraser Wein, Chulavi, wird von Vambery in Bezug auf Stärke und Geschmack mit dem Tokayer verglichen.

Wir hatten früher in einigen Reiseberichten, z. B. in dem Werke Flandin's (1841), wenn wir nicht irren, erwähnt gefunden, daß ein Arzt aus Schweden sich der Europäer freundlich annehme. Der Name desselben war nicht genannt; jetzt erfahren wir durch Vambery, daß dieser Mann Fagergreen heiße. In seinem gastlichen Hause fand auch unser Reisender freundliche Aufnahme. Folgende Schilderung ist charakteristisch:

„Dem angenommenen Derwischcharakter treu, streifte ich in den ersten Tagen schon in allen Gassen umher und Bekanntschaft ward auf Bekanntschaft gemacht. Als Sunnite hätte ich in dieser wilden schiitischen Stadt nicht die beste Behandlung erwarten können, doch weil ich in Hinsicht der Secte nicht zu sehr scrupulös war, so hatte ich mitunter die Beschimpfungen gegen Omer und seine Gefährten, gegen Abdulkader Gilani und andere Zeitgenossen ruhig angehört. Dieses gefiel meinen Schirasern und in kurzer Zeit hatte ich unter allen Ständen des Volkes eine solche Anzahl von Freunden und Bekannten, daß ich meinen Aufenthalt nicht nur gemächlich, sondern sehr angenehm fand.

Da ich hörte, daß unter den Uebrigen auch hier ein europäischer Arzt wohne, so hatte meine Lust nach Abenteuern mich bald aufgestachelt, ihn zu besuchen. Schon in Teheran erinnerte ich mich halbdunkel, von ihm gehört zu haben, daß er aus Schweden gebürtig sei und schon Jahre lang sich dort als Arzt im Dienste der Regierung aufhalte. Ein Besuch, dachte ich mir, könnte nicht schaden, um so weniger, da ich damit einen Spaß vereinigen wollte, mich ihm nicht unter

---

*) Das wäre also der Commentar zu dem Gedichte des Hafis:

„Enthalte dich der Nüchternheit,
Dann bist du auf der rechten Bahn.
Denn daß der Rausch zur Seligkeit
Unnütze sei, das ist ein Wahn."

Und zu dem andern:

„Was kümmert uns der Tuba-Baum
Und was der Engel Gabriel?
Wir suchen einer Schenke Thür
Und dieses ist ja wohl kein Fehl.

Nicht Menschenblut vergießen wir
Auf wilden Hasses Blutbefehl;
Der Rebe Blut genießen wir,
Und dieses ist ja wohl kein Fehl."

Goethe, Rückert und manche andere Meister haben sich daran versucht, Hafis zu übersetzen; aber keiner erreicht, nach meiner Ansicht, die Virtuosität und die Musik, welche in der Uebersetzung G. F. Daumer's liegt (Hamburg 1846). Man sagt, der alte Hafis habe sich gegen sein Lebensende vom „flammenheißen Lieb und Leben" der Aseese zugewandt. Auch Daumer, welcher ihn in der Vorrede zu seiner Uebertragung so schön verherrlicht hat, ist unter die Bekehrten gegangen und in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche übergetreten, womit er denn seine Hafissünde abgebüßt hat. A.

europäischem, sondern unter orientalischem Charakter vorzustellen. Ich betrat sein Haus in meinem bagdadischen Anzuge, und als ich ihm die übliche Grußformel mit einem Ja hu! Ja hakk! (Derwischgruß) entgegendonnerte, glaubte der gute Europäer, einen Derwisch gleich den zahlreichen dieser Gegend vor sich zu haben und griff halb gleichgültig in die Tasche, um durch Darreichung seines Obolus meiner los zu werden.

„Was Gold?“ rief ich ihm entgegen, „dein Zutrauen will ich haben! Ich komme von fernen Gegenden her, geschickt von meinem geistlichen Oberhaupte, um dich von der irrigen Religion, die du gegenwärtig bekennst, auf die Pfade des wahren Glaubens zu führen, ich komme im Auftrage des Scheich von Bagdad, dich zum Muselmann zu machen.“ Der Arzt, dem derartige Bekehrungsversuche nicht fremd zu sein schienen, sagte halb lächelnd zu mir: „Ja, mein Derwisch, nicht mit Befehlen, sondern mit überzeugenden Worten pflegt man die Leute zur Religion einzuladen. Womit kannst du deine Mission beweisen, womit die Wunderkraft deines Oberhauptes bestätigen?“

„Du zweifelst? ein Hauch von meinem Pir genügte, mich in alle Künste der Welt, in alle Sprachen einzuweihen. Du bist ein Frengi, versuche mit mir, welche Mundart du immer willst.“ Der Arzt machte größere Augen, ich bemühte mich, meine feste Miene zu behalten, und fest zur Erde sehend, hörte ich, wie er mich in seiner Muttersprache, im Schwedischen, ansprach.

„Schwedisch,“ rief ich, „ist mir besser bekannt als dir selbst,“ und recitirte zum Beweise einige Verse aus Tegnér's Frithiof Saga, die als Lieblingslectüre meiner Jugend mir noch frisch im Angedenken waren. Die Verwunderung des Arztes erreichte die höchste Stufe. Er spielte alle Farben und ohne mich weiter zu fragen, fing er in deutscher Zunge zu reden an. Auch dieses ward zu seiner Verblüfftheit beantwortet. Ebenso ging es ihm mit dem Französischen. Nachdem ich einige Worte in jeder Sprache gewechselt hatte, kehrte ich sogleich wieder zum Persischen zurück, recitirte einen Koranvers zum Heile seiner Seele, und als der arme Skandinave halb außer sich vor Verwunderung nach dem räthselhaften Charakter seines Gastes forschte, erhob ich mich von meinem Sitze, ihm zurufend: „Bis morgen um acht Uhr hast du Bedenkzeit; entweder du wirst Muselmann, oder du sollst die Zauberkraft meines geistlichen Oberhauptes fühlen.“

Ich kehrte heim in meine Wohnung. Kaum hatte ich am nächsten Morgen mich von dem Bette erhoben, als der biedere Schwede schon vor mir stand. Meinen Besuch abzuwarten, schien ihm zu langweilig, so sehr peinigte ihn die Neugierde. Anfangs wiederholte ich meine gestrige Rolle, doch hat die Bonhommie, die ihm aus allen Zügen heraussah, derartig auf mich gewirkt, daß ich den Spaß zu Ende brachte und, die Maske in einer kurzen Erklärung weit von mir wegschleudernd, dem wackern Nordländer in die Arme fiel. Seine Freude war grenzenlos und er rief immer: „Ich habe es vermuthet, doch Ihre persische Conversation hat mich immer außer Fassung gebracht.“ Er fragte mich über Teheran, über seine Bekannten, und nachdem ich einige Zeit mit ihm gesprochen, mußte ich meine Effecten zusammenpacken, ihn in seine Wohnung begleiten und die angebotene Gastfreundschaft, auf so lange es mir nur gefiele, annehmen. Bei der persischen Welt hieß es, daß der Arzt, meine Gegenwart benutzend, von mir in der Alchymie, in der er ohnehin schon Vorkenntnisse hatte, weitere Lectionen nehmen wolle, und mein Aufenthalt fiel um so weniger auf, als die Haushaltung des Europäers hier ganz persisch war. Ungestört, in wahrer Zufriedenheit lebte ich auch sechs Wochen in seinem gastfreundlichen Hause.“ —

Als Vambery sich eben zur Abreise gerüstet hatte, erlebte er noch eine fürchterliche Katastrophe — das Erdbeben in Schiras, 1862.

Er nahm eben von Dr. Fagergreen Abschied. „Als ich,“ sagt er, „nach der letzten Umarmung seine Hand ergriff, fühlte ich zu meinem großen Erstaunen, daß mit dem Schütteln der Hand das ganze Haus stark erbebte. Mein Freund wurde todtenbleich. „Schnell, um Gotteswillen, wecken wir Frau und Kinder auf, ein Erdbeben kommt über uns. Die Erdbeben in Schiras sind die schrecklichsten in ihrer Art und hundertmal fürchterlicher, wenn die ersten Stöße in dieser Zeit des Tages kommen.“ Bald nahete mit düsterm Gebrumme ein Getöse, als wenn der Bauch der Erde sich öffnen wollte; es war der zweite Stoß, weit heftiger als der erste. Die Mauern tanmelten rechts und links mit einem schrecklichen Gekrach und Gekrächze, und während ich betroffen zum Himmel emporblickte, hörte ich von überall her ein „Jah Allah, iah Allah!“ Wer das von dem Klagegeschrei Tausender untermischte Dröhnen der Erde gehört, das erschrockene Hin- und Herfliegen der Vögel gesehen hat, der wird auch beim festesten Willen seinen Muth verlieren müssen. — — Dann wurde es still. Aber bald nahete wieder das dumpfe Getöse gleich dem Donner eines fernen Ungewitters; selbst das Zittern der Erde schien stufenweise fortzuschreiten, und als die immer wachsenden Stöße unsern Platz erreichten, da erbebte der Boden unter uns so stark, daß wir nicht auf den Beinen zu stehen vermochten. Arm in Arm fielen wir nieder.“ Die Europäer behielten ihr Leben. Als am andern Tage Vambery ausging, „übertrafen die Verwüstungen in der Stadt Alles, was meine Feder beschreiben kann.“

Aus allen Erdtheilen.

Eduard Whymper's Expedition nach dem Innern von Grönland gescheitert.

Wir meldeten im Sommer („Globus“ XII, S. 27), daß der rüstige Alpenbesteiger E. Whymper eine Reise von der Westküste Grönlands aus nach dem Innern unternehmen werde und daß er alle seine Vorkehrungen so umsichtig getroffen habe, um auf ein günstiges Ergebniß rechnen zu können. Jetzt ersehen wir („Athenäum“ vom 7. December), daß seine Erwartungen in mancher Hinsicht getäuscht worden sind. Er war am 22. October aus Grönland in Kopenhagen eingetroffen, nachdem er auf dem königlich dänischen Handelsschiffe „Hvalfisken“ eine sehr stürmische Fahrt gehabt hatte. Wir ersehen aus seinem Berichte, daß der Sommer in Grönland so abnorm gewesen ist wie seit Menschengedenken nicht. Whymper beobachtete an manchen Tagen einen Thermometerstand von 65 bis 77° F., und das durchschnittliche Minimum stellte sich auf 42° F. Das Wetter also war günstig, aber in manchen anderen Beziehungen verfolgte den Reisenden Mißgeschick. In Jakobshavn raffte eine Seuche zwölf Procent der Bevölkerung hinweg und in anderen Ortschaften trat sie so

verheerend auf, daß keine gesunden Leute mehr vorhanden waren, um das Hauptnahrungsmittel der Grönländer, nämlich Seehundsfleisch, herbeizuschaffen. Deshalb konnte der Reisende nicht rechtzeitig die erforderlichen Begleiter erhalten und verlor einen Monat der kostbarsten Zeit.

Endlich brach er von der Küste auf. Er fand das „Inland-Eis" genau so, wie er vermuthet hatte. Als er den Punkt, welchen er nachher zum Ausgangspunkte der Expedition wählte, zuvor besuchte, war die Gegend weit und breit mit glattem, hartem Schnee bedeckt. Man hätte damals dreißig Miles in einem Tage auf demselben zurücklegen können. Als er vier oder fünf Wochen später (— wir finden in dem Bericht kein einziges Datum angegeben —) wieder dorthin kam, war aller Schnee fort und nur noch Eis zu sehen. Dieses war aber nicht glatt, sondern glich den Wellen einer unruhigen See; es war hart aber naß und zeigte nicht nur manche kleine Rinnsale, sondern auch Seen. Er drang etwa zwei Miles weit auf demselben vor und das hielt er für hinlänglich, da die Schlitten, so sorgfältig sie auch geleitet wurden, bald zu Schaden kamen; sie wurden auf dem unebenen höckerigen Eise hin und her geworfen, schlenkerten, stürzten um und einer brach sehr bald völlig zusammen. Das Unternehmen mußte aufgegeben werden, trotzdem alle erdenklichen Vorkehrungen getroffen worden waren, um ein Gelingen zu ermöglichen. Aber fruchtlos ist es darum doch nicht gewesen. Die See hat einige Ausbeute geliefert, und Whymper hat eine Ausbeute von Steingeräthschaften zusammengebracht, die von großer Bedeutung ist. Sein Begleiter Robert Brown hat manches für die Botaniker Interessante gesammelt.

Dr. Rink's „Inland-Eis", dieser grönländische Gletscher, der Vater, welcher die Eisberge des Oceans erzeugt, ist das gewaltige Agens, das in irgend einer Vorzeit das Eis herabgebracht hat, welches nun Grönland umkreist. Es wirkte auf massiven Granit und den noch härtern Quarz in gleicher Weise und hat terrassirte Bastionen zurückgelassen, die nun mit grünem elastischen Rasen bedeckt sind und auch mit Haufen abgerundeter Felsblöcke. Diese sind möglicherweise aus einer Gegend hergekommen, die noch keines Menschen Fuß betreten hat. Aber sie zeugen dafür, daß Felsspitzen sich über das sie umgebende Eis erhoben. Sie lagerten dergleichen erratische Blöcke in solcher Menge ab, daß an vielen Stellen die Granit- und Gneißberge sich so rauh ausnehmen wie ein frisch aufgepflügter Acker. Dieser uralte Gletscher bedeckt noch den größten Theil des Landes und steigt von einer geringen Erhebung allmälig bis zu einer unbekannten und ungemessenen Höhe empor. Er zeigt dieselben Eigenschaften wie jeder andere Gletscher.

Wer kann sein Alter bestimmen? Dicht neben ihm liegt ein fossiler Wald, der zahlreiche Species enthält, nicht von Stämmen, die aus anderen Breiten hierher gewandert wären, sondern die massenhaft neben einander und derart gelagert sind, daß sie an Ort und Stelle gewachsen sein müssen. Solch ein Wald liegt unter 70 Grad nördlicher Breite und die Baumspecies deuten auf ein gegen heute so sehr verschiedenes Klima, daß man gar nicht annehmen kann, Grönland sei einst so wie jetzt mit Schnee und Eis bedeckt gewesen. Whymper hat Sammlungen dieser Holzarten mitgebracht. Er meint, daß demnächst manche Sommerreisen in Grönland unternommen werden können, und mehr als je zuvor hat er sich in der Ansicht bestärkt, daß in jenem Norden Manches beobachtet werden wird, welches ein Licht auf die Gletscherperiode werfen und zur Erläuterung derselben dienen kann. Auch wird Licht fallen auf die Urzustände der Menschheit, welche jetzt ein so allgemeines Interesse erregen.

Unruhen in Südamerika.

Wieder eine Revolution in Peru. Wer alle diese Aufstände, Pronunciamientos, Rebellionen, Meutereien und Präsidentenwechsel zählen könnte, welche seit 50 Jahren in dem alten Lande der Inkas vorgekommen sind! Sie gehören in dieser „Republik", die eine so buntscheckige Bevölkerung hat, wie es scheint zu den nöthigsten Lebensbedürfnissen, gleichsam zum täglichen Brote. Bald muß die „Freiheit", bald die „Religion" herhalten, um irgend einen ehrgeizigen Säbelraßler an die Spitze zu bringen; nur auf einige Zeit, das versteht sich von selber, denn nach ein paar Monaten kommt wieder ein anderer Held, der jenen, gleichviel ob im Namen der Freiheit, der Religion, der Verfassung, des Gesetzes, der Nothwendigkeit, der Volkssouverainetät ꝛc. ꝛc., zu verdrängen sucht.

Wir haben in den Zeitungen gelesen, daß im October 1867 die edle Republik Pern wieder — zum dritten Mal in diesem Jahre, wenn wir nicht sehr irren — des wohlthätigen Genusses einer Revolution sich zu erfreuen gehabt hat, diesmal im Namen der Religion, die ja zu so vielerlei Dingen benutzt wird. Sie brach in Arequipa aus. Wir erhielten von dort folgende Notizen aus der Feder eines Lesers des „Globus", der als Augenzeuge schreibt.

Arequipa, 20. October 1867. Am 22. September, an einem Sonntag Nachmittage, brach eine Meuterei in der Caserne aus, die sehr bald in lichterlohe Revolutionsflammen auflohte, und Arequipa abermals zum Mittelpunkt einer Opposition gegen die Regierung machte. Der Grund der Unzufriedenheit war die Unregelmäßigkeit, mit welcher die Regierung die Gehalte und Löhne ausbezahlte an Beamte und Soldaten; dann der Neid auf den Präsidenten Prado, der in diesem Punkte das Schicksal eines jeden seiner Vorgänger theilt, — aber die unmittelbare Veranlassung war das Auftreten der Geistlichkeit. Eine neue Constitution, die unter der Aegide Prado's vom diesjährigen Congreß ausgearbeitet wurde, sollte in Arequipa ebenso wie in den anderen Städten publicirt und beschworen werden, unter Te Deum und Glockengeläute, als die Geistlichkeit hervortrat und erklärte, daß sie sich nicht dazu hergeben könne, eine Constitution feierlich einzuführen, welche einige Artikel enthielte, die der Ausbreitung des wahren Christenthums entgegen seien. Der Artikel, welcher bei der Geistlichkeit Arequipas so viel Anstoß erregte, heißt nämlich, daß „hinfort der öffentliche Unterricht freigegeben wäre". In der Freiheit des Lehrens sehen diese geistlichen Herren die Gefahr, daß ihnen die Controle, welche sie bisher über alle Schulen und Collegien besaßen, entrissen werden wird, daß Ketzer und Ungläubige sich der Lehrstühle und Schulen bemächtigen werden, kurz daß ihr Regiment zu Ende gehen dürfte. Die Weigerung, sich bei der Feierlichkeit der Beschwörung der neuen Constitution zu betheiligen, rief den Unwillen des Präfecten hervor, der darauf bestand, daß das Te Deum abgehalten werden müsse. Unter solchem Drucke nun suchten sich die Geistlichen einen kräftigen Bundesgenossen am schönen Geschlechte Arequipas, welchem sie weismachten, daß die Religion gefährdet wäre, und welches sie durch Anhetzen dazu vermochten, in Masse auf dem Platze sich einzufinden, wo die Tribüne errichtet war, von welcher die Verlesung der Constitution stattfinden sollte, und dieselbe anzuzünden. Dies geschah denn auch, worauf ein Tumult entstand, welcher in Straßenkampf und Gefecht ausartete und der erst nach 21 Stunden gedämpft werden konnte. (Dieser Aufstand fand am 9. oder 10. September statt.) Aber nach etwa 14 Tagen, am 22. September, brachen dieselben Truppen, welche den ersten Tumult niedergedrückt hatten, selbst in Meuterei aus, indem ein junger Officier, ein Mensch von 19 Jahren, meuchlings seine sämmtlichen Cameraden, elf an der Zahl, mit eigener Hand einen nach dem andern erschossen hatte, so daß die Truppen jedes Commandos entblößt waren. Der Präfect selber wurde beim Eintritt in die Caserne von seinen eigenen Truppen mit einer Salve begrüßt und stürzte todt vor ihnen nieder; hierauf liefen die Soldaten aus der Caserne mit dem Rufe: „Viva la Religion!", eine Menge Volks gesellte sich zu ihnen und — die Revolution war fertig. An die Spitze derselben hat sich ein

General Canseco gestellt, ein Schwager des verstorbenen ehemaligen Präsidenten Castilla, und er erwartet nun, daß das Land seinem Aufrufe Folge leisten und die „Religion" wieder in ihre Rechte einsetzen soll. Es ist nicht zu leugnen, daß eine große Partei im Lande ist, welche die Revolution gutheißt, aber noch nirgends ist dieselbe kühn hervorgetreten, und Arequipa ausgenommen wird Prado's Autorität noch überall anerkannt. Prado ist nun bereits mit Truppen in Islay angekommen und trifft Vorbereitungen zum Marsche, um Arequipa wieder zu erobern. Die Hiesigen haben die Stadt aber stark verschanzt und verbarricadirt und sind auf den Angriff vorbereitet. Wer Sieger bleiben wird ist schwer zu sagen. —

Die vorstehende Mittheilung aus Arequipa veranlaßt uns zu den folgenden Angaben über das chaotische Treiben auch in den übrigen Republiken. Mit alleiniger Ausnahme Chiles ist keine einzige Region Südamerikas in normalen Verhältnissen. Brasilien führt seit zwei Jahren Krieg gegen den Dictator Lopez von Paraguay. Das Kaiserreich hat seine Mittel an Geld und Menschen nahezu erschöpft, sich mit Schulden belastet, die Auflagen und Steuern verdreifacht. Es ist verbündet mit Uruguay, wo es den Präsidenten Flores wieder eingesetzt hat, aber dieser Chef der Colorado-Partei fühlte sich nicht sicher und wagte nicht in seiner Wohnung zu schlafen; er blieb Nachts in der Caserne. Ein Halbindianer, Aparicio, stand an der Spitze der dem Präsidenten feindlichen Blancopartei und bedrohete denselben. Man war in Montevideo des Krieges gegen Paraguay überdrüssig und dasselbe gilt von den argentinischen Provinzen. Diese hatten, als sehr laue Bundesgenossen Brasiliens, nur 7000 Mann gegen Paraguay im Felde; sie standen unter dem Präsidenten Mitre, der mit den kaiserlichen Generälen unzufrieden war.

Das größte Unheil für alle amerikanischen Republiken ohne Ausnahme ist die Präsidentenwahl. Der höchste Beamte wird fast überall nur auf vier Jahre gewählt und dieser Zeitraum ist dann denen, welche auch Präsidenten werden wollen, noch viel zu lang. Sie graben und bohren gegen jeden Inhaber der vollziehenden Gewalt, agitiren vom Tage seines Amtsantrittes an, machen ihm von ihrem Parteistandpunkt aus das Leben sauer, und so kommt niemals Stetigkeit, Sicherheit und gedeihliche Ruhe in das öffentliche Leben; Alles bleibt mehr oder weniger provisorisch.

In Argentinien vertritt das platte Land die Halbbarbarei der Gauchos, welche einen instinctmäßigen Haß gegen die Civilisation hegen; diese wird von den größeren Städten, namentlich von Buenos Ayres, vertreten. In den inneren und oberen Provinzen ist das rohe Element der „Campaña" überwiegend; jeder beliebige Häuptling (ein Caudillo) bringt eine Bande von „Montoneros" zusammen, verkündet die Revolution, überfällt die Ortschaften und plündert sie aus. Seit dem Frühjahr 1867 sind die Provinzen Mendoza, San Juan, Rioja, Tucuman und Salta wieder einmal Schauplatz der verderblichen Thätigkeit solcher Gauchohäuptlinge, unter denen sich neuerdings Varela mit seiner Bande Montoneros hervorthut.

In Bolivia hat Präsident Melgarejo, der natürlich selber durch eine Revolution ans Ruder gekommen ist, im Verlaufe des Jahres nur drei Aufstände zu bekämpfen gehabt.

Als revolutionaire Musterwirthschaft kann jene in Neugranada betrachtet werden, das sich den unpassenden Namen „Vereinigte Staaten von Columbia" beigelegt hat. Die Regierungen der Einzelstaaten liegen in ewigem Zank und Streit mit der Bundesregierung, die sich auf Tritt und Schritt gehemmt sieht. Der Karren steckt immer tiefer im Sande und kann nicht vorwärts. Das sah der „Großgeneral" und mehrere Male „Retter des Vaterlandes" Mosquera ein und trachtete nach einer Dictatur, die aber auch nichts am Charakter der buntscheckigen Bevölkerung hätte ändern können. Man sperrte ihn ein und nun soll er verbannt werden. Inzwischen behauptet die Revolution ihr Recht. In Tolima dauert der Krieg fort; besonders lehrreich erscheint uns aber das Verfahren des Staates Cauca. Gouverneur und Legislatur desselben maßen sich Rechte an, welche nur der Bundesgewalt zustehen; sie legten nämlich auf alle Waaren, welche aus anderen Theilen Neugranadas in ihren Staat eingeführt werden, hohe Eingangszölle, z. B. 8 Dollars für jede 2¼ Centner (ein Cargo, Maulthierlast) fremdländischer Güter, 20 Dollars auf jedes Cargo Taback ꝛc. Alle Waaren ohne Ausnahme, welche aus dem Innern der Republik durch den Staat Cauca passiren, müssen im Zollhause des Staates deponirt werden, der dann Lagergebühren und noch andere Abgaben fordert. Wir sehen dort also den mittelalterlichen Stapelzwang willkürlich eingeführt. Die Bundesregierung will und kann den Unfug nicht dulden und muß Krieg gegen Cauca führen.

In Venezuela wurden die Sommer- und Herbstmonate auch durch etliche Revolutionen ausgefüllt. Wir haben darüber einzelne Mittheilungen in einem Briefe A. Göring's, der die „Vertheidiger der Freiheit" mit eigenen Augen sah. Da sie in ihrer Mannigfaltigkeit alle Farbenabstufungen von Weiß bis zu Rabenschwarz darboten und typisch für die venezuelanische Bevölkerung waren, so hat er für uns eine Skizze entworfen, die wir wohl demnächst erhalten und dann als Illustration im „Globus" mittheilen werden. — Uebrigens steht Venezuela auch als schlechter Zahler in übelem Rufe; es läßt seinen englischen Gläubigern, welche mit ihrem Gelde „die bürgerliche und religiöse Freiheit in der ganzen Welt" zu unterstützen gedachten, vorerst weiter nichts als das Nachsehen. Es giebt auch ein finanzielles Non possumus und Venezuela macht von demselben Gebrauch.

In Ecuador liegen Präsident und Congreß einander in den Haaren. Am 25. September beliebte es dem erstern, zwei Senatoren und drei Deputirte verhaften zu lassen, weil sie eine Verschwörung angezettelt hätten. Der Congreß berief sich auf die Verfassung und verlangte die Freigebung der Verhafteten. Als Antwort darauf ließ der Präsident am 3. October noch einen Senator verhaften und einigen Deputirten kund und zu wissen thun, daß auch an sie die Reihe kommen würde. Darauf erklärte sich der Congreß für permanent und zum Gerichtshof über den Präsidenten und den Minister des Innern. Diese ließen dann Soldaten aufmarschiren und wollten den Congreß auflösen; dazu gab aber der Gouverneur von Quito seine schriftliche Einwilligung nicht. Trotzdem drangen die braunhäutigen Krieger mit Bayonnetten in den Congreß. Der Vicepräsident ermahnte denselben, standhaft zu bleiben und nicht zu weichen. Die Soldaten wurden zurückgezogen, belagerten aber das Haus, denn der Congreß sollte ausgehungert werden. Es wurde Mitternacht und die Gesetzgeber verspürten allerdings Hunger und Durst. Zum Glück besann sich der Präsident eines Bessern; er schickte seinen Kriegsminister und ließ erklären, der Congreß könne nach wie vor seine regelmäßigen Sitzungen halten und es solle weiter Niemand verhaftet werden. Die Soldaten marschirten dann ab, der Minister des Innern trat auch ab und die Verhafteten wurden wieder losgelassen. Was weiter kommt, muß die Zukunft lehren; wir glauben eine neue Revolution.

In Centralamerika hat ein Aufstand gegen den Präsidenten von Costariea stattgefunden, ohne indeß weitere Folgen zu haben. In den vier übrigen Staaten ist augenblicklich Ruhe, nachdem in den Sommermonaten eine Revolution in Guatemala rasch niedergeschlagen wurde.

In Merico ist der Indianer Juarez wieder zum Präsidenten gewählt worden. Die Berichte von dort stellen aber für das nächste Jahr einige Revolutionen in gewisse Aussicht.

Wir wollen bemerken, daß wir alle diese Notizen aus den südamerikanischen Berichten von October und November, welche mit einer Post kamen, zusammengestellt haben. Für einen einzigen Monat ist die Liste reichhaltig genug.

Von der afrikanischen Küste. Dr. Gerhard Rohlfs hat sich am 29. November in Marseille eingeschifft, um im Auftrage des Königs von Preußen sich als Beobachter der abyssinischen Expedition anzuschließen. An derselben nehmen auch Werner Munzinger Theil, Dr. Ludwig Krapf aus Würtemberg und Dr. Deutsch aus London. Hr. Rohlfs war so freundlich uns unterm 28. November von Marseille aus folgende Notiz einzusenden:

„Als der bekannte Dampfer „Investigator" im Juni 1867 seine alljährliche Reise den Niger hinauf nach Lukoja und Egga gemacht hatte, gerieth er auf seiner Rückfahrt im Nun, dem Haupttarme der Nigermündung, auf eine Sandbank. Er wurde dort von den Negern des Uferlandes angefallen und mit Kanonen beschossen. Diese haben die Schwarzen sich vermittelst des Sklavenhandels verschafft. Dem „Investigator" gelang es nur dann wieder flott zu werden, als er alles an Bord Ueberflüssige und selbst einen Theil seiner werthvollen Elfenbeinladung in den Strom warf. Die Neger hatten schon Anstalt gemacht, ihn zu entern. Die zwei kleinen Kanonen, welche der Dampfer führte, konnten ihm nichts nützen, weil die Schwarzen im Gebüsch lagen und von diesem heraus gegen das Schiff feuerten."

„König Massaban von Nyfe (Nupi) ist todt. Man sagte dem Capitain des „Investigator", er sei vergiftet worden. Nachfolger in der Herrschaft ist sein Neffe Omaro, ein friedliebender Mann. Ich (Rohlfs) traf den König Massaban mitten im Kriegslager oberhalb Rabba und fand ihn im April 1867 in bester Gesundheit." —

Die jüngsten Berichte von der Westküste melden, daß die Neucalabaresen und die Efiks wieder einmal in Fehde liegen. Im September nahmen sie sich gegenseitig Gefangene ab, die auf öffentlichem Markte gebraten und verzehrt wurden. Das ist allgemeiner Brauch geworden seitdem man die Kriegsgefangenen nicht mehr verkaufen kann. Leben lassen will man sie nicht und damit sie doch zu etwas nütze seien, — frißt man sie auf.

Die Schifffahrt auf dem Amazonenstrome. Die Compagnie, welche denselben mit Dampfern befährt, schloß mit der brasilianischen Regierung 1852 einen Vertrag auf 25 Jahre ab. Sie bekommt eine Jahresunterstützung von 720 Contos de Reis, d. h. 80,000 Pfd. Strl. oder etwa 550,000 Thaler. Dieser Zuschuß ist seitdem noch vermehrt worden, zuerst durch 60 Contos, und nachher durch 250 Milreis für jede Reise, weil die Dampfer noch eine Anzahl von Häfen besuchen, welche im ursprünglichen Vertrage nicht bezeichnet worden waren. Im Jahre 1866 hatte die Gesellschaft 8 Dampfer, beförderte 10,249 Passagiere, vereinnahmte 111 Contos von diesen Fahrgästen und 299 Contos für Frachten. Der Gesammtwerth der vom Amazonenstrome ausgeführten Producte betrug mehr als 7384 Contos, was, je 2 Schill. 6 Pence für den Milreis gerechnet, 799,983 Pfd. Strl. ausmacht, also gegen 5 Millionen Thaler. Die Einfuhren in Para von der See her betrugen mehr als 4711 Contos, also 510,420 Pfd. Strl. — Der Handel mit Bolivia vermittelst des Madeira war im Anwachsen und wird sich steigern, sobald dieser große Nebenfluß des Amazonas erst regelmäßig von Dampfern befahren wird. Dasselbe wird auch mit dem Verkehr nach Venezuela der Fall sein, sobald der Rio Negro an der Dampferfahrt theilnimmt. Die beiden Provinzen Para und Alto Amazonas haben nur etwa 300,000 Einwohner. Den wichtigsten Exportartikel bildet das Kautschuk, dann folgt Cacao. Auf Baumwolle und Zucker, die gerade in diesen Gegenden vortrefflich gedeihen, ist nicht viel zu rechnen, weil die Arbeitskräfte fehlen. Darin liegt das Problem, wie überall in den tropischen Ländern so auch am Amazonenstrom.

Regelmäßige Dampfschifffahrt durch die Magellansstraße. Eine solche wird in den ersten Monaten des Jahres 1868 beginnen, nachdem die Regierung der Republik Chile mit der Pacific Steam Company einen Vertrag abgeschlossen hat. Die Endpunkte sind Liverpool und Valparaiso; allmonatlich findet eine Fahrt statt, deren Dauer auf 40 Tage angenommen worden ist. Bisher hat Chile den Dampfern, welche von Valparaiso nach Süden hin bis Puerto Montt fahren, eine Jahresunterstützung von 40,000 Dollars gezahlt; jetzt legt sie für die Ausdehnung der Linie 60,000 Dollars zu. Die Schiffe werden bei St. Vincent auf den Caboverden, in Rio Janeiro, Montevideo und in der Magellansstraße bei der chilenischen Niederlassung Punta Arenas anlegen. Bisher hatte Chile eine Dampfverbindung nur über Panama, fortan wird es in directe Verbindung mit Europa und der Ostküste von Südamerika treten und es verspricht sich von dieser Linie nebst manchen Vortheilen für den Handel auch eine vermehrte Einwanderung. Gewiß werden die chilenischen Niederlassungen in der Magellansstraße, mit denen man bisher nur in zeitweiliger Verbindung vermittelst einiger Segelschiffe stand, sich nun heben können. Sie sind nicht nur als Militairstationen wichtig, sondern hauptsächlich dadurch, daß in ihrer Nähe ergiebige Kohlenfelder liegen, welche demnächst in Angriff genommen werden sollen.

Die Schifffahrt auf dem La-Plata-Strome. Wir haben mehrfach im „Globus" auf die große Bedeutung derselben aufmerksam gemacht und hervorgehoben, daß sie sich vorzugsweise in den Händen von Italienern befinde, welche namentlich in Montevideo, überhaupt in Urugnay eine löbliche Betriebsamkeit zeigen. Jetzt finden wir (in der „Brazil and River Plate Mail" vom 7. December) eine Correspondenz aus Buenos Ayres vom 27. October, welche nähere Angaben bringt. Ein Herr Marcos Costa hat über den Stand der Rhederei auf dem La Plata für den 30. September 1867 Folgendes ermittelt:

Es befuhren den Strom 52 Dampfer, 41 Polacres, 1185 Lootsenboote, Schooners, Smacks ꝛc.; 966 Sloops, Walfischboote und andere kleine Fahrzeuge = 2244 Fahrzeuge unter argentinischer Flagge, 40 Sloops und Schooner unter italienischer Flagge, 46 Handelsdampfer unter den Flaggen von England, Italien, Brasilien und Urugnay. Die Zahl der Segelschiffe unter der Flagge von Urugnay betrug nur 150; dazu kommen dann noch die nicht in Zahlen aufgeführten, welche auf See oder auf dem Parana fahren; es sind aber deren etwa 80. Demnach sind auf dem La Plata ununterbrochen 2490 Fahrzeuge in Thätigkeit; sie repräsentiren 11,400 Tons Tragfähigkeit und haben 14,544 Köpfe Schiffsvolk. Im September waren mehr als 80 Schiffe im Bau auf den Werften vor Buenos Ayres, Santa Fé und Corrientes, fast in jedem Monate sind auch Dampfer aus Nordamerika, Italien und England gekommen, welche auf dem La Plata bleiben. Wenigstens 92 Procent dieser gesammten Rhederei: des Schiffseigenthums der Bemannung und des Schiffsbaues, ist italienisch; der Rest vertheilt sich auf Spanier, Argentiner und andere Nationalitäten.

Der Coloradofluß als Handelsstraße. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß dieser in den californischen Meerbusen mündende Strom aus dem tiefen Binnenlande herabfließt durch Utah und daß er auf einer weiten Strecke seines Laufes die Grenze zwischen Arizona und Südcalifornien bildet. Er ist früher schon mehrfach erforscht worden und bei der Expedition des Lieutenant Ives war bekanntlich unser Landsmann Baldwin Möllhausen betheiligt. Die Ansicht, daß dieser westliche Colorado sich schwerlich zu einer practicabeln Handelsstraße eignen werde, gilt nicht mehr. Eine so bequeme Fahrbahn, wie sie z. B. die Ströme auf der atlantischen Seite darbieten, wird er allerdings nicht werden können, aber die Amerikaner befahren ihn doch schon mit Dampfern. Wir lesen, daß die Handelskammer

in San Francisco eine Commission ernannt hat, welche prüfen soll, ob die Dampferfahrten bis nach Colville hinauf regelmäßig ausgedehnt werden können. Geschäftsleute, welche Utah genau kennen, behaupten, daß von Colville aus ein bequemer Fahrweg bis nach der Mormonenstadt am Großen Salzsee vorhanden sei. Ist dem so, dann schlägt der Verkehr mit Salt Lake City eine neue Bahn ein, denn der Handel dorthin, welcher bis jetzt in den Händen von St. Louis am Mississippi war, würde dann an San Francisco übergehen.

Der große Kaisercanal in China. Dieses kolossale Werk ist in gänzlichem Verfalle. Der Canal wurde ursprünglich angelegt, hauptsächlich um Getreide auf wohlfeile Art nach den nördlichen Provinzen und der Hauptstadt zu bringen. Vor nun etwa 600 Jahren wurde dem Gründer der mongolischen Dynastie, Kublai Chan, kundgethan, daß die Getreidezufuhren nach Peking auf dem Seewege stattfänden und daß durch Schiffbrüche und Stürme großer Schaden angerichtet werde. Man faßte den Plan zur Ausführung eines großen Canals im Binnenlande, und unter der Regierung von Kublai Chans zweitem Sohne, Yung lo, war er vollendet. Er ist, sagt du Halde, 300 Lieues lang; auf ihm transportiren 9000 kaiserliche Barken leicht und wohlfeil den Tribut an Getreide und anderen Waaren, welcher alljährlich dem Kaiser zu entrichten ist. — Jetzt, 1867, ist das herrliche Werk so gut wie nicht mehr vorhanden. Der englische Zollcommissair in Tien tsin meldete im September, daß etwas weniges von Getreide dort angekommen sei in Kanonenbooten, die nur einige Zoll Tiefgang haben; die Versuche mit den Transporten sind fehlgeschlagen. Die ärgste Beschädigung wurde dem Canale 1851 zugefügt, als der Yang tse kiang sich einen neuen Lauf bahnte und statt wie früher nach Osten von nun an nach Norden strömte. Von da an mußte man den Korntribut wieder zur See nach Peking schaffen. Im Jahre 1856 untersuchte man den Canal und hoffte denselben für die Getreidebarken wieder schiffbar machen zu können; es ergab sich jedoch, daß von 1851 bis 1855 verschiedene große Ueberschwemmungen den Schaden unheilbar gemacht hatten. Der Wei schan ho, ein großes Sammelbecken, das mindestens 14 Fuß Wasser haben soll, hatte nur 2 bis 8 Fuß; an vielen Stelle ragten Schlammbänke gleich Inseln hervor und im ganzen westlichen Theile lag der Boden auf weite Strecken hin trocken. Seitdem ist nichts für den Canal geschehen und die alljährlichen Ueberschwemmungen des gelben Stroms haben ihn mehr und mehr verschlammt oder die Uferböschungen hinweggerissen. Nun aber hat ein Mandarin, Tsen kwo fang, den Plan entworfen, den gelben Strom wieder in sein südliches Bett zu lenken; sobald das gelingt, ist auch die Möglichkeit einer Wiederherstellung des Canals gegeben. Als Fahrbahn hat der letztere allerdings von seiner einstigen Bedeutung viel verloren, seitdem so viele europäische Segelschiffe und Dampfer an den chinesischen Küsten und auf den Strömen sich bewegen, sie können jede Waarenladung weit schneller vom Süden bis nach Tien tsin bringen als es auf dem Canale möglich wäre. Aber für den Verkehr der Provinzen, welche er durchzieht, wird er doch von großer Wichtigkeit sein. Auch in anderer Beziehung ist seine Wiederherstellung wünschenswerth; er dient nämlich als Abzugs- und Bewässerungsgraben für die Sumpfländereien, welche zwischen Tien tsin und dem Yang tse kiang liegen. Die chinesischen Behörden haben sich nun entschlossen, europäische Wasserbaumeister zu Rathe zu ziehen.

Die Panamabahn macht vortreffliche Geschäfte auch mit den Güterfrachten. Im November kamen in Panama zwei vollbeladene Walfischfahrer an und verluden ihren Thran auf die Schienen; in Aspinwall an der atlantischen Seite ist derselbe dann an Bord eines nach Neuyork bestimmten Schiffes übernommen worden. Trotz der hohen Frachtsätze empfiehlt sich diese Art des Transportes, weil die Walfischfahrer in der Südsee bleiben können und nicht nöthig haben, ihre Ladungen um Cap Horn oder um Südafrika herum nach Hause zu bringen.

Die Silbergruben in Nevada haben 1867 in den 9 Monaten vom 1. Januar bis 30. September fast 3 Millionen Dollars mehr Ausbeute geliefert als 1866. In diesem letztgenannten Jahre betrug dieselbe 8,017,477 Dollars und 1867 schon 10,921,386 Dollars.

Die australische Kohle im Welthandel. In Neusüdwales weiß man sehr wohl zu würdigen, welchen Schatz man an den „schwarzen Diamanten" besitzt und daß sie eine Handelswaare bilden, mit welcher man in der Südsee wenigstens den Mitbewerb der Kohle aus Altengland verdrängen kann. So weit das für den Schifffahrtsverkehr nun so ungemein wichtige Ostasien in Betracht kommt, ist das letztere für den Bezug seiner Kohlen auf England oder Neusüdwales angewiesen. Die Scheidelinie für eine erfolgreiche Concurrenz liegt in einem Striche, den man von der Landenge von Suez bis zum Cap der guten Hoffnung zieht; was östlich von derselben liegt, fällt dem Wettbewerb Australiens anheim. Bis vor Kurzem holten die etwa 170 Schiffe, welche die Dampfer der Peninsular and Oriental Company versorgen, ihre Kohlenladungen aus Europa, und schafften dieselben um die Südspitze Afrikas herum. Die Compagnie hat, ihren amtlichen Berichten zufolge, während des letzten Jahrzehnts durchschnittlich im Jahre 525,000 Pf. St. für Kohlen verausgabt, und der Bedarf steigert sich mit jedem Jahre. Sie hat gewöhnlich 90,000 Tons in Vorrath, wovon reichlich 80,000 in der Region östlich des Caps; es werden demzufolge acht Neuntel auf der „australischen Seite" verbraucht, sage für etwa 450,000 Pf. St. im Jahre. Sobald sie ihren Bedarf von Australien bezieht, kann sie ein Drittel oder doch wenigstens ein Viertel dieser Ausgabe ersparen. Es ist zudem eine Sache der Erfahrung, daß die Kohle in einem heißen Klima sich schneller verschlechtert als in der gemäßigten Zone, und nicht minder ist festgestellt worden, daß die australische Kohle sich besser hält als die englische. Die Ingenieure der Gascompagnie in Singapore ziehen entschieden die erstere vor, weil sie weniger Schwefel enthält und sich auf Lager viel besser hält. — China hat allerdings sehr reiche Kohlenlager, aber es kann eine geraume Zeit vergehen, bis dieselben derart ausgebeutet werden, daß sie den dortigen Bedarf völlig decken. Sie und die Lager auf Sachalin werden künftig dem Norden der ostasiatischen Region großen Nutzen gewähren, aber was südlich und westlich von der Straße von Singapore liegt, wird von Australien versorgt werden. Dort hat man in Sydney alle Vorkehrungen getroffen, um die Kohlenlager in großem Maßstab auszubeuten, und man baut eine Anzahl von Schiffen für den Kohlentransport. Die Fracht für die Ton Kohlen stellt sich von Newcastle nach Hongkong auf 45 bis 47 Schilling, von Sydney dorthin auf 33 und nach Singapore auf nur 26 Schilling.

Die Steinkohlenerzeugung Großbritanniens ist im Jahre 1866 auf die geradezu ungeheure Menge von 101,630,544 Tons gestiegen! Bis zu 100 Millionen war sie bisher noch nicht gekommen. Von jener ersten Ziffer kommen auf Schottland nur 12,625,000, auf Irland nur 123,750 Tons; das übrige entfällt auf England, wo die Counties Durham und Northumberland allein mehr als 25 Millionen Tons lieferten, und auf Wales, welches mehr als 11 Millionen förderte.

Zur Statistik der Stadt Rom. Die amtlichen Berichte geben für die Mitte des Jahres 1867 folgende Ziffern. — Rom und die Vorstädte zerfallen in 59 Pfarrsprengel. Diese haben 215,573 Bewohner; 4872 mehr als im Jahre 1866. Man zählt

30 residirende Cardinäle, 35 Bischöfe, 1469 Priester, 828 Seminaristen. In den Klöstern hausen 5047 Individuen, davon 2832 Mönche und 2215 Nonnen! Sie gehören nicht weniger als 61 verschiedenen Congregationen oder Orden an. Unter den 49 geistlichen Seminarien hat das französische 48 Zöglinge, das südamerikanische 50, das nordamerikanische 38, das deutsche 58, das englische 21, das schottische 12, das irische 52 Zöglinge. 7360 Personen gehören zum Militair und die Anzahl der Juden beträgt 4650 Köpfe.

Eine Bauernfehde in China. Es giebt vielleicht kein Volk, das mehr Lust zu Raufereien und Fehden hat, als das chinesische. Die kleinen Kriege nehmen gar kein Ende und gehören so sehr zur täglichen Ordnung oder vielmehr Unordnung, daß selbst die Mandarinen sich nicht einmischen, wenn die Dinge nicht gar zu arg werden. Das ist aber neulich in der Gegend von Whampoa, also in der Nähe von Canton, der Fall gewesen. Der Vorgang ist für die chinesischen Zustände und für das Volk charakteristisch; deshalb wollen wir ihn (nach der „Overland China Mail" vom 15. October) erzählen; der Bericht ist aus Whampoa.

An der Nordwestseite des Cantonflusses, dem Daneseiland gegenüber, liegen drei Dörfer, welche zusammen zwischen zwei- bis dreitausend Seelen haben. Die Bauern nun führen einen grimmigen Krieg miteinander. Sie haben vier- und zehnpfündige Kanonen auf den Höhen und in den Thälern und feuern damit ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend gegeneinander. Sie verpuffen ungeheuer viel Pulver. Wie viel Menschen dadurch getödtet wurden, weiß ich nicht, so viel aber ist gewiß, daß die streitenden Parteien viel Eigenthum zu Grunde gerichtet haben. Weshalb entbrannte die wilde Fehde? Weil einige Bauern aus Siak kai und Fan lo kong eine kleine Spielschuld nicht bezahlten, welche sie an reiche Bauern aus Wong tschuen verloren hatten. Deswegen sind nun Häuser in Grund und Boden geschossen, Bäume niedergehauen und Felder verwüstet worden. Insgemein fehlt es den Mandarinen an der erforderlichen Macht, um derartigem Unfuge steuern zu können, und bei dem gegenwärtigen sind sie noch nicht eingeschritten. Im vergangenen Frühling war in derselben Gegend gleichfalls ein förmlicher Krieg ausgebrochen, weil eine Dorfschaft einer andern den Bach abgeleitet hatte, so daß die letztere ihre Felder nicht bewässern konnte.

In jenen drei Landgemeinden mußten am Ende doch die Mandarinen einschreiten; sie brachten die erforderliche Mannschaft zusammen, geboten Frieden und dictirten jeder Bauerschaft, außer den obligaten Bambushieben, eine Strafe von 50 mexicanischen Dollars zu, die sofort eingetrieben wurden. Daß davon dem kaiserlichen Schatz in Peking auch nicht ein Heller zu Gute kommt, versteht sich von selbst. Die Bauern haben die Prügel und die 150 Dollars Buße zu verschmerzen und die Mandarinen sind heiter, weil sie in der Lage waren, ein gutes Geschäft machen zu können.

Der Mensch ist kein unbedingter Kosmopolit. Neuerdings ist wieder einmal mehrfach behauptet worden, daß der Mensch, gleichviel welchem Urstamme oder welchem Volk er angehöre, sich überall zu acclimatisiren vermöge und sein Geschlecht fortpflanzen könne, „wenn er es nur richtig und zweckmäßig anfange". Also man meint wirklich, daß ein Eskimo am Amazonenstrom oder im äquatorialen Afrika, ein südamerikanischer Indianer oder ein Neger aus Congo oder woher er sonst sei, auf den Inseln des Polarmeeres frisch und lustig gedeihen könne, denn, so lautet die wunderliche Formel: „ein Mensch ist ein Mensch, und was der eine kann ist auch dem andern möglich." Dem widerspricht nun freilich die Erfahrung aller Jahrtausende. Uns fiel eine vortreffliche Abhandlung Boudin's ein (in den Memoiren der Pariser anthropologischen Gesellschaft I., S. 93 bis 123), die nach gründlicher Untersuchung und unterstützt durch eine große Anzahl statistischer Nachweise folgende Sätze als unbestreitbar hinstellt.

1. Nichts liefert den Beweis dafür, daß die verschiedenen Menschenracen kosmopolitisch seien; vielmehr wird durch eine Fülle von Thatsachen das gerade Gegentheil bewiesen.

2. Die Fähigkeit sich außerhalb des Landes der Abstammung zu acclimatisiren ist je nach der Race verschieden, und diese Verschiedenheit bethätigt sich je nach den correspondirenden Unterschieden in dem Verhältnisse der Kranken und Gestorbenen jeder Race.

3. Es ist nicht im Mindesten bewiesen, daß der Europäer als Ackerbauer und Feldarbeiter in den heißen Ländern der nördlichen Halbkugel sich fortpflanzen könne.

4. Die Acclimatisirung des Europäers läßt sich mit viel geringerer Schwierigkeit an einer großen Anzahl von Oertlichkeiten bewerkstelligen, welche in der heißen und selbst in der tropischen Region der südlichen Halbkugel liegen.

5. Der Europäer verträgt die Wanderungen und Einwanderungen in kalten Ländern viel besser als in heißen.

6. Die Negerrace scheint sich nicht in Südeuropa und eben so wenig in Nordafrika zu acclimatisiren; sie erhält sich hier nur durch unablässigen Zuzug und Zuwachs aus dem Stammlande.

7. Es fehlt an Nachweisen dafür, daß die Negerrace sich auf den englischen und französischen Antillen, sodann auch auf Bourbon, Reunion und Ceylon perpetuirlich fortpflanzen könne, obwohl diese Inseln im tropischen Klima liegen.

8. Der Neger scheint sich sehr gut in den südlichen Theilen der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu acclimatisiren.

9. In den nördlichen Staaten dieser Union verkommt die Negerrace, während sie gleichzeitig eine ganz enorme Menge von Wahnsinnigen aufweist.

10. Die Juden acclimatisiren sich in allen Ländern und pflanzen sich dort fort. Für sie gelten in Bezug auf Zahl der Geburten, die Krankheiten und die Sterbefälle durchaus andere statistische Gesetze als für die Völkerschaften, in deren Mitte sie leben.

Aberglauben und Sprüchwörter bei den Walachen. Wir vollen die Mittheilungen, welche wir jüngst über die Rumänen gegeben haben, durch das Nachstehende vervollständigen. Herr von Berg hat (in seinem schon früher von uns angeführten Werke: „Aus dem Osten der österreichischen Monarchie") diese Angaben im Banate gesammelt.

Alte Weiber besprechen junge Mädchen, mit welchen sie eine Heirath zu Stande bringen wollen.

Rothhaarige Männer hält man für Vampyre, welche, wenn sie verstorben sind, vorzugsweise, aber nicht allein den jungen Mädchen das Blut aussaugen. Die Leiche wird deshalb mit einem großen eisernen Nagel, welcher an der Unterseite des Sarges umgenietet wird, in demselben festgenagelt.

Es können aber auch Andere, als Rothhaarige, Vampyre sein. Folgen in einer Familie rasch mehrere Todesfälle nach einander, so ist das ein sicheres Zeichen, daß sich unter den Verstorbenen ein Vampyr befindet. Man öffnet dann das Grab derer, auf welche man deshalb Verdacht hat; findet man ein Loch im Sarge, so wird in denselben ein Schuß abgefeuert oder man schlägt einen hölzernen Pfahl durch den Sarg, um so den Vampyr zu bannen.

Bei heftigem Sturme soll man Mehl und Salz in die Luft werfen, um den Sturm zu füttern und so zu beruhigen.

Bei Hagelwetter hilft es, wenn eine Holzart mit der Schneide nach aufwärts gestellt wird, oder man wirft Schloßen oder Palmzweige (von der Saalweide) in das Feuer.

Auf der Reise bedeutet das Zusammentreffen mit Zigeunern oder Juden Glück, Unglück aber, wenn man einem Popen begegnet. Letzteres kann abgewendet werden, wenn

man eine Hand voll Heu hinter sich aus dem Wagen wirft oder hinter sich drei Male ausspeiet.

Donnert es über dem dürren (unbelaubten) Walde, so haben die Räuber Unglück.

Kommt zu Neujahr oder zu Ostern eine fremde Person mit einem leeren Gefäße in der Hand ins Haus, bedeutet es Unglück.

Läuft während der Reise ein Hase über den Weg, so ist es eine unglückliche Vorbedeutung.

Eben die Bedeutung hat eine krähende Henne, oder wenn man im Frühjahre zuerst ein schwarzes Lamm sieht, oder wenn eine schreiende Hauskatze durch das Fenster eingelassen wird.

Ein heulender Hund im Hause zeigt an, daß in demselben bald eine Person sterben werde.

Beim Gewitter muß der Hund aus der Stube, sonst schlägt es ein.

Nach dem Waschen darf man die nassen Hände weder rechts noch links schleudern, denn das macht mager.

Ebenso wird ein mit dem Besen geschlagenes Kind mager.

Wer einen Löffel nach dem Essen in der Speise stecken läßt, hat eine schlaflose Nacht.

Steht ein hölzerner Schemel im Hause mit den Füßen nach oben, weinen die armen Seelen im Fegefeuer.

Kauft man Geflügel, so kann man es ans Haus gewöhnen, wenn man die Köpfe desselben an den Herd schlägt und dabei spricht: „So wie der Herd in der Küche bleibt, sollst auch du im Hause bleiben."

Werden Pferde oder Hornvieh durch Kauf oder Tausch übernommen, so muß man sie über eine Schürze, welche über der Thürschwelle ausgebreitet ist, in das Haus führen, dann den Thieren in derselben Schürze rasch das erste Futter bringen, weil sie sich dadurch schneller an das Haus und dessen Bewohner gewöhnen.

Einem neugeborenen Füllen muß ein hölzerner Löffel um den Hals gehängt werden, damit es durch böse Augen nicht behext werde.

Giebt eine Kuh viele Milch, so ist es zweckmäßig, daß derselben in die Mitte des Schweifes ein rother Faden umgebunden werde, damit sie durch böse Augen die Milch nicht verliere.

Ueber einem Milchtopf darf kein Brot geschnitten werden, weil dadurch das Euter der Kuh leidet.

Bei einem neugeborenen Kinde spricht die Mutter: „möge dem bösen Geiste ein Stein in den Rachen fallen."

Die meisten walachischen Sprüchwörter sind den deutschen, welche man bei uns mehr im Munde des Volkes findet, ganz gleich; folgende sind dagegen eigenthümlich:

Floh auf der Hand,
Brief aus dem Land.

Wer bei Tage schläft, muß bei Nacht hungern.

Vom Hunde wird kein Speck erzeugt.

Schlagt den Sattel und meint das Pferd.

Das Haus brennt und die Alte kämmt sich.

Der Kluge verspricht, der Dumme erwartet.

Wer von einem Ei nicht satt wird, den sättiget auch kein Ochse.

Gieb mit der Hand, suche mit den Füßen.

Umwandelung in den chinesischen Mundarten. Die Zahl der Dialecte im Blumenreiche der Mitte ist bekanntlich sehr groß und manche weichen so weit von einander ab, daß die Leute aus verschiedenen, von einander weit entfernten Provinzen sich nicht eben leicht mit einander verständigen. Wir finden nun in der neuesten „Overland Mail" ein merkwürdiges Beispiel von Vermischung und Verschmelzung verschiedener Mundarten. Während der Rebellion der Taïping kamen einige Hunderttausend Menschen aus manchen inneren Provinzen, namentlich aber denen am Yang tse kiang, nach Schang hai, wo sie unter dem Schutze der europäischen Kanonen sich sicher wußten, und die Mehrzahl dieser Flüchtlinge hat sich dauernd angesiedelt. Die eigentlichen Stammbewohner von Schang hai haben im Verlaufe der letzten Jahre eine große Menge von Ausdrücken entlehnt, so daß sie jetzt einen Jargon sprechen, in welchem Vieles aus den Dialecten von Nang king, Ning po und Canton ꝛc. eine Stelle gefunden und die früher üblichen Wörter verdrängt hat. Es ist wohl voreilig, aus dieser Thatsache zu folgern, daß nun allmälig eine Verschmelzung sämmtlicher Dialecte in den Küstenprovinzen in der Art stattfinden werde, daß sie allesammt sich zu einer einzigen, allgemein gebräuchlichen Mundart umwandeln würden. Am zweckmäßigsten, für die Ausländer wenigstens, wäre die allgemeine Annahme des sogenannten Mandarinen-Dialectes, der sich zu den übrigen Mundarten etwa so verhält, wie unser Schrift- und Hochdeutsch zu den verschiedenen deutschen Dialecten. In China behelfen sich bekanntlich die Fremden im Verkehr mit dem Volke mit dem sogenannten „Pidschen" oder Pidgin, das im Ganzen etwa 400 englische und chinesische Wörter und Redensarten zählt.

* * *

Die gewaltigen Stürme haben im October auch an der Küste von Labrador großen Schaden angerichtet. Aus Brigus an der Conceptionbay wird vom 18. October gemeldet: Nicht weniger als 30 englische Schiffe sind verloren gegangen; 30 Menschen umgekommen, etwa 600 andere liegen am Lande im Hafen Indian Sickle und sind dort in der traurigsten Lage. Aus St. Johns in Neufundland hat der Gouverneur sofort einen Dampfer dorthin gesandt. Es ist zu hoffen, daß derselbe rechtzeitig eingetroffen sei, sonst müssen die Leute verhungern und erfrieren. Der Sturm wüthete am 9. October.

Wir ersehen aus St.-Francisco-Blättern, daß im Jahre 1866 nicht weniger als 124 Schiffe verunglückt sind, welche von San Francisco nach fremden Häfen oder von diesen nach Californien bestimmt waren. Gesammtwerth der Schiffe und Ladungen 4,634,587 Dollars. Von den verunglückten Fahrzeugen fuhren 68 unter der Flagge der Vereinigten Staaten, 20 unter britischer, 2 unter bremer und je 1 unter hamburger, belgischer und italienischer Flagge. Verlust an Menschenleben 3801 gegen 307 in 1865 und 186 in 1864.

Auch auf den Philippinen haben sich verheerende Naturkatastrophen geltend gemacht. Am 4. October verspürte man zu Manila zwei Mal hintereinander ein Erdbeben, wobei indeß keine Menschen ums Leben kamen; dagegen sollen dort während einer furchtbaren Ueberschwemmung mehr als 10,000 zu Tode gekommen sein.

Die Zoologen in Paris sind auf eine bemerkenswerthe Thatsache aufmerksam gemacht worden, für welche sie keine Erklärung finden können. Im Delta des Amazonenstromes liegt die große Insel Marajo. Auf dieser hatten die Pferde sich dermaßen vermehrt, daß im Jahre 1830 der Gouverneur der Provinz Para einer Compagnie erlaubte, so viele derselben zu tödten, wie sie wolle. Ein lebendiges Pferd war nur 1 Thaler 18 Silbergroschen werth, dagegen wurde die Haut mit 4 Thalern bezahlt. Man ging dann mit so unbedachtem Eifer an das Vertilgen der Pferde, daß ein großes Unheil daraus entstand. Sie wurden nämlich in ungezählter Menge eingefangen, man schnitt ihnen Schweif und Mähne ab, nahm die Häute und ließ die Leichen zu Tausenden liegen. Die Aequatorialsonne that ihre Wirkung; der üble Geruch verpestete selbst die Luft auf dem Strome, es entstanden Krankheiten. Man wußte nur ein Gegenmittel: die Wälder der Insel wurden in Brand gesteckt und Marajó war bald ein ungeheures Flammenmeer, in welchem auch Alles umkam, was an

Pferden noch etwa übrig geblieben war. Seit jener Zeit will kein Pferd auf Marajo mehr gedeihen. Man hat versucht, die Zucht wieder einzuführen, aber alle Thiere ohne Ausnahme werden auf den Hinterfüßen lahm. Der Naturforscher Baraquin verbürgt die Thatsache, welche er der Pariser Zoologischen Gesellschaft zur Erklärung vorlegt.

Llamas und Alpacas sind bekanntlich aus Peru mit großen Kosten nach Victoria in Australien gebracht worden und gedeihen recht gut. Nun macht man auch in Urugnay den Versuch, diese nützlichen Wollthiere dort einzugewöhnen. In den ersten Tagen des October 1867 war eine Herde, die man aus Bolivia gebracht, glücklich in Montevideo angekommen, wo man sie geschoren hat. Sie wurde dann nach Tacuremdo getrieben, wo man die Züchtung betreiben will, um später die Thiere nach verschiedenen Gegenden des Landes hin zu vertheilen.

In Californien ist man höchst unzufrieden mit dem schweren Steuerdruck, welcher durch die radical-republikanische Partei dem Lande aufgebürdet worden ist. In den ersten 9 Monaten des Jahres 1867 wurden allein im Bezirke von San Francisco an inländischen Steuern 3,691,487 Dollars erhoben. „In derselben Zeit," sagt der „St. Francisco Demokrat", „importirten wir für etwa 12 Millionen Dollars Waare, worauf wir nahezu 6 Millionen Dollars Eingangssteuer und 5,280,600 Dollars Fracht zahlten. Wir verschifften für 16,201,000 Dollars Producte aller Art, darunter für 9,347,200 Dollars Mehl und Weizen. An Contanten führten wir aus 31,227,000 Dollars gegen 41 Millionen Dollars, welche wir aus dem Inlande und von anderen Plätzen empfingen. Es kamen etwa 27,000 Passagiere an und 14,000 gingen fort. 25 hier incorporirte Compagnien zahlten 5,224,000 Dollars Dividende; Grundbesitz hat im Werthe von 13 Millionen Dollars die Eigenthümer gewechselt." Unter den Einfuhrartikeln finden wir 56,900 Kisten Stiefel und Schuhe und 160,000 Fässer Nägel verzeichnet.

Fortwährend erheben sich Klagen, daß es mit den französischen Colonien nicht vorwärts wolle. Die Sache erklärt sich leicht, wenn man erwägt, daß den Ansiedlern keine freie Beweglichkeit gestattet ist und daß Alles nach den „Reglements" der militairischen oder büreaukratischen Behörden geschehen und gemacht werden soll. Es ist so viel davon gerühmt worden, daß Algier sich mehr und mehr zu einem wichtigen Handelsplatze, gleichsam zu einer nordafrikanischen Ergänzung Marseilles erheben werde, und nun ersehen wir aus dortigen Mittheilungen vom November 1867, daß sich die Schifffahrt ungemein beengt und gehemmt fühlt. Der Hafen ist geräumig und könnte bequem sein, alle Arbeiten an denselben sind aber lediglich mit Rücksicht auf die Kriegsflotte unternommen und die Interessen der Handelsschifffahrt sind dabei gar nicht berücksichtigt worden. Von Kauffahrern können höchstens 30 bei den Quais anlegen; sobald mehr da sind müssen sie im freien Wasser ankern und die Waaren vermittelst der kostspieligen Leichterschiffe landen oder an Bord schaffen. Der Uebelstand ist so groß geworden, daß man sich nicht zu helfen weiß. Wenn die Regierung auf den Handel auch nur einige Rücksicht genommen hätte, so wäre es jetzt nicht nöthig, daß die Kaufleute sich nach — 50 Millionen Francs umsehen, um mit diesem Gelde auf Privatkosten einen Handelshafen zu bauen, nachdem die Regierung nahe an 200 Millionen verausgabt hat, um Bauten vorzunehmen, bei welchen die Interessen des Handels gar nicht berücksichtigt wurden.

Die englischen Blätter in China machen sich lustig über eine seltsame Verschrobenheit, welche bei „John Bull in Europa" häufig vorkommt. Seitdem dort die Philanthropie grassirt und der „Allgemeine Brüderlichkeitsabolitionismus" im Schwange geht, ist der weiße Mensch tief im Course gefallen, er muß gleichsam Disconto zahlen; dagegen stehen die Farbigen einige hundert Procent über Pari und werden gesucht. Ist einer ein recht kohlrabenschwarzer Nigger, um so besser für ihn; er kann aber auch rostbraun oder olivenfarbig sein, aber eine farbige Haut muß er haben; diese ist für ihn und für die biederen Philanthropen und insbesondere auch für die Philanthropinnen eine conditio sine qua non. Nur dann ist er „ein Bruder und ein Mensch". Glücklich, wenn man gar einen „afrikanischen Prinzen" erhaschen kann, z. B. aus Aschanti, wo der König bekanntlich 3333 Gemahlinnen hat. (Die Zahl trifft zu; sie ist in der Hofetiquette vorgeschrieben.) An solchen „Prinzen" mit dem melodischen Namen Quaschi Kamina, — „es klingt so süß und melodisch!" — kann also kein Mangel sein. Da war vor sechs Jahren der biedere König Peppel aus dem Nigerdelta in London. Wie sehr wurde dieser „Monarch" gefeiert; er ging in die Kirche und trug das mit Goldschnitt versehene Prayer book allerhöchst eigenhändig. Daß er nicht lesen kann, machte weiter nichts aus. Er ging auch in die Exeterhalle, wo die sehr frommen und noch viel wunderlicheren Handwerksphilanthropen für alle farbigen Heiden schwärmen, Reden halten und beten, während die weißen Landsleute leer ausgehen. König Peppel ließ sogar merken, daß er sich bekehren und taufen lassen werde; er behumbugte die Philanthropen, indem er versprach, in seinem Reiche Bonny Missionaire zu fördern, und so gelang es dem schlauen Neger mit etwa 9000 Pfd. St. baaren Geldes, welche er zusammengeschnurrt, nach seinem Bonny im Nigerdelta zurückzukehren. Auf die Taufe läßt er freilich immer noch warten, sein Fetischhaus dagegen ist mit Menschenschädeln reichlich geschmückt, aber darin hat König Peppel Wort gehalten, daß er seinen Unterthanen das Menschenfressen verboten. Er läßt durch seine Sklaven Palmöl produciren und dieses verkauft er an die Engländer. Als König Peppel aus London fort war, erschien an der Themse ein Maori aus Neuseeland, der allerdings eine respectablere Figur machte als der Niggerpotentat. Aber schwerlich wäre er zum Löwen geworden und in Gunst gekommen, wenn er nicht eine so prächtig tättowirte Nase gehabt hätte. Wie wurde der Mann aufgesucht und fetirt, von Herzoginnen und Prinzen! Er durfte nirgends fehlen, am allerwenigsten bei kirchlichen Meetings. — Wer farbig ist, einen rothen Fes trägt und einen Kaftan, der ist seines Erfolges sicher; was für ein Subject in dem Kaftan steckt, das verschlägt für John Bull nichts. Geld strömt in Hülle und Fülle auf ihn herab, aber ein weißer bedürftiger Mann würde vergebens auf einen Deut hoffen. „Da ist nun," sagt die Hongkonger „Overland China Mail", „auch Chang in London gewesen und hat Furore gemacht. Der glückliche Tuschhändler und Tintenverkäufer war in allen Theatern, bei jeder Soiree, bei jeder Ausstellung, ein Prinz hat sogar mit prinzlichen Fingern eine Zeichnung von ihm entworfen; er wurde im Marlborough House königlich patronisirt und in der Exeterhalle gab man ihm eine Bibel, die er natürlich nicht lesen kann. Man machte von dem bezopften Tuschhändler großes Aufheben, während man den Vicekönig von Aegypten, der freilich kein weizengelber Mann ist, kaum anständig behandelt hat. Da war gleichzeitig auch der chinesische Schreiber Pin in London; man gab diesem „Menschen und Bruder" einen höhern Officier als „Begleiter und Freund" bei und Pin wurde bei Hofe vorgestellt. In China hätte ihn kein europäischer Kaufmann in seinem Besuchszimmer empfangen und Pin würde auf dergleichen auch keinen Anspruch machen. Die Auszeichnung, welche der Schreiber Pin in London erfahren hat, wird den Europäern in China Nachtheil bringen; denn Herr Pin wird schon eine Erzählung zurecht machen, wie sie für sein chinesisches Publicum paßt."

Herausgegeben von Karl Andree in Braunschweig. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00630 3198